

Lippische Landesbibliothek
03773329
Theologische Bibliothek
Lippische Landeskirche

Wh 1861



Beispiele des Guten.

Eine Galerie
edler Handlungen und Charakterzüge
aus der
Geschichte aller Zeiten und Völker.

Eingeführt von Dr. J. L. Ewald.

Erster bis dritter Theil.

Siebente neu verbesserte und vermehrte Auflage,
besorgt von M. J. C. F. Burk, Stadtpfarrer in Großbottwar.

Mit zehn Bildern.

Stuttgart, 1845.
Verlag der J. F. Steinkopf'schen Buchhandlung.

Bibl. Landeskirche Baden

Einführung.

Du erhältst hier ein Büchlein, lieber Leser, das nicht Eigennutz und Ruhmsucht, sondern wirklich bloß Liebe, etwas Gutes zu thun, nicht ohne Fleiß und Bemühung gesammelt hat, wie der Augenschein zeigt, da sich der Verfasser nicht genannt hat, und weder genannt noch gekannt seyn will, und da er durchaus, wie ich sicher weiß, keinen Geldvortheil dabei sucht. Gewiß lebst du gern unter guten Menschen. Ein edler Zug, den du erzählen hörst, oder von dem du lieseſt, erhebt dein Wesen. In dir regt sich ein edler Stolz, daß auch du zu dem Geschlechte gehöreſt, das zu so etwas Edlem fähig ist; und besinneſt du dich ein wenig, so wird dieser Stolz durch das Gefühl geläutert: „Was haſt du, Mensch, das du nicht empfangen hätteſt? Und wenn du Alles empfangen haſt; wie wollteſt du dich dessen rühmen, als ob du es nicht empfangen, sondern dir selbſt es erworben hätteſt?“ So löſet sich denn diese Empfindung auf in demüthigen Dank gegen Den, der uns diese Anlagen gab, und uns zu Seinem Bilde schuf. Aehnliche Gesinnungen können auch durch solche Sammlungen erhalten werden, deren wir mehrere haben, aber nie genug, so wie wir fader oder

abenteuerlicher Romane nie wenig genug haben können. Man lebt in guter Gesellschaft, indem man eine solche Sammlung lieset.

Besonders empfehle ich sie euch, Jugendlehrer! denen sittliche und religiöse Bildung eurer Schüler und Zöglinge das Wichtigste ist, die auch allein diesen Ehrentitel verdienen. Sie wird euch wohlfeil genug gegeben; Ihr könnet sie also leicht euren Zöglingen in die Hände geben. Sie enthält wohlfeile, aber gesunde Nahrung für ihren sittlichen und religiösen Sinn. Sie werden auch Geschmack daran finden, wenn ihr Gaumen noch nicht durch gewürzte Romanen- und Schauspiel-Speise verwöhnt ist. Jede Freude über eine edle That, die sie hier lesen, ist Samkorn zu einer ähnlichen, und Zeichen, daß es in ein gutes Land gefallen ist.

So gehe denn hin in alle Welt, du anspruchsloses Büchlein; — wecke, leite, belebe Gutes im Stillen, anmaßungslos wie der, der dich sammelte! Reinige, stärke, veredle, im Namen Dessen, der Urquell alles Guten ist, und Dessen, der das meiste Gute in der Welt gewirkt hat, und mit dem guten heiligen Geiste, der von ihnen ausgeht, und zu ihnen hinführt. Amen!

Heidelberg, den 10. Oktober 1807.

Johann Ludwig Ewald,
der heil. Schrift Doktor, und Großherzoglich Badischer wirklicher Kirchenrath.

Vorwort zur siebenten Auflage.

Seit einer Reihe von bald vierzig Jahren erfreuen sich diese hier in der siebenten Auflage vorliegenden »Beispiele des Guten« eines gleichmäßig fortdauernden Beifalls sowohl der leselustigen Jugend als ihrer treubesorgten Lehrer. Sie verdanken dieß ohne Zweifel dem Umstande, daß ihnen ein glücklicher Gedanke zu Grunde liegt, der mit fleißiger Benützung des großen Reichthums der auf den verschiedenen Gebieten der Literatur zerstreut vorhandenen Materialien gleich bei der ersten Auflage geschickt durchgeführt wurde, und daß die nachbessernde Hand nie müssig gewesen ist, dem in Segen wirkenden Buche jede erwünschte Erweiterung und Verbesserung zukommen zu lassen. Dieses ist denn auch bei Bearbeitung dieser neuesten Auflage, welche ich nach dem Wunsche des Verlegers übernahm, von mir in's Auge gefaßt worden. Der Grundgedanke des Buchs und sein glücklich gewähltes Material ist der Hauptsache nach unverändert geblieben. Aber mit der Anordnung mußte eine durchgreifende Veränderung vorgenommen werden.

Es war dem Buch gegangen wie manchem alten Gebäude, das im Laufe der Zeit so mannigfaltigen An- und Ueberbau erhalten hat, daß eine geordnete und wohlgefällige Gestalt ihm allein dadurch wieder gegeben werden kann, wenn man es von Grund aus neu aufführt. Dieses habe

ich denn versucht, und die Eintheilung des Ganzen nach dem biblischen Richtscheid geregelt: „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Demgemäß erhielt der erste Abschnitt die Aufschrift: „Wahre Gottesfurcht, die Quelle alles Guten,“ der zweite: „Weise Sorge für das eigene Wohl,“ und die Beispiele dieser zwei Abschnitte bilden nun den ersten Theil des Werkes, während der zweite von der allgemeinen Menschenliebe und der dritte von der Menschenliebe in besondern Verhältnissen handelt. Die Sorgfalt für die Thiere, welche früher zwischen der Sorgfalt für Kranke und der edlen Selbstverläugnung in der Mitte gestanden, wurde in den Anhang verwiesen.

Durch diese systematische Rubricirung der Hauptabschnitte ergaben sich von selbst auch mehrere Veränderungen bei der Aufschrift der einzelnen Kapitel; einige derselben mußten vereinigt, mehrere dagegen neu beigegeben werden. Letzteres war am häufigsten der Fall bei dem ersten Hauptabschnitt, welcher dem Geist der Zeit gemäß, in welchem das Buch entstanden war, als der allerdürftigste sich erzeigte; denn die Religion war dazumal zu einem unbedeutenden Kapitel der Sittenlehre zusammengeschrumpft, wogegen nun die neueste Zeit mit Recht eine ganz andere Stellung für sie begehrt. Hier mußten daher nicht nur mehrere neue Kapitel eingeschaltet, sondern überhaupt die Zahl der Beispiele bedeutend vermehrt werden.

Auch die Reihenfolge der Beispiele in den einzelnen Kapiteln erforderte eine durchgreifende Umgestaltung, denn weder die Zeitordnung, noch irgend ein anderer leitender Gedanke hatte sie aneinandergefügt, sondern einzig das zufällige Zusammentreffen. Ich hielt es für das Angemessenste, die Beispiele nach der Zeitordnung zusammenzustellen, wodurch bei jedem Kapitel die Beispiele des griechischen und römischen Alterthums neben einander zu stehen kamen, und

die aus der christlichen Zeit ihnen folgten. Zu meinem Bedauern machten es in einigen Fällen die Druckverhältnisse nöthig, von der allgemeinen Regel abzuweichen; außerdem war nicht immer die Zeit einer erzählten Begebenheit so genau bestimmt, daß ich ihr mit Sicherheit ihren rechten Ort hätte anweisen können. Die erst bei der sechsten Auflage beigegebenen Aufschriften sind insofern einer durchgängigen Veränderung unterworfen worden, als wo möglich irgend ein den Treffpunkt der Geschichte bezeichnender kurzer Ausspruch dazu gewählt wurde. Den Kapiteln wurden bezeichnende Bibelsprüche vorangestellt. Die ursprüngliche Darstellungsweise der Erzählungen wurde zwar in den meisten Fällen belassen, aber doch manche einzelne Verbesserung angebracht, störende Auswüchse abgeschnitten, Mißtöne beseitigt und Dunkelheiten aufgehellt. Manche minder ansprechende, zumal namenlose Stücke wurden mit interessanteren vertauscht, und gerne wäre ich hierin noch etwas weiter gegangen, wenn ich nicht besorgt hätte, damit doch auch Manches zu entfernen, was den bisherigen Lesern lieb geworden war.

Um namentlich Lehrern in Kirche und Schule das Buch bei'm Religionsunterricht noch brauchbarer zu machen, sind bei der Inhaltsübersicht jedes Kapitels diejenigen Stellen des Buchs kurz angegeben worden, in welchen sich Beispiele verwandten Inhalts finden, indem es sich bei einer Sammlung der Art nie vermeiden läßt, daß nicht Stücke vorkommen, welche möglicherweise in mehreren Kapiteln hätten eingereiht werden können.

Das Namenregister enthält jetzt außer den Personen, von welchen die Beispiele eigentlich handeln, auch diejenigen, welche mehr nur gelegenheitlich darin erwähnt sind. Es soll damit das Nachschlagen derjenigen Erzählungen erleichtert werden, von welchen man nicht immer gerade den Hauptnamen im Gedächtniß hat.

Endlich hat der Verleger, um das Buch der Jugend desto angenehmer zu machen, demselben statt eines einzigen, jetzt zehn Bilder beigegeben, dessen ungeachtet aber den Preis, im Verhältniß zu der bedeutend vermehrten Bogenzahl, nicht höher als bisher gestellt.

Möge nun der Segen Gottes, der schon über ein Menschenalter hindurch sichtbar auf diesem Buche geruht hat, auch diese neue Auflage begleiten und recht vielen Eltern und Lehrern, welche ihren Zöglingen dieß Buch in die Hände geben, die Freude gewähren, an denselben sehen zu dürfen, daß diese guten Beispiele zur schönsten Nacheiferung reizen und somit die erwünschtesten Früchte bringen!

Großbottwar, 28. Oktober 1844.

Christian Burk,
Stadtpfarrer.

Heinrich Lotter.

Wer um das Jahr 1830 zu Stuttgart war, der konnte manchmal einen Mann durch die Straßen gehen sehen, der zwar nichts Auffallendes in seinem Wesen hatte, aber doch von den gewöhnlichen Leuten sich unterschied. In einem schlichten, grauen Kleid gieng er einher, nicht schnell, aber auch nicht langsam, das schon etwas graue Haupt war ein wenig gesenkt und unbedeckt, denn den Hut trug er immer in der einen Hand, während die andere einen ehrsamen Stock führte. In seinem Gesicht lag eine Ruhe und Milde, die nur innerer Friede verleihen kann, und eine Freundlichkeit, die Zutrauen erwecken mußte, um so mehr, wenn man bemerken konnte, wie hie und da ein armes Kind freundlich auf ihn zukam, ihm die Hand gab und von ihm liebreich gegrüßt wurde. Zu solchen Kindern führte ihn gewöhnlich sein Gang, und wer ihm nachgehen wollte, der konnte ihn in der Brunnenstraße in das sogenannte Suppenhaus gehen sehen, das eine Beschäftigungsanstalt für arme Kinder enthält, oder auf das Bollwerk in die Paulinenpflege, wo verwahrloste Kinder verpflegt werden, oder in eine Kleinkinderschule. Wollen wir ihm noch weiter nachgehen, so sehen wir ihn endlich in ein großes Haus treten, das die Ecke zwischen der Schulstraße und dem Marktplatz bildet und durch eine alterthümliche Bauart mit seinen drei Erkern vor andern sich auszeichnet, und wenn wir nach dem Eigenthümer fragen, so heißt es: das Haus gehöre den Gebrüdern Lotter. Der ältere derselben ist der Mann, den wir bisher betrachtet haben: Heinrich Lotter, der Herausgeber dieses Buchs und mancher andern schätzbaren Schriften, der unermüdlich thätige, liebevolle, edle Armen- und Jugendfreund.

Jenes Haus war sein Vaterhaus, denn hier erblickte er den 14. September 1772 das Licht der Welt als der erste Sohn des Kaufmanns Tobias Ludwig Lotter. Sobald der kleine Heinrich das gehörige Alter erreicht hatte, ließ es ihm sein Vater nicht an den nöthigen Mitteln zu geistiger Ausbildung fehlen, er schickte ihn nicht nur in das Gymnasium, sondern ließ ihn auch noch durch tüchtige Hauslehrer unterweisen, so daß er einen guten Grund in den für

das Leben nöthigen Kenntnissen legte, der ihm besonders für seine späteren schriftstellerischen Arbeiten wohl zu statten kam. Die Wahl eines Berufs für den jungen Heinrich wurde durch den Vater entschieden, der an ihm mit der Zeit gern eine Stütze und einen Nachfolger in seinem Geschäft gehabt hätte, und diesem Wunsche kam er mit kindlichem Gehorsam entgegen. Die ersten Jahre der Vorbereitung für seinen kaufmännischen Beruf brachte er im elterlichen Hause zu; aber in seinem 22. Jahre verließ er dasselbe, um auf einer Reise in die Schweiz, nach Sachsen und Preußen, sich in den Handelswissenschaften zu vervollkommnen. Doch benützte er diese Gelegenheit nicht nur für diesen nächsten Zweck, sondern vermehrte sich den Gewinn, den solche Reisen überhaupt für die Bildung des Geistes haben, dadurch, daß er mit Männern, die durch ihre Bemühungen um das Wohl ihrer leidenden Mitmenschen oder durch Abfassung guter Schriften oder durch Frömmigkeit sich auszeichneten, Bekanntschaften anknüpfte, einem Kaufmann gleich, der gute Perlen sucht.

Zwei Jahre, nachdem er mit manchfachen Kenntnissen und Erfahrungen bereichert von dieser Reise zurückgekehrt war, finden wir ihn im väterlichen Hause, im Besitz der Handlung, die der Vater ihm und seinem Bruder Karl im Jahr 1796 übergeben hatte, an der Seite einer geliebten Gattin, Louise, geb. Glocker. Da aber diese seine Ehe nicht mit Kindern gesegnet war, so suchte sein von Liebe zu den Menschen und namentlich zur Kinderwelt erfülltes Herz diesen Mangel dadurch zu ersetzen, daß er sich als den Vater armer und verlassener Kinder und als den Berather und Helfer seiner leidenden Mitmenschen ansah und so für das allgemeine Beste that, was er für seinen nächsten Kreis nicht thun konnte. Begleiten wir ihn zu den verschiedenen Stätten, wo sein menschenfreundlicher Geist wirkte.

Wir besuchen zuerst das obengenannte Suppenhaus, wo die Katharinen-Schule ein Gegenstand seiner Fürsorge ist. Wir treten mit ihm in das Zimmer, wo er die Knaben und Mädchen aus ärmeren Ständen, die hier Anleitung zu nützlicher Beschäftigung in ihren Freistunden finden, mit freundlichen Worten zum Fleiß ermuntert und sich nach ihren Arbeiten erkundigt. (Diese Anstalt, im Jahr 1806 durch ihn hauptsächlich begründet, im Jahr 1817 erweitert, und nach der damals so segensreich wirkenden Königin Katharina genannt, fand an Lotter einen der thätigsten Beför-

derer). Indessen kommen arme Leute mit Töpfen oder Löffeln in dasselbe Haus und wir sehen, wie sie eine nahrhafte Suppe bekommen, deren gute Bereitung und gehörige Vertheilung unser Lotter von Zeit zu Zeit beaufsichtigt. Zur Winterzeit wird hier auch Holz den Armen abgereicht. Diese Wohlthätigkeit geht aus von der Privatgesellschaft freiwilliger Armenfreunde, die, im Jahr 1805 von ihm mit Zuziehung einiger andern Menschenfreunde gestiftet, es sich zur Aufgabe machte, die durch Krieg und Mißwachs damals in Stuttgart, namentlich unter den Weingärtnern, entstandene Noth zu lindern. Sie glaubte diesen Zweck dadurch am besten zu erreichen, daß sie Suppe in einzelnen Portionen und Holz scheiterweise, aber, um jedem Mißbrauch vorzubeugen, kein Geld, an die Armen, die sie kennen gelernt hatte, vertheilte. Diese Anstalt, deren Begründung und Förderung man vorzüglich Lotter verdankt, war der erste Schritt seiner öffentlichen, mehr in's Große gehenden Wirksamkeit für Armenunterstützung, ihr leistete er auch mehrere Jahrzehnte hindurch mit der ausdauerndsten Sorgfalt manche wichtigen Dienste. Und als sie allein nicht mehr ausreichte für die volkreiche Stadt, da betrieb er im Jahr 1813 die Entstehung einer zweiten, der Marien-Pflege, die er ebenfalls in seine besondere Sorge nahm. —

Vom Suppenhaus gehen wir in die obere Stadt zur Paulinen-Pflege, und theilten mit Lotter die Freude über die Versorgung einer Anzahl armer, sittlich-verwahrloster Kinder, die hier eine Herberge finden, wo sie ernährt und gekleidet, erzogen und unterrichtet, wo sie vom zeitlichen und ewigen Verderben errettet werden sollen. Auch diese Anstalt, die nach der gegenwärtig regierenden Königin Pauline ihren Namen führt, hat vornehmlich in der Betriebsamkeit Lotters ihre Begründung. —

Jetzt lassen wir uns zu einer muntern Schaar kleiner Kinder führen, in eine der beiden Kleinkinder-Schulen für Stuttgarter Arme, die durch seine Bemühungen im Jahr 1827 zu Stande kamen. In diesem Kreise unverdorbener Kinder, in deren Herzen hier die Triebe des Guten geweckt, sie vor Bösem bewahrt und zu dem großen Kinderfreund, zum Heiland, hingeleitet werden sollen, ist es ihm besonders wohl. Mit Vergnügen sieht er ihren fröhlichen Spielen zu, er hört ihre kindlichen Fragen an, er hat mit ihnen Freude an den Bildern, die ihnen gezeigt werden, und bezeugt es nachher, er finde sein irdisches Paradies in der Umgebung dieser Kleinen.

So wirkte er für die Armen seiner Vaterstadt, doch sein Beruf war noch umfassender, seine wohlthätige Wirksamkeit dehnte sich, abgesehen davon, daß sie auch das Ausland berührte, wo ihm der sel. Tob. Kißling in Nürnberg ein treuer Gehülfe war, über sein ganzes Vaterland aus. Dazu kam es im Jahr 1816, wo die große Hungersnoth der Wohlthätigkeit ein weites Feld eröffnet hatte und alle ihre Kräfte in Anspruch nahm. Um die Wirksamkeit dieser Kräfte durch Vereinigung und weise Leitung zu vermehren, stellte sich in Württemberg die einsichtsvolle Königin Katharina an die Spitze der öffentlichen Wohlthätigkeit, und begründete in Stuttgart die Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins. Ihrem Scharfblick konnte es nicht entgehen, daß sie zur Ausführung ihrer wohlthätigen Plane gerade solcher Männer bedurfte, wie Lotter war, daher ihm die Stelle eines ordentlichen Mitglieds bei jenem Collegium übertragen wurde. In diesem ausgebreiteten Wirkungskreise förderte er durch seine Einsicht und Erfahrung, durch seine Treue und Thätigkeit eine Menge wohlthätiger Einrichtungen, und war mit großem Segen bis zum Ende seines Lebens für sein Vaterland wirksam.

Dieß Alles that er aus glaubensvoller Liebe zu Gott und in herzlicher, aufopfernder Liebe zu den Menschen, nicht um Ehre und Lob bei Menschen zu suchen; doch blieben seine Verdienste auch unter den Menschen nicht unerkannt, sondern außer dem Dank der Armen lohnte ihm das Wohlgefallen seines Fürsten, indem ihm im Jahr 1826 vom König die goldene Civil-Verdienstmedaille verliehen, und zugleich eine Stelle bei der neuerrichteten Commission für Erziehungshäuser anvertraut wurde.

Eine so ausgebreitete und vielseitige Thätigkeit für das Wohl der Armen, sollte man meinen, habe alle seine Kräfte in Anspruch genommen und ihm keine Zeit zu anderer Thätigkeit übrig gelassen; und allerdings hatte er schon im Jahr 1816 den Beruf des Kaufmanns dem des Armenfreundes aufopfern müssen. Aber bei seiner treuen Benützung der Zeit, da er in Erholung und Vergnügen sehr sparsam war und sich auch die nächtliche Ruhe abkürzte, wurde es ihm doch möglich, manche Morgen- und Abendstunde für das Lesen guter Bücher zu gewinnen, und dieser Treue verdanken wir auch seine Schriften, deren er nach und nach über 50 herausgegeben hat. Seine schriftstellerische Thätigkeit bestand nicht sowohl in eigener Abfassung von Schriften, als im Sammeln und Zusammentragen des Guten und be-

sonders des für die Jugend Tauglichen in andern Büchern. Daher bemerken wir in seinem Arbeitszimmer neben einer reichhaltigen Büchersammlung eine Anzahl von Kapseln, welche Stoff für die verschiedenen von ihm herausgegebenen Bücher enthalten. Wo er nur irgend eine Stelle vorfand, die in anziehendem Gewande eine nützliche Wahrheit vortrug, oder die Erzählung einer schönen Handlung oder die Schilderung eines edlen Charakters, oder sonst etwas Brauchbares, das reihte er alsbald in seine Sammlungen ein, und wußte dann in der Folge die gleichartigen Stücke durch ein liebliches Band in eine lehrreiche Einheit zusammenzufassen. Er war eine Biene, die rastlos Honig von allen Seiten her in ihre Zellen eintrug, aber sich eben so geschäftig zeigte, das Beste aus ihrem Gesammelten, sorgfältig geprüft und bearbeitet, Andern mitzutheilen, welchen diese Quellen nicht zugänglich waren. Wie aber beim Honig viel auf die Blumen, aus denen er gesogen, und auf den Jahrgang, in dem er gesammelt wird, ankommt, so war es auch mit Lotters schriftstellerischer Thätigkeit. Sein erstes Wirken in dieser Beziehung fiel in eine Zeit, wo man den Kern des christlichen Glaubens weniger kannte, und dagegen Tugend, Menschenwürde, und wie die hohen Namen alle heißen, gar hoch hielt, wo man die Sittenlehre JEsu für das Höchste im Christenthum ansah, und von der Versöhnung und Rechtfertigung des Sünders vor Gott weniger wissen wollte. Dieser Sinn herrschte in den meisten auf Sittlichkeit wirkenden Schriften jener Zeit, aus denen Lotter schöpfte, vor, und so kam es, daß auch seine Schriften von den Mängeln seiner Zeit nicht frei blieben. Als aber durch den Finger Gottes, der den großen Ereignissen der Zeit aufgedrückt war, die Menschen wieder auf die evangelische Lehre hingewiesen wurden und die Zeit christlicher Entschiedenheit kam, da blieb Lotter nicht zurück, sondern folgte dem Besseren. Daher tragen seine später erschienenen Schriften ein entschiedener christliches Gepräge als die früheren, obwohl er auch mit diesen Dem, der ihn zu diesem Werk berufen hatte, nach dem besten Wissen zu dienen getrachtet hatte. Neben dem vorliegenden Buche, das im weitesten Kreise sich verbreitet hat, sind besonders noch hervorzuheben: Schule der Weisheit und Tugend; der christliche Kinderfreund; Unterhaltungen für Geist und Herz junger Christen; ferner der christliche Krankenfreund; Vorsehung und Menschen-Schicksale; Warnungs-Beispiele*). Alle diese Schriften gab er

*) Ein Verzeichniß sämmtlicher Schriften ist nachstehend angefügt.

heraus, ohne seinen Namen dabei zu nennen, da er es in seiner Bescheidenheit und Demuth vorzog, sich auf dem Titel als den Herausgeber einer andern, ebenfalls ohne seinen Namen erschienenen Schrift zu bezeichnen.

Seinen Eifer, für das geistige Wohl seiner Nebenmenschen zu sorgen, bezeugte er übrigens auch durch seine rege Theilnahme an dem Werk der Bibelverbreitung und der Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden, wie überhaupt keine Art des Wirkens für das Reich Gottes ihm fremd blieb.

Nachdem wir nun den theuren Mann in seinen verschiedenen Wirkungskreisen kennen gelernt haben, müssen wir ihn noch auf dem letzten Gange begleiten, auf dem Gange zum Tod und Grabe, den er bälder antreten sollte, als man erwartete. Denn bei der äußerst mäßigen und geordneten Lebensweise, die Lotter führte, bei der Gelassenheit und Ruhe, mit der er seine mannigfaltigen Geschäfte besorgte, bei dem stillen Seelenfrieden, der ihn durchdrang, hätte man denken mögen, daß er ein hohes Ziel des menschlichen Lebens erreichen werde; allein unerwartet schnell ward er von hinnen gerufen. Doch traf ihn der Tod nicht unvorbereitet; denn schon seit einiger Zeit hatte er sich mit Betrachtungen über das höhere Alter und den Tod beschäftigt, und wollte, um seinen Nebenmenschen auch hierin noch zu dienen, eine Sammlung derselben unter dem Titel „christlicher Simeon“ herausgeben; aber er sollte durch sein eigenes Beispiel zeigen, in welchem Frieden ein Christ dahinfahren kann. Gegen die Mitte Februars 1834 nämlich wurde er von einem Unwohlseyn befallen, das aber so unbedeutend war, daß er sich von seiner gewohnten Thätigkeit nicht eher zurückhalten ließ, als bis die steigende Heftigkeit eines Entzündungsfiebers, das seine Brust ergriffen hatte, ihn dazu nöthigte. An seinem Krankenlager finden wir einen vieljährigen Freund von ihm, den nun auch selig vollendeten Stadtpfarrer C. A. Dann, wie er mit ihm betet und ihm Trost zuspricht. Der Kranke selber spricht sehr wenig. Zu einem Verwandten sagte er: „ich habe viel zu lernen.“ Da Jemand von den Umstehenden von seinen Werken der Liebe redet, schüttelt er den Kopf. Nur fünf Tage dauerte seine Krankheit; denn schon am 26. Februar Morgens halb vier Uhr entschlief er nach eingetretener Lungenlähmung sanft, wie er gelebt hatte.

Am darauf folgenden Sonntag erscheint eine Stunde vor der Beerdigung ein Häuflein der kleinen Kinder, die mit ihrem Lehrer ihrem Vater noch ein kindliches Lebewohl

zusingen. Dann sehen wir einen großen Leichenzug seine Hülle zur Ruhestatt auf den Hoppelau-Kirchhof begleiten. Außerdem sind die Straßen, durch welche der Zug geht, zu beiden Seiten mit Menschen angefüllt, obwohl kein besonderes Gepränge die Neugierde reizt. Aber Jedermann fühlte die Verpflichtung, dem Mann, der bisher in so stiller und gesegneter Liebesthätigkeit, wie es schien, von den Allerwenigsten beachtet, dahin gewandelt, wenigstens nach seinem Tode öffentlich und allgemein zu ehren. Am Grabe wurden einige Worte des Trostes gesprochen, denen nachher eine Rede in der Kirche folgte, und dann die Hülle unter Gesang in das Grab gesenkt, wo bald darauf seine treue Lebensgefährtin an seiner Seite ruhen sollte.

Nun haben wir den Leib begleitet und möchten wohl auch die Seele begleiten; aber wir können ihr noch nicht folgen. Doch hören wir eine Stimme von daher tönen, wo er ist, die uns Aufschluß gibt: »Selig sind die Todten, die in dem HErrn sterben, von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.«

H. Lotters Schriften,

so weit sie im Verlage seines Freundes J. F. Steinkopf in Stuttgart erschienen sind.

Adela. Lehrreiche und gemüthliche Unterhaltungen für die Jugend im Alter von 10—14 Jahren. Eine Auswahl von Erzählungen, Fabeln, Liedern, Räthseln ꝛc. 8. 1828. 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr.

Aus dem Leben edler Frauen. Historisch-moralische Schilderungen als Muster zur Nachahmung. 8. 1828. 1 fl. 30 kr. oder 1 thlr.

Beispiele des Guten. Erster bis dritter Theil. Siebente verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1845. 2 fl. 40 kr. od. $1^2/_3$ thlr. feine Ausgabe 4 fl. oder $2^1/_2$ thlr.

— — — **Vierter Theil.** Auch unter dem Titel:
Edelsinn und Tugend. Poetische Darstellungen aus der ältern und neuern Welt- und Menschen-Geschichte, mit kurzen historischen Erläuterungen. Zweite verbesserte und sehr vermehrte Auflage. 8. 1824. 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr.

— — — **Fünfter Theil.** Auch unter dem Titel:
Darstellungen, poetische, des Schönen und Guten aus der Welt- und Menschen-Geschichte. 8. 1830. 1 fl. oder 14 ggr.
(Alle fünf Theile zusammen 4 fl. 16 kr. oder 2 thlr. 16 ggr.)

Beispiele des Guten aus dem weiblichen Wirkungskreise. Geschichtl. Darstellungen edler Gesinnungen u. Handlungen zur Förderung christl. Tugend u. Glückseligkeit. 8. 1834. 1 fl. 12 kr. od. 18 ggr.

Beispiele, merkwürdige, der göttlichen Vorsehung. Eine Auswahl glaubhafter Erzählungen für den Gebrauch in Schulen und Familien. 8. 1833. 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr.

Buch, goldenes für die Jugend. Versuch einer kurzgefaßten christlichen Religions- und Sittenlehre in gereimten Denksprüchen zu Lese- und Gedächtniß-Uebungen, auch Schreib-Vorschriften in Schulen und Familien. Mit einem Ermunterungswort der Liebe von Dr. C. F. A. Steinkopf. 12. 1816. 16 kr. oder 4 ggr.

Dichtungen aus der Sage des Morgenlandes. Parabeln, Legenden, Apologen. Eine morgl. Anthologie. 8. 1827. 1 fl. 30 kr. od. 1 thl.

Erzählungen für die zartere Jugend, zur Bildung und Stärkung eines religiösen und sittlichen Gefühls und Urtheils. Ein Lesebuch für den häuslichen und Schulgebrauch. 8. 1826. 1 fl. od. 16 ggr.

Frühlings-Freuden der Gesang-liebenden Jugend. Ein Mai-Geschenkchen in 58 Liedern nach bekannten leichten Melodieen. Dritte neu vermehrte Auflage. 8. 1819. 8 kr. oder 2 ggr.

Für häusliche Erziehung. Geistesblüthen aus den Schriften weiser und edler Menschen älterer und neuerer Zeiten. Mit Vorrede und Einleitung von Dr. J. G. Münch.

Auch unter dem Titel:

Taschenbuch für gute Eltern, die in und mit ihren Kindern sich glücklich sehen wollen. 8. 1811. 1 fl. 30 kr. od. 1 thlr.

Gebet, das, des Christen im Geiste und in der Wahrheit. Nach Anleitung des vortrefflichen Mustergebets unsers HErrn und Erlösers. Mit Vorrede von C. A. Dann. 8. 1810. 48 kr. od. 16 ggr.

Gebete und Lieder für Kinder zur täglichen Andacht in Familien. Mit Vorwort von C. A. Dann. 8. 1831. 24 kr. oder 6 ggr.

Gesänge und Lieder, christliche, für die Jugend in Schulen, auch zur häuslichen Erbauung. Nach bekannten Kirchenmelodieen. 8. 1827. 16 kr. od. 4 ggr. In Parth. v. 25 Ex. 12 kr. od. 3 ggr.

Grundriß der Erdbeschreibung. Ein Leitfaden bei'm Unterrichte und Privatgebrauche. Mit Vorrede von Prälat v. Franz. Zweite umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1822. 1 fl. 20 kr. oder 1 thlr.

Handbuch der Erdbeschreibung, mit besonderer Hinsicht auf Deutschland. Nach den neuesten politischen Bestimmungen. Mit Vorrede von Prälat v. Franz. Zwei Theile. Zweite ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. 8. 1819. 3 fl. oder 2 thlr.

Handbuch der Wechselkunde, oder Inbegriff der Lehre von Wechseln und des Wechselhandels, für junge Leute und Geschäftsmänner möglichst faßlich entworfen. Erster Band. gr. 8. 1802. 1 fl. 48 kr. oder 1 thlr. 4 ggr.

Hausbedarf, christlicher, für Kranke und Leidende. Ein Erbauungsbuch in der Stille der häuslichen Andacht. Mit Vorrede von Dr. C. F. A. Steinkopf. 8. 1818. 48 kr. oder 16 ggr.

Kinderfreund, der christliche, ein Lesebuch zur Bildung und Belebung eines christlich-religiösen Sinnes in der Seele der zarteren Jugend. 8. 1827. 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr.

Kinderkreis, der. Beispiele des Guten aus dem Leben von Kindern für Kinder. 8. 1838. 1 fl. oder 16 ggr.

Krankenfreund, der christliche. Evangelische Geistes- und Herzens-Nahrung für Kranke und Sterbende und ihre Freunde.

— — — **Erster Theil.** Auch unter dem Titel:

Glaube, Liebe, Hoffnung, am Kranken- und Sterbebette des Christen. 8. 1822. 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr.

— — — **Zweiter Theil.** Auch unter dem besondern Titel:

Betrachtungen und Gebete für Kranke und Sterbende, mit besonderer Rücksicht auf die äußeren Lebensverhältnisse und Gemüthszustände. Mit Vorwort von Prälat Dr. C. C. v. Flatt. 8. 1823. 1 fl. 30 kr. oder 1 thlr.

— — — **Dritter Theil.** Auch mit dem Seitentitel:

Trost- und Ermunterungslieder, christliche, für Leidende überhaupt, und für Kranke und Sterbende insbesondere. 8. 1825. 1 fl. 20 kr. oder 18 ggr.

(Alle drei Theile zusammen 4 fl. oder 2 thlr. 12 ggr.)

Legenden, christliche. Blumenlese religiös-moralischer Dichtungen. Mit Vorrede von Prof. G. Schwab. 8. 1832. Druckpapier 1 fl. 30 kr. oder 1 thlr. Velinpapier 2 fl. oder 1 thlr. 8 ggr.

Lieder bei Schließung des ehelichen Bundes vor und nach der Trauung. Nach Kirchenmelodieen. 16. 1822. 3 kr. oder 1 ggr.

Lieder für die Jugend in Industrie-Anstalten. 8. 3 kr. od. 1 ggr.

Mitgabe auf die Lebensreise. Geistesblüthen edler Dichter. Auf jeden Tag des Jahres Etwas. 16. 1837. cart. 1 fl. 12 kr. od. 18 ggr.

Morgen- und Abend-Gebete auf alle Tage des Jahres über auserlesene Bibelsprüche, für Freunde des evangelischen Christenthums, mit Rücksicht auf die Sonntage und christlichen Festzeiten. Nebst einem Anhange von Gebeten für besondere Zeiten und Verhältnisse des Lebens. Mit Vorrede von Prälat v. Flatt. Zwei Bände. Mit einem Titelkupfer. gr. 8. 1821. 6 fl. oder 4 thlr.

— — — **Dritter Band.** Auch unter dem Titel:

Heiligung der Morgen- und Abendstunden in auserlesenen Gebetliedern älterer und neuerer christlichen Dichter. Mit einem Anhang von Liedern auf die christlichen Festtage, auch besondere Zeiten und Verhältnisse des Lebens. gr. 8. 1 fl. 30 kr. od. 1 thlr.

Psyche. Stunden der Weihe für das höhere Leben der Seele. Mit Vorrede von Ph. C. Conz. 8. 1819. 1 fl. 30 kr. oder 1 thlr.

Religion für das Herz, oder Bekenntnisse des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung in auserlesenen Stellen aus geistvollen Schriften unseres Zeitalters. Zweite umgearbeitete Auflage. 8. 1820. 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr.

Religion, Sittlichkeit, Lebensweisheit, in gereimten Sprüchen und Gleichnissen. Auf jeden Tag des Jahres Etwas. gr. 16. 12 kr. oder 3 ggr.

Sammlung, neue, von mehr denn 300 Glückwünschen guter Kinder bei'm Jahreswechsel und an Geburtstagen, auch bei sonstigen Familien-Ereignissen, ihren Eltern und andern geliebten Verwandten, so wie ihren Lehrern, Pathen und Wohlthätern gewidmet. 16. 1831. 54 kr. oder 14 ggr.

Schatzkästlein, christliches, auf jeden Tag des Jahrs. Etwas für's Herz aus der Heilsquelle des göttlichen Worts. Mit erbaulichen Liederversen und einem Vorwort von C. A. Dann. gr. 16. 1825. 48 kr. oder 12 ggr.

Schatzkästlein, neues christliches, auf alle Tage des Jahres, in einer Auswahl biblischer Kernsprüche mit Liederversen. Mit einer Vorrede von Jung-Stilling. Neue durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Auch unter dem Titel:

Trostbüchlein, christliches, für Leidende auf alle Tage des Jahrs. Oder: Worte des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, zur Ermunterung der Wanderer nach dem himmlischen Vaterlande, welche unter den schweren Erfahrungen des Erdenlebens nach Gottes Willen leiden und Ihm ihre Seele befehlen. gr. 16. 1833. 48 kr. oder 12 ggr.

Schule der Weisheit und Tugend. Eine Anzahl vorzüglich schöner Parabeln und anderer moralischen Erzählungen. Ein Geschenk für die Jugend. Mit Vorrede von weil. Dr. J. L. Ewald. Zwei Theile. Dritte stark vermehrte Auflage. 8. 1819. 1 fl. 30 kr. oder 1 thlr.

Sittenlehre, praktische, für die Jugend, in auserwählten Fabeln und Erzählungen. Ein Lese- und Gedächtnißbuch für den häuslichen und öffentlichen Gebrauch. 8. 1821. 1 fl. 30 kr. od. 1 thlr.

Taufbundes-Erneuerung, die, junger Christen an heiliger Stätte. Predigten, Einsegnungsreden und Confirmations-Handlungen; nebst einer Auswahl von Confirmations-Liedern und Denksprüchen. 8. 1831. 1 fl. 36 kr. oder 1 thlr.

Trost und Stärkung für Christen aus dem Gebet des HErrn. In drei Liedern. 8. 3 kr. oder 1 ggr.

Unterhaltungen für Geist und Herz. Jungen Christen gewidmet, welche in das reifere Alter übertreten, hauptsächlich bei der Erneuerung ihres Taufbundgelübdes und erstmaligen Gedächtnißfeier des Todes JEsu im heiligen Abendmahl. Betrachtungen, Gebete, Lieder ꝛc. Mit einem Vorwort von Prälat Dr. v. Flatt und einem Titelkupfer. 8. 1817. 1 fl. 15 kr. oder 20 ggr.

Vorsehung und Menschenschicksale, oder Preis der Weisheit und Vaterliebe Gottes in der besondersten Lebensführung einzelner Menschen. Eine Auswahl geschichtlicher Thatsachen. Zwei Theile. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 3 fl. 12 kr. od. 2 thlr.

Warnungsbeispiele für die Jugend aus der Geschichte und dem alltäglichen Leben, oder lehrreiche Schule der Erfahrung, zur Verhütung dessen, was unser inneres Wohlseyn stören und für Gesundheit und Leben verderblich werden kann. Ein Lesebuch für den häuslichen und Schulgebrauch. 8. 1829. 1 fl. oder 16 ggr.

— — — **für Jünglinge und Jungfrauen** zur Vermeidung der Gefahren, die auf dem Lebenswege ihrem geistigen und leiblichen Wohle drohen. Stimmen der Erfahrung aus der Geschichte einzelner Menschen. 8. 1829. 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr.

Worte des Trostes am Grabe geliebter Verwandten und Freunde. Erste Abtheilung. Auch unter dem besondern Titel:

Worte des Trostes für christliche Eltern, die um ihre entschlafenen Lieblinge weinen. Mit allegor. Titelkupfer. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1823. 1 fl. oder 16 ggr.

— — Zweite Abtheilung. Auch unter dem besondern Titel:

Worte des Trostes für Christen, welche um ihre entschlafenen Eltern, Geschwister, Gatten und Freunde trauern. Mit Titelkupfer. 8. 1818. 1 fl. 36 kr. oder 16 ggr.

Inhalts-Uebersicht.

Erster Theil.

A. Wahre Gottesfurcht, die Quelle alles Guten.

I. Frühe Gottseligkeit.

Seite

1. Ein guter Christ auch ein guter Soldat 5
2. Ein frommer Prinz 7
3. Der Segen einer frommen Taufpathin 8
4. Der junge Glaubensheld 10
5. Die treu bewahrte Taufgnade . . 12
6. Kindliche Sterbensfreudigkeit . . . 13
7. Das frühreife Kind 14
8. Der fromme Liederdichter 17
9. Die drückende Lüge 21
10. Der schönste Schmuck 22
11. Das jugendliche Gelübde 22
12. Ein frommer französischer Gesandter 24
13. Gegenseitige Hilfleistung 25
14. Bruchstücke aus einem Tagebuch . 27
15. Geburtstagsgebet 29
16. Ein Kind der Lehrer seines Sklaven 30
17. Was die Bibel auch schon Kinder lehren kann 31
18. Liebliche Erfahrungen in Kleinkinder schulen 33

Ferner kommen Beispiele früher Gottseligkeit vor: Seite 98. 102. 139. 256. 265. 614. 1114.

II. Hochschätzung des Wortes Gottes.

19. Bibelsprüche an der Wand . . . 36
20. Galenus oder die Bibel? 37
21. Vermächtniß 38
22. Ein schönes Bekenntniß 40
23. Der alte Schüler 41
24. Der aufmerksame Bibelleser . . . 43
25. Der kleine Vorleser 44
26. Das kostbarste Geschenk 44
27. Das geschriebene neue Testament . 45
28. Die sauer verdiente Bibel 46
29. Vorrath für's Alter 46
30. Wie viel ist dir deine Bibel werth? 47

Ferner: S. 2. 9. 14. 19. 26. 31. 56. 80. 83. 107. 201. 213. 219. 235. 261. 268. 285. 290. 295. 296. 316. 385. 600. 603. 605. 622. 720. 972. 1144.

III. Ehrfurchtsvolle Anbetung Gottes.

31. Ermahnung auf den Weg 48
32. Gottesfurcht der ersten Christen . . 49
33. Ihr sollet nicht viele Worte machen 50
34. Ein väterlicher Rath 50
35. Der Hausgottesdienst 51
36. Die Beichte eines Königs 52
37. Das Gebet eines Königs 53
38. Ein frommer Naturforscher . . . 56
39. Wer Gott vergißt, bleibt ungesegnet 58
40. Kindliche Einfalt eines Heiden . . 59
41. Die entschiedene Braut 60
42. Die beharrliche Beterin 60

Ferner: S. 26. 28. 112. 207. 261. 320. 478. 824. 1049. 1060. 1080. 1084. 1110.

IV. Anhaltendes vertrauensvolles Gebet.

43. Die ersparte Operation 61
44. Die Errettung aus des Todes Rachen 62
45. Der wirksame Brief 64
46. Bete noch zuvor! 65
47. Beten hilft siegen 66
48. Ach meines Vaters Gebete! . . . 66
49. Die betenden Kinder 67
50. Der gesegnete Bettag 67
51. Bitte um Verlängerung der Gnadenzeit 68
52. Die Seligkeit des Kniebeugens . . 69
53. Das Gebet das beste Erholungsmittel 70
54. Wiedervergeltung 71
55. Das wirksame Vaterunser . . . 71
56. Die Sprachlosen macht Er redend . 72
57. Die Hilfe durch einen Traum . . 73
58. Die Desperationskur 74
59. Der betende General (Mit einer Abbildung) 75
60. Die wiedergeschenkte Mutter . . 79
61. Bekehre dich, daß Gott dich erhören kann 80
62. Ein Tag ohne Gebet ist ein Tag ohne Segen 81
63. Die Hand des HErrn ist nicht verkürzt 82
64. Du sollst Gott nicht versuchen . . 84
65. Der bekehrte Jüngling 85
66. Woher der Segen auf dem Missionsfeld? 87
67. Kannst du für deinen Meister beten? 88
68. Das versäumte Tischgebet 88
69. Ehe sie rufen, will ich antworten . 89
70. Wind und Meer sind ihm gehorsam 90

Ferner: S. 8. 12. 15. 17. 21. 23. 32. 42. 60. 96. 120. 126. 203. 265. 268. 276. 294. 380. 396. 402. 501. 525. 553. 820. 869. 874. 979.

V. Dankbarkeit gegen Gott.

Seite

71. Der vergessene Dank 91
72. Die tägliche Osterfeier 92
73. Der Dank einer Heidin 94
74. Die Geburtstagsfeier 95
75. Der Lobgesang auf dem Schlachtfeld 97
76. Demüthige Dankbarkeit 97
77. Gedenke der vorigen Tage 98
78. Dank eines Kindes 98
79. Das Gebet des Wilden 99
80. Dank für Errettung aus großer Gefahr 100
81. Ein dankbarer Blinder 102
82. Thätige Dankbarkeit 105
83. Das Dankfest der befreiten Negersklaven 106
84. Die größte aller Wohlthaten . . 107

Ferner: S. 20. 29. 41. 55. 59. 62. 68. 73. 146. 149. 159. 167. 195. 220. 228. 247. 254. 256. 260. 312. 385. 406. 430. 466. 468. 629. 640. 783. 815. 869. 963. 1016. 1144.

VI. Stille Sabbathfeier.

85. Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest 108
86. Der rechtmäßige Erbe 109
87. Der Mann aus der alten Welt . 111
88. Nöthiget sie hereinzukommen . . 114
89. Die gewissenhaften Posthalter . 114
90. Der Markt von Greenwich . . . 115
91. Das muß zu was gut seyn, es kommt von Gott 117
92. Die Sklaven von Verbice 118
93. Wer des HErrn harret, wird nicht zu Schanden 118

Ferner: S. 9. 18. 28. 58. 92. 207. 220. 237. 257. 261. 263. 269. 270. 371. 594. 606. 884. 979. 1081. 1084.

VII. Gläubiges Vertrauen auf Gott.

94. Der Sieg steht in Gottes Hand . 121
95. Eine feste Burg ist unser Gott . . 121
96. Gott lebet noch 125
97. Die Macht der Unmündigen . . 127
98. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen . . . 128
99. Mein Leben steht in Gottes Hand 129
100. Die bewährte Glaubenszuversicht 130
101. Der ruhige Schlaf des Gerechten 130
102. Der geheilte Gichtbrüchige . . . 131
103. Gott ist gut borgen 133
104. Mit dem Maaß, damit ihr messet, soll euch gemessen werden . . . 133
105. Das Mütterchen im Schnee . . 135
106. Weg' hat Er allerwegen, an Mitteln fehlt's Ihm nicht 136
107. Ist Gott nicht barmherziger als die Menschen? 137
108. Ihr seyd besser denn viele Sperlinge 138
109. Kinderglaube 139
110. Die Unbegnügsamkeit 139
111. Laß meine Hoffnung auf Dich nicht zu Schanden werden, o HErr! . 140

Ferner: S. 49. 50. 54. 66. 71. 83. 95. 120. 148. 159. 240. 252. 281. 294. 300, 323. 403. 457. 628. 648. 750. 881. 1006. 1100. 1141.

VIII. Ergebung in Gottes Willen.

112. Gehe hin und thue deßgleichen . . 141
113. Er mache es mit mir, wie es Ihm gefällt 142
114. Das beste Mittel gegen die Leiden 143
115. Das gesegnete Lebensjahr 144
116. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil 146
117. Der Dank in den Mitternachtsstunden 148
118. Die Liebe duldet Alles 149
119. Alles ist Gnade 153
120. Was mein Gott will, gescheh' allzeit 153
121. Was Gott thut, das ist wohlgethan! 154
122. Hier sind wir, und die du uns gegeben hast 155
123. Wo du stirbst, da sterbe ich auch . 156
124. Nicht Ein Leiden weniger . . . 159

Ferner: S. 16. 23. 24. 57. 87. 261. 430. 528. 1049. 1085. 1125.

IX. Wahre Buße und Bekehrung.

125. Strafe den Weisen, der wird dich lieben 160
126. Eine Freude für den Himmel . . 161
127. Was thust du für deinen Heiland? 1 6
128. Die gesegnete Beichte 167
129. Die Kraft der Wahrheit und Liebe 169
130. Was muß ich thun, daß ich selig werde? 170
131. Der geheilte Spieler 172
132. Der dankbare Räuber 176
133. Der junge Romanschreiber . . . 178
134. Uebergehe keine Gelegenheit, Gutes zu thun 179
135. Der Nachtwachterruf 181
136. Das Gelübde der Mäßigkeit . . . 182
137. Der Zorn des Menschen thut nicht, was vor Gott recht ist 183
138. Die besiegte Trunkenheit 186
139. Durch Nacht zum Licht 188
140. Das offene Geständniß 192
141. Sieh' hier bin ich, Ehrenkönig! . 195
142. Der bekehrte Straßenräuber . . . 197
143. Du bist der Mann des Todes! . . 198
144. Gesegnete Frucht einer Sonntagsschule 200
145. Um Jesu willen erbarme dich mein 204
146. Frisch gewagt ist halb gewonnen . 206
147. Der verborgene Zuhörer 209
148. Die Kirchenbuße 213
149. Das erhörte Gebet einer Mutter . . 215
150. Der Name, in dem das Heil ist . 218
151. Der umgewandelte Ehegatte (Mit einer Abbildung) 218

Seite
152. Sagen Sie mir, ob meine Seele verloren ist? 223
153. Das Bild JEsu auf dem Tanzboden 228
154. Siehe, ich und die Kinder, die Du mir gegeben hast 229
155. Wohin soll ich mich wenden? . . 230

Ferner: S. 23. 31. 67. 80. 85. 114. 146. 159. 247. 335. 468. 517. 568. 570. 574. 594. 600. 602. 834. 875. 883. 891. 1006. 1026.

X. Der beseligende Glaube an Christum.

156. Was kommt den Menschen am schwersten an? 232
157. Der Heiland ist mein und dein Heiland 232
158. Ich kenne Niemand mehr als Christum 233
159. Die, so Viele zur Gerechtigkeit führen, werden leuchten wie die Sterne 233
160. Auf Christum schlaf ich selig ein . 241
161. Die Blindheit des Selbstgerechten . 241
162. Selig, die nicht sehen und doch glauben 243
163. Nicht Selbstreinigung macht gerecht 244

Ferner: S. 13. 107. 172. 202. 205. 218. 226. 231. 247. 261. 270. 272. 282. 283. 284. 289. 316. 403. 471. 561. 600. 612. 614. 621. 1014.

XI. Das thätige Christenthum.

164. Der Segen des Glaubens 245
165. Kein Haar fällt von unserem Haupte ohne Gottes Willen 255
166. Laß die linke Hand nicht wissen, was die rechte thut 258
167. Erzeigst du dich in allen Dingen als einen Christen? 260
168. Werdet nicht verdrossen, Gutes zu thun 263
169. Der Vertheidiger des Christenthums durch Wort und That 265
170. Der christliche Staatsmann . . . 268
171. Welche Veränderungen bewirkt das Christenthum? 270

Ferner: S. 2[illegible]. 27. 49. 51. 168. 203. 358. 560. 565. 596. 722. 749. 786. 958. 971. 1084. 1097. 1138.

XII. Standhaftes Bekenntniß des Glaubens.

172. Der Weg zur Freiheit 271
173. Wer den Sohn nicht ehret, der ehret den Vater nicht 272
174. Sey getreu bis in den Tod . . . 273
175. Wer ausharret, wird gekrönt . . 274
176. Die unerwartete Hilfe 276
Seite
177. Diese Wunden sind ein Segen Gottes 278
178. Das Gedächtniß des Gerechten . . 278
179. Schwere Prüfung des Gehorsams 279
180. Glücklich, wer glauben kann . . 281
181. Schweigen und Zeugen 283
182. Die fünfzigjährige Erfahrung . . 284
183. Der feste Grund des Glaubens . . 284
184. Die unermüdete Fürbitte 285
185. Der beschämte Gotteslängner (Mit einer Abbildung) 286
186. Die Kraft der Auferstehung Christi 289
187. Ich kann Christum nicht abschwören 289
188. Was ist Wahrheit? 292
189. Wer nicht glaubt, wird verdammt werden 294
190. Das Bekenntniß eines Juristen . . 296
191. Der gewissenhafte Fabrikant . . . 297
192. Das Bekenntniß Christi im Parlament 297
193. Ich glaube an den dreieinigen Gott 298
194. Ob Tausend fallen zu deiner Rechten, wird es doch dich nicht treffen 298
195. Lieber Entbehrung als Glaubenszwang 301
196. Edle Fürstenrede 301
197. Schäme dich nicht deines Herrn . . 302

Ferner: S. 10. 26. 60. 143. 160. 203. 240. 307. 388. 456. 465. 572 836. 1008. 1080.

XIII. Edle Duldsamkeit.

198. Die Liebe ist das größte Gebot . . 303
199. Der Gedanke an die Ewigkeit macht verträglich 304
200. Fürsten sollen nicht über die Gewissen herrschen 305
201. Mein Haus und mein Herz steht euch offen 305
202. Thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen 306
203. Bedenket, was wir mit einander gemein haben 307
204. Gott allein die Ehre! 308
205. Der Unterschied zwischen Wesen und Form 308
206. Der Himmel ein Vereinigungsort 310
207. Was es heiße: Allen Alles seyn . 311
208. Der Huldigungseid 311
209. Der barmherzige Samariter . . . 312
210. Was ihr wollt, daß euch geschehe, das thut auch ihr 313
211. Fürsorge für das Seelenheil fremder Glaubensgenossen 314
312. Werth der Uebereinstimmung in den Hauptpunkten 315
213. Fürsorge für fremde Tode 316
214. Ich bin ja auch ein Christ wie Er 317
215. Der Wetteifer in der Liebe . . . 317
216. Der beschämte Verfolgungsgeist . 318
217. Das gemeinschaftliche Abendmahl . 320
218. Sie hat in unserer Mitte gelebt, sie soll auch in unserer Mitte ruhen 421

Ferner: S. 100. 269. 297. 301. 557. 933. 1013.

XIV. Heilighaltung des Namens Gottes.

Seite

219. Lieber Pein leiden als meineitig werden 321
220. Eure Rede sey Ja, Ja, Nein, Nein! 323
221. Die gewissenhaften Unterthanen . 324
222. Ehrfurcht vor dem Namen Gottes 325
223. O mein Vater, gehe doch nicht in die Hölle! 325
224. Da sey Gott vor, daß ich Jemand zum Meineid Anlaß gäbe! . . . 328
225. Was thust du, um einen falschen Eid zu verhindern? 329

Ferner: S. 56. 269. 280. 307. 311. 491. 633. 634. 637. 947. 1107. 1118. 1134. 1152.

B. Weise Sorge für das eigene Wohl.

I. Selbsterkenntniß.

226. Ich weiß, daß ich nichts weiß . . 330
227. Demüthiges Anerkenntniß einer Uebereilung 331
228. Der Weise lässet sich strafen . . . 332
229. Der sagt es, und ich denke es . . 332
230. Hältst du dich nicht für besser als deinen Nachbar? 333
231. Was schadet mehr: Tadel oder Schmeichelei? 333
232. Liegt nicht auch in meinem Herzen der Keim zu allem Bösen? . . 334
233. Erkenne in Andern dein eigen Bild 335
234. Lerne dich bei Allem schuldig geben 336
235. Bist du besser als der, über den du dich ärgerst? 336
236. Ich hätte nie gedacht, daß ich so schlecht wäre! 339

Ferner: S. 19. 35. 41. 53. 56. 162. 190. 202. 218. 228. 230. 234. 238. 242. 245. 262. 576. 624.

II. Lernbegierde.

237. Lernen wollen ist keine Schande . 339
238. Der lernbegierige Kaiser 340
239. Mathematische Erfindungen . . . 341
240. Wahre Liebe zu den Wissenschaften 342
241. Ein Handwerk hat einen goldenen Boden 344
242. Der erfindsame Fleiß 345
243. Bewahre, was du gelernt hast . . 346
244. Wie Einer sich selbst unterrichtet . 347
245. Die Nachtwachen 349
246. Die linke Hand statt der rechten . 350
247. Uebung macht den Meister . . . 350
248. Der Spinner ohne Hände 352
249. Der eifrige Sprachforscher . . . 352
250. Die Erfindung des Notendrucks . 354
251. Der alte Confirmand 355

Ferner: S. 2. 14. 41. 43. 46. 49. 172. 438. 621. 899. 972. 1023.

III. Charakterfestigkeit und Beharrlichkeit.

252. Was Einer um zeitlichen Ruhmes willen that 357
253. Der Muth der Unschuld 358
254. Christliche Gewissenhaftigkeit . . 358
255. Der Stifter der grönländischen Mission 361
256. Die abgewiesene Einladung zum Ball 362

Ferner: S. 350. 387. 416. 418. 422. 510. 602. 622. 632. 636. 664. 680. 1044. 1080.

IV. Gelassenheit.

257. Beherrschung des Zorns 363
258. Laß dich nicht von diesen Heiden beschämen 364
259. Doppelter Sieg 365
260. Ohne Kampf kein Sieg 366
261. Das verbrannte Manuscript . . . 367

Ferner: S. 255. 261. 336. 381. 500. 554. 555. 562. 564. 602. 966. 1049.

V. Selbstverläugnung.

262. Wagst du es, dich feig schelten zu lassen? 367
263. Der verweigerte Zweikampf . . . 368
264. Freiwillige Verbannung 369
265. Ach, wer doch jetzt ein Pferd wäre! 370
266. Das verlassene Kränzchen 371
267. Demuth bringt den Neid zum Schweigen 372
268. Der Ludwigsritter als Handlanger 373
269. Ein Mittel, Waisen zu versorgen . 374
270. Uneigennützigkeit gewinnt die Herzen 374
271. Wohlthätigkeit ein Vergnügen . . 375

Ferner: S. 23. 39, 232. 269. 275. 357. 361. 378. 1071.

VI. Mäßigung im Glück.

272. Gedenke, daß du ein Mensch bist! . 376
273. Die irdenen Gefäße auf der Königstafel 376
274. Der demüthige Sieger 377
275. Aechter Bürgersinn 377
276. Hoch erhoben und doch niedrig . . 379

Ferner: S. 365. 372. 440. 505. 511. 714.

VII. Begnügsamkeit.

Seite
277. Gib mir, was ich bedarf 380
278. Drei Blicke 380
279. Wer weise ist, ist zufrieden . . . 381
280. Wunderbare Führung eines Armenfreundes 383

Ferner: S. 365. 372. 440. 830. 948. 957. 1016. 1028. 1031. 1034. 1117. 1121.

VIII. Stiller Leidenssinn.

281. Die Bibel der Trost im Unglück (Mit einer Abbildung) . 385
282. Ich danke Gott, daß ich den Tod nicht fürchte 391
283. Die Amtsniederlegung 393
284. Da half mein Helfer mir vom Tod 394
285. Heiterkeit im Leiden 396
286. Die vielgeprüfte Mutter 397
287. Sterben ist feiger als leben und leiden 400
288. Die Gluthitze der letzten Trübsal . 401
289. Die gesegnete Verbannung . . . 402
290. Der das Kreuz schickt, hilft es tragen 403
291. Eilf Leidensjahre 404
292. Ob Du mich gleich schlägest, vertraue ich doch auf Dich 405

Ferner: S. 14. 16. 19. 37. 57. 88. 131. 147. 151. 156. 240. 267. 278. 285. 359. 383. 478. 846. 969.

IX. Bedachtsamkeit und Vorsicht.

293. Nimm dir Zeit zu warten . . . 407
294. Das hinausgeworfene Geld . . . 407
295. Verachte auch den Rath eines Kindes nicht 408
296. Die gestillte Empörung 408
297. Widerstehet dem Satan, so flieht er von euch 410
298. Erwehre dich mit Macht störender Gedanken 411
299. Wer in keinem Worte fehlt, ist ein vollkommener Mann 411
300. Die Stunde ist noch nicht gekommen 412
301. Achte auf die Winke Gottes . . . 412
302. Der vorsichtige Hauptmann . . . 413

Ferner: S. 164. 451. 581. 1039. 1138.

X. Keuschheit.

303. Die gefangene Braut 414
304. Auch der Starke hält die Gefahr möglichst ferne von sich 416
305. Bewahre deine Augen 417
306. Der Sieg durch Flucht 417
307. Lieber Schmerzen hier als dort . . 418

Ferner: S. 317. 410. 439. 510. 739. 1118.

XI. Mäßigkeit im Essen und Trinken.

308. Der Frohsinn des Mäßigen . . . 419
309. Der beste Koch 419
Seite
310. Wie gelangt auch der Kränkliche zu hohem Alter? 420
311. Auch Religiosität schützt Gesundheit und Leben 421
312. Das Giftwasser 422
313. Der gesegnete Bund 423

Ferner: S. 18. 27. 181. 186. 215. 354. 407. 427. 437. 537. 728. 882. 1038. 1118.

XII. Einfachheit und Sparsamkeit.

314. Was ist schwerer, Glück oder Unglück zu tragen? 425
315. Dem Genügsamen fehlet nichts . 427
316. Ich gewinne so viel als der König 427
317. Verzehrst du nicht, was du den Armen geben sollst? 428
318. Achte auf das Schwefelholz, wenn du Thaler willst verschenken können 429
319. Ich will nichts, als was Gott will 430
320. Man kann auch als gemeiner Soldat zufrieden leben 431
321. Die belohnte Genügsamkeit . . . 432

Ferner: S. 18. 27. 181. 186. 215. 354. 407. 427. 437. 763. 851. 910. 1028. 1034.

XIII. Arbeitsamkeit.

322. Was vermag nicht unermüdeter Eifer für Gottes Sache! 434
323. Die Ehrfürstin Anna von Sachsen 435
324. Die drei Löffelmacher 435
325. Weise Benützung der Zeit . . . 437
326. Der Segen treuer Arbeit 438
327. Der fleißige Alte 440
328. Des Vaters Exempel des Sohnes Glück 441
329. Die Treue im Kleinen 443
330. Was aus einem armen Holzhauer werden kann 444

Ferner: S. 9. 13. 17. 44. 45. 46. 125. 150. 188. 195. 344. 345. 346. 349. 352. 359. 373. 381. 401. 402. 418. 425. 510. 537. 559. 679. 742. 750. 802. 824. 850. 858. 881. 932. 957. 978. 1016. 1029. 1035. 1039. 1090.

XIV. Ordnungsliebe. Reinlichkeit.

331. Der Geist eines Menschen spiegelt sich in seiner Arbeit 449
332. Pünktliche Gewissenhaftigkeit . . 450
333. Eindruck eines geordneten Haushalts 451
334. Ordnung bringt Gewinn 452
335. Ordnung erleichtert die Wohlthätigkeit 454
336. Reinlichkeit und Reinheit 455

Ferner: S. 2. 442. 570. 721. 850. 932. 1029. 1041.

XV. Geistesgegenwart. Unerschrockenheit.

Seite

337. Mitten hindurch 456
338. Werfet euer Vertrauen nicht weg . 457
339. Wollt ihr mich nicht hören, so hört mich doch Gott 459
340. Der Gang unter dem Eis . . . 460
341. Der Kampf mit den Seeräubern . 460
342. Ein Knabe rettet eine Selbstmörderin 461
343. Der überlistete Räuber 462
344. Aufopferung zum gemeinen Besten 463
345. Das glücklich benützte Gastrecht . 464

Ferner: S. 319. 323. 358. 387. 394. 409. 511. 577. 613. 779. 809. 813. 816. 1012. 1052. 1054. 1056. 1057. 1074. 1128. 1140.

XVI. Christlicher Sterbensmuth.

346. Treue bis in den Tod 465
347. Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten 466

Seite

348. Sterben mit Christo gibt Muth . . 467
349. Der sterbende Held 467
350. Das Evangelium der beste Trost im Tode 468
351. Der Tod ein Bote des ewigen Lebens 470
352. Siehe, in welchem Frieden ein Christ sterben kann! 471
353. Mein Herz ist bei Jesu 471
354. Wir Alle sind in Gottes Hand gezeichnet 471
355. Werfet mir keinen Stein des Anstoßes auf den Weg zum Himmel 472
356. Freudigkeit eines lebendig Begrabenen 473
357. Herr, nun lässest Du Deinen Diener im Frieden fahren! 474
358. Der sterbende Arzt 475
359. Segenswünsche des sterbenden Vaters 476

Ferner: S. 14. 20. 32. 33. 36. 38. 69. 72. 158. 161. 192. 197. 204. 233. 241. 257. 262. 268. 272. 273. 314. 382. 392. 399. 400. 421. 430. 648. 824. 842. 964. 968. 1016. 1026. 1056. 1064. 1070. 1119. 1125.

Zur Nachricht.

Die Inhalts-Uebersicht wurde absichtlich im Druck so eingerichtet, daß sie beim Einbinden des Buchs nach Belieben entweder ungetrennt vorangestellt bleiben oder jedem der drei Theile der betreffende Abschnitt beigebunden werden kann.

Inhalts-Uebersicht.

Zweiter Theil.

Allgemeine Nächstenliebe.

I. Edelsinn und Großmuth.

Seite

360. Feurige Kohlen auf des Feindes Haupt 483
361. Vergebung die schönste Rache . . 486
362. Die ausgeschlagene Kaiserkrone . . 487
363. Der Feind als Lebensretter . . . 489
364. Wenn alle Welt ihr Wort bräche, so doch der Kaiser der Deutschen nicht! 490
365. Der Sieg der Dankbarkeit . . . 492
366. Edelsinn zieht nicht Gewinn aus des Bruders Noth 496
367. Ein Hochzeitgeschenk 497
368. Königliche Großmuth 499
369. Der treue Sklave und der treue Herr 501
370. Der edle Fürst und der edle Müller 502
371. Der hochgeehrte und doch bescheidene Sänger 505
372. Dem Redlichen läßt es Gott gelingen 506
373. Richte den Vorsatz, nicht die That 516
374. Die beschämende Straflosigkeit . . 516
375. Mit dem Maaß, damit ihr messet, wird euch gemessen werden . . . 517
376. Der kranke Nachbar rechnet auf mich 519
377. Bin ich nicht dem verlassenen Kinde der Nächste? 520
378. Der zerrissene Schuldbrief (Mit einer Abbildung) 521
379. Der Gnadengehalt 526
380. Die schöne Genugthuung 526
381. Der durch Liebe gebundene Sklave 529
382. Ich will also seinen Sohn an Zahlungsstatt annehmen 531
383. Die überwundene Empfindlichkeit . 532
384. Die Wiedererstattung 533
385. Der edelmüthige Pächter 535
386. Eine Schwester stirbt für die andere 538
387. Wehe dem Tapfern, der nicht menschlich ist! 540

Ferner: S. 323. 329. 550. 561. 637. 667. 829. 877. 885. 902.

II. Bescheidenes und anspruchsloses Benehmen.

388. Der unbekannte Gastfreund . . . 544
389. Dankbarkeit gegen den Ueberwinder 544
390. Schöne Eintracht zwischen Kunstgenossen 545
391. Die beschämte Anmaßung 546
392. Den Kardinal finde ich nie zu Hause, nur den demüthigen Mönch . . . 547
393. Der Prinz und der Bauer . . . 548
394. Hättest du denn anders gehandelt? 549
395. Bittet für die, so euch beleidigen . 550

Seite

396. Ehre auch den Feind 551
397. Ich verdanke ihm diesen Sieg . . 552
398. Die Liebe suchet nicht das Ihre . . 553

Ferner: S. 260. 262. 267. 269. 276. 318. 330. 333. 334. 356. 372. 376. 379. 425. 488. 506. 563. 627. 642. 730. 741. 1072.

III. Eintracht und Friedfertigkeit.

399. Was läßt sich leichter abwaschen, Blutschuld oder Ehrenkränkung? 554
400. Sage mir auch, wie ich's ablegen kann. 555
401. Lieber Schaden leiden als Unfrieden unterhalten 555
402. Der Friedensstifter 556
403. Die Liebe muß man erkaufen . . 557
404. Laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut 559
405. Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben 560

Ferner: S. 308. 409. 528. 533. 638. 641. 901. 1054.

IV. Versöhnlichkeit.

406. Edle Rache eines Kaisers 561
407. Ueberwinde dich selbst 563
408. Ich suche den Tod oder deine Freundschaft 563
409. Lassen Sie uns nicht weiter davon sprechen 564
410. Das verdankst du dem Evangelium 565

Ferner S. 34. 35. 56. 186. 205. 256. 366. 467. 483. 487. 489. 499. 506. 512. 516. 517. 526. 527. 535. 555. 635. 836. 944. 961. 962. 964. 967. 968. 1066. 1078.

V. Sorge für das Seelenwohl der Nebenmenschen.

411. Warum fliehst du vor deinem wehrlosen Vater? 566
412. Die beschämte Jungfrau 567
413. Der wackere Landpfarrer 568
414. Die Kirchenbuße eines Königs . . 570
415. Die größte Thorheit, nicht an die Ewigkeit zu denken 571
416. Die Schmach Christi höher als alle Schätze der Welt 572

Seite

417. Die ausharrende Liebe 573
418. Was gehört alles zu einer gründlichen Besserung? 574
419. Der unerschrockene Seelsorger . . 575
420. Wie der Mordgeist überwunden wird 576
421. Wer, meinst du, war Diesen der Nächste? 579
422. Der unentbehrliche Name 581
423. Gott bewahre mich vor der abscheulichsten Untreue 583
424. Der Freigeist im Bauernrock . . 584
425. Dienet einander mit der Gabe, die ihr empfangen habt 593
426. Die Entstehung der Sonntagsschule 594
427. Thaten ermuntern mehr als Worte 595
428. Bächlein, wo willst du hin? . . 598
429. Mein Vater! liebst du mich? . . 599
430. Siege der hingebenden Liebe . . . 601
431. Das Werk der Bibelverbreitung in unsern Tagen 603
432. Nöthiget sie hereinzukommen . . 604
433. Schon so alt und kann das Vaterunser noch nicht! 606
434. Es wird nicht Winter bleiben! . . 613
435. Schöne Vereinigung zu einem guten Werke 614
436. Wenig sind der Arbeiter für das Reich Gottes 615
437. Warum habt ihr uns nicht früher das Evangelium gepredigt? . . 616
438. Errettung vom leiblichen und geistlichen Tode 616
439. Das Wort Gottes muß gethan werden, und ich kann sterben . . . 617
440. Einer, der noch für Anderes sorgte als der barmherzige Samariter (Mit einer Abbildung) . . 618

Ferner: S. 1. 13. 26. 31. 41. 66. 81. 112. 114. 125. 166. 172. 182. 226. 229. 236. 248. 283. 302. 326. 329. 408. 435. 475. 521. 557. 643. 646. 680. 718. 773. 871. 873. 875. 879. 952. 955. 962. 966. 970. 1006. 1009. 1024. 1034. 1045. 1057. 1059. 1079. 1117.

VI. Wahrheitsliebe.

441. In Christo allein findet der Wahrheitsuchende volle Befriedigung . 621
442. Die Behauptung der Wahrheit fordert einen festen Charakter . . . 622
443. Ich will nicht wissen, was man zu meinem Lobe sagt, sondern worin man mich tadelt 622
444. Lieber sterben als lügen 625
445. Die besten Kammerdiener . . . 627
446. Wahrhaftigkeit auch im Handel . 628
447. Nicht die Lüge, die Wahrheit rettet 629
448. Die geraden Wege des Wahrheitsliebenden 632
449. Auch dem Feinde muß man Wort halten 634

Seite

450. Das Wort des Edelmannes . . 635
451. Der Strick des gefangenen Mönchs 636

Ferner: S. 21. 32. 34. 490. 501. 512. 645. 698. 794. 834. 914. 947. 969. 1039.

VII. Offenherzigkeit und Freimüthigkeit.

452. Der Weise denkt nicht an Rache . 636
453. Den unschuldig Getödteten verunglimpfen, ist ein Brudermord . 637
454. Der Prinz vor dem Oberrichter . 638
455. Aufrichtigkeit besser als Geschenke . 640
456. Ist das eine Unterhaltung geistreicher Männer? 641
457. Wer seine Missethat läugnet, dem wird's nicht gelingen 642
458. Das Vorwort zu einem Possenspiel 643
459. Der entwendete Bogen Papier . . 644
460. Nehmen Sie sich Bedenkzeit . . . 645
461. Verlassen Sie doch Paris, es wäre Schade um Sie 646
462. Ich bitte um Entschuldigung: das ist nicht wahr! 647

Ferner: S. 160. 266. 272. 281. 283. 285. 292. 294. 370. 550. 570. 571. 574. 586. 705. 709. 901. 940. 975. 986. 1002. 1005. 1007. 1008. 1011. 1014. 1027. 1032. 1048.

VIII. Verschwiegenheit.

463. Die verweigerte Entdeckung der Kirchengeräthe 647
464. Treue bis zum Tod 648
465. Der verschwiegene Sekretär . . . 649

Ferner: S. 678. 943.

IX. Leutseligkeit.

466. Tröstet Euch, Ihr sollt mich demnoch sehen 649
467. Die fürstliche Sängamme . . . 650
468. Die Wittwe vor dem Schloßgarten 651
469. Lassen Sie uns den Leichenzug begleiten! 654
470. Der vornehme Taufpathe . . . 654

Ferner: S. 266. 501. 504. 506. 548. 565. 656. 706. 743. 765. 993. 1073.

X. Höflichkeit und Gefälligkeit.

471. Laß dir auch etwas zu Gefallen thun 656
472. Auf diesem Stuhl saß unser guter Erzbischof 656
473. Christliche Menschenfreundlichkeit . 657
474. Königliche Antwort 658
475. Freiwillige Hilfeleistung 658
476. Ein gutes Wort findet eine gute Statt 659
477. Um die Unschuld zu vertheidigen, habe ich Rechtsgelehrsamkeit studirt 660

Seite
478. Die Liebe schmückt das Leben der Freunde mit unschuldigen Freuden 661
479. Ich bitte für eine unschuldige Waise! 662
480. Die unermüdliche Nächstenliebe . 665
Ferner: S. 259. 266. 292. 441. 1050.

XI. Zutraulichkeit.

481. Der durch Vertrauen besiegte Feind 666
482. Die vortheilhafte Handelsgesellschaft 667
483. Zutrauen weckt Zutrauen . . . 669
484. Die unterbrochene Kapitulation . 670
485. Der ruhige Schlaf des Christen . 671
486. Wer von euch hätte anders gehandelt? 672
487. Vorsicht mit Vertrauen ist besser als Gewalt 674
488. Der entlehnte halbe Thaler . . 675
489. Der Widersacher als Rechtsanwalt 676
Ferner: S. 507. 653. 683. 773. 987. 1042. 1065. 1073.

XII. Uneigennützigkeit und Billigkeit.

490. Der Unbestechliche 677
491. Das gefährliche Papier 678
492. Edle Scheu vor Geschenken . . . 678
493. Was kann ich verantworten vor meinem Herrn? 680
494. So müßte ich meinen Mann nicht geliebt haben! 681
495. Das eigene Gerstenfeld 682
496. Ein ehrlicher Mann ist die sicherste Handschrift 683
497. Der arme Vikar 685
498. Der versiegelte Beutel 688
499. Ein gutes Gewissen ist besser als 2000 Thaler 689
500. Ich behalte nicht mehr als meine Auslage 690
501. Ehrlichkeit verlangt keinen Lohn . 691
502. Der aufgenommene Findling . . 691
503. Der ehrliche Gantmann 693
504. Der vernichtete Kaufbrief 693
505. Je mehr Liebe, desto weniger Eigennutz 694
506. Das heimbezahlte Almosen . . . 695
507. Der glückliche Fund 695
508. Lassen Sie uns einen Theil Ihres Schadens tragen 696
509. Die befreiten Negersklaven . . . 696
510. Es ist der General Desair, wir können bleiben! 697
511. Einem solchen Menschen kann ich nichts abnehmen 698
512. Nehmet das, damit ich Ruhe bekomme 699
513. Ich will mein Gewissen nicht damit beschweren 700
514. Das erwachte Gewissen 700
Ferner: S. 2. 133. 259. 266 374. 433. 439. 444. 508. 519. 533. 534. 542. 549. 557. 665. 676. 708. 716. 721. 750. 751. 896. 911. 979. 1015. 1019. 1040. 1046. 1080. 1118.

XIII. Gerechtigkeitsliebe.

Seite
515. Opfer des Vaters für die Gerechtigkeit 701
516. Der das Gesetz gibt, soll es zu allererst achten 702
517. Der König vor dem Gesetz dem Unterthanen gleich 703
518. Helfen Sie mir Gott danken, der mich vor Ungerechtigkeit bewahrte 704
519. Ja, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre! 704
520. Die Strafe des Unbarmherzigen . 706
521. Gutmüthigkeit ohne Gerechtigkeit ist eine Schwäche 706
Ferner: S. 332. 454. 551. 556. 638. 639. 660. 676. 682. 698. 716. 1022. 1026. 1041. 1058.

XIV. Gute Anwendung des Reichthums.

522. Der Reiche, ein guter Haushalter Gottes 707
523. Wo ist der Neunte der Sklaven? . 708
524. Der Kinderkäufer 711
525. Lebt man in der Welt, um reich zu werden? 713
526. Die guten Tapeten 715
527. Die freiwillige Zehntabgabe . . . 715
528. Für jedes Jahr eine Guinee . . 716
529. Der wohlangewandte Thaler . . 717
530. Erfreuliche Amtserfahrung eines russischen Predigers 719
Ferner: S. 235. 236. 447. 515. 526. 535. 726. 728. 856. 985. 953. 1122.

XV. Weise Wohlthätigkeit.

531. Der Weise hält gute Ordnung . . 721
532. Die Wechselbank für Arme . . . 721
533. Pariser Damenverein zur Unterstützung der Armen 722
534. Der wahrhaft edle Gutsherr . . 723
535. Die aufgehobenen Frohndienste . . 724
536. Tafelfreuden eines Oberrichters . 725
Ferner: S. 145. 248. 526. 532. 569. 687. 714. 935. 943. 967. 983. 1031.

XVI. Freudiges Wohlthun.

537. Das göttliche Fest 726
538. Der Unglückliche fange an wohlzuthun 728
539. Wohlthun auch eine Freude für die Armen 732
540. Mein Bruder hat seine Schuldigkeit gethan 734
Ferner: S. 134. 262. 269. 617. 655. 708. 759. 769. 925. 1074.

XVII. Zartgefühl.

Seite

541. Der kostbare Trunk Wasser . . . 737
542. Das ausgetauschte Pferd 738
543. Ich komme, Ihnen eine Schuld abzuzahlen 739
544. Wettstreit zweier Freunde . . . 740
545. Der geringe Arbeitslohn 742
546. Die schwere Kunst, zu trösten . . 742
547. Es freut mich, wenn ein guter Mensch ein Kleidungsstück von mir trägt 744
548. Das huldvolle Begleitungsschreiben 745
549. Das verschonte Denkmal 746

Ferner: S. 262. 415. 486. 517. 525. 529. 550. 558. 562. 596. 654. 663. 688. 880. 926. 938.

XVIII. Barmherzigkeit und Mitleiden.

550. Thätige Liebe, das Kennzeichen des Christen 74
551. Christus kann uns auch mit einem halben Brod satt machen . . . 750
552. Ein italienischer Bischof als Armenvater 751
553. Der Stellvertreter eines Galeerensklaven 751
554. Der kleine Samariter 755
555. Der Chorgesang der Afrikanerinnen 756
556. Die schlaflose Nacht 757
557. Kind, du hast mich gewählt und sollst es gut finden bei mir 759
558. Das wohlthätige alte Ehepaar . . 760
559. Diesen Dreier sollen die Armen haben 763
560. Gehe hin und thue deßgleichen . . 764
561. Mein Weg führt mich an der Post vorbei 765
562. Der Kosak und das Findelkind . . 766
563. Machen Sie mir die Freude, und nehmen Sie das! 768
564. Der kleine Tambour 770
565. Es wäre Sünde, dich am Gebet zu verhindern 773
566. Der vergrabene Beutel 774
567. Der mitleidige teuereintreiber . 774
568. Der Morgenspaziergang 775
569. Ich will einen Monat lang keine Butter essen 777

Ferner: S. 2. 9. 35. 83. 103. 105. 134. 136. 147. 180. 262. 285. 305. 312. 317. 362. 370. 371. 374. 375. 391. 399. 429. 432. 439. 507. 518. 520. 526. 531. 540. 560. 579. 595. 601. 651. 656. 675. 712. 722. 727. 742. 888. 907. 910. 916. 922. 930. 933. 938. 950. 952. 963. 984. 988. 1020. 1131. 1141. 1143.

XIX. Menschenretter.

570. Schöner Lohn unermüdeter Thätigkeit 777
571. Die letzte Freude eines Kaisers . . 780
572. Wie wär's, wenn wir heute nicht Billard spielten! 781
573. Der Tod im Beruf 782
574. Ein Kaiser rettet seinen Reitknecht 784
575. So müssen Christen handeln . . 784
576. Ist denn Niemand da, der helfen will? 786
577. Ich bin ein Mensch wie sie . . . 787
578. Welch' Glück, wenn ich alle Vier retten könnte! 789
579. Da ließ er Hochzeit — Hochzeit seyn 791
580. Der fremde Retter 792
581. Ich will mein Leben keinem Mißverständnisse verdanken 793
582. Christen von Heiden beschämt . . 794
583. Wie ein Pfarrer seine Zuhörer aus der Kirche trägt 795
584. Zurück! das ist ein braver Mann 796
585. Gerne wollen wir unser Leben für den Bruder daran geben . . . 797
586. Ich will die Armen retten oder sterben 800
587. Laß mich für den armen Vater sorgen 801
588. Das ist der glücklichste Tag meines Lebens 806
589. Der Kampf mit dem Stier . . 807
590. Liebevolle Vorsorge 808
591. Die Feuerprobe des Steuermanns (Mit einer Abbildung) . . 809
592. Errette mich vom großen Wasser . 813
593. Die Retter sind schon bestellt . . 815
594. Befreiung aus dem Rachen des Panthers 816

Ferner: S. 11. 101. 400. 462. 463. 493. 503. 519. 521. 542. 549. 617. 866. 903. 930. 1009. 1070. 1129. 1136.

Inhalts-Uebersicht.

Dritter Theil.

Menschenliebe in besondern Verhältnissen.

I. Elterliche Liebe und Sorgfalt.

Seite

595. Diese Kinder sind mein Schmuck . 819
596. Ein Kind so vieler Thränen kann nicht verloren gehen 819
597. Was ist das Nöthigste für Fürstenkinder? 821
598. Mir wirf den Koth in's Gesicht, nicht diesen Kindern! 822
599. Eine liebende Mutter erzieht ihre Kinder für den Himmel 825
600. Vater und Sohn sind ja eins . . 827
601. Ach mein Sohn, mein Sohn! . . 827
602. Ist's etwas Besonderes, daß ich mein Kind liebe? 828
603. Der Wunsch eines treuen Vaters . 829
604. Kann auch eine Mutter ihres Kindleins vergessen? 831
605. Die feine väterliche Zucht . . . 831
606. Weißt du, daß du ein kleines unnützes Mädchen bist? 835
607. Die heimliche Mutterfreude . . . 836

Ferner: S. 1. 17. 42. 66. 75. 79. 81. 94. 127. 154. 155. 156. 178. 216. 218. 229. 240. 344. 362. 469. 473. 479. 527. 537. 600. 702. 711. 722. 849. 867. 879.

II. Kindliche Ehrerbietung und Liebe

608. Diese sind nicht eure Söhne, aber ich 837
609. Wie bringen wir die alte Mutter fort? 839
610. Mein höchster Ruhm, Euch gehorsam zu seyn 841
611. Ein Sohn stirbt für den Vater . 841
612. Ein Student unterhält seine Eltern 842
613. Ehrenwerthe Ablehnung eines Ehrentitels 843
614. Den Seinigen gibt Er's schlafend 844
615. Wo sind denn Ihre würdigen Eltern? 845
616. Ich verbeiße den Schmerz um der Mutter willen 846
617. Der harte Gläubiger durch Kindesliebe erweicht 847
618. Nehmet mich zum Sklaven statt meines alten Vaters! 848
619. Die gute Tochter 850
620. Das hat mein Sohn gethan! . . . 852
621. Wenn er noch lebt, so ist das Bruder Wilhelm 853
622. Ich, mein Vater! 857
623. Aber dieser Missethäter ist mein Vater! (Mit einer Abbildung) 858
624. So lang ich lebe, darf dem Vater kein Leid geschehen 861
625. Meine Mutter verlasse ich nicht, wenn ich auch Königin werden sollte 862
626. Ich freue mich, daß ich verwundet bin! 865

Seite

627. Mag die Flamme das Haus verzehren, genug, daß du gerettet bist . 865
628. Er schickt mir jährlich, was er erspart 866
629. Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser 868
630. Meine Eltern sind mit diesem Schiff gekommen 869

Ferner: S. 8. 9. 17. 230. 281. 408. 440. 444. 474. 490. 559. 580. 600. 625. 646. 801. 922. 998. 1129. 1135.

III. Eheliche Liebe und Treue.

631. Die treue Leidensgefährtin . . . 870
632. Um Sieger zu seyn, rufe den Gott der Christen an 871
633. Ich will gerne für dich sterben . . 873
634. O HErr, schenke mir diese Seele! 873
635. Ich zittere für sein künftiges Loos . 874
636. Wer ein tugendsames Weib hat, lebet noch so lange 875
637. Ihrer Sorgfalt und ihrem Gebete danke ich mein Leben 877
638. Die seltene Hochzeitfahrt 879
639. Das rechtschaffene Maurersweib . . 881
640. Wie konntest du so lange geduldig seyn! 882

Ferner: S. 79. 125. 171. 240. 267. 336. 356. 364. 397. 405. 456. 461. 477. 480. 533. 545. 681. 783. 857. 1008. 1042.

IV. Geschwisterliebe.

641. Liebevolle Beilegung eines wichtigen Erbstreits 885
642. Seltener Streit um das Erstgeburtsrecht 886
643. Schieße, aber triff meinen Bruder nicht! 887
644. Böses mit Gutem vergelten . . . 887
645. Der aus der Sklaverei befreite Bruder 890
646. Nicht den reumüthigen, den ungehorsamen Sohn wollte der Vater enterben 891
647. Mein Bruder ist den Eltern nützlicher als ich 891
648. Der älteste Bruder für den jüngsten 892
649. Seyd eben so gute Söhne als Brüder 894
650. Nein, wir wollen Geschwister bleiben 895
651. Die eine Bruderhand 896
652. Der ältere Bruder als Erzieher des jüngeren 898

Ferner: S. 13. 39. 292. 440. 520. 539. 816. 841. 1067.

V. Freundschaft.

Seite

653. Die giftige Wunde 900
654. Nicht Einen, beide Arme gäbe ich für ihn 901
655. Helft nur meinem Freunde! . . . 901
656. Die Lust, an dem Freunde recht viel thun zu können 904
657. Hier im fremden Lande bin ich ihm der Nächste 906
658. Im Verscheiden hat er mir seine Kinder übergeben 909
659. Eine edle Schweizerfrau 913
660. Nehmen Sie mein Leben als Bürgschaft für seine Unschuld 914
661. Er gieng aus Liebe zu mir in den Tod 916

Ferner: S. 62. 64. 173. 186. 289. 546. 558. 681. 740. 843.

VI. Dankbarkeit gegen Wohlthäter.

662. Leben meine Wohlthäter noch? . . 918
663. Wie wäre es, wenn wir den armen Menschen glücklich machten! . . 921
664. Ich will mit meinem Freund sterben 924
665. Sehen Sie da meinen Pflegevater 925
666. Ich kann nur dann ruhig sterben, wenn ich mich dankbar erwiesen habe 927
667. Das Loch in der Mauer 928
668. Das gestrandete Schiff 929
669. Wenn er schön genug ist, darf er auch mehr kosten 931
670. Fleiß und Sparsamkeit hilft zur Dankbarkeit 932
671. Dank sey Gott, daß ich vergelten kann 933
672. Ich habe nur gethan, was ich schuldig war 936

Ferner: S. 20. 103. 167. 176. 312. 415. 420. 490. 492. 498. 502. 504. 514. 526. 529. 536. 545. 547. 550. 553. 554. 558. 568. 593. 613. 631. 680. 687. 696. 716. 727. 813. 908. 912. 913. 994. 1058. 1065. 1068. 1125.

VII. Gastfreundschaft.

673. Schenke deinen Gästen das Leben . 94
674. Wir betrachten einen Besuch als ein Ehrengeschenk 944
675. Der Todfeind als Gastfreund . . 945
676. Lieber will ich mich umbringen lassen, als meine Gäste preisgeben . 947
677. Wie es Gäste regnet 948

Ferner: S. 12. 99. 283. 303. 464. 486. 493. 544. 673. 708. 725. 734. 756. 794. 908. 912. 913.

VIII. Ehrerbietung gegen die Alten.

678. Mein königlicher Sitz rettete dir das Leben 949
679. Der Unterschied zwischen Wissen und Thun 949
680. Die Höhle des Erbarmens . . . 950
681. Kinder, wir wollen leise reden! . . 950

Ferner: S. 559. 650. 726. 755. 838. 840. 880. 986.

IX. Verpflegung der Kranken.

682. Wie findet man den Weg zu den Herzen? 952
683. Die aufgegebene Carnevalsfreude . 952
684. Der verpflegte Hutmachergeselle . . 953
685. Die zwei Sterbenden 954
686. Die Liebe Christi dränget mich also 955
687. Aufopfernde Liebe 959

Ferner: S. 58. 350. 399. 454. 476. 498. 559. 580. 597. 611. 618. 700. 726. 745. 750. 781. 864. 868. 876. 878. 881. 986. 1051. 1076. 1116.

X. Feindesliebe.

688. Die Liebe bessert 961
689. Fliehe und bessere dich 961
690. Das Kreuz erinnert mich an Den, der unsere Sünden vergibt . . . 962
691. Verzeihung ist besser als Rache . . 962
692. Da Gott mir vergibt, will ich auch vergeben 963
693. Gott sey Dank, ich weiß keinen Menschen, dem ich feind wäre . 964
694. Ich bitte um Begnadigung meines Gegners 964
695. Sie können nicht warten, bis ihr Brod gebacken ist 965
696. Mutter, bereite den Arbeitern ein gutes Morgenbrod 966
697. Räche den Vater durch Fortsetzung seiner Wohlthaten 967
698. O könnte ich meinen Mörder wissen lassen, wie ich ihm danke! . . . 968
699. Neue Art, die Pasquillanten abzustrafen 969
700. Feurige Kohlen auf des Feindes Haupt 970

Ferner: S. 292. 673. 749. 829. 887. 946.

XI. Treue Lehrer und Erzieher.

701. Ein treuer Lehrer wagt sein Leben für seinen Schüler 972
702. Sie wissen nicht, wer Sie sind und wer ich bin 974
703. Mich und eure Kinder überlasset Gott 976
704. Das schöne Tagwerk eines treuen Lehrers 978
705. Schon lange habe ich dich getragen, warum nicht auch heute? . . . 981

Ferner: S. 74. 194. 201. 247. 284. 296. 334. 343. 420. 566. 637. 744.

XII. Dankbare Schüler.

Seite

706. Was ich bin, bin ich durch sie . . 982
707. Die Söhne des Lehrers 983
708. Ich bitte für die Familie meines Lehrers 984
709. Vater! ich lasse dir das Beste zurück, das ich besitze (Mit einer Abbildung) 986
710. Ach, ihr wollt meinen Wohlthäter zum Tode führen! 991
711. Wer verdient größere Hochachtung als ein treuer Lehrer! 991
712. Die königliche Schülerin 993
713. Er war einst mein Lehrer . . . 994
714. Kennen Sie den armen Jakob nicht mehr? 994

XIII. Gute Mitschüler und Gespielen.

715. Die Ermahnung des Mitschülers . 997
716. Der losgekaufte Mitschüler . . . 998
717. Das abgetretene Stipendium . . 1000

Ferner: S. 9. 27. 34. 557. 772.

XIV. Treue Seelsorger.

718. Folge ihm auch in seiner Reue . 1001
719. Ich bleibe, wenn ihr es mit mir wagen wollt 1002
720. Der Prediger sey einer unversiegenden Quelle gleich 1003
721. Wenn ich nur Gott zum Freunde habe! 1004
722. Ich bin der Gesandte eines noch höhern Herrn 1005
723. Es hat nie ein Mensch geredet wie dieser 1006
724. Mein Kopf steht alle Tage zu Diensten 1007
725. Wie freut mich die Lebensrettung dieser Menschen 1009
726. Er hat seine Pflicht gethan . . . 1010
727. Ich verdanke ihm den schönsten Tag meines Lebens 1011
728. Der Freimüthige soll Bischof seyn 1014
729. Ich bin der Lehrer, den ihr suchet 1015

Ferner: S. 68. 69. 73. 85. 121. 129. 133. 137. 164. 168. 169. 170. 176. 188. 189. 197. 198. 209. 213. 215. 233. 245. 266. 273. 298. 306. 318. 327. 332. 333. 337. 356. 361. 455. 456. 466. 474. 488. 534. 555. 566. 568. 572. 573. 575. 581. 583. 614. 665. 671. 795. 974. 1035.

VX. Edle Regenten.

730. Einer für Alle 1015
731. Ich habe diesen Tag verloren . . 1017
732. Der Reichthum ist besser bei meinen Unterthanen als bei mir verwahrt 1018
733. Setzt Euch zu mir auf das Pferd, Alter! 1020

Seite

734. Ruhig schlafe ich im Schooße jedes meiner Unterthanen 1023
735. In Frieden verschied dieß Kind des Friedens 1025
736. Das gute Gewissen im Tode . . 1026
737. Lieber will ich das Wildprät als das Gebet meiner Unterthanen verlieren 1027
738. Väterliche Vorsorge für die Unterthanen 1027
739. Eine Reihe trefflicher Regenten . 1028
740. Der Unterthanen Wohl ist der Regenten Glück 1030
741. Warum gab mir Gott diese Krone? 1031
742. Fürbitte einer Prinzessin 1032
743. Der musterhafte Fürst-Bischof . . 1034
744. Danke deine Rettung deiner Frau und deinen Kindern 1035
745. Gleich treu im Kleinen wie im Großen 1037

Ferner: S. 8. 50. 53. 53. 88. 121. 129. 142. 260. 301. 305. 325. 365. 367. 369. 376. 386. 416. 468. 470 491. 499. 502. 516. 535. 545. 548. 561. 571. 574. 622. 636. 640. 650. 651. 680. 703. 704. 710. 724. 738. 745. 757. 780. 784. 806. 821. 836. 838. 864. 867. 900. 912. 931. 949. 950. 962. 983. 1010. 1063. 1073. 1078. 1108. 1110. 1119.

XVI. Gewissenhafte Beamte.

746. Ich habe den Oberbefehl nicht für mich, sondern für's Vaterland . 1043
747. Wir dienen dem Staat und nicht der Willkür 1044
748. Hüten Sie sich vor schwerer Strafe Gottes 1045
749. Nur dieß Kleid, das ich in Ihre Dienste brachte, nehme ich mit . 1046
750. Nichts wird mich dem Vaterlande untreu machen 1047
751. Laßt uns zuvor ein Vater unser beten 1048
752. Gott segne dieß Land und unsern König 1049
753. Wie ein Geistlicher auch leibliche Hilfe bereitet 1050
754. Der ehrliche Mann hat vollkommen Recht 1051
755. Sagt uns doch eure Noth, wir wollen gerne helfen 1053
756. Ich bleibe auf meinem Posten, bis Alle gerettet sind 1055
757. Der wackere Dorfschultheiß . . . 1057
758. Das lebendige Gesangbuch . . . 1059

Ferner: S. 44. 114. 268. 297. 305. 307. 311. 322. 324. 394. 409. 413. 484. 570. 647. 677. 678. 706. 709. 1008. 1063. 1073. 1078. 1109.

XVII. Getreue Unterthanen.

Seite

759. Freiwillige Besteurung 1061
760. Auch der Kaiser steht unter dem Gesetz 1062
761. Wenn Keiner zu gehen wagt, so gehe ich 1063
762. Der Hirte vom Wildbad . . . 1064
763. Schließt mit meinem Vater und Bruder Frieden 1066
764. Ich bitte um nichts als um Loslassung meines Herrn 1068
765. Ich bringe dem König meine Weste 1069
766. Das weiße Pferd 1069
767. Jeder schätze sich nach seinem Vermögen 1070
768. Zur Rettung des Vaterlandes ist kein Opfer zu groß 1071
769. In solchen Zeiten darf man das Vaterland nicht verlassen . . . 1071
770. Meinen Namen soll Niemand wissen 1072
771. Ich möchte Sie wenigstens hören, wenn ich Sie nicht sehen kann . 1073
772. Die gute Wahl 1073
773. Der dankbare Schneider 1074
774. Opfer für das Vaterland . . . 1074

Ferner: S. 276. 324. 370. 535. 632. 709. 737. 901. 931. 1043. 1047. 1057. 1106. 1117.

XVIII. Wohlwollende Dienstherrschaft.

775. Nichts freut mich mehr, als wenn du bald wieder gesund wirst . . 1075
776. Ihr kennt den Werth eines treuen Dieners nicht 1076
777. Die Stütze meines Alters ist gefallen 1077
778. Sie sollen es auch nach meinem Tode gut haben 1078
779. Saget, daß Ihr mir verzeihet . 1078
780. Sorgt Ihr auch für Euer ewiges Wohl? 1079
781. Die gute Hausfrau 1079
782. Die Kunst, seine Diener lange zu behalten 1081

Ferner: S. 2. 115. 184. 197. 269. 367. 375. 391. 442. 501. 512. 529. 565. 644. 723. 724. 758. 835. 1075.

XIX. Treue Dienstboten.

783. Dieser deckte seinen Herrn mit seinem Leibe 1083
784. Das Muster eines guten Dienstboten 1083
785. Ich weiß keinen Andern, für dessen Treue ich mich verbürgen könnte 1085
786. So lange ich lebe, sollen sie eine Mutter an mir haben 1087
787. Die Schutzmauer eines Kindes . 1088
788. Wie ein herabgekommener Herr durch seinen Bedienten erhalten wird 1089
789. Sagt meinem Herrn, ich habe meine Schuldigkeit gethan . . 1090
790. Wie Gott die ausdauernde Treue eines Knechts belohnte 1091
791. Dir danke ich Alles, was ich habe 1091
792. Ich schätze mich glücklich, mit meinem Herrn in die Verbannung zu gehen 1094
793. Ich bin bereit, mit dir in's Gefängniß und in den Tod zu gehen . 1095
794. Er ist von ganzem Herzen ein Christ 1096
795. Ich freue mich, für dich sterben zu dürfen 1097

Ferner: S. 88. 115. 117. 118. 128. 184. 197. 270. 438. 461. 511. 517. 530. 583. 606. 644. 649. 696. 831.

XX. Brave Kriegsleute.

796. Vertrauet auf Gott, der wird helfen 1100
797. Der schottische Leonidas 1100
798. Dem Mann ein Ei, dem Schweppermann zwei 1101
799. Ich will euch eine Gasse machen 1103
800. Flieht! ich will die Mauer vertheidigen 1103
801. Gott sey mir gnädig in der letzten Stunde! 1104
802. Wir weihen uns dem Tode für's Vaterland 1107
803. Die vierhundert Bürger von Pforzheim 1108
804. Verliert nur meinen Federbusch nicht aus dem Gesichte 1109
805. Wollt ihr sagen, ihr hättet mich mitten unter den Feinden gelassen? 1111
806. Ein Bürger, Held und Christ wie Gold 1114
807. Ich will in meiner Hauptstadt siegen oder sterben 1119
808. Der treue Wachtposten 1124
809. Ich habe einen Vater verloren . 1125
810. Nimmt keinen Pardon an . . . 1126
811. Ein Cavalerist läßt sich nicht mit seinem Pferde gefangen nehmen 1127
812. Schönes Tagebuch eines Offiziers 1129
813. Fänd' ich ihn doch wieder! . . . 1130
814. Die gerettete Frau 1133
815. Kameraden, hier ist mein Sarg! 1134
816. Auch meine Mutter ist eine Wittwe 1135
817. Das gerettete Kind 1136
818. Drei Preußen nach der Schlacht bei Jena 1137
819. Gott sieht uns auch bei Nacht . 1138
820. Wenn Gott will, ist meine Nachtmütze bombenfest 1139
821. Wer Lust hat zu plündern, trete aus dem Glied 1141
822. Dieser Platz geziemt mir . . . 1142
823. Das letzte Stück Brod 1142
824. Das seltene Regiment 1143

Ferner: S. 2. 52. 76. 97. 172. 183. 200. 221. 263. 282. 366. 368. 374. 387. 409. 414. 427. 431. 467. 486. 488. 498. 499. 540. 552. 554. 627. 697. 707. 733. 738. 746. 766. 787. 796. 838. 846. 862. 917. 918. 933. 949. 960. 977. 996. 1056. 1076.

Anhang. XXI. Sorgfalt für Thiere, (Nr. 825—832) S. 1145—1153

Beispiele des Guten.

Erster Theil.

Einleitung.

Meine Lieben! Während ihr in dem alltäglichen Leben fast immer nur von bösen Beispielen höret, theils weil wirklich des Bösen unter den Menschen mehr ist als des Guten, theils weil eine häufige Unart derselben lieber Böses als Gutes erzählt, — so eröffnet sich euch hier ein Schauplatz guter Beispiele so reich und mannigfaltig, daß man denken möchte: ein wohlwollender Dichter habe diesen schönen Garten voll duftender Blüthen und schmackhafter Früchte mit Hilfe der Künstlerin Phantasie hervorgezaubert, aber in der Wirklichkeit sey eben leider nirgends von dem Paradiese etwas zu finden, das hier unsern erstaunten Blicken sich aufschließt. Wäre es also, so könntet ihr nur mit Wehmuth eure Augen an diesen lieblichen Bildern weiden, dieweil euch immerfort der Gedanke quälen müßte, so sollte, so könnte es zwar seyn auf Erden, aber wie ganz anders zeigt sich die öde schauervolle Wirklichkeit! Doch beruhigt euch, meine Lieben! Nicht Dichtung, Wahrheit ist es, was euch die nachfolgenden Blätter vor Augen führen, nicht eine phantasiereicher Dichter, sondern ein wahrheitliebender Menschenfreund hat diesen Garten voll edler Himmelspflanzen angelegt; aber freilich hat er es sich viel Mühe und ausdauernden Fleiß kosten lassen, bis er aus Ost und West, aus Nord und Süd, aus der Vergangenheit und Gegenwart all' diese trostreichen Zeugnisse dafür zusammengefunden, daß sich der gütige Gott nie und nirgends unbezeugt gelassen, sondern bald da bald dort einen Menschen durch seinen Geist erweckt, ermuntert und befähigt hat, sein Licht in guten Werken des Glaubens, der Liebe und Hoffnung leuchten zu lassen. Es gleichet somit diese Beispielsammlung allerdings nicht dem nächsten besten Garten, den ihr hinter dem Hause Eures Nachbars antreffet, sondern der köstlichen Pflanzung

eines reichen Kunstgärtners, der auf kleinem Raum die edelsten Gewächse aller Welttheile kunstvoll zusammengestellt hat. Alles, was ihr darin findet, hat sich doch, so weit sich erforschen ließ, irgendwann und irgendwo wirklich auf Erden auf diese Weise dargestellt, und Aehnliches findet sich noch immer unter den Menschen, und wenn auch nicht so dicht neben einander wie hier, doch um so sicherer und reichlicher da, wo lebendiger Glaube an Jesus Wurzel gefaßt hat. Lasset euch dieses zur Ermunterung und Nacheiferung dienen. Schauet daher diese Exempel nicht als Vorbilder eines Lebens an, wie man es sich wohl wünschen möchte, wie es aber nirgends in der Welt wirklich sich vorgefunden, sondern denket vielmehr: O wie tröstlich ist es, daß der Geist Gottes bald da bald dort solche edle Gesinnungen in den Herzen der Menschen weckt, und zu so herrlichen Thaten sie begeistert, wie ich sie hier vor mir sehe. Wie freue ich mich, daß auch mein Herz ein Tempel dieses Geistes werden und alle diese Tugenden anziehen kann, deren Anblick mit solcher Bewunderung und Freude erfüllt. Wie danke ich Gott, daß ich von Jugend auf angeleitet werde, zu schätzen, was edel und gut ist, und das Mittel kenne, durch welches selbst der Aermste und Geringste die köstlichsten Himmelsgaben erlangen kann. Darum will ich denn auch unermüdet seyn in der Wachsamkeit über mich selbst und im Gebet, auf daß ich auch in meinem Theile mich erzeige als ein treuer Kämpfer um die unverwelkliche Krone, die uns aufbehalten ist im Himmel! — Mit solchen Gedanken leset die nachfolgenden Geschichten, und wofern euch Gott Gnade und Gelegenheit gibt, einzutreten in die Fußstapfen derer, die ein edles Vorbild hinterlassen haben, so vergesset nicht, daß Demuth das Gold ist, in welches jeder Edelstein christlicher Tugend gefaßt seyn muß.

Wahrhafte Gottesfurcht, die Quelle alles Guten.

I.

Frühe Gottseligkeit.

Du bist meine Zuversicht, HErr, HErr, meine Hoffnung von meiner Jugend an. Psalm 71, 5.

1. Ein guter Christ auch ein guter Soldat.

Martin, Bischof von Tours (geb. 316, gest. 402 nach Christi Geburt), war von heidnischen Eltern geboren und erhielt von ihnen eine Erziehung, welche auf nichts weniger als auf christliche Gottseligkeit berechnet war; denn sein Vater, der sich vom gemeinen Soldaten zum Feldhauptmann emporgeschwungen, hatte keinen größeren Wunsch, als seinen Sohn zu einem tüchtigen Soldaten heranzubilden, und seine Mutter, mit abergläubischem Eifer dem Götzendienst ergeben, gab sich alle Mühe, ihn frühzeitig mit den Gebräuchen ihrer heidnischen Religion bekannt zu machen. Aber Martin fühlte in seinem Herzen einen Zug zu etwas ganz Anderem hin. Zu Pavia im Mailändischen, wo er erzogen ward, befand sich in damaliger Zeit bereits eine christliche Kirche, und nichts war dem Knaben lieber, als wenn er zuweilen diese Kirche besuchen und dem Gottesdienste der Christen beiwohnen konnte. Die schönen Lehren des Evangeliums, die hell leuchtende Frömmigkeit und der gute Wandel der Anhänger Jesu, so wie ihr einfacher und erbaulicher Gottesdienst, wirkten so mächtig auf ihn, daß er dem Verlangen nicht widerstehen

konnte, an die Christen sich anzuschließen. Kaum zehn Jahre alt verließ er das elterliche Haus, ließ sich unter die Katechumenen aufnehmen und erlernte mit allem Fleiß die christliche Lehre, in seinem jugendlichen Eifer keinem andern Gedanken in seinem Herzen Raum gebend, als daß er seinem Heiland sich ganz und gar zum Eigenthum weihen, nach der Sitte jener Zeit in eine Einöde gehen, und als Einsiedler ein beschauliches Leben führen wolle. Als er jedoch 15 Jahre alt war, rief ein kaiserlicher Befehl die Söhne der Veteranen zu den Waffen. Martins Vater, längst unzufrieden darüber, daß sein Sohn sich zu den Christen gewendet, gab ihn bei der Obrigkeit an, er ward daher aufgesucht und mit Gewalt nach Gallien geführt, wo er zur Fahne schwören und unter einer Schwadron gallischer Reiter dienen mußte. Aber auch hier vergaß der edle Jüngling seines Christenthums nicht. Mitten unter den rohen Kriegern führte er ein heiliges Leben. In seinem Dienste war er sehr genau, und verrichtete aufs Pünktlichste jedes Geschäft zu der Zeit und auf die Art, wie ihm aufgetragen war. Nie ließ er sich eine Versäumniß oder Nachläßigkeit zu Schulden kommen. Menschen plagen, ungerechte Forderungen an sie machen, muthwilliger Weise etwas verderben, oder gar stehlen und rauben, waren Gräuel in seinen Augen. Eifrig war er bemüht, auch seine Kameraden von solchen Unmenschlichkeiten zurück zu halten. Er hatte einen Knecht, mit dem lebte er so brüderlich zusammen, daß sie sich gegenseitig Dienste leisteten. Auch als Soldat besuchte er die Versammlungen der Christen, und seine größte Lust und Freude war es, in den heiligen Büchern derselben zu lesen und über die Lehren des christlichen Glaubens nachzudenken. Er selbst lebte äußerst sparsam, und gab Alles, was er von seinem Solde erübrigen konnte, den Armen. Insbesondere ist es Eine Handlung der aufopfernden Mildthätigkeit, mit der er seinen Christensinn auf eine rührende Art bewährte. An einem sehr kalten Wintertage begegnete er am

Thore von Amiens in der Picardie einem halbnackten Bettler, welcher vergeblich alle Vorübergehenden um ein Almosen ansprach. Martin hatte kein Geld bei sich; sein Schwert und ein Stück Tuch, das er als Mantel um sich geworfen, war seine einzige Habe. Da er sah, daß Keiner sich des Armen erbarmte, so zog er sein Schwert, zerschnitt damit den Mantel in zwei Theile, und gab die eine Hälfte dem Armen, ohne sich dadurch im Mindesten stören zu lassen, daß seine Kameraden darüber spotteten, daß er jetzt kaum noch zur äußersten Nothdurft seine Blöße decken konnte.

2. Ein frommer Prinz.

Das jugendliche Leben des im Jahr 1553 verstorbenen Fürsten Georg von Anhalt, dessen Name unter den deutschen Regenten stets mit Ehrfurcht genannt werden wird, liefert ein vortreffliches Beispiel zur Nachahmung. Schon frühzeitig fing er an, sich der Frömmigkeit zu ergeben, und benützte dabei seine Jugendjahre mit vielem Fleiße und anhaltendem Eifer zur Erlernung der Wissenschaften, die ihn zu einem einsichtsvollen Manne bildeten.

Die Pracht und Fülle und all' die rauschenden Vergnügungen am Hofe seines Vaters konnten ihn weder stolz noch leichtsinnig, weder weichlich noch träge zur Arbeit machen. Obgleich er ein munterer Jüngling von blühender Gesundheit, festem Körper und sehr schönem Aussehen war: so mißbrauchte er doch diese Naturgaben nicht zu jenen Lastern, zu welchen, leider! so Viele, welche solche besitzen, sich verführen lassen. Durch innige Liebe zur Gottesfurcht, durch steten Fleiß im Arbeiten, und durch das Bestreben, sich zur Uebernahme wichtiger Geschäfte geschickt zu machen, überwand er alle Lockungen seiner Jugend zu Thorheiten und Ausschweifungen. Er enthielt sich darum auch mancher ihm erlaubten Ergötzlichkeiten. Frühzeitig war schon der Gedanke in seiner Seele lebhaft welche wichtige Stellung ihm Gott auf Erden anvertraut, was er vor

Andern für große Pflichten zu erfüllen habe, da er zum öffentlichen Wohl geboren worden, da alle Rechtschaffenen und das ganze Vaterland von ihm nicht allein eine weise und gesegnete Regierung der allgemeinen Angelegenheiten, sondern auch besondere Verdienste, Wohlthaten und Tugenden erwarteten. — Durchdrungen von diesen vortrefflichen Grundsätzen wandelte er den Weg der Jugend, worauf er so viele Reizungen und Gelegenheiten zur Befriedigung jugendlicher Lüste hatte, dennoch unsträflich als ein frommer, keuscher und fleißiger Jüngling. Die Hauptzüge in seinem Charakter waren eine aufrichtige Liebe und Ehrfurcht gegen Gott, mit Dem er sich oft und gern im Gebete unterhielt, und worin er den Seinigen mit einem vortrefflichen Beispiele ungeheuchelter Andacht vorangieng; große Begierde, die Wahrheit zu erkennen, sie selbst zu bekennen und gegen Andere zu vertheidigen; Güte, Sanftmuth und Beherrschung seiner selbst; seine außerordentliche Zärtlichkeit und Liebe gegen seine Eltern und Geschwister, und seine Dankbarkeit gegen seinen würdigen Lehrer Georg Held, dem er nicht nur als Schüler mit aller Bereitwilligkeit und Lernbegierde folgte, sondern ihm auch zeitlebens vorzügliche Hochachtung und Liebe bewies.

3. Der Segen einer frommen Taufpathin.

Philipp Jakob Spener, Probst zu Berlin (geb. 1635, gest. 1705), einer der ehrwürdigsten und verdienstvollsten Gottesgelehrten seiner Zeit, brachte schon seine ersten Jugendjahre in einer so ernstlichen Frömmigkeit zu, wie man sie sonst selten bei jungen Leuten findet. Sorgfältig vermied er die bösen Lüste und Thorheiten, welche bei vielen Kindern vorkommen, und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf das, was ihn fähig machte, einst der Glückseligkeiten des Himmels, wohin sein Verlangen gieng, theilhaftig zu werden. Eine Gräfin von Rappoltstein, die seine Taufpathin war, half besonders diese guten Gesinnungen in ihm pflanzen. Als er in seinem

14. Jahre an ihrem Todestage zu ihr gerufen ward, rührte ihn der Anblick der ihm sehr gewogenen Sterbenden, die schon mehrere Tage lang sprachlos da lag, und sich jetzt vergebens bemühete, mit ihm zu reden, so ungemein, daß er sich eine geraume Zeit täglich von Gott den Tod erbat, auch durch diese Empfindungen desto mehr in dem Vorsatze, sein ganzes künftiges Leben Gott zu weihen, bestärkt wurde. Gern und oft las er schon in seiner Jugend die Bibel, und neben derselben gute und erbauliche Bücher, wodurch seine Erkenntniß in der Religion und seine Frömmigkeit beständig zunahmen. Eine Folge seiner frühen Gottesfurcht war sein großer jugendlicher Fleiß, den er zu Hause und in der Schule zeigte, nützliche Wissenschaften zu lernen. Beide Tugenden bewahrte er auf Universitäten, wo damals viele wilde Sitten herrschten, mit aller Gewissenhaftigkeit, und führte ein stilles, eingezogenes Leben. Mit den Guten und Geschickten seiner Mitschüler lebte er in vertrauter Freundschaft; auch suchte er den Umgang mit gelehrten und rechtschaffenen Männern. Schon frühe übte er Barmherzigkeit aus. Gern gab er den Armen, und insbesondere that er seinen armen Mitstudirenden viel Gutes, ob er gleich selbst nichts Ueberflüssiges hatte. Von Kindheit auf, und auch nachher, als er nicht mehr unter der Aufsicht seiner Eltern und Lehrer stand, bewies er ihnen Ehrerbietung, Gehorsam und Liebe. Gern folgte er ihrem Rathe. Er bat sie immer selbst, wenn er sich nicht zu rathen wußte, sie möchten ihm doch sagen, was ihm nützlich und schädlich sey. Einer von seinen Lehrern gab ihm in der Jugend die Ermahnung: „Er solle dem innerlichen und äußerlichen Gottesdienste am Sonntage mit Eifer und Andacht abwarten, und niemals ohne dringende Noth die Kirche versäumen.“ — Diese Ermahnung behielt er auch beständig in seinem Herzen, und folgte derselben lebenslang.

4. Der junge Glaubensheld.

Agrippa d'Aubigné, Stallmeister Heinrich's IV. von Frankreich, war in seiner frühen Jugend nach Paris gekommen, um den Unterricht des trefflichen Beroald zu genießen. Indeß sah sich Letzterer durch die überhandnehmenden Verfolgungen der römischen Partei genöthigt, mit seiner Familie und seinen Schülern aus Paris zu entfliehen, und leider mußte die Flucht so eilig bewerkstelligt werden, daß der kleine d'Aubigné seine Bücher und so manches Andere, das ihm sonst lieb war, zurücklassen mußte. Als sie zu Villeneuve St. Georges ankamen, preßte ihm das Andenken an diesen Verlust die bittersten Thränen aus; da nahm ihn Beroald freundlich bei der Hand und sagte: „O mein kleiner Freund! empfindest du nicht, was für ein Glück es für dich ist, daß du schon in deinem zarten Alter im Stande bist, etwas zu verlieren um Dessen willen, dem du Alles zu verdanken hast?“ Der Erfolg zeigte, wie tief der Knabe die Bedeutung dieser Worte zu Herzen nahm. Die Flüchtlinge eilten über Villeneuve nach Coudrai und von da nach der Festung Courances. Aber hier fielen sie dem Ritter Dachon in die Hände, der sie sogleich gefangen nahm und den Händen des Inquisitors Demochares übergab. Ohne eine Thräne zu vergießen, ließ sich der kleine d'Aubigné in's Gefängniß führen; erst als man ihm hier seinen kleinen silbernen Degen sammt dem Wehrgehänge abnahm, fielen einige Thränen aus seinen Augen. Der Inquisitor nahm ihn besonders in's Verhör, und erzürnte sich sehr über seine freimüthigen Antworten. Einige Officiere, die aus seinem Benehmen und seiner kostbaren Kleidung schloßen, daß er von vornehmer Geburt seyn müsse, führten ihn zu Dachon. Dieser gab ihm zu verstehen, daß ihre ganze Gesellschaft zum Feuer verurtheilt sey, und daß, wenn er sein Leben retten wolle, es hohe Zeit sey, daß er den evangelischen Glauben abschwöre, denn sey er einmal auf der Richtstätte angekom-

men, so sey es zu spät. Er antwortete: „Der Abscheu vor der Messe benimmt mir alle Furcht vor dem Tode,“ und zeigte gleich darauf, daß seine kindliche Heiterkeit ihm durch jene Drohung nicht entrissen sey, indem er auf die Aufforderung des Commandanten nach dem Spiel zweier anwesenden Musikanten zum Vergnügen der ganzen Gesellschaft einen Reigen aufführte. Allein dieß hinderte den Inquisitor nicht, ihn unter Ausstoßung gräulicher Beschimpfungen wieder in's Gefängniß zurückführen zu lassen. Als Beroald hierauf von ihm erfuhr, daß ihnen das Urtheil gesprochen sey, so erforschte er den Muth der kleinen Gesellschaft in Absicht des Bekenntnisses ihrer Religion, und machte sie mit geringer Mühe entschlossen, viel eher den Tod zu leiden, als ihren Glauben zu verläugnen. Am Abend, da man ihnen zu essen brachte, stellte man ihnen den Scharfrichter unter die Augen, der bereits angekommen war, um sie am zweiten Tage darnach hinzurichten. Als die Thüre des Gefängnisses geschlossen war, fiengen sie Alle an zu beten, um sich auf den Tod zu bereiten; allein zwei Stunden hernach kam einer der Officiere, denen ihre Verwahrung anvertraut war, und der ehemals ein Geistlicher gewesen war, zu ihnen in's Gefängniß. Er küßte den kleinen d'Aubigné auf die Wangen und sagte zu Beroald: „Entweder will ich sterben, oder euch Alle retten aus Liebe zu diesem kleinen Knaben. Haltet euch bereit, aus dem Gefängnisse zu gehen, wann ich es euch sagen werde. Sehet aber nach, ob ihr nicht 50 — 60 Thaler geben könnt, daß ich ein paar Männer damit bestechen kann, ohne deren Beistand ich euch nicht zu retten vermag.“ Man handelte nicht lange mit ihm, sondern gab ihm 50 Thaler, die man in den Schuhen versteckt gehalten hatte. Um Mitternacht kam dieser Officier wieder zu ihnen mit zwei Männern und sagte zu Beroald: „Mein Herr! Sie haben mir gesagt, daß der Vater dieses kleinen Knaben einer der Befehlshaber in Orleans gewesen sey, versprechen Sie mir Dienste

unter dieser Compagnie?“ — Man versprach ihm nicht nur dieses, sondern obendrein auch noch eine ansehnliche Belohnung. Dann befahl er, daß Jeder von ihnen den Andern bei der Hand halten sollte; die des d'Aubigné nahm er selbst, führte sie in der Stille bei einer Wache vorbei, von dort aus unter ihrer Kutsche weg in eine Scheune, und dann gewannen sie querfeldein die große Straße nach Montargis, wo sie endlich nach ausgestandenen vielen Mühen und Gefahren Alle wohlbehalten ankamen. Die Herzogin von Ferrara, Renata von Frankreich, die hier von ihrem Gemahl getrennt lebte, und eine Freundin der Protestanten war, empfieng sie mit ihrer gewöhnlichen Güte, besonders den kleinen d'Aubigné. Sie ließ ihn neben sich auf einen kleinen Sessel sitzen und unterhielt sich drei Stunden lang mit ihm über die Verachtung des Todes aus Gelegenheit der Antwort, die er dem Commandanten Dachon gegeben hatte. Sie behielt die Flüchtlinge drei Tage bei sich, damit sie sich wieder erholen möchten, dann ließ sie dieselben auf eine sehr bequeme Weise bis Chien begleiten, von wo aus sie endlich nach Orleans in Sicherheit kamen.

5. Die treu bewahrte Taufgnade.

Der ausgezeichnete und wahrhaft fromme Theolog Dr. Joh. Albr. Bengel (geb. 1687, gest. als württembergischer Prälat 1752) stand schon in seinem fünften und sechsten Jahre in einem vertrauten Gebetsumgang mit dem HErrn und in einer zuversichtlichen Glaubenskraft, hatte viele zarte, göttliche Rührungen, und fand süßen Genuß an den Gebeten und Liedern, welche man ihn als ein kleines Kind lehrte. Dadurch blieb sein Gewissen bewahrt, es entstand in ihm eine Scheu vor dem Bösen und eine Liebe zum Guten; dazu kam noch der günstige Umstand, daß Niemand viel Aufhebens von seiner Frömmigkeit machte, und all' sein Wachsthum in der Gottseligkeit den Seinigen und noch vielmehr ihm selbst unbemerkt blieb.

Es fehlte zwar nicht an plötzlichen und unbesonnenen Ausbrüchen der Thorheit und des Leichtsinns der Jugend, aber die Gefahren waren nicht häufig, weil er stets etwas zu thun bekam und vor dem Müßiggang völlig bewahrt blieb. Häufig beschäftigte sich seine Seele in stiller Einsamkeit mit ernsten und wichtigen Gedanken, indem er stets das Ernsthafte dem Tändelnden, das Göttliche allem Andern vorzog. Und wenn je eine Uebertretung vorkam, so rügte sie sogleich der im Innersten der Seele stets aufmerksame Wächter und verhinderte dadurch, daß keine von außen kommende Verderbniß hängen blieb. Dazu diente auch die Schule der Leiden, indem ihn Gott von Zeit zu Zeit durch Krankheiten und innerliche Anfechtungen läuterte.

6. Kindliche Sterbensfreudigkeit.

Christian Lebrecht v. Exter, Sohn des preußischen Leibarztes Dr. Johann Eberhard v. Exter, in Zerbst den 27. Juni 1697 geboren, zeigte früher nicht allein die glücklichsten Geistesanlagen, sondern auch eine sehr innige Liebe zu seinem Heiland. Schon in seinem achten Jahre fühlte er sich ganz glücklich, wenn er nur von Jesu, dem Freunde seiner Seele, reden durfte. Seine älteren Geschwister ermahnte er öfters, daß sie mit ihm beten möchten, küßte sie, wenn sie es thaten, und redete ihnen liebreich zu, daß sie sich doch ganz zu JEsu bekehren möchten. In seinem ganzen Betragen war er überaus bescheiden, still und sanft. Wurde ihm widersprochen, so schwieg er und bestand nie auf seinem Recht. Wenn er sah, daß die rechte Zeit nicht war, mit seinen Ermahnungen anzukommen, so wartete er eine gelegenere dazu ab, und drang sich Niemand auf. Er konnte es nicht wohl vertragen, wenn man ihn lobte, denn er wußte, daß ihm das schädlich wäre.

Einst sagte er zu seiner Schwester: „Komm, wir wollen einen Bund mit Gott machen, ihm unsere Herzen ganz zu ergeben; wir wollen gleichsam zu der Fahne des HErrn

schwören. Ach, wenn du die Freude empfinden solltest, die ich in meinem Herzen schmecke, du gäbst sie nicht weg, wenn man dir gleich Häuser voll Dukaten und Diamante anböte.“ Als er ein Vierteljahr vor seinem Ende sehr heftige Kopfschmerzen bekam, glaubte er, daß er bald zu seinem lieben Heiland kommen werde und freute sich ungemein darauf. „Ach, wie süß und sanft werd' ich bei Jesu ruhn“ sagte er zu seinem Vater, „wie wohl wird's thun!“ — Er ermahnte seine Geschwister nochmals herzlich, sich zum Herrn Jesu zu halten, und ließ sich kurz vor seinem Verscheiden noch einige Loblieder singen, z. B.: „Nun lob' mein' Seel' den HErrn.“ — „Jauchzet all' mit Macht, ihr Frommen.“ — „Was ist doch diese Zeit, was sind die Leiden“ u. s. w. — Und so gieng er in einem Alter von 10 Jahren und 3 Monaten freudig heim zu seinem Erlöser.

7. Das frühreife Kind.

Johann Thomas Fingerlin (geb. 1734, gest. 1741), Sohn eines Banquiers in Augsburg, gehörte unter die Zahl der seltenen Kinder, die sich durch außerordentlich frühzeitiges Heranreifen des Geistes auszeichnen. Schon am Advent 1738 konnte er seinen Eltern das Festevangelium fertig vorlesen. Im fünften Jahre war er bereits so vertraut mit der Bibel, daß er jede angegebene Stelle ohne Nachhilfe aufschlagen konnte, und hatte eine so entwickelte Fassungskraft, daß er schon damals die Hauptpunkte einer angehörten Predigt richtig anzugeben vermochte. Erfreut über diese trefflichen Naturanlagen, sorgten seine Eltern auf's Treulichste für angemessenen Unterricht und hatten bald die Freude, die raschen Fortschritte bemerken zu dürfen, welche der Knabe in der Geographie und im Lateinischen machte; zuweilen wurden sie auch von ihm durch Briefe und andere Aufsätze überrascht, in welchen er seine Gedanken über merkwürdige Vorkommenheiten seines Lebens auf eine rührende Art ausdrückte. Er hatte eine solche Lust am Lernen, daß er dasselbe als die größte

Wohlthat ansah, die man ihm erzeigen konnte, und nichts so sehr bedauerte, als wenn er Krankheitshalber eine Lernstunde versäumen mußte. Wie ihm aber unter allen Beschäftigungen das Lernen das Liebste war, so lernte er in keinem Buche lieber als in der Bibel, vor der er von frühester Kindheit an die innigste Hochachtung hatte. Geistliche Lieder auswendig zu lernen und zu singen, war seine Lust; besonders ergötzte er sich an dem Lied in dem köthnischen Gesangbuche: »Viktoria, mein Lamm ist da!« Außer diesem liebte er namentlich die Lieder: »Frisch auf und laßt uns singen!« — »Eins ist noth ꝛc.« — »Befiehl du deine Wege.« — »Mein Salomo, dein freundliches Regieren.« Wenn er betete, so bemerkte man an ihm eine solche Inbrunst des Geistes, daß Alle, die es hörten, davon erbaut wurden. Gar lieb war es ihm, wenn ihn seine Mutter in's verborgene Kämmerlein nahm und mit ihm betete; bei diesen Gebetsübungen sammelte er viel Segen in sein junges Herz. Er betete nicht blos aus Büchern, sondern auch aus dem Herzen; man durfte ihm nur einen Spruch oder ein Gebot nennen, sogleich wußte er daraus ein Gebet zu bilden, und eine gute Weile fortzubeten. Auf die Frage: Wie er das gelernt habe? antwortete er: »Der heilige Geist lehrt es mich; er gibt mir eines nach dem andern in's Herz, was ich beten soll.« Unter den Gebetbüchern liebte er, und gewiß mit vollkommenem Recht, vor allen »Arndt's Paradiesgärtlein,« namentlich »das Gebet um Weisheit,« — »um die Gabe des Gebets,« — »das Gebet frommer Kinder für ihre Eltern,« und »die Lobsprüche des Herrn Jesu ꝛc.« Als er einst in der Offenbarung Johannis, Kap. 7, 17. die Worte las: »Das Lamm wird sie waiden und leiten zu dem lebendigen Wasserbrunnen u. s. w.,« gefielen sie ihm so wohl, daß er seinen Lehrer bat, sie ihm in ein Büchlein zu schreiben. Sonst nannte er seinen Leibspruch: »Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken.« Von seiner stets auf An-

wendung für Herz und Leben gerichteten Religionserkenntniß zeugen auch folgende Aeußerungen. Als Jemand erzählte, es sey dem Herrn N. ein Kind gestorben, und darüber eine Frau bemerkte: „das ist erschrecklich!“ sagte der Knabe: „So muß man nicht sagen: es ist nicht erschrecklich, wenn Gott ein Kind zu sich nimmt in den Himmel, sondern erfreulich.“ Als er einst etwas von seiner Mutter erbat und auch wirklich erhielt, gestand er seinem Lehrer: „Ich habe Gott zuvor gebeten, mir einen solchen Sinn zu schenken, daß es mir recht wäre, die Mutter möchte Ja oder Nein sagen.“ Im Umgang mit anderen Kindern war er liebreich, freundlich und munter, gieng jedoch am liebsten mit frommen und lernbegierigen Kindern um, und hatte namentlich das Eigene, daß er sich gerne von andern belehren und zurechtweisen ließ. Jahr und Tag vor seiner letzten Krankheit gieng er öfters mit Todesgedanken um; wählte sich zu seinem Leichentext Offenb. 2, 10.: „Sey getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben,“ sang öfters Sterblieder, und schrieb sich auf einzelne Blättchen Verse aus denselben. Im August 1741 von einer schmerzlichen Krankheit befallen, sagte er sogleich seiner Mutter: „Nun komme ich bald in's himmlische Paradies, da wird meine Seele von den Engeln in Abrahams Schoos getragen.“ Indeß blieb sein freudiger Glaube nicht ohne alle Anfechtung. So sehr auch der Knabe bei so zarter Jugend und früher Gottseligkeit dem eigentlichen Sündenleben ferne geblieben war, so fühlte er doch auf seinem Sterbebette sehr lebhaft den Druck des angeborenen Sündenverderbens, und brach öfters in die Seufzer aus: „O was bin ich für ein elendes Kind; ach lieber Herr Jesu, Du wirst Dich doch auch über mich armes Büblein erbarmen!“ — Als er in einer Nacht in großer Angst und Bangigkeit da lag, schrie er sehr heftig um Gnade und Vergebung der Sünden. Er erinnerte sich der Geschichte des Taubstummen im Evangelium und sagte: „Ach, daß ich dieser Taubstumme wäre, daß mich der

Herr Jesus auch in die Kur nähme! Ja, Er wird auch bei mir alles wohl machen!« — Seine Schmerzen waren zuweilen sehr groß, aber er sprach mit großer Gelassenheit: »Was der liebe Gott auferlegt, das hilft Er auch tragen. O ein lieber Gott! Ich weiß gewiß, weil ich meinen Heiland recht liebe, so hat Er mich wieder lieb; Er geht mit mir so den mittleren Weg. Meine Schmerzen könnten noch heftiger seyn, sie könnten auch leichter seyn. Es geht recht auf der guten Mittelstraße.« Wenn er seine Mutter weinend an seinem Bette sah, sagte er: »Liebe Mutter! nicht so betrübt, es steht nicht so übel bei mir. Es ist Gottlob! ein wenig besser. Gott macht alles gut. Nur nicht weinen, liebe Mutter! betrübe dich nicht um mich, mache mir das Herz nicht so schwer.« Als es zum Abschied kam, umarmte er zärtlich Vater und Mutter, bat sie, ihm alles zu verzeihen, womit er sie beleidigt, und dankte aufs Herzlichste für alle die vielen Wohlthaten, die er Zeitlebens von ihnen genossen. In den letzten Augenblicken betete er noch: »Von allem Uebel uns erlös ꝛc.« und verschied dann sanft und ruhig.

8. Der fromme Liederdichter.

Der beliebte Liederdichter Christian Fürchtegott Gellert (geb. 1715, gest. 1769) hatte das Glück, durch seine frommen Eltern von früher Jugend an zu einer wahren und herzlichen Hochachtung der Religion durch Wort und Beispiel angeleitet zu werden, und empfand, nach seinem eigenen Geständniß, von Kindheit an zu allen Zeiten seines Lebens ihre wohlthätige Kraft. Durch Gehorsam und ausgezeichneten Fleiß machte er als Jüngling seinen Eltern und Lehrern große Freude. Fern von den Ausschweifungen der Jugend brachte er seine akademischen Jahre zu. Nach denselben unterwies er einige Zeit theils junge Edelleute, theils eigene Anverwandte, und er that das nicht nur mit einem vorzüglichen Eifer, sondern er betete auch fleißig um Gottes Segen zu seiner Arbeit und verrichtete

dieselbe mit aller Freudigkeit, er war genau in seiner Selbstprüfung, voll Sehnsucht nach allem Guten, und lebhaft in seinem Hasse des Bösen, strenge in seinen Vergnügungen und voll freudiger Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung. »Ein wenig Meißner Wein,« sagte er selbst, »mit etwas Brod, erquickte mich des Abends, wenn ich meine Unterweisungen geendigt hatte, oft bis zu dankbaren Thränen.« Im Jahr 1741 begleitete er einen Vetter auf die Universität Leipzig. Er war ihm ein sehr sorgfältiger Aufseher, zugleich aber beschäftigte er sich im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und mit ernstlicher Begierde, Andern nützlich zu werden, auch gewissenhaft mit der Bildung seines eigenen Geistes und der Erweiterung seiner Einsichten. Seine vornehmste Sorge blieb immer auf die Besserung seines Herzens gerichtet. Darum war er denn auch in seinem ganzen Leben ein so eifriger Freund der Religion, ein so freimüthiger und thätiger Bekenner derselben; denn er war aus Gründen und aus Erfahrung überzeugt, daß sie allein es vermöge, das Herz des Menschen gut und seine Wege unsträflich zu machen. Von inniger Religiosität war alles, was er redete und that, belebt. Seine Betrachtungen in der Einsamkeit, sein gesellschaftlicher Umgang, sein Unterricht in seinen Lehrstunden, seine Schriften und Briefe, seine Arbeiten und seine Erholungen, alles hatte die Absicht, die Kraft der Religion bei ihm zu verstärken und ihre Wirkung bei Andern zu befördern und auszubreiten. Ein wahrhaft frommer Mann, war er aus Liebe und Ehrerbietung außerordentlich eifrig in Abwartung des öffentlichen und Privatgottesdienstes, und zwar nicht erst als gereifter Mann, sondern schon als Jüngling. Oft und stets mit der erbaulichsten Andacht feierte er das heilige Abendmahl mit der Gemeinde. Täglich übte er sich im Gebete und bezeugte oft, daß er mit keiner Zeit seiner jüngeren Jahre mehr unzufrieden wäre, als darin er das Gebet vernachläßigt; denn er er-

innere sich noch sehr wohl, daß wenn sein Eifer im Gebet abgenommen, die unerlaubten Neigungen in ihm zugenommen haben. Die heilige Schrift war sein liebstes Buch. Neben ihr las er gerne in solchen Schriften, welche in der Absicht geschrieben waren, den menschlichen Verstand zu einer gegründeten und festen Ueberzeugung von der Göttlichkeit der heiligen Schrift zu bringen, oder zur eigentlichen Erbauung zu dienen. Alles, was er von dieser Art las, betrachtete er mit einer sorgfältigen Anwendung auf sich selbst, und suchte dadurch seine Gesinnung Gott ähnlicher zu machen. Um sich selbst kennen zu lernen, befliß er sich einer großen Sorgfalt und Strenge in der Prüfung seiner Gedanken und innern Regungen. Er blieb aufmerksam auf alles, was er that und sprach, um sich keinen Fehler zu übersehen, und war immer auf seiner Hut gegen Empfindlichkeit, welche bei seiner beständigen Kränklichkeit unvermeidlich war, sorgfältig sich hütend, daß unter dem Druck seiner gebrechlichen Hülle Niemand als er leiden möchte. Um desto besser zur Selbsterkenntniß zu gelangen und seinen Fortgang in der Gottseligkeit zu erfahren, hielt er seit 1752 ein sehr sorgfältig bearbeitetes Tagebuch. Außer kurzen Anzeigen von seinen äußerlichen Begegnissen enthält dieses Tagebuch vornehmlich Anmerkungen über seinen Seelenzustand. Einige dieser Anmerkungen bestehen in Klagen über seine Trägheit zum Gebet, über die Zerstreuungen, die ihn darin störten, über die Versuchungen, welche sündliche Neigungen ihm bereiteten, über die Unempfindlichkeit, welche er gegen die Religion zu haben glaubte und zugleich in ernstlicher Bezeigung seines Mißfallens an seiner eigenen Schwachheit und Unvollkommenheit. Andere bestehen in Ermunterung seiner selbst zu einem getrosten Muthe, zum Vertrauen auf Gott und zur Zufriedenheit mit ihm, oder in Betrachtung, wie er seine Tage angewandt habe. Zuweilen sind sie Erneuerungen seiner guten Entschlüsse, eifriger in der Religion, treuer im

Amte, demüthiger bei dem Lobe der Menschen, mitleidig gegen Nothleidende, freigebig gegen Dürftige zu seyn. Zuweilen sind es dankbare Erinnerungen an die empfangenen göttlichen Wohlthaten, an die freudigen Empfindungen, die er von den Lehren der Religion hatte, an die heitern Stunden, worin er mehr Lust zu gottesdienstlichen Uebungen oder zu seinen Arbeiten empfand, oder ernstliche Bestrafungen seiner Fehler, seiner Ungeduld, seiner Hitze im Gespräche und seiner Neigung zur Eitelkeit, oder endlich bald längere, bald kürzere Gebete um Gnade, um Hilfe, um Trost und um größere Freudigkeit. Er kannte den großen Gewinn, welchen ernstes Andenken an Tod und Ewigkeit den Menschen in guten und bösen Tagen zu verschaffen vermag. Darum beschäftigte er sich oft mit demselben. Er that dieß nicht allein in seinem Betkämmerlein, sondern auch bei seinen einsamen Spaziergängen ins Feld, zu den Gräbern auf dem Gottesacker. Er that es in seinen Briefen. Er that es in seinen Gesprächen, die er besonders in seinen besten Jahren am liebsten über erbauliche Gegenstände anstellte. Da es sein tägliches Geschäft blieb, sein Herz zu Gott zu erheben, und er dieß stets mit dem lebhaftesten Gefühle that, so war auch das eine Frucht davon, daß er sich bei jeder Gelegenheit über die Güte Gottes und vornehmlich über die Wohlthätigkeit der Erlösung dankbar freute und in allen Vorfällen seines Lebens in glücklichen wie in traurigen den Segen thätiger Frömmigkeit genoß. Besonders bewährte sich seine Religiosität im Leiden. Die Beschwerden, die ihn drückten, waren groß, sie hatten frühe begonnen, vermehrten sich von Jahr zu Jahr und hielten an bis zu seinem Tode. Die Quelle derselben war eine schreckliche Hypochondrie, die seinen Körper schwach und kränklich, seinen Geist schwermüthig und ängstlich machte. Aber bei so vielen Versuchungen zur Ungeduld hütete er sich doch vor derselben, waffnete sich dagegen mit Gründen der Religion, blieb stille in Gott, und sprach aus dem Innersten seiner Seele:

Ich hab' in guten Stunden
Des Lebens Glück empfunden,
Und Freuden ohne Zahl!
So will ich denn gelassen
Mich auch in Leiden fassen;
Welch' Leben hat nicht seine Qual?

9. Die drückende Lüge.

Der berühmte Schriftsteller Theodor Gottlieb Hippel (geb. 1741, gest. 1796), erzählt in seiner Selbstbiographie: Ich kann mit Gewißheit behaupten, daß ich sehr frühzeitig mit Gott und meinem Gewissen bekannt geworden bin. Schon in meinem sechsten Jahre habe ich angefangen, mit Gott Umgang zu halten, ob ich gleich wenig von Ihm wußte. Durch's Gebet lebte, webte und war ich in Ihm. Mein Gebet war ein Selbstgespräch, ich sprach mit meinem Gewissen und war gewiß, daß wenn ich mit diesem gut stände, ich auch mit Gott in einem guten Vernehmen wäre. An einem Sonntag Nachmittag etwa in meinem sechsten Jahre war ich mit meiner Schwester bei einem Hausfreunde auf Besuch, genoß Thee und Gebackenes, sprach nach kindlicher Art viel und sagte dabei wider mein besseres Wissen eine Unwahrheit. Diese Unwahrheit quälte mich auf der Stelle, aber mein Stolz erlaubte mir nicht, sie zu widerrufen. Nach Hause zurückgekehrt, war ich so voller Angst, daß ich keinen Augenblick allein bleiben wollte, und doch konnte ich meinen Eltern nicht sagen, was mir fehle. Da ich nicht essen mochte, und man Fieberhitze an mir spürte, ward ich zu Bette gebracht. — Bitte Gott ab, sagte ich zu mir selbst, allein ich konnte nicht beten, mein Gewissen rückte mir meine Unwahrheit vor, und wollte mir nicht vergeben, bis ich hinging und widerriefe. Endlich wagte ich es, meine Mutter zu mir zu rufen, und trug ihr mit Händeringen das Verlangen vor, noch einmal zu dem Hausfreunde hinzugehen. Mein Verlangen wurde erfüllt, ich kam hin, widerrief und in diesem Augenblicke war Fieberhitze und

Angst dahin. Nun erbat ich mir ein Butterbrod, aß es mit Appetit und schlief dann mit dem Vorsatze ein, mich nie wieder mit einer Unwahrheit zu belasten.

10. Der schönste Schmuck.

Elisabethe Christine, Gemahlin Friedrichs II., Königs von Preußen, sah einst im Schloßgarten zu Schönhausen das fünfjährige Kind eines frommen Gärtners und unterhielt sich mit ihm. Die kindlichen Reden desselben gefielen ihr so wohl, daß sie es liebgewann, und bald darauf verlangte, man sollte es zu ihr bringen. Eben hatte sich die Königin zur Tafel gesetzt, als das Kind ankam, welches sich auf ihr Verlangen neben ihr auf einen Stuhl stellen mußte, um die ganze Tafel überschauen zu können. Christine wünschte zu hören, was das Kind zu den schönen Aufsätzen und Kostbarkeiten der Tafel sagen würde? Still und ernst sah das Kind Alles an, betrachtete bald die kostbaren Kleider der Tafelgäste, bald die herrlichen goldenen und porzellanenen Aufsätze; hierauf schaute es ruhig vor sich hin. Schweigend faltete es die Hände, und fing laut an zu beten:

Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid;
Damit werd' ich vor Gott bestehn,
Wann ich zum Himmel werd' eingehn.

Diese unerwarteten Worte aus dem Munde eines Kindes in diesem Augenblicke forderten unwillkürlich die Anwesenden zur Selbsterkenntniß und Demuth auf. Es entstand eine feierliche Stille. Mit Thränen sprach eine ältere Dame zur Königin: „O das glückliche Kind! Wie weit stehen wir hinter demselben zurück!“

11. Das jugendliche Gelübde.

Johann Friedrich Oberlin (nachmals evangelischer Pfarrer in Steinthal in den Vogesen) schrieb in

seinem zwanzigsten Lebensjahre am 1. Januar 1760 als Student Folgendes nieder, und verpflichtete sich zehen Jahre später aufs Neue zu demselben: »Ewiger, heiliger Gott! ich weiß, ein Erdenwurm, wie ich bin, ist unwürdig, vor den König aller Könige zu treten, um einen Bund mit Dir zu schließen; allein Du selbst, barmherziger Gott, hast mir diesen Bund in Deiner unendlichen Gnade durch Deinen Sohn anbieten lassen; Du selbst hast mein Herz dazu vorbereitet! So komme ich zu Dir, und bekenne, daß ich ein großer Sünder bin, und spreche mit dem reuigen Zöllner: Gott sey mir Sünder gnädig! Ich verlasse mich ganz auf die vollkommene Gerechtigkeit Deines Sohnes; um seinetwillen vergib mir meine Uebertretung, und gedenke nicht mehr meiner Sünden! Ach ja, ich flehe zu Dir, söhne Dich mit Deiner untreuen Creatur wieder aus; ich wünsche nichts sehnlicher, als Dir anzugehören! Heiliger Gott! heute übergebe ich mich Dir auf das Feierlichste! Höret, ihr Himmel, Erde, nimm es zu Ohren: Heute bekenne ich, daß der Herr mein Gott ist! Vernimm meine Worte, o Gott! und schreibe in Dein Buch, daß ich von nun an ganz Dein seyn will! In Deinem Namen entsage ich heute allen anderen Herren, die bisher mich beherrscht haben, den Freuden der Welt und den Begierden des Fleisches! Ich entsage allem Vergänglichen, damit mein Gott mein Alles sey! Dir weihe ich Alles, was ich bin und habe, die Kräfte meiner Seele und meines Leibes, mein Vermögen und meine Zeit! Hilf Du selbst, barmherziger Vater! daß ich dieß Alles nur zu Deinem Ruhme, nach Deinem Wohlgefallen anwende. Gib mir Muth und Kraft, frei und offen Dich zu bekennen, wenn ich Andere zu Dir führen soll! Schenke mir die Gnade, daß ich meine Brüder bewege, sich Deinem Dienste zu widmen! Deiner Leitung übergebe ich Alles, was mir angehöret. Dein Wille, nicht der meine geschehe! Gebrauche mich zu Deinem Werkzeuge; wasche mich mit dem Blute Deines Sohnes, heilige mich durch Seinen Geist,

mache mich Seinem Bilde immer ähnlicher! — Verleihe mir den Trost, mein Herr und mein Gott! daß ich im steten Gefühle Deiner Nähe mein Leben hinbringe; und wenn ich mich treulich bemühte, Deinem Willen mich zu unterwerfen, so rufe mich ab, wann und wie Du es für gut findest! Gib, daß mein letzter Athemzug noch Dir diene! Inbrünstig bitte ich Dich, in meines Jesu Namen, daß ich in allen Leiden, die Deine weise Vorsehung vielleicht mir senden wird, nur Geduld und Ergebung in Deinen heiligen Willen beweisen möge! Stärke meine Seele, wenn Du sie abrufen willst, und nimm sie auf in die Wohnungen derer, die in dem Herrn sterben! Dir, o Vater, sammt dem Sohne und dem heiligen Geiste werde ewig Lob gesungen von den Millionen Erlösten und allen himmlischen Geistern! O meiner Väter Gott! der Du Deinen Bund hältst, und Deine Segnungen spendest bis in das tausendste Glied, ich flehe zu Dir in Demuth, denn ich weiß, welch trügerisches Ding das menschliche Herz ist, schenke mir die Gnade, daß ich in Wahrheit in diesen Bund trete, und den Segen bewahre, der mir in meiner Taufe zu Theil wurde! Der Name des Herrn der Heerschaaren sey mir ein ewiges Zeugniß, daß ich dieses Gelübde unterzeichnet habe mit dem festen treuen Willen, es zu halten!“ —

12. Ein frommer französischer Gesandter.

Ein schönes Seitenstück zu dem Voranstehenden bildet nachfolgendes Gelübde Chaunts, französischen Gesandten in Schweden. Derselbe war jung, reich, geschickt und überall beliebt; aber er vertraute darum nicht auf Menschen, sondern auf Gott. Daher schrieb er, kaum dreißig Jahre alt, folgendes Gelübde nieder, und war ihm auch gehorsam. „Lange habe ich darüber nachgedacht, welchen Bund ich mit mir selbst schließen, welche Lebensregeln ich mir vorzeichnen solle; durch Gottes Güte bin ich entschlossen, in meinem ganzen Leben folgende Regeln nicht aus

den Augen zu lassen. Ich will Gott wahrhaftig, und aus keiner irdischen Absicht, sondern, wie Er es verlangt, über Alles lieben, Jesum Christum als meinen Heiland wahrhaftig ehren, und Ihn frei vor der Welt bekennen. Ein heiliges Leben sey mir das höchste Gut, nach dem ich von ganzer Seele trachte. Meine Seele muß Herr werden und Herr bleiben über meinen Leib, darum will ich ihn täglich im Zaume halten, daß nichts seine Begierden entzünden möge; und wachen, daß mein Herz sich stets mit meinem Seelenheile beschäftige. Geld und Gut will ich weder zu sehr lieben, noch zu sehr verachten, sondern mit meinem elterlichen Erbtheile und Allem, was ich besitze, weise wirthschaften. Durch Aeußerlichkeiten will ich mich nicht vor meines Gleichen auszeichnen, sondern die Hauptsache im Auge behalten, und die Zufälligkeiten der Wandelbarkeit der Verhältnisse überlassen. Auch will ich nicht nach großer Ehre streben; doch auch nicht durch falsche Demuth sie von mir weisen, wenn sie mir zu Theil werden sollte. Meinem Berufe will ich mich mit aller Gewissenhaftigkeit widmen; und sehe ich mich durch unübersteigliche Hindernisse in meiner Wirksamkeit gehemmt, so will ich geduldig warten, bis Gott sie wieder entfernt, und einstweilen in anderer Weise Gutes zu wirken suchen. Meinen Leib will ich nicht verzärteln, sondern zur Mäßigkeit gewöhnen und durch Arbeit abhärten. Eine erlaubte Erholung, die seiner Gesundheit zuträglich ist, will ich ihm nicht versagen, damit er Kräfte zu neuer Thätigkeit sammle, nur darf er nie der Zucht und dem Willen des Geistes Gottes Widerstand leisten wollen. Allmächtiger Gott! der Du mir diese Gedanken eingegeben hast, hilf mir, daß ich ihnen durch mein ganzes Leben Gehorsam leiste!« —

13. Gegenseitige Hilfleistung.

Der gottesfürchtige Nürnberger Kaufmann, Johann Tobias Kießling, von dem weiter unten Mehreres erzählt werden wird, wuchs in dem gottesfürchtigen Hand

lungshause seiner Eltern zu Nürnberg auf. Schon als Jüngling von 21 Jahren hatte er viel Gutes vor den Augen der Welt und seinen eigenen in und an sich. Großer Ernst und eine herzliche, innige Liebe zu Gottes Wort und zu allem Guten und Göttlichen konnte man an ihm wahrnehmen. Aber dennoch fühlte er sich erst in der Vorhalle des christlichen Lebens und Erkennens. Eine tiefe innere Unruhe, welche täglich überhand nahm, hatte sich seiner bemächtigt, und trieb ihn von einem christlichen Freunde zum andern, um Trost und Rath zu suchen. Da bemerkte er in der Kirche, die er fast täglich besuchte, einen schlicht gekleideten Bürgersmann, welcher stets mit ganz besonderer Inbrunst und oft aufgehobenen Händen betete. Es war eine andere Art zu beten, welche dieser Mensch hatte, als jede, die er bis dahin erfahren hatte. Das Gebet dieses Mannes war ein Gespräch von Angesicht zu Angesicht, das zwei innig verbundene Freunde mit einander führten, aber das Gebet, das Kießling bis dahin kannte, waren Worte, welche Jemand gegen das Gemälde eines geliebten Fürsten spricht, den er noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, mit dem er noch nie, weil er gar zu ferne wohnt, persönlich gesprochen hat. Kießling gieng dem Manne nach, dessen Gebet zu dem Gott, welchen er, wie er selbst sagte, damals noch nicht kannte, ihm so sehr zu Herzen gegangen war, und erfuhr, daß es Matthias Klaumbauer, ein Salzburger sey, der um des lebendigen Bekenntnisses des Evangeliums von Christo willen aus seinem Vaterlande vertrieben, in Nürnberg, der Welt unbekannt, ein stilles Leben im beständigen Umgange mit Gott führte. So wie dieser Matthias dem jungen Kießling, so erschien auch dieser jenem gerade zur rechten Stunde als hilfreicher Engel. Denn der edle Salzburger war arm, krank und alt, und Gott schenkte Kießling, wie er selbst sagte, ein freigebiges Herz gegen denselben. Aber dieser Kämpfer Gottes war im Umgange mit Kießling kurz, und zeugte mehr durch die lebendige That vom Lichte. Er meisterte nicht viel

an Kießling herum, denn er hatte zu viel mit Gott und seinem eigenen Innern zu thun; aber jedes Wort, das er sprach, war geeignet, in des frommen Jünglings Herzen eine eigentliche und lebendige Ansicht von göttlichen Sachen zu entzünden. Dieser Pilgrim eilte bald vorüber. Kießling sah ihn noch in der letzten Nacht seines Pilgerlaufes, und nahm einen thränenvollen Abschied von dem guten Engel. Die letzten Worte des starken, in Glauben, Geduld und Leiden grau gewordenen Jünger Jesu waren: »Herr, ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!«

14. Bruchstücke aus einem Tagebuch.

Anna Schinz, welche den 18. Juni 1770 zu Zürich in einem Alter von nicht vollen 16 Jahren unerwartet schnell starb, war eine Jungfrau von ächt christlicher Gesinnung. Obwohl ihren Freundinnen mit zärtlichster Liebe ergeben, liebte sie doch Gott noch inniger als die vertrauteste ihrer Gespielinnen, und kannte keine höhere Glückseligkeit, als auch diese mit Gott und mit der Ewigkeit zu befreunden. So schrieb sie einst an ihre Freundin Vogel: »Ich muß dir doch etwas sagen, was mir schon lange auf dem Herzen liegt. Wir nennen uns allezeit Freundinnen, sind wir das aber in Wahrheit, so ist es unsere Pflicht, daß wir nicht nur Eines für des Andern zeitliches Wohl sorgen, sondern auch für unser ewiges Glück; denn was kann schöner und angenehmer seyn, als wenn sich zwei Freundinnen mit einander entschließen, ihrem Gott und Heiland zu leben? Unsere Freundschaft und unser Briefwechsel wird gewiß dann erst recht wichtig und freudenreich seyn, wenn wir denken können, daß wir auf ewig mit einander verbunden seyen.« In ihrem Tagebuch schrieb sie unter Anderem: »Ich nenne das einen wohlzugebrachten Tag, an dem ich sogleich in früher Morgenstunde meine Gedanken zu Gott erhebe und Ihn bitte, daß Er mir auch diesen Tag seinen Beistand verleihe, und mich vor allen Sünden, zu denen ich verleitet werden könnte, bewahre; mich keinen Anlaß,

Gutes zu thun, versäumen lasse, wenn ich dann mit Lust an meine Geschäfte gehe und sie mit Eifer verrichte, aber doch stets bei denselben, so viel wie möglich, meine Gedanken auf Gott richte, wenn ich jede Gelegenheit, Gutes zu thun, mit Freuden ergreife, wenn ich meinen Nächsten mit meinem Exempel zu erbauen trachte, wenn ich ihm gern und willig alles verzeihe, womit er mich etwa beleidigt, wenn ich bei Allem, was ich den Tag über thue, an Gottes Allwissenheit, an meinen dereinstigen Tod und an die ewige Vergeltung mich erinnere, wenn ich Speise und Trank mit Mäßigkeit gebrauche, wenn ich stets auf mein Herz Acht habe, und alles aufsteigende Böse mit Standhaftigkeit unterdrücke, und mich nicht eher schlafen lege, als bis ich eine sorgfältige Selbstprüfung angestellt und eifrig zu Gott gebetet habe.“ An einer andern Stelle: „Heute erwachte ich nicht sehr frühe, weil ich wegen eines Gewitters nicht viel hatte schlafen können; aber bei meinem Erwachen dachte ich sogleich an Gott und dankte Ihm für den Schutz dieser Nacht. Ich kleidete mich dann an und verrichtete mein Gebet, Gott sey Dank, mit Andacht und bat Ihn, daß Er mir doch heute, da es Sonntag wäre, die Kraft der Auferstehung Jesu zu genießen gebe und mir den Beistand seines heiligen Geistes verleihe, damit ich in dieser Woche zu einem frommen und Ihm wohlgefälligen Leben auferstehen könne. Nachmittags las ich in Lavaters Nachdenken über mich selbst, — und das rührte mich zu Thränen. O Gott! wie war mir zu Muthe, da ich dieses las. Noch niemals flehte ich und weinte so zu meinem Heiland. Ich bat Ihn noch einmal so inbrünstig um Gnade zu einem frommen und christlichen Leben und um seinen heiligen Geist. Es war mir zwar sehr schwer dabei, indem ich an der Erhörung meines Gebets zweifelte, aber ich ermunterte mich mit den Worten meines Heilandes: „So denn ihr, die ihr arg seyd, könnet dennoch euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird der himmlische Vater seinen heiligen Geist geben denen, die

Ihn bitten.“ Und Montag den 18. Juni, an demselben Tag, an welchem sie Abends unerwartet starb: „Ich erwachte heute bei Zeiten, bat Gott um Ausführung meiner gestrigen Vorsätze, und flehte Ihn insbesondere an, daß Er selbst mich geschickt machen wolle, heute oder morgen, wenn Er befehle, mit Freuden vor Seinem Richterstuhle zu erscheinen.“

15. Geburtstagsgebet.

Henriette Dannenberg, die als Gattin des Predigers zu St. Andreasberg im Fürstenthum Grubenhagen den 16. November 1779 in einem Alter von 29 Jahren starb, zeichnete sich ebenfalls durch frühzeitige Religiosität aus, wovon nachfolgender Aufsatz zeugt, den sie an ihrem Geburtstag 1774 verfaßte: „Schon wieder ist ein Jahr meines Lebens verflossen. Nun sind es schon vier und zwanzig Jahre, daß ich das Licht der Welt erblickte. Wie viele Wohlthaten habe ich in dieser Zeit von meinem wohlthätigen Schöpfer, von meinem himmlischen Vater empfangen! War das nicht Wohlthat, nicht freie Gnade von Ihm, daß Er mich unter Christen, daß Er mich von frommen Eltern ließ geboren werden? War das nicht Wohlthat, daß Er mir einen gesunden Verstand und gesunde Glieder meines Leibes schenkte? War das nicht Wohlthat, daß Er mich zu Seinem Kinde annahm? Ach ja, mein Gott! viel, viel Gutes hast Du mir erzeiget, dafür ich Ursache habe, Dich zu preisen und anzubeten. Sehe ich auf die besondern Führungen, auf Deine weisen Wege, die Du mich geführet hast, so muß ich ausrufen: ich bin viel zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an mir thust. Mit wie viel Segen, leiblichem und geistlichem Segen, hast Du mich überschüttet! Jeder Tag war ein Beweis von neuer Liebe gegen mich, und wenn auch Leiden über mich hereinbrachen, so wareſt Du dennoch bei mir, auch bei der Züchtigung mein liebreicher Vater. Ach, daß ich Dir nur immer so gedient hätte,

wie ich wünschte! daß ich nur immer Deinen Namen verherrlicht hätte! Aber, mein Gott! wie viele Sünden bringe ich heute vor Dich! Wie oft habe ich Dich beleidigt und Deine Gnade nicht recht angewendet! Um Jesu willen, vergib mir es Alles, alle Gedanken, alle Worte und alle Werke, die nicht mit Deinen Vorschriften übereinkamen. O, verzeihe mir auch die verborgenen Fehler! Stärke meinen Glauben, mehre meine Liebe zu Dir, befestige meine Hoffnung, und laß mich heute heilige Entschließungen fassen, Dir ganz zu dienen. Segne mich denn, mein Vater, mein Gott, mit neuer Gnade! Laß Deinen Frieden auf mir ruhen und Deinen Geist mich täglich stärken! Laß mich an jedem Morgen neue Entschließungen fassen, Dir treu zu seyn, und halte mich mit Deiner starken Hand, wenn ich in Sünden fallen könnte. Laß mich nie kaltsinnig seyn beim Gebet, nie zerstreut in Deinem Tempel seyn! Laß Dein Wort in mir lebendig seyn und Dein Abendmahl mich stärken! Rüste mich aus mit Macht in allen Versuchungen, und laß mich in diesem Jahre heiliger und Dir wohlgefälliger werden! Segne mich mit geistlichem und leiblichem Segen!

16. Ein Kind der Lehrer seines Sklaven.

Ein Engländer, der mit seiner Familie sich in Bombay in Ostindien aufhielt, übergab, als er einst mit den Seinigen auf das Land gezogen war, und spazieren gehen wollte, sein noch nicht drei Jahre altes Töchterlein einem eingeborenen Diener zur Aufsicht auf dem Wege. Dieser Diener, Namens Saamy, war ein Heide. Als der Weg durch einen Wald an einem verfallenen Hindutempel vorbeiführte, ging Saamy einen Augenblick zu demselben hin, und betete ein steinernes Götzenbild an, das über der Thüre des Tempels stand. Hierauf kehrte er zu dem Mädchen zurück, welches ihn kindlich fragte: „Warum hast du das gethan?“ — „O, das ist mein Gott!“ antwortete Saamy. „Dein

Gott?« sagte das Kind, »dein Gott? Aber dein Gott kann ja nicht sehen, nicht hören, nicht gehen, dein Gott ist ja ein Stein. Mein Gott aber sieht Alles!« — Vier Monate hielt sich jene Familie in dieser Gegend auf, und Saamy unterließ nie, so oft er zu dem Tempel kam, den Götzen anzubeten, welches ihm jedesmal das Mägdlein verwies. Dessenungeachtet wurde es von dem Diener herzlich geliebt, welcher sehr betrübt ausrief, als er meinte, daß dasselbe mit seinen Eltern wieder nach Europa zurückkehren würde: »Was soll der arme Saamy anfangen, wenn Miß nach England geht? Saamy hat keinen Vater noch Mutter mehr!« — Sogleich erwiederte das Kind: »O Saamy, wenn du meinen Gott liebst, so wird Er dein Vater und deine Mutter seyn!« Der alte Mann versprach mit Thränen in den Augen, er wolle ihren Gott lieben. »Dann mußt du meine Gebete lernen!« fuhr sie fort, und lehrte ihn wirklich das Gebet des HErrn, die Glaubensartikel und ihre Morgen- und Abendgebete. Als eines Morgens die Familie bei dem Morgengebete versammelt war, trat Saamy herein, nahm seinen Turban vom Haupte, kniete nieder und sprach das Gebet des HErrn mit. Von dieser Zeit an ging eine sichtbare Veränderung in seinem Betragen vor. Er war eifrig bemüht, englisch zu lernen, um die Bibel lesen zu können. Bald wurde er aus Ueberzeugung ein Christ.

17. Was die Bibel auch Kinder schon lehren kann.

Bei dem Jahresfest der Bibelgesellschaft in Lausanne 1839 erzählte Pfarrer Dapples von Villette folgendes Beispiel von der Macht des Wortes Gottes über sein eigenes Kind, das ihm der HErr in einem Alter von fünf Jahren wieder nahm. Es liebte besonders die Bibel; sein größtes Vergnügen war, daraus lesen oder etwas erzählen zu hören; mehrere Stellen hatte es bereits auswendig gelernt. Ob es sie gleich natürlich nur erst unvollkommen kannte, so

brachten sie doch in ihm bereits Früchte hervor. Die Bibel hatte ihm eine bei jeder Gelegenheit sich kundgebende Geradheit und Offenheit gegeben. Sonst ist die Lüge eine der ersten Sünden, wodurch sich in der Kindheit das Verderben unseres Herzens offenbart, die Gelegenheiten dazu sind häufig, die Versuchungen stark, an bösen Exempeln fehlt es nicht; und dennoch log dieses Kind nie, nicht einmal um einen Fehler zu verbergen, so daß seine vollkommene Aufrichtigkeit den Eltern ein unwillkürliches Gefühl der Achtung einflößte. Die Bibel hatte es beten gelehrt, so daß es genau das von Gott erbitten konnte, was seine Seele bedurfte. Es ging zum Beispiel sehr gerne in ein gewisses Nachbarhaus, was man ihm auch hie und da erlaubte, aber man forderte von ihm, daß es nie ohne Erlaubniß hingehe, jedoch die Versuchung dazu war zu stark und es unterlag ihr öfters. Es wurde getadelt, selbst gezüchtigt, aber vergebens. Oft sagte es in seinem Abendgebete: „O mein Gott, gib mir ein neues Herz, damit ich Dich lieben und Dir gehorchen kann.“ Dennoch unterlag es dieser Versuchung immer wieder, und es schien, als ob Gott sein Gebet nicht erhöre. Da fing es endlich so zu beten an: „O mein Gott, gib mir ein neues Herz, damit ich Dich lieben und Dir gehorchen kann, und daß ich nicht mehr ohne Erlaubniß zu den Nachbarn gehe!“ Von da an hatte es die Versuchung gänzlich überwunden. Endlich hatte es durch die Bibel die Verheißungen Gottes kennen gelernt, und dieselben mit jenem Glauben der Kinder angenommen, welchen Jesus selbst bewunderte. Vom Anfang seiner Krankheit an, als sein Zustand noch nicht bedenklich war, sprach es oft vom Tode als von etwas Gewissem und Wünschenswerthem; sterben hieß bei ihm: zu dem guten Gott gehen. Mit dem größten Ernst sprach es: „Papa, ich will zu dem lieben Gott gehen, ich will bald sterben.“ Und ein anderes Mal: „Mama, ich freue mich zu sterben, um, weißt du, wohin zu gehen; weißt du, wohin? weißt du, wohin?“

Und später, als es eine seiner Spielsachen um die andere als Dinge, die es nicht mehr angehen, weggegeben hatte, hörte man es wie nach einer Melodie die Worte wiederholen: „Zum guten Gott hin will ich gehen!“ So sprach das Kind, es schlief mit gen Himmel gerichteten Augen wie in den Armen eines guten Vaters ein. Das war die Frucht einer zwar noch unvollkommenen und oberflächlichen, aber doch lebendigen Erkenntniß des Wortes Gottes.

Was die Gnade im Herzen eines Kindes, selbst wo es an eigentlichem Unterricht vom Heil mangelt, ausrichten kann, davon noch ein Beispiel: Ein Arzt in einer katholischen Stadt, ganz unbekannt mit dem Worte Gottes, hatte ein einziges Söhnlein von vier Jahren und außerdem nur noch ein kleines Töchterlein. Der Knabe wurde von der Luftröhrenentzündung gefährlich befallen, der Vater that Alles, was seine Kunst vermochte und glaubte es bereits gerettet, als schnell der Zustand tödtlich wurde. Vater und Mutter standen weinend um sein Bette; der Vater sagte: „Rudolph, nicht wahr, du verläßt uns nicht, du bleibst bei uns?“ Da richtete sich das ganz schwache Kind auf, schaute die Eltern kräftig an und sprach feierlich und stark: „Nein, ich gehe hinauf in die schöne Stadt dort oben!“ Dann sank es zurück und verschied. Selbst Vater und Mutter wußten nichts von der Stadt, nach der Abraham schon sich sehnte, weil sie den HErrn zum Baumeister hat, und welche uns die Offenbarung des HErrn beschreibt, aber der HErr selbst legte dieses Bild in die Seele des geretteten Kindes.

18. Liebliche Erfahrungen in Kleinkinderschulen.

Seit einigen Jahrzehnten hat man in verschiedenen christlichen Ländern sogenannte Kleinkinder- oder Bewahr-Schulen errichtet, welche vorzugsweise zur Aufnahme solcher zwei bis sechsjähriger Kinder bestimmt sind, deren Eltern durch ihren Beruf abgehalten sind, sich der Aufsicht und

Erziehung ihrer Kinder zu widmen. In diesen Schulen hat man schon manche recht liebliche Erfahrungen von der Empfänglichkeit der zarten Kinder für die Lehren des Evangeliums machen dürfen. Wir geben hier einige derselben.

Eine Mutter kam eines Tages zum Lehrer und äußerte ihre Verwunderung darüber, daß ihr Kind, als sie es das Vater Unser haben beten lassen, bei der fünften Bitte »Vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldigern« in ein heftiges Schluchzen ausgebrochen sey. Der Lehrer sagte ihr, das komme daher, weil dieses Kind öfters mit seinen Schwesterchen Streit habe, und weil in einer der letzten Stunden vorgekommen sey, daß Gott denen nicht vergebe, die nicht auch von Herzen ihren Nächsten vergeben.

Eines Tages fragte der Lehrer: Ob nicht eines der Kinder das Gebet sprechen wolle? Ein Knabe von $5^1/_2$ Jahren hob die Hand auf, und nachdem er Gott gebeten hatte, Er möchte alle seine Kameraden segnen, so bat er insbesondere für ein Kind, das eine Lüge sich hatte zu Schulden kommen lassen. In der Erholungsstunde sah der Lehrer das schuldige Kind auf den Knaben, welcher so gebetet hatte, zugehen, und ihm herzlich für seine Liebe danken.

Ein Mädchen hatte die Lehrerin angelogen, um sich wegen eines Fehlers zu entschuldigen. Als die Unterhaltungsstunde kam, erzählte der Lehrer den Vorfall, und zeigte den Kindern, wie häßlich die Lüge sey. Die Kinder wollten wissen, wer das gethan habe. Er sagte: sie sollen nur einander ansehen, die Scham werde sich auf dem Gesicht des Schuldigen ausdrücken. O, Marie ist's, — riefen mehrere. Darauf wandte sich der Lehrer an Aller Gewissen und sagte: »Wer von euch noch nie gelogen hat, der nehme Marie an der Hand und führe sie her, daß sie gezüchtigt werde.« Die Kinder waren tief ergriffen, blieben unbeweglich und blickten unter sich.

Ein Kind, das sich sonst ruhig zu verhalten pflegte, beleidigte beim Austritt aus der Schule einen seiner Kameraden. Dieser beklagte sich nicht, aber der Schuldige kam gleich darauf, und stellte sich in den Strafwinkel. Zuerst merkte der Lehrer nicht darauf, als aber der Knabe stehen blieb, fragte er ihn um die Ursache. Er sagte: er habe ein Kind geschlagen und verdiene Strafe dafür.

Eines Morgens kam ein sehr schlecht gekleidetes Kind ohne Strümpfe und Schuhe zur Schule. Der Lehrer sprach von der Armuth dieses Kindes mit den übrigen und sagte ihnen, sie möchten doch zu Gott beten, daß Er ihm das Nöthige schenken wolle. Nach dem Mittagessen kam ein Knabe von wohlhabenden Eltern voll Freude und brachte ein schönes Paar Strümpfe und ein Paar gute Schuhe; er hatte keine Ruhe gehabt, bis ihm seine Eltern das gegeben hatten. Seine Mutter hatte zu ihm gesagt: „aber du hast selbst nur zwei Paar Schuh.“ Das Kind sagte: „Ich ziehe ja nur Ein Paar auf einmal an.“ Die Kinder wunderten sich, daß ihr Gebet für das arme Kind so bald erhört worden sey.

Ein Kind beklagte sich bei seinem Lehrer, daß es von einem andern sehr hart geschlagen worden sey. Der Lehrer tröstete es, sagte aber zu ihm: „Denke doch, wie unglücklich der arme Jakob ist, daß er sich dem Zorn so überläßt, und sich so um die Liebe der Andern bringt, die jetzt nicht mehr mit ihm werden spielen wollen. Und noch trauriger ist, daß Gott, der das Böse haßt, sich von solchen Kindern entfernt und sie nicht mehr segnen kann. Wäre es dir nicht lieber, daß man Mitleid mit dir hätte, wenn du einen solchen Fehler begangen hättest, und hättest du keine Lust, dem Jakob seinen Fehler zu verzeihen?“ — „Ja!“ sagte das Kind. „Ich glaube es,“ fuhr der Lehrer fort, „aber fühlst du auch, daß du ihn noch lieben kannst, wie Jesus es befohlen hat?“ Bei diesen Worten blickte das beleidigte Kind mit einem tiefen Ausdruck von Verwunde-

rung und Zartheit auf den Lehrer, Thränen rollten über seine Wangen, es weinte über den Fehler eines Andern, und fühlte in sich brüderliche Liebe, anstatt des Zornes und der Rache. Es lief auf seinen neuen Freund zu, um ihm die Hand zu geben. Dieser stand beschämt und betroffen auf der Seite, und die beiden Kinder liebten einander viel mehr als zuvor.

II.

Hochschätzung des Wortes Gottes.

Wir haben ein festes prophetisches Wort und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht. 2 Petr. 1, 19.

---

19. Bibelsprüche an der Wand.

Der fromme Churfürst zu Sachsen, Friedrich der Weise (geb. 1463 gest. 1525), hatte von Jugend an die Gewohnheit, die merkwürdigsten Aussprüche, die er gelesen oder gehört hatte, in seinem Zimmer an die Wand zu schreiben. Als er nun auf seinem Sterbebette lag, befahl er seinem Hofprediger Spalatin die Sprüche Joh. 3, 16: »Also hat Gott die Welt geliebet, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben;« und Joh. 6, 40: »Das ist der Wille Deß, der mich gesandt hat, daß wer den Sohn siehet und glaubet an Ihn, habe das ewige Leben; und Ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage« — mit großen Buchstaben auf eine Tafel zu schreiben und sie seinem Bette gegenüber aufhängen zu lassen. Das Wort des HErrn Matth. 11, 28: »Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, Ich will euch erquicken« — tröstete ihn besonders in seinen letzten Stunden im Angesichte des Todes, und gerne wie-

derholte er es in Gegenwart der Umstehenden. Es wollte ihn Jemand über sein nahes Ende trösten. Er aber antwortete: „Der HErr hat das Leben gegeben, und kann es auch wieder nehmen!“ Auf die Frage, wie er sich befinde, erwiederte er: „Der Geist ist ruhig, aber der Leib leidet Schmerzen“ — er litt nämlich sehr am Stein — „aber um Christi willen will ich sie gerne leiden.“ — Endlich verschied er mit den Worten: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, Ich will euch erquicken!“ — die er laut einigemal wiederholte.

20. Galenus oder die Bibel?

Von Dr. Matthäus Ratzenberger (gest. 1559), dem Leibarzt des Churfürsten Johann Friederich von Sachsen, einem der treuesten Schüler und Freunde Dr. Martin Luthers, erzählt Andreas Poach: Er war ein Mann, dem Gottes Wort kein Scherz, sondern ein lauterer Ernst war. Daher hatte er auch große, herzliche Lust, dasselbe zu hören und zu lesen, also, daß er sich deß nicht satt hören, noch lesen und nicht genug davon reden und handeln konnte. Des Morgens war alle Tage dieß sein Studium, daß er, wenn er aufgestanden war, vor allen andern Geschäften las ein halb oder ganz Kapitel aus der Bibel mit Luthers Auslegung. Hippocrates und Galenus (die medicinischen Schriften) lies er liegen bis zu späterer Tageszeit, und nahm am ersten Gottes Wort vor. Auf die Weise hat er viele biblische Bücher sammt Luthers Auslegung in den Frühstunden gelesen. Dazu hatte er die Gewohnheit, daß wer von seinen Bekannten zu ihm kam, dem sagte er, was er des Tages zur Lehre und zur Warnung gelesen. Es fanden sich zuweilen Leute, welche nicht begreifen konnten, wie er als Arzt sich so viel mit Religionssachen zu thun machen möge; denen antwortete er aber frischweg: „Ich bin nicht auf Hippocrates und Galenus getauft, so werden sie mir auch nicht beistehen, wenn ich einmal sterben soll. Sie dienen mir und Andern zu diesem Leben, so lange

Gott will; aber wenn dieß Leben aufhöret, so gehöret etwas Anderes und Höheres dazu, soll man selig werden und ewig leben. Und was ich bei der Religion und Kirche thue und thun kann, das thue ich nicht ohne Beruf, ich habe Berufs genug; denn in der Taufe habe ich meinem HErrn gelobet, seinen Dienst auf's treulichste zu fördern."

21. Vermächtniß.

Johanna Grey, Königin von England (geb. 1537, nebst ihrem Gemahl und Vater auf Befehl ihrer Schwester Maria enthauptet 1554), war unstreitig eine der Vortrefflichsten ihres Geschlechts. Vorzügliche Schönheit des Körpers, ausnehmende Fähigkeiten des Geistes, außerordentliche Kenntnisse, wahre Frömmigkeit und edle Sitten, Alles machte sie liebenswürdig. Aber obwohl sie auf eine traurige Weise eines gewaltsamen Todes sterben mußte, verließ sie dennoch die Welt mit einer ebenso ruhigen und entschlossenen als seligen Fassung. Am Abend ihres letzten Lebenstages, der ein Sonntag war, schrieb sie folgenden Brief in griechischer Sprache an ihre Schwester Lady Catharina, auf einige weiße Blätter, die an ein griechisches Testament angebunden waren, und hinterließ derselben beides als ein Vermächtniß. „Ich überschicke dir, meine geliebte Schwester Catharina, ein Buch, das, ohne mit Gold auswärts besetzt, oder durch künstliche Arbeit der Nadel geziert zu seyn, doch einen größeren inneren Werth hat als alle Goldminen, auf welche die Erde stolz thun kann. Es ist das Buch des Gesetzes des HErrn, es ist das Testament und der letzte Wille, den der HErr uns armen Sündern hinterlassen hat, um uns auf den Pfad der ewigen Freude zu führen, und wenn du es mit einem aufrichtigen Herzen lieseſt und mit einem ernstlichen Vorsatz befolgest, so wird es dich unstreitig in ein unsterbliches und ewig dauerndes Leben führen. Es wird dich lehren, zu leben, und du wirst daraus lernen, zu sterben, es wird dir ein größeres Glück verschaffen, als du aus dem Besitz der Güter unseres

kummervollen Vaters würdest geschöpft haben. Denn so wie du, wenn ihn Gott gesegnet hätte, sein Eigenthum und seine Ehrentitel würdest geerbt haben, ebenso wirst du durch rechtschaffene Anwendung dieses Buches und das Bestreben, dein Leben darnach einzurichten, eine Erbin solcher Reichthümer werden, die weder die Habsüchtigen dir rauben, noch die Diebe dir entwenden, noch die Motten verzehren sollen. Wünsche mit David, das Gesetz des HErrn zu verstehen; lebe immer, um zu sterben, damit du durch den Tod dir ein ewiges Leben erkaufen mögest; verlaß dich nicht darauf, daß dein zartes Alter dir ein Bürge eines längeren Lebens seyn werde, denn wenn Gott ruft, so sind alle Stunden, Alter und Jahreszeiten gleich, und selig sind diejenigen, deren Lampen mit Oel versehen sind, wenn Er kommt, denn der HErr will in den Jungen ebensowohl als in den Alten sich verherrlichen. Noch einmal, meine gute Schwester, laß mich dich erbitten, daß du lernest, zu sterben. Verläugne die Welt, widerstehe dem Satan und verachte das Fleisch, habe deine Lust allein an dem HErrn; bereue deine Sünden und verzage doch nicht; sey stark im Glauben und werde doch nicht verwegen, und wünsche mit Paulus, aufgelöst und bei Christo zu seyn, in welchem auch im Tode Leben ist. Werde dem treuen Knecht ähnlich, der auch zur Stunde der Mitternacht wachte, damit du nicht, wenn der Tod gleich einem Diebe in der Nacht hereinbricht, mit den Knechten der Finsterniß schlafend erfunden werdest, damit du nicht aus Mangel des Oels in den Zustand der fünf thörichten Jungfrauen oder desjenigen geratheſt, der nicht das hochzeitliche Kleid anhatte, und alsdann in die Finsterniß hinausgeworfen und von der Hochzeit des Bräutigams ausgeschlossen wurde. Freue dich stets in Christo, wie ich hoffe, daß du jetzt dich in Ihm freuest. Wandle auf den Wegen der Christin, deren Namen du führest, und werde eine treue Nachfolgerin Jesu Christi. Nimm dein Kreuz auf dich, bürde Ihm deine Schulden auf, und umfasse Ihn immer im Glauben. Was nun

meinen Tod betrifft, theuerste Schwester, so freue dich mit mir, daß ich bald dieses Verwesliche ablegen und das Unverwesliche anziehen werde. Denn ich bin überzeugt, daß ich für dieses sterbliche Leben, das ich verliert, ein unsterbliches, freudenvolles und immerwährendes gewinnen werde. Ein Gleiches gebe dir Gott in der dir stimmmten seligen Stunde, und schenke dir Seine allmächtige Gnade, in Seiner Furcht zu leben und in dem wahren christlichen Glauben zu sterben. Um Gottes willen weiche nicht davon ab, und laß dich weder die Hoffnung zum Leben, noch die Furcht vor dem Tode wankend machen. Denn wenn du seine Wahrheit verläugnest, um ein armseliges und verderbtes Leben zu verlängern, so wird dich Gott auch verläugnen, und seine Rache wird abkürzen, was du mit dem Verlust deiner Seele verlängern wolltest. Wenn du hingegen bei Ihm fest beharren wirst, so wird Er auch deine Tage zu deiner Stärkung und Seiner Ehre auf späte Zeiten hinaussetzen. Zu dieser Herrlichkeit helfe mir Gott jetzt und dir künftig, wenn es Ihm gefallen wird, dich zu rufen. Noch einmal, lebe wohl, meine geliebte Schwester, und setze dein einziges Vertrauen auf Gott, der allein dir helfen muß. Amen!

Deine treue Schwester Johanna Dudley."

22. Ein schönes Bekenntniß.

Der berühmte schwedische Reichskanzler Graf v. Oxenstierna (geb. 1583 gest. 1654), der sich besonders in der Zeit des dreißigjährigen Kriegs um die protestantische Kirche verdient gemacht hat, hatte sich in den letzten Jahren seines thatenvoll geführten Lebens von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen. In seiner Einsamkeit erhielt er einen Besuch von dem englischen Gesandten Whitlock, zu dem er beim Abschiednehmen folgende merkwürdige Worte sprach: »Ich habe Vieles in der Welt erfahren, und manche vergnügte Stunde in der-

selben gehabt. Aber die Kunst, recht froh und glücklich zu leben, habe ich nicht eher verstanden als jetzt. Ich danke meinem Gott, daß Er mir die Zeit gönnt, Ihn und mich selbst recht kennen zu lernen. Mein einziges Vergnügen, das ich habe und suche, das mir mehr gilt als Alles, was die Welt geben kann, ist die Erkenntniß der Liebe Gottes in meinem Herzen, und das Lesen dieses herrlichen Buches.« (Bei diesen letzteren Worten legte er die Hand auf die Bibel). — »Sie, mein Herr« — fuhr Oxenstierna fort zu reden — »sind jetzt in der schönsten Blüthe Ihrer Jahre, stehen in großer Gunst bei Königen und Fürsten, werden zu den wichtigsten Geschäften gebraucht, und verrichten dieselben mit völliger Gesundheit und der größten Munterkeit; aber alles dieses verläßt Sie einmal. Alsdann werden Sie meine Worte besser verstehen und wahr finden. Alsdann werden Sie erkennen, daß mehr Weisheit, Trost, Wahrheit und Vergnügen bei einem stillen, Gott geheiligten Leben und im Lesen Seines Wortes zu finden sey, als an allen Höfen und bei allen Gunstbezeugungen der Fürsten.«

23. Der alte Schüler.

Der Schäfer Henning Kruse zu Tangewitz auf der Insel Rügen hatte, als er in seinem vierundvierzigsten Jahre um das Heil seiner Seele bekümmert zu werden anfing, alles in der Jugend Erlernte so ganz vergessen, daß er nicht einmal die Buchstaben mehr wußte; aber der Trieb, etwas zu lernen, war seines vorgerückten Alters ungeachtet so groß bei ihm, daß er sich auf dem Jahrmarkte einen Katechismus kaufte und das erste Gebot nachzubuchstabiren anfing, und zwar unter dem herzlichen Seufzer zu dem Herrn Jesu: Er möchte sich doch über ihn erbarmen, ihm seine bisherige Gleichgültigkeit vergeben und ihm dazu verhelfen, daß er das Lesen wieder lerne. Wie er merkte, daß es ging, fuhr er fort, das zweite, dann das dritte Gebot und so fort durchzugehen, bis er den Katechismus zu Ende gebracht hatte. Da nun

unter dem Lernen seine Lust zu Gottes Wort immer größer geworden war, so kaufte er sich auch ein neues Testament, mit dem Psalter, ja sogar eine Canstreinische Bibel, und lernte nach und nach sehr genau und verständlich lesen. Allein hiebei ließ er es nicht bewenden, sondern er befolgte auch den Rath, den ihm ein erfahrener Freund gegeben hatte, und verwandelte Alles, was er las, in kurze Gebete. Wenn er z. B. in der Erklärung des ersten Gebotes las: Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und Ihm vertrauen, so sprach er: „Ach Du ewiger, lieber Gott! Du siehst, wie ich gar keine Furcht Gottes in meinem Herzen habe, gar keine Liebe zu Dir, kein Vertrauen auf Dich, keinen wahren Glauben an Dich; ach, erbarme Dich, erbarme Dich! Ich weiß mir selbst nicht zu helfen; aber Du weißt, daß mir Alles fehlt. Darum gib mir Deine Wahrheit, Furcht, Liebe und Vertrauen, um Jesu Christi willen, der ja darum in die Welt gekommen ist, mich armen Sünder zu einem gottesfürchtigen Menschen zu machen.“ Auf diese Weise machte er es mit Allem, was er in Gottes Worte fand, in der Predigt hörte, oder in gottseligen Gesängen las oder sang. Und siehe, da ward seine Seele dergestalt erleuchtet, daß er ein ganz anderer Mensch wurde. Ja, sein Heiland gab ihm einen solchen Geschmack an dem Worte Gottes, daß er dasselbe nie genug hören, nie genug betrachten konnte. Als einst sein Seelsorger ihm auf dem Felde begegnete, sagte er zu diesem: Was meinen Schäflein das Gras, den Vögeln die Luft, den Fischen das Wasser ist, das ist nun meiner Seele das Wort Gottes, mein eigentliches Element. Er las darin, so oft er nur Zeit dazu finden konnte, bald zu Hause, bald auf dem Felde bei seiner Heerde, und lernte viele der wichtigsten biblischen Abschnitte, wie die Bergpredigt, Joh. 15, 17. — Röm. 8. — Psalm 119 auswendig. Seine Kinder schickte er nicht nur fleißig zur Kirche und Schule, sondern ward auch selbst ihr Lehrmeister, wiederholte mit ihnen die auswendig gelernten

Sprüche und Lieder, betete mit ihnen und gab ihnen zuweilen so eindringliche Ermahnungen, daß es ihnen unauslöschlich tiefe und höchst gesegnete Eindrücke gab.

24. Der aufmerksame Bibelleser.

Dem Pastor Wagner zu Marienberg gab ein redlicher Bürger auf die Frage: wie er die Bibel lese? folgende Antwort: Erstlich lese ich die Bibel nach der Ordnung der biblischen Bücher, um die Geschichte, wie Gott die Menschen rettet und selig macht, immer ganz vor Augen zu haben. Doch übergehe ich dabei dieses und jenes, was ich nicht verstehen kann und das auch nicht zu meinem Gebrauche dienet: die meisten Gebräuche der Juden, die Geschlechtsregister und Einzelnes aus der Reichsgeschichte der Juden. Ich mag dieses Alles, um anderer Ursachen willen, in der Bibel zwar nicht missen; aber ich bediene mich desselben nicht zu meiner allgemeinen Erbauung. Die Psalmen, die Sprüchwörter, den Esaias, das erste Buch Mosis, die vier Evangelisten, die Apostelgeschichte, den Brief an die Römer und Ebräer, und endlich den ersten Brief Johannis lese ich sehr oft. Hernach treibe ich an den Sonn- und Festtagen ein besonderes Bibellesen: ich lese nämlich die Evangelien und Episteln im Zusammenhange mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden durch, und erinnere mich und die Meinigen dabei an das, was uns in der Predigt darüber ist gesagt worden. An Weihnachten, und auch schon vorher in der Adventzeit, lese ich die Weissagungen von dem Heilande der Welt, und an den Bußtagen pflege ich außer den Betrachtungen über den verordneten Bußtext einige Strafreden aus den Propheten zu lesen. Diese wähle ich denn immer so, wie sie sich auf die Umstände schicken und den Zeiten angemessen sind, in welchen ich lebe, um wenigstens in meinem Hause wider die einreißenden Laster Gottes Wort bei der Hand zu haben. Endlich bin ich auch gewohnt, mit meinen Kindern oft über die Bibel zu reden, sie bei

unsern Vorfällen auf biblische Sprüche hinzuweisen; kurz, mich und sie nach Gottes Wort zu bessern, zu warnen, zu lehren, zu ermahnen und zu trösten, so wie ich es nöthig finde.

25. Der kleine Vorleser.

Auf einem Dörfchen in Deutschland lebte vor mehreren Jahren eine arme betagte Wittwe, welche die heilige Schrift nicht lesen, und doch ohne das Wort Gottes nicht leben konnte, da sie schon so viel Unterricht und Vergnügen aus dem Vortrage desselben geschöpft hatte. Unglücklicherweise fand sich auch in dem Hause, worin sie wohnte, Niemand, der lesen konnte. In eines Nachbars Hütte aber war ein kleiner Knabe, eines Hirten Sohn, der zwar lesen konnte, jedoch weil er in seine Spielereien verliebt war, sich nicht zum Lesen aufgelegt zeigte. Die gute Wittwe kommt auf den Gedanken, ihn durch Geschenke zu bewegen, daß er ihr diesen Dienst erweise; sie entschließt sich, täglich des Morgens eine Stunde früher aufzustehen, um mit Spinnen einen Kreuzer mehr zu verdienen, den sie dem kleinen Hirtenknaben gibt, um ihr jeden Abend ein Kapitel aus der Bibel vorzulesen, wozu er sich auch verstand. Und die Erreichung dieses, ihrem Herzen so angelegentlichen Wunsches machte sie so vergnügt in ihrer Hütte, daß sie sagen konnte: „Das Loos ist mir gefallen auf's Lieblichste.“ — Und gewiß hätte auch der Knabe für seinen Fleiß im Lesenlernen keinen schöneren Lohn bekommen können, als daß er dieser guten alten Frau ihre letzten Tage mit dem Worte Gottes erheitern durfte.

26. Das kostbarste Geschenk.

General Andreas Jackson, der vormalige berühmte Präsident der nordamerikanischen Freistaaten, kam einst auf einer Reise durch die Stadt Hartford in dem Staate Connektikut. Es wurden ihm mehrere Geschenke überreicht, unter andern eine Bibel, welche in goldenen Buchstaben auf der einen Seite die Inschrift hatte: „Andreas Jackson, Präsident der vereinigten Staaten,“ auf der andern die Worte aus Sprüchw.

Sal. 14, 34.: »Gerechtigkeit erhöhet ein Volk.« Dieses Geschenk war begleitet von einem Briefe, welchen der Präsident folgendermaßen beantwortete: »Meine Herren, empfangen Sie meinen Dank für das Geschenk, das Sie mir mit der heiligen Schrift gemacht haben. Ich stimme von Herzen ein in Ihr Gebet für unser theures Vaterland und bitte Gott inständig, die Herzen aller unserer Mitbürger auf die Beobachtung des heiligen Gesetzes zu lenken, und so auf seine unschätzbaren Gnadengaben das rechte Siegel zu drücken, damit unsere Nation sich vor andern auszeichne durch wahre und aufrichtige Frömmigkeit. Was mich betrifft, so verlasse ich mich demuthsvoll auf die Hilfe Gottes zur Erfüllung der wichtigen Pflichten, die mir obliegen. Ich empfehle alle meine Mitbürger der göttlichen Gnade und hoffe, Er werde uns und unsern Kindern die Unabhängigkeit erhalten, und uns dazu die Mittel gebrauchen lassen, die Seinem Willen angemessen sind, und über die Er allein zu verfügen hat.«

27. Das geschriebene Neue Testament.

»Leihet mir doch euer Neues Testament!« sagte ein irländischer Bauer zu einem Gutsbesitzer. Dieser wollte es nicht gerne thun, weil er befürchtete, er möchte kein solches mehr bekommen. »Ei, könnte ich's nicht abschreiben?« versetzte der Bauer. »Wo wollt ihr Tinte und Federn herbekommen?« »Ich würde dieß Alles kaufen.« »Und wo wollt Ihr schreiben?« — Wenn ihr mir's erlaubt, so komme ich alle Abende in euer Vorzimmer, und schreibe, wenn ich meine Tagesarbeit beendigt habe.« Eine solche Bitte konnte man ihm nicht wohl abschlagen. Man gab ihm Licht, und der eifrige Irländer schrieb alle Abend, bis er das ganze Neue Testament abgeschrieben hatte. Man gab ihm nachher zum Austausch ein gedrucktes Exemplar, und sein geschriebenes wird bei der Bibelgesellschaft in London als ein Denkmal des frommen Eifers aufbewahrt.

28. Die sauer verdiente Bibel.

Anna, ein sehr armes Mädchen, hörte, daß man in der Bibel den Weg zum Himmel finden könne; allein sie hörte auch, daß eine Bibel 21 Batzen koste. Nun hatte sie aber kein Geld, und wenn sie auch welches gehabt hätte, so konnte sie nicht einmal lesen, obgleich sie schon zehn Jahre alt war. Was that sie? Sie ging, da ihr ihre armen Eltern den Besuch der Wochenschule nicht gestatteten, in die Sonntagsschule, und lernte mit solchem Eifer, daß sie in kurzer Zeit lesen konnte. Aber wie nun zu einer Bibel kommen? — In ihren wenigen Freistunden trug sie Wasser für eine Frau, die vor dem Dorfe draußen wohnte, und auf diese Weise verdiente sie etwas. Als nun an Weihnachten die Bibeln auf einen Tisch aufgestellt wurden, um sie denjenigen zu übergeben, die dafür unterschrieben hatten, so war das Wetter so stürmisch, daß man glaubte, Anna, die weit entfernt wohnte und kurz zuvor krank gewesen war, werde nicht kommen können. Aber — siehe! sie kam doch; denn es drang sie, ihre Bibel abzuholen, die sie dann mit großer Freude aus der Hand ihres Lehrers empfing. Und als sie erfuhr, daß dieselbe nur $16^1/_2$ nicht 21 Batzen koste, so legte sie die übrigen $4^1/_2$ Batzen in die Missionskasse, auf daß man auch den armen Heidenkindern möchte Bibeln kaufen können.

29. Vorrath für's Alter.

Jakob Wilson, der fromme Schiffskapitän, welcher gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts die ersten Missionare nach Australien brachte, war in einem Alter von 46 Jahren in Gefahr, sein Gesicht zu verlieren. Der Gedanke, daß es ihm unmöglich werden könnte, in der heiligen Schrift zu lesen, erschreckte ihn so sehr, daß er auf der Stelle den Entschluß faßte, ganze Kapitel, wo möglich ganze Bücher des Wortes Gottes auswendig

zu lernen. In abgemessenen Stücken überhörte er sich jeden Tag sowohl im Hause als außer demselben, das Gelernte, so daß er im Laufe einer Woche Alles wiederholte, was er seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte. Aber immer fügte er etwas Neues hinzu, während er auf diese Weise das Alte behielt. Das Vergnügen und den Nutzen, welche ihm diese Uebung gewährte, besonders als er auf das Krankenlager geworfen war, konnte er nicht beschreiben. Als er nicht mehr viel lesen konnte, griff er in den meist schlaflosen Nächten in den reichen Schatz von Bibelsprüchen, welcher in seinem Gedächtnisse lagerte, und bereitete sich dadurch unter Gebet und Flehen die größten Tröstungen und Erquickungen.

30. Wie viel ist dir deine Bibel werth?

In der Rettungsherberge zu Warrington in England meldeten sich eines Tages zwei kleine, sauber gekleidete Knaben von 11 — 13 Jahren, und baten um ein Nachtlager. Auf näheres Befragen erzählten sie, daß sie noch vor einigen Wochen sich in London befunden haben, daß aber ein Nervenfieber sie ihrer beiden Eltern beraubt habe. Sie wollten jetzt, von Allem entblößt, nach Liverpool wandern, um bei einem Oheim eine Zufluchtsstätte zu suchen. Da sich zeigte, daß sie in ihrem kleinen Päckchen nichts als eine sorgfältig eingewickelte Bibel hatten, fragte sie der Verwalter des Hauses: „Ihr habt weder Geld noch Lebensmittel zur Weiterreise; wollt ihr mir nicht eure Bibel verkaufen, ich gebe euch 5 Schilling (3 fl.) dafür.“ — „Nein,“ rief einer der Knaben mit Thränen im Auge, — lieber wollte ich Hungers sterben. — Vergeblich bot der Verwalter 6 Schillinge; der Knabe erklärte: „Ich gebe sie um keinen Preis; denn auf dem Wege von London bis hieher ist diese Bibel mein Trost gewesen. Wenn ich nicht mehr fortkam, setzte ich mich am Wege nieder, um in meiner Bibel zu lesen, und das hat mir immer wohlgethan.“ — „Was

willst du aber machen, wenn sich dein Oheim in Liverpool deiner nicht annimmt?« — »Ich habe in meiner Bibel gelesen, daß wenn Vater und Mutter mich verlassen, der HErr sich meiner annehmen werde; und das glaube ich gewiß.«

III.

Ehrfurchtsvolle Anbetung Gottes.

Kommt, laßt uns anbeten und knieen und niederfallen vor dem HErrn, der uns gemacht hat. Ps. 95, 6.

---

31. Ermahnung auf den Weg.

»O mein Sohn« — sprach der edle Cambyses, Statthalter von Medien, zu seinem Sohne Cyrus (geb. 599 vor Christo), dem nachmaligen großen Monarchen von Persien, als er ihn zu dessen Großvater Astyages schickte — »mein Sohn! denke ja immer daran, daß du nie etwas unternehmest, bevor du zu dem höchsten Wesen gebetet hast! Inbrünstige Gebete müssen stets bei allen deinen Handlungen, es seyen öffentliche oder solche, die nur dich selbst betreffen, vorhergehen; und in allen Vorfällen bemühe dich, den Willen der Götter kennen zu lernen! Unser Verstand ist mit dicker Finsterniß umhüllt, und der Irrthum dringt in unsere Seele leichter ein als die Wahrheit. Das Licht der Götter verdunkelt keine Wolke. Das Vergangene und das Zukünftige ist ihnen so bekannt wie das Gegenwärtige, und wenn man sie anruft, leitet ihre ewige Weisheit die Gesinnungen der Menschen; sie belohnen ihr demüthiges Zutrauen dadurch, daß sie ihnen zur rechten Zeit eingeben, was sie thun und was sie lassen müssen.«

Wenn schon Heiden solche Gesinnung zeigen: — — wie viel mehr sollten Christen, durch das Licht des Evangeliums erleuchtet, ihren Gott und Herrn, in kindlicher Liebe und Ehrfurcht, verehrend anbeten!

32. Gottesfurcht der ersten Christen.

Die reinen und edlen Begriffe, welche die Christen, die in den ersten drei Jahrhunderten nach Christi Geburt lebten, von Gott hatten, erhielten sie auch in heiliger Ehrfurcht vor Ihm. Sie scheueten das Böse um Gottes willen; und wenn Andere sie deßwegen verhöhnten, ermahnten sie dieselben, sich vor Gott zu fürchten. Justin der Märtyrer, ein gelehrter und erfahrener Mann der damaligen Zeit, der lange nach der wahren Weisheit geforscht und sie in der christlichen Religion gefunden hatte, sagte den Feinden derselben gerade in's Gesicht: „ich habe erfahren, daß die christliche Religion die einzige gewisse und selige Weisheit in sich fasse; denn sie hat etwas Rührendes, und kann diejenigen auf's Kräftigste von ihrem Unrechte überzeugen, welche von dem rechten Wege abgewichen sind: weil sie eine heilige Ehrfurcht und Scheue vor der Majestät des Höchsten in's Herz bringt.“ — Doch strebten diese ersten Bekenner des Christenthums durch Wort und That zugleich dahin, daß ihre Ehrfurcht vor Gott nicht in knechtische Angst ausarte, und diese nicht das Vertrauen und die kindliche Liebe zu Gott schwächen möchte. Es wird von ihnen bezeuget: „Es war ihre Hauptsache, dem Willen Gottes zu folgen, seinen Gesetzen nachzukommen und auf seine Verheißung zu trauen. Sie suchten die Gottesfurcht nicht in Zittern und Zagen vor Gott, sondern im Gehorsam, in Erkenntniß der Wahrheit und in den Werken eines unschuldigen Lebens.“ Ein alter, geübter Christ versicherte: „er fürchte sich nicht mehr vor Gott, sondern er liebe Ihn. Das halten wir“ sagte er — „für unser bestes Werk und zugleich für die Hauptsache in unserem Leben, wenn wir uns Gott ganz zum Eigenthum übergeben und Ihn von Herzen verehren. Keiner wird bei uns für einen wahren Christen gehalten, außer der da redet und lebet, wie es recht und gut ist. Wie unsere Gesinnungen sind, so sind auch unsere Reden; wie unsere

Worte, so auch unsere Thaten; wie unsere Thaten, so ist auch unser Leben und Wandel. Wir beten den HErrn, unsern Gott, an, und dienen Ihm allein.“ —

33. Ihr sollet nicht viele Worte machen.

Ein ägyptischer Einsiedler fragte einst den durch seine Frömmigkeit berühmten Makarius den Großen aus Thebais, wie er beten müsse? — „Lieber Bruder!“ — gab ihm Makarius zur Antwort — „man braucht eben nicht viel Worte zu machen; es ist genug, die Hände mit Andacht gen Himmel zu heben und zu sagen: O mein Gott, Dein Wille geschehe! — Und wenn du fühlst, daß du gegen eine heftige Versuchung zu kämpfen hast, so sprich aus dem Innersten deines Herzens: O mein Vater, stehe mir bei! denn Gott weiß recht gut, was dir fehlet.“ — So kommt es bei'm Gebete nicht auf viel oder wenige Worte an, sondern auf das bedürftige und verlangende Herz, das auf Gott sieht.

34. Ein väterlicher Rath.

Als Alphons V., König von Arragonien und Sicilien (gest. 1481), seinen Sohn mit einer großen Armee gegen die Florentiner ausschickte, sagte er ihm unter Anderem auch Folgendes: „Der vornehmste Rath, den ich dir geben kann, ist der, daß du immer weniger auf deinen eigenen Muth und die Unerschrockenheit deiner Soldaten als auf den Beistand des allmächtigen Gottes zählest. Glaube mir, mein Sohn, nicht die Geschicklichkeit des Generals, noch die Gelehrigkeit und Folgsamkeit der Truppen, sondern der Wille Gottes bringt uns den Sieg. Wenn seine Hand dich nicht leitet, so werden alle deine Einsichten im Kriegswesen fruchtlos seyn, und nur durch eine feste Frömmigkeit, nur durch ein schuldloses und vorwurfsfreies Leben erwirbt man sich seine Gnade. Bete also den Ewigen an, mein lieber Sohn, nur auf Ihn setze dein Ver-

trauen, denn Ihm allein hast du den glücklichen Ausgang und alles Gute, was du jemals thun kannst, zu danken.« Dieser große Fürst wußte seinen Ermahnungen durch eigenes Beispiel Nachdruck zu geben, und nie war wohl ein König eifriger und gewissenhafter, Gott die Ehre zu erzeigen, die Ihm Alles, was lebt und webt, schuldig ist. Sein gewöhnliches Gebet war dieses: »Ich danke Dir im Gefühle meiner Niedrigkeit, o mein Gott! daß Du, anstatt mich unter die Zahl der vernunftlosen Thiere zu setzen, mich nicht nur zu einem Menschen, sondern auch zu einem Christen und überdieß zum Beherrscher eines Königreichs gemacht hast, worin ich das Werkzeug deiner Wohlthätigkeit seyn kann.«

35. Der Hausgottesdienst.

Der berühmte französische Admiral Caspar von Colligny (ermordet bei der Pariser Bluthochzeit 24. August 1572), zeigte durch Wort und That, daß ihm das Christenthum Herzenssache sey. Er bekannte sich zur reformirten Kirche. Seine gediegene Frömmigkeit und Rechtschaffenheit wurde aber selbst von vielen Römisch-Katholischen so sehr bewundert, daß man behauptete, sein Beispiel allein würde einen Theil dieser letztern in Frankreich dahin gebracht haben, die protestantische Religion anzunehmen, wenn sie nicht die Furcht vor Verfolgungen und Martern zurückgehalten hätte. Insonderheit herrschte in seinem häuslichen Leben ein edler Geist der Andacht, der aber nicht die Stelle seiner Geschäfte einnahm, sondern sie belebte und ehrwürdiger machte, auch ein Kennzeichen war, daß sein Christenthum zu etwas mehr diente, als nur bloß zur Schau getragen zu werden. Sobald er aus dem Bette aufgestanden war, verrichtete er knieend mit seinem ganzen Hause das Gebet, welches er selbst vorzusprechen pflegte. War es ein Tag, an welchem eine Predigt gehalten wurde, so wandte er die Zeit vor derselben dazu an, daß er die

Abgeordneten der Gemeinden anhörte, die an ihn geschickt worden waren, oder andere öffentliche Angelegenheiten besorgte. Nach der Predigt arbeitete er wieder unablässig, bis die Stunde des Mittagsmahls kam. Alsdann versammelten sich fast alle seine Hausgenossen bei der Tafel, und er betete mit ihnen gemeinschaftlich, oder sang, wenn an demselben Tage keine Predigt gehalten worden war, einen von den Psalmen Davids. Er beobachtete diese Ordnung nicht allein in Friedenszeiten auf seinem Schlosse, sondern auch selbst im Lager ununterbrochen. Eben so vereinigte er sich nach dem Abendessen mit allen den Seinigen zum Singen und Abendgebet. Sehr viele französische Edelleute trafen eben diese Einrichtung in ihren Häusern, und zwar um so lieber, weil sie der Admiral auch besonders an ihre Schuldigkeit erinnert hatte: ihre Hausgenossen zur Gottseligkeit anzuführen. Wenn die Zeit herannahte, da er mit den Seinigen das heilige Abendmahl zu genießen pflegte, so versammelte er sie Alle um sich her, und stellte ihnen vor, daß er nicht nur für sein Leben, sondern auch für ihre Aufführung Gott dereinst werde Rechenschaft geben müssen. Wenn unter ihnen Zwistigkeiten entstanden waren, so suchte er bei dieser Gelegenheit eine Versöhnung zu Stande zu bringen; und wenn Einer unter ihnen keine würdigen Begriffe von dieser Handlung zu haben schien: so ließ er ihm einen besseren Unterricht in der Religion ertheilen.

36. Die Beichte eines Königs.

Christian III., König von Dänemark, verband mit den vortrefflichsten Regenten-Eigenschaften die edelsten Christentugenden. Ungeachtet er selbst alle Lasten der Regierung trug, sich nach Allem erkundigte, Augen und Gedanken allenthalben hatte, und seine Staaten wohl eben so sorgfältig überschaute als ein rechtschaffener Hausvater sein Haus, so wußte er doch auch Zeit zu Religionsübungen zu finden. Er besuchte auf's Fleißigste die öffentlichen

gottesdienstlichen Versammlungen, er las gewöhnlich selbst die Bibel, oder ließ sich daraus vorlesen; er kniete täglich im Verborgenen vor Gott und betete für sich und sein Reich. Es war eine seiner angenehmsten Bemühungen, mit seinen Kindern und Hofleuten von den Wahrheiten des Christenthums, von Gottes Wohlthaten gegen die Menschen, und von den Pflichten der Menschen gegen Gott zu reden. Einst beichtete er vor seinem Hofprediger Andreas Martini. Als der König niederkniete, fieng Martini, der erst vor Kurzem in dieß Amt gekommen war, mit schüchterner Unterthänigkeit zu reden an: „Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster!“ — „Meister Andreas“ — fiel ihm der gottesfürchtige König in's Wort — „wie fangt Ihr die Beicht an? Ich kniee hier als ein Sünder vor Gott. Ihr müßt also mit mir nicht reden wie ein Unterthan mit dem Könige, sondern als ein Beichtiger und als ein Diener Christi mit seinen Kindern. Hier heiße ich nicht Großmächtigster, Allergnädigster, sondern schlechtweg Christian.“ Des Königes Ehrfurcht und Demuth vor Gott war weder Heuchelei noch Schwachheit. Wo es auf die Vertheidigung des Reiches gegen die äußeren Feinde ankam, wo die Gesetze mit Nachdruck gehandhabt werden mußten; wo das Wohl des Staates Wachsamkeit und Wirksamkeit eines Gebieters forderten, da war er ein eben so kühner Held, ein eben so scharfblickender Richter, ein eben so eifernder Oberer, als er in der Kirche und in seinem einsamen Gemache ein demüthiger Christ war.

37. Das Gebet eines Königs.

Der fromme und tapfere König Gustav Adolph von Schweden kam im dreißigjährigen Kriege 1630 seinen bedrängten protestantischen Glaubensgenossen in Deutschland zu Hülfe. Als seine Kriegsflotte die Seereise aus Schweden so weit glücklich geendigt hatte, daß sie bei der Insel Rügen Anker warf, war er der Erste, der an der Pommerschen Küste an das Land stieg. Sobald er das

Ufer betreten hatte, fiel er auf seine Kniee nieder, dankte Gott für die Erhaltung seiner Person, seiner Flotte und Armee, und flehte Ihn um Segen zu seinem Vorhaben an. Es war ein rührender Anblick für seine Offiziere, die nach ihm an's Land gekommen waren und um ihn herum standen, aus dem Munde ihres, auf seinen Knieen liegenden Königs folgenden schönen Herzenserguß vor Gott zu hören: „Gott! der Du über Himmel und Erde, über Wind und Meer herrschest, wie soll ich Dich preisen, daß Du mich auf dieser gefährlichen Reise so gnädig beschützet hast! O, ich danke Dir vom Grunde meines Herzens, und bitte Dich, zu dieser Unternehmung, die ich nicht zu meiner, sondern allein zu Deiner Ehre, zur Vertheidigung Deiner Kirche, und zum Troste der Gläubigen angefangen habe, Deine Gnade, Deinen Segen zu geben. Du Herr, der Du Herzen und Nieren prüfest, kennest die Lauterkeit meiner Absichten. Du wollest auch gut Wetter und günstigen Wind verleihen, damit ich meine noch zurückgelassene Armee mit fröhlichen Augen bei mir sehen, und Dein heiliges Werk fortsetzen möge!“ — Seine Offiziere konnten hierüber ihre Thränen nicht zurückhalten, und als der König ihre große Rührung wahrnahm, sagte er zu ihnen: „weinet nicht, meine Freunde, sondern betet mit aufrichtigem Herzen; je mehr Betens, desto mehr Sieges: denn fleißig gebetet ist halb gesiegt; der beste Christ ist immer der beste Soldat.“ — Auf seinen Fahnen standen mit goldenen Buchstaben die Worte: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn?“ — Nicht nur, wenn er im Kriege etwas Wichtiges vornehmen wollte, sondern auch im Frieden pflegte er oft aus dem 90sten Psalm zu beten: „HErr, kehre Dich wieder zu uns, und sey Deinen Knechten gnädig! Fülle uns frühe mit Deiner Gnade, so wollen wir Dich rühmen und fröhlich seyn unser Leben lang! Zeige Deinen Knechten Deine Werke, und Deine Ehre ihren Kindern! Der HErr, unser Gott, sey uns freundlich, und segne das Werk unserer Hände, ja das Werk unserer Hände wollest Du, HErr,

fördern!" — Als die Schweden vor Werben standen, zog sich Gustav Adolph, ihr König, mehrere Stunden ganz allein in sein Zelt zurück, Niemand durfte ihn stören. Einer seiner Vertrauten hatte ihm aber etwas sehr Wichtiges mitzutheilen, und wagte es leise den Vorhang zu öffnen, und hineinzusehen. Er erblickte den König andächtig betend auf seinen Knieen liegen, und wollte wieder zurückgehen, aber dieser bemerkte ihn jetzt, und befahl ihm, hineinzutreten. „Du wunderst dich, mich in dieser Stellung zu sehen," sprach Gustav, „da ich doch so viel tausend Unterthanen habe, die für mich beten? Wisse aber, daß kein Mensch in der Welt nöthiger hat, für sich selbst zu beten, als der, welcher nur Gott Rechenschaft von seinen Handlungen zu geben hat, und eben darum den Reizungen des Teufels und seinen Anläufen mehr ausgesetzt ist als irgend Jemand auf Erden!" — Als er über Tilly, einige Monate nachdem derselbe sich durch die grausame Zerstörung Magdeburgs einen so schrecklichen Namen in der Geschichte der Menschheit gemacht, — einen glorreichen Sieg bei Leipzig erfochten hatte, und den Feind allenthalben fliehen sah: so warf er sich mitten unter den Todten und Verwundeten auf seine Kniee nieder, und dankte Gott, mit dem ihm eigenen Andachtseifer, für den verliehenen Beistand in der Schlacht und für den geschenkten völligen Sieg. — Kurz vor der Schlacht bei Lützen, in welcher dieser Held sein Leben verlor, hielt er mit der ganzen Armee seine Morgenandacht. Es wurden dabei die Lieder: „Ein' feste Burg ist unser Gott ꝛc., Es wolle Gott uns gnädig seyn ꝛc., Verzage nicht, du Häuflein klein ꝛc." (dieß letzte Lied hat der König selbst verfertigt), gesungen, und die Feldmusik begleitete diesen Gesang. Der König warf sich auf die Kniee und betete mit inniger Andacht. Hierauf stieg er zu Pferde, ritt durch die Glieder, und munterte Offiziere und Soldaten auf, ihre Schuldigkeit zu thun. Am Tage dieser seiner letzten Schlacht gab er zum Losungswort: Gott mit uns! Als das Treffen den Anfang nehmen

sollte, ritt er noch einmal vor seine in Schlachtordnung stehende Armee hin, und rief den Soldaten laut zu: »Nun wollen wir d'ran, das walte der liebe Gott! — JEsu, JEsu, hilf Du mir heute streiten, zu Deines heiligen Namens Ehre!« — Mit einem solchen Sinne und mit solchem Gebete gieng der Held muthig in die Schlacht, in der er die tödtliche Wunde empfieng. Er fiel sterbend vom Pferde, mit dem Seufzer, »mein Gott! — mein Gott!« —

38. Ein frommer Naturforscher.

Hermann Boerhave (geb. 1668, gest. zu Leyden als Professor an der dortigen Universität 1738), einer der größten Aerzte der letzten Jahrhunderte, an den ein chinesischer Mandarin unter der Adresse schrieb: »An Herrn Boerhave, berühmten Arzt in Europa,« schämte sich nicht, ein eifrig frommer Christ zu seyn. Täglich widmete er Morgens und Abends eine Stunde der Andacht, in welcher er die Bücher der heiligen Schrift in den Grundsprachen las, und mit den Zeichen der allertiefsten Demuth und Erniedrigung vor Gott betete. Wenn er den Namen Gottes nannte, zog er allemal seinen Hut ehrerbietigst ab. Er war außerdem ein Muster aller wahren christlichen Tugenden, besonders aber der Liebe, Demuth und Bescheidenheit. Er sprach wenig zu seinem eigenen, desto mehr aber zum Lobe Anderer. Er suchte hervor, was sie Gutes hatten, zog eine Decke vor ihre Fehler, und auch die größte Beleidigung, die man ihm zufügte, vermochte nicht, ihn dahin zu bringen, daß er von dieser Regel abgegangen wäre.

Schwer erkrankt, hatte er sich auf sein Landhaus vor der Stadt bringen lassen. Hier besuchte ihn drei Wochen vor seinem seligen Heimgange der berühmte holländische Orientalist, Professor Albrecht Schultens, und fand ihn, in Gesellschaft seiner Frau, Tochter und Schwester, ziemlich heiteren Angesichts, unter freiem Himmel sitzen. Als Schultens Abschied nehmen wollte, bat ihn sein kranker Freund, noch ein Stündchen bei ihm zu verziehen. Seine

Familie entfernte sich, um ihrem treuen Vater Raum zu lassen, sein Herz gegen seinen vertrautesten Freund in völliger Freiheit auszuschütten, und da that er denn unter Anderem eine denkwürdige Aeußerung, welche die ganze Zärtlichkeit seines Herzens gegen seinen Gott entdeckte. Er erzählte, wie er in den allerheftigsten Schmerzen und unaussprechlichen erstickenden Beängstigungen, die immer zugenommen, und alle Kräfte des Leibes und der Seele nicht erschöpften, sondern zerrieben, zerstießen und wie Wachs am Feuer zerschmolzen, ein Gemüth behalten, das seine Schmerzen zwar empfunden, und unter der beschwerlichsten Last niedergedrückt gewesen, aber ihr doch nicht unterlegen sey, sondern es wäre durch das innere Gefühl des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe so heiter geblieben, daß er die väterliche Hand Gottes noch immer küssen, und sich dessen erhabensten und heilsamsten Winken gelassen unterwerfen könne. Es schmerze ihn aber in dem Innersten seiner Seele, daß er von dieser erfreulichen und ruhigen Ergebung seiner selbst an Gott sich habe einmal abziehen lassen, da er ganzer fünfzehn Stunden, unter einer unbeschreiblichen, ohne den geringsten Nachlaß beständig zunehmenden, Folter liegend, von dem gnädigsten Vater und Schöpfer mit einiger Heftigkeit gebeten: daß er doch unter dem unendlichen Schmerz zermalmt, und mit einem Stoße von seiner unerträglichen Marter befreit seyn möchte. Schultens, durch dieses reuige Geständniß zugleich schmerzlich gerührt und erhoben, bemerkte: daß nach seiner Meinung solche heftige Bewegung des Gemüths unter dem Gefühl feuriger und unendlicher Schmerzen in der Natur des Menschen liege, und eben deßhalb auch den aufrichtigsten Verehrern Gottes und selbst einem Hiob, dem Muster und Spiegel einer unbeweglichen Gemüthsstärke, begegnet sey; wobei Boerhave sich zwar beruhigte, aber zugleich sagte: „O wie wünschte ich doch, die Wahrheit im Leben und im Tode tief in mein Herz eingedrückt zu haben: das allein sey denen, die Gott lieben, gut, und daher wünschenswerth, was Seiner höchsten Güte und Majestät gefällt! —

39. Wer Gott vergißt, bleibt ungesegnet.

Peter der Große, Kaiser von Rußland, pflegte täglich auszufahren, um öffentliche Arbeiten zu besehen und seine Truppen zu mustern, oder auch verschiedener anderer Dinge halber. Geschah es nun, daß er einem Geistlichen auf der Straße begegnete, der die geweihte Hostie zu einem Kranken trug, so stieg er gewöhnlich aus seinem Kabriolet oder seinem Schlitten, warf sich, nach den Gebräuchen der griechischen Kirche, vor der geweihten Hostie nieder, und begab sich darauf mit dem Priester zu dem Kranken, aus welchem Stande derselbe auch seyn mochte. Die auf der Straße Anwesenden wurden dann von Bewunderung der Gottesfurcht ihres Monarchen hingerissen; sie vergoßen Freudenthränen, und begleiteten ihren Kaiser bis zu dem Hause des Kranken. — Hatte der Priester sein heiliges Geschäft verrichtet, so trat der Fürst nachher auch noch vor das Lager des Kranken, wünschte ihm Glück zu der erlangten Gemeinschaft mit seinem Versöhner, und versicherte ihn: wenn er den wahren Glauben habe, so werde er gewiß leiblich und geistlich wieder hergestellt werden. Das herablassende Betragen des Monarchen und die Frömmigkeit, die er bei dieser Gelegenheit bewies, brachten nicht selten ein frohes Wallen des Blutes bei dem Kranken hervor, und hatten sogar einen wohlthätigen Einfluß auf die Genesung desselben, besonders da der Kaiser nachmals täglich Jemand zu dem Kranken schickte, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. War der Kranke arm, so sandte er ihm Geld und noch überdieß seinen Leibarzt, und ließ ihm unentgeldlich die nöthigen Arzneimittel reichen. — Auch den Sonntag und die Feiertage hielt er heilig, und drang darauf, daß der Gottesdienst an diesen Tagen fleißig besucht werde; er selbst versäumte ihn sogar auf seinen vielen Reisen nicht. „Wer Gott vergißt“ — pflegte Peter zu sagen — „wer Seine Gebote nicht achtet, der wird mit aller Arbeit wenig erwerben und keinen Segen haben.“

40. Kindliche Einfalt eines Heiden.

Der englische Kapitän Carver traf im J. 1783 auf seinen Reisen durch die inneren Gegenden von Nordamerika einen jungen indianischen Fürsten von der Nation der Winnebagoer an, der als Gesandter zu den nadowesischen Völkerschaften gieng. Da dieser hörte, daß Carver den berühmten Wasserfall Niagara am Flusse gleichen Namens besuchen wollte, so bezeigte er Lust, ihn dahin zu begleiten. Beide giengen mit einem Bedienten dahin ab. — Schon in einer Entfernung von beinahe vier Stunden konnten die Reisenden das Geräusch des Wassers deutlich hören; je näher sie aber diesem erhabenen Meisterstücke der Schöpfung Gottes kamen, um so größer ward ihr Vergnügen und Erstaunen. Kaum hatte der Fürst die Spitze erreicht, von welcher man diesen bewundernswürdigen Wasserfall überschauen kann, so fieng er an, mit vernehmlicher Stimme zu dem großen Geiste zu beten, weil er glaubte, daß dieß einer von seinen Wohnplätzen sey. Er sagte ihm vor, daß er einen weiten Weg gereiset wäre, um ihn anzubeten, und daß er ihm jetzt das beste Opfer, das er in seiner Macht habe, darbringen wolle. Er warf hierauf seine Pfeife in den Strom, und das Futteral, worin er seinen Taback verwahrte; dann folgten die Armbänder, die er an sich trug, sein aus Draht und Glasperlen bestehendes Halsband, und zuletzt seine Ohrenringe. Kurz, er schenkte seinem Gott Alles, was er am liebsten hatte, und was in seinem Anzuge von einigem Werthe war. Zugleich setzte er sein Gebet immer fort, wie es ihm Herz und Natur eingab, und endigte damit, daß er den großen Geist um Schutz auf seiner Reise, um eine glänzende Sonne, einen blauen Himmel und heiteres, helles Wetter bat. Er gieng auch nicht von der Stelle weg, bis er mit Carver, nach indianischer Sitte, dem großen Geiste zu Ehren eine Pfeife zusammen geraucht hatte.

41. Die entschiedene Braut.

Elise Embert (Ahmber), die Tochter eines Bürgers in Paris, war mit einem jungen Manne verlobt, und sollte im September 1776 ihm angetraut werden. Am Abend vor der Hochzeit befand sich der Bräutigam in einer Gesellschaft mit seiner Braut; er war munter, sprach viel, und in dem selbstgefälligen Bestreben, Alles um sich her lustig zu machen, kamen seine Scherze auch auf die Religion. Die Braut verwies es ihm liebreich; er aber lehnte den Verweis mit dem Tone eines Weltmannes ab, der nicht so kleinstädtisch scheinen will, auf Gott und Religion zu achten. Das Mädchen erschrack, faßte sich aber sogleich, und sagte: „Von diesem Augenblick an, da ich bemerke, daß Ihnen die Religion nicht ehrwürdig ist, bin ich nicht mehr die Ihrige; wer Gott nicht liebt, kann seine Frau nicht redlich lieben.“ Und dabei blieb sie standhaft. Umsonst wußte jetzt der Bräutigam Gefühle für Religion und Unschuld zu heucheln, sie verabscheute ihn nur desto mehr; umsonst versuchten die Eltern, die Sache beizulegen: das Mädchen blieb bei ihrem Entschlusse, und die Obrigkeit und alle Rechtschaffenen, die es hörten, billigten ihre Grundsätze. Denn es ist eine durch Erfahrung erprobte Wahrheit, daß ohne wahres, tiefes Gefühl für Religion und Tugend, ohne feste, religiöse Grundsätze, keine enge Verbindung zwischen mehreren Personen, am wenigsten das engste, heiligste Band in der menschlichen Gesellschaft, die Ehe, weder diejenige Festigkeit und Dauer erhalten, noch das Glück und den Segen zur Folge haben könne, die man sich davon verspricht. —

42. Die beharrliche Beterin.

In einer Stadt in Konnektikut (in Nordamerika) wurde die wöchentliche Betstunde wegen Kälte und Theilnahmlosigkeit ganz und gar aufgehoben. Nur eine alte fromme Lady konnte sich damit nicht zufrieden geben, sie entschloß sich, ferner in die

Betstunde zu gehen, wenn auch sonst Niemand käme. Am nächsten Mittwoch gieng sie in die Kirche zur üblichen Stunde, betete, sang und betete wieder. Auf dem Heimwege, da sie gefragt wurde: „Wo sind Sie gewesen?“ antwortete sie: „In der Betstunde.“ — „In der Betstunde?“ erwiederte der Nachbar, „ich dachte, sie sey aufgegeben; wer war denn dort?“ Die Lady antwortete: „O — Gott war dort, und ich war dort, es war eine rechte Betstunde, und am nächsten Mittwoch Abend wird dort auch wieder eine seyn.“ Das wurde allgemein bekannt, die Christen fühlten sich beschämt, und am nächsten Mittwoch Abend fand die Lady zu ihrem Erstaunen die Kirche gedrängt voll von Gläubigen, die um die Ausgießung des heiligen Geistes zu beten gekommen waren.

IV.

Anhaltendes vertrauensvolles Gebet.

Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden. Matth. 7, 7.

---

43. Die ersparte Operation.

Innocenz, ein Beamter zu Carthago, litt an einem schweren Fistelschaden. Schon hatte er viele schmerzhafte und gefährliche Operationen überstanden, und glaubte sich geheilt, als es sich fand, daß eine verborgene Vertiefung der ärztlichen Kunst entgangen war. Jetzt sollte er einer neuen Operation sich unterwerfen, wenn er gerettet werden wolle. Diese Nachricht brachte ihn und die Seinigen der Verzweiflung nahe. Des Abends vor dem zur Operation bestimmten Tage kamen, wie gewöhnlich, die Geistlichen

zu ihm. Mit Thränen bat er sie, am andern Morgen gegenwärtig zu seyn, wenn er unter den Händen der Aerzte sterben würde, denn Anderes erwartete er nicht. Die Geistlichen ermahnten ihn, Gott zu vertrauen, und dessen Willen männlich zu ertragen. Da sie hierauf zum Gebete niederknieten, warf auch Innocenz, wie von höherer Gewalt fortgerissen, sich plötzlich zur Erde nieder, und betete mit einer solchen Inbrunst unter zahlreichen Thränen, daß der Bischof Augustin, der gegenwärtig war, nicht beten konnte, sondern nur in seinem Herzen die Worte sprach: „HErr! welches Gebet der Deinen erhörst Du, wenn Du dieß nicht erhörst?“ — Am andern Morgen fanden sich Alle mit großen Sorgen wieder ein. Die Geistlichen sprachen dem Kranken Muth zu, und die Aerzte bereiteten Alles zur Operation vor. Aber als sie dieselbe beginnen wollten, fanden sie nichts mehr zu operiren. „Die Freude, die Lobpreisung, ja den heißen Dank gegen den barmherzigen und allmächtigen Gott, welcher aus dem Munde aller Anwesenden, unter vielen Freudenthränen, emporstieg, vermag ich nicht in Worte zu fassen!“ schrieb Augustin.

44. Die Errettung aus des Todes Rachen.

Philipp Melanchthon, der treue Gehilfe Luthers beim Werke der Kirchenverbesserung, erkrankte heftig, deßhalb ließ der Churfürst Luthern nach Wittenberg holen, damit derselbe noch einmal mit dem Sterbenden spräche. Tag und Nacht reiste Luther, und fand leider, wie ihm gesagt wurde, den Kranken im Sterben liegen. Seine Augen waren schon gebrochen, Besinnung, Gehör und Sprache hatten ihn verlassen; er kannte Niemand mehr, aß und trank nichts, Angesicht und Schläfe waren schon eingefallen, und er hatte schon ganz das Ansehen eines Sterbenden. „Behüte Gott!“ rief Luther erschrocken aus, als er denselben sah, „wie hat mir der Teufel dieß edle Werkzeug geschändet!“ Darauf wandte er sich sogleich zum Fenster hin, und betete herzlich zu Gott. „Da mußte mir

unser Herr Gott herhalten," erzählte Luther dann später; „ich warf Ihm den ganzen Sack vor die Thür, und hielt Ihm alle Verheißungen von Gebetserhörungen vor, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß Er mich mußte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte." Hierauf ergriff er Melanchthon bei der Hand, und sprach: „Sey gutes Muths, Philipp, du wirst nicht sterben! Obwohl Gott Ursach hätte, zu tödten, will Er doch nicht der Sünder Tod, sondern daß er sich bekehre und lebe. Er hat Lust zum Leben und nicht zum Sterben! Hat Er die allergrößten Sünder, so je auf Erden gekommen, als Adam und Eva, zu Gnaden wieder berufen und angenommen, viel weniger will Er dich, mein Philippe, verstoßen, und in Sünden und Schwermuth verderben lassen! Darum gib dem Trauergeist keinen Raum und werde an dir selbst kein Mörder, sondern vertraue dem HErrn, der tödten und wieder lebendig machen, verletzen und verbinden, schlagen und wieder heilen kann!" — Auf dieses Zusprechen fing Melanchthon wieder an Odem zu holen, konnte aber noch nichts reden. Nach einer Weile wandte er schnell sein Angesicht gegen Luther, und bat um Gottes willen, ihn doch nicht länger aufzuhalten auf seiner guten Fahrt, sondern ihn ziehen zu lassen, denn etwas Besseres könne ihm nicht widerfahren. „Nein, Philippe," antwortete Luther, „du mußt unserm Herrgott noch weiter dienen!" — Je länger, je mehr wurde der Kranke munterer, und Luther ließ ihm geschwind etwas zu essen zurichten, und brachte es ihm selbst. Aber er wollte nicht essen. „Hörst du, Philippe," erwiederte Luther, „du mußt kurz und gut essen, oder ich thue dich in den Bann!" — Jetzt aß Melanchthon, aber nur wenig; dennoch kehrten allmählig seine Kräfte zurück. — Luther bezeugte später selbst, Philipp ist gewiß Einer von denen, die zur Zeit des Evangeliums durch das Gebet vom Tode errettet wurden. „Ich," sprach er, „bin zu Schmalkalden auch schon dem Tode im Rachen gesessen, aber das ernstliche Gebet frommer Christen hat mich wieder

lebendig gemacht. Auch du, liebe Käthe," sprach er zu seiner Hausfrau, „warst einmal wie todt, und bist durch das Gebet wieder lebendig geworden!" Seine Frau bestätigte dieß.

45. Der wirksame Brief.

M. Friederich Myconius, ein anderer Freund Luthers, lag im 49. Jahre seines thätigen Lebens zu Meißen so hart an der Lungensucht darnieder, daß Jedermann an seiner Genesung zweifelte. Er selbst sah mit Ruhe seiner letzten Stunde entgegen, äußerte aber oft recht sehnsüchtig: „Ach, ich möchte wohl vor meinem Abscheiden aus dieser Welt meinen vielgeliebten Martin Luther noch einmal von Angesichte sehen!" — Er wurde immer schwächer, und mußte die langen Winternächte schlaflos zubringen. In einer Nacht ließ er sich Feder und Papier geben, und schrieb mit zitternden Händen seinem Freunde ein herzliches Lebewohl. Tief bewegt las Luther den Brief, und rief laut: „da sey Gott für!" eilte zum Pulte, und schrieb als Antwort:

„Nein, du fleißiger Arbeiter in dem Werke des HErrn, darfst noch nicht abgerufen werden! Ich befehle dir im Namen Gottes, zu leben, dieweil du mir zur Kirchenbesserung noch sehr nöthig bist!"

M. Luther."

N. S. Der HErr lasse mich ja nicht hören, so lange ich lebe, daß Ihr gestorben seyd, sondern schaffe, daß Ihr mich überlebet. Das bitte ich mit Ernst, will's auch gewähret seyn, und so haben, und mein Wille soll geschehen. Amen!"

Myconius lag schon sprachlos, als der Brief ankam und ihm vorgelesen ward. Von Stund an aber genas er. Bald darauf konnte er schon zur Kirchenvisitation nach Wittenberg abreisen, und seinen Freund Luther besuchen. Mit tiefer Rührung bezeugte er Allen, die ihm zu seiner Wiederherstellung Glück wünschten: „Ja, ihr Lieben, nächst unserm allbarmherzigen Vater im Himmel verdanke ich

Martin Luther, diesem Helden im Beten, der Gott Alles abglauben kann, die Fristung meines Lebens! Sein Machtwort hat mich Hinfälligen gleich dem Machtwort Jesu zu Lazarus wieder aufgerichtet.“ — Sechs Jahre lebte er noch. Am 7. April 1546 starb er zu Gotha. Zwei Monate vorher war Luther in die himmlische Heimath vorausgegangen.

46. Bete noch zuvor!

Agrippa d'Aubigné, von dessen Kindheitsgeschichte oben S. 10 einiges erzählt wurde, war in seiner Jugend, nach dem Tode seines Vaters, nach Genf in eine Erziehungsanstalt gebracht worden. Hier gefiel es ihm nicht, und ohne Wissen seiner Verwandten gieng er nach Lyon. Dort lebte er nach seiner Weise für seine Ausbildung, und beschäftigte sich besonders mit Mathematik. Allein bald war sein Geld zu Ende, jetzt drohte seine Hausfrau, ihn aus dem Hause zu jagen, wenn er nicht bezahle; deßhalb getraute er sich nicht mehr, in seine Wohnung zurück zu kehren. Schon hatte er einen ganzen Tag außer derselben zugebracht, aber nun kam der Abend; wo sollte er übernachten? Gerade stand er auf der Brücke über der Saone, als ihm diese Frage lebhaft vor die Seele trat. Thränen standen ihm in den Augen. Gedankenlos blickte er in den Strom hinab und schaute, wie eine Thräne nach der andern in denselben fiel und verschwand. Da erwachte in ihm der Gedanke, seinen Thränen nach hinab zu gleiten in den Strom der Vergessenheit. „Das ist das Beste,“ seufzte seine Seele, „was ich jetzt thun kann, doch will ich noch zuvor beten!“ — Er war frühzeitig gewöhnt worden, Alles mit Gebet zu beginnen. — Er betete. Das letzte Wort seines Gebetes war Ewigkeit. Kaum hatte er aber dasselbe ausgesprochen, so entsetzte er sich vor der Ewigkeit, in welche er sich freventlich stürzen wollte. Auf's Neue flehte er Gott mit heißer Inbrunst um Erbarmung an. Und wie er seine Augen aufhob, siehe, da eilt ein Bedienter mit einem Reisesack hinter sich vorbei, und hinter ihm sein Herr.

Und dieser Herr war sein Vetter, Herr v. Chillard, der nach Deutschland reiste, und dem armen Kämpfenden Geld überbringen sollte. So hatte ihm Gott plötzlich doppelte Hilfe gesandt.

47. Beten hilft siegen.

„Der Mensch ist sich nicht immer gleich," sagte einst Admiral Ruyter, jener große Held des 17. Jahrhunderts, vor allen seinen Offizieren: „Als ich einst eine Schlacht liefern sollte, und der Augenblick schon da war, fühlte ich mich muthlos, verworren und bedenklich. Ich war unfähig, die nöthigen Befehle zu geben; ich war bestürzt, und wußte nicht, was ich thun sollte. In diesem schrecklichen Zustande sah ich bald, daß ich keine Hilfe als von dem Leiter unserer Schicksale zu erwarten hätte. Ich gieng allein in mein Zimmer, warf mich vor Gott auf die Kniee, und in einem kurzen, aber innigen Gebet bat ich um seinen Beistand, um den Geist der Weisheit und des Muthes. Kaum hatte ich dieß Gebet geendigt, als meine Unruhe verschwand, ich fand meinen gewöhnlichen Muth und mein kaltes Blut wieder. Ich gab meine Befehle, und siegte." —

48. Ach meines Vaters Gebete!

Der fromme Theologe Dr. Philipp Jakob Spener, hatte einen Sohn, der zwar ausgezeichnete Fähigkeiten besaß, aber höchst ungerathen war. Alle Mittel der Liebe und des Ernstes waren fruchtlos geblieben, endlich konnte der Vater nur noch beten, der liebe Gott möchte seinen Sohn doch noch retten, wann und wie, das überlasse er Ihm. Einige Zeit darauf erkrankte der verlorene Sohn sehr heftig, und lag mehrere Wochen, aber beinahe stumm und bewegungslos, in großen, innerlichen Kämpfen da. Auf einmal erhob er mit Gewalt die Hände, und rief aus gepreßter Brust: „Die Gebete meines Vaters umringen mich wie Berge!" — Nach einiger Zeit hörten jene innerlichen

Kämpfe auf, Ruhe verbreitete sich über sein ganzes Wesen; auch die Gewalt der Krankheit war gebrochen. Er war leiblich und geistig gerettet, und von nun an ein anderer Mensch. — Kurz vor seinem Tode hätte Spener noch die erquickende Freude, seinen Sohn als einen rechtschaffenen Mann in einem bedeutenden Amte und glücklich verheirathet zu sehen.

49. Die betenden Kinder.

Als im Herbste 1708 die schwedische Armee durch Schlesien zog, zeichnete sie sich durch tägliche Andachtsübungen aus, die sie auf freiem Felde hielt. Ihr Beispiel machte auf mehrere Kinder evangelischer Eltern einen solchen Eindruck, daß sie sich, da an ihrem Orte kein evangelischer Gottesdienst gehalten wurde, auch auf freiem Felde versammelten, geistliche Lieder sangen, und aus Gebetbüchern beteten; zugleich riefen sie Gott um Gründung evangelischer Kirchen an. Diese Kinder-Andachten verbreiteten sich von Dorf zu Dorf, drangen in die Städte ein, und brachten über ganze Distrikte eine große kirchliche Regsamkeit, denn die Sache hatte großes Aufsehen gemacht. Man suchte die Kinder von diesen Andachten abzuhalten, weil man Böses argwohnte, aber viele ließen sich, selbst durch Gewalt, hievon nicht abwendig machen, sondern vergaßen lieber Essen und Trinken darüber. Vielfach wurde über dieß Alles öffentlich in Schriften verhandelt, aber man mußte anerkennen, daß sich Gott hier aus dem Munde der Kinder ein Lob bereitet habe, denn sie hielten eine gute Ordnung, und bezeigten sich still und fromm. — Aehnliche Kinder-Erweckungen, in Folge von fleißigem Beten der Kinder, kamen auch anderwärts öfters vor, besonders in Amerika.

50. Der gesegnete Bettag.

Der »Philadelphian« (eine nordamerikanische Zeitung) erzählt: »Im Jahr 1746 zog eine französische Flotte von vierzig Kriegsschiffen unter dem Herzog d'Anville gegen

Neu-England (in Nordamerika) mit der Absicht völliger Unterjochung und Zerstörung, wozu die Flotte stark genug war. Unsere frommen Väter aber, überzeugt, daß ihre Hoffnung allein auf Gott stehe, bestimmten eine in allen Kirchen zu beobachtende Zeit des Fastens und Betens. Während nun in der Hauptkirche Pfarrer Price den Gottesdienst versah an dem allgemeinen Fasttag, und mit inbrünstigem Eifer Gott um Abwendung der Gefahr anrief, erhob sich ein heftiger Wind, ungeachtet bis auf diesen Augenblick der Tag ganz heiter und ruhig gewesen war; die Fenster der Kirche klirrten mit lautem Getöse. Der Pfarrer hielt in seinem Gebete inne, und blickte hoffnungsvoll auf der ganzen Versammlung umher, fieng auf's Neue an, feurig zu beten, daß doch dieser Wind ihnen zur Rettung helfen möge. Da brach ein Sturm los, durch den der größere Theil der französischen Flotte zerschellt und alle Schiffe zerstreut wurden. Der Herzog d'Anville und sein Unterbefehlshaber entleibten sich selbst. Viele Tausende wurden eine Beute des Todes. Die kleine Anzahl, die am Leben blieb, kehrte entkräftet und entmuthigt zurück, und die ganze Unternehmung wurde aufgegeben für immer."

51. Bitte um Verlängerung der Gnadenzeit.

Louise Auguste Magdalene, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, litt seit Jahren an der Auszehrung. Eine heftige Brustkrankheit, welche am 1. Oktober 1741 noch hinzutrat, hatte ihre wenigen noch übrigen Kräfte in einigen Tagen so verzehrt, daß man ihrer Auflösung in Kurzem entgegen sah. Auch sie erkannte ihre ernste Lage. Der Arzt hielt es für seine Pflicht, ihr offenherzig zu sagen, wie es um sie stehe, daß sie schwerlich die folgende Nacht überleben würde. Ehe sie sich auf das Krankenbett gelegt hatte, war sie auf ihre Kniee gefallen, hatte Gott für alle seine Wohlthaten herzlich gedankt, und sich auf Leben oder Sterben in seine Obhut übergeben, jetzt aber fühlte sie, daß sie noch keine Gewißheit der Gnade Gottes

und der Vergebung ihrer Sünden hatte. Sie war bereit, zu sterben, aber nur jene Gewißheit wünschte sie zuvor noch zu erhalten. Deßhalb bat sie den frommen Prediger Fresenius zu sich, sprach mit ihm ausführlich über ihren Seelenzustand, und äußerte, da Gott dem Hiskias auf sein Gebet um ein längeres Leben 15 Jahre schenkte, müsse Ihm solches Gebet nicht mißfällig seyn, wenn es aus der Sorge für das Seelenheil hervorgehe. „Gewiß, Prinzessin!“ antwortete Fresenius, „wird Gott Sie nicht eher sterben lassen, bis Sie seine Gnade gefunden haben, wenn Sie bloß deßwegen länger leben wollen, um diese noch zu finden!“ Die Prinzessin versprach in einem herrlichen Bekenntnisse ihres Glaubens, die ihr vergönnte Lebensfrist getreu dazu zu benützen, die Gnade Gottes zu suchen; und bat, daß Fresenius mit seinen frommen Hausgenossen Gott um ein längeres Leben für sie anrufen möchte. Das geschah, und viele gottselige Beter in der Stadt thaten dieß unaufgefordert. Fresenius betete auch in ihrer Gegenwart, und sie vereinigte ihre Seufzer mit seinem Gebete. Schon in derselben Stunde, da dieß Gebet emporstieg, mußte der Leibarzt versichern, daß sich die Gewalt der Krankheit gebrochen habe. Und am andern Morgen war die Kranke schon bedeutend besser geworden. Ihr Herz war voll Lobes Gottes über Seine herrliche Gnade und Hilfe. Bis in's folgende Jahr wurde ihr Leben gefristet, wo sie begnadigt zu ihrem Herrn hinübergieng.

52. Die Seligkeit des Kniebeugens.

Der berühmte Abt Dr. Joachim Justin Breithaupt (geb. 1658, gest. 1732) bekannte: „Alle meine Sachen gehen schwer; aber durch's Gebet wird Alles bei mir durchläutert. Oft besorge ich, ich würde mit Andern und um ihretwillen verdammt werden; aber im Gebete stärkt mich Gott, daß, was ich dann mit Ihm anfange, gehen oder brechen muß.“ — Er betete für die ganze Kirche, für alle Stände, für seine Oberen, Gehilfen und Freunde, nament-

lich und täglich zu bestimmten Stunden, und verschloß sich dabei in seinem Zimmer. Dringend betete er auch für seine Feinde. Oft machte daher Gott die mächtigsten von ihnen zu seinen Freunden. Gerne verrichtete er sein Gebet auf seinen Knieen. Wenn er daher wegen seiner Gichtschmerzen eine Zeitlang seine Füße nicht hatte regen können, und Gott ihm wieder einige Erleichterung schenkte, so freute er sich innig darüber und sagte: „Ach, seht doch! ich kann meine Füße wieder im Gebet vor Gott beugen, und David folgen, der spricht: Kommt, lasset uns anbeten und knieen und niederfallen vor dem HErrn, der uns gemacht hat!“ —

53. Das Gebet das beste Erholungsmittel.

Der ausgezeichnete Tonkünstler Joseph Haydn war der Sohn eines armen Wagners zu Rohran in Niederösterreich. Sein Vater spielte die Harfe, und seine Mutter begleitete gewöhnlich dessen Harfenspiel mit ihrem lieblichen Gesange. Dieß weckte zuerst in dem jungen Haydn seine großen musikalischen Anlagen. Als er späterhin einst in einer Gesellschaft war, in der sich zu gleicher Zeit noch mehrere andere namhafte Tonkünstler befanden, warf einer von ihnen die Frage auf: was wohl die innere Kraft am schnellsten und besten wieder stärken könne, wenn sie durch anhaltende Arbeit ermattet sey? Einer von den anwesenden Tonkünstlern sagte: in solchem Falle helfe er sich am besten mit einer Bouteille Champagner Wein; ein Anderer äußerte: er suche sich, wenn er sich durch's Arbeiten abgespannt fühle, wieder aufzumuntern in der Gesellschaft. Nun fragte man Haydn, was für eines Stärkungsmittels denn er sich bediene bei seinen vielen Arbeiten? Da antwortete er bescheiden: „Ich habe in meiner Wohnung eine kleine Hauskapelle; dahin gehe ich und bete, wenn ich mich ermattet fühle. Und dieses Mittel hat seine stärkende Wirkung bei mir noch niemals verfehlt.“

54. Wiedervergeltung.

Michael Nathanael Feneberg, der edle katholische Pfarrer zu Vöhringen (geb. 1751, gest. 1812), hatte einer des Glaubens wegen verfolgten und zum Auswandern genöthigten Person drei Kronenthaler, seine ganze Baarschaft, als Zehrpfennig mit auf den Weg gegeben. Nach einigen Jahren, als ihn seine ökonomischen Umstände und seine Schulden besonders drückten, und er darüber zu Gott in kindlicher Einfalt betete, fiel ihm dieses Reisegeld ein; da sagte er zu dem HErrn: »Ich habe Dir auch einmal drei Kronenthaler gegeben, und Du hast sie mir noch nicht zurückgegeben, und ich habe sie jetzt so nothwendig, gib mir sie!« Bald hierauf öffnete sich die Thüre, und ein Bote brachte ihm ein Päckchen mit 200 fl. Als er es öffnete, war es eine Liebesgabe, die ihm eben jene Person, welcher er die drei Kronenthaler gegeben, durch Empfehlung bei einem vermöglichen christlichen Mann bewirkt hatte. Scham, Dank, Freude, Verwunderung erfüllten sein Herz.

55. Das wirksame Vater unser.

Ein Tischlermeister in einem Dorfe war Nachts in seinem Hause von einer Räuberbande überfallen, geplündert und schrecklich gemißhandelt worden. Der Pfarrer fand ihn nach einigen Tagen dem Tode nahe, und kündigte ihm sein nahes Ende an. Der Kranke rang mit Verzweiflung. »Das kann Gott nicht zugeben,« rief er, »meines ganzen Vermögens beraubt, soll ich noch mein Leben einbüßen, und Frau und Kind im Elend lassen? Das ist unmöglich ꝛc.« Die Ungeduld des Kranken stieg, trotz aller Zusprache, immer höher. In dieser äußersten Verlegenheit fiel dem Seelsorger ein, daß einst sein Lehrer, der selige Professor Köcher in Jena, gesagt hatte: »Wenn Sie einst in Ihrem Amte sich einmal nicht zu rathen und zu helfen wissen, so beten Sie das Vater unser mit Anwendung einer jeden Bitte auf den gegenwärtigen Zustand, und Sie wer-

den sehen, was für eine Gotteskraft in diesem Gebete liegt.“ Der Pastor folgte diesem Rathe, begann dasselbe zu beten, und verweilte bei jeder einzelnen Bitte, dieselbe angemessen umschreibend. Als er geendet hatte, ermannte sich der Sterbende, der leise nachgebetet hatte, und rief laut: „Nun will ich gerne sterben, Gott hat mein Gebet erhört, und mich um Jesu willen gnädig angenommen; ich sterbe selig.“ Dem Pfarrer wünschte er Gottes Lohn, dieser segnete den Kranken ein, und bald darauf entschlief er sanft.

56. Die Sprachlosen macht Er redend.

In dem Dorfe Pernewitz, sieben Meilen von Berlin, lebte eine den HErrn und Sein Wort innig liebende und Ihm von Jugend auf dienende Frau, die durch viele Trübsale hindurch mußte. Endlich wurde noch ihr jüngster Sohn, ein Kind von 11 Jahren, plötzlich ganz sprachlos. Alle Menschenhilfe wurde gesucht, aber umsonst. Dabei empfahl sie auch immer ihr Kind dem HErrn. Eines Tages aber, als ihr Herz bei dem Anblicke des stummen Kindes ganz und durch und durch von Trauer erfüllt wurde, fühlte sie sich auf einmal im Geiste gedrungen, Christum besonders um die Heilung ihres Kindes anzurufen. Sie erinnerte sich, wie der Heiland einst auf Erden allerlei Kranke geheilt hatte. Seine Verheißungen, Seine Allmacht, Seine Barmherzigkeit traten ihr so lebendig vor die Seele wie fast noch nie. Sie betet: „Herr, so Du willst, kannst Du auch heute noch dieselben Wunder thun. Du bist ja der allmächtige Heiland, und Du willst auch helfen, und siehst es gern, wenn ein Mensch sein Herz vor dir ausschüttet. Siehe mein bekümmertes Herz! Hilf meinem Kinde! Sprich dein Hephata ꝛc.“ — Wunderbar gestärkt stand sie auf; sie eilte unmittelbar darauf in die Kirche, und betete noch dringender, und es war ihr auf einmal da, als ob ihr Gebet erhöret sey. Der Spruch stand ihr vor der Seele: „In Christo Jesu sind alle Gottesverheißungen Ja und Amen.“ Sie ging nach Hause, der Tag verging ihr

unter Gebet legte sie sich zu Bette. Kaum dämmerte der Morgen, so war auch ihr Herz wieder wach, und der erste Gedanke war wieder der Heiland und ihr Kind. Betend lag sie noch auf ihrem Lager, als jubelnd und frohlockend der Knabe zu ihr hereinsprang, und ihr mit lauter Stimme entgegenrief: „Guten Morgen, Mutter!“ Voll Dank und Anbetung stand sie auf, und ein gestern gefaßter Entschluß war fest in ihrer Seele. Als sie nämlich in der Kirche betete und der Erhörung gewiß war, fielen ihre Blicke auf die schlechte Kanzel- und Altardecke, und sie gedachte, daß sie wohl als äußeres Zeichen ihres Dankes der heiligen Stätte eine Gabe weihen könnte. Noch jetzt ist in der Kirche zu Pernewiz die schöne Altar- und Kanzelbekleidung, die gegen die übrige Aermlichkeit der Kirche sehr absticht, ein redender Zeuge von der wunderbaren Hilfe des Herrn.

57. Die Hilfe durch einen Traum.

Ein frommer Pfarrer hatte sich durch den Eifer in seinem Beruf eine Brustentzündung zugezogen. In Folge dieser Krankheit blieb ihm in der Lunge ein starker Schmerz, als dessen Ursache man bald ein inneres Geschwür erkannte, das sich unvermerkt gebildet hatte. Lange gab der gewissenhafte Seelsorger dem Schmerze nicht nach, obgleich seine Schwäche immer beängstigender wurde, und sein Leib sichtbar abzehrte. Endlich mußte er seine Berufsarbeiten einstellen, und konnte das Bett nicht mehr verlassen. Um sein Schmerzenslager her vergoßen seine Frau und ein zahlreiches Häufleiu unerzogener Kinder Ströme von Thränen. Von Tag zu Tag verschlimmerte sich die Krankheit, und die Schwäche wurde so groß, daß seine Frau ihre Ohren an seinen Mund halten mußte, um ihn zu hören. Der Arzt erklärte, das Geschwür werde mit Nächstem aufbrechen, und dann müsse plötzlich der Tod erfolgen. Die ganze Gemeinde und besonders die Familie des Kranken wurde dadurch in die tiefste Trauer versetzt, während der

Kranke in stiller Heiterkeit sich seinem Herrn überließ. Zahlreiche Gebete stiegen für sein theures Leben auf. In der Nacht, welche allem Anscheine nach die letzte seines Lebens werden sollte, saß seine Frau, die sich nicht trösten konnte, neben seinem Bette, als er auf einmal ein großes Bedürfniß fühlte, ruhig und ungestört zu schlafen. Er bat seine Frau, das Nachtlicht zu entfernen und sich in einem anstoßenden Zimmer niederzulegen. Sie folgte seinem Willen und hörte ihn bald athmen, wie Einen, der in einem sanften Schlafe athmet; darüber verfiel sie selbst in einen Schlummer. In diesem kurzen Zeitpunkte nun, wo er menschlicher Hilfe entblößt war, erschien der längst gefürchtete Augenblick. Der Kranke träumte, er höre seine Kinder hinter seiner Thüre das schöne Lied singen, das mit den Worten beginnt: »Befiehl du deine Wege ꝛc.« Und da dieses immer sein Lieblingslied gewesen war, dessen Worte ihm oft in seiner Krankheit zum Trost gereicht hatte, so konnte er sie nicht singen hören, ohne mit ihnen anzustimmen. Die Erschütterung, welche dadurch bewirkt wurde, führte das Aufbrechen des Geschwüres herbei. Aber die freudige Bewegung des Singens hatte den glücklichen Erfolg, daß die in solchen Fällen unvermeidliche Gefahr, zu ersticken, vorübergieng. So erhielt der Kranke seine Gesundheit im Schlafe; denn ehe er ganz zu sich gekommen war, war er bereits von dem Uebel befreit, das nach menschlichem Ansehen ihn zu einer sichern Beute des Todes machen sollte. Unglaublich schnell erholte er sich, und lebte noch viele Jahre zum Segen seiner Gemeinde und den Seinen. Sein ganzes Leben über blieb sein Wahlspruch: »Befiehl dem Herrn deine Wege.«

58. Die Desperationscur.

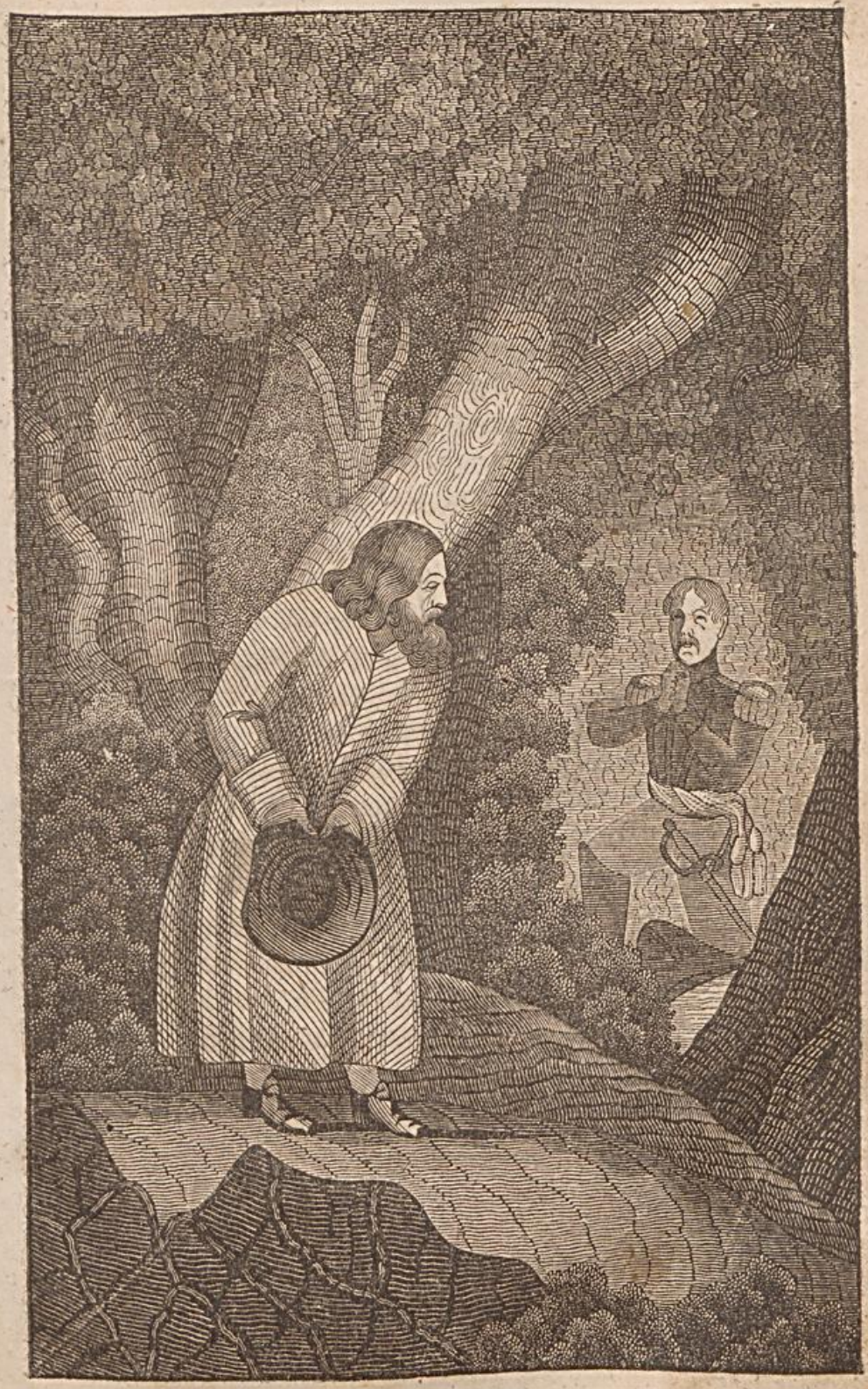
Zu dem frommen Pfarrer J. F. Flattich in Württemberg (geb. 1713, gest. 1793), brachte ein Oberamtmann seinen Sohn mit der Bitte, denselben in Zucht und Unterricht zu nehmen. »Ich muß Ihnen gestehen,« sagte der

Beamte, da er mit dem Pfarrer allein war, »daß mein Sohn ein ganz desperater Mensch ist, an dem bisher alle Lehren, alle Zucht und Strafe verloren waren. Ich habe den Buben in Güte ermahnt; ich habe ihn geschlagen und hungern lassen, habe ihn vor den Leuten beschämt, aber er blieb immer derselbige.« Flattich fragte den Amtmann, ob er denn keine andere Desperationscur versucht habe, als die Hungercur und Schläge. »Ja,« antwortete dieser, »ich habe den Jungen bei Wasser und Brod eingesperrt, einmal zwei ganze Tage lang. Frieren lassen habe ich den Buben auch.« So nannte er, auf noch mehrmaliges Befragen, noch etliche Hausmittel dieser Art, welche er ohne allen Erfolg bei seinem Sohne angewandt hatte. Er erwähnte auch, wie er vergeblich gelindere Wege eingeschlagen habe; so habe er z. B. seinen Knaben in die Gesellschaft wohlgezogener Kinder gebracht, aber dort sey dieser, so bald als möglich, zu den Gassenbuben hinausgelaufen oder habe lauter böse Streiche gemacht. Darauf fragte Flattich den Amtmann, ob er denn auch recht fleißig und ernstlich für seinen Sohn und mit demselben gebetet habe. Der Amtmann gestand, das habe er nicht gethan. »Wenn man diese Desperationscur noch nicht angewandt habe, entgegnete Flattich, so dürfe es freilich nicht befremden, daß alle Mühe, welche man auf die Haut des Jungen gewendet habe, so umsonst gewesen sey. Man habe versäumt, der Haut erst ein Leben zu geben, das bloße Gerben auf ein todtes Fell könne diesem nichts nützen.« Flattich versuchte nun seine Cur an dem Knaben, und sie schlug so vortrefflich an, daß aus dem desperaten Menschen ein ganz trefflicher, kräftig wirkender Mann wurde.

59. Der betende General.

Während das amerikanische Heer im Jahre 1777 bei Wally Forge sich gelagert hatte, reiste ein alter ehrwürdiger Mennonit (von der Partei, welche die Taufe der Kinder und den Soldatenstand für unerlaubt hält), bei

demselben vorbei. Es war ein dichter Wald in der Nähe; durch denselben zog er hin. Plötzlich hörte er in einiger Entfernung eine Stimme, die durch ihre Innigkeit, je näher er kam, ihn anzog. Leise näherte er sich. Da lag Washington, der Anführer des Heeres der vereinigten Staaten auf seinen Knieen im langen inbrünstigen Gebete begriffen. Laut dankte er Gott, dem HErrn des Weltalls für die Wohlthaten, die seinem geliebten Vaterlande zu Theil geworden waren, und pries die göttliche Güte, welche ihn aus dem Dunkel der großen Menge an die Spitze seines Volkes zur Vertheidigung seines Wohles und zur Beschützung seiner wichtigsten Angelegenheiten gestellt hatte. Er bekannte, wie er nicht fähig sey, einen so großen Beruf zu erfüllen, und flehte um Stärkung zu Gott, und um Hilfe, damit er die Aufgabe seines Lebens glücklich zu Stande bringen möchte. Nachdem er sein demüthiges Gebet beendet hatte, zog sich der Mennonit unbemerkt wieder zurück, und setzte tief bewegt seinen Weg fort. Als er gegen Abend in seiner Heimath eintraf, bemerkten seine Gattin und Kinder die Bewegung seines Gemüthes, die ihn auch nicht bei der Abendandacht verließ. Theilnehmend fragten sie ihn nach der Ursache dieser ungewöhnlichen Stimmung. »Laßt Euch, meine Lieben,« antwortete er, »diese nicht befremden! Auch ein kälteres Herz als das meinige würde von dem angegriffen worden seyn, was ich heute sah und vernahm, und nie vergessen werde. Bis jetzt meinte ich, ein Christ könne nicht Soldat seyn, heute aber habe ich dieses gelernt, und wäre ich nicht so alt, ich würde auch selbst Soldat. Einen Mann andächtig beten zu sehen, das stärkt das Herz; heute aber sah ich den größten Mann, den ruhmvollen Feldherrn unseres Volkes, Washington, mit kindlicher Inbrunst und Demuth beten, und bin fest überzeugt: wer so wie er beten kann, der muß ein Mann Gottes seyn, dessen Unternehmen wird von Gott gesegnet werden! Ja, der HErr wird mit Washington seyn!« — Und so geschah es auch. Washington vollendete glücklich das Werk der Befreiung seines Vaterlandes.



60. Die wiedergeschenkte Mutter.

Die liebe, treue, fromme Hausfrau des Bauern Wolfgang Kießling zu Kräutles bei Nürnberg war am Tode, und der Doktor hatte gesagt, es sey nun keine Rettung mehr da vor Menschenaugen. Das Häuflein der noch unerzogenen Kinder stund um das Bett der todtschwachen Mutter her, und die größeren weinten laut; die ganz kleinen spielten aber dazwischen wieder am Bett, denn sie wußten nicht, warum sie weinten. Da schnitt der starke Schmerz dem Vater durch's Herz; er gieng mit den Kindern in die Oberstube, riß die Fenster auf, um Gottes freien Himmel vor sich zu haben, kniete nieder mit den Kleinen, und betete laut zu Gott: „Ei, lieber Herr! Du willst mir meine liebe, fromme Frau nehmen, und Du weißt auch, daß ich sie Dir gerne lassen wollte, denn ich bin Dein, und sie ist Dein, und ich weiß wohl, daß sie es bei Dir in Deinem Himmel besser hätte als hier bei mir. Aber sieh doch, lieber Herr! die armen unerzogenen Würmer da, die können ihre fromme Mutter, die sie in Deiner Gottesfurcht erzieht, noch nicht entbehren. Nimm Du den armen Würmern ihre Mutter noch nicht, du lieber Herr! Müßt' ich sie doch, wenn Du sie uns nähmest, mit meinem Geschrei von Deinem Himmel wieder herunter holen, du lieber, treuer, gütiger Herr! Laß sie uns noch manches Jahr, bis die Kinderlein da groß sind, dann kannst Du sie immerhin in Deinen Himmel nehmen. Und Ja und Amen in Jesu Christo, Du wirst sie uns lassen, denn Du hörst das Geschrei der Elenden in ihrer Noth!“ — Kießling stund freudig und getröstet auf vom Boden, und gieng mit den Kindern wieder hinunter. Mit der guten Mutter besserte sich's von jener Stunde an, und Gott hat sie ihren Leuten noch manches Jahr erhalten, bis die Kinder alle groß geworden waren, und in aller Gottesfurcht erzogen.

61. Bekehre dich, daß Gott dich erhören kann.

Ein Soldat, der roh, wild und höchst unwissend war, wurde endlich des Soldatenlebens müde, und bat mehrmals, aber immer vergebens, um seinen Abschied. Den Aerger über dieses vergebliche Bitten pflegte er durch Schimpfen und Wüthen an seinen Hauswirthen auszulassen. Einst wurde er bei einer gottesfürchtigen Wittwe einquartirt, an der er ebenfalls seinen Zorn abkühlen wollte. Aber sein ergrimmtes Auge erblickte auf ihrem Tische eine Bibel aufgeschlagen, sah hinein, und las Matth. 21, 22: „Alles, was ihr bittet im Gebet, so ihr glaubet, so werdet ihr es empfangen.“ — „Wie?“ sprach er zu der Wittwe, „ist das wahr, was hier steht?“ — „Freilich!“ antwortete diese. „Nun also, bitte ich Gott, daß Er mir den Abschied verschafft, so muß ich ihn erhalten, wenn Sein Wort wahr ist!“ rief der Soldat aus. „Aber um irdische Güter lehrt uns die Schrift nur bedingt zu bitten, um geistige Güter mögen wir unbedingt flehen!“ entgegnete die Wittwe. „Davon steht hier kein Wort!“ antwortete der Soldat, hier heißt es schlechtweg: „„Alles, was ihr bittet!““ — „Nun ja, so ist's auch wahr, was hier steht, denn Gottes Wort kann nicht lügen noch trügen!“ erwiederte die Frau. Tag und Nacht trug nun der Soldat jenen Spruch in seinen Gedanken herum; der Funke der göttlichen Wahrheit hatte gezündet. „Du kannst ja einmal den Versuch machen, und Gott um deinen Abschied bitten, dachte der Soldat, hilft's nichts, so kann's ja auch nichts schaden!“ Er gieng in seine Kammer, warf sich auf sein Angesicht, und bat flehendlich um Befreiung vom Soldatenstande. Während er aber betete, traten die zahllosen Sünden seines Lebens vor seine Seele, und sein Herz sprach: „Wie? du großer Sünder willst hoffen, Gott werde dich erhören?“ — Thränen traten ihm in die Augen, er rief zu Gott um Gnade, und der HErr erhörete sein Schreien, gab ihm Glauben, ein neues Herz und einen gewissen Geist. Aus dem Säufer

wurde ein Nüchterner, aus dem Tiger ein Lamm, aus dem Wollüstling ein Keuscher, und aus dem wilden Flucher ein demüthiges Kind Gottes. Diese auffallende Veränderung seines ganzen Lebens machte allgemeines Aufsehen. Er scheute sich aber nicht, offen zu bekennen, was sich mit ihm zugetragen hatte, und welche Liebe und Erbarmung der HErr besitze. Viele seiner Kameraden wurden von seinem Zeugnisse ergriffen, und vereinigten sich mit ihm in Einem Geiste. Darauf wurde er verklagt und verhört, aber er bekannte auch jetzt offen, welche Gnade ihm widerfahren sey. »Ich habe,« fügte er hinzu, »meine Kameraden nicht verführt, sondern sie vom Wege der Sünde auf den der Gottesfurcht hinübergeführt!« — Man fragte ihn, warum er jetzt nicht mehr um seinen Abschied anhielte, den er doch vorher oft so ungestüm begehrt habe? »In meinem unbekehrten Zustande,« antwortete er, »wollte ich mit meinem Kopfe durch die Wände; jetzt aber bin ich ein Eigenthum Christi geworden, und lasse mit mir geschehen, was Er mit mir vornehmen will.« Da man nichts mit ihm anzufangen wußte, entließ man ihn seines Dienstes, und also gieng sein Gebet in Erfüllung.

62. Ein Tag ohne Gebet ist ein Tag ohne Segen.

Kaufmann Hänel zu Annaberg ließ in seinen letzten Stunden noch einmal alle seine Kinder an sein Sterbebett kommen, und sprach zu ihnen: »Einst, in meinen jüngeren Jahren, machte ich eine Handlungsreise. Mein Fuhrwerk mußte unterwegs einen Augenblick verweilen, deßhalb trat ich in eine Kirche, in welcher eben Gottesdienst gehalten wurde. Der Prediger sprach über die Seligkeit und den Segen des Gebetes, und wiederholte mehrmals die Worte: »Ein Tag ohne Gebet ist ein Tag ohne Segen!« Seitdem sind mir diese Worte nicht mehr aus dem Herzen gekommen. Mitten in den Mühen und Sorgen meines ganzen späteren Lebens habe ich erfahren, daß allein aus dem Gebete die rechte innere Ruhe und Freudigkeit, Muth und Kraft,

Segen und Gedeihen auf unsere Worte und Werke komme. Das Gebet gibt aber nicht allein die rechte Kraft und Muth im Leben, sondern auch im Sterben. Denn Gott, zu welchem mein Geist nun geht, ist mir schon längst durch das Gebet ein lieber, nahe bekannter Freund geworden, dessen Angesicht ich täglich in der Schwachheit des Fleisches gesucht habe, und nun freue ich mich, mitten in des Todes Schmerzen, mit großer Freude, daß ich dieses liebe, oft gesuchte Angesicht endlich im Geiste finden und schauen soll. Jetzt, wo ich auf immer aus dieser Welt, von Euch, meine Lieben, scheiden muß, weiß ich nichts Köstlicheres Euch zu hinterlassen als die Ermahnung zum Gebete, denn mit und in dem Gebete habt Ihr Alles, was Ihr für Zeit und Ewigkeit Euch Gutes wünschen könnt! — Mein HErr und mein Gott! Du hast mich zuerst geliebt, und ich habe Dich auch in allen meinen Schwachheiten und Sünden geliebt. Laß mich noch einmal, ehe ich von hinnen scheide, vor allen den Meinigen, und in ihrem Namen, die Worte sagen: „Ich aber und mein Haus wollen dem HErrn dienen!“ Laß Du es noch zuletzt mein Gebet seyn, daß der süße Name Jesus und seine Gotteskraft niemals aus den Herzen und von den Lippen meiner Kinder und Kindeskinder weichen möge! Gib Du in diesem Hause aufgehobene Hände und Herzen im Gebet zu Dir, täglich und stündlich, und einen Mund, Dein Lob zu verkünden. Dann wirst Du der Meinigen Gott seyn, und sie werden Dein Volk seyn!“ —

63. Die Hand des HErrn ist nicht verkürzt.

Maria Menger, die Tochter eines Kornhändlers zu Aßweiler in Lothringen, mußte frühzeitig bei harten Verwandten ihr Brod suchen. Ueberladen mit Arbeiten, die weit über ihre Kräfte giengen, hart geschlagen und mit Füßen getreten von einem grausamen Vetter, fiel sie, in Folge dieser oft wiederkehrenden Mißhandlungen, in eine schwere Krankheit, die, da man sie ganz ohne Pflege ließ,

mit einer völligen Contraktheit endete. Hätte sich nicht ein kleiner Knabe, dem die arme Leidende als Kindsmädchen gewartet hatte, ihrer erbarmt, und heimlich seine Bissen mit ihr getheilt, sie hätte vor Hunger umkommen müssen. Es war ein rührender Anblick, das liebe Kind vor der Kranken mitleidsvoll sitzen, und seine spärliche Speise ihr in den Mund stecken zu sehen. In diesem Elende mußte Maria vier Jahre verleben. Ihre Glieder waren wie erstorben. Ihr rechter Arm ruhte gekrümmt auf der Hüfte, und ihr Kopf hieng schief auf der rechten Achsel. Kreuzweis lagen ihre Füße über einander. Im Sommer hatte sie ihren Platz vor dem Hause, im Winter in einem Kasten hinter dem Ofen. Man hoffte auf ihren Tod, und behandelte sie fortan mit aller Härte. Ihr einziger Trost war das Gebet, das sie immer dringender zu Gott empor sandte. Dabei las ihr kleiner Schutzengel fleißig aus Gottes Wort, vorzüglich aus der Leidensgeschichte des HErrn, ihr vor, und belebte dadurch ihren Glauben in ihrer Thränenzeit. Einst, es war im Jahre 1747, war das Verlangen ihres Herzens nach Erlösung aus diesem Elende lebhafter als je; begierig suchte sie Trost und Beruhigung aus Gottes Wort. Ihrem kleinen Vorleser fielen gerade einige Wundergeschichten des HErrn in die Hand, die in diesem Augenblicke ihren Glauben besonders stärkten. »O mein Jesus!« rief sie aus, als sie die wunderbare Heilung des Mannes mit der verdorrten Hand wieder vernommen hatte, »wenn Du mir hilfst, so will ich nur Dir leben!« — Sie konnte nicht aufhören, also zu seufzen, denn sie fühlte das Amen schon in ihrem Herzen. Und während ihr freudiger Glaube sie zu lautem Gebete drängte, fühlte sie wieder Leben in ihren erstorbenen Gliedern. Unwillkürlich fieng sie an, dieselben zu gebrauchen. Zitternd konnte sie sich aufrichten. Ihre Seele jauchzte voll Verwunderung, Freude und Beschämung. »Gott Lob und Dank!« rief der kleine Vorleser aus, »nun kannst du doch wieder gehen und selbst essen.« — Das

geschah an ihrem 14. Geburtstage. Im Hause hatte man aber keine Freude über diese Hilfe, sondern überhäufte sie aufs Neue mit Schlägen; doch blieb sie von ihrem Leiden befreit. Sie wandelte fortan in den Wegen Gottes, dessen Trost und Hilfe sie in ihrem großen Elende so wunderbar erfahren hatte. In der Folge verheirathete sie sich zweimal. Freudig im Glauben an den HErrn starb sie im Jahr 1802 in Rußland, wohin sie ihrem zweiten Manne gefolgt war.

64. Du sollst Gott nicht versuchen.

Christoph Handel, ein Bäcker zu Dettingen im Württembergischen, war einmal zur Sommerszeit bei großer Hitze mit seinem Weib und drei Kindern im Wald, um Holz zu fällen. Der Platz, wo er arbeitete, befand sich auf einem hohen entlegenen Berge, eine Stunde von der nächsten Wasserquelle, und noch weiter von seinem Hause in Dettingen. Als es nun Mittag war, und die Hitze außerordentlichen Durst bei Allen erweckte, gewahrten sie zu ihrem Schrecken, daß sie den Wasserkrug nicht mitgenommen, und nichts zu trinken hatten als ein halbmäßiges Fläschlein mit Wein. Da betete Christoph um Segen, und hieß dann ein Jegliches herzhaft so viel aus dem Fläschlein trinken, bis es genug habe; zuletzt nach Allen trank auch er und löschte seinen Durst hinlänglich: Alle fühlten sich so erfrischt und munter, daß sie wacker wieder an die schwere Arbeit gehen konnten. Da fragte eines der Kinder: »Warum betetest du denn dießmal mit so besonderen Ausdrücken um Gottes Segen? Würdest du allemal so beten, so brauchten wir den Wasserkrug nicht mit zu tragen.« Der Vater aber antwortete: »Dießmal that ich's im wahren Glauben, weil es uns Noth that, wollte ich aber deinem Rathe folgen, so wäre es eine Versuchung Gottes.«

65. Der bekehrte Jüngling.

Als Gottfried Daniel Krummacher (geb. 1774, gest. 1837), noch Pfarrer in Wülfrath war, fühlte er sich öfters gedrungen, für einen jungen Menschen, der in seiner Nähe lebte, und noch ganz und gar der Welt ergeben war, zu beten. Eines Tages sieht er diesen Jüngling von seinem Garten aus nach einem benachbarten Jahrmarkt in Heiligenhaus wandern; da überfällt ihn ein unnennbarer, mit tiefem Unwillen gepaarter Schmerz, und sein Herz drängt ihn mit Einem Male, freimüthig, ja fast ungestüm fordernd zu Gott zu sprechen: „Nun, HErr, nicht weiter! hole ihn jetzt herum von dem Wege des Verderbens, ich kann es nicht mehr mit ansehen, daß dieser unglückliche Jüngling in sein Verderben rennt, du mußt ihn bekehren!“ — „Wie?“, heißt es darauf in seinem Herzen, „so redest du mit dem allmächtigen Gott? Du wagst von Ihm zu fordern, als ob Er dir oder jenem Burschen Etwas schuldig wäre?“ — „Ja,“ entgegnete er entschieden, „das hilft nicht, HErr, ich lasse dich nicht, nimm ihn hin, hole ihn herum!“ — Auf's Neue ist ihm die eigene Bitte ein Räthsel; aber die Freimüthigkeit in Berufung auf die Verheißung des HErrn steigert sich, je öfter die Gegenrede laut wird. — Der junge Mensch zieht seine Straße vorwärts, kommt in Heiligenhaus an und treibt es auf's Tollste, scherzend, tanzend, spielend und prassend bis tief in die Nacht hinein. Mitten in seinem Taumel aber bekommt er einen Schlag auf's Herz: „Wie treibst du es doch? Wo soll das enden? Was wird zuletzt aus dir werden?“ Aber er weiß diesen Schrei des erwachenden Gewissens zu übertäuben, und treibt sein Wesen fort bis zum anbrechenden Morgen hin. Da begibt er sich denn in dumpfer wüster Stimmung nach Hause, und will sich, kaum angelangt, an seinen Webstuhl setzen; aber kaum hat er sich angeschickt, seine Arbeit zu beginnen, da fällt ihm mit Einem Male zentnerschwer die Frage auf die

Seele: »So? — Jetzt willst du ohne Weiteres an deine Arbeit gehen, als wäre Nichts geschehen? Fort mit dir auf den oberen Boden.« Er folgt diesem Ruf, und kaum ist er oben, da wird er von einem solchen Gefühl seiner Missethaten, von solchem Bewußtseyn seiner Verdammungswürdigkeit überwältigt, daß er sich ohne alle Entschuldigung als einen ganz verlorenen Frevler wider Gottes heilige Majestät zu Boden wirft. Aber wunderbar, kaum ist es mit ihm zu dieser ernsten Selbstverdammung gekommen, da strömt auch alsbald eine solche Fülle des Friedens, eine durch göttliche Verheißung so stark versiegelte Gewißheit seiner Begnadigung in sein Herz, daß er wie in einen Himmel versetzt ward. Er kann es fast nicht glauben, daß ihm, dem langjährigen Verächter der Wege Gottes, so bald schon der volle Friede des Evangeliums zu Theil werden soll; darum eilt er denn alsbald in's Pfarrhaus, um Glauben an seinen Glauben zu gewinnen. Die Magd meldet Krummacher den Jüngling, der ihn allein zu sprechen begehre. »Ach«, spricht dieser in freudiger Ueberraschung, »laßt ihn kommen, er hat mir wichtige Dinge mitzutheilen.« Mit Thränen in den Augen tritt der Jüngling herein. Krummacher redet ihn an: »Nun, ich weiß schon, was Ihr mir sagen wollt; nicht wahr, es soll nun anders mit euch werden?« Da erzählt denn der Jüngling seine Geschichte und fragt den theuren Seelsorger, ob er dem Glauben an seine Begnadigung, der sich ihm gewaltsam auf Schritt und Tritt aufdringe, trauen dürfe? Fest überzeugt von der Lauterkeit seiner Gesinnungen, tröstet ihn Krummacher, und wirklich zeigt es das nachfolgende Leben dieses von Gott Erbetenen, daß der HErr ihn herzlich lieb hatte; denn er wandelte bis an sein seliges Ende ernst und unverrückt auf dem schmalen Wege, und blieb eine Zierde der Wülfrather Gemeinde.

66. Woher der Segen auf dem Missionsfeld?

In den vereinigten Staaten Nordamerika's feiert eine Gemeinschaft von Christen einen Tag des Jahrs mit ergreifender Theilnahme, es ist der erste Montag im Januar. Seit mehreren Jahren wird dieser Tag in jedem neuen Jahre mit Fasten, Beugung und Beten um die Bekehrung der Welt gefeiert. Sie vereinigen sich in ihren Kapellen, und die Zahl der Theilnehmer ist unglaublich groß. Da werden kurze Ansprachen gehalten, und es wird gebetet um das Eine, daß der HErr die Welt bekehre. Als sie zum allerersten Male den Tag feierten, ward es ihnen gegeben, in ungewöhnlichem Ringen mit Gott zu reden. Einige Zeit nachher kam an Einen ein Brief von einem Missionar aus Ostindien, der also begann: „Sagt mir doch, was haben die Christen in Amerika an dem Tage (es war der erste Montag im Januar) gethan? Sie müssen wohl mehr als gewöhnlich gebetet haben, denn als ich an jenem Tage in die Missionsschule trat, kamen mir 12—14 Leute entgegen und sprachen: „Wir sind jetzt bereit, unsere Herzen dem Herrn JEsu zu geben.“ Andere kamen ebenfalls, aus deren Aeußerungen wir mit Freuden bemerkten, daß sich der HErr an ihren Herzen nicht unbezeugt gelassen.“ — Diesen Brief konnte der Missionar nicht sogleich absenden. In der Zwischenzeit erhielt er amerikanische Zeitungen, und in diesen eine Nachricht von diesem amerikanischen Bettage um die Bekehrung der Welt. Da fügt der Missionar in einer Nachschrift hinzu: „Jetzt begreife ich Alles!“ Er sah jetzt, welch ein Zusammenhang zwischen dem Gebete und dem Segen sey, und daß es noch einen näheren Weg gebe, nach Ostindien Etwas hinzubringen, als den um's Kap der guten Hoffnung, nämlich den Weg zum Gnadenthrone.

67. Kannst du für deinen Meister beten?

Ein gottloser Mann in Kentuky in Nordamerika hatte einen frommen Sklaven, Namens Kuff. Der Meister sagte zu ihm: »Kuff, ich erlaube Niemanden auf meiner Pflanzung, zu beten, du mußt es daher unterlassen.« — »Ich kann nicht!« — »Du mußt aber!« — »Ich kann nicht, Massa.« — »Gut, wenn du nicht kannst, so hänge ich dich auf, und gebe dir 25 Hiebe, Abends und Morgens, bis du kannst.« — »Ich kann nicht aufhören zu beten, Massa.« Nun wurde der arme Kuff aufgebunden, und erhielt 25 Peitschenhiebe. Dann wurde er wieder herabgelassen und ging singend seines Weges.

Sein Meister begab sich nun in's Haus, und seine Frau sagte zu ihm: »Warum lässest du doch den Kuff nicht beten, wenn er es so gerne thut? Es thut uns ja nichts!« Er erwiederte, er wolle kein Beten auf seiner Pflanzung haben. So ging er zu Bette, aber seine heftige Gemüthsbewegung ließ ihn nicht schlafen. Um Mitternacht weckte er seine Frau auf und fragte sie, ob sie für ihn beten könne? »Nein,« erwiederte sie, »ich habe in meinem Leben nicht gebetet.« Er stöhnte jammervoll und sagte: »Ist nicht Jemand im Hause, der für mich beten kann?« — Sie erwiederte: »Ich weiß keinen als Kuff.« — »Gut dann, so rufe Kuff, ich muß Jemand haben, der für mich beten kann.« — Kuff kam herein. Sein Meister sah ihn an, und sagte: »Kuff, kannst du für deinen Meister beten?« Er erwiederte: »Massa, ich habe für dich gebetet, seit du mich peitschen ließest.« — Durch diesen wunderbaren Vorgang wurde dieser Mann und seine Frau zur Selbsterkenntniß und endlich zum Glauben an Jesum Christum und Sein Evangelium gebracht.

68. Das versäumte Tischgebet.

Ein würdiger Schiffscapitän, Gambier, war in Otaheiti. Mehrere Eingeborene besuchten ihn auf dem Schiffe, wo er sie bisweilen zu Tische lud. Als er dieß

zum ersten Male that, wurde aus Unachtsamkeit vor Tische nicht gebetet. Zu seinem Erstaunen bemerkte er, daß die armen Leute nichts aßen. Er wußte lange den Grund nicht, bis er erfuhr, daß sie noch immer warteten, es würde gebetet werden, und entschlossen waren, nicht eher zu essen, bis gebetet wäre.

69. Ehe sie rufen, will ich antworten.

Oberst v. Massenbach hatte während seines zehenjährigen Arrestes auf der Festung Glatz nichts unversucht gelassen, um seine Freiheit wieder zu erlangen. Er hatte oft an den König Friedrich Wilhelm III. von Preußen geschrieben, Manches zum Nutzen des Staates ausgearbeitet und eingeschickt, aber Alles vergebens. Nun las er in seiner Casematte in den Basler Sammlungen ein Beispiel einer merkwürdigen Gebetserhörung. Da fiel's ihm plötzlich auf's Herz, daß er noch nie zu dem Herrn der Herren um seine Befreiung gefleht habe. Er fiel alsbald nieder, und betete inbrünstig zu Gott, seinem Erlöser. Und — den andern Tag bekam der Commandant der Festung eine Cabinetsordre, welche die Loslassung des Obersten befahl. Und dieser war schon in Breslau und im Schoos seiner Familie, ehe irgend Jemand von den Nächsten des Königs das Geringste von dem Entschluß und Befehl des Königs erfahren hatte. Der Kriegsminister meinte seine Befremdung darüber vor dem Könige äußern zu dürfen, erhielt aber zur Antwort: »»Aber Sie müssen auch nicht Alles wissen.«« Man erfuhr, daß der König im Traum lebhaft an den Obersten v. Massenbach erinnert wurde und sich mit ihm unterredete, worauf er die Cabinetsordre erließ, sobald es Tag war. Der Oberst starb ein Jahr nach seiner Freilassung am Schlagflusse, und die Familie unterließ nicht, dem Könige dafür zu danken, daß durch seine Gnade der Schmerz, ihren geliebten Vater im Gefängniß sterben zu sehen, von ihr abgewendet worden. Der König soll diesen Brief mit Thränen benetzt haben.«

70. Wind und Meer sind Ihm gehorsam.

Zu Ende Februar 1843 reiste Missionar Frey von Bombay in Ostindien ab, um über das Kap der guten Hoffnung nach Europa zurückzukehren. Er hatte nämlich in Indien ein Leberleiden bekommen, das die Aerzte für unheilbar erklärten, wofern er nicht nach Europa eile. Als man in die Nähe von Mauritius kam, trat solches Wetter ein, daß der Kapitän einen Sturm vorher sah. Dieser kam auch mit furchtbarer Gewalt, legte sich jedoch gegen Abend wieder. Als aber die Sonne aufgegangen war, kam der Orkan mit neuer Stärke, und das Wasser brach an einer am Schiff angebrachten Badeanstalt ein Loch in das Schiff, durch welches es mit aller Macht hinein drang. Alle Bemühungen, das Eindringen des Wassers zurückzuhalten, waren vergeblich und das Schiff fieng an zu sinken. Der Kapitän kam zu Missionar Frey und forderte ihn auf, bei den Passagieren herum zu gehen, und ihnen zu sagen, daß sie in ein paar Stunden in der Ewigkeit seyn würden. Unter diesen war die Frau eines Richters von Dharwar mit fünf Kindern. Es war ein jammervoller Auftritt, als die auf dem Krankenbett liegende Mutter dieß hörte. Soll ich mit allen meinen Kindern im Meere versinken? soll ich meinen Gatten in Indien nicht mehr sehen? kann ich Vergebung meiner Sünden erlangen? Ich habe den HErrn hintangesetzt! Frey wies sie zu Jesu. Die Todesstunde schien gekommen zu seyn. Zwei der Kinder klammerten sich an die Mutter an, eines hielt Frey in seinen Armen und eines die Magd, und so erwarteten sie, daß die Tiefe sie verschlinge. Nochmals fällt Frey mit den Kindern und Mägden auf die Kniee und fleht: HErr Jesu! Du hast in den Tagen deines Fleisches in ähnlicher Noth deinen Jüngern geholfen; Du bist immer noch derselbe, hilf auch uns! Und wenn Du uns alte Sünder nicht ansehen willst, so sieh doch diese Kleinen an, die nicht wissen, was gut oder böse ist, und rette uns! — Als er

so betete, siehe da drehte sich auf einmal der Wind, und warf das Schiff auf die andere Seite, so daß das Loch über das Wasser empor gehoben wurde, und kein Wasser mehr in das Schiff eindrang. Nun wurde mit gewaltiger Anstrengung die eingedrungene Wassermasse vermindert, und endlich das Schiff ganz leer und das Loch gestopft. Aber als ob die Wellen der Trübsal über Missionar Frey kein Ende nehmen sollten, nach einigen Tagen zeigte sich neue Noth. Die von Seewasser durchdrungene Baumwolle, die Ladung des Schiffes, wurde so heiß, daß man eine Selbstentzündung und den Brand des Fahrzeuges besorgte. Die Matrosen fiengen an zu fressen und zu saufen, so daß Herr und Diener auf dem Schiffe auf gleicher Stufe waren. Bald jedoch kam ein anderes Fahrzeug in die Nähe, das versprach bis Mauritius bei ihnen zu bleiben, um im Fall eines Brandes Hilfe leisten zu können. So kamen sie denn wohlbehalten nach Mauritius.

V.

Dankbarkeit gegen Gott.

Das ist ein köstlich Ding, dem HErrn danken und lobsingen Deinem Namen, Du Höchster. Psalm 92, 2.

---

71. Der vergessene Dank.

Zur Zeit der Kostnitzer Kirchenversammlung (1414—18) ritten zwei Kardinäle daselbst spazieren, und fanden einen Hirten auf dem Felde bitterlich weinen. Der eine Cardinal war ein lieber guter Herr und konnte vor einem betrübten armen Menschen nicht vorüberreiten, ohne ihn wenigstens getröstet zu haben. „Was fehlt dir, was weinest du?“

rief er ihm daher zu. Der Hirt konnte aber seine Thränen nicht stillen, und wollte auch nicht mit der Rede heraus, was ihm fehle. Da drang der Cardinal, von großem Mitleid bewegt, noch mehr in den Hirten, daß er ihm doch die Ursache seines schweren Kummers sagen möchte! Endlich begann der Hirt: »Darum weine ich, weil ich's noch nie recht von Herzen erkannt und Gott Lob und Dank dafür gebracht habe, wie ich's sollte, daß Er aus mir einen Menschen, Sein Ebenbild, und nicht ein so häßliches Thier gemacht hat wie diese Kröte hier.« Mit diesen Worten zeigte er auf eine Kröte, die sich schwerfällig und eckelhaft auf dem Wege fortwälzte. Das gieng dem Cardinal wie ein zweischneidig Schwert durch's Herz. Erschüttert von diesem heiligen Ernst sank er von seinem Maulthiere herab, und mußte auf dasselbe gehoben werden. »O Augustin,« rief er aus, »du hast wahr gesprochen: die Einfältigen stehen auf und nehmen für uns den Himmel ein, wir aber mit all unserer Kunst und Gelehrsamkeit wandeln gemächlich auf dem Wege der Eitelkeit und Sünde!«

72. Die tägliche Osterfeier.

Dr. Lindenmann zu Rostock (geb. 1662, gest. 1698) kam zu einem andern Prediger, Dr. Baudevin in Stralsund, bei welchem er über Nacht geblieben. Als er nun früh aufsteht, und sein gewöhnliches Morgengebet verrichtet, so spricht er unter andern auch diese Worte:

So feiern wir das hohe Fest
Mit Herzensfreud und Wonne,
Das uns der HErr erscheinen läßt ꝛc.

Weil nun einer von Baudevin's Hausgenossen bei ihm in der Kammer geblieben, und neben ihm geschlafen, hörte er solches mit Verwunderung an, daß er jetzt also betete, während es doch schon nach Pfingsten war, wollte ihn aber nicht fragen. Er erzählte es, nachdem er aufgestanden, seinem Hausherrn, welcher sich gleichfalls nicht wenig über dieses Morgengebet verwunderte, und da Beide begierig

waren, die Ursache dieses Ostergebetes zu wissen, fragte Baudevin seinen lieben Gast: „Mein Hausgenosse wollte gern wissen, warum doch der Herr Doktor jetzt nach Pfingsten diese Ostergesangsworte bei seinem Morgensegen gebetet?“ — Lindemann antwortete: „Ich habe einen Kalender, da stehet alle Tage Ostern darin, und lehret, wie man täglich solle Ostern halten,“ zeigte bei solchen Worten auf die vor ihm liegende Bibel und sagte: „Das ist der Kalender. Denn die ganze Bibel zeiget mir, wie ich nicht nur in der heiligen Taufe Ostern gehalten, sondern auch von da an alle Tage Ostern halten solle.“ Baudevin fragte: „Wie kann das füglich geschehen?“ Lindemann antwortete: „Sehr wohl, und zwar prakticire ich solches folgendergestalt: Wenn ich früh Morgens aufstehe, so gehe ich mit den Osterweibern (Marc. 16, 1) zu Jesu Grabe, und bete:

Hilf, daß ich auch diesen Morgen
Geistlich auferstehen mag,
Und für meine Seele sorgen,
Daß wenn nun Dein großer Tag
Uns erscheint, und Dein Gericht,
Ich davor erschrecke nicht.

Wenn ich zu dem Beichtstuhl nahe, meine Sünden von Herzen gebeichtet, und Vergebung der Sünden empfangen habe, so seufze ich:

Der Sünden Nacht ist vergangen!
Hallelujah!

Gehe ich zu dem heiligen Abendmahl, so betrachte ich:

Wir essen nun und leben wohl,
Zum süßen Brod geladen.
Der alte Sauerteig nicht soll
Seyn bei dem Wort der Gnaden.
Christus will selbst die Kost seyn,
Und speisen unsre Seel allein,
Der Glaub' will kein's Andern leben.
Hallelujah!

Wenn ich predigen höre, so höre ich lauter Osterpredigten,

denn alle gehen dahin: Wache auf, der du schläfest, und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten.“ Eph. 5, 14. „Ja,“ sagte Baudevin, „was er denn mache, wenn das Osterfest selber käme und gefeiert würde?“ Lindemann antwortete: „Da stelle ich alsdann ein Examen und Prüfung mit und bei mir selber an, wie ich bisher Ostern gehalten, und ob ich das heilige Fest recht gefeiert habe? Ob ich mich auch meiner Taufe gebührend erinnert, und als ein getaufter Christ mit Christo auferstanden? Ob auch der neue Mensch in mir auferstanden, der in Gerechtigkeit und Heiligkeit vor Gott ewiglich lebet? Ob ich das heilige Abendmahl würdig genossen, daß der lebendige Heiland in mir lebe u. s. w. Ist Ostern dergestalt von mir gehalten worden, so danke ich meinem Gott demüthigst für die Gnade, die Er mir dazu gegeben; wo nicht, so heißt es: Bessere dich. Das ist die Ursache, warum ich täglich Morgens unter Anderem seufze:

So feiern wir das hohe Fest
Mit Herzensfreud und Wonne ꝛc.“

73. Der Dank einer Heidin.

Pamkaunit und seine Gattin, ein indianisches Ehepaar in Nordamerika, hatten das traurige Schicksal, daß sie die ersten fünf Kinder ihrer Ehe schon in den ersten zehn Tagen nach ihrer Geburt sterben sehen und zu Grabe begleiten mußten, ungeachtet sie es an Zaubermitteln und Arzneien, nach der Sitte ihres Volkes, nicht fehlen ließen. Ein sechstes Kind, einen Sohn, gebar die Mutter; es war um das Jahr 1640, ehe noch eine europäische Niederlassung an ihrem Orte war. Die Besorgniß, auch dieses Kind zu verlieren wie die fünf vorangehenden, ängstigte die Mutter; sie hatte alles Vertrauen zu den Hilfsmitteln, welche bei den früheren Kindern erfolglos angewandt wurden, verloren. Da steht sie am zehnten Tage nach ihrer Entbindung von ihrem Lager auf, nimmt mit sorgenvollem Herzen ihren Säugling auf die Arme, und geht hinaus auf's Feld, um sich da auszuweinen. Während sie hier über die Un-

zulänglichkeit menschlicher Hilfe nachdenkt, drängt sich ihrem Gemüthe die Ueberzeugung mächtig auf, daß Ein allmächtiger Gott sey, an den man sich im Gebete zu wenden habe; daß dieser Gott Alles, was wir sehen, geschaffen habe; und daß dieser Gott, welcher ihr selbst und allen andern Menschen das Daseyn gegeben, ihr Kind auch erhalten und sein Leben verlängern könne. Sie faßt den Entschluß, diesen Gott um diese Gnade zu bitten, und that es auch sogleich. Der Erfolg war: ihr Kind blieb am Leben, und ihr Glaube — denn das war es doch — an Ihn, der so ihr Gebet erhöret hatte, wurde wunderbar gestärkt. Aus Dankbarkeit für die von ihr erfahrene Güte Gottes weihte sie ihren Sohn dem Dienste Dessen, der ihm sein Leben so herrlich erhalten hatte. Sie machte ihn frühzeitig mit diesem ihrem Gelübde bekannt, und erzog ihn diesem gemäß, so gut sie es vermochte. Noch besser gelang ihr dieß aber, als sie wenige Jahre hernach durch die Verkündigung des Evangeliums mit dem Wege des Heils bekannt wurde, und durch Gottes Gnade zu einem gründlichen Glauben an JEsum Christum, unsern Heiland, gelangte. Da auch der Vater um diese Zeit bekehrt und ein ernstlich gesinnter, gottesfürchtiger Mann geworden war, so hatte der Sohn, Japhet genannt, das Glück, eine christliche Erziehung von Kindheit auf zu erhalten. Nicht nur lebte er in einer Familie, wo täglicher Gottesdienst gebräuchlich war, sondern er wurde selbst auch angeleitet, den Namen des Gottes anzurufen, zu dessen Dienst er gewidmet worden war; und als im Jahr 1651 eine Schule für die Indianer errichtet ward, sandte ihn sein Vater auch in dieselbe. Er wurde in der folgenden Zeit der dritte Prediger an dieser Indianer-Gemeinde.

74. Die Geburtstagsfeier.

Als Karl Rudolph Reichel (geb. 1718, gest. 1798 als Oberpfarrer zu Neukirch) 1744 sein 27. Lebensjahr antrat, wünschte er diesen Tag als ein besonderes

Dankfest zu feiern, weil sein Herz mit innigster Freude über die ihm vor Kurzem aufs Neue widerfahrene Gnade erfüllt war. Allein es schien gleich früh Morgens, als ob ihm sein Vergnügen verdorben werden sollte; denn der geheime Rath v. Oppel, in dessen Hause er als Hofmeister sich befand, und welcher ein vorzüglicher Liebhaber von guten Büchern war, ließ ihm sagen: er möchte doch in der Versteigerung, welche heute Statt finden würde, ihm einige Bücher erstehen. Weil nun Reichel aus früheren Erfahrungen wußte, daß es bei Versteigerungen oft sehr leichtsinnig hergeht, so wurde er ganz ungeduldig und sprach bei sich selbst: Ach, sollst du dein Dank- und Freudenfest in solch' elendem Weltgeräusch zubringen! Der Unmuth verwirrte sein Gemüth dergestalt, daß er um eine Stunde zu früh in den Versteigerungssaal eilte; nachdem er jedoch vernommen, daß es noch zu bald sey, ging er in den Zwinger, der hinter der Stadtmauer von Gotha war, um unter dem freien Himmel die Stunde in Einsamkeit zuzubringen. Dort schüttete er dann sein Herz mit vielen heißen Thränen vor seinem lieben Heilande aus. Er weinte insbesondere darüber, daß ihm sein Freudentag so verderbt werde, und fühlte dabei den Unwillen und die Unzufriedenheit seines Innern mit den Wegen Gottes so stark, daß er über sein böses Herz erschrack, und sich seiner Unart schämte. Jetzt demüthigte er sich vor Gott, und bat Ihn um ein gereinigtes Herz, und siehe da, die Nähe seines Heilandes durchdrang ihn mit einem so überschwänglichen Troste, daß er hätte mit Jakob ausrufen mögen: „Ach Gott, wie heilig ist diese Stätte, hier ist die Pforte des Himmels!“ — Jetzt ging er in die Auktion, aber das eitle Weltgeräusch, das er antraf, störte ihn nicht mehr; es war wie ein Wind, der von ferne braust, und ihn nichts anging. Sein Herz blieb unverrückt in dem Genuß des Trostes, womit ihn Jesus erfüllt hatte. Er erstand für seine Herrschaft die verlangten Bücher, und ging dann mit Freuden nach Hause.

75. Der Lobgesang auf dem Schlachtfeld.

Wie empfänglich der Soldat für religiöse Empfindungen, und wie rührend der Ausdruck allgemeiner Frömmigkeit von einer kriegerischen Schaar sey, davon erzählt Hr. v. Retzow in seiner „Charakteristik des siebenjährigen Krieges“ I. Th. S. 252 ein schönes Beispiel. In der Nacht nach der Schlacht bei Hochkirch marschirte die preußische Armee bis Lissa vor, wo sich ein Theil der österreichischen Armee hingezogen hatte. „Dieser Marsch“ — sagt Hr. v. Retzow als Augenzeuge — „geschah mit einer Stille, wie sie nur das Bewußtseyn, diesen großen, blutigen Tag überlebt zu haben, hervorbringen kann. Plötzlich aber unterbrach solche ein Grenadier, indem er das bekannte Lied: „Nun danket alle Gott!“ anstimmte. Wie aus einem tiefen Schlafe erwacht, fühlte sich ein Jeder zum Dank gegen die Vorsehung für seine Erhaltung hingerissen, und mehr als 25,000 Menschen sangen diesen Choral bis zu Ende. Die Dunkelheit der Nacht, die Stille derselben, und das Grausende eines Schlachtfeldes, wo man fast bei jedem Schritte auf eine Leiche stieß, gaben dieser Handlung eine Feierlichkeit, die sich besser empfinden ließ, als sie beschrieben werden kann. Selbst die auf der Wahlstatt liegenden Verwundeten, die bisher die Gegend mit ihrem Wehklagen erfüllt hatten, vergaßen auf einige Minuten ihre Schmerzen, um Antheil an diesem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen. Eine erneuerte innere Festigkeit belebte jetzt den durch so viele Anstrengungen erschlafften Krieger; ein lauter Jubel ertönte aus Aller Munde, und als bald das heftige Kanonenfeuer bei Lissa gehört ward, wollte es Einer dem Andern an Geschwindigkeit zuvorthun, seinem Könige beizustehen.“ —

76. Demüthige Dankbarkeit.

Als durch den Friedensschluß zu Hubertsburg (15. Febr. 1763) der siebenjährige Krieg beendigt war, kehrte Fried-

rich der Große sieggekrönt in seine Staaten zurück. Die Berliner wollten ihn bei seiner Heimkehr festlich empfangen, aber er, der den Prunk nicht liebte, traf erst den 30. März spät Abends in seiner Hauptstadt ein, und eilte bald darauf nach Charlottenburg. Hieher beschied er seine Sänger und Musiker, und befahl, zu einer gewissen Stunde das Loblied: „Herr Gott, Dich loben wir" in der Schloßkirche anzustimmen. Man glaubte, es werde der ganze Hofstaat dabei erscheinen. Aber der König kommt ganz allein, setzt sich nieder, winkt, und die Musik nimmt ihren Anfang. Und als nun mit durchdringender Kraft das Loblied ertönt, da sinkt der große Fürst auf seine Kniee, Thränen rollen ihm über die Wangen, und er bringt dem allmächtigen Gott seinen stillen Dank für die überschwängliche Hilfe in dem schweren Kampfe, der nun so glücklich beendigt war. Kein Auge in der Kirche blieb trocken, und Jeder betete in der Stille mit, Gott lobend und dankend für Seine Wunderthaten und Gnade.

77. Gedenke der vorigen Tage.

Als Dr. Hutton, Bischof von Durham, einst auf einer Reise war, stieg er plötzlich ab, übergab sein Pferd einem Bedienten, gieng ein wenig abwärts von der Landstraße, knieete nieder, und beharrte eine Zeitlang im Gebete. Als er zurückkam, fragte Einer aus seinem Gefolge nach der Ursache. Der Bischof antwortete: „Als ich noch ein armer Knabe war, keine Schuhe und Strümpfe hatte, gieng ich einst hier an einem frostigen Tage, und weil mich sehr fror, verjagte ich eine rothbraune Kuh, und legte mich auf ihren Platz, um meine kalten Glieder zu erwärmen."

78. Dank eines Kindes.

Ein dreijähriger Knabe, Johann August Schmidt, hatte von seinem Vater gehört, daß der liebe Gott im Himmel die Sonne, die Bäume, und Alles geschaffen habe. Voll Verwunderung breitete er seine Arme aus, und sprach

mit kaum verständlicher Stimme: »Wir haben einen großen lieben Gott!« Darauf fragte er, ob denn der liebe Gott auch die Mutter und seine kleine Schwester geschaffen habe? Als man dieß ihm bejahte, antwortete er: »Habe Dank, lieber Gott, für meine liebe Mutter und Schwester!«

79. Das Gebet des Wilden.

»Ueberall gibt es gute Menschen« — sagte einst ein katholischer Geistlicher, der sich aus eigenem Triebe nach Westindien unter die Wilden begeben hatte, um sie zum Christenthum zu führen, zu einer Dame: »das habe ich unter meinen Wilden gelernt. Einst gegen Abend, als ich mit meinen Hausgenossen von einem Spaziergange zurückkehrte, hörten wir am Eingange eines Waldes die Stimme eines Jammernden; wir giengen ihr nach, und fanden unter einem Baume einen Wilden, der alt und entkräftet auf sein Ende zu warten schien. Anfänglich wollte er uns nicht antworten, ob ich ihn gleich in seiner Landessprache anredete. Endlich sagte er mit einer kläglichen Stimme: »Ach! heute Morgen, als der Himmel roth wurde, machte ich mich auf, und hoffte nach meiner Heimath zu kommen; aber ich habe mich verirrt; es wird schon dunkel; ich bin müde, nun muß ich hier liegen bleiben. Hier werden Schlangen, oder wilde Thiere, oder meine Feinde mich umbringen. Mein armes Weib! Meine armen Kinder!« Uns jammerte seiner; ich bat ihn mitzugehen. — »Aber du kennst mich nicht!« — erwiederte der Wilde. »Ich brauche dich nicht zu kennen, sagte ich, komm!« — und wir führten ihn in meine Hütte. Nachdem er die nöthige Stärkung zu sich genommen hatte, bereitete ich ihm ein Lager dicht an meinem Bette, so daß nur eine dünne leinene Wand zwischen uns befindlich war; Er legte sich hin, mitten in der Nacht weckte mich ein Geräusch, als ob der Wilde von seinem Lager aufstünde, und Furcht ergriff mich. Ich horchte genau, und erkannte bald, wie unrecht ich ihm gethan, daß ich mich vor ihm gefürchtet hatte. Nie werde ich

vergessen, was ich von ihm sah und hörte. Der Wilde lag auf seinen Knieen und betete. Sein Gebet war ungefähr Wort für Wort folgendes: »O Gott! ich danke Dir, daß Du auf meinem Wege die Sonne mir hast leuchten lassen, ich danke Dir dafür, daß mich keine Schlange gestochen, daß mich kein wildes Thier angefallen hat, daß mir keiner meiner Feinde begegnet ist. Ich danke Dir, daß dieser gute Freund gekommen ist, und mich in seine Hütte geführt hat. O Gott! wenn dieser Fremde, oder wenn seine Freunde, oder seine Nachkommen sich einst auf Reisen befinden: so laß ihnen auch deine Sonne leuchten, nimm sie in deinen Schutz gegen Schlangen und wilde Thiere und gegen ihre Feinde! Und wenn sich einer von ihnen verirrt und am Wege liegt, so laß einen guten Mann kommen, der ihn mit in seine Hütte nimmt!« So war sein Gebet, und das meinige war: »Gib mir, o Gott, neben diesem Wilden ein Plätzchen in deinem Paradiese!« —

80. Dank für Errettung aus großer Gefahr.

Vor mehreren Jahren machte eine Gesellschaft junger Schweizer eine Reise in die südlichen Gebirgsgegenden ihres Vaterlandes (welche die Alpen heißen, und wovon die höchsten oben mit beständigem Eise und Schnee bedeckt sind), und nahmen einen alten der Gegend kundigen Mann zum Wegweiser mit. Als dieser einmal stille stand, um ihnen in der Ferne die pfadlose Straße über die Gletscher auf der Limmeralp zu zeigen, bemerkten sie unvermuthet eine Thräne in seinen Augen. Sie fragten ihn nach der Ursache, und da zeigte es sich, daß es die Thräne eines gerührten und dankbaren Herzens war. — »Gottesvergessen wäre ich,« — sprach er — »wenn ich jemals an dieser Stelle vorbeigehen könnte, ohne mich dankbar seiner mir hier erwiesenen Hilfe zu erinnern. Hier, liebe Herren, hier auf diesem Gletscher (Eisberge) — sehet Ihr dort in der Ferne jenen grauen Strich auf dem Eise? es ist ein Firnspalt (ein Graben, wo das Eiswasser oft viele Klafter

tief unter den Schneebergen hinläuft). Ihr denket wohl, durchaus und ohne Rettung muß derjenige verloren seyn, dem, des Weges unkundig, der trügerische Schnee unter den Füßen bricht, ihn in diesen fürchterlichen Schlund hinunterstürzend? Nun hier, auf diesem Gletscher und in diesem Graben, würde ich vor einigen Jahren mein Grab gefunden haben, hätte mich nicht Gottes mächtiger Arm, durch ein Wunder beinahe, wieder aus demselben heraus gezogen. Zwei Gefährten und ich jagten hier auf diesem Berge einigen aufgespürten Gemsen nach. Der Gletscher lag mit frischem Schnee bedeckt, und eben, da wir hitzig ihrer Spur nachfolgten, sank der lockere Schnee unter meinen Füßen ein. Schon war ich auf einmal tief in den Eisschlund gesunken, als ich, noch meiner Sinne mächtig, die Arme und die Schenkel im Niedersinken so weit als möglich ausbreitete, und mich dadurch an den beiden Eiswänden fest hielt, so daß ich noch über dem Eiswasser schwebte. Kaum hatten mich meine Gefährten aus dem Gesichte verloren, als sie mir angstvoll von der Ferne zuriefen, und auf mein Jägerzeichen, daß ich noch lebe, mir versprachen, Alles zu meiner — obgleich unwahrscheinlichen Rettung zu wagen. — Hilfsbegierig liefen nun die Lieben, fast so schnell als die Gemsen, eine Meile weit zu der nächsten Sennhütte zurück, während ich zwischen Furcht und Hoffnung, auf meine ausgebreiteten Arme und Schenkel an die Felswände gestützt, über dem Wasser schwebte. Ich sank aber alle Augenblicke tiefer; schon war ich bis an die Kniee in den Eisstrom gesunken, war von dem Drucke der Luft beinahe erstickt, und vor Kälte fast erstarrt, und erwartete nichts anders als den Tod. Nach Verfluß einiger Stunden hörte ich meine Gefährten mir zurufen. Auf meine Antwort ließen sie mir einen Strick herunter, den sie, in Ermangelung eines Seiles, in einer benachbarten Hütte aus einer in Riemen geschnittenen Bettdecke zusammengeknüpft hatten. Mit vieler Mühe band ich mir denselben endlich um den Leib. Nun zogen sie mich

mit vereinten Kräften so weit aus dem Spalte herauf, daß sie mich beinahe mit den Händen erreichen konnten; aber plötzlich zerriß der Strick, und ich mit dem einen Theile des Strickes um den Leib glitschte unaufhaltbar, eben so tief als vorher, in die Firne hinunter. Jetzt war die Noth noch größer, nicht nur weil der Strick um so viel kürzer geworden war, sondern weil ich auch noch bei diesem zweiten Falle meinen Arm entzwei gebrochen, und also um so viel unfähiger geworden war, selbst das Nöthige zu meiner Rettung beizutragen. Allein noch entfiel weder meinen Gefährten noch mir der Muth; unermüdet schnitten sie die Riemen noch einmal entzwei, und verlängerten so den Rettungsstrick. Dann warfen sie mir denselben zum zweiten Mal hinunter, und ich, von Gott gestärkt, war auch mit gebrochenem Arme lenksam und behende genug, den Strick um den Leib zu knüpfen, und noch einmal meine Rettung zu versuchen. Und mit diesem noch schwächern Stricke waren meine Freunde endlich so glücklich, mich aus der augenscheinlichsten Todesgefahr zu retten, und aus dem bereits offenen Grabe heraus wieder an das frohe Tageslicht zu ziehen. Und sollte ich denn wohl, meine Herren, jemals in meinem Leben diese göttliche Hilfe vergessen, und nicht, so oft ich an dieser Stelle vorbeigehe, dem HErrn, meinem Erretter, eine dankbare Thräne zum Opfer bringen?« — Gerührt dankten die jungen Schweizer ihrem frommen Landsmann für seine Erzählung, und erkannten auch hieraus, daß die Vorsehung frommen Muth und dienstfertige Entschlossenheit nie verläßt.

81. Ein dankbarer Blinder.

Altdorfer, aus dem Schweizer Kanton Schaffhausen, hatte arme Eltern und war von Kindheit auf blind. Ein frommer, Gott ergebener Sinn, den die guten Eltern ihm einpflanzten, und die Liebe, womit er von ihnen behandelt wurde, machte ihm sein Elend erträglich. Oft freilich fühlte er eine unaussprechliche Sehnsucht, sehen zu können. Sein

heißer Wunsch wurde ihm gewährt. Der bekannte Dr. Jung (Stilling) operirte den sechszehnjährigen Jüngling. Sein Dankgefühl gegen seinen Wohlthäter war unaussprechlich, und wurde nur von dem Gefühl übertroffen, womit er dem Allgütigen sich weihte, der diesen Retter ihm zugeschickt hatte. Bald darauf hatte Altdorfer Gelegenheit, eine Reise nach der nicht sehr entfernten Stadt Winterthur zu machen, und dort dem Dr. Hirzel, der aus der benachbarten Stadt Zürich dahin gekommen war, bekannt zu werden, und ihm zuzuhören, als er öffentliche Vorlesungen hielt über die Art und Weise, wie man recht wohlthätige öffentliche Verbindungen stiften könne. Hirzel gewann den harmlosen, frommen Jüngling so lieb, daß er ihn mit nach Zürich nahm. Hier aber ist eine ganz vortreffliche Anstalt, worin Blinde an Geist und Herz gebildet, und zu mannigfaltigen Handarbeiten angeleitet werden. Ach, mit welchen Empfindungen trat Altdorfer, der ehemals auch Blinde, unter seine unglücklichen Brüder! Grenzenlos war sein Mitleiden gegen diese; grenzenlos sein Dankgefühl gegen Gott. Seine Freude erstarb in Thränen. Er bat auch einer von den Lehrern dieser Bejammernswürdigen seyn zu dürfen. Man gewährte ihm die Bitte. Allein seine eignen Augen, deren er zu seinen Arbeiten in der Schule sehr bedurfte, litten an großer Schwäche. Um nicht selbst wieder, und zwar unheilbar zu erblinden, mußte er diese seine wohlthätige Beschäftigung aufgeben. Er gieng zu seinen Eltern zurück, und hatte lange zu thun, bis er seine Augen wieder hergestellt fühlte. Des Christen Dankbarkeit endet nicht. Altdorfer kannte zwei Blinde von vortrefflichen Gaben des Geistes, aber blutarm. Diesen hätte er gar zu gern eine Stelle in der Blindenanstalt zu Zürich verschafft. Aber unter 275 fl. jährlich wurde keiner aufgenommen. Was that Altdorfer? Er gieng von Haus zu Haus, und sammelte für die armen Knaben. Welch' Entzücken für ihn! In wenigen Tagen hatte er so viel beisammen, daß er die zwei Knaben zwei Jahre lang in der An-

stalt unterhalten, und ihnen auch die übrigen dringendsten Lebensbedürfnisse reichen konnte. Die Knaben lohnten ihn mit einem ausgezeichneten Fleiß und einem lobenswürdigen Betragen, das sie diese Zeit über bewiesen. Sie giengen als gebildete, geistigglückliche Menschen aus der Anstalt. Das war Altdorfers Werk. So dankt der Christ. Aber des Christen Dankbarkeit endet nicht. Altdorfer selbst arm, war doch reich für Andere. Denn er spürte Unglücklichen überall nach, und wo er nicht aus eigener Kraft helfen konnte, da rief er fremde Hilfe an, und wurde so Vielen ein Wohlthäter. Aber mit welchem herrlichen Erfolge krönte die Vorsehung sein rastloses Wohlthun! Im Jahr 1811 am achten Junius wandelte er mit einem jungen Freunde im milden Schein der untergehenden Sonne durch die reizende Flur. Er sprach von seiner Ohnmacht, so tausendfachem Elende, dem man überall auf Erden begegne, auch nur einigermaßen steuern zu können. Er klagte, er wurde so wehmüthig, daß einige Thränen ihm in's Auge traten. Die fielen dem jungen Freunde in's weiche Gemüth wie Feuerfunken. Sprach vorhin Altdorfer mit großer Begeisterung von dem seligen Gefühle, Unglücklichen ein Retter zu seyn, so sprach jetzt mit noch größerer sein Freund. Und so kam in den beiden edlen Seelen an jenem seligen Abend der Plan zur Reife: wöchentlich legt ein Jeder von uns einen Batzen von seinem Taschengelde zurück, um daraus nach und nach eine Kasse zu bilden, woraus Blinden Hilfe, oder wenigstens Unterstützung zufließen soll. Und damit die Kasse recht bald anwachse, sammelt Jeder von uns so viel Theilnehmer, als er kann.

Gesagt — gethan! Kalte Klüglinge, herzlose Menschen, spotteten der beiden armen Jünglinge und ihres schwärmerischen Plans. Aber das machte sie nicht irre. Am Schlusse des ersten Jahrs hatten sie schon 192 fl. beisammen; am Schlusse des zweiten 515 fl. Altdorfer hatte mit einem wahrhaft frommen Geiste das Unternehmen begonnen; und gleiche Gesinnung wußte er in den milden

Gebern zu wecken. Darum stieg seine Kasse so schnell. Die drückenden Kriegsjahre 1813 und 1814 versprachen freilich der Kasse keine freudige Aussicht. — Aber der Mensch denkt's, Gott lenkt's. Eben der Krieg war es ja, der den Kaiser von Oesterreich und den Kaiser von Rußland nach Schaffhausen führte, und des Kaisers von Rußland gleichgesinnte, edle, christliche Schwester, die so früh verewigte Königin Katharine von Württemberg. Altdorfer benützte die günstige Nähe dieser erhabenen Monarchen. Er bat um Beisteuer zur Kasse, und war so glücklich, mehr zu erlangen, als er in Jahren des Friedens hätte hoffen können. Nun erst bildete er einen förmlichen Verein, der in der Verwaltung der Kasse die pünktlichste Ordnung mit der strengsten Gewissenhaftigkeit verbindet. Im Jahr 1816 betrug das Kapital bereits 2573 fl., das sechs Jahre vorher mit einem Batzen begonnen hatte. —

So ist oft schon ein einziger, vom Geiste des Evangeliums geweckter Gedanke ähnlich einem Senfkorn. — Altdorfer hat bereits seine Anstalt sicher begründet, Blinden eine Quelle des Trostes für die Mit- und Nachwelt eröffnet, und aus Dankbarkeit gegen Gott ein Werk gestiftet, das durch alle kommenden Zeiten seinen frommen Dank laut verkündet.

82. Thätige Dankbarkeit.

Als die Stadt Frankenberg im Erzgebirge am 29. März 1788 abbrannte, verlor ein Buchbinder, dem nur acht Jahre vorher in Gera, wo er sich niederlassen wollte, all' das Seinige durch die Flammen entrissen worden war, sein ganzes während dieser Zeit mühsam erworbenes Vermögen. Mit seinen kleinen Kindern saß er nun da unter freiem Himmel, fast ganz nackt, und beweinte trostlos sein Schicksal. In diesem höchst elenden Zustande fanden ihn zwei seiner Zunftgenossen von Chemnitz. Jeder von ihnen nahm ein Kind auf den Arm, und so führten sie die unglückliche Familie nach Chemnitz, wo sie der Buchbinder Anger zu

sich in's Haus nahm und ihre Noth erleichterte. Dieser christliche Mann sagte dabei: „Warum sollten wir es nicht thun, da Gott uns immer vor Unfällen bewahrt hat, und uns gibt, was wir brauchen, damit wir Andern geben?“ — Und das ist eben die rechte und beste Dankbarkeit, wenn man es nicht bloß bei einem kalten „Gott Lob!“ bewenden läßt, sondern auch Andern wieder wohlthut, so wie uns Gott — unverdienter Weise Gutes erzeigt.

83. Das Dankfest der befreiten Negersklaven.

Das englische Volk beschloß 1833 durch seine Abgeordneten die völlige Aufhebung der Sklaverei in seinen weitläufigen Colonieen, in Amerika, Afrika und Asien, und entschädigte die Besitzer der Sklaven mit 120 Millionen Thaler. Am Morgen des ersten Augusts 1834 stand in dem brittischen Westindien kein einziger Mensch mehr als Sklave auf, sondern 800,000 Menschen, die noch den Abend zuvor der Peitsche ihres Treibers preisgegeben waren, waren auf einmal frey. Auf der Insel Antigua ward dieser Tag besonders schön gefeiert. Eine Bekanntmachung des Königlichen Statthalters, daß alle Volksklassen diesen Tag als ein Fest des Dankes gegen den allmächtigen Gott begehen sollten, gieng voraus. Das Betragen der Neger übertraf alle Erwartungen, und stopfte allen Feinden den Mund. Alle Missionare der Methodisten waren in der Nacht des 31. Juli in ihrer Kapelle versammelt, und diese ganz angefüllt, hauptsächlich mit Negern. Um neun Uhr Abends fieng der Gottesdienst an; es wurde gepredigt über die Worte: „Ihr seyd nicht euer selbst, Ihr seyd theuer erkauft.“ (1 Kor. 6, 19. 20). Etwa 20 Minuten vor Mitternacht wurden sie erinnert, daß nun die Stunde da sey, wo ihnen die Freiheit geschenkt würde, und einige Minuten vor 12 Uhr wurden sie aufgefordert, sich Alle auf die Kniee zu werfen, um diesen Segen der Freiheit stillschweigend als von Gott selbst zu empfangen. Man hörte einzelne Seufzer; denn Jeder hielt seine Rührung,

so viel er konnte, zurück. Als aber die Uhr 12 schlug, da brach Alles in Thränen und Danksagungen aus, und der Missionar verkündigte ihnen die Freiheit, und lud sie ein, einen Lobgesang anzustimmen. Nachher sang man noch einen zweiten, der eine Fürbitte für den König enthielt. Sodann gieng das Volk in Frieden auseinander. Am ersten August wurde Morgens und Abends in allen Kapellen Gottesdienst gehalten, der besonders von Negern besucht war. Sie waren sehr anständig gekleidet, und auf ihrem Angesichte glänzte Freude. Auf den Straßen sah man keine müßigen Menschen, keine Käufer und Verkäufer, keine Lastenträger, sondern Alle vereinten sich an diesem Tage zum Lobe Gottes.

84. Die größte aller Wohlthaten.

H. Nott, Missionar unter den Südsee-Insulanern, las einst einer Anzahl von Eingeborenen einen Abschnitt aus dem Evangelium Johannis vor. Als er den 16. Vers des dritten Kapitels geendigt hatte, unterbrach ihn ein Eingeborener, der mit der größten Gespanntheit und Freude den Worten zugehört hatte, und sagte: „Was waren das für Worte, die du eben lasest? Laß mich diese Worte noch einmal hören!“ Nott las den Vers noch einmal: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß ꝛc.“ worauf sich der Insulaner von seinem Tische erhob, und sprach: „Ist das wahr? Kann das wahr seyn? Gott liebt die Welt, da diese Ihn nicht liebt? Er liebt sie so, daß Er ihr Seinen-eingeborenen Sohn gab, damit Er sterbe, auf daß die Menschen leben möchten? Kann das wahr seyn?“ — Nott las den Vers: „Also hat Gott ꝛc.“ abermals, sagte ihm, daß es allerdings wahr ist, und daß dieses die große Botschaft sey, welche Gott ihnen gesandt habe, und ein Jeder, der nun an den Sohn Gottes glauben werde, solle nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Den staunenden Insulaner überwältigt das tiefste Gefühl. Er brach in Thränen aus, und als sich diese eine die andere

seine Wangen hinunter drängten, zog er sich in die stille Einsamkeit zurück, um über diese Liebe seines Gottes nachzudenken, welche an dem Tage sein Herz berührt hatte. Er fand später vollen Frieden und Trost für seine Seele in dieser Liebe.

VI.

Stille Sabbathfeier.

So du nicht thust, was dir gefällt, an meinem heiligen Tage, so wird es ein lustiger Sabbath heißen, den HErrn zu heiligen und zu preisen; alsdann wirst du deine Lust haben an dem HErrn und ich will dich speisen mit dem Erbe deines Vaters Jakob. Jes. 58, 13. 14.

---

85. Gedenke des Sabbaths, daß du ihn heiligest.

In dem Leben des englischen Predigers Adam Clarke findet sich folgende interessante Erzählung von dem Segen der Sonntagsfeier: Wenn Clarke nach Teasborough kam, so logirte er bei einem Müller, Namens Johannes Nichols, bei dem er auch die Erbauungsstunde hielt. Von diesem hörte er einst folgenden Bericht, wie er von der Sünde, den Sabbath zu entweihen, befreit worden sey. „Nachdem ich," — erzählte der Müller — „die Predigt der Methodisten gehört hatte, und meine Sünden erkennen lernte, so setzte ich noch eine Zeitlang mein Müllerhandwerk auch am Sonntag wie gewöhnlich fort; aber ich hatte keine rechte Ruhe dabei, und immer fielen mir die Worte ein: „Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest." End-

lich entschloß ich mich, es möge daraus folgen, was da wolle, die Sonntags-Entheiligung aufzugeben. Ich gab daher meinen Leuten den Auftrag, die Mühle am Sonntage einzustellen, indem ich entschlossen sey, an demselben nicht mehr zu mahlen; auch benachrichtigte ich meine Kunden, daß ich ihnen am Sonntage nicht mehr aufwarten könne, ich hoffe daher, daß sie es so einrichten werden, am Samstag zu kommen. Einige stellten sich, als hätten sie Mitleiden mit mir, Andere aber erklärten, sie wollten in eine andere Mühle gehen; ich aber setzte mir vor: ich wolle standhaft bei meinem Vorsatze verharren. Am nächsten Sonntage kamen die Kunden wie gewöhnlich, und alle wurden abgewiesen. Sie waren Alle hiemit unzufrieden, und giengen zu andern Müllern, deren mehrere in der Nachbarschaft sich befanden. Am nächsten Samstag indeß kamen Mehrere von ihnen, und es wurde ihnen aufgewartet, und in kurzer Zeit kamen Alle zurück, die ich vorher hatte, ja noch mehr, und nun, statt daß ich ärmer geworden wäre durch diese Aufopferung, von der mir Manche das gänzliche Verderben prophezeihten, bin ich um tausend Pfund reicher, als ich ehedem war.«

86. Der rechtmäßige Erbe.

Als W. Kind, der in der englischen Stadt Bath lebte, und seine zahlreichen Kunden auch am Tage des HErrn zu rasiren pflegte, ebendarum aber aller Gelegenheit, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, entbehren mußte, einst seiner gewöhnlichen Sonntagsarbeit nachgieng, blickte er wie von ungefähr in eine offene Kirche und hörte so eben den Prediger den Text vorlesen: „Gedenke des Sabbathtags, daß du ihn heiligest!“ Er hörte eine Weile der Predigt zu und überzeugte sich, daß Gott unmöglich auf seine Sonntagsarbeit den Segen dieses Tages legen könne. Er gieng unruhig hinweg und setzte mit schwerem Herzen seine Arbeit fort. Seine Unruhe nahm aber je mehr und mehr zu; denn die Pflicht, den Tag des HErrn zu heiligen, an

demselben dem HErrn und nicht Menschen zu dienen, leuchtete ihm bald völlig ein. Nach vielen in Gebet und Thränen verlebten, schlaflosen Nächten entschloß er sich, alle seine Sorgen auf den HErrn zu werfen, Sonntags nicht mehr seine Kunden zu bedienen, sondern das Heil seiner Seele zu suchen. Bald genoß er nun jenes innere Glück, welches jede Pflichttreue begleitet, und jenen Gottesfrieden, den die Welt weder geben noch nehmen kann. Zugleich traten aber auch die Folgen ein, die er von seinem Schritte erwartet hatte. Seine vornehmen Kunden dankten ihn ab, und er kam so zurück, daß er bald seinen ansehnlichen Laden schließen, zuletzt einen Keller unter einem alten Markthause miethen, und Männer aus der untersten Volksklasse barbiren mußte. Eines Sonnabends in der Abenddämmerung fragte ein Fremder, der mit der Post ankam, nach einem Barbier, und der Schirrmeister weist ihn in der Eile nach dem gegenüberliegenden Keller. Der Fremde tritt hinein und verlangt, recht schnell, während des Wechselns der Pferde, barbirt zu werden, weil er es nicht liebe, dergleichen am Sonntag vorzunehmen. Dieß bewegte das Herz des schwergeprüften Kind. Er brach in Thränen aus und bat den Fremden, ihm einen Groschen vorzuschießen, damit er ein Licht kaufen könne, da es nicht mehr hell genug war, ihm den Bart ohne Licht abzunehmen. Dieß that der Fremde, über die Ursache nachdenkend, welche den armen Mann wohl in solche Dürftigkeit gebracht haben könnte? Als er rasirt war, sagte er: die Geschichte eures Lebens muß von besonderer Art seyn. Ich habe jetzt nicht Zeit, sie zu hören, hier ist aber ein Thaler, komme ich zurück, so spreche ich wieder ein, um eure Umstände zu hören. Wie heißt ihr: Wilhelm Kind! — W. Kind! Nach eurer Aussprache seyd ihr aus dem Westen von England. — Ja aus Kingston. Wie hieß euer Vater? — Thomas. Hatte er noch einen Bruder? Ja, der aber gieng nach Indien, und wir wissen nichts mehr von ihm. — Kommt und folgt mir! entgegnete der höchst erstaunte Freund, ich gehe eben

zu einem Manne, der Wilhelm Kind aus Kingston zu seyn behauptet, kommt, stellt euch ihm gegenüber, und könnt ihr beweisen, daß ihr der seyd, für den ihr euch ausgebet, so habe ich sehr glückliche Nachrichten für euch. Euer Oheim ist todt und hat ein großes Vermögen hinterlassen, in dessen Besitz ich den rechten Sohn seines Bruders setzen werde. Sie nahten der Postkutsche, fanden den vorgeblichen W. Kind, der nun leicht als ein Betrüger erkannt war, und der Noth unseres armen gewissenhaften Barbiers war abgeholfen, eben da sie am allergrößten zu werden begonnen hatte. Gerade die durch die strenge Beobachtung des Ruhetages herbeigeführte Armuth hatte dazu beitragen müssen, daß ihm sein rechtmäßiges Erbe nicht entzogen ward.

87. Der Mann aus der alten Welt.

Ein junger Rheinschiffer hatte sein Schiff befrachtet, und war am Samstag fertig geworden mit allen Geschäften, die vor der Abfahrt versehen werden mußten. — „Vetter, wann werden Sie fahren?“ fragte ihn ein Oheim, der in der Stadt wohnte, vor welcher er geladen hatte. „Morgen früh lichte ich die Anker,“ sagte der Schiffer. — „Morgen früh?!“ fragte der Oheim erstaunt. „Morgen ist's ja Sonntag.“ — „Ja wohl, erwiederte der Schiffer, aber darnach können wir uns nicht richten, wir haben mehr auf den Wind als auf den Sonntag zu sehen. Der Wind ist uns günstig, wir können morgen schon eine weite Strecke zurücklegen, die wir übermorgen nicht mehr zu machen nöthig haben.“ — „Lieber Vetter,“ sprach der Oheim, „das höre ich ungerne von euch. So hätte euer Großvater nicht gesprochen. Der legte Sonntags an, wenn er in der Fahrt war, und lag er irgendwo vor Anker, so machte er Sonntags kein Tau los.“ Der Schiffer: „Ach, das war noch ein Mann aus der alten Welt, lieber Oheim, und da gieng Alles ganz anders. Heut zu Tage muß man machen, daß man was mit bekommt. Jeder eilt, vor dem Andern zu kommen.“ Der Oheim: „Und doch hilft

zum Laufen nicht schnell seyn, und am Ende ist an Gottes Segen doch Alles gelegen. Bleibt liegen, lieber Vetter, und feiert, hört Gottes Wort, und fahrt übermorgen in Gottes Namen.« — Der Schiffer: »Nein, das geht nicht. Fahren will und muß ich morgen. Gottes Wort kann ich zu einer andern Zeit hören, wenn ich liegen bleiben muß.« — Der Oheim: »Vetter, ich liebe Euch, darum nehmt mir's nicht übel, wenn ich Euch noch Eines sage. Ich fuhr wohl manchmal mit dem seligen Großvater den Rhein hinunter in's Holländische. Sobald die Anker gelichtet waren, rief der Großvater vom Steuerruder: Alles stille! — Und nun entblößte die Schiffsmannschaft das Haupt, faltete die Hände, und in dem Wohnzimmer lag das Gebetbuch aufgeschlagen, davor saß die Großmutter, und die Kinder standen um sie her, und es wurde gebetet. — Man hörte nur das Sausen des Windes in den Segeln, und das Plätschern des Wassers vor dem Bug, wie Stimmen Gottes, des HErrn der Elemente, als Antwort: Ja! und Amen! — War das Gebet gehalten, dann hieß es: In Gottes des HErrn Namen! — Man war froh und vergnügt, und der Großvater hat mir oft versichert, er hätte wohl manchmal einen Unfall auf seinen Reisen gehabt, aber noch nie ein Unglück, und der Mann war doch 92 Jahr alt, und hatte lange genug gelebt, um Erfahrungen zu machen, wie es am Besten gehe. — Ich bin einmal mit Euch gefahren, da habe ich den ehrwürdigen Gebrauch vermißt. Das hat mir schon gleich nicht gefallen, und ich muß es Euch aufrichtig gestehen, — Euer Großvater stand im Geiste mit einer wehmüthig ernsten Miene vor mir.« —

»Ach lieber Oheim, Ihr meint das doch so arg nicht?« sprach der junge Schiffer. »Ich sage euch von Herzen Lebewohl, und fahre morgen.« Hiermit reichte er dem Oheim lächelnd die Hand, und gieng. Der Oheim schüttelte den Kopf, und blickte ihm mit Bedauern nach. — Des andern Morgens früh sah der Oheim nach dem Rheine, aber das Schiff seines Vetters war nicht mehr zu sehen.

Vom jenseitigen Ufer tönte die Glocke und die Glocke seines Orts stimmte mit hellen Tönen ein, die Feier anzukündigen. Es war hiebei dem braven Manne wohl, in den Gedanken an seinen Vetter aber unwohl zu Muthe. Du wirst, dachte er, heute an mancher Kirche vorüberschiffen; o, riefen die Glockentöne doch eine stille Feier in dein und der Deinigen Herz, bei eurer Sorge für die Dinge dieser Welt!

Nach beendigtem Gottesdienste staunte der Oheim nicht wenig, als er einen Knecht vom Schiffe seines Vetters zu Hause fand. »Was giebt's denn?« fragte er ungeduldig neugierig. »Steht's nicht wohl?« »Ach! — sagte der Knecht — wir sind vier Stunden von hier aufgefahren und sitzen sehr schlimm auf dem Sande. Lesen Sie den Brief nur einmal!« Er überreichte einen Brief. — Der Oheim las: »Wir sind, ohne zu wissen wie, auf den Sand gerathen,« und der Vetter bat den Oheim dringend, doch andere Schiffer zu vermögen, daß sie kämen, ihm zu helfen, und ersuchte ihn noch dringender, doch selbst mitzukommen. Der Oheim traf Anstalt, den folgenden Morgen seinem Vetter zu helfen. Man fuhr mit Frachtschiffen hin, lud die Güter um, und nach vier Tagen erst war das Schiff wieder flott, und konnte auf's Neue beladen weiter schiffen. Der Oheim hatte dem Vetter keinen Vorwurf gemacht, denn er las beim ersten Tritt auf sein Schiff die Reue und Scham in seinen Augen. Als sich aber Alles in Ordnung befand, und der Vetter eine nicht unbedeutende Summe den Schiffern, die ihm geholfen, bezahlt hatte, und nun der Oheim von ihm Abschied nahm, sprach er: »Lieber Vetter! Habt Ihr nun Gottes Wort gehört: Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest!«

»Danke, danke!« sprach der Vetter in tiefem Ernst, und geleitete den Oheim händedrückend bis an's Ufer.

88. Nöthiget sie hereinzukommen.

Zu einem Prediger in Nordamerika kam eines Samstags ein armer Mann mit der Frage: „Was kann denn ich thun, um der Sache des Evangeliums zu dienen; ich bin nicht fähig, öffentlich zu sprechen oder zu beten, was kann ich sonst thun?“ Der Pfarrer betrachtete ihn eine Weile und sagte dann: „Gehet morgen früh bei Zeit aus, und suchet auf euren Spaziergängen Leute, die nicht an's Kirchengehen denken, zu bewegen, in Gottes Haus zu gehen.“ Er gieng wirklich, dem Rath seines Pfarrers folgend, am Sonntag Morgen aus, und begegnete einem jungen Menschen, der eine Lustparthie zu Wasser zu machen im Begriff war; durch seine Zusprache bewog er denselben, mit ihm zur Kirche zu gehen. Der Jüngling ward durch die Predigt, die er seit langem zum ersten Mal wieder besuchte, ergriffen, bekehrt, und später wurde ein vortrefflicher Prediger aus ihm.

89. Die gewissenhaften Posthalter.

Die nordamerikanische Zeitung „der Wächter von Canada“ erzählt: Der General-Direktor der Posten hatte den Postenlauf zwischen Montreal und York so eingerichtet, daß die Wagen wöchentlich drei Mal giengen, und zwar das letzte Mal Samstag abfuhren und Sonntag Abends ankamen. In diese Einrichtung willigten jedoch die Posthalter nicht, um nicht der göttlichen Verordnung über die Feier des Tags des Herrn ungehorsam zu werden. Um indeß jede Unannehmlichkeit zu beseitigen, erboten sie sich, fünf Mal wöchentlich die Wagen zu stellen und zwar für denselben Preis, den sie für die dreimalige Fahrt empfangen sollten. Der General-Direktor willigte ein, und dem zu Folge geht nun, damit die Verordnung Gottes nicht übertreten werde, jeden Tag, mit Ausnahme des Samstags und Sonntags der Postwagen von Montreal nach York.

90. Der Markt von Greenwich.

Als ich noch ein junger Mann war, erzählt ein Engländer, arbeitete ich fünf Jahre auf einem Platze, ohne daß ich mehr als an einem Sonntage um Erlaubniß bat, fortgehen zu dürfen; an diesen Sonntag aber werde ich mein Leben lang denken. Als ich um die Erlaubniß anhielt, sagte mein Meister, der zur Gesellschaft der Quäker gehörte: „Thomas, ich habe zwar keinen Grund, dich am Sonntag bei mir zu behalten, aber das halte ich doch für meine Pflicht, dich zu fragen, wie du deine Zeit anwenden willst?“ — „Herr, — antwortete ich — ich habe schon so gar viel von dem Jahrmarkt zu Greenwich sagen hören, und möchte daher, weil ich ihn noch nie gesehen, dorthin gehen.“ „Meinetwegen, Thomas — erwiederte der Herr — aber ich muß dir doch sagen, ich denke, du thätest besser, wenn du hier bliebest. Vor's Erste wird es dich einen halben Taglohn kosten, dorthin zu fahren, sodann verzehrst du etwa noch zwei Taglöhne, und es ist nicht sehr unwahrscheinlich, daß du in schlechte Gesellschaft geräthst. Welchen Schaden du davon haben wirst, das läßt sich zwar nicht zum voraus bestimmen, aber gewiß ist, daß sie schon oft jungen Leuten zum Verderben gereichte. Du kannst in Ausschweifungen mit hineingezogen werden, welche dir Krankheit, vielleicht sogar einen schnellen Tod bereiten. Wenn du das recht bedenkst, so wirst du dich überzeugen, es wäre besser, da zu bleiben.“ „Mein Herr, ich habe im Sinn, zu Fuß hin und her zu gehen, und das wird mich nichts kosten, sodann nehme ich ein wenig Brod und Käs in meinem Schnupftuche mit, und bedarf dann weiter nichts, und was die schlechte Gesellschaft betrifft, so glaube ich fest genug zu seyn, um jeder Versuchung der Art widerstehen zu können.“ — „Ich bezweifle nicht, Thomas, daß das jetzt dein Ernst ist, aber du weißt noch nicht, was ein Greenwicher Jahrmarkt ist. Indeß wenn du einmal dabei bleibst zu gehen, so speisen wir um 1 Uhr, damit du um 2 Uhr fortkommst. Allein ich sage dir nochmals, du thätest besser, da zu bleiben.“

„Mein Herr, ich habe mir einmal in den Kopf gesetzt zu gehen, und glaube, daß mich in meinem Leben nichts schwerer ankommen würde, als da zu bleiben.“ „Nun denn, so magst du um 2 Uhr gehen.“ — Augenblicklich bestellte mein Herr das Essen auf 1 Uhr, und kaum hatte die Glocke zwei geschlagen, so sagte er mir: „du kannst jetzt gehen.“ Sobald ich, um die Ausgaben zu sparen, meinen Mundvorrath in's Schnupftuch gethan und auf den Stock gehängt hatte, trat ich eilfertig den Gang nach Greenwich an. Eine Menge Volks gieng über die alte Londoner Brücke, denn für den Markttag war dieß für Alle der Weg nach Greenwich und die Straße wimmelte von Menschen wie ein Marktplatz. Am Fuß der Brücke waren einige Wasserwerke; um sie gelegenheitlich zu sehen, lenkte ich von der Brücke ab; aber obgleich mich das Gedränge des Volks, der Markt von Greenwich und die Wasserwerke, welche ich vor mir sah, sehr beschäftigten, so bewegten mich doch noch viel mehr die Worte, welche mein Meister zu mir gesagt hatte, und ich konnte ihrer nimmer los werden. Wohl hatte ich einen halben Tag frei, hatte Lebensmittel und Geld in der Tasche, die Sonne schien, die Volksmenge um mich her eilte ihrem Vergnügen nach — aber ich konnte nicht gehen. Die Ermahnung meines Meisters fesselte mich und ich konnte des Gedankens mich nicht erwehren, ob es nicht wirklich besser wäre, wenn ich nach Hause zurückkehrte, statt vollends nach Greenwich zu gehen. Es kostete mich einen schweren Kampf, mich zu entscheiden. Ich sah bald auf diesen, bald auf jenen Weg, und die Wagschalen hielten sich so fein das Gleichgewicht, daß es schien, eine Feder hätte können den Ausschlag geben. Wenn ich an Greenwich dachte, so kam es mir vor, es sey unmöglich, den Jahrmarkt aufzugeben, und wenn ich an meines Meisters Ermahnungen dachte, so konnte ich nicht weiter gehen. Zuletzt bekam die Klugheit das Uebergewicht, und ich hielt für das Beste, wieder umzukehren. Als mich mein Meister wieder kommen sah, sprach er: „was ist das, Thomas? Ich meinte, du seyest beim Schmause in Greenwich, was hat

dich so bald zurückgebracht?" Ich sagte ihm, daß ich während der Betrachtung der Wasserwerke an der Londoner Brücke an seine Ermahnung gedacht und mich entschlossen habe, zurückzukehren. „Da hast du das beste Theil erwählt, Junge!" — sagte der Meister — und ich gieng beruhigt in meinem Gemüthe an mein Geschäft. Die Woche über sprach mein Meister nicht ein Wort mehr über die Sache; als aber die Samstagnacht kam, so zahlte er mir nicht allein den vollen Wochenlohn aus, sondern fügte auch von freien Stücken eine Guinee bei, indem er sagte: „Du hast klug daran gethan, daß du deines Meisters Ermahnung folgtest und nicht nach Greenwich giengst, und ich glaube, die Versuchung wird dich nicht mehr anwandeln." Ich bin fest überzeugt, es war dieß ein Wendepunkt in meinem Leben. Wäre ich auf den Jahrmarkt gegangen, so wäre mir ohne Zweifel alles das begegnet, was mein Meister vorhersagte, und wäre mir auch nichts Widriges widerfahren, so wäre es nur um so gewisser der Anfang zu einer unordentlichen Lebensweise gewesen, die vielleicht meinen ganzen Lebensgang verkehrt hätte: nun aber, indem ich dem guten Rathe folgte, bekam ich ein Goldstück, gewann das Vertrauen meines Meisters und bewahrte mein gutes Gewissen.

91. Das muß zu was gut seyn, es kommt von Gott.

An einem Sonntag des Februars 1830 verlangte der Kapitain des auf dem Mississippi in Nordamerika fahrenden Dampfbootes Helen M'Gregor von einem seiner Matrosen, daß er ihm Frachtgüter umlade. Der Matrose erklärte, es sey gegen sein Gewissen, am Sonntag unnöthige Arbeit zu thun. Der Kapitain meinte, so weit westlich am Mississippi gelte die Sonntagsordnung nicht, der Matrose aber erwiederte, er fühle sich allenthalben daran gebunden. — So geh an's Land, und schaffe einen Stellvertreter herbei — sprach der Kapitain. Auch das streitet wider mein Gewissen, sagte der Matrose; so bist du auf der Stelle deines Dienstes entlassen, herrschte ihm der Ka-

pitain zu, und gab ihm seinen Lohn. — Was sollte nun der arme Matrose machen? Er gieng und dachte: das muß doch wohl zu etwas gut seyn, denn der HErr läßt dieß so kommen. Und siehe, es war gut für ihn. Der HErr hatte seinen Knecht beim Leben erhalten wollen. Nach einigen Tagen zersprang nämlich der Kessel eben jenes Dampfbootes, auf welchem jener Matrose angestellt gewesen war, und der größte Theil derer, die sich auf demselben befanden, büßten das Leben ein.

92. Die Sklaven zu Berbice.

Im Jahr 1839 brach an einem Sonnabend in der Gegend von Berbice in Südamerika ein heftiges Gewitter aus, so daß die Neger wohl einsahen, die Ernte ihrer Herren würde verloren seyn, wenn sie sie nicht am Sonntage einbrächten. Sie giengen daher Sonntags früh an die Arbeit und kehrten dann bald mit vollen Körben zurück. Nach vollbrachtem Werke wurden sie alle vor des Eigenthümers Haus gerufen; Geld, Rum, Taback sollten ihnen hier eine Belohnung für die außerordentliche Mühe gewähren, der sie sich von freien Stücken am Ruhetage unterzogen hatten; aber sie baten ihren Anführer auf der Stelle, dem Eigenthümer doch zu sagen: weil sie eingesehen hätten, daß es eine Nothsache sey, wären sie auch am Tage des HErrn hinaus an die Arbeit gegangen, eben daher aber könnten sie auch weder Geld, noch Rum, noch Taback als Belohnung annehmen. Nach dieser Zeit hat der Eigenthümer diese Neger nie wieder aufgefordert, an einem Sonntage zu arbeiten. Er hatte so eine heimliche Ehrerbietung vor diesen gewissenhaften Christenleuten bekommen.

93. Wer des HErrn harret, wird nicht zu Schanden.

Ein junger Kaufmann in Nordamerika, entschloß sich, um, wie man sagt, »sein Glück zu machen,« nach Neu-Orleans zu reisen, und verwandelte sein kleines Vermögen in Waaren, welche er dort mit Vortheil zu verkaufen hoffte. Diese giengen zu Wasser ab, während er zu Land über Phi-

ladelphia reiste. Mit dem Schiffsherrn war er dahin übereingekommen, daß er seine Waaren nach der Ankunft eine gewisse Zeitlang an Bord behalten müsse. Wenn er selbst nach Verfluß dieser Frist nicht in Neu-Orleans eintreffe, so solle es ihm gestattet seyn, sie in das Waarenlager schaffen zu lassen. Der Kaufmann fuhr auf dem Postwagen in angenehmer Gesellschaft durch Pennsylvanien, als die Woche sich dem Ende näherte. Er brachte die Frage zur Sprache, ob es recht sey, am Sonntag zu reisen, und war entschlossen, es nicht zu thun. Man sprach viel darüber hin und her, und nur Einer von der Reisegesellschaft war auf seiner Seite. Man setzte ihm sehr hart zu, und stellte ihm vor, welchen Unannehmlichkeiten und möglichen Verlusten er sich damit aussetze. Die nächsten Postwagen könnten vielleicht mehrere Tage nach einander voll seyn. Wenn er aber auch endlich die Stadt Pittsburg mit einem späteren Wagen erreiche, so könnte er doch das Dampfboot indessen versäumt haben, und wenn er nach Cincinnati kommt, so könne dort derselbe Fall abermals eintreten. Hätte er aber auch Neu-Orleans errreicht, so könne er dort finden, daß seine Waaren wegen seines längern Ausbleibens indessen in's Waarenhaus gebracht worden wären. Er könne also noch überdieß Fuhrlohn und Lagergeld zahlen müssen. Und zu Allem dem wäre vielleicht inzwischen der Preis seiner Waare gesunken. Der junge Mann ließ sich jedoch durch alle diese Vorstellungen nicht irre machen. Die Verheißungen Gottes standen ihm vor Augen, und er wollte sein Gewissen nicht verletzen. Er blieb daher am Sonntag Morgen in einem kleinen Wirthshause am Wege in's Innere von Pennsylvanien mit einem einzigen Reisegefährten zurück, während der Wagen mit den Uebrigen weiter fuhr. Sie hofften, der Wagen, der auf den Abend kommen sollte, werde Platz für sie haben; aber er war besetzt. So war es auch in den nächsten Tagen. Endlich mußten sie sich entschließen, für 25 Thaler einen eigenen Wagen zu miethen, der sie nach Pittsburg brachte, während sie im ordinären Wagen um 6 Thaler hingekommen wären. In Pittsburg trafen sie ihre Reisegefährten nicht

mehr; sie waren längst mit dem einzigen Boot nach Cincinnati gefahren. Die Freunde mußten also ein eigenes Boot miethen, und fanden leider bei ihrer Ankunft in Cincinnati, daß die Sonntagsreisenden abermals längst mit dem Dampfboot weggereist waren, und daß bei dem niederen Wasserstand nicht so bald wieder ein Dampfboot abfahre. Endlich erhielten sie ein Boot, und kamen nun ohne weitere Unterbrechung nach Neu-Orleans. Unterwegs war freilich der junge Mann manchmal zum Zweifel an der besonderen Vorsehung Gottes gereizt worden, an die er glaubte; doch hatte er sich immer wieder an die Verheißung gehalten. In Neu-Orleans ergab sich's, daß das Schiff, welches seine Waaren hatte, schon lange vor ihm angekommen war, und daß seine Waaren, weil die verabredete Frist verstrichen war, ausgeladen und in's Waarenhaus gebracht worden waren. Ueberdieß aber hatte ein Mann die ganze Ladung von ähnlichen Artikeln im Schiff gekauft, und für die unsers jungen Kaufmann's, wenn sie ihm auch noch überlassen würden, um so viel mehr geboten, als die Fracht und andere Kosten darauf ausmachten; aber, weil der Eigenthümer nicht da war, so konnten sie ihm nicht überlassen werden. So standen nun die Sachen bei seiner Ankunft. Seit seinem Zurückbleiben in Pennsylvanien und durch dasselbe war also bisher Alles rückwärts gegangen. Und dennoch erfuhr er noch zuletzt, daß Gott sein Vertrauen nicht beschämte. Seine Artikel stiegen im Preis, und er verkaufte sie mit großem Vortheil; der Herr aber, welcher die Schiffsladung gekauft hatte, fallirte, ehe seine Rechnungen bezahlt waren. Die Anderen verloren dabei ihren ganzen Waarenvorrath; und wenn er bei ihnen geblieben wäre, und also auch mit ihnen verkauft hätte, so würde er sein ganzes Vermögen eingebüßt haben. Der junge Mann fand in diesem Gang der Dinge einen schlagenden Beweis, daß die, welche die Gebote des Herrn halten, ihren großen Lohn haben, oft schon in dieser Welt, gewiß aber in der zukünftigen.

VII.

Gläubiges Vertrauen auf Gott.

Die auf Gott vertrauen, die erfahren, daß Er treulich hilft. Buch der Weisheit 3, 9.

---

94. Der Sieg steht in Gottes Hand.

Kaiser Otto I., der Große genannt, bedachte immer, wenn er in den Krieg ziehen mußte, daß der Sieg nicht in der Menschen, sondern in Gottes Hand ruhe. Und wenn er seinen Kaiserschmuck zu Hause oder im Felde tragen mußte, bat er zuvor Gott um ein demüthiges Herz, damit er durch den Glanz der irdischen Pracht nicht verblendet, und übermüthig gemacht werde. Als bei der Belagerung von Breisach einige seiner Bundesgenossen ihn verließen, und nun auch seinem übrigen Volke der Muth entfiel, so redete er sie also an: „Warum seyd Ihr so verzagt? Vertrauet Gott, der kann und wird helfen. Der Sieg steht in Seiner Hand. Thut Ihr nur das Euere, so wird Gott auch das Seine bei uns thun.“ — So machte er den Soldaten wieder Muth, und erhielt den Sieg.

95. Eine feste Burg ist unser Gott.

Im unerschütterlichen Vertrauen auf Gott war D. M. Luther ein Held wie Wenige. Das ganze Reformationswerk, das er im Namen Gottes mit hohem Glaubensmuthe bei unabsehbaren Hindernissen übernahm, und mit ausdauernder Standhaftigkeit unter den größten Schwierigkeiten, Gefahren und Verfolgungen fortsetzte, gibt davon Zeugniß. Im Jahr 1521 befahl Kaiser Karl V., daß Luther nach Worms kommen solle, um über sich und seine Lehre eine Untersuchung anstellen zu lassen. Diese Reise war für Luther sehr gefährlich: indem seine Feinde

ihm nachstellten, und der päpstliche Bann ihn mit Schmach, Gefängniß und Tod bedrohte. Allein er antwortete auf die Frage: ob er der Berufung folgen werde? »Ich will mich, so viel an mir ist, eher krank hinführen lassen, wenn ich nicht gesund kommen kann. Denn es ist kein Zweifel, daß ich von Gott berufen werde, wenn mich der Kaiser beruft. Wollen sie in der Sache mit Gewalt handeln, wie es scheinet, so ist die Sache Gott zu befehlen. Der lebt und herrschet noch, welcher die drei Männer im Feuerofen erhalten hat. Will Er mich aber nicht erhalten, so ist es um meinen Kopf eine geringe Sache, wenn selbiger gegen Christum gehalten wird, der mit höchster Schmach, Jedermanns Aergerniß und Vieler Untergang getödtet worden ist. — Versehet euch zu mir alles, nur nicht, daß ich fliehe oder widerrufen werde. Denn ich kann keines ohne Gefahr der Gottseligkeit und Vieler Seligkeit thun.« — Als er in Weimar angekommen war, verbreitete sich das Gerücht, er sey bereits vom Kaiser verdammt. Da fragte ihn der kaiserliche Herold Kaspar Sturm, der ihn begleiten sollte: Herr Doktor, wollt ihr dennoch fortziehen? »Ja, unangesehen, daß man mich hätte in den Bann gethan, und das in allen Städten publicirt, so wollte ich doch fortziehen und mich an das Kaiserliche Geleit halten.« Unterwegs predigte er mit unerschrockenem Muthe zu Erfurt, Gotha und Eisenach; aller Orten lief ihm das Volk entgegen und wollte den Wundermann sehen, der so kühn war, sich wider den Papst und alle Welt, die denselben für einen Gott gehalten, zu setzen. Etliche trösteten ihn unterwegs sehr übel: weil so viele Kardinäle und Bischöfe auf dem Reichstage zu Worms wären, so würde man ihn allda flugs zu Pulver verbrennen, wie dem Huß zu Constanz geschehen. Aber denen antwortete Luther: »Und wenn sie gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis zum Himmel reicht, so will ich doch, weil es gefordert ist, im Namen des HErrn erscheinen, und dem Behemoth in sein Maul zwischen die großen Zähne

treten, und Christum bekennen und denselben walten lassen.« — Wie er nicht weit von Worms war, schickte ihm noch Spalatinus ein Schreiben und ließ ihn warnen, er solle nicht hereinkommen, noch sich in solche Gefährlichkeit begeben. Luther aber ließ ihm entbieten: »Wenn so viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, wollte ich doch hinein.«

Zwei Tage nach seiner Ankunft wurde er vor den Kaiser geführt; auf dem Wege dahin klopfte ihm der Kriegsheld Georg von Frondsberg im Vorbeigehen auf die Schulter mit den Worten: »Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster, auch in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, und sey nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen.« — Als er nun gefragt wurde, ob er seine vorliegenden Bücher als die seinigen anerkenne und den Inhalt derselben widerrufe? antwortete er freimüthig: »Zum Ersten kann ich nicht leugnen, und muß die genannten Bücher für die meinigen anerkennen. Was aber das Widerrufen betrifft, so ist das eine Frage vom Glauben und der Seligkeit und die das Wort Gottes angeht, welches der größte Schatz ist im Himmel und auf Erden. Deßhalb bitte ich von Kaisers Majestät demüthigst um Bedenkzeit.« Es wurde ihm Ein Tag verwilligt. An demselben haben ihn etliche beten gehört und sein Gebet nachgeschrieben, ohne daß er es wußte. »Allmächtiger, ewiger Gott, hörten sie ihn unter Anderm sagen, Du bist mein Gott, Du bist mein Gott! stehe mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit, thue es, Du mußt es thun, Du allein. Ist es doch nicht meine, sondern Deine Sache; habe ich doch für meine Person hier nichts zu schaffen, und mit diesen großen Herren der Welt zu thun. Wollt' ich doch auch wohl gute Tage haben, geruhig und unverworren seyn. Aber Dein ist die Sache, Herr, die gerecht und ewig ist, stehe mir bei, Du

treuer ewiger Gott! Ich verlasse mich auf keinen Menschen. O so stehe Du mir bei in dem Namen Deines lieben Sohnes Jesu Christi, der mein Schutz und Schirm seyn soll, ja meine veste Burg durch Kraft und Wirkung des heiligen Geistes. HErr, wo bleibst Du? Komm, komm, ich bin bereit, auch mein Leben drum zu lassen, geduldig wie ein Lämmlein. Denn gerecht ist die Sache und Dein, so will ich mich nicht absondern von Dir ewiglich. Das sey beschlossen in Deinem Namen. Die Welt muß mich wohl über mein Gewissen unbezwungen lassen, und wenn sie noch so voll Teufel wäre, und sollte mein Leib darüber zu Grunde gehen, so ist ja die Seele Dein, und gehört Dir zu, und bleibt dann bei Dir. Amen. Gott helfe mir. Amen.“ Wie er nun abermals vor den Kaiser geführt ward und am Schlusse der Verhandlung eine kurze Antwort geben sollte, ob er widerrufen wolle oder nicht? sprach er: „Es sey denn, daß ich mit klaren Sprüchen der Schrift oder festen unbeweglichen Beweisgründen überwunden und überzeugt werde, so kann ich nicht widerrufen; weil es weder wahr noch gerathen ist, etwas wider sein Gewissen zu thun: Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir.“

Einen andern Beweis seines starken Glaubens legte Luther ab, als 1516 die Pest zu Wittenberg ausbrach. „Die Pest ist da“ — schrieb er an einen seiner Freunde, den Augustiner Prior Johannes Lange zu Erfurt — „und fängt hier hart und plötzlich an, absonderlich an der lieben Jugend. Ihr rathet mir und M. Bartheln, daß ich mit euch soll fliehen. Ich hoffe, die Welt wird nicht einfallen, wenn gleich Bruder Martin stirbt. Nimmt die Pest überhand, so will ich die Brüder in alle Welt zerstreuen. Ich bin hieher gesetzt. Wegen meines Gehorsams darf ich nicht fliehen, bis es mir der Gehorsam, der mich hierher berufen, wiederum befiehlt. Nicht, daß ich mich vor dem Tod nicht fürchte, denn ich bin nicht der Apostel Paulus, sondern nur ein Leser desselben; aber ich hoffe, der HErr wird mich von meiner Furcht befreien.“

Daß aber derselbe Mann, der unter den schwersten Proben auf eine so ausgezeichnete Weise seinen Glauben bewährte, auch die menschliche Schwachheit zuweilen erfahren mußte, zeigt die folgende Geschichte: Einmal befand er sich in so großer Bekümmerniß, daß alles Ermahnen und Trösten seiner treuen Gattin nichts helfen wollte. Er war unterdessen einige Tage draußen über Land gewesen, aber immer noch in sich betrübt. Da kommt er zurück. Und was findet er? Die liebe Käthe sitzt mitten in der Stube, und hat ein schwarzes Trauerkleid an, ein schwarzes Tüchlein über und sieht gar traurig aus. Auch hat sie ein weißes Taschentuch in der Hand, das ist naß. Sie scheint geweint zu haben. Als nun Luther in sie dringt, und wissen will, warum sie so in Trauer sey, da hält sie erst zurück, bis sie endlich antwortet: „Siehe, lieber Martin, unser lieber Herrgott ist gestorben, und darum traure ich so." — Da lachte der gute Luther herzlich und freute sich über die Weisheit seiner Frau und sagte: „Du hast Recht, liebe Käthe, ich habe mich recht durch meinen Unmuth versündigt. That ich doch, als wenn kein Gott im Himmel wäre." Und er wurde nun wieder recht fröhlich und in seinem Gott vergnügt.

96. Gott lebet noch.

Wolfgang Musculus, der im Jahr 1563 als Professor der Theologie in Bern starb, trat in seinem Vaterlande Lothringen in den Benediktinerorden, wurde aber durch das Lesen der Schriften Luthers bewogen, sein Kloster zu verlassen und nach Straßburg zu gehen, wo ihm der Reformator Bucer anfänglich Unterhalt verschaffte, und wo er sich verheirathete. Nach einiger Zeit fiel es ihm aber schwer, durch die Wissenschaften für sich und seine Gattin Brod zu erwerben. Dessen ungeachtet ließ er keinen Kleinmuth in sich aufkommen, und um sich zu ernähren, lernte er die Weberkunst, und half auch einige Zeit als Taglöhner bei Straßburg Graben und Dämme

machen. Als er einst des Abends seine vollendete Arbeit ansah und überlegte, wo er sie den folgenden Morgen wieder anfangen wolle, erfuhr er die Wahrheit seines Wahlspruches: „Es lebt ein Gott im Himmel, der für Alles sorgt; die Ihm vertrauen, kann Er nie verlassen.“ — Seine Frau kam eilends mit der Nachricht zu ihm, daß er am folgenden Morgen bei dem Stadtbürgermeister erscheinen solle. Er gieng zu demselben, und erhielt den Ruf zu einer Dorfpfarre. Freudig nahm er denselben an, und dankte Gott, der für ihn gesorgt hatte. Er mußte aber um seiner Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe willen noch mancherlei Prüfungen erfahren, und sein Gehalt wurde durch feindselige katholische Geistliche, worunter besonders der damalige Bischof von Straßburg war, zurückgehalten. Indessen fand er an Reinhard v. Rotenburg einen großen Freund und Beschützer. Dieser setzte einst des Musculus Unerschrockenheit und Zuversicht zu Gott in der Noth folgenderweise auf die Probe. Er ritt in ganz unkenntlicher Kleidung mit einigen Reitern vor die Thüre der Dorfkirche, worin Musculus predigte, und ließ ihn unter vielen Drohungen herausrufen. Dieser, der nichts anders vermuthen konnte, als daß es der Bischof von Straßburg mit seinem Gefolge sey, bat nur, daß man ihn seine Predigt erst endigen lassen möchte, dann wolle er mit ihnen hingehen, wohin sie es verlangten. Sie erlaubten ihm dieses, und nun predigte er weiter fort mit einer solchen Gegenwart des Geistes, daß man auch nicht das geringste Zeichen von Furcht an ihm wahrnahm. In der gewissen Meinung, daß ihm eine große Lebensgefahr bevorstehe, ermahnte er am Schlusse der Predigt seine Gemeinde zum Glauben und zur Beständigkeit im Guten, und bat sie, für ihn zu beten. Alle Gemüther der in der Kirche anwesenden Zuhörer wurden von Furcht und Schrecken befallen, er aber gieng mit getrostem Muthe von der Kanzel, und ergab sich unerschrocken in die Gewalt derer, die er für seine Feinde hielt, fest

und entschlossen, für JEsu Christi Lehre, Glück und Leben aufzuopfern. Voll Verwunderung über seine Unerschrockenheit und Vertrauen auf Gott, entdeckte sich ihm hierauf Reinhard, umarmte und ermahnte ihn, Zeitlebens einen solchen christlichen Heldenmuth zu behaupten. Gott belohnte ihn auch für sein Vertrauen, erweckte ihm Wohlthäter, und führte ihn nach Straßburg, wo er die Stelle eines Diaconus erhielt.

97. Die Macht der Unmündigen.

Wie belebend für das Vertrauen auf Gott selbst Kleinigkeiten seyn können, wenn man sie mit frommer Seele und nach den Anweisungen JEsu zu nützen weiß, zeigt folgende Geschichte: Philipp Melanchthon, der ehrwürdige Freund und Gehülfe Luthers, war einst mit diesem und mit mehreren Gottesgelehrten zu Torgau versammelt, um bei den drohenden Gefahren, in welchen sich die kaum entstandene evangelische Kirche befand, Ueberlegungen anzustellen, und den Fürsten der protestantischen Partei Vorschläge zu ertheilen. Man hatte schon viel gesprochen, sich schon lange angestrengt, etwas Ersprießliches ausfindig zu machen, ohne zu einem Entschlusse zu kommen: als der ermüdete, fast trostlose Melanchthon auf einige Augenblicke herausgerufen wurde. Beim Zurückkehren in die Versammlung kam er zufälligerweise in ein Zimmer, wo er die Gattinnen dreier Prediger beisammen fand, die unter häuslichen Geschäften ihre kleinen Kinder Gebete zu Gott für die Erhaltung des Evangeliums lehrten. Mit inniger Rührung hörte der fromme Melanchthon das Rufen dieser Unmündigen; — und was war natürlicher, als daß ihm die Worte beifielen: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast Du Dir eine Macht zugerichtet.“ — Nun erhob sich aber auch sein niedergedrückter Geist, und mit fröhlicher Miene kam er in die Versammlung zu seinen bekümmerten Freunden zurück. Mit Verwunderung fragte Luther nach der Ursache dieser schnel-

len Veränderung. — „Laßt uns nicht zagen," — antwortete jetzt getrost Melanchthon, — „ich habe so eben die Streiter gesehen, die für uns kämpfen und unüberwindlich seyn werden; es sind unsere Kleinen, deren Rufen zu Gott ich jetzt gehört habe; und Gott wird, Gott kann sie nicht unerhört lassen!"

98. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.

Lange war der fromme englische Prediger Bernhard Gilpin den Nachstellungen seiner Feinde entgangen, die auf seinen Untergang lauerten, als er (1558) durch seine Freunde Nachricht erhielt, er sey bei dem Bischof in London verklagt; 32 Artikel voll schwerer Beschuldigungen habe man gegen ihn aufgesetzt, und er werde gefänglich eingezogen werden. Da ließ Gilpin seinen alten treuen Diener Wilhelm Airley rufen, dem er das Geschäft des Almosengebens und der Rechnungsführung übertragen hatte. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Endlich ist ihnen der Anschlag gelungen, ich bin vor dem Bischof verklagt. Gott vergebe ihnen ihre Bosheit, und verleihe mir Kraft, den Kampf zu bestehen!" Noch immer wollten ihn seine Freunde zur Flucht bewegen, aber er hielt sie für so unausführbar als unrecht, und erwartete ruhig, was da kommen würde. Er durfte nicht lange warten, nach wenigen Tagen kamen die Häscher, die ihn greifen sollten. Er empfieng sie mit dem gewohnten Wahlspruch: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen," und trat gelassen den Weg nach London an. Aber auf dem Wege zum Martertode bricht er den Schenkel. Wie er nun in den schrecklichsten Schmerzen da liegt, ruft ihm einer der Häscher spöttisch zu: „Muß dir etwa auch das zum Besten dienen?" — „Wie sollte ich daran zweifeln?" entgegnete Gilpin; und seine Hoffnung gieng auf eine unvermuthete Weise in Erfüllung. Während er nämlich in der Herberge an seinem Beinbruche

darnieder lag, starb die Königin Maria, Alle, die um des Glaubens willen gefangen waren, wurden frei, und mit ihnen auch Gilpin.

99. Mein Leben steht in Gottes Hand.

König Gustav Adolph von Schweden, ein Held wie im Krieg, so im Glauben an Gott, sagte beim Anfange eines seiner Feldzüge: „Jetzt bin ich zwar gesund, und mit meiner Sache steht es noch gut; aber ich gehe auf's Neue einem erbitterten Feinde entgegen, der mir auf alle Weise zu schaden, und mich und mein Kriegsheer zu vertilgen suchen wird. Vielleicht läßt es Gott zu, daß mir das Glück zuwider ist, daß ich meine Gesundheit oder gar mein Leben verliere. Aber ich scheue keine Noth noch Gefahr: ich bin vielmehr fest überzeugt, daß mir ohne Gottes gnädigen Willen nichts Widriges begegnen kann, und daß Alles, was mir in meinem Berufe widerfährt, wenn es auch, nach menschlichen Gedanken, das Unglücklichste und Aergste seyn oder scheinen sollte, mir doch zum Besten gereichen muß. Ja, ich will mich glücklich schätzen, wenn Christus mich würdig halten wird, daß ich zu Seiner Ehre etwas, es sey Unglück, Gefahr oder Tod, leiden möge.“ — Einst hatte ihn Gott sichtbar aus einer Lebensgefahr gerettet, denn hart neben ihm wurde der junge Markgraf von Baden, den er sehr liebte, durch eine Kanonenkugel getödtet, da baten ihn seine Generale, sich in Zukunft nicht so sehr der Gefahr auszusetzen; da an der Erhaltung seines Lebens so unaussprechlich viel gelegen wäre. Er antwortete ihnen aber: „der Tod des Markgrafen, dieses so hoffnungsvollen Prinzen, und die Kugel, die mir heute so nahe war, erinnern mich an meine Sterblichkeit, und daß ich den Unfällen des Kriegs ebenso unterworfen bin wie der geringste Soldat bei meiner Armee, und davon können mich weder meine königliche Geburt und Krone, noch meine Waffen und Siege befreien. Ich muß mich deßwegen dem Willen

Gottes und Seiner Fügung unterwerfen. Er wird, wenn Er mich auch von dieser Welt wegnehmen sollte, doch die gerechte Sache, die ich jetzt verfechte, nicht verlassen, und es wird Ihm etwas Leichtes seyn, einen Andern an meine Stelle zu erwecken, und mit Verstand, Tapferkeit und Glück auszurüsten, der diesem Kriege ein gutes Ende machen, die wahre evangelische Religion und deren Anhänger in vollkommene Sicherheit, und Deutschland in seine vorige Freiheit setzen wird."

100. Die bewährte Glaubenszuversicht.

Joh. Philipp Fresenius, ein frommer Pfarrer in Frankfurt a. M. (geb. 1705, gest. 1761), traf einst seine Mutter, die eine Wittwe war, in Verlegenheit um einen Thaler, den sie in einer Stunde nothwendig brauchte und nicht aufzutreiben wußte. Auch er konnte ihr in dem Augenblicke nicht aushelfen, sagte aber: „Mir scheint es nothwendig, daß Sie den Thaler bekommen, ich wende daher diese Sanduhr um, und versichere Sie, daß wenn der Thaler in der That nothwendig ist, er wirklich hier auf dem Tische liegen wird, ehe die Uhr abgelaufen ist. Liegt er nicht da, so wird uns Gott nach dieser Stunde überzeugen, daß er so nothwendig nicht war, als wir Beide meinten." — Die Sanduhr war kaum zur Hälfte abgelaufen, so kam ein Bote, der über 8 Stunden weit zu gehen hatte, und brachte einen Thaler, den Jemand Fresenius schuldig gewesen war. Dieser Thaler freute Mutter und Sohn mehr, als wenn sie ein großes Kapital erhalten hätten, und wurde ihnen zu einer wichtigen Denk- und Schaumünze der göttlichen Hülfe.

101. Der ruhige Schlaf des Gerechten.

Der Kirchenrath Schulz in Königsberg, einer der rechtschaffensten und würdigsten Theologen, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts immer mit unermüdeten Kräften am Bau des Reiches JEsu arbeitete, mußte manche

widrige Schicksale erfahren. Zu einer gewissen Zeit wurde er von den Studirenden sowohl als von dem Pöbel, der ihn gern an Leib und Leben angegriffen hätte, gleich stark gehaßt. Er aber stand als ein Fels in Ungewittern, sein Haupt in Sonnenstrahlen, ruhig, wie ein Engel, und nur dann beschäftigt, sich zu vertheidigen, wann es sein Gewissen und das Ansehen seines Amtes erforderten. Einst wurden bei dem Landtage von dem akademischen Senat schriftlich Klagen über ihn geführt, worin er mit den schwärzesten Farben als ein unruhiger Kopf, und seine wenigen Anhänger als die Nichtswürdigsten abgemalt wurden. Der Graf von D., der mit bei dem Landtage war, und also zuerst von der wider den Dr. Schulz eingegebenen Klage wußte, besuchte ihn in der Absicht, ihm zeitig davon Nachricht zu geben. Die Frau Doktorin kam ihm entgegen, und sagte, ihr Mann wäre eingeschlafen; indessen führte man den Grafen in die Stube. Er fand den Doktor ruhig schlafend, und sahe doch zugleich auf seinem Tische ein offenes Billet liegen, worin ihm schon Jemand die geschehene Anklage gemeldet hatte. Man konnte also schließen, daß er die Sache schon wußte, eine Sache, bei welcher es auf nichts Geringeres als auf seinen Untergang abgesehen war, und dennoch konnte er ruhig schlafen. Man wollte ihn aufwecken, damit der Graf mit ihm sprechen könnte; dieser aber verbat es, gönnte ihm seinen seligen Frieden unter den Flügeln des Allmächtigen, und gieng mit Erstaunen darüber weg.

102. Der geheilte Gichtbrüchige.

„Nun komme ich auf Etwas," erzählt J. J. Moser in seiner Lebensgeschichte, „welches verschiedeneren Urtheilen ausgesetzt seyn wird, als alles Andere in dieser ganzen Lebensgeschichte. Ich will es mit den Worten erzählen, wie ich es (unter anderen Merkwürdigkeiten meines Lebens) vor mehreren Jahren zur Nachricht meiner Nachkommen

aufgesetzt habe, nämlich: In Hohentwiel war ich am Hüftweh und an Gliederschmerzen erbärmlich krank, mußte mich unter dem einen Arm einer Krücke bedienen, und in der andern einen Stock halten, und konnte dennoch mit genauer Noth kaum einige Schritte weit vom Tische oder Bette kommen. An einem Morgen setzte ich mich also zu Tische, legte die Krücke und Stock auf denselben, las in der Bibel die Geschichte, wie Jesus den zu ihm gebrachten Gichtbrüchigen gesund gemacht, gab Ihm in meinem Herzen die Ehre, daß Er auch jetzo auf Seinem Thron eben dieses thun könne, wo Er Glauben antreffe, bat aber, in Ansehung meiner eigenen Person, weiter um nichts. Als es Essenszeit war, kam der Commandant, Herr General Roman, nebst dem Med. Dr. Aepli von Diesenhofen, gegen welche ich mich entschuldigte, daß ich sie weder an der Thüre empfienge, noch bis an dieselbige begleitete, weil ich außer Stand seye, es zu thun. Als Herr Dr. Aepli meine Krücke und Stock auf dem Tisch liegen sah, sagte er: »Ei behüte Gott! was für fürchtige Instrumente!« Ich versetzte: ich danke Gott, daß Er Holz habe wachsen lassen, welches mir nun so gute Dienste leistet. Als sie fort waren und ich an nichts dachte, stand ich auf und fand, daß ich im Stande war, frei zu stehen; ich gieng einen Schritt und konnte gehen, ich gieng etliche Schritte und konnte gehen; ich gieng das Zimmer ohne Krücke und Stock auf und ab, so lang ich wollte, und konnte gehen, und zwar ohne Schmerzen. Als der Herr Commandant zum Abendessen kam, empfieng ich ihn an der Thüre, und gieng mit ihm herum. Er erstaunte, und wußte nicht, was er daraus machen sollte, und ich hatte meine Ursachen, ihm das Vorhergegangene nicht zu sagen. Er meldete mir hernach, er habe es in seinen monatlichen Rapport an den Herzog gebracht, daß ich von meinen Gliederschmerzen auf eine unbegreifliche Weise plötzlich wiederhergestellt worden sey, und ich nahm nach meiner Befreiung zum dankbaren Angedenken gegen den lieben Gott die

Krücke mit mir freudig nach Hause, ohne daß ich die vom Medico verschriebene Arznei gebraucht hätte.«

»Es sind nun zwölf Jahre, daß dieses geschehen ist, und gleichwie hundert und tausend Menschen zeugen müssen und werden, daß ich bis auf solchen Tag heftig an Gliederschmerzen gelitten habe, so müssen und werden auch viele hundert und tausend Menschen zeugen, daß ich seither Gottlob! kein Gliederweh und Hüftschmerzen mehr habe; auch lebt der Herr General-Lieutenant von Roman noch, der am besten davon zeugen kann, und kein Pietist ist. — Nun zerbreche sich den Kopf weiter darüber, wer da will und wie er will!« —

103. Gott ist gut borgen.

Bei der großen Theurung in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde allen Bäckern eine Brodtaxe gemacht, bei der sie unmöglich bestehen konnten. Weil nun auch Christoph Handel in Oettingen seine Frucht zu theuer einkaufen mußte, und doch weder schlechtes Gewicht geben noch das Backen gar aufgeben wollte, so hatte er fortan Verlust bei seinem Handwerk. Nachdem ihm diese Sache viele Gedanken gemacht, kam er endlich darauf: er wolle von jetzt an dem Herrn JEsu backen, und fortmachen, koste es auch was es wolle. Zu dem Ende nahm er 100 fl. auf und kaufte auf's Neue Frucht. Als aber die Theurung zu Ende war, und er seine Rechnung machte, fand sich's, daß er auch diese 100 fl. völlig eingebüßt; doch er beruhigte sich mit dem Gedanken: Ich habe ja dem Heilande gebacken! Im darauf folgenden Sommer trugen die Bäume in seinem Garten ungewöhnlich viel Obst, und als er zusammenrechnete, was er hatte verkaufen können, so waren es gerade 100 fl.

104. Mit dem Maaß, damit ihr messet, soll euch gemessen werden.

Bei einer großen Theurung theilte der würtembergische Pfarrer J. F. Flattich Jedem, der kam und um Brod bat,

reichlich mit, was er hatte. An seinem kleinen, spärlich gedeckten Tische wurden durch Gottes Segen täglich Hungernde gesättigt. Eines Morgens kam seine schon erwachsene Tochter zu ihm und sagte: »Lieber Vater! es sind schon wieder arme Kinder da, die Brod haben wollen. Soll ich denn immer noch weggeben? Wir haben ja selbst keines mehr.« — »Wie,« sagte Flattich, »es ist gar kein Brod mehr im Hause?« — »Nur noch ein Restchen von dem gestern angeschnittenen Laib,« antwortete die Tochter, »und noch ein einziger ganzer. Aber das langt ja kaum bis morgen früh in den Haushalt, und Getreide ist gar nicht mehr da.« — »Ei,« sagte Flattich, »du hast noch einen ganzen Laib, und auch noch ein Restlein von einem, und sprichst schon, es sey kein Brod mehr da? Gehe nur, meine Tochter, und schneide den Kindern getrost herunter und so viel wie sonst. Steht es doch geschrieben: »»Siehe, des HErrn Auge siehet auf die, so Ihn fürchten, die auf Seine Güte hoffen: daß Er ihre Seele errette vom Tode, und ernähre sie in der Theurung. Unsere Seele harret auf den HErrn, Er ist unsere Hülfe und Schild.«« Seine Verheißung wird der HErr auch heute noch wahr machen.« — Die gute Tochter gieng und gab (denn das war ihre Freude) gerne. Aber bei jedem Stücke, das sie herunter schnitt, konnte sie sich kaum der Sorge erwehren, wo der Vater bei dem großen Mangel, der überall ist, Getreide auftreiben werde. Der aber saß ganz ruhig in seinem Zimmer bei seinen Arbeiten. Da kam eine reiche Nachbarin zu ihm und sprach: »Bei Ihnen wird wohl das Getreide, das Sie sich aufhoben, ziemlich zu Ende gehen. Denn mit Verwunderung habe ich oft gesehen, wie Sie mit Bettelleuten überlaufen werden, von denen Jeder in Ihrem Hause ein Stück Brod erhält. Darum hab' ich schon immer zu meinem Manne gesagt: »Mann, wir müssen für unsern Herrn Pfarrer einige Scheffel Getreide aufheben, denn bei dem wird's bald fehlen!« Wenn Sie nun Getreide brauchen, so schicken Sie nur und lassen es ho-

len, so viel Sie wollen. Und wenn Sie wieder einmal ernten, so geben Sie es uns wieder.« — Da dankte der Pfarrer der guten Nachbarsfrau herzlich und lobte den Namen seines Gottes. Das Getreide wurde geholt. Und Gott segnete den Vorrath, daß er ausreichte bis zur nahen reichen Ernte.

105. Das Mütterchen im Schnee.

Unweit Königswusterhausen in der Churmark Brandenburg lebte am Ende des vorigen Jahrhunderts ein altes Mütterchen, arm an zeitlichen Gütern, aber reich an Liebe zu Gott und zu den Menschen, denen sie, nach ihren geringen Kräften, half und diente. Als im J. 1786 ein großer Schnee fiel, war das kleine, einsam stehende Häuschen, worin sie wohnte, gleichsam verschneien, und der Weg dahin mit Schnee fast zugedeckt. Zum Glücke dachte die Frau des Amtmanns im Orte an die Noth dieser alten Frau, die sie kurz vorher durch einige Züge ihrer edlen Gesinnung kennen gelernt hatte, und befahl jetzt ihrem Bedienten, sich durch den Schnee einen Weg dahin zu schaufeln. Als dieser nun mit vieler Mühe bis an's Häuschen gelangt war, rief ihm diese Frau von dem Bette aus, auf dem sie lag, mit freudig-lächelnder Miene entgegen: »Nun erfahre ich, in Wahrheit, daß das Vertrauen auf Gott den Menschen nicht sinken läßt. Schon liege ich seit zwei Tagen von allen Menschen verlassen: aber zu Gott habe ich immer das Vertrauen gehabt, Er werde mich nicht verlassen noch versäumen; — und nun sendet Er mir Hülfe, da die Noth am größten ist.« — Sie bat hierauf den Bedienten, daß er ihr ein wenig Wasser holen möchte, um eine Mehlsuppe zur Fristung ihres Lebens bereiten zu können. Der Bediente half ihr treulich, und während sie die Suppe mit vielem Appetit verzehrte, erzählte sie ihm eine Geschichte aus dem ersten Jahre ihrer Ehe, worin sie, bei augenscheinlich großer Noth, besondere Hülfe und Segen von Gott erfahren

hatte, und endete mit dem Wunsche: „o wenn ich nur mein Vertrauen auf Gott jedem Menschen in's Herz legen könnte! denn es macht so ruhig und zufrieden wie sonst nichts in der Welt.“ — Hast du das auch schon erfahren?

106. Weg' hat Er allerwegen, an Mitteln fehlt's Ihm nicht.

Ein rechtschaffener Prediger zu Kleinern, einem unbedeutenden Dörfchen in dem Fürstenthum Waldeck, erfuhr mehrere besondere Beweise der göttlichen Vorsehung. Er war sehr arm, hatte sechs Kinder, und nicht mehr als 80 Thaler jährliche Besoldung; indessen lebte er bei seinem aus Haber- und Gersten-Mehl gebackenen Brode vergnügt, und nahm von seinen sehr armen Zuhörern nur selten die ihm zustehenden Gebühren. — Einst war er ohne Früchte, ohne Mehl und Geld, und hatte nur noch ein Brod, als ihm eine arme Wittwe klagte, daß sie schon seit 24 Stunden keinen Bissen Brod genossen habe. Sogleich gab ihr der mitleidige Mann die eine Hälfte seines noch übrigen Brodes, und überließ die andere Hälfte seiner Frau und seinen Kindern; er selbst aber gieng in den Garten, um seinen Hunger mit Kirschen zu stillen. Hier fand er zufälligerweise Gelegenheit, einem seiner Freunde in der Nachbarschaft ein Körbchen von diesen seinen Früchten zu schicken; und dieser, der gerade gutes frischgebackenes Brod im Hause hatte, sandte dem Prediger einige Laibe desselben zum Gruße zurück, weil er immer so schlechtes Brod essen müsse. — Als dieser Vorrath verzehrt war, dachte der redliche Mann, ein paar Thaler zu entlehnen, denn er hoffte, aus seiner schönen Winterfrucht 10 bis 12 Thaler lösen, und dann das Entlehnte wieder bezahlen zu können; allein des andern Tages ward die Saat vom Wilde gänzlich verderbt und abgefressen. Dessen ungeachtet verharrte er im Vertrauen auf Gott, und sah seiner Hülfe getrost entgegen. Jetzt

wollte er ein Füllen, das er hatte, an einen Juden für 11 Thaler verkaufen; da aber der Jude nicht so viel geben wollte, verstrich die Zeit, und der Prediger mußte in die Kirche. Indessen hatte sich das Füllen losgemacht, wollte über eine alte Mauer setzen und brach unglücklicherweise den Hals. Als der Prediger zurückkam, sagte er zu seiner bestürzten Frau und seinen Kindern: „wir sollen nicht auf den Acker und das Füllen unser Vertrauen setzen, der HErr wird selbst helfen!" Und gerade jetzt begehrte ihn eine Dame in der Nachbarschaft in einer gewissen Angelegenheit zu sprechen. Bei der Unterredung mit ihr kam die Rede auf ein gewisses Buch, und die Dame wunderte sich, daß der Pfarrer es nicht besitze; er bekannte aber offenherzig, daß er zu arm sey, um sich solches anschaffen zu können. Sogleich schenkte ihm die Dame 25 Thaler; und nun war der Verlust seines Getreides und Füllens ersetzt. Etlich und zwanzig Jahre blieb dieser würdige Mann in diesem armen Dörfchen, und erhielt nur kurz vor seinem Tode eine einträglichere Pfarre. — Wohl dem Menschen, der sich auf Gott verläßt!

107. Ist Gott nicht barmherziger als die Menschen?

Nicht weit von Düsseldorf lebte der Pfarrer H....., ein Geistlicher, der ein Mann war von felsenfestem Glauben und grenzenlosem Vertrauen auf des himmlischen Vaters Hülfe. Eine kleine Gemeine hätte gerne einen eigenen Seelsorger gehabt; aber sie konnte demselben keine hinreichende Besoldung geben, und sein Unterhalt mußte hauptsächlich von der freiwilligen Unterstützung der Wohlhabenden abhängen. Gewiß für den Seelsorger, der sich dieses Namens werth bezeigen will, eine schwere Lage. Diese Stelle wurde dem trefflichen Magister angeboten; und er, der in Allem, was ihm begegnete, Gottes Hand sah, machte sich alsbald auf den Weg. Unterwegs gesellte sich ein Bekannter zu ihm, ein vermöglicher Landmann aus der Nachbarschaft, und fragte den Magister, wo er hin

wollte. »Nach D...., sagte er, wohin ich als Seelsorger berufen bin.« — »Wie?« rief sein Begleiter, »nach D...., um dort Hungers zu sterben?« — »Lassen wir das gut seyn,« sprach mit ruhigem Lächeln der Glaubensmann, und fieng an, von andern Dingen zu reden. Auf einmal wendet er sich folgendermaaßen an den Bauern: »Ich muß Euch doch etwas sagen, das mir recht leid thut um Euch. Bisher habe ich Euch immer für einen rechtlichen Mann gehalten, und nun muß ich hören, daß Ihr Euren Taglöhnern und Dienstboten, welche den ganzen Tag für Euch arbeiten, nicht einmal satt zu essen gebt.« — »Was?« fuhr der Landmann heftig heraus, »ich gebe meinen Leuten nicht genug Speise? Wer mir so Etwas nachredet — —.« »Nur gemach,« fiel ihm der Pfarrer besänftigend in die Rede, »so bös ist's gar nicht gemeint. Ich hab' Euch nur darauf hinzeigen wollen, daß der liebe Gott sicherlich nicht schlechter ist als Ihr. Wenn ich in Seinem Dienste treulich arbeite, so wird Er mich gewiß nicht verhungern lassen.« Das war des Mannes Glaube, und auf diesem blieb er fest bis in Tod. Und die Stürme des Lebens und seine viele Noth konnte dieses sein festes Gebäude nicht bewegen; denn es war auf den Fels gegründet.

108. Ihr seyd besser denn viele Sperlinge.

Ein armer, schwer mit Sorgen belasteter Mann wurde eines Tages mit einem Briefe zum Oberforstmeister v. Sch. in U. geschickt. Da er gerade nach dem Mittagessen daselbst ankam, war der Herr Oberforstmeister sehr freundlich und herablassend gegen ihn, befahl seiner Köchin, dem Manne ein Glas Wein und ein Brod zu bringen, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein; da erheiterte sich die düstere Gemüthsstimmung des Mannes, der an dem gewesen war, sich von Gott und Menschen verlassen zu glauben, und als er vollends hörte, wie der Herr Oberforstmeister seine Köchin fragte: »Ei, hat der eingesperrte Hahn

auch schon etwas gehabt?« — da durchleuchtete der tröstliche Gedanke seine Seele: So dieser reiche und vornehme Herr um das Futter des eingesperrten Hahns sich bekümmert, wie viel mehr wird der gütige Gott um dich armen, bedrückten Mann sich bekümmern, der du doch ein Mensch bist? Spricht er doch selbst: Fürchtet euch nicht, ihr seyd besser denn viele Sperlinge. Matth. 10, 29.

109. Kinderglaube.

Bald nach einem entsetzlichen Nordwest-Sturme lief ein Schiff in den Hafen von Tönningen ein, das ganz entsegelt, entmastet, und alles nöthigen Schiffgeräthes beraubt war. Der Schiffer, ein Norweger, hatte auf seinem Schiffe eine Frau mit zwei Knäblein, deren eines sieben, das andere vier Jahre alt war. Sie wollten nach Holland, wurden aber verschlagen, und kamen halb todt und von den Wellen aller ihrer Kleider und Wäsche beraubt in diesem Hafen an. Als der Schiffer mit seinen Reisenden austrat, wies er vor allen Umstehenden auf den siebenjährigen Knaben hin, und sagte: »Dieses Kind hat mein Schiff gerettet. Denn als der Sturm heftig und die Gefahr groß ward, sagte ich: Unser Herr Gott ist todt! worauf der Knabe antwortete: »»Nein, nicht todt, sondern Er schläft nur; Er wird wohl aufwachen!«« — Der Sturm warf darauf das Schiff um, daß es mehr unter als über dem Wasser gieng, und ich Alle ermahnte, daß sie sich zum Sterben fertig machen sollten; denn hier sey ihr Grab. Der Knabe antwortete: »»Nein, so weit ist es noch nicht, der HErr JEsus ist noch im Schiffe.«« Gleich darauf warf eine Welle das Schiff plötzlich wieder herum, und gerade auf die Höhe in's Wasser, und es ward in die Eider und in den Tönningischen Hafen hineingetrieben.«

110. Die Unbegnügsamkeit.

J. P. Diederichs in Elberfeld befand sich einmal in einer innern Niedergeschlagenheit und Dürre. Da

kam eines Morgens eine Bettelfrau an seine Hausthüre, jammerte, klagte Hunger und bat um Brod. Dem alten Diedrichs schien es, während die Frau ihre Schürze an den Zipfeln emporhielt, als ob Etwas darin läge, und siehe da, die Schürze war mit Brod mehr als zur Hälfte angefüllt. Diese Entdeckung beschämte natürlich die Bettlerin sehr, aber noch mehr fühlte er sich selbst beschämt, denn es fiel ihm sein eigenes Klagen über innern Mangel ein; er habe Brod die Fülle, nur verberge er's sich selbst, er habe die zahllosen Verheißungen und dürfe nur zugreifen. Er griff nun sogleich im Glauben zu, und erquickte seine verschmachtete Seele.

111. Laß meine Hoffnung auf Dich nicht zu Schanden werden, o HErr!

Anna Elisabetha Reimann, Gattin des Missionars Benjamin Kohlmeister zu Okak auf Labrador, mußte im Jahre 1816 eine schwere Glaubensprobe erstehen. Ihr Gatte erhielt noch im Spätjahr bei bereits eingebrochener, stürmischer Witterung den Auftrag, in Begleitung einiger Andern eine Seereise nach Nain zu machen. Diese Reise konnte sonst bei günstigem Wind in anderthalb Tagen zurückgelegt werden; aber bereits waren 17 Tage verflossen und die bekümmerte Gattin blickte noch immer vergebens nach der See, ob das Boot sich noch nicht erblicken lasse, das ihren Mann zurückbringen sollte; da trat eines Tages ein getaufter Eskimo zu ihr in die Stube und sagte: „Elisabeth, wir Männer haben eben zusammen gesagt, du wirst den Benjamin nicht mehr sehen; denn nach den Stürmen, welche die Zeit her gewesen sind, können sie nicht vor dem hohen Kiklapaitlande in die offene See vorbeigekommen seyn, sondern sind gewiß alle in der See begraben.“ Elisabeth aber gedachte daran, was der HErr an eben diesem Tage, es war der 17. Oktober, vor 14 Jahren für ein Wunder der Barmherzigkeit an ihrem Manne gethan hatte, indem Er ihn, nachdem er bereits zwei Tage

im Schneegestöber umhergeirrt, von einem Eskimo hatte wieder aufgefunden und errettet werden lassen, und antwortete mit freudiger Glaubenszuversicht: Es ist nicht also, daß mein Benjamin umgekommen wäre, heute noch werde ich ihn wieder sehen! Der Mann hieng den Kopf und gieng. Inzwischen kam der Abend heran, und Elisabeth gieng einmal über das andere zur Stube hinaus, um zu schauen, ob sich noch kein Boot auf der See zeige. Aber es wurde Nacht und kam noch immer kein Boot, dazu bedeckte sich das Meer bei eingetretener Windstille immer dichter mit Eis. Elisabeth weinte, warf sich auf ihre Kniee nieder und betete: Ach, Herr um Deines Namens willen, laß mich doch mit meiner Hoffnung vor dem Eskimo nicht zu Schanden werden. Bald darauf hört sie Flintenschüsse und den Ruf: das Boot kommt! Da kommt auch jener Eskimo wieder, und ruft ihr entgegen: Elisabeth, dein Glaube ist groß; dein Benjamin kommt, vergib mir, daß ich dich so geängstiget habe.

VIII.

Ergebung in Gottes Willen.

Geduld ist euch Noth, daß ihr den Willen Gottes thut und die Verheißung empfahet. Ebr. 10, 36.

---

112. Gehe hin und thue deßgleichen.

Epiktet, ein griechischer Philosoph, sagt in irgend einer Stelle, wo er von der göttlichen Vorsehung spricht: »Erhebe dein Auge mit Zuversicht zu Gott, und sage: von nun an, o HErr! mache es mit mir, wie Du willst! was

Du willst, will auch ich; ich weigere mich keines Dinges, das Dir gut scheint. Lege mir Lasten auf, welche Du willst; kleide mich, wie Du willst; stelle mich in ein öffentliches Amt, oder laß mich wie ein Privatmann leben; laß mich in meinem Vaterlande wohnen, oder aus demselben verbannt werden; gib mir Reichthum, oder laß mich mit Armuth kämpfen — für alles dieses will ich Dich vor den Menschen rechtfertigen. Tadeln sie, was Du über mich verhängst, und nennen es ein grausames Schicksal, so will ich die Schutzrede für Dich machen und Deine Wege rechtfertigen, daß Alles, was Du thust, das Beste für mich sey.“ —

113. Er mache es mit mir, wie es Ihm gefällt.

Die Regierung des Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig fiel in die Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Sein Land war mit Kaiserlichen Truppen besetzt; am Reichskammergericht zu Speier verlor er einen Prozeß nach dem andern, und das vom Kaiser Ferdinand II. im Reich publicirte und mit Gewalt der Waffen vollzogene Restitutionsedikt (nach welchem die von evangelischen Fürsten nach der Reformation ihrer Länder eingezogenen Kirchengüter wieder herausgegeben werden sollten) bedrohte ihn mit dem Verlust eines namhaften Theils seiner Lande. Von seiner in dieser Lage bewiesenen Fassung meldet sein Leichenredner: »Durch solche widrige Schicksale ward das Gemüth des Herzogs sehr gebeugt. Denn als er einst im Jahre 1629 am 11. September seinen Hofprediger Juckermann die Worte Davids, 2 Sam. 15, 25. 26. »Werde ich Gnade finden vor dem HErrn, so wird Er mich wieder holen; spricht Er aber: Ich habe nicht Lust zu dir, siehe, hier bin ich, Er mache es mit mir, wie es Ihm gefällt!“ abhandeln gehört, hat er alsbald nach der Predigt an ihn geschrieben: er hätte heut einen solchen Trost aus seiner Predigt geschöpft; daß, so es Gottes Wille wäre, ihm das Land, und auch die damalige Festung Wolfenbüttel, nicht

länger zu gönnen, er wollte wohl zufrieden seyn; und sollte ihm das Land zur Seligkeit schaden, so begehre er es nicht, sondern wolle sein Gemüth zum ewigen Gut setzen.«

114. Das beste Mittel gegen die Leiden.

Als man gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts in Frankreich unter der Regierung Ludwig XIV. die Protestanten mit unglaublicher Härte verfolgte, traf dieß traurige Schicksal, unter vielen andern vortrefflichen Männern, auch den Advokaten Isaak le Febvre (le Febb'er), einen Mann, der aus einer der angesehensten Familien des Reiches abstammte, und nach seiner eigenen Versicherung in so glücklichen Umständen sich befand, daß ihm kaum noch etwas zu wünschen übrig blieb. Dieser Unglückliche mußte 16 Jahre in Gefängnissen und auf Galeeren die schrecklichste Mißhandlung, um seines Glaubens willen, erdulden. Mehr als zehn Jahre lang wurde er in einem Gewölbe der St. Johann-Schanze zu Marseille, die ehedem als Pferdestall gebraucht worden war, seither aber, weil sie zu feucht und folglich ungesund für die Pferde gewesen, wüste gestanden hatte, eingesperrt gehalten. Es war ihm nicht mehr Licht vergönnt, als so viel durch eine mit Gittern versehene Thüre in das Gewölbe fiel. Ueberdieß hatte er hier den widrigsten Geruch auszustehen, und Alles vermoderte und verschimmelte daselbst. Als man den le Febvre hieher brachte, nahm man ihm selbst das einzige Buch, das er bisher noch gehabt hatte. Die Speisen und Getränke, die ihm gereicht wurden, waren voll Unrath, unerachtet er sie selbst bezahlen mußte. Oft hatte er weder Wäsche noch Kleider, und eben so wenig eine Matratze oder Decke. Verschiedene Personen, die ihm aus Mitleiden nur einige kleine Gefälligkeiten erwiesen hatten, wurden zum Tode verdammt und gehängt, ungeachtet man ihre Unschuld und Redlichkeit kannte. Kein Wunder war es, daß bei diesen harten und unmenschlichen Begegnungen seine Gesundheit aufs Empfindlichste litt. Er be-

kam einen Fluß an den Zähnen, große Nierenschmerzen, Schnupfen, Durchlauf, verschiedene Fieber und mehrere andere schwere Krankheiten. Nichts aber konnte seinen Glauben wankend machen, nichts seine Geduld, welche im Vertrauen auf Gottes Vorsehung und im Gebete Nahrung fand, erschüttern. »Ich setze« — schrieb er an einen seiner Freunde — »allen meinen Leiden den Willen Gottes entgegen. Wenn Armuth, Krankheiten, Schmerzen und Gefängnisse die Mittel sind, deren Gott sich bedienen will, mich noch mehr zu läutern und selig zu machen, warum sollte ich dieselben verwerfen? Ich werde mit Freuden sterben, wenn es Gott gefällt, mich abzurufen. Mein Schicksal ist zwar hart; allein, wenn mich Gott auch einen schmerzvollen Tod leiden lassen sollte, so will ich Ihn dennoch loben, so lange ich hier bin.« In diesen vortrefflichen und seligen Gesinnungen verharrte er bis an sein Ende, welches in dem obgedachten harten Gefängnisse im Jahre 1700, in der Nacht zwischen dem 13. und 14. Junius, erfolgte.

115. Das gesegnete Leidensjahr.

Für einen Menschen, der ein zartes Gefühl für Ehre mit großmüthiger Menschenliebe verbindet, gibt es kaum ein drückenderes Leiden als das Zurückkommen in seinem Vermögenszustande, wodurch ihm seine Hände zum Wohlthun gebunden werden, und er sogar sich selbst, wenn auch nur zum Theil, von Andern abhängig sieht. Nur der christlich-kindliche Sinn kann sich in einer solchen Lage auf eine würdige Weise zurechthelfen; und er hilft sich nicht mit leeren Worten von Vertrauen auf Gott, sondern mit wirklichem Vertrauen, das sich mit eigener, reger Thätigkeit auf die schönste Weise vereinigt. Diesen edlen Sinn bewährte vor einigen Jahren ein Privatmann Namens K . . . in einer der ersten Städte der Schweiz. Schon von Jugend auf befand er sich in sehr glücklichen Umständen. Nach seinem Stande verdiente sein Loos beinahe

glänzend zu heißen. Sein äußeres Glück beruhte auf einer Handlung, die zwar nicht sein war, und er konnte zum besseren oder schlechteren Gange derselben nichts beitragen, aber sein ganzes Vermögen lag darin. K . . . führte ein Leben, das beinahe beneidenswerth war; seine Kinder, seine Freunde und die Armen waren seine Welt, in welcher zu nützen, zu erfreuen und wohlzuthun sein Leben war. Die gute Erziehung seiner Familie, die Unterstützung der Armen, welche von ihm mit der liebevollsten Sorgfalt aufgesucht wurden, und die Erfreuung seiner Freunde, kurz das, was mit dem Genusse reiner häuslicher Glückseligkeit verbunden ist, war das einzige Vergnügen, das er sich mit seinem Gelde schaffte. In allen andern Rücksichten war er immer ein Muster der Eingezogenheit. Nach Verlauf mehrerer Jahre fieng die Handlung, in welcher er sein Vermögen stehen hatte, an zu sinken, was ihm anfangs verheimlicht wurde, und sein Verlust war schon beträchtlich, ehe er es nur inne ward. Sobald er aber den großen Verlust, der ihn betroffen, erfuhr, und die Verminderung seiner Einkünfte eintrat, so faßte er sich mit ergebenem Sinne. Nicht nur ertrug er diesen Schlag mit bewundernswürdiger Gottergebenheit, nicht nur erwartete er mit hoffnungsvollem Vertrauen, daß Gott ihm das Nöthige nicht versagen werde, sondern er lernte auch, mit Gelassenheit seinem so gerne gebenden und erfreuenden Herzen Gewalt anthun. K..., sonst immer gewohnt, tief zu greifen, wenn es galt, Andern Freude zu machen, konnte freilich auch jetzt diesen Trieb nicht unterdrücken. — Aber er lernte nun, auf solches Freudemachen zu sinnen, was nicht Geld kostete, damit er wenigstens denen nichts entziehe, für die zu sorgen er die nächste Pflicht hatte. Weit entfernt, an jener Klippe zu scheitern, welche manchmal auch Frommen gefährlich wird, daß sie nämlich in eine Art von Unthätigkeit gerathen, weil sie denken, daß Gott ihnen außerordentliche Auswege zeigen müsse, und dann die kleinen, ihnen nahe liegenden Fußsteige zu ihrer Rettung übersehen, — merkte er darauf, was wohl

der Wink des Vaters im Himmel seyn möge, daß er thun solle. Ein kleiner Erwerb öffnete sich ihm, und ungeachtet derselbe mit einer ihm ganz fremden Art Mühe verbunden war, arbeitete er sich mit seltener Treue hinein und der Segen Gottes blieb nicht aus. Und am Schlusse jenes für seine äußeren Umstände so unglücklichen Jahres schrieb er einem Freunde: „Ja, so habe ich Gott noch nie gedankt wie jetzt. Bis hieher hat mir Gott geholfen und mich, das allerschwächste seiner Kinder, durch dieß heiße Leidensjahr so väterlich hindurch getragen. Auch die Leiden, durch welche Er mich läuterte, waren nichts als Segen und Wohlthat. Nur mein Eigenwille, der nicht immer gern wollte, was Gott wollte, füllte bisweilen mein Auge mit Thränen, — aber der HErr war langmüthig und gnädig. Er vergab, und führte mich dennoch, wie es Ihm wohlgefiel.“

116. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil.

„Vor mehreren Jahren“ — so erzählt eine edle Dame von ächt-christlicher Gesinnung — „hatte ich hier in E . . . die große Freude, einen dem Ansehen nach recht elenden armen Kranken kennen zu lernen, den ich in einem Zustande des Leidens erblickte, den ich mir kaum größer hätte denken können. Es war ein armer Leineweber, mit Namen S . . ., der hier lebte, und den das Unglück traf, den Krebs in's Gesicht zu bekommen. So lange er's vermochte, arbeitete er mit aller Treue, um sich und den Seinen, einer Frau und einem noch jungen Kinde, das Brod zu verdienen. Erst als dieses nicht mehr möglich war, machte er diejenigen, welche bei ihm hatten arbeiten lassen, mit seiner Noth bekannt. Sein Leiden ertrug er dabei still und mit der ausgezeichnetsten Gelassenheit und Ergebung. Von ungefähr kam er auch mir vor Augen,

wo ich ihm sagte, er möchte künftig aus unserem Hause sich eine kleine Gabe holen. Er dankte aber ganz bescheiden und meinte, er hätte genug an dem, was er von denen erhalte, die ehemals bei ihm hätten arbeiten lassen. Ich mußte ihn recht dringend nöthigen, auch meine Gabe anzunehmen, da ich wohl wußte, wie sehr er ihrer bedurfte. Endlich nahm sein Uebel in solchem Maaße zu, daß er nicht mehr ausgehen konnte, sondern das Bett zu hüten genöthigt war. Da er sich solchergestalt bei mir nicht weiter sehen ließ, so schickte ich ihm die kleine Gabe durch eine Frau, seine Nachbarin, zu, die dieß Geschäft, aus Mitleid mit dem Armen, Anfangs gern übernahm. Doch endlich wollte sie nicht mehr zu ihm gehen, weil ihr der Anblick des Kranken gar zu entsetzlich und der Geruch in seinem elenden Zimmer gar zu widerlich sey. So hatte der Arme, Höchstbedauernswürdige einige Wochen nichts von uns erhalten, denn nie schickte er seine Frau zu uns, welche vielmehr durch Arbeit außer dem Hause das Allernöthigste zu verdienen suchen mußte. Jetzt wollte ich mit meinen Schwestern auf einen Monat verreisen. Ich gieng deßhalb mit einer derselben zuvor zu unserem Kranken, um ihm die rückständige Gabe zu bringen, und vielleicht sonst noch etwas zu seiner Erquickung zu thun. Ich trat in die Stube des Kranken; aber ach! welch ein Anblick von Jammer und Noth! nie hatte ich je dergleichen gesehen. Da lag der Unglückliche mit einem viel schrecklichern Gesichte als das eines Skelets. Augen, Nase und ein Theil des Mundes waren weggefressen. Ich schauderte zurück. — Doch, was sah, was hörte ich von diesem Lager des Elendes? Daß keine Noth der Seele schaden kann, welche sicher in Gottes Händen ruht. — Ich redete den armen Dulder mit dem Gefühle des innigsten Mitleids an, und beklagte ihn herzlich. Als er meine Stimme hörte, reichte er mir freudenvoll die Hand, und mit Inbrunst des Geistes sagte er: wie er hier liege, schmecke und sehe er nur die Freundlichkeit seines Gottes und Heilandes. „Gott

ist meine Zuversicht und Stärke, meine Hilfe in den großen Nöthen, die mich getroffen haben.« So gieng sein Mund über von lauter Lob- und Dankſprüchen, die der Geist Gottes zu seiner Labung und Stärkung für ihn auserlesen hatte. Auf meine in Absicht seiner leiblichen Noth an ihn gerichteten Fragen antwortete er, daß all' sein Leiden leicht und nicht werth sey der Herrlichkeit, die nun bald an ihm soll offenbar werden, und gieng gleich wieder auf's Lob Gottes über. Und als ich mich erkundigte, ob ihn kein Prediger besuche, antwortete er: »Ach nein! wie könnte ich auch das einem zumuthen! Und überdieß ist der Geist Gottes so geschäftig an meiner Seele, daß ich keines menschlichen Trostes bedarf. Noch ist mir nie die Zeit auf meinem Krankenlager zu lang geworden.« Und nun sagte er mir ein von ihm selbst gemachtes Lied vor, das ganz passend auf seine Umstände war, und sang nachher mit sichtbarer Freude mehrere Verse desselben. Sehr gern hätte ich mir dasselbe zum Gedächtnisse der großen Wunder Gottes an dem frommen Dulder, zum Nachschreiben vorsagen lassen, allein für dieß Mal war die Zeit zu kurz, und als ich von der Reise zurückkam, war er aufgenommen zu den Sängern der himmlischen Schaaren:

Wo nicht mehr die Streiter ringen,
Wo sie Siegeslieder singen.

117. Der Dank in den Mitternachtsstunden.

»Eine Bauersfrau, in der Gegend des Bielersees,« — so schreibt Meiners in seinen »Briefen über die Schweiz« — »gab mir ein Beispiel von Standhaftigkeit und Ergebung in die Führungen der Vorsehung, das wirkliches Erstaunen bei mir erregte. Als ich mich der Hausthüre näherte, erblickte ich vor dem Ofen am Fenster eine alte Frau mit einem kränklichen, aber interessanten, heiteren Gesichte, die mit großer Begierde Kirschen aß. Meine Fragen und ihre Antworten führten uns allmälig zu einem

Gespräche über ihren Zustand, indem ihr ganzer Körper zeigte, daß sie vor Kurzem krank gewesen war. Sie erzählte mir, daß sie seit dem letzten Herbste die Wassersucht, und fünf beinahe tödtliche Anfälle von dieser Krankheit gehabt habe. Bei der letzten Rückkehr derselben habe sie fünf Wochen hintereinander in dem Stuhle, worin sie jetzt sitze, ohne Schlaf und Essen unter unaussprechlichen Beängstigungen zugebracht, allein sie preise Gott dafür, daß sie niemals von dem Zutrauen zu Ihm und von der Geduld im Leiden verlassen worden. Vielmehr habe sie in den Stunden der Mitternacht, wenn ihr Mann und ihre Töchter geschlafen, für die Wohlfahrt dieser theuern Menschen gebetet, und dem lieben Gott für alle die unzähligen Freuden gedankt, die Er ihr in einem langen glücklichen Leben geschenkt habe. Ungeachtet jetzt Schlaf und Appetit zurückgekehrt seyen, so wäre sie doch jeden Augenblick bereit, aus dieser Welt zu scheiden, wenn der HErr des Lebens sie abfordern wolle."

118. Die Liebe duldet Alles.

„Lange Jahre" — sagt der unlängst entschlafene Antistes Geßner zu Zürich in seinen „christlichen Unterhaltungen für Leidende" — „war eine mannigfach leidende und sehr arme, aber in noch höherem Grade als dieß beides fromme, und in ihrer Frömmigkeit sehr einfache Person der Gegenstand meiner lernenden Beobachtung und jeder meiner Besuche bei ihr wahre Erbauung für mich. So lange sie gesund war, stand sie in einem Dienste, den sie mit musterhafter Treue versah. Ihr kleiner verwachsener Körper wurde bald zu schwach, schwerere Arbeit zu verrichten, und, ich weiß nicht was für ein Zufall hatte die Bänder ihres einen Hüftgelenkes so locker gemacht, daß sie beinahe keine Festigkeit mehr hatten. Dennoch konnte sie noch ausgehen, und ihr liebster, am öftesten betretener Weg war der zur Kirche. Ohne in ihrer frühen Jugend eine andere als die gewöhnliche Bildung erhalten

zu haben, war sie bloß durch Umgang mit verständigen Personen, durch Lesung sehr wohlgewählter Schriften, und durch Besuch guter Predigten wirklich merkwürdig gebildet worden. In ihrem guten, beinahe einzig der Religion geheiligten Gedächtnisse bewahrte sie einen köstlichen Schatz von Bibelsprüchen und christlichen Liedern. Sie gehörte zu keiner besondern Religionspartei, keiner Art religiöser Gesellschaft, sondern sie hatte bloß das einfache Evangelium im Herzen, und mit ihrem gesunden Verstande recht wohl verdaut.«

»Sie hatte nun ihren eigenen kleinen Haushalt; ein sehr kleines Stübchen war ihre Wohnung; ihr Bett, ein Tischchen und zwei Stühle waren all ihr Geräthe; ein Spinnrad ihr fleißig gebrauchtes Werkzeug; und das N. Testament sammt einigen religiösen Büchern ihre Unterhaltung in Feierstunden. So lange sie konnte, erwarb sie sich mit fleißigem Spinnen die dringende Nothdurft. Sparsamkeit, ein weises Zurathehalten des Geringsten, und eine Genügsamkeit, wie ich sie nur selten vereinigt sah, machten ihr ärmliches Leben glücklich. Nun mehrten sich nach und nach ihre Beschwerden und Schmerzen, mit diesen auch ihre Armuth, denn sie konnte nun erst wenig, dann nichts mehr erwerben. Menschenfreundliche Güte unterstützte sie, und die Unterstützung wurde durch die obengenannten Tugenden und den Segen von Gott gekrönt. Sie wurde elender, und nun glaubte sie ihre Lage zu erleichtern, wenn sie zu einer andern Haushaltung einzöge, um doch nicht ganz allein und verlassen zu seyn. Allein bald fühlte sie den Mangel ihres ungestörten Friedens und ihrer Gebetsstille weit tiefer, als vorher den Mangel auch der nöthigsten Pflege. Deßhalb kehrte sie in Gottes Namen nach ungefähr Jahresfrist wieder in ihr kleines einsames Stübchen zurück. Konnte sie das Bett verlassen, so that sie es — und jeden Mittag wankte sie, an den Wänden sich haltend, zur Thüre hinaus in ihre kleine Küche, kochte sich ihre Suppe, machte des Winters Feuer

in den Ofen, vom Mittag bis Abend wurde der Rest des Süppchens warm erhalten, und am Abend mit mehr Dank gegen Gott genossen, als je eine reiche Mahlzeit verzehrt zu werden pflegt. Einige Freundinnen, die sie von Zeit zu Zeit besuchten, machten ihr das Bett zurecht. So gieng's, bis auch dieß nicht mehr gehen konnte, dann sorgte der liebe Gott auch wieder für sie. Eine brave jüngere Base zog zu ihr ein, und übernahm neben ihrer Händearbeit, womit sie ihr Auskommen erwarb, die tägliche und besonders nächtliche Pflege der armen Alten."

„Demuth, tiefes Gefühl der eigenen Armuth und der Größe und Güte Gottes durchdrang ihre ganze Seele. Ihr kam nie ein Sinn daran, daß ihre Geduld, ihre Zufriedenheit und Frömmigkeit ihr vor Gott und Menschen einen Werth geben könnte. „„O der liebe himmlische Vater ist so gut;"" — sagte sie oft — „„wenn's mit meinen Schmerzen so arg wird, daß ich's nicht mehr tragen mag, so sendet Er mir wieder Erleichterung. Er ist so gut und gnädig!"" Ich habe sie in den mannigfaltigsten Leidenslagen, unter großen Schmerzen, so daß sie oft Tage lang nicht ruhig liegen konnte, beobachtet, aber nie an ihr eine andere Miene gesehen als die der kindlich-ruhigen Zufriedenheit, des herzlichen Dankes und der hohen Freude über jedes Wort Gottes, unsers HErrn, das ihr zugesprochen, oder von ihr war ausgesprochen worden. Mit einer Einfachheit, die wenig ihres Gleichen findet, hielt sie an Gott. Ihr Vertrauen war so kindlich, und so weit entfernt von allem Künstlichen und Ueberspannten, war nicht Sache der Lippen, sondern reine Sache des Herzens. Ihre Frömmigkeit und ihre Liebe äußerte sich weder in schönen geschmückten Worten, noch im bloßen Festhalten an einzelnen Ausdrücken, sondern sie war reine Einfalt, daher auch ihr Urtheil über Andere immer mild und freundlich. Wie wenig hast du, edle, nun vollendete Seele, daran gedacht, daß du in der schlichten Einfalt deiner unbekannten Verborgenheit, deiner anmaßungslosen Demuth gerade eine

lebendige Predigt, ein schön geprägter Ausdruck dessen warst, was Paulus sagt: »»Die Liebe blähet sich nicht auf, sie ist nicht ungeberdig, sie sucht nicht das Ihrige, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden, sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sie freut sich aber über die Wahrheit, sie verträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles.««

»Oft hatte sie in den letzten Jahren heftige Anfälle, von denen sie glaubte und hoffte, daß sie dadurch zum Ziele geführt werden sollte, und doch erreichte sie immer das Ziel nicht. Dieß hatte bei ihr das bewirkt, daß sie in den letzten dieser Anfälle immer nur an sich arbeitete, um nicht unzufrieden und muthlos zu werden, wenn sie doch wieder in's Leidensleben zurück müsse, wo sie schon am Ziele zu stehen schien.«

»Der letzte, ihre Kräfte verzehrende Fieberanfall wurde ebenso von ihr angesehen; und da man sie fragte, ob man mich nicht rufen solle? lehnte sie es ab, aus Besorgniß beschwerlich zu fallen, da sie wisse, daß ich ohnedieß bald kommen werde. Man ließ es mich indessen wissen, und als ich sie freundlich anredete: »»So, Liebe, Gute! Ihr seyd auf dem Heimwege? Bald, bald daheim!«« ergriff sie eine sichtbare Freude. Sie glaubte nun sich dem Ziele nahe hoffen zu dürfen. Was ich mit ihr redete, mit ihr betete, bezog sich Alles auf ihr nahes Vollbracht. War sie gleich so schwach, kaum mehr verständlich sprechen zu können, so hatte sie doch Alles wohl verstanden, war bei voller Geistesgegenwart, und zeigte in den noch wenigen Stunden ihres letzten heißen Kampfes, daß diese Freude sie zum Kampf stärke.«

»Sie hat ihn ausgekämpft, und der HErr wird ihr die Palme gereicht haben. Sie ist worden wie ein Kind, und darum muß sie eingegangen seyn in das Reich Gottes zu ihrem so oft und nie ohne innige Herzlichkeit genannten lieben Vater im Himmel. Ja! Solcher ist das Reich Gottes.«

119. Alles ist Gnade.

Während des siebenjährigen Krieges wurde Dresden schwer belagert. Um sich gegen die furchtbare Gewalt der Bomben zu sichern, verbarg sich der Prediger Schlipp mit den Seinigen in dem Keller seines Hauses. Als man ihm die Nachricht brachte, dasselbe stehe in Flammen, sprach er zu seinen Kindern: „Wir müssen Gott auch im Feuer loben! Der HErr hat's gegeben, der HErr hat auch die Macht, es wieder zu nehmen. Sein Name sey ewig gelobt! Zum Seligwerden braucht ihr das nicht, was euch Gott jetzt durch das Feuer nimmt; wir müssen ja ohnedieß als die allergrößten Bettler, aus lauter Gnade, allein um Jesu Blutes und Todes willen selig werden. Wie Er euch durch diese Welt hindurchbringen soll, das ist seine Sache; ich traue aber seinem Erbarmen, daß Er mich noch eine kleine Zeit wird bei euch lassen, daß wir das Nothdürftigste wieder anschaffen können!“ — Und wie er im Glauben sprach und tröstete, also ließ es ihm Gott widerfahren.

120. Was mein Gott will, gescheh' allzeit.

Johann Ernst Kühze, erster Diakonus der Nikolaikirche zu Berlin, ward (1760) von einer Entzündung des linken Auges befallen, welche so heftig wurde, daß endlich die Aerzte erklärten, das Auge sey unheilbar, und man müsse, um größere Gefahr zu verhüten, es ganz ausschneiden. Darüber wurde der Kranke so traurig, daß man ihn durch keine Vorstellung beruhigen konnte. Da kamen die Currend-Knaben vor seine Thür, und sangen, gegen ihre sonstige Gewohnheit, langsam und andächtig das Lied: »Was mein Gott will, gescheh' allzeit.“ Der Kranke wird durch den Gesang so bewegt, daß er selber andächtig und freudig mitsingt. Und siehe, während des Gesanges klärt sich Alles in seinem Gemüthe auf; er kann sich gelassen dem Willen Gottes ergeben, er bleibt den ganzen Tag ruhig und vergnügt, und schläft die Nacht darauf sanft und ruhig.

Als am folgenden Morgen die Aerzte kommen, sind sie ganz erstaunt bei seinem Anblicke. In dem Auge war eine solche Veränderung vorgegangen, daß sie erklären, es sey jetzt alle Hoffnung da, daß es könne gerettet werden. Die Heilung gieng auch von nun an so schnell vorwärts, daß Kühze in Kurzem dessen Gebrauch vollkommen wieder erlangte.

121. Was Gott thut, das ist wohlgethan!

Die verstorbene Herzogin Philippine Charlotte von Braunschweig war so eben voll Freude über die Hoffnung, ihren zärtlich geliebten Sohn Leopold bald wieder zu sehen, und in seiner Gesellschaft glückliche Tage zu verleben, als höchst unerwartet die Nachricht ankam, derselbe sey in der Wasserfluth ertrunken, und ein Opfer seines menschenfreundlichen Herzens geworden. Ueberall herrschte Trauer und Wehklagen um den Verlust dieses edelmüthigen Prinzen. Eine Stunde, nachdem die Herzogin die Todesbotschaft erhalten hatte, fand sie ihr Hofprediger (der nachherige dänische Consistorialrath Feddersen) an ihrem Lesetische, und die Bibel vor ihr. Sie redete ihn sogleich an: „Gott hat mich wieder tief gebeugt — aber Gott hat es gethan — und was Gott thut, das ist wohlgethan! — Murren wider Gott wäre Sünde, und murren will ich nicht. — Gott hat mich gewiß auch dieses Leiden aus Weisheit und Güte erleben lassen: — Er will mich dadurch noch näher zu sich ziehen; — Mein Sohn hatte noch ein gutes unverdorbenes Herz; wäre er noch länger in dieser Welt geblieben, vielleicht hätte dieses sein Herz verderbt werden können; er war aufrichtig und kannte keine Falschheit, — die Falschheit der Welt hätte ihn vielleicht verführt und unglücklich gemacht. Gewiß hat ihn Gott zu seinem Besten so plötzlich aus der Welt genommen.“ Es war schon zuvor ihr Entschluß gewesen, nach einigen Tagen mit ihrem Hofe das heilige Abendmahl

zu genießen. Bei der Frage: ob sie auch jetzt diese feierliche Religionshandlung begehen wolle, antwortete sie: »Nun desto eher; denn in der Welt und ihren Zerstreuungen finde ich keine Ruhe für mein bekümmertes Mutterherz! Bei Gott und in der Religion will ich diese Ruhe suchen; da finde ich sie gewiß.« Sie hielt die Abendmahlsfeier mit musterhafter, christlicher Gemüthsfassung, und ward dadurch so gestärkt, daß sie nun andern Tiefbekümmerten Trost mit den Worten in's Herz sprechen konnte: Wie gehorsam gab Abraham seinen Sohn an Gott hin, als Er denselben von ihm verlangte! Sollte ich meinen Sohn, den mir Gott gegeben hat, nicht auch gelassen wiedergeben, da Er mir denselben abfordert?«

122. Hier sind wir, und die Du uns gegeben hast.

Gottfried v. Häseler, der im Jahr 1752 als Königlich preußischer Geheimer-Rath starb, erlebte das harte Schicksal, daß er innerhalb sieben Tage seine vier ältesten, sehr hoffnungsvollen Söhne an den Blattern verlor. Drei derselben wurden an Einem Tage zu Grabe getragen. Mit großer Fassung folgte der weinende Vater ihren Särgen nach. Als der dritte eingesenkt war, kam ihm die Nachricht zu Ohren: eben sey der vierte auch gestorben. Jetzt fiel er in Ohnmacht; aber sobald er sich erholt hatte, sprach er von diesem vierfachen so schmerzlichen Verluste mit aller Gelassenheit eines Christen. Sein zärtliches Vaterherz empfand denselben freilich, so lange er lebte; er bezeugte es oft, daß er durch diese harte göttliche Schickung sehr gebeugt worden sey; aber mit welcher Gemüthsfassung er solche ertragen habe, können seine eigenen Worte, womit er diesen Trauerfall in seinem Tagebuch aufzeichnete, am besten beweisen. Es sind folgende: »Im Oktober 1743 hat uns der HErr über Leben und Tod ein Hartes erzeiget; innerhalb sieben Tagen sind unsere vier ältesten hoffnungsvollen Söhne uns an den Pocken

durch den Tod entrissen worden, nämlich August den 19ten, Friedrich den 20sten, Wilhelm den 23sten und Karl den 25sten; — Gott erfreue ihre durch das Blut Christi theuer erkauften Seelen vor dem Throne des Lammes in alle Ewigkeit! Uns armen schmerzlich gebeugten Eltern lehre Er Seinen heiligen Rathschluß erkennen, und bedenken, daß, was Er thut, wohlgethan sey! — Einst sehen wir im Lichte, was hier auf Erden dunkel war, und rufen dann, vereint mit unsern Kindern, aus: »»Vater hier sind wir, und die Du uns gegeben hast.««

123. Wo du stirbst, da sterbe ich auch.

Johann Nikolaus Johns, ein Landmann zu Sahms im Hannöverschen, war einer der edelsten unter mannigfaltigen und schweren Leiden bewährten Christen. Schlecht und recht und gottesfürchtig, arbeitete er mit stillem Wesen und unverdrossenem Fleiße, und ließ sich dabei die Sorge für seinen höhern Christenberuf beständig angelegen seyn. Die gute Erziehung seiner Kinder, und die ihnen verschafften nützlichen Kenntnisse bewiesen es, was in diesem Stücke auch der Ungelehrteste vermag, wenn er nur will. Er war ihnen selbst Beispiel, strebte redlich nach mehrerer Einsicht, ohne sich Etwas darauf einzubilden; that Niemand etwas zu Leide, lebte mit Allen in Frieden: denn da er Allen mit Rath und That beistand, so konnte Niemand ihm böse seyn. — Er erfuhr aber viele und schwere Prüfungen, und es war merkwürdig, daß alle möglichen Unglücksfälle gerade ihn zuerst trafen, der vor Vielen besserer Schicksale werth zu seyn schien. Riß die Viehseuche im Dorfe ein, so traf sie sein Vieh; war Mißwachs im Jahre, so litten seine Felder am meisten. Außerdem gieng selten ein Jahr hin, daß er nicht bald hier bald da an seinem Vermögen irgend einen Schaden litt. — Er selbst, sein Weib und seine Kinder waren kränklich. — Seine Scheune wurde zur Nachtzeit, Niemand wußte woher, mit allem darin Befindlichen ein Raub der Flammen;

und der arme Mann, der, um Einiges noch zu retten, sich zu nahe gewagt hatte, ward selbst vom Feuer beschädigt. Doch dieß Alles waren nur noch geringe Leiden! Sein einziger Sohn, der mit den Pferden auf dem Felde war, blieb über die Zeit aus. Der Vater eilt, voll banger Ahnung, um ihn aufzusuchen, fort, und findet ihn in seinem Blute — vom Pferde erschlagen. Stumm vor Schmerzen und thränenlos schließt er seinen Sohn in die Arme, trägt ihn mit wankenden Schritten in die Hütte, setzt ihn in einen Stuhl sich gegenüber, und blickt so stundenlang, sprachlos und mit gefalteten Händen die Leiche an, indeß Frau und Töchter das Haus mit lautem Wehklagen erfüllten. — — So war das Leben dieses Mannes eine Kette von Leiden, die Gott ihm sandte, unter denen er aber nicht erlag. Beinahe aller Güter beraubt, suchte er doch keine fremde Hilfe, klagte nicht, sondern trug sein Kreuz mit stiller Geduld und im Aufsehen auf Gott; setzte den ersten Unglücksfällen noch größere Einfachheit und Arbeitsamkeit entgegen; dem letztern aber Glauben und Hoffnung auf frohes Wiedersehen im himmlischen Vaterlande. Einige Zeit vor seinem seligen Hinscheiden ließ er seinen Beichtvater, Pastor Langenreuter, wissen, daß er mit den Seinigen sehr krank sey. — Dieser kam. Aber welch' einen erschütternden Anblick hatte dieser edle Seelsorger hier auszuhalten! Auf Einem Bette lag der christliche Landmann selbst nebst seinem Weibe, das nicht unwerth war, mit ihm zu leben und zu leiden, auf dem andern aber seine vier unerwachsenen Töchter, alle krank an der Ruhr. — Der würdige, theilnehmende Prediger traf ihn auch jetzt in der besten Fassung an; und bei allen seinen nachherigen Besuchen fand er zwar mehreren Jammer, aber auch immer größere Standhaftigkeit und gänzliche Ergebung in den Willen seines himmlischen Vaters; indem der gute Landmann erkannte, daß Gottes Absichten und Wege mit ihm — wie dunkel und rauh sie ihm auch oft vorgekommen — doch immer lauter Güte und Weisheit gewesen seyen,

und daß Gott doch zuletzt Seinen heiligen und liebevollen Zweck an ihm erreichen werde. Und diese selige Stimmung seines Herzens hatte ihren Grund in dem Glauben, daß sein Erlöser lebe, und auch ihm ewiges Leben schenken werde. — Er fing nun an, völlig ruhig und heiter zu werden, und seine Seele sehnte sich hinüber in das das Land der seligsten Wonne, um daheim zu seyn bei dem HErrn, an den er geglaubt und dem er gelebt hatte. — Und so gieng sein frommer Lehrer, der gekommen war, ihn und seine Familie zu trösten und zu erbauen, jedes Mal erbauter, gestärkter und beschämter aus dieser Hütte zurück. Einst fühlte derselbe Abends — es war schon spät — einen heftigen Antrieb, noch einmal hinzugehen. Er gieng. Tiefe Stille herrschte im Zimmer, das von einer schwachen Lampe nur wenig erleuchtet war. Man bemerkte ihn kaum, als er hineintrat; Frau und Kinder vergaßen ihrer eigenen Krankheit, und jammerten nur über den Vater. Als Jener nun in's dunkle Bett hinein sah, fand er ihn aufrecht sitzend, sein Haupt entblößt, die Mütze in beiden gefalteten Händen, und sein brechendes Auge gen Himmel gerichtet. Er redete ihm zu, und noch schien der Sterbende ihn zu kennen; doch war er seiner Sinne nicht mehr ganz mächtig. Aber mit Inbrunst hielt er seine Hände empor, sah gen Himmel, und betete mit abgebrochenen Worten aus dem innigsten und vollsten Herzen; gedachte auch noch in seinem Gebete der Seinigen, seiner Wohlthäter und auch seines Freundes, des Predigers. Dieser fand am folgenden Morgen die Frau allein auf dem Bette. Sie sah ihn starr an, zeigte auf ein langes, in der Ecke des Zimmers auf der Erde ausgebreitetes Bahrtuch, unter welchem die Leiche ihres Mannes lag. »Er ist — sanft eingeschlafen« — sagte sie mit schwerer Zunge, zeigte auf sich, dann gen Himmel, und schien sagen zu wollen, daß sie ihm bald folgen würde. — Nach 24 Stunden hatten fünf unerzogene Kinder keine Eltern mehr. Beide wurden an Einem Tage beerdigt, und ein gemeinschaftliches Grab deckt ihre Asche.

124. Nicht Ein Leiden weniger.

Karl Christoph Hofacker war ein berühmter und rechtschaffener Lehrer der Rechtswissenschaft in Tübingen, woselbst er am 20. April 1793 starb. Durch mannichfaltige Leiden wurde seine Religiosität geläutert und bewährt. Eine seiner geliebten Töchter wurde durch eine Augenkrankheit eben so sehr verunstaltet, als sie vorher schön gewesen war. Diese Krankheit, welche über zehn Jahre dauerte, verursachte ihr viele Schmerzen, so daß sie oft halbe Tage und Nächte hindurch laut schrie und sich auf dem Boden wälzte. Der gute Vater aber bestrebte sich, dieses sein Hauskreuz zu seiner Besserung zu nützen, und in der That gewann er je mehr und mehr in der Schule der Leiden. Noch kurz vor seiner letzten Krankheit, da der größte Theil seiner Familie in Jammer versunken lag, und seine Gattin ihn wehmuthsvoll fragte: warum denn nur sie so viel Unglück treffe? — antwortete er lächelnd: „Wir haben doch auch der Freuden nicht wenig gehabt!“ — und kurz darauf sagte er bei einer andern Gelegenheit: „Vieles, sehr Vieles haben wir gelitten; allein ich wünschte doch nicht, nur Ein Leiden weniger gehabt zu haben!“ Christus war das Muster, das er stets vor Augen hatte, dem er immer ähnlicher zu werden suchte. — Er behauptete, daß er ohne Religion ganz gewiß sehr lasterhaft geworden wäre. Aufrichtige Liebe zu Gott erzeugte bei ihm ein festes Vertrauen auf die Vorsehung, besonders in solchen Fällen, wo menschliche Kräfte nicht ausreichen. Bei diesem Vertrauen machte ihm seine zahlreiche Familie keinen Kummer, wenn er dachte, daß er vielleicht frühzeitig von ihr durch den Tod getrennt würde: wie er denn auch nur ein Alter von 44 Jahren erreichte.

IX.

Wahre Buße und Bekehrung.

Sie werden sich bekehren zum HErrn, und Er wird sich erbitten lassen und sie heilen. Jes. 19, 22.

---

125. Strafe den Weisen, der wird dich lieben. Spr. 15, 12.

Um das Jahr 340 nach Christo lebte am persischen Hofe ein vornehmer, stattlicher Greis, Usthazan. Er war einst ein Christ gewesen, und hatte sich nach seinem Abfall bis zu einem Erzieher des persischen Fürsten Sapor, zu einer der ersten Stellen des Reiches, empor geschwungen. Da schlug einst eine grausame Christenverfolgung den Erzbischof von Seleucia, Simeon, in Fesseln. Als der Gefangene an Usthazan vorüber in den Kerker geführt wurde, stand dieser ehrerbietig auf, und grüßte den Oberhirten der persischen Christengemeinden. Aber Simeon wandte sein Gesicht von ihm weg. „Vater," rief Usthazan, „warum siehst du mich nicht an?" — „Christ," erwiederte Simeon, „warum hast du die Sonne angebetet, warum deinen Gott und Erlöser verläugnet?" — Diese Worte schlugen Usthazan nieder; unter vielen Thränen riß er das prächtige Kleid, welches ihn zierte, von sich, zog ein schlechtes, schwarzes Gewand an, und setzte sich vor das Thor des Palastes, laut seinen unseligen Abfall bejammernd. Sapor hörte von seinen Klagen, ließ ihn rufen, und sprach: „Was für ein Unglück hat dich in meinem Hause betroffen, daß du draußen sitzest und jammerst?" — Usthazan bekannte die Ursache seines Grames, und schwur bei dem Schöpfer Himmels und der Erde, von nun an Ihm, dem dreieinigen Gott, dienen zu wollen. Sapor unterdrückte voll Mitleid

seinen Zorn über diese Rede, und suchte seinen greisen Lehrer mit allen möglichen Ueberredungskünsten von seinem Entschlusse abzubringen. Aber alle seine Mühe war vergeblich; da befahl er, ihn zu enthaupten. Mit Freuden vernahm Usthazan dieses Urtheil, und sprach: „Du weißt, mit welcher Treue ich deinem Vater und dir gedient habe. Mein einziger Lohn dafür sey, daß diejenigen, die mich hinrichten sehen, nicht etwa meinen, das sey die Strafe einer Untreue gegen dein Reich oder sonst eines Verbrechens. Gebiete also, daß ein Herold öffentlich ausrufe: „Usthazan wird enthauptet, nicht wegen eines Verrathes, sondern weil er bekannte, daß er ein Christ sey! — Gerne bewilligte der Tyrann diese Bitte, denn er hoffte, durch dieses strenge Urtheil die übrigen Christen einzuschüchtern, allein er bewirkte damit nur das Gegentheil. Usthazans heldenmüthiges Beispiel entflammte sie zu gleicher Standhaftigkeit.

126. Eine Freude für den Himmel.

Während einer Kirchenversammlung zu Antiochien saßen einst die versammelten Bischöfe mit einander vor der Thüre der Kirche des Märtyrers Julianus. Da zog die erste Schauspielerin der Stadt, Pelagia, mit pomphaftem Gepränge an ihnen vorüber: sie ritt auf einem Maulesel und war über und über mit Gold, Edelsteinen und Perlen bedeckt, selbst ihre nackten Füße strotzten von Gold und Perlen. Eine Schaar prächtig geschmückter Jünglinge und Jungfrauen machten ihr Gefolge aus, einige giengen voran und andere folgten hinten nach, aber Pelagia übertraf alle an Schmuck und Schönheit, und die lieblichsten Wohlgerüche erfüllten die Luft, da sie vorüber zog. Als die Bischöfe sahen, wie sie schamlos mit entblößtem Haupt und Nacken, und mit frecher Stirne einherritt, so seufzten sie in der Stille und wandten von dem Greuel ihre Augen ab. Der Bischof Nonnus aber blickte sie lange mit unverwandtem Auge an, und schaute ihr nach, bis sie vorüber war. Hierauf wandte er sich zu den umhersitzenden Bischöfen, und fragte:

„Habt ihr euch nicht erbaut an dieser Schönheit?“ Da sie nichts antworteten, legte er sein Antlitz auf die Kniee, netzte seinen Schoos mit Thränen, seufzte tief und fragte abermal: Habt ihr euch nicht erbaut an dieser Schönheit? Da sie auch jetzt noch schwiegen, so sprach er: In Wahrheit, ich habe mich sehr daran erbaut, und ihre Schönheit hat mir so wohl gefallen, daß ich denke, Gott wird sie uns einst am Tage des Gerichts gegenüberstellen. Was meint ihr wohl, geliebte Väter und Brüder! wie viele Stunden hat dieses Weib in ihrer Schlafkammer zugebracht, um sich zu waschen und zu schmücken? Wie vielen Fleiß, wie vieles Nachdenken, wie viele Aufmerksamkeit mag sie auf jeden einzelnen Theil ihres Schmuckes verwandt haben, um ihren Zweck, Jedermann zu gefallen und der Gunst ihrer Liebhaber, die heute leben und morgen schon nicht mehr sind, sich immer mehr zu versichern, desto gewisser zu erreichen. Und wir, die wir den allmächtigen Gott im Himmel zu unserm Freunde haben, Ihn, der seinen Getreuen himmlische Reichthümer, und ewige, unschätzbare Belohnungen verheißt, was thun wir, um Ihm zu gefallen? Wie wenig Fleiß, wie wenig Nachdenken und Aufmerksamkeit wenden wir darauf, um ganz nach seinem Willen zu leben? Wir, die wir das Versprechen haben, sein herrlichstrahlendes Angesicht zu schauen, wir reinigen nicht unsere Herzen, sondern lassen unbekümmert und sorglos den Schmutz der Sünden auf uns liegen! — Nachdem er dieß gesagt hatte, gieng er heim in seine Zelle, warf sich dort auf den Boden nieder, schlug an seine Brust und betete unter vielen Thränen: HErr Jesu Christ! verzeihe mir armen und unwürdigen Sünder, daß diese Sünderin herrlicher ihren Körper schmückte als ich meine Seele. Wie soll ich aufblicken zu Dir, dem Allwissenden, wie mich rechtfertigen vor Dir, du Heiliger? O wehe mir Elenden, daß ich vor Deinem Altar stehe, und Dir doch keine so treue und schöne Seele darbringe, wie Du es verlangst. Jenes Weib hat sich vorgenommen, den Menschen zu gefallen, und hat es aus-

geführt, und ich habe versprochen, Dir zu gefallen, aber meine Faulheit straft mich Lügen.. Arm und entblößt des Ruhms, den ich vor Dir haben sollte, stehe ich da, und schäme mich, denn ich habe die Ordnung Deiner heiligen Gebote nicht gehalten. Ich bin ohne alle Hoffnung, wenn ich auf meine Werke blicke, und nur der Gedanke an Deine Gnade und Barmherzigkeit tröstet mich. — So sprach er und vergoß unzählige Thränen. Am darauf folgenden Sonntage sagte er zu seinem Diakon Jakobus: Höre, mein lieber Diakon: — ich sah diese Nacht ein Traumgesicht, das mich sehr beunruhigt, weil ich es nicht zu deuten vermag. Denn siehe, es saß auf dem Horn des Altares eine schwarze Taube, mit vielem Schmutz bedeckt, die flog immer um mich her, und ihr eckelhafter Geruch war mir unerträglich; dessen ungeachtet blieb sie um mich, bis die Katechumenen entlassen wurden; da verschwand sie auf Einmal. Nach vollendetem heiligen Abendmahle aber, da die ganze Versammlung entlassen war, gieng ich zur Kirche hinaus, und siehe, jene schmutzige Taube umflatterte mich abermal; ich aber streckte meine Hand aus, ergriff sie und warf sie in den Weihkessel, der im Vorhofe der Kirche stand. Da verlor sie im Wasser all' ihren Schmutz, stieg hinauf weiß wie der Schnee und verlor sich hoch in den Lüften aus meinen Augen. Nachdem Nonnus solches erzählt, gieng er in die Kirche, wo er nach dem Auftrage des Erzbischofs dießmal die Predigt hielt. Er sprach aus der Weisheit Gottes, die in ihm wohnte, erbauliche und ergreifende Worte; dieweil sein Herz nicht mit menschlicher Kunst und Weisheit, sondern mit dem heiligen Geist erfüllt war, so traf er das Gewissen und rührte die Herzen des Volkes, einfältig redend von der künftigen Verdammniß und von den ewigen Gütern, welche im Himmel den Gerechten aufbehalten sind. Die ganze Versammlung wurde tief erschüttert, und netzte den Boden der Kirche mit ihren Thränen. Und siehe, Gottes Barmherzigkeit hatte es gefügt, daß zu derselben Stunde Pelagia in die Kirche trat, und auf ein-

mal von der Furcht Gottes ergriffen und von nie gefühltem Schmerz über ihre Sünden erfüllt wurde. Denn als Nonnus das Volk zur Buße ermahnte, da schwand ihr alle Hoffnung, jemals noch gerettet werden zu können, dahin, da schlug eine Thräne die andere, sie konnte nichts mehr als weinen, jammern und seufzen. Am Schlusse der Predigt sagte sie zu ihren beiden Bedienten: bleibt hier, bis der Prediger nach Hause geht, dann folgt ihm, und erkundigt euch, wo er wohnt, damit ihr es mir sagen könnet. Sie thaten, wie ihnen befohlen war, und nachdem sie erfahren, daß er in der Kirche des Märtyrers Julianus seine Herberge habe, kehrten sie zu der Frau zurück. Auf der Stelle schrieb sie an ihn ein Briefchen folgenden Inhalts: „Ich habe von deinem Gott gehört, daß Er den Himmel verlassen und herabgekommen ist auf Erden, nicht um die Gerechten, sondern um die Sünder selig zu machen, ja daß Er, zu welchem die heiligen Engel nicht einmal aufzublicken wagen, sich so sehr erniedrigt hat, daß Er den Zöllnern sich näherte und mit den Sündern Umgang pflegte. Und du, mein Herr, wirst, wie man mich versichert, als sein treuer Jünger, auch mich nicht verschmähen, die ich, obwohl eine große Sünderin, auch wünsche, durch dich tüchtig gemacht zu werden, dereinst sein heiliges Antlitz zu schauen.“ Hierauf schrieb Bischof Nonnus zurück: „Wer du auch seyest, Gott kennet dich. Dein ganzer Wandel und deine ganze Gesinnung ist offenbar vor Ihm. Jedoch sage ich dir, führe mich Schwachen in keine Versuchung; denn ich bin ein sündiger Mensch. Ist dein Verlangen nach dem wahren Glauben und nach göttlicher Rechtschaffenheit ächter Art, und verlangst du mich deßwegen zu sprechen, so mag es geschehen zu einer Zeit und an einem Ort, wo die übrigen Bischöfe dabei sind, aber allein kann ich dich nicht sprechen.“ — Kaum hatte Pelagia diesen Brief gelesen, so machte sie sich voll Freude auf den Weg, eilte zur Kirche des Julianus und ließ ihre Ankunft melden. Nachdem Nonnus die sämmtlichen Bischöfe zu sich gebeten,

ließ er sie hereintreten. Pelagia erschien mit zur Erde gesenktem Blick, warf sich auf den Boden nieder, umfaßte die Füße des Bischofs und sagte: »ahme deinem Meister Jesu Christo nach, erzeige mir Barmherzigkeit, und laß mich eine Christin werden. Siehe ich bin ein Meer von Sünden, ein Abgrund von Ungerechtigkeit, und möchte gerne getauft werden.« — Nachdem Nonnus mit vieler Mühe es dahin gebracht hatte, daß sie aufstand, so sagte er: die Kirchengesetze verordnen, daß keine solche Sünderin getauft werde, sie stelle denn Bürgen, daß sie sich nicht mehr in ihr voriges Sündenleben stürze. — Als sie diesen Ausspruch des Bischofs hörte, der ihrem Wunsche, recht bald der Taufe theilhaftig zu werden, unübersteiglich scheinende Schwierigkeiten in den Weg legte, eben dadurch aber die Redlichkeit ihres Entschlusses und die Festigkeit ihres Glaubens auf eine ernste Probe stellte, so warf sie sich abermals auf die Erde, umfaßte seine Füße, netzte sie mit ihren Thränen, trocknete sie mit ihren Haaren und sagte: »Du sollst Gott Rechenschaft ablegen für mein Leben, und dir soll die Schuld meiner Verdammniß zugerechnet werden, wenn du mir Sünderin die Taufe verweigerst.« — — Als die versammelten Bischöfe sahen, daß diese Sünderin ganz erfüllt war von dem Verlangen nach einem göttlichen Leben, so verwunderten sie sich und sagten: sie haben nie solchen Glauben und eine solche Heilsbegierde gesehen. Auf der Stelle wurde nun der Diacon Jakobus zum Erzbischof mit dem Auftrage gesandt, ihm die ganze Geschichte zu erzählen und ihn zu bitten, daß er eine Diaconissin mit ihm schicken möchte. Der Erzbischof vernahm die Kunde mit hoher Freude und rief aus: »dachte ich es mir doch, ehrwürdiger Nonnus, als ich dich für mich reden ließ, daß ein herrlicher Erfolg deine Bemühung lohnen müsse!« Er sandte sogleich die Römerin Donna ab, und diese traf die Sünderin noch zu den Füßen des Nonnus, der sie endlich, aber mit vieler Mühe bewog, daß sie aufstand und einigen Muth faßte. Er sagte ihr nun: bekenne deine Sünden! —

und sie antwortete: „Wenn ich mein ganzes Herz durchforsche, so finde ich nichts Gutes in mir. Ich weiß, daß meine Sünden schwerer sind als der Sand des Meeres, ich vertraue aber auf deinen Gott, daß Er mir die unermeßliche Schuld meiner Uebertretungen vergeben und mich wieder gnädig ansehen wird.“ — Hierauf fragte der Bischof: Wie heißt dein Name? Sie antwortete: Mein eigentlicher Name ist Pelagia, die Einwohner von Antiochien aber nannten mich Margaretha (Perle), wegen der Menge kostbaren Schmuckes, den ich mir durch mein Lasterleben erworben. Darauf empfieng sie die heilige Taufe und ward der Diaconissin Donna übergeben, welche sie, als ihre geistliche Mutter, nun zu sich nahm in ihre Zelle und für ihre weitere Unterweisung und Belehrung sorgte. Am Abend desselben Tages aber sprach Bischof Nonnus zu seinem Diacon: Ich sage dir, mein lieber Jakobus! Heute ist Freude im Himmel, darum wollen wir uns auch freuen, und zu unserem gewöhnlichen Abendbrod dießmal etwas Oel und Wein hinzufügen!

127. Was thust du für deinen Heiland?

Der Graf Nicolaus Ludwig v. Zinzendorf, Stifter der Brüdergemeinde zu Herrnhut (geb. 1708 gest. 1760), fand in dem Zimmer eines Wirthshauses in der Lausitz ein Crucifix an der Wand, meinte aber, daß die Wirthsleute wenig Aufmerksamkeit darauf hätten. Kurz vor seiner Abreise schrieb er unbemerkt in einem Halbkreise oben darüber: „Das that ich für dich!“ und unten darunter: „Was thust du für mich?“ — Nach einiger Zeit fiel diese Schrift der Wirthin auf, die davon so tief erschüttert wurde, daß sie in Thränen ausbrach. Sie rief ihren Mann, und er ward auch sehr ergriffen. Beide sanken auf ihre Kniee. Nach einer Weile erst konnten sie ausrufen: „Gott segne den, der uns dieß zum Heile schrieb! Was wir nie gethan haben, wollen wir nun thun!“ Und nun gaben sie sich knieend die Hände darauf, daß sie von nun

an dem HErrn in rechter Treue nachfolgen wollten. Ihr Hauswesen und Leben wurde von nun an ein ganz anderes, und an der gesegneten Stelle knieten sie täglich nieder. Nach etlichen Jahren reiste der Graf wieder durch jene Gegend, und richtete es ein, daß er vor demselben Hause abstieg. Gegen sein Erwarten ward er schon durch's Fenster erkannt, und Mann und Frau eilten ihm entgegen, bewillkommten ihn mit Thränen des Dankes, nannten ihn Freund, Wohlthäter und Bruder. Als er darauf äußerte, er wisse nicht, in wiefern sie ihm Dank schuldig seyn sollten, führten sie ihn wie im Triumph in's Zimmer, wo das Crucifix mit der durch einen Glasrahmen wohl erhaltenen Schrift hieng, und ohne weiter ein Wort zu sagen, knieten im Augenblicke beide Leute rechts und links neben ihn hin, und dankten dem Heiland so herzlich für ihre Seelenrettung, daß, als Beide geendigt hatten, auch der Graf, der gleich Anfangs mit auf seine Kniee gesunken war, von Herzen betete, und der ewigen Liebe für diese Gnadenerfahrung dankte.

128. Die gesegnete Beichte.

Ein Mädchen, das in Berlin Stiefeltern hatte, und in Potsdam bei einem Anverwandten erzogen wurde, hatte bei sehr vielem Verstande ein zwar nicht ganz verdorbenes, aber doch sehr flatterhaftes und leichtsinniges Herz. Daher kam es, daß sie den Unterricht in der Religion, den sie in den Vorbereitungsstunden zur ersten Communion erhielt, zwar leicht faßte, und auch Alles schön und rührend wieder vorzutragen wußte, ihr Herz aber dabei ungerührt und ungebessert blieb. Sie hielt es für hinlänglich, die Lehrsätze der Religion bloß zu wissen, und dachte sich keinen andern Zweck des Unterrichts in derselben als diesen. Sie ließ sich daher noch oft durch ihren Leichtsinn zu auffallenden Fehlern verleiten. Umsonst ermunterten ihre Pflegeltern sie zu einem ordentlichen und rechtschaffenen Betragen. Ihr Leichtsinn schlug alle Er-

mahnungen in den Wind, und sie gieng von der ersten Communion eben so ungebessert weg, als sie hingegangen war. Hierauf schickten die Verwandten das Mädchen wieder nach Berlin zurück, wo sie nach einiger Zeit mit ihren Stiefeltern wieder zur Beichte gieng. Und hier war es, wo ihr leichtsinniges Herz einen Eindruck erhielt, der auf ihr ganzes Leben den wohlthätigsten Einfluß hatte. Als nämlich der Oberconsistorialrath Spalding die anwesenden Beichtenden fragte, ob nicht Jemand ein Gebet im Namen Aller sprechen wollte? trat dieß Mädchen hervor und betete den neunten und zehnten Vers aus dem Liede: »Ich preise Dich, o HErr, mein Heil,« — welche so lauten:

„Ich fühle, HErr, voll Reu' und Schmerz
Die Last von meinen Sünden.
Laß mein vor Dir gebeugtes Herz
Den großen Trost empfinden,
Daß Du nach Deiner großen Huld
Auch mir Vergebung meiner Schuld
Durch Deinen Tod erworben!

Der Trost, den mir dein Tod verschafft,
Werd' ewig mir zum Segen!
Er stärke mich mit neuer Kraft
Auf allen meinen Wegen,
Das treu zu thun, was Dir gefällt,
Und alle Furcht und Lust der Welt
Stand fest zu überwinden!"

Dieses schöne und passende Gebet sprach das Mädchen laut, langsam und mit so viel Nachdruck, daß der Prediger selbst bis zu Thränen dadurch gerührt wurde. Aber das Herz des leichtsinnigen Mädchens nahm an demselben durchaus keinen Antheil, und es fiel ihr nicht ein, daß der Prediger durch ihr Gebet so gerührt seyn könne, bis er, als die Uebrigen fortgegangen waren, sie dableiben hieß, und fragte, wer sie so schön beten gelehrt habe? Sie sagte, daß sie es bei dem Unterrichte zur

ersten Communion gelernt habe; und nun ermahnte er sie auf's Dringendste, mit dem Wissen auch das Thun zu verbinden, und ihren Lebenswandel nach den Vorschriften des Christenthums, die sie so gut gefaßt habe, einzurichten. Das Mädchen sah die herzliche, gutmeinende Miene des Predigers, sah die Thränen in seinen Augen, hörte die freundliche, liebreiche Warnung desselben. Alles dieses kam ihr so unerwartet und war ihr so feierlich, daß sie sich im Innersten erschüttert fühlte. »Ja, selig ist, wer nach Jesu Lehre thut!« sprach ihr Herz dem redlichen Prediger nach. Thränen zeugten, wie sehr sie ihre vorige Verkehrtheit und ihren Leichtsinn bereuete. Sie faßte von Stund' an den Entschluß, sich zu ändern, und eine Christin nicht bloß nach dem Bekenntnisse, sondern auch in der That zu werden. Und dieser Entschluß, so schnell er gefaßt war, wurde eben so standhaft ausgeführt. Nach einiger Zeit schrieb sie an ihre vorigen Pflegeeltern und an den Geistlichen in Potsdam, der sie so oft und so herzlich zur Aenderung ihres Lebens ermahnt hatte; sie gestand ihnen den Leichtsinn, mit dem sie vorher alle ihre Lehren verachtet habe, und sagte, daß sie jetzt erst fühle, wie gut sie es mit ihr gemeint hätten, und wie die Religion Jesu, wenn sie nicht bloß Gedächtnißsache ist, sondern das Herz bessert, so ruhig und selig mache.

129. Die Kraft der Wahrheit und Liebe.

Als der Prediger Friedrich August Weihe zu Gohfeld (geb. 1721 gest. 1771) kräftig das Evangelium predigte, verbreitete die Welt allerlei Gerüchte über ihn. Man versicherte unter Anderem, wem er die Hand reiche, der sey in seinen Zauberkreis gezogen, besonders könnten die Musikanten bei Hochzeiten und Taufgelagen ihm nicht widerstehen. Das hörte einst ein solcher Musikant, und fluchte darauf, ihm solle Weihe nichts anhaben, er wolle es wagen und nach Gohfeld gehen. Seine Frau warnte ihn, aber vergebens. Weihe predigte an diesem Morgen

mit besonderer Kraft und dringender Liebe. Zum Schlusse sagte er, man sage ihm nach, er könne durch Handgeben die Menschen zu seinem Glauben bringen. Er wünschte, solche Kraft zu besitzen, denn er fühle sich so selig in der Gemeinschaft Jesu, daß er gern durch's ganze Land und von Haus zu Haus gehen wollte, Jedem die Hand zu reichen, wenn er so Gewinn schaffen könnte für Gottes Reich, — aber er könne eben nur bitten und ermahnen als Botschafter an Christi Statt zur Versöhnung mit Gott. Der Musikant wird so ergriffen, daß er ganz in sich gekehrt nach Hause geht, dort schweigend die Geige von der Wand nimmt und sie zum großen Schrecken seines Weibes zerschlägt. Der Mann gab nun sein Geigenspiel auf, wurde ein Maurer und von Herzen fromm, und seine Frau folgte ihm nach.

130. Was muß ich thun, daß ich selig werde?

Der Bauer Christian Welitz zu Dölzig wurde nach der Bekehrung seiner Frau, die er lange beklagt und zu verhindern gesucht hatte, von Tage zu Tage unruhiger. Eines Sonntags hörte er seinen gottesfürchtigen Pfarrer Christian Gottfried Aßmann das Wort Gottes predigen, und fand, daß er nicht so beschaffen sey, wie er seyn sollte. Zunächst erbitterte er sich darüber in seinem Herzen, welche Bitterkeit vornämlich gegen seine Frau ausbrach, so daß er anfing, sie zu schelten und zuletzt gar sie zu schlagen. Ja, seine Bitterkeit äußerte sich auch gegen das Wort Gottes selbst. Als nämlich am sogenannten Betsonntag (Rogate), den 19. Mai 1743, Aßmann vom Gebete handelte, und in seiner Predigt unter Anderem sagte: „das Gewohnheitsgebet eines muthwilligen Sünders ist vor Gott ein Gräuel und kann Ihm nicht angenehm oder erhörlich seyn, wobei er Jes. 1, 12—19 vorlas, und besonders die Worte ernstlich einschärfte: „Wenn Ihr gleich viel betet, höre ich Euch doch nicht," so stand Welitz auf, sah den Pfarrer steif an, und biß voller Bitterkeit und Grimm mit seinen

Zähnen zusammen. Er erzählte nachmals oft dem Pfarrer mit vieler Wehmuth, daß seine Gedanken in jenem Augenblick dahin gegangen wären, ihn mit Schlägen übel zuzurichten, weil er meinte, die Predigt sey ganz auf ihn gerichtet, und Welitz wurde gerade durch diese Predigt gewonnen, die ihn so sehr erbittert hatte. Als er nämlich nach Hause kam, nahm er die Bibel zur Hand, schlug den angeführten Spruch wieder auf, las ihn her und hub an zu weinen. Seine Frau faßte Hoffnung und freute sich. Er weinte den ganzen Tag über, aß nicht und trank nicht. und brachte die ganze folgende Nacht mit Seufzen zu. Den andern Tag mußte er aus dem Walde von seiner Arbeit weg — er war ein Kahnhauer — denn er wußte vor Angst nicht, wo er hin sollte. Er wollte in der Bibel lesen, aber er konnte vor Herzensangst nicht, er ging auf und ab und rang die Hände. Seine Frau ließ den Pfarrer rufen. Der fragte ihn, was ihm fehle? Er antwortete: „Mir ist so angst, daß ich nicht weiß, wo ich hin soll.“ Der Pfarrer sagte: „Zu Jesu müßt Ihr hin, mein lieber Welitz, der ruft Euch und spricht: „„Kommt her zu mir, so werdet Ihr Ruhe finden für Eure Seelen.““ Eure Sünden drücken Euch, Ihr habt gesoffen, geflucht, die Gnade Gottes verachtet. Ist's nicht wahr?“ — Er gab Alles zu. „Nun ist kein anderer Rath für Euch, als daß Ihr Euch eilends aufmacht und zu Jesu kommt.“ — „Herr Pfarrer, wie soll ich's machen?“ — „Auf eure Kniee, mein lieber Welitz, müsset Ihr fallen, und Gott bitten, daß Er Euch Eure Sünden vergebe.“ Sogleich fiel er neben dem Tische nieder und sprach: „Herr Jesu, erbarme Dich meiner!“ Seine Frau und Kinder knieeten auch mit nieder, desgleichen der Pfarrer, der ein kurzes Gebet sprach. Unter dem Gebete weinte Welitz heftig. Er flehte dann Tag und Nacht fort, und nahm in jener Zeit keine Speise zu sich. Endlich sah der HErr diesen Knecht gnädig an, offenbarte ihm Sein Evangelium, und überschüttete ihn dadurch so mit Freude, daß er dachte, er würde es nicht ertragen

können. Es war am Himmelfahrtsfeste, als er noch in seiner Sündennoth in die Kirche gieng, aber während des Gottesdienstes geschah es, daß er die Gnade an seinem Herzen erfuhr. Sein Angesicht klärte sich auf, und sein Mund floß über in Loben und Danken. Als der Pfarrer nach der Kirche zu ihm kam, umarmte er ihn vor Freuden und weinte, und erzählte, welche Gnade Gott an ihm gethan. Er habe ihm seine Sünden vergeben, und ihn zu seinem Kinde angenommen. Der HErr stärkte ihn dergestalt im Glauben, daß er zu einer großen Freudigkeit über die ihm widerfahrene Gnade kam, und ein brennendes und scheinendes Licht wurde. Er war ein aufmunterndes Beispiel für viele Andere. Er lebte von da an etwa noch vierzehn Jahre, bis er in großem Frieden und in völliger Glaubensgewißheit starb. Seine Frau gieng sechs Jahre nach ihm auch zu ihrer Ruhe ein. Der Segen ihrer Bekehrung breitete sich aus auf alle ihre Kinder und Nachkommen.

131. Der geheilte Spieler.

Der Obrist d'Orville (Dorwill), ein an Geist und Herz vortrefflicher Mann, fand ein großes Vergnügen daran, jungen Offizieren guten Rath zu geben, wie sie es machen sollten, um in ihrem Stande froh und glücklich zu werden. Da er mit Kummer bemerkte, daß die Offiziere seines Regiments sich dem Spiele und dem Müßiggange ergaben, so lud er sie einst zu sich zum Mittagessen ein, leitete unvermerkt das Gespräch auf diesen Gegenstand, und erzählte ihnen bei dieser Gelegenheit folgende Geschichte aus seinem eigenen Leben: „Noch hatte ich kaum die ersten Vorübungen zum Soldatenstande durchgemacht, als mir meine Eltern bei dem Regimente, das ich jetzt zu kommandiren die Ehre habe, eine Lieutenantsstelle kauften. Der Eifer, den ich von früher Jugend auf im Lernen bewiesen hatte, flößte ihnen die Hoffnung ein, daß ich es mir eben so angelegen seyn lassen werde, die für meinen gegenwärtigen Beruf

erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, und daß ich einst die Vorstellungen, welche sie sich von meinem Glücke zu entwerfen wagten, in Erfüllung bringen werde. Einige Monate hindurch entsprach ich auch wirklich ihren Hoffnungen; aber als bald darauf das verderbliche Beispiel meiner Kameraden, ihre Verführung und Zudringlichkeit mich hinrissen, an ihren Belustigungen und Zeitvertreiben Theil zu nehmen, so bemächtigte sich der Spielgeist auch meiner so sehr, daß mir von der Zeit an jede Pflicht, die mich abhielt, mich dieser neuen Leidenschaft ganz hinzugeben, lästig wurde. Kaum konnte ich mich entschließen, dem Spiele einige Stunden zu entziehen, um sie der Ruhe zu widmen. Im Traume selbst sah ich Gold- und Silberberge, die Karten auseinanderlegen, und hörte das Geklapper der Würfel in Einem fort in den Ohren. Sogar selbst zum Essen nahm ich mir so wenig Zeit, daß ich die Speisen hastig verschlang, nur um desto geschwinder wieder an die Spieltische zu kommen. Die schönen Frühlingsmorgen, die angenehmen Sommerabende, die entzückende Ruhe der heiteren Herbsttage, kurz Alles, was die Natur Schönes und Bewundernswürdiges darbietet, hatte für mich jenen bezaubernden Reiz verloren, der mich ehemals so ganz durchdrungen hatte. Selbst gegen Freundschaft und Liebe ward meine Seele unempfindlich. Es war mir einzig im Kreise meiner Spielgesellschafter wohl, die doch immer nur darauf bedacht waren, mich auszuplündern. Der Gedanke an Gott und an meine Eltern war mir lästig geworden; und wenn ich je an Gott dachte, so geschah dieß nur, um Ihn durch meine Gotteslästerungen zu beleidigen. Eine Zeit lang spielte ich mit so großem Glücke, daß ich oft (man sehe, wie eine solche Leidenschaft den Kopf verrückt!) meinen ansehnlichen Gewinnst auf die Erde schüttete, und mich auf demselben herumwälzte, damit die Leute im eigentlichsten Verstande von mir sagen möchten: „er wälzt sich im Gelde!“ — Bei dieser Lebensweise verbrachte ich drei ganze Jahre, und nicht ohne die tiefste Scham kann ich

mich daran erinnern. O könnte ich sie mit der Hälfte der Tage, die mir noch zu leben übrig sind, zurück erkaufen! Aber wo nehme ich den Muth her, Ihnen noch ein von mir begangenes, noch schrecklicheres Verbrechen zu erzählen, dessen Flecken, selbst nach zwanzig Jahren eines in Ehre und Rechtschaffenheit verbrachten Lebens, durch nichts in der Welt jemals wird ausgelöscht werden können? Urtheilen Sie selbst, meine Herren! wie sehr es mir am Herzen liegen müsse, Ihnen mein Beispiel lehrreich zu machen; beurtheilen Sie dieß nach der Ueberwindung, die es mir kosten muß, Ihnen folgendes demüthige Bekenntniß abzulegen: Ich war einst kommandirt, in einer ziemlich entlegenen Gränzstadt Rekruten anzuwerben. Statt daß ich selbst hiebei meine Pflicht erfüllt hätte, übertrug ich dieses Geschäft meinem Feldwebel, damit ich um so ungestörter mich meinem unglücklichen Hange ganz überlassen konnte. Zwei Tage nachher brachte er zwanzig auserlesene Leute zu mir, damit ich ihnen das Handgeld auszahlen sollte. Ich hatte zum Unglück gerade im Spiele verloren, und zwar nicht allein Alles, was mein eigen war, sondern auch das von meiner Compagnie mir anvertraute Geld. Meine Verlegenheit war unbegreiflich groß. Ich schickte auf der Stelle an einen meiner Kameraden, den ich in der Garnison zurückgelassen hatte, ein Schreiben durch einen Expressen ab, bekannte ihm mein Verbrechen, und bat ihn flehentlich, mir fünfzig Louisd'or zu leihen. „Wie?“ — antwortete mir dieser — „ich sollte mein Geld einem Spieler von Handwerk leihen? Nein, Du wirst mich entschuldigen. Ein's muß ich jetzt freilich verlieren, Deine Freundschaft oder mein Geld; ich möchte doch lieber mein Geld behalten.“ Als ich diese mir höchst beleidigend klingende Antwort las, befiel mich eine Ohnmacht; ich erhielt jedoch meine Besinnung wieder, aber nur um darauf zu denken, wie ich durch ein neues Verbrechen der Schande, von meinem Regimente abgedankt zu werden, entgehen möchte. Schon war ich im Begriffe, den gefaßten schrecklichen Ent-

schluß auszuführen, als ich an meiner Thüre denselben Offizier erblickte, dessen Antwort mich so sehr niedergeschlagen hatte. In der ersten Aufwallung meiner Wuth fiel ich über ihn her, um ihn mit meinem Degen niederzustoßen. Er kam mir aber zuvor, und entwaffnete mich ohne Mühe, schloß mich in seine Arme und sagte zu mir: „Es ist wahr, ich habe Deinen Brief etwas hart beantwortet, jedoch nur, um Dich einen Augenblick das ganze Schreckliche Deiner Lage, in welche Du Dich durch Deine eigene Thorheit gestürzt hast, fühlen zu lassen. Ich sehe, wie stark Dich das Gefühl von deinem Vergehen erschüttert hat; mein Vermögen, mein Blut, kurz Alles, was ich habe, gehört Dir; da, nimm hin!“ — fuhr er fort, indem er seine Börse auf den Tisch warf, — „nimm, was Du für Deine Rekruten brauchst! das Uebrige kann Dir zum Spielen dienen, wenn Du willst!“ — „Spielen? nie in meinem Leben wieder!“ — antwortete ich ihm, — wobei ich ihn fest an mein Herz drückte. — Ich habe auch wirklich Wort gehalten. Noch an demselben Tage fieng ich an, mir alle kostspieligen Vergnügungen zu untersagen, damit ich meinen edeln Freund wieder bezahlen konnte. Ich wandte alle freien Augenblicke zum Studiren an, und durfte nun erfahren, daß man der Spielsucht, so wie jeder andern Leidenschaft, wenn man nur recht ernstlich will, mit Gottes Hülfe widerstehen kann, und daß Vermeidung des Müßigganges die sicherste Verwahrung gegen diese und jede andere Thorheit ist. Meine Emsigkeit in Dienstgeschäften machte, daß ich von meinen Obern bemerkt wurde, und dieser glücklichen Umwandlung verdanke ich die Ehre, mich an Ihrer Spitze zu sehen.“ — Diese Erzählung machte auf die jungen Offiziere einen so lebhaften Eindruck, daß von diesem Augenblicke an jedes Hazardspiel in der Garnison aufhörte. Eine edle Nacheiferung in nützlichen Kenntnissen nahm die Stelle einer niedrigen Zerstreuungssucht ein, und man sah bald, wie sich die Gnade des Königs mit Vorliebe über alle Offiziere dieses Regiments verbreitete.

132. Der dankbare Räuber.

In einer kleinen Landstadt der französischen Provinz Languedoc wurde einst ein Ordensgeistlicher von der Obrigkeit des Orts aufgefordert, einen Missethäter zum Tode vorzubereiten, der eines Straßenraubes wegen verurtheilt war. Dieser erfüllte auch mit aller Treue die Pflichten seines Amtes, suchte den Unglücklichen zum Gefühl seines Elendes zu bringen, ihm hierauf den Trost der Vergebung seiner Sünden zu verkündigen, und ihn so gegen die Schrecknisse des Todes zu bewaffnen. Aber der Unglückliche gerieth bei allen Vorstellungen in eine sichtbare Zerstreuung. Der Geistliche stellte ihm die nahe Gefahr des Todes und das traurige Schicksal vor, das ihn erwarte; er zeigte ihm, wie wichtig es für ihn sey, jetzt sein Herz und seine Gedanken aus allen Zerstreuungen zu sammeln. „Sie haben Recht, mein Pater," — antwortete der zum Tode Verurtheilte — „aber der Gedanke, daß es jetzt in Ihrer Macht steht, mir das Leben zu retten, — scheint Ihnen dieser Gedanke nicht wichtig genug, meine Zerstreuung zu entschuldigen?" „Ich könnte Euch das Leben retten?" — erwiederte der Mönch — „wie wäre das möglich? und wenn es möglich wäre, könnte ich es ohne Sünde wagen? würde ich Euch nicht dadurch Gelegenheit verschaffen, neue Verbrechen zu begehen? und würde ich mir nicht alles Uebel vorzuwerfen haben, was Ihr alsdann anrichten würdet?" „Wenn dieses das Einzige ist," — versetzte der Räuber — „was Sie abhält, so bin ich meiner Rettung gewiß; ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde mich nie wieder, das weiß Gott! neuer Uebelthaten schuldig machen, ich habe erkannt, wie ungerecht ich gehandelt habe, und bin der Todesgefahr zu nahe gewesen, als daß ich mich noch einmal in die Gefahr wagen sollte." — Endlich ließ sich der Geistliche überreden; er verwendete sich für ihn durch angesehene Männer bei seinen Richtern, und der Unglückliche erhielt wirklich die

Freiheit. — Fünfzehn Jahre nach diesem Vorfalle reiste eben dieser gefühlvolle Geistliche durch den Ardenner Wald, und verirrte sich Abends in den verworrenen Wegen dieser Wildniß; die Nacht näherte sich, und mit Grausen dachte er an die Gefahren, die ihm in dieser unsichern, und wegen vieler Gewaltthätigkeiten berüchtigten Gegend drohten. Zu gutem Glücke traf er einen Bauern an, der im Gebüsche herumgieng. Er erkundigte sich nach dem rechten Wege, und dieser erbot sich, ihn herauszuführen, sagte ihm aber zugleich, der Weg wäre sehr gefährlich wegen der Menge Räuber, die überall umherstreiften, und er rathe ihm daher, lieber die Nacht in seiner Hütte zuzubringen. Der Geistliche befand sich in einiger Verlegenheit; es erwachte in ihm die Furcht, ob vielleicht nicht eben dieser Mensch ihn auszuplündern Willens wäre; indeß, da er auf keine Art seinen Händen entgehen konnte, beschloß er, sich ihm anzuvertrauen. Mit Zittern folgte er ihm, aber seine Furcht verschwand, als er in einen Meierhof trat und sah, daß sein Führer der Besitzer desselben war, und beim Eintritte seiner Frau Kapaunen und Hühner zur Bewirthung des ankommenden Gastes abzuschlachten befahl. Während das Abendessen bereitet wurde, trat der Bauer in Begleitung dreier Kinder in's Zimmer, und stellte sie dem Pater vor. — »Meine Kinder!« — sprach er — »danket diesem ehrwürdigen Manne auf Euern Knieen, ihm habt Ihr Euer Leben zu danken: denn er hat Eurem Vater ehemals das Leben gerettet!« — In diesem Augenblicke erkennt der Geistliche in seinem gastfreien Wirthe den Räuber, den er vor fünfzehn Jahren befreit hatte. Die Freude war allgemein; er ward mit Liebkosungen und Danksagungen von der ganzen Familie überhäuft, und Alles war beschäftigt, ihm Merkmale der zärtlichsten Erkenntlichkeit zu geben. Der Bauer erzählte ihm den Verlauf seiner Geschichte bis auf diesen Augenblick. »Nachdem ich frei war,« — sprach er — »bettelte ich mich, voll des Vorsatzes, Gott und

Ihnen mein Versprechen zu halten, durch Languedoc, bis ich hieher an meinen Geburtsort kam. Ich nahm Dienste bei dem Herrn dieses Maierhofes, und da er mich treu und fleißig fand, gewann er mich so lieb, daß er mir endlich gar seine Tochter zur Ehe gab. Nach seinem Tode ward ich Erbe seines Vermögens und der Himmel segnete meinen Fleiß; Ihnen habe ich mein ganzes Glück zu danken, und nie werde ich vergessen, daß ich es Ihnen schuldig bin. Jetzt werde ich vergnügt sterben, da ich Sie noch einmal gesehen und Gelegenheit erhalten habe, Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeugen.“ So sehr sich auch der Geistliche weigerte, eine Belohnung anzunehmen, so konnte er doch der angelegentlichen Bitte des Bauern nicht widerstehen, daß er einige Tage bei ihm bleiben möchte. Er wurde köstlich bewirthet, und da er endlich seine Reise fortsetzte, nöthigte ihn der Bauer, sich seiner Pferde zu bedienen, und begleitete ihn selbst bis an die Gränze, wo er endlich, unter Vergießung vieler Thränen, den zärtlichsten Abschied von ihm nahm.

133. Der junge Romanschreiber.

Der berühmte französische Gelehrte Duguet (Dügeh) ließ schon in seiner frühen Jugend so viel Schärfe des Verstandes und der Beurtheilungskraft und einen so lebhaften Eifer im Lernen von sich blicken, daß man sich von seinem reiferen Alter viel Außerordentliches versprechen konnte. Seine Mutter, eine sehr einsichtsvolle und rechtschaffene Frau, war weder gegen die seltenen Fähigkeiten ihres Sohnes noch gegen die Lobsprüche, welche er deswegen erhielt, unempfindlich. Allein weil ihr die Erhaltung der Herzensunschuld ihres Sohnes sehr wichtig war, so gieng ihre vornehmste Sorge dahin, daß er seine vortrefflichen Naturgaben auf keine unedle Weise anwende. Diese Sorgfalt war um so nöthiger, je leichter der feurige Knabe auf Abwege geleitet werden konnte. Denn als er noch in die niedere Schule gieng, war der Hang zum Romanenlesen bei

ihm ungemein stark, und die Gefahr nicht gering, daß er durch diese Lektüre seinen Sinn für das Gute und gute Sitten selbst verderben möchte. Einst fiel ihm von ungefähr die Asträa des Dürfé in die Hände. Dieser Roman, der damals sehr beliebt war, gefiel ihm ungemein, und er setzte sich vor, ob er gleich erst zwölf Jahre alt war, eine Geschichte in diesem Geschmacke zu schreiben, und den Stoff dazu von einigen Familienscenen seiner Vaterstadt herzunehmen. Er führte sein Vorhaben in kurzer Zeit, und zwar auf eine Art aus, die über sein Alter zu gehen schien. Voll Freude wollte er nun seiner Mutter davon Mittheilung machen. Diese gottesfürchtige Frau hörte ihm gelassen zu, als er ihr einen Theil seines Romans vorlas. Allein, statt sich über die Geschicklichkeit ihres Sohnes zu freuen, sagte sie in einem ernsthaften Tone zu ihm: »Du würdest sehr unglücklich seyn, mein Sohn, wenn du die Talente, die dir Gott verliehen hat, so schlecht anwenden wolltest.« Der junge Autor hörte diese Ermahnung ohne Murren an, und war von Stunde an nur darauf bedacht, seine Gaben recht zu nützen. Sobald er allein war, warf er seine Schrift in's Feuer, beschloß, nie wieder einen Roman zu lesen, und legte sich hingegen mit allem Ernste auf die Wissenschaften. Er erlangte auch in denselben in kurzer Zeit eine solche Fertigkeit, daß er schon als Jüngling von zwanzig Jahren viele Männer in den nützlichsten Kenntnissen übertraf.

134. Uebergehe keine Gelegenheit Gutes zu thun.

»Jäger!« — rief im kalten Winter 1781 eines Tages gegen Abend ein Edelmann — »Jäger! gebt diese Nacht wohl Acht auf den Wald, es möchten sich wohl Diebe darin einfinden!« — »Diebe? Holzdiebe?« — fragte der Prediger, der eben gegenwärtig war — »das sollte ich nicht meinen.« — »Ach ja, lieber Herr Pastor!« — erwiederte der Ortsherr — »es sind noch einige darunter, denen nicht so recht zu trauen ist.« — »Für Einen« — antwortete der Prediger — »wollte ich denn doch wohl gut

sagen — J... R... — ja, das ist ein braver Mann.“ — „Wissen Sie das gewiß? — fragte der Ortsherr — „gut! so soll dieser Mann noch diesen Abend ein Fuder Holz vor seiner Thüre haben; — denn ehrliche Leute sind mir immer lieb und werth!“ Was geschieht! Da die Nacht heran kommt, ruft ein Nachbar den andern ab, daß sie mit einander in's Holz gehen wollen. Den guten, ehrlichen J. R. suchen sie auch zu bereden. Erst weigert er sich lange — sein Gewissen schlägt ihn; — endlich geht er doch mit, weil sie ihm gar keine Ruhe lassen. Aber kaum ist er einige Schritte fort, so steht er wieder stille, besinnt sich hin und her, was er wohl thun solle; immer ist ihm so zu Sinn, als ob er wieder umkehren sollte. „Ich soll“ — dachte er im Fortgehen — „wider meinen Willen an meiner Herrschaft zum Diebe werden? Gott im Himmel! wenn doch Etwas in den Weg käme, daß du wieder zurück müßtest! — Es ist, als ob ich hundert Pfund Blei an den Beinen hätte, daß sie gar nicht vorwärts wollen.“ Sie kommen endlich an den Wald. Da lag ein armer Mann, gleich am Eingange, an einem Baume, von Kälte ganz erstarrt, und wäre gewiß erfroren, wenn ihm Niemand zu Hülfe gekommen wäre. Sie sahen ihn alle, weil es ziemlich heller Mondschein war; aber — die Andern giengen still vorüber — Wald einwärts. Nur der ehrliche J. R. denkt: „halt! das kommt nicht von ungefähr!“ — er nimmt den Mann auf den Rücken, trägt ihn in das Dorf in's Wirthshaus, und — als er wieder an sein Haus kommt, siehe, da lag ein großes Fuder Holz da. „Holz?“ — „Frau! was ist das für Holz vor der Thüre da?“ — „Das hat uns der gnädige Herr geschenkt, und vor etwa einer guten Stunde mit seinem Hofgespanne vorführen und abwerfen lassen.“ — „Unser Herr? — Behüte Gott! und an dem wollte ich diese Nacht zum Diebe werden! — Verzeih mir's Gott doch tausendmal, daß ich mir nur so was habe in den Sinn kommen lassen! — Die leidige Verführung!

— das war in meinem Leben das erste Mal, und soll auch das letzte Mal seyn!“ Die andern Männer sammelten sich indeß im Dunkeln etwas Holz; einer aber hatte das Unglück, daß er beinahe das eine Auge darüber verlor, die Andern wurden verrathen, daß sie Holz gestohlen hatten, und mußten noch deßhalb harte Strafen ausstehen. — So dachte auch ein geringer Mann: Ich muß nie unrecht, nie gewissenlos handeln, selbst in der dunkeln Nacht nicht, wenn ich auch gewiß wüßte, daß es nicht auskäme und bestraft würde. Ich kann und darf ja das nothdürftige Holz sammeln, warum sollte ich's denn stehlen? Dadurch wird mancher schöne Baum abgehauen, und Vieles verdorben, was besser benützt werden könnte. In der Nacht hauet man schrecklich darauf los, und besieht man den Ort bei Tage, so muß man sich selbst schämen; es ist, als ob der Feind da gewirthschaftet hätte. Unsere Nachkommen wollen ja auch leben! — diesen müssen wir auch Etwas aufheben und sparen; wenn wir zu unsern Zeiten Alles mit einmal zu Grunde richten wollten, wie würden die zurecht kommen, die nach uns geboren werden!“

135. Der Nachtwächterruf.

Ein Handwerksbursche in Magdeburg führte ein sehr ausschweifendes Leben, ergab sich der Trunkenheit, gieng die Wege der Wollust, und schwärmte manche Nacht in den Wirthshäusern herum. Als er einst auch eine ganze Nacht unmäßig getrunken und geschwärmt hatte, und erst mit anbrechendem Tage von den Werken der Finsterniß zurückkehrte, so begegnete ihm der Wächter, der eben die Stunde meldete, und dabei den Vers sang:

Wach auf, o Mensch, vom Sündenschlaf!
Ermunt're dich, verirrtes Schaf,
Und bess're bald dein Leben!
Wach auf! es ist jetzt hohe Zeit!
Es rückt heran die Ewigkeit,
Dir deinen Lohn zu geben.

Der Handwerksbursche blieb stehen, hörte zu, und ward gerührt. Einer seiner Mitgesellen, der an diesem Morgen verreisen wollte, und ein guter Mensch war, begegnete ihm auf der Straße, und sagte: „Bruder, hast du gehört, was der Wächter sang? Der Vers ward für dich gesungen. Er gehe dir auch zu Herzen!“ — „Du hast Recht, Bruder,“ — antwortete dieser — „ich habe ihn wohl gehört, den schönen Vers. Er hat mich gerührt. Von nun an will ich auch ein anderer und besserer Mensch werden. Ich erkenne es wohl, daß ich bei meiner bisherigen Lebensart Gott und Menschen nicht zu Freunden haben kann. Von heute an will ich von meiner liederlichen Lebensart ablassen, und Gott um Vergebung bitten. Er wird mich nicht verstoßen.“ — So sprach er, und hielt auch Wort. — — So weiß Gott die Begebenheiten und die Umstände dergestalt zu lenken, daß die Menschen dadurch bisweilen ganz besonders gerührt und zur Sinnesänderung erweckt werden. Der du dieß liesest, guter Jüngling! — hat dich nicht ein Spruch der Bibel, ein Vers, den dir eine Gemeine entgegen sang, oder den du im Vorbeigehen hörtest, manchmal gerührt? — Bedenke, was zu deinem Frieden dienet! Es sind Winke der Vorsehung.

136. Das Gelübde der Mäßigkeit.

Als der englische Oberrichter Hale noch in Oxford studirte, wurde er eines Tages, nebst mehreren Studenten, auf das Land zu einem Gastmahle eingeladen. Einer aus der Gesellschaft forderte, als Gesundheiten getrunken wurden, einmal über das andere so viel Wein, und trank so unmäßig, daß er, ehe man sich's versah, ohne Besinnung zur Erde stürzte. Dieß setzte die ganze Gesellschaft in Schrecken, und man versuchte alle möglichen Mittel, den unglücklichen Menschen wieder zu sich selbst zu bringen. Besonders machte aber dieser Zufall auf Hale einen so tiefen Eindruck, daß er sich sogleich wegbegab, in seinem Zimmer auf die Kniee fiel, Gott um die Wiederherstellung

seines Freundes anflehte, und Ihm feierlich angelobte, niemals in seinem Leben wieder solchen Trinkgelagen beizuwohnen. Sein Freund mußte zwar eine Krankheit bestehen, wurde aber bald wieder gesund; und Hale hielt sein Gelübde gewissenhaft bis an sein Ende.

137. Der Zorn des Menschen thut nicht, was vor Gott recht ist.

Peter Victor, Baron von Besenval (geb. 1722 gest. 1792), ein geborner Schweizer, gehörte zu den Menschen, welche in dem Augenblicke der Aufwallung Alles bezwingen können, nur sich selbst nicht. Im Gewühle der Schlacht, bei Erstürmung von Schanzen, wußte er nicht, was Furcht war; aber gegen sich selbst kämpfte er oft vergebens. Wenn er sich durch seinen Eifer hatte hinreißen lassen, war er nachher ungehalten auf sich selbst, und seine Gutmüthigkeit trieb ihn, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, sobald es sich nur thun ließ. Sein Vater starb als Generallieutenant und Oberst des Regiments der Schweizergarde, welches in französischen Diensten war. Er selbst kam schon in seinem neunten Jahre zum Garderegiment; in seinem 13. Jahre machte er schon einen Feldzug mit; in seinem 26. Jahre war er als Adjutant des Generals Broglio in Böhmen, weil damals die Franzosen Krieg mit den Oesterreichern führten. Er war ein sehr schöner, kraftvoller Mann, und zeichnete sich im Kriege durch seine persönliche Tapferkeit sehr aus. Unter Anderem erwarb er sich bei der Eroberung einer Feldschanze großen Ruhm. Die Franzosen hatten bei ihr schon viele Leute verloren, ohne sich ihrer bemächtigen zu können; endlich befahl der General den tapfersten Grenadieren, und dazu gehörten auch die Schweizer, einen neuen Sturm; Besenval bat um die Erlaubniß, dabei zu seyn. Er stürzte sich, an der Spitze seiner Schweizer, in den Graben, und klimmte an der entgegengesetzten Seite hinauf. Das Feuer der Oesterreicher war fürchterlich, es schien nicht möglich, die

Redoute zu ersteigen; mit blutenden Händen hatte er sich an die Mauer fest geklammert; der Muth schien Allen zu sinken, da wandte sich Besenval lächelnd zu den Grenadieren, und rief: „Kameraden, das ist keine bequeme Lage; wißt ihr wohl, daß man's gar nicht aushalten könnte, wenn es keine Kugeln zu gewinnen gäbe?“ — Der lustige Einfall, mitten in der größten Gefahr, belebte sie auf's Neue; muthig setzten sie noch einmal an, erkämpften die Schanze, freilich mit dem Verluste ihrer bravsten Kameraden — und Besenval war der Erste auf dem Walle. Besenvals Einfall gieng von Mund zu Munde; Jedermann war ihm gut; seine Kameraden achteten ihn, seine Obern beförderten ihn zu höheren Stellen; alles das nahm er mit einer so einfachen, natürlichen Bescheidenheit, mit einer so offenen Fröhlichkeit auf, daß dadurch der Werth seiner kühnen That noch erhöht wurde. In seinem 35. Jahre war er schon Generalmajor und Adjutant des Herzogs von Orleans, welcher ihn sehr liebte. Und wirklich war auch Besenval sehr liebenswürdig; er war tapfer, voller Einsicht und Thätigkeit, stets heiter und freundlich, der beste Gesellschafter ꝛc.; daher liebte man ihn am Hofe eben so sehr als bei der Armee. Bei vielen großen und guten Eigenschaften hatte er aber auch einen großen, sehr schlimmen Fehler, welcher ihn oft traurig machte, da es ihm nicht gelingen wollte, ihn ganz abzulegen; er war sehr jähzornig. Ein Beispiel wird dieß am besten schildern. Er hatte einen Kammerdiener, Blanchard (Blahnschaar), der schon in dem Hause seines Vaters gewesen war, und ihn als Knabe sehr geliebt und gepflegt hatte. Da Blanchard schon beinahe 80 Jahr alt und schwächlich war, so behandelte ihn Besenval nicht als einen Dienstboten, sondern als alten Hausfreund. Er war besser logirt als die übrige Dienerschaft, speisete nicht mit dieser, hatte keine anderen Geschäfte als leichte Zerstreuungen; z. B. er begoß Blumen, und gieng jeden Tag einmal aus, einen Auftrag auszurichten, um sich Bewegung zu machen. Obgleich nun der Baron den guten,

alten Blanchard liebte, und ihn mit außerordentlich vieler Herzlichkeit und Güte behandelte, so trafen doch auch ihn manchmal die Ausbrüche seines jähzornigen Charakters. — Einst hatte er einen schönen ausländischen Jasminstock erhalten, welchen er zum Geschenk für die Königin bestimmte. — Er geht aus, vertraut den Blumentopf seinem verständigen und getreuen Blanchard an; dieser, ganz mit dem anvertrauten Gute beschäftigt, thut Alles, um es zu erhalten und zu verschönern; er will die Blumen begießen, packt den Topf auf, läßt ihn aber aus den zitternden Händen fallen, und Topf und Blume und Pflanze zerbrechen und zerknicken. Besenval kommt zurück, sieht die Blumen zerknickt, mit welchen er des folgenden Tages der Königin ein großes Vergnügen zu machen hoffte, und geräth außer sich vor Zorn. Der arme Blanchard will forteilen; er hält ihn aber zurück, und überhäuft ihn mit den bittersten Vorwürfen. Der Tag gieng vorüber, noch schneller aber der Zorn des Barons; er schickt mehrere Male an des gekränkten Blanchards Thüre, um zu hören, was er mache; er liegt zu Bette, hieß es immer. Des andern Morgens tritt Blanchard in sein Zimmer gefaßt und ruhig: „Herr Baron, ich komme, mir eine Gnade von Ihnen auszubitten; erlauben Sie, daß ich Ihr Haus verlasse, und zu meinen Verwandten gehe.“ — „Was?“ rief der Baron hitzig — „Du willst fort? Du bleibst hier! wir müssen zusammen leben und sterben.“ — „Nein, Herr Baron, ich finde, daß ich Ihnen zuwider geworden bin; ich bin zu alt, und meine Langsamkeit reizt Sie nur zum Zorn. Sie haben mich mit Güte überhäuft; ich werde Sie recht oft besuchen; aber wenn ich nicht mehr hier wohne, gar keine Verrichtungen hier habe, werden wir Auftritte vermeiden, welche uns Beide unglücklich machen.“ — Dem Baron traten die Thränen in die Augen: „Es ist also entschieden, du willst gehen?“ — fragte er. — „Müssen wir uns trennen? Wohl, du bist der Aelteste im Hause, dein gutes Weib hat mich gesäugt, daher muß ich gehen; ich will wieder

kommen, wenn du meinen Fehler wirst ertragen können.“ Hierauf nahm er Stock und Hut, und wollte gehen. Betroffen eilte ihm der gute Blanchard nach; der Baron umarmte ihn; Beide zerfloßen in Thränen, und schwuren, sich nie zu verlassen. — Wer das Zarte und Edle in diesem Benehmen nicht zu fühlen vermag, für den ist diese Erzählung nicht geschrieben. Besenval starb in seinem 70. Jahre eines ruhigen und sanften Todes, nachdem in der ersten Zeit der Revolution sein Leben mehr als einmal der Gefahr ausgesetzt gewesen war; erst in dem Volksaufstande, wo er immer mit seinem treuen Schweizerregiment die Ruhe aufrecht zu erhalten und den König zu schützen suchte, und dann vor einigen erbitterten Richtern, die ihn lieber zum Tode verdammt als frei gesprochen hätten. Aber die Freunde verließen ihn nicht in dieser gefährlichen Zeit; sie waren so treu und bieder als er selbst. Das letzte Glück, welches er in diesen unglücklichen Zeiten erlebte, war — seine Freunde unerschütterlich treu in der Noth gefunden zu haben. —

138. Die besiegte Trunkenheit.

Der Pfarrer Hahn von Kornwestheim, einem württembergischen Dorfe bei Stuttgart, hatte in seiner Gemeinde einen Mann, der bei sonst viel gutem Willen und Liebe zum Guten, eine ganz außerordentliche Neigung zum Trunk hatte. Sein Stand als Landarzt und Barbier begünstigte und nährte jene Neigung. Hahn, welcher den guten Kampf, welchen der Mann mit sich selbst kämpfte, wohl kannte und an seinem endlichen Sieg durch Kraft von oben nicht zweifelte, trug den lange Kämpfenden mit Geduld und ließ auch nicht zu, daß andere Glieder seiner Gemeinde hart über Jenen urtheilten. Auf's Höchste sagte er bei solchen Gelegenheiten scherzhaft: »Laßt ihn nur gehen, er hat eben vielen Durst, er hätte sollen ein Kellner werden!“ Die Frau des Mannes ermahnte er zu liebevoller Geduld. Aber wenn er mit dem Manne sprach, unter vier Augen, dann

geschah dieses mit Worten des liebevollsten Ernstes. Da erzählte denn der arme Seelenkranke oft: „Herr Pfarrer, Sie wissen nicht, wie viel ich kämpfe und wie schwer der Kampf wird. Wenn ich von Ludwigsburg herausgehe nach Kornwestheim (habe wohl drinnen in der Stadt, weil mich dürstete, schon einige Schoppen getrunken), begleitet mich auf dem ganzen Wege, wenn ich allein bin (denn wenn ich in Gesellschaft gehe, die mich zerstreut, ist die Gefahr noch größer), der Gedanke: sollst du wohl in Kornwestheim noch in's Wirthshaus gehen und noch einen Schoppen oder zwei trinken? — Nein! sage ich, du sollst nicht. — Darauf denke ich wieder, viel getrunken hast du in Ludwigsburg gerade nicht, du könntest wohl noch einen Schoppen oder zwei trinken, dazu ist es heiß. — Nein! sage ich, du sollst nicht. — In dem untern Wirthshause, denke ich weiter, ist heute gewiß der * *, ein gar braver und lieber Mann, den ich lange nicht gesprochen habe, sollte ich doch wohl nicht hineingehen und einen Schoppen trinken? — Nein! sage ich, du sollst nicht! — Die Frau des Gevatters im obern Wirthshause, denke ich weiter, sah neulich sehr krank aus. Sie wird nicht zu dir schicken, weil sie dich nicht gleich bemühen will, sollst du nicht einmal hinein gehen, wäre das nicht Christenpflicht? — Nein! sage ich, du sollst nicht trinken, jetzt nicht hineingehen! So geht's an ein Denken und Streiten, bis ich nach Kornwestheim komme, und ich sage noch immer: nein, du sollst nicht! Bei dem ersten Wirthshause bin ich vielleicht schon vorbei gelaufen, so sauer mir's wurde, ohne mich umzusehen, da komme ich an's zweite, und da steht zum Unglück etwa gerade der * * oder sonst ein Bekannter vor der Thür, der ruft mich an: Ei, Herr * * *, was gehen Sie denn so vorbei? Treten Sie doch näher auf ein Wort; — und da bin ich denn meistens hin. Denn wenn ich auch auf's Erste antwortete: ich habe keine Zeit, so sagt Jener wieder: nun auf eine Minute oder zwei wird's Ihnen nicht ankommen? Ich, dem das Weitergehen ohnehin sauer ankommt,

bleibe stehen und capitulire, bis noch Einer heraus kommt oder Zwei, und nun gehe ich hinein. Beim ersten Schoppen, Herr Pfarrer, denke ich wohl noch dran, jetzt solltest du aber gehen, und will's auch. Aber der Wirth oder ein Gast bringt mir etwa den zweiten, ich komme indeß in's Sprechen und vergesse mich. Und vom dritten bis zum zehnten denke ich denn immer weniger daran, daß ich aufhören soll, bis ich's zuletzt ganz vergesse."

Wenn der Mann so erzählte, weinte er sehr; denn es that ihm wirklich leid, daß er, sich und den Seinigen zur Schande und zum Schmerz, so ein Sklave des Trunkes seyn mußte, und in guten, ruhigen Stunden liebte er Gott und das Gute so herzlich! Da sagte ihm denn der Pfarrer liebend ernst, wie und warum er ja Gott immer mehr und besser lieben, wie er immer mehr beten, immer besser wachen und kämpfen müsse. Dabei gab er ihm noch Rathschläge und äußere Verhaltungsregeln, welche den Kampf erleichtern konnten. Und siehe, der Kampf gelang nach langem Anhalten. Da sagte der Pfarrer oft zu denen, die hart geurtheilt und voreilig verdammt hatten: die sind es, welche einst die Krone empfangen werden, die im ernsten, harten, öftern Kampfe, ohne durch ihr öfteres Unterliegen an Gottes Kraft und Liebe zu verzweifeln, obgesiegt haben. Er hat gekämpft mit Temperament und natürlichem Hange, mit dem, seinen Hang nährenden Verhältniß seines Standes und äußeren Berufs, mit täglicher und stündlicher Lockung, und siehe, die Liebe Gottes, die in ihm mächtiger war, hat gesiegt. Was sind unsere Kämpfe gegen die seinen? O lasset uns kämpfen, wie er kämpfte, siegen im Glauben, wie er siegte. —

139. Durch Nacht zum Licht.

Stephan Wiesner, Kirchenpfleger und Schneider zu Gerhardshofen, war ein fleißiger, aber dabei mürrischer, unfreundlicher, einzig auf den Umtrieb seiner Güter und auf's Reichwerden bedachter Mann. In seinen jüngeren

Jahren war er ein bei der vornehmen Welt sehr beliebter Mode-Schneider, und gieng, um die viele Arbeit fertigen zu können, oft Wochen lang in kein Bett, sondern legte sich höchstens ein paar Stunden auf die Ofenbank, um durch einen kurzen Schlaf zu weiterer Arbeit sich zu stärken. All' sein Dichten und Trachten gieng nur darauf hin, recht viel zu erwerben, und seine Töchter glücklich zu verheirathen. Gott ließ es ihm gelingen, dieß nach Wunsch auszuführen. Bald nach der Verheirathung seiner letzten Tochter traf er mit seinem frommen Seelsorger E. H. Grieshammer zusammen, der sich verpflichtet fühlte, mit ihm über das Eine Nothwendige zu reden, und ihm vorzustellen, daß man dasselbe mit aller Geschäftigkeit einer eifrigen Martha nicht zu erlangen vermöge. Meister Wiesner konnte der Wahrheit dieser Worte nicht widersprechen, und versprach, sich nunmehr die Sorge um seine Seele angelegener seyn zu lassen als bisher. Allein schwerlich würde er im Stande gewesen seyn, diesen Vorsatz beharrlich auszuführen, wenn ihm der HErr nicht hiebei auf eine Weise zu Hilfe gekommen wäre, die Anfangs nichts weniger als einer Gnadenführung gleich sah. Er ließ ihn nämlich so blind werden, daß ihm nur noch so viel Schein übrig blieb, um es ihm möglich zu machen, auf wohlbekannten Wegen sich zurecht zu finden. Daher mußte er denn nothgedrungen von seinen gewohnten Geschäften sich zurückziehen, und hatte ungesucht die freieste Zeit, sich mit dem Heil seiner unsterblichen Seele zu beschäftigen; denn nachdem ihm der Anblick der äußerlichen Dinge verhüllt war, konnte sein Auge um so ungestörter nach innen sich richten, und der Geist Gottes arbeitete mit so glücklichem Erfolge an seiner Bekehrung, daß er bald zu einer gründlichen Sünden-Erkenntniß gelangte. — Ueber ein Vierteljahr behielt er in der stillen Verborgenheit seines Herzens, was in ihm vorgieng, aber das Elend seiner Sünden, das sich ihm jetzt je länger je deutlicher und furchtbarer aufdeckte, versetzte ihn in eine Unruhe und Angst, die er endlich nicht mehr

allein tragen konnte. Er mußte zu seinem Seelsorger eilen, und diesem seine Noth klagen. Obgleich ihn Grieshammer als einen geraden und aufrichtigen Mann kannte, so hielt er doch für nöthig, ihn vor allen Dingen einer genauen Prüfung zu unterwerfen, und sagte ihm daher: „Kommt nicht Seine Betrübniß und Unruhe vornämlich daher, daß Er in Folge seiner Blindheit seiner Arbeit nicht mehr vorstehen kann, und liegt nicht in der Tiefe Seines Herzens das als wichtigster Kummer verborgen, es möchte Ihm künftig an Seinem Unterhalt fehlen, weil Er jetzt außer Stand ist, Etwas zu verdienen? Ich bitte Ihn, prüfe Er sich doch genau, auf daß Er sich nicht selbst betrüge und nicht die leibliche Anfechtung für eine geistliche halte.“ Da drangen dem sonst so ruhigen, kalten, verständigen Manne die Thränen in die Augen; er hob seine Hände empor und flehte: „O Herr! helfen Sie mich doch retten in meiner Noth. Die Last meiner Sünden ist mir zu schwer geworden, ich muß Jemand haben, der sie mir tragen hilft!“ Grieshammer überzeugte sich jetzt, daß es dem Manne wahrhaft Ernst sey; er warf sich mit ihm auf die Kniee nieder und flehte herzlich zu dem treuen Heiland der Sünder, daß Er das gute Werk der Bekehrung, welches Er in ihm angefangen, nun auch zum Preise Seines heiligen Namens und zur wahrhaften Rettung dieses armen Sünders ausführen möge. Wiesner gieng ziemlich erleichtert nach Hause, doch brachte er noch eine ziemliche Zeit in innerlicher Unruhe und Dunkelheit hin. Es schien, als ob das Vaterangesicht Gottes, das sich ihm verborgen hatte, gar nicht mehr hervortreten und freundlich ihm leuchten wollte. Er mußte eben immer an seine Sünden denken, sein ganzer Lebenslauf ward ihm von dem Lichte der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit auf eine Weise aufgedeckt, die ihm täglich neue Demüthigungen bereitete. Er besuchte seinen lieben Seelsorger oft, und ward von ihm auch fleißig besucht, aber so oft sie zusammentrafen, hatte der bekümmerte Sünder ein neues Anliegen vorzu-

bringen; denn er pflegte aufrichtig Alles gerade heraus zu sagen, was seine Seele beunruhigte. Vornämlich drückten ihn seine Jugendsünden, und doch waren es lauter Sünden, welche die lustige und gewinnsüchtige Welt überall ungescheut ausübt, und wohl gar noch als Tugenden ansieht. Endlich nach langem Bitten und Suchen bekam er Ruhe in seiner Seele, und konnte glauben, daß Jesus auch ihm gnädig sey und alle seine Sünden getilgt habe. Das schöne Lied: „Mein Heiland nimmt die Sünder an ꝛc.“ gereichte ihm jetzt zu großer Erquickung. Ueberhaupt hatte er jetzt eine unaussprechliche Freude an den Trostsprüchen der heiligen Schrift und an schönen Liedern. Wo er Etwas der Art hörte, da ergriff er es mit großer Begierde, eilte nach Hause, hieß es seine Frau in der Bibel oder im Gesangbuch nachschlagen und ihm so lange vorlesen, bis er es seinem Gedächtniß eingeprägt hatte, und sich dann auch in seiner dunkeln Einsamkeit damit erlaben konnte. Kaum war er etwas befestigt in seinem Glauben, so kamen neue Kreuzesproben. Er mußte den Hohn und Spott der Welt erfahren, welcher so oft das Loos der Kinder Gottes ist, und dieß that ihm um so weher, da er früher sich viel darauf eingebildet hatte, daß er ein von reichen und vornehmen Leuten so wohl angesehener Mann gewesen, und wegen seines Fleißes, seiner Geschicklichkeit und des guten Fortgangs seiner Geschäfte allgemein gelobt worden war. Jetzt galt er für einen Thoren, über den man bald da, bald dort laut lachte; aber er lernte es allmählig, um Jesu willen Schmach zu leiden, und sich geduldig jede Demüthigung gefallen zu lassen. Um diese Zeit kam auch eine Viehseuche in den Ort, und wüthete so heftig, daß fast alle Ställe leer wurden. Eines Tages begegnete nun Wiesner seinem Seelsorger, der ihn fragte: Wie es in seinem Stalle aussehe, ob er noch von der Seuche befreit sey? — „Nein!“ war die Antwort, „und ich wäre froh, wenn es dem lieben Gott gefallen wollte, mit mir zu theilen und mir die Hälfte meines Viehes zu lassen.“ Aber der HErr

that über sein Bitten und Begehren; denn wider Vermuthen behielt er seinen ganzen Viehstand.

Allmählig schwanden seine Kräfte dahin, und es wurde ihm immer schwerer, auszugehen; da wuchs denn auch je mehr und mehr seine Sehnsucht, aufgelöst zu werden und heimgehen zu dürfen zu seinem HErrn und Heiland. Oefters bat er flehentlich auf den Knieen um seine baldige Heimholung, und sein häufigstes Gespräch war vom Sterben. So saß er auch am 14. Januar 1751 neben seiner Frau Mittags bei Tische, und redete nach seiner Gewohnheit vom baldigen Sterben. Seine Frau wendete ein: „Du würdest dich doch vielleicht fürchten, wenn's so plötzlich daher käme.“ — „Ach meine liebe Frau!“ erwiederte er, „wenn ich wüßte, daß der HErr käme, um mich heimzuholen, ich wollte mit Freuden meine Arme Ihm entgegenstrecken, und Ihn fest umfassen.“ — Den ganzen Tag hatte er den Seufzer im Munde: „HErr Jesu, nimm mich auf, zu Dir in Himmel n'auf.“ Abends nach vier Uhr saß er auf seiner Ofenbank und schickte seinen gewöhnlichen Seufzer ab. Plötzlich überfiel ihn ein Schlagfluß, der ihm Sinne und Empfindung raubte, und nach 19 Stunden war er durchgedrungen durch die Nacht zum ewigen Licht.

140. Das offene Geständniß.

In der ersten Zeit meiner Schullehrer-Wirksamkeit zu Thainbach bei Sinsheim war ich, erzählt der vor mehreren Jahren verstorbene Schulmeister P. Pflugfelder, auch einmal bei einer Hochzeit. Ich redete da über Phil. 4, 4. von der Freude im Herrn im Gegensatz gegen die tolle und sündliche Freude der Welt, welche ich als überaus verwerflich vorstellte, und sprach überhaupt sehr ernstlich. Der Pfarrer aber, der auch dabei gegenwärtig war, sagte, nachdem ich geschlossen hatte, indem er der Sache eine ganz andere Wendung gab: „Nun, ihr lieben Jünglinge und Jungfrauen, singet und springet heute nur recht; eure Freude, ich weiß es, ist eine rechtmäßige Freude.“ Als

Hochzeit-Einlader mußte ich sofort auch bei der Mahlzeit seyn. Ich aß und trank. Endlich kamen die Mädchen, und forderten mich zum Tanze auf. Die Alten sprachen auch zu, und mein Herr Pfarrer bekräftigte es. Da dachte ich nun wohl zuerst: nein! und wenn mir noch so viel zugesprochen wird; wer mir so Etwas zuspricht, versteht eben noch nicht, was sich für einen wahren Christen schickt. Allein über dem längeren Verweilen an diesem Orte der ausgelassenen Freude, über dem fortgesetzten Essen und Weintrinken kam dann auch die Lust zum Tanzen. Und da die Braut immer fortfuhr zu bitten, so gab ich endlich — nur für Einen Tanz dachte ich — nach. Aber es wurden statt des einen, zwei, drei. Andere Mädchen kamen darauf auch mit ähnlichen Bitten, die ich nun auch gewähren mußte. Jetzt kam eine Gewissensmahnung dazwischen. Es schlug vier Uhr. Ich mußte gehen und Vesper läuten. Gehe nicht mehr hin, hieß es in meinem Innern. Aber ich wollte nicht gehorchen! Bete wenigstens vorher um Kraft, an der ausgelassenen Sinnenfreude weiter keinen Theil zu nehmen, sagte eine andere Stimme in meinem Innern. Aber dazu hatte ich jetzt auch keine Lust. Kurz, ich gieng eben wieder hin und gab mich die halbe Nacht hindurch der tollen, wilden Sinnenfreude hin. Endlich kam ich los und nach Hause. O welche Pein folgte nun der Freude! Welches Heer von innern Vorwürfen: Du hast dich deinem Heilande undankbar und unrein bewiesen, hast Seiner Liebe vergessen, die Pflicht, Ihn in Allem zu ehren, hintangesetzt; hast wider deine entschiedene Ueberzeugung, wider dein ausdrückliches, öffentliches Zeugniß in der Hochzeitrede gehandelt, hast großes Aergerniß gegeben! Alle Entschuldigungen, die mein Herz dabei aufsuchte, z. B. ich habe ja doch keine so gar sündlichen, unreinen Gedanken dabei gehabt, halfen nichts. Ich mußte mich als einen großen Sünder, und als solcher Pein fühlen. Als ich des andern Tages in die Schule gekommen war, merkte ich's wohl, wie sich die Kinder in's Ohr hineinsagten: „Der

Schulmeister hat getanzt.“ Wie mußte ich mich da schämen! Am Sonntage darauf sollte ich die Kinderlehre — so war es dem Schulmeister in diesem Orte, als einem Filialorte, amtlich auferlegt, — in der Kirche halten, zum Theil mit eben den Mädchen, mit welchen ich getanzt hatte. In welcher unbeschreiblichen Verlegenheit war ich jetzt! Was sollte ich thun? Entweder bei mancher vorkommenden Materie schweigen, und darüber hinwegeilen, oder mich selbst auf den Mund schlagen, oder einen gewissen Mittelweg, eine gewisse Vereinigung der Gottesliebe und der Weltliebe lehren? Eines von diesen Dreien hatte ich zu wählen. Ich konnte zu keinem Entschlusse kommen. In der Kinderlehre selbst konnte ich nur gezwungener Weise reden. Endlich gab es Gelegenheit, davon zu sprechen, wie sündlich für einen Erlösten des Herrn und wie verderblich der Dienst der Weltlust sey. Ich bezeugte dieß mit neu erwachendem Ernst und Eifer, rechnete dazu namentlich auch das Tanzen, wie es bei Hochzeiten und sonst vorkomme, und sagte zuletzt: „Ihr werdet denken, der Schulmeister verdammt die Sachen, die er selber thut: Ihr habt, leider! Recht. Ja, ich muß es bekennen, ich habe euch kürzlich ein großes Aergerniß gegeben durch mein Betragen bei der letzten Hochzeit. Das habt ihr gesehen. Allein was es mich nachher gekostet, was für bittere Reue und heiße Thränen, das habt ihr nicht gesehen. Was ich euch aber von der Unschicklichkeit und Verwerflichkeit eines solchen Betragens für Christen, für Erlöste Gottes, sage, das sage ich dem Worte Gottes gemäß (1 Kor. 6, 20) und dabei bleibt's, darnach werden wir einst gerichtet, und da gilt keine Entschuldigung; diese Sachen sind sündlich, mag sie nun thun wer da will. O merket es euch doch, wie ich mir's gemerkt habe, und für immer merken werde: es bleibt bei dem Worte Gottes!“ So sprach ich, und nun war ein Stein von meinem Herzen hinweg; ich konnte jetzt wieder freier reden und wirken. Uebrigens drückte mich meine Vergehung doch fortwährend sehr darnieder, und ich

hatte lange Zeit damit zu thun, bis diese Wunde wieder einigermaßen geheilt war. Auch spürte ich den Schaden davon, daß nämlich der Zug der Weltlust viel mächtiger auf mich wirkte. Ich hatte von dem süßen Giftkelch getrunken, und mich dürstete immer mehr darnach. O da gab's manchen sauren Kampf, und wenig der süßen Freuden im Gefühl der Gnade Gottes. O Du Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, Du hast auch meine Sünde getragen! Dank sey Dir ewig, o Jesu!

141. Sieh' hier bin ich, Ehrenkönig!

Johann Konrad Binder, welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu Holzgerlingen lebte, zeichnete sich durch seine ökonomische Thätigkeit vor vielen Andern aus; sein Dichten und Trachten gieng bei Tag und bei Nacht nur darauf, wie er sein Vermögen noch besser umtreiben, und noch schneller ein reicher Mann werden könnte. Bald genügte ihm der Betrieb eines nicht unbeträchtlichen Feldgutes nicht mehr, er fieng eine Wirthschaft an, und seine Betriebsamkeit zog eine Menge Menschen herbei, die bei ihm aßen und tranken, und ihm zum Reichwerden halfen. Das wäre nun schon recht und gut gewesen, wenn nur unser neuer Ochsenwirth nicht darüber des Heils seiner Seele je länger je mehr vergessen hätte, ganz und gar in irdischen Sinn versunken wäre, und nach und nach auch Solches sich erlaubt hätte, was wider das Gewissen lief; allein im Ganzen galt er aber doch für einen ehrbaren Mann; denn die Welt nimmt es nicht so gar genau in ihrem Urtheile mit denen, die gemeinschaftliche Sache mit ihr machen. Indeß den Heiland jammerte des armen — reichen Mannes, Er gieng dem verirrten Schäflein nach, auf daß Er's fände und heimtrüge mit Freuden; und siehe, es schlug ihm eine Stunde des Heils zu einer Zeit, da man es am wenigsten erwartet hatte. Binder war eines Tages in seinen Wirthschafts-Angelegenheiten nach Altdorf geritten; auf dem Heimwege kam ihm auf einmal die Lust

an, das Lied zu singen: »Sieh hier bin ich, Ehrenkönig ꝛc.« Unter diesem Singen wurde ihm so wehmüthig und bange um's Herz, daß er sich nicht zu fassen wußte, und mit seinem Pferde in schnellster Eile zu großer Verwunderung seines ihn begleitenden Bruders nach Hause eilte. Hier war er kaum angekommen, als er zu einem Freunde, dem er sein ganzes Vertrauen schenken zu dürfen glaubte, eilte, ihm mit wenigen Worten sagte, was sich zugetragen habe, und ihn bat, er möchte mit und für ihn beten. Der Freund willigte gerne in dieß Begehren, sie beteten von da an öfters mit einander, und da der Geist Gottes fortwährend an Binder's Herzen arbeitete, so gelangte er bald zu einer gründlichen Erkenntniß seines Sündenverderbens und einem brünstigen Verlangen nach Gnade und Vergebung. Nun begannen freilich auch innere und äußere Versuchungen; denn der Satan wollte seine Beute nicht so schnell entlassen. Allein die Gnade trug den vollständigsten Sieg davon. Binder schloß jetzt seine Wirthschaft, kündigte seinen alten Zechbrüdern die Verbindung auf, und sagte ihnen, daß er nur dann sie noch ferner in seinem Hause sehen wolle, wenn sie sich entschließen, mit ihm Gott zu dienen und der Sünde zu entsagen. Diese Veränderung machte in dem Dorfe um so mehr Aufsehen, da man sie am wenigsten von diesem Manne erwartet hätte; eben das diente aber auch manchen Andern im Orte zur Erweckung. Nach und nach kamen auch von auswärts her Kinder Gottes zu Binder auf Besuch, und die liebreiche Aufnahme, die sie fanden, überzeugte sie, daß eine gründliche Bekehrung bei ihm vorgegangen sey. Nun widmete er sein Haus, in dem man früher nur den Unfug der Kirchweihtänze und Hochzeiten gesehen, und zu leichtsinniger Zerstreuung sich versammelt hatte, den Privat-Erbauungsstunden, auch durch viele gute Werke in verborgener Stille es bewährend, wie sehr er seinen Heiland liebe. Aber dieser gedachte nun, ihn durch Leiden schneller zu vollenden, als man es seinem Alter nach (er stand jetzt zu Anfang der vierziger Jahre) hätte

erwarten können. Auf einmal erkrankte der bis dahin ganz gesunde Mann heftig, und es entwickelte sich eine Auszehrung, die sein Leben auf eine schmerzliche Weise dem Ende zuführte. Doch je mehr sein äußerer Mensch abnahm, desto mehr wuchs der innere neue Mensch, und sein Krankenlager wurde für Viele eine Stätte der Beschämung und des Segens. Er betrachtete sich selbst als den größten aller Sünder, und wußte von nichts zu rühmen als von der Gnade und Barmherzigkeit des Herrn, der auch seiner sogar sich erbarmt habe. Kurz vor seinem Ende genoß er noch das heilige Abendmahl, und zwar mit solcher Zerknirschung des Herzens, daß der Pfarrer, der es ihm gereicht hatte, nachmals bekannte, in seiner vieljährigen Amtsführung habe er nie einen bußfertigeren Communikanten getroffen. Endlich schied er im Jahr 1806 nach zweijährigem schweren Leiden im frohen Glauben an seinen Heiland von hinnen.

142. Der bekehrte Straßenräuber.

Im Jahr 1801 starb in London der Bediente des Dr. Rowland Hill. Bei seiner Beerdigung hielt ihm sein gewesener Herr vor einer zahlreichen Versammlung eine Leichenrede, aus der hier folgende Stelle als ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens mitgetheilt wird:

»Viele von den anwesenden Personen haben den Verstorbenen gekannt, und seine Aufführung beurtheilen können. Sie werden Alle gestehen, daß ich die reine Wahrheit sage, wenn ich versichere, daß er eine lange Reihe von Jahren hindurch sich betragen hat, wie es einem redlichen, bescheidenen, gottesfürchtigen Manne geziemt, daß er seine Pflichten gegen Gott und die Menschen, so viel es die unserer Natur anklebende Schwachheit zuläßt, erfüllt hat. Und doch war dieser achtungswürdige Mann ein — Straßenräuber. Vor 30 Jahren griff er mich auf der Straße an und verlangte Geld; ohne mich zu fürchten, ließ ich mich in ein Gespräch mit ihm ein, erkundigte mich, wie er dazu gekommen sey,

ein so gefährliches und ruchloses Leben zu führen. »»Ach Herr!«« — antwortete er, — »»ich diente als Kutscher, verlor meinen Dienst, und da ich kein Zeugniß von meiner Herrschaft aufweisen kann, finde ich keinen andern. Um zu leben, habe ich mich auf das Stehlen legen müssen.«« Ich lud ihn ein, zu mir zu kommen, er versprach es, und hielt Wort. Nachdem ich ihn durch eine lange Unterredung geprüft hatte, schlug ich ihm vor, bei mir in Dienst zu treten. Er nahm es mit Freuden an. Seit diesen 30 Jahren hat er mir mit Eifer, Treue und Fleiß gedient, nie habe ich das mindeste Gottlose an ihm bemerkt, seine Aufführung war immer gut und christlich. Wäre er auf seinen bösen Wegen fortgefahren, so hätte ohne Zweifel sein Herz sich verstockt, und er wäre endlich eines schmählichen Todes unter den Händen des Scharfrichters gestorben.«

143. Du bist der Mann des Todes!

Einst wurde ich — so erzählt der englische Bischof M'Ilvannin — von meinen Studien abgerufen zu einem Manne, welcher um das Heil seiner Seele bekümmert sey. Ich traf einen wohlgekleideten Mann von gutem Aussehen, gesittetem Betragen und verständiger Ausdrucksweise, dazu, Allem nach, einen Ausländer. Nachdem er mich eine Weile scharf angesehen hatte, so sagte er: »»Ich meine, mein Herr, ich habe Sie schon einmal gesehen.«« »»Das ist möglich«« — erwiederte ich, indem ich voraussetzte, er habe mich etwa einmal auf der Kanzel gesehen. — »»Predigten Sie nicht«« — fuhr er fort — einmal auf einem Schiffe über den verlornen Sohn?«« — »Ja!« »»Giengen Sie nicht nachher zu einem Schiffsmann hin, der auf seiner Kiste saß, faßten Sie nicht seine Hand und sagten: Lieber Freund! thut mir doch den Gefallen und leset fleißig in Eurer Bibel?«« — »»Allerdings!«« — Nun ich, mein Herr, war jener Schiffsmann; aber ich wußte damals nichts von der Bibel und nichts von Gott. Ich war ein

armer, unwissender, versunkener Sünder.«« — Mit dieser Geschichte verhielt es sich folgendermaßen: Der Mann war 25 Jahre lang auf der See gewesen, und zwar fast immer im Dienste der brittischen Flotte, wobei er allen Ausschweifungen der Seeleute sich hingab. Trunkenheit, Wollust und Gottesverachtung waren ihm wie zur andern Natur geworden. Die Furcht vor dem Tode, der Hölle, vor Gott kam nie in sein Herz. In solchem Verderben befand er sich, als eines Tages ein Prediger eine kleine Schaar von Seeleuten auf dem Schiffe, wo er diente, versammelte, und zu ihnen über den Text sprach: »Siehe, jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils!« Er horchte diesem Prediger auf; aber nur darum, weil er auch ein Schiffsmann war. Bald kam es ihm vor, der Prediger höre und sehe ihn, obgleich er so saß, daß er meinte, er müsse verborgen seyn. Es kam ihm vor, ein jedes Wort enthalte eine Beschreibung seines Zustandes. Um das Bemerktwerden zu vermeiden, änderte er mehrmals seinen Platz, und war bemüht, sich hinter Andere zu stellen. Aber er mochte hingehen, wo er wollte, immer schien es, als ob der Prediger ihm folge, und seinen Lebenslauf so genau beschreibe, wie wenn er mit allen Einzelnheiten desselben bekannt wäre. Endlich war die Predigt zu Ende, und der arme Schiffsmann versicherte, daß der Redner es einzig mit ihm zu thun gehabt habe, gieng zu ihm hin, ergriff seine Hand und sagte: »Ich bin in der That der Mann, von dem Sie redeten. Das ist gerade das Leben, das ich führte. Ich bin ein armer, bedauernswürdiger Mensch; aber ich fühle ein Verlangen, gut zu werden, und ich würde Ihnen dankbar seyn, wenn Sie mir einige Anleitung dazu geben wollten.« Der Prediger ermahnte ihn zum Gebet. Er antwortete: »Ich habe nie gebetet in meinem Leben; außer wenn ich fluchte, bat ich, daß mich Gott verdammen möchte. Ich weiß gar nicht, wie man betet.« Hierauf gab ihm der Prediger Anweisung dazu. Nachdem er nun einige Tage in Angst und ohne das Licht des evan-

gelischen Trostes hingebracht hatte, fügte es die Vorsehung, daß ich zu ihm kam, wo ich ihn auf der Kiste sitzend, antraf, und ich sagte ihm einen Bibelvers, der ihm zum Leitstern dienen könnte. Er wußte den Vers noch ganz gut; es war die Stelle: „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen.“ Bald darauf wurde sein Herz getröstet durch die Hoffnung, er werde durch Christum gerettet werden. Seine Sünden wurden ihm alle vergeben. Er ward von dieser Zeit an ein ganz anderer Mensch in seinem ganzen Wesen und Betragen; er machte es sich zur angelegentlichsten Sorge, jede seiner Pflichten pünktlich zu erfüllen. Hiedurch gewann er bald großes Zutrauen bei seinen Offizieren, und nachdem er den Seedienst verlassen, setzt er den angefangenen guten Wandel nun bereits seit drei Jahren fort und ist jetzt ein musterhaftes Glied der menschlichen Gesellschaft und der christlichen Kirche. Er ist so gründlich wiedergeboren, daß man ihm nicht im Geringsten mehr ansieht, daß er 25 Jahre ein versunkener, liederlicher Schiffsmann gewesen ist.

144. Gesegnete Frucht einer Sonntagsschule.

Ein englischer Reisender giebt folgenden merkwürdigen Bericht: „Auf einer Seereise machte ich die Bekanntschaft eines schottischen Feldwebels, Namens Joseph Hughes. Lange hatte ich unter den vielen auf dem Schiff befindlichen Soldaten und Reisenden Einen gesucht, mit dem ich nicht blos die irdische Reise, sondern auch die nach dem Himmel gemein hätte, und mit dem ich in einen geistigen Verkehr treten könnte. Endlich fiel mir der genannte Feldwebel auf, und zwar zunächst durch sein krankhaftes Aussehen. Er war 26 Jahre alt, und mußte in gesunden Tagen eine überaus ansehnliche Gestalt gehabt haben, jetzt aber war sein hochgebauter Leib durch Krankheit sehr geschwächt. In seinen Augen aber lag ein außerordentlicher Glanz, sein Blick zeigte stille Ergebung, und aus seinem ganzen Wesen sprach milde Ruhe und Zufriedenheit. So-

gleich als ich ihn sah, fragte ich mich: woher diese Ergebung? glaubt er an Jesum? Seinem schwindsüchtigen Aussehen nach ist er am Rande des Grabes, die Zeit ist kostbar, sollte ich nicht an sein Herz mich wenden? Als ich mich so besann und durch eine sträfliche Scheue oder gar Menschenfurcht mich einschüchtern ließ, entfernte Gott alle meine Bedenklichkeiten. Denn als ich über das Verdeck gieng, um mich zur Kajüte zu begeben, sah ich diesen Soldaten im Neuen Testament lesen. Das entzückte mich, und ich dankte dem HErrn innerlich für diese Freude. Darnach wandte ich mich an ihn, und wir hatten bald die Ueberzeugung, daß wir im Dienste eines und desselben Herrn stehen, und daß unsere Herzen von der gleichen Hoffnung erfüllt seyen. Ich fragte ihn, wie er zum Heiland gekommen sey. Da erzählte er mir, seine Eltern seyen keine lebendigen Christen gewesen, aber in einer Sonntagsschule habe er von einem frommen Lehrer gründliche religiöse Belehrungen erhalten. Ich fragte ihn, ob seine Seele schon während seines Besuches dieser Schule erweckt worden sey? Keineswegs, antwortete er, da hätte ich mich den Versuchungen des Soldatenstandes nicht ausgesetzt; ich war noch Mitglied der Sonntagsschule, als ich freiwillig in Militärdienste trat. Verwundert rief ich aus, wie kommt es doch, daß dieser Jugend-Unterricht nicht verwischt wurde, während Sie in fernen Landen unter lauter ungläubigen und leichtsinnigen Leuten sich herumtrieben? Mit gerührter Stimme sagte er: Mein Sonntagsschullehrer hat mich nie vergessen, und ich ihn nicht. Seine guten Räthe und Lehren, seine treuen und liebevollen Einladungen zum Reich Gottes haben mich durch alle Länder und Meere begleitet. Oft fügte er den Briefen meiner Eltern einige Linien bei, manchmal schrieb er mir eigene Briefe, in denen er mich ermahnte, an das Heil meiner Seele zu denken. Diese Ansprachen wiederholte er oft, und wie ein Tropfen Wassers um den andern endlich den härtesten Stein aushöhlt, so machten seine Worte endlich starke Eindrücke auf

mein Herz. Aber lange widerstand ich. Meine schlechten Umgebungen hielten mich zurück, deßwegen nahm mich der Herr besonders, indem Er mich auf einen kleinen Nebenposten in Westindien setzte, zu dessen Bedienung nur einige Mann nöthig waren. Es war ein unangenehmer Posten, eine wahre Einöde. Zuerst war ich mißvergnügt, bald aber fieng ich an, über mich selbst nachzudenken, und sah ein, daß es mit mir nicht gut stehe. Die Ermahnungen meines Lehrers stellten sich lebhaft vor meine Seele, ich dachte an die Kürze des Lebens und an das künftige Gericht. Alles das, verbunden mit der langweiligen Einsamkeit, in der ich mich befand, flößte mir das Verlangen ein, meine Bibel aufmerksamer als bisher zu lesen. Ich hatte mir eingebildet, die Bibel enthalte lauter traurige, düstere Sachen, und passe deßwegen jetzt besonders gut zu meiner traurigen Lage. Sie paßte allerdings gut dazu, aber in ganz anderer Weise. Jeder Vers vergegenwärtigte mir Eindrücke der Sonntagsschule, und je mehr ich in der Bibel las, desto mehr erkannte ich mein inneres Elend. Gott und ich — wir waren gegen einander, das machte mir angst und bange. Aber bald führte mich der HErr zum Lichte. Auf einer andern Insel waren einige fromme Soldaten, denen ich schrieb, sie möchten mir ein gutes Buch schicken. Sie gewährten meine Bitte sogleich, und schrieben mir auch einen Brief mit herzlichen Ermahnungen. Sie waren mir, was das frische Wasser für den schmachtenden Wanderer ist. Ich hatte oft von Christo reden hören, aber noch nie hatte ich so gefühlt, was es ist um das Heil, das Er dem Sünder anbietet. Von da an sah ich ein, daß außer dem Versöhnungsopfer Christi alle Hoffnung auf Gnade vergeblich ist. Ich erkannte, daß alle Sünder den Tod verdient haben, daß aber das Blut Jesu Christi uns rein macht von aller Sünde. O wie groß ist der Erlösungsplan! Durch den Einen Heiland ist der Vater verklärt und der Sünder erlöst. Das Gesetz ist bestätigt und der Uebertreter des Gesetzes losgesprochen. Die Liebe ist

geoffenbart in der Gerechtigkeit Gottes und Seine Gerechtigkeit in Seiner Liebe.« »Nun wünschte ich zu wissen, ob es wahr sey, was die Soldaten oft vorgeben, daß man in der Kaserne nicht fromm seyn könne. Ich fragte ihn daher, ob es ihm schwer geworden sey, seinen Glauben zu bekennen, als er zu seinem Regiment zurückkehrte? Ja! sagte er, im Anfang waren die Schwierigkeiten sehr groß, denn ich war ein stolzer Mensch und konnte die Spöttereien, die mich von allen Seiten verfolgten, nicht ertragen. Doch machte ich fort, und bald wurden die Spottliedchen vergessen, und man ließ mich ruhig meines Weges gehen.« »Sie glauben also nicht,« sagte ich, »daß der Militärstand sich mit der Frömmigkeit nicht verträgt?« »Ganz gut verträgt er sich damit. Freilich, wenn ein Soldat sich nur äußerlich fromm stellt, während sein Betragen schlecht ist, dann bleibt er immer das Gespött und hat es schlecht unter seinen Umgebungen; denn die Soldaten merken genau auf den Wandel. Aber wenn Einer zeigt, daß die Liebe Christi seine Handlungen regiert, wenn er sich rechtschaffen hält, und seine Pflicht treu erfüllt, dann wird er bald von Allen geachtet. Man wird ihn manchmal verläumden, vielleicht falsch anklagen, aber Geduld und Stille siegt über Alles, und je mehr Widrigkeit er durchzumachen hat, desto mehr wird er innerlich gestärkt, und selbst seine ungläubigen Kameraden lassen seinem Charakter Gerechtigkeit widerfahren. O möchten doch alle Soldaten wahre Christen werden!«

»Am folgenden Tag, als am Sonntage, feierten wir den Gottesdienst auf dem Schiffe bei vollkommener Windstille. Kaum waren unsere Gebete geendigt, als die Segel sich schwellten und ein frischer günstiger Wind uns rasch vorwärts trieb. Dieses merkwürdige Zusammentreffen des guten Windes mit unsern Gebeten machte starken Eindruck auch auf die Geister, die sich ungern mit Religion abgaben. Jeder wollte jetzt Traktate haben, und den ganzen Tag über beschäftigte sich der größte Theil der Schiffsmannschaft mit erbaulichen Büchern und religiösen Gesprächen. Nach dem

Gottesdienst besuchte ich meinen Feldwebel. Er sagte zu mir: Ich habe heute großen Durst; ich sagte: ich wolle ihm Wasser holen. Lebenswasser fehlt mir, entgegnete er, und ich bitte den HErrn, es mir zu geben. Ohne Ihn ist mir's nicht wohl, aber leider schweifen meine Gedanken oft von Ihm ab, was mich am meisten betrübt. Denn mein Heimgang ist nicht mehr ferne, ich freue mich darauf, aber mein Glaube ist noch so schwach. Indeß leide ich, so lang es Gott gefällt, und sterbe, wenn Er mich ruft. Seit ich meinen eigenen Willen aufgegeben habe, bin ich glücklich."

„Land — Land! — rief's auf dem Verdeck, und bald sahen wir unser Vaterland vor Augen. Zwei Berge zeigten das Thal an, in dem der Geburtsort Josephs lag. Er blickte unverwandt darauf hin. Einer seiner Kameraden sagte zu ihm: „Du wirst dich freuen, deine Heimath zu sehen." Ruhig sagte Joseph: „Ich habe schon ganz auf dieses Glück verzichtet." Es war so, denn er lebte mit seinen Gedanken bereits im Himmel. Endlich warf das Schiff die Anker aus. Am Ufer standen Josephs Eltern, die mit banger Sorge seiner Ankunft entgegengeblickt hatten. Nachdem er sie umarmt hatte, war sein Erstes, daß er nach seinem geliebten Sonntagsschullehrer fragte, das war der einzige Freund, den er noch auf dieser Erde zu sehen wünschte. Aber er wohnte in einem entfernten Dorfe, und eine heftige Krankheit hielt ihn an's Bett gefesselt. So hatten sie nicht mehr die Freude, einander zu sehen. Aber der Lehrer schrieb dem Soldaten, er solle nur sein Vertrauen nicht wegwerfen und fröhlich in Christo sterben. Dieß geschah 14 Tage nach seiner Ankunft im väterlichen Hause, sein letztes Wort war: „Alle meine Hoffnung ruht in Jesu Christo, der gestorben ist für mich."

145. Um Jesu willen erbarme dich mein.

Ein italienischer Edelmann, der nie religiösen Unterricht genossen hatte, und dem der Name Christi als des Heilandes der Welt unbekannt war, hatte sich durch seinen

Geiz bekannt und verhaßt gemacht. Eines Tages war es einem Bettler gelungen, in die Besitzungen des reichen Mannes einzudringen, und bis vor die Fenster des Schlosses zu gelangen, unter deren einem der Edelmann eben saß und eine Erfrischung zu sich nahm. Sobald er den Bettler sah, befahl er ihn hinauszujagen. Der arme Mann aber bat „um Christi willen" um ein Stückchen Brod. Dieß fiel dem Reichen so auf, daß er zur allgemeinen Verwunderung seiner Diener dem Bettler einen Laib Brod zu geben befahl. Immer wieder kamen die Worte „um Christi willen" ihm in den Sinn, und die starke Bewegung, die er über diese Worte des Bettlers unwillkührlich in sich empfunden hatte, erneuerte sich oft in ihm; allein er wußte nicht, was die Worte wollen, und hatte Niemand, der ihn zu Christo führen konnte, daher fuhr er in seinem weltlichen Treiben fort. Einmal aber gab er, gerade auf dem Wege der Lust begriffen, einem andern Edelmann solchen Anstoß, daß dieser im Zorn über die erlittene Beleidigung ihm den Tod schwur. Aus Furcht vor der drohenden Gefahr beschloß der Beleidiger, auf mehrere Jahre zu verreisen; allein sein erbitterter Feind folgte ihm auf dem Fuße nach, und überfiel ihn in der Absicht, ihn zu ermorden. Er wurde entwaffnet, und lag ausgestreckt zu den Füßen des wüthenden Feindes. Schon sah er den Arm aufgehoben, der in einem Augenblicke ihn des Lebens beranben wollte, da rief er: „Um Christi willen schone mich!" Sogleich zog der Arm sich zurück, an die Stelle der Wuth setzte sich bei dem Sieger tiefer Ernst, und nach einer Pause sprach er mit feierlichem Tone: „Um Christi willen verschone ich dich. Dieser Name allein konnte dich retten." Das Erstaunen des jungen Mannes über diese Wirkung der von ihm gebrauchten Worte war groß, und blieb ihm stets lebendig; allein Niemand gab ihm Licht darüber, Niemand zeigte ihm den Weg, bis er endlich auf seiner Reise in ein protestantisches Land kam, wo er durch die Gnade des HErrn zu Leuten geführt wurde, die ihm über die vielen

Fragen seines Innern Aufschluß geben konnten. Die Bibel wurde in seine Hände gegeben, und dieses heilige Buch erwies sich an ihm als eine Kraft Gottes zu seiner Seligkeit. Er wurde ein demüthiger, eifriger Schüler Jesu Christi.

146. Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Ein vermöglicher Mann in Nordamerika hatte der christlichen Erziehung ungeachtet, die er genossen, nicht blos dem Dienste der Welt sich hingegeben, sondern auch noch obendrein die gefährliche Ueberzeugung gewonnen, man möge leben, wie man wolle, die Seligkeit könne Einem auf keinen Fall fehlen. Seine Frau, seine fünf Töchter und zwei Söhne, Alle schon erwachsen, wetteiferten mit einander in Pracht und Ueppigkeit, und der Vater sah es gerne. Daß unter solchen Umständen von einem Hausgottesdienst, zumal von einem recht lebendigen und herzlichen, keine Rede seyn konnte, ist natürlich. Schon war der Hausvater in die Jahre eingetreten, da eine durchgreifende Herzensänderung zu den Seltenheiten gehört, da ergriff ihn plötzlich die Gnade des HErrn, und Unruhe über sein Sündenelend bemächtigte sich seiner Seele. Er war gerade damit beschäftigt, die Ausbesserung einer Scheuer zu beaufsichtigen, da fragte ihn ein junger Zimmermann, ein leichtsinniger und unbekehrter Mensch: „Herr R., was soll ich mit diesen Schindeln anfangen? Sind sie zu nichts nütze?“ — „So wirf sie zum T — —,“ antwortete R. „Warum nicht gar?“ antwortete lachend der Zimmermann, „was sollte doch der T — — mit den Schindeln machen?“ — Dieses Wort fiel dem alten Mann auf die Seele. Der Anlaß zu gottlosem Scherz, den er dem jungen Manne gegeben, erschien ihm als strafwürdig, und an diese vereinzelte Gewissensrüge knüpften sich unzählige andere. Es fiel ihm sein Fluchen, sein zorniges Reden, sein weltliches gottloses Reden Schlag auf Schlag zentnerschwer auf sein Gewissen. Elend schlich er mehrere Wochen lang umher, aber zu stolz, um seine innere Noth Jemand zu gestehen, ver-

schloß er Alles in sich. Seine Gesundheit wurde auf eine beunruhigende Weise angegriffen. Sein Arzt, der nicht wußte, was er aus seinem Unwohlseyn machen sollte, rieth zu einer Reise. N. trat die Reise an, kehrte aber elender zurück, als er abgereist war. Beinahe erdrückt von dem Gefühl seines Elendes, gieng er eines Sonntags zur Kirche, und während des Gottesdienstes brach das Eis, die Bande der Sünde rissen, die Nacht ward Licht, die Seele athmete Himmelsluft und schwamm in dem Meer der Alles vergebenden, Alles belebenden Liebe Christi. Hingerissen von dem Gefühl dieser plötzlichen Umwandlung seines Innern, stand er unwillkührlich mitten in der Kirche auf, die Ueberfülle des Friedens und der Freude ließ ihn nicht sitzen, kaum vermochte er zu schweigen. Innerer, unbeschreiblicher Friede kehrte nun zumal mit leiblicher Gesundheit bei ihm ein. Ein paar Tage verlebte er wie im Himmel; doch gleich am ersten Tage seiner Bekehrung hatte es in seinem Innern geheißen: „Du mußt mit deiner unbekehrten Frau, mit deinen weltförmigen Kindern und Dienstboten Morgen- und Abendgebet halten.“ — „Ja wohl,“ antwortete die innere Stimme, „morgen früh soll der Anfang gemacht werden.“ Aber als der Morgen kam, da gab es des Geschäfts, des Hin- und Herlaufens, des Schwatzens und Lärmens so viel, und seine Schüchternheit und Menschenfurcht war so groß, daß es unterblieb und auf den Abend verschoben wurde. Nicht anders gieng es den folgenden Morgen; da überfiel unsern N. eine solche Finsterniß, daß nicht bloß, wie er sich ausdrückte, das Licht des Antlitzes Gottes seiner Seele nicht mehr schien, sondern daß es auch dunkel vor seinen leiblichen Augen wurde, und ihm die Sonne am Himmel zu erlöschen drohte. „O mein Gott!“ dachte er, „wie kann ich jetzt vor meinen Leuten beten, da ich im vollen Genusse der Gnade Gottes zu untüchtig dazu zu seyn glaubte! O hätte ich doch damals angefangen!“ Er wollte warten, bis es wieder lichter würde; aber es wurde nicht licht, sondern immer finsterer. Du hast deine

Hauspriesterpflicht nicht gethan, da dir wohl war," sprach sein Gewissen, „jetzt siehe, wie du zurechtkommst. Aber wenn du nicht aus dem vollen Quell des gegenwärtigen geistigen Genusses schöpfen darfst, so halte dich an den Anker des Glaubens. Vertraue auf Gott im Finstern. Er wird dich nicht verlassen. Du kannst vor den Deinigen bald zu Schanden werden mit deinem Gestammel; aber der HErr wird sich dazu bekennen. Warte mit deinem Gebet nicht auf Licht, das Licht wartet auf dein Gebet. Heute — Jetzt." — Eines Abends konnte er die Angst und Unruhe seiner Seele nicht mehr aushalten. Seine Töchter waren zu Bette gegangen. Er war mit seiner Frau allein und gieng rastlos im Zimmer auf und nieder. „Was ist dir doch schon wieder?" fragte seine Frau. — „Frau, wir müssen Hausgebet anfangen. So kann ich nicht fortleben. Ich halt' es nicht aus." — „Nun ja," entgegnete sie ganz gleichgültig, „das kannst du ja anfangen." — „Wohlan, so wollen wir heute Abend den Anfang machen," rief er aus. — „Das geht nicht," meinte sie, „die Kinder sind schon schlafen gegangen." — „Thut nichts, sie sollen aufstehen, rufe sie herunter," sprach er entschlossen. Die Frau rief die Familie zusammen. Als Alles herumsaß, schaute und stutzte, was das sey, da that der alte Hausvater seinen Mund auf, bekannte und bedauerte sein früheres weltliches Leben, erzählte kurz, was der HErr an ihm gethan, gestand, er fühle sich ganz ungeschickt, auch nur ein Kapitel aus der Bibel recht zu lesen, geschweige denn zu beten, erklärte aber, er fühle die Pflicht vor Gott, den Hausgottesdienst einzuführen, und sey entschlossen, diese Hausvaterpflicht zu erfüllen, es koste, was es wolle. Gesagt, gethan, der Sturm der Furcht und Scham in seinem Innern war so groß, daß er sich nachher nicht mehr erinnern konnte, wie und was er gebetet habe. Aber der Friede Gottes kehrte in sein Inneres zurück. Den nächsten Morgen versammelte sich die Familie wieder. Es gieng leichter, und täglich leichter und lieblicher. Bald darauf ward seine

älteste Tochter erweckt und wiedergeboren; wenige Monate darauf gieng sie selig und freudig aus der Zeit, ein Brand aus dem Feuer gerissen durch ihres Vaters Treue in seinem Hauspriesteramte. Späterhin zog die Familie in den Staat Ohio; aber auch von dorther durften die zurückgebliebenen Anverwandten von Zeit zu Zeit hören, daß wieder eines seiner Kinder zum HErrn bekehrt worden, ja es ist zu vermuthen, daß das schwache Gebet des bejahrten Vaters endlich Allen zur Seligkeit geholfen.

Der Erzähler dieser Geschichte (Missionar Schaufler in Constantinopel) kennt diese Familie genau, und kann die Wahrheit des Gesagten verbürgen; warum er aber solches mitgetheilt, ist nicht schwer zu errathen; er möchte gerne, daß recht viele Hausväter nicht nur überhaupt anfangen möchten, Hausgottesdienst zu halten, sondern auch den großen Segen des Herzensgebetes bei demselben zu erproben.

147. Der verborgene Zuhörer.

Der Pfarrer A. in einer kleinen Stadt unseres deutschen Vaterlandes hörte eines Tages, daß Reichard, ein Mann seiner Gemeinde, erkrankt sey, welcher in langer Zeit die Kirche nicht betreten, und auch durch seinen gottlosen Wandel den Unglauben seines Herzens beurkundet hatte. Er hoffte, Reichard werde, durch seine Krankheit mürbe gemacht, wenigstens nicht ganz abgeneigt seyn, seinen Ermahnungen ein günstiges Ohr zu leihen. Doch wie sehr fand er sich in seiner Erwartung getäuscht! Das Leiden hatte den Kranken nicht gebeugt, sondern noch bitterer gemacht. Er wollte dem Pfarrer gar nicht antworten, und da der liebreiche Mann weiter in ihn drang, so würde Reichard gewiß Lästerungen ausgestoßen haben, wenn A. nicht abgebrochen hätte, um ihm neue Sünden zu ersparen. Er entfernte sich also betrübten Herzens, und dachte an die Worte: »Ihr sollt die Perlen nicht vor die Schweine werfen« u. s. w. Dennoch fühlte er sich den folgenden Tag ermuthigt, noch einen Versuch zu machen. Er rief den HErrn um Segen

zu seinem Gange an, und gieng Nachmittags wieder zu dem Kranken. Aber er traf ihn noch bitterer als Tags zuvor. Kaum hatte er den Pfarrer erblickt, so rief er ihm entgegen: „Was wollen Sie? Ich will Ihr Gerede nicht. Lassen Sie mich wenigstens ruhig sterben.“ Mit vieler Milde antwortete A.: „Eben deßwegen komme ich, um Sie ruhig sterben zu lehren,“ und begann, ihm das Evangelium zu verkündigen, und zwar auf die lockendste Weise, welche ihm zu Gebote stand. Da der Kranke nichts erwiederte, so hoffte A., einigen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, und er bemerkte ihm, daß er nun beten wolle. Schon war er niedergekniet und hatte einige Worte, um den Segen des HErrn zu erflehen, gesprochen, als ihn Reichard unterbrach: „Beten Sie anderswo, ich will Ihre Mummerei nicht; ich glaube nicht an Gott!“ Der Geistliche erhob sich erschrocken und verließ eiligst das Krankenzimmer. Es war Abends 10 Uhr, als er ermüdet nach Hause zurückkehrte, doch achtete er die Müdigkeit des Leibes nicht, seine Seele nur war tief bekümmert. Nicht nur verwundete ihn die Verstocktheit des Sterbenden; sondern daß der HErr das Gebet des Glaubens nicht zu erhören schien, dieß war ihm unbegreiflich und ganz gegen seine bisherige Erfahrung. Er war ein Beter, der bis jetzt gleichsam mit Augen gesehen, wie der HErr sein Flehen erhört hatte, wenn es mit solcher Zuversicht und in solcher Absicht zu Ihm emporstieg. Sollte er nun seine Hoffnung aufgeben? Gewiß nicht! Wie aber sie mit seiner jetzigen Erfahrung in Einklang bringen? Mit solchen Gedanken schlief er endlich bekümmert ein. Den folgenden Morgen besuchte er Reichard nicht, als er aber den andern Tag früh 5 Uhr nach seiner Gewohnheit betete, warf er sich die Frage auf: ob er nicht Unrecht hätte, diesen verhärteten Sünder zu verlassen? Die schönen Verheißungen, die der HErr dem ausharrenden Glauben gegeben, traten vor seine Seele, und er rief aus: „Mein Gott, thue mir kund, ob ich gehen soll; sende mich aber nicht, wenn Du nicht mit mir gehst!

führe mich nicht in Versuchung, und laß mein Gebet nicht unerhört!« Er mußte jetzt gehen, er konnte nicht zu Hause bleiben, er war gewiß, daß der HErr mit ihm seyn und sein Flehen erhören werde. Nun machte er sich auf den Weg. Man kann sich denken, mit welcher Angelegenheit sein Gebet zu Gott emporstieg. Er war daher voll Zuversicht, als er in das Krankenzimmer eintrat. Reichard saß in seinem Bette, da das Liegen seine Brust beengte. Mehr als Ein Zeichen verkündigte das herannahende Ende. »Nun, lieber Freund!« fragte von tiefem Mitleid ergriffen, der Pfarrer, »wie geht es heute? Ihr scheint sehr leidend. Ich komme nur, Euch den Trost des Evangeliums zu bringen. Ich möchte Euch zu dem HErrn Jesu führen, der Euch Seinen kostbaren Frieden geben will.« »Und wenn ich nun lieber in die Hölle will?« war die einzige furchtbare Antwort des Kranken. Einen Augenblick versagte dem Pfarrer die Sprache. Doch Reichard war dem Tode nahe, allem Vermuthen nach war dieses der letzte Besuch. Er glaubte also dießmal dringlich seyn zu müssen, und fuhr fort, ihm die Verheißungen und Drohungen des Wortes Gottes vorzuhalten. Da erhob sich gleichsam zwischen ihm und dem Kranken ein furchtbarer Kampf, in welchem auf der einen Seite die Macht des Glaubens und der Liebe, auf der andern die Wuth und Gottlosigkeit sich kund gab. Verheißungen und Drohungen reizten Reichard auf gleiche Weise, ja die ersteren schienen ihn noch mehr zu erbittern. Sie versetzten ihn in immer steigende Wuth, so daß er den Rest seiner Kräfte anwandte, gegen Gottes Diener, Sein Wort und Gott selbst Verwünschungen und Drohungen auszustoßen, unter welchen er seine Seele aushauchte. Tief bekümmert gieng der Pfarrer nach Hause. — Es waren jetzt fünf Monate seit dem Tode des unglücklichen Reichard verflossen. Der schmerzliche Eindruck dieser Begebenheit war noch nicht aus A's Seele verschwunden; da kam ein Bote zu ihm und bat, er möge eiligst einen Sterbenden auf dem Lande besuchen. »Führet mich sogleich zu

ihm," sprach der treue Seelsorger. Sie machten sich auf den Weg und erreichten nach $1^1/_2$ Stunden den Ort. »Hier ist es," sprach der Führer. »Hier?" erwiederte der Pfarrer mit unwillkührlichem Schaudern. Es war dasselbe Haus, in dem Reichard gewohnt hatte. Er entschloß sich nur mit einem gewissen Widerwillen, die Schwelle zu betreten, und gieng betrübt hinein, als an einen Ort, wo sein Amt ohne Segen, seine Gebete unerhört geblieben waren. »Ach, Herr Pfarrer!" rief der Sterbende, als er ihn erblickte, kommen Sie, einen betrübten armen Sünder zu trösten. Durch Sie hat der HErr mich den Weg des Heils kennen lernen; und ich habe die Zuversicht, daß Er mir auch durch Sie den Frieden geben werde, den Frieden, nach welchem ich Tag und Nacht verlange." — »Durch mich, mein Freund? Ich erinnere mich nicht, Euch bis heute je gesehen zu haben." — »Dieß ist wahr, mein Herr, Sie haben mich nicht gesehen, aber ich habe Sie gehört." — »Ihr hörtet mich wohl predigen in der Kirche?" — »Nein, Herr Pfarrer, seit fünf Monaten liege ich in diesem Bette, und vor dieser Krankheit gieng ich mehr in's Wirthshaus als in die Kirche. Ich habe Sie hier gehört. Sehen Sie diesen Verschlag? Er ist die einzige Scheidewand zwischen dem Zimmer, in dem Reichard lag, den Sie einst besuchten, und als Sie mit ihm sprachen, hörte ich alle Worte. Ich verhehle es nicht: daß ich Sie damals nicht gerufen haben würde, aber ich hörte aufmerksam auf das, was Sie zu meinem Nachbar sprachen. Ich bedurfte es nicht weniger als er; doch machte Ihr erster Besuch nur wenig Eindruck auf mich. Sie richteten diesen Tag nur einige Worte an ihn. Anders war es den folgenden Tag. Als Sie ihm erzählten, was Jesus für uns gethan habe, fühlte ich mich gerührt und sagte zu mir selbst: Wie herrlich ist dieß? sollte es nicht wahr seyn? und wo werde ich hinkommen, wenn ich sterbe? Besonders die feierlich von Ihnen ausgesprochenen Worte: »Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben, wer aber nicht glaubt, der wird

das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibet über ihm" giengen mir tief in's Herz, und ich sagte sogleich zu meiner Frau: Es ist aus mit mir, ich muß mich bekehren. Seit diesem Tage habe ich in der Bibel gelesen, und nach Ihrer Anweisung Gott um Seinen Geist gebeten, um sie zu verstehen. Nun haben mich seit gestern große Schmerzen überfallen, und ich fühle mein Ende herannahen. Da habe ich Angst und Zweifel bekommen, aber daß ich Sie nur sehe, erhebt schon meinen Muth. Ach, unterstützen Sie bis an's Ende einen großen Sünder, den Sie zur Buße führten!" — Vier Tage nachher verschied der Kranke in völligem Frieden und Vertrauen auf die Gnade Jesu Christi. Am Abend dieses Tages schrieb der Pfarrer, welcher bis zum letzten Seufzer bei dem Sterbenden war, die Worte in sein Tagebuch: „Und das ist die Freudigkeit, die wir haben zu Ihm, daß, so wir Etwas bitten nach Seinem Willen, so höret Er uns. Und so wir wissen, daß Er uns hört, was wir bitten, so wissen wir, daß wir die Bitte haben, die wir von Ihm gebeten haben. 1 Joh. 5, 14. 15."

148. Die Kirchenbuße.

Ein lutherischer Prediger in Rußland erzählt folgende erfreuliche Amtserfahrung: „Ein wohlhabender Lette, Schenkwirth in einer Gemeinde, hatte sich dem Trunke hingegeben, und wurde dadurch zu einer Wuth verleitet, die entsetzlich war. Er mißhandelte sein frommes Weib, beschuldigte sie vor fremden Leuten aller Verbrechen, drohte sie umzubringen, mißhandelte seine Kinder, und geberdete sich zuweilen wie ein Rasender. Mehrmals versuchte ich die Aussöhnung, die mir scheinbar immer gelang. Einst war er sehr trotzig und hart, bis ich mit anhaltender dringender Bitte ihm so lange zusetzte, bis endlich ein Thränenstrom aus seinen Augen stürzte und er davon lief, um sich zu verbergen. Eine ziemliche Zeit lang hielt er sich wacker, doch die unglückliche Saufluft kehrte wieder und

erstickte allen guten Samen. Der alte Mensch behielt die Oberhand, und alle Ermahnungen blieben fruchtlos. Da kam der HErr, der gute Hirte, dazu, und suchte diese arme Seele. Mannigfaltige Leiden kamen über ihn. Die Kinder der ersten Ehe bestahlen ihn durch einen Nachschlüssel um mehrere hundert Rubel Silber, und er sah sich genöthigt, sie zu verklagen. Dann geschah es, daß er einem fremdem Mädchen, das seine Zeche nicht bezahlen konnte, ein Paar Schläge mit einem Strick gab, worauf dieselbe am andern Morgen todt unter seinem Fenster gefunden wurde. Er ward zur Untersuchung gezogen, und obgleich der Urtheilsspruch den Tod des Mädchens als ein zufälliges Zusammentreffen mit jenen Schlägen darstellte, ward er doch zur „Kirchensühne" angewiesen, um sein Gewissen zu beruhigen. Unterdessen hatte sein Wohlstand abgenommen, er war müde von dem Gang seines Prozesses, hatte erkennen gelernt, wie viele Gegner er habe, und in welch' geringer Achtung er stehe. Er sehnte sich herzlich nach der Sühne und bat selbst flehentlich darum. Ich ermangelte nicht, ihm vor der Gemeinde alle seine Vergehungen in aller Schärfe vorzuhalten, zeigte ihm, wie Gott durch das scheinbar zufällige Zutreffen jenes Todes vernehmlich zu ihm gesprochen, und wie er untergehen müsse, ja ewig verloren sey, wenn er sich nicht durch die Güte Gottes zur Buße leiten lasse. Die Gemeinde erinnerte ich an Luc. 13, 2 — 5. („Meinet ihr, daß dieser Galiläer ꝛc."). Er schien sehr gerührt und reuig, und bat um Erlaubniß, am nächsten Sonntag mit seiner Familie zum Abendmahl kommen zu dürfen. Es geschah, und er war dabei sehr ergriffen. Aber nun gieng Luc. 11, 24 — 26. („Er nimmt sieben ärgere Geister mit sich ꝛc.") fast buchstäblich in Erfüllung. Er wandte sich wieder dem Branntwein zu, und ward rasender als jemals, so daß man ihn wahrhaft besessen nennen konnte. Er raste manchmal allein in einem Zimmer, das er innen verschlossen hatte; plötzlich öffnete er es, und warf Messer, Bretter und andere Dinge unter das Häuflein seiner Kinder, das

sich um die trostlose Mutter drängte, und so oft er die Thüre öffnete, wie Spreu aus einander stäubte; ebenso wüthete er gegen fremde Leute, und dieser Zustand dauerte ganze Tage hindurch. Auf die Nachricht davon eilte ich hin, und es gelang mir, ihn zu überzeugen, daß der Branntwein die Ursache seines Verderbens sey; nach manchen Einwendungen, z. B. seine Gesundheit erfordere täglich ein Gläschen, er werde es nicht im Stande seyn zu halten u. s. w. — legte er endlich in meine Hand das feierliche Versprechen einer völligen Enthaltung ab. Ich unterstützte ihn mit meinem Gebet zu Gott, sprach ihm öfter Muth ein, und habe nun Hoffnung, daß er geheilt bleiben wird. Er ist ein ganz anderer Mensch geworden, friedlich erwacht er, friedlich geht er zu Bette, freut sich seiner Umänderung, und die ganze Familie dankt Gott mit Freuden.« Wer möchte wohl in einem solchen Falle sagen, das Gelübde der Mäßigkeitsvereine sey eine unnütze und verwerfliche Formalität?

149. Das erhörte Gebet einer Mutter.

»Bei meinen regelmäßigen Besuchen im Staatsgefängnisse,« erzählt ein nordamerikanischer Prediger, »trat ich eines Tages in die Zelle eines jungen deutschen Verbrechers. Meine erste Unterredung mit ihm schien ohne Erfolg zu seyn; am Schlusse derselben kniete ich nieder, mit ihm zu beten; er blickte mich beim Hinweggehen mit etwas höhnendem Lächeln an. Mein Herz war betrübt, ich konnte das Bild dieses verhärteten Jünglings nicht aus meiner Seele verwischen, vielmehr fühlte ich mich angeregt, auch zu Hause für ihn zu beten; ich faßte auch den Entschluß, ihn öfters zu besuchen. Bei mehreren Unterredungen in den folgenden Wochen zeigte er die nämliche Gleichgültigkeit und Kälte; nur einmal zitterte eine Thräne in seinen Augen, als ich ihm Christus den Gekreuzigten in Seiner brennenden Sünderliebe vor Augen malte. Das nächste Mal schien aber wieder alles Gefühl erloschen zu seyn, bis

er unter dem Gebet in ein lautes Schluchzen und Weinen ausbrach. Ich blickte um mich und sah ihn auf dem Boden liegen. Ich stund auf, und fragte ihn nach der Ursache seiner heftigen Betrübniß. »O!« rief er aus, »es brennt wie Feuer in meinem Innern; Sie haben in Ihrem Gebete gesagt, daß doch Gott das Flehen und Seufzen frommer Eltern für ihre ungerathenen Kinder erhören möge ꝛc.; und da war es, als schütte man glühende Kohlen auf mich, ich dachte an meine gute Mutter.« Ich wußte nun noch nicht recht, was er damit sagen wollte; nachdem er sich aber etwas gefaßt hatte, erzählte er unter Thränen folgende Geschichte: „Ich bin der ungerathene Sohn einer frommen, betenden Mutter; sie betete oft mit mir; oft hörte ich sie auf ihrem Lager für mich seufzen. Allein ich hatte ein leichtsinniges Gemüth, ich gehorchte nicht, manche gute Rührungen waren bald erstickt. Zuweilen hatte ich doch Mitleiden mit der armen Mutter, wenn ich sie weinen sah, versprach Besserung, stellte mich vor ihren Augen, als wäre es mein Ernst, hinter ihrem Rücken verübte ich aber Bosheiten; und da meine bösen Kameraden mir das Gebet und den Gottesdienst als eine lächerliche Sache vorstellten, und mich wegen der wachsamen Aufsicht meiner Mutter bemitleideten, wurde ich endlich ärgerlich über meine Mutter und schmähte sie. Ich wurde nun schlimmer und schlimmer; doch das treue Mutterherz hörte nicht auf, für mich zu beten. Ein leichtsinniges Mädchen überredete mich, mit ihr nach diesem Lande zu reisen; ich versprach es. Eines Nachmittags taumelte ich halb betrunken in die Wohnung meiner Mutter; ich erklärte ihr mit wenig Worten mein Vorhaben; sie erschrack und bat mich, zu bleiben; endlich sank sie nieder auf ihre Kniee und sagte: komm, Johannes, ich will zum Abschied noch einmal mit dir beten; ich wurde böse, gab ihr einen Stoß auf die Brust (hier hielt der Gefangene inne und schluchzte laut), auf die Brust, in welcher ein so treues, zartes Mutterherz schlug. Die Arme stürzte zusammen, richtete sich aber bald wieder

auf und streckte beide Hände nach der geöffneten Thüre mir, dem Forteilenden, zu und rief: »»O, mein Sohn! mein Sohn! Herr Jesu, vergieb's ihm, rette ihn, verfolge ihn mit Deinem heiligen Geiste!«« Ich hörte noch fernere Töne, verstund sie aber nicht mehr; ich eilte fort, der Boden schien wankend unter meinen Füßen zu werden; im Wirthshause erholte ich mich wieder von meinem Schrecken, und so, mit Sünden beladen, kam ich in dieses Land; hier ereilte mich der Arm der Gerechtigkeit in meinem Sündenlaufe. Ich hoffe, dieser Kerker wird der Ort meiner Bekehrung, ich verlasse ihn als ein im Blut Christi begnadigter Sünder ꝛc.« Mehrere Wochen brachte der aufgeweckte Jüngling in großer Herzenstraurigkeit und innerer Zerknirschung zu; zuweilen war sein Kissen naß von Thränen. Ich wollte ihn und Gott allein wirken lassen, gab ihm nur zuweilen Anweisungen in der Bibel zu den kräftigsten Gottesverheißungen, und betete mit ihm. Endlich erhörte der göttliche Erbarmer sein Girren und Winseln, und schenkte ihm Gnade und die tröstliche Versicherung in seinem Innern, daß seine Sünden getilgt seyen im Blute des Lammes. Als ich eines Morgens zu ihm kam, eilte er mir mit ausgebreiteten Armen entgegen und drückte mich an seine Brust, Freudenthränen stürzten aus seinen Augen; er betete hierauf mit großer Inbrunst und lobte den Erretter der Sünder für seine ihm erzeigte Barmherzigkeit. »Das sollte meine Mutter wissen,« rief er oft aus, »ihr Gebet ist erhöret.« Zuweilen wurde er traurig bei dem Gedanken, daß vielleicht seine Mutter schon todt sey und er ihr nicht schreiben könne. Ich beruhigte ihn mit dem Gedanken, daß, wenn sie auch gestorben wäre, es wohl eine Möglichkeit sey, Botschaft von seiner Bekehrung zu erhalten; denn wenn sich Engel im Himmel freuen über Sünder, die Buße thun, wie viel mehr eine verklärte Mutter, wenn ihr Sohn, der Gegenstand ihrer Liebe und ihres Gebets, den Herrn Jesum finde. Diese Erfahrung überzeugte mich wieder auf's Neue, daß das Gebet frommer Eltern

nicht umsonst ist; mit getrostem Muthe rufe ich deßhalb bekümmerten Eltern zu: gebt eure Hoffnung, euer Gebet für eure Kinder nicht auf; der Gnade ist Alles möglich, sie hat verschiedene, oft wunderbare Wege.

150. Der Name, in dem das Heil ist.

Ein Häuptling der Betschuanen in Südafrika kam zum englischen Missionar Moffat, und bat, er möge ihm doch von Jesus Christus erzählen. Nachdem er lange zugehört, kehrte er zu seinem weit entfernten Völkerstamme zurück. Nach etlichen Monaten ist er aber wieder da, und sagt: „Ehe ich dich kannte, hatte ich nur Ein Herz, jetzt habe ich ihrer zwey. Ich bin jetzt fort und fort gequält von dem Gedanken an alles das Böse, was ich in meinem Leben gethan habe; da tröstete es mich wohl, wenn ich daran dachte, daß du mir sagtest, es sey Einer für mich gestorben, damit ich Vergebung der Sünden erlange. Aber nun habe ich den Namen dieses Mannes vergessen, da bin ich wieder gekommen, um dich noch einmal zu fragen, wie der Mann hieß.“ Als der Missionar ihn noch weiter unterrichtet hatte, bat er dringend, er möge doch zu seinem Volke kommen, und es auch unterweisen. Er reiste darauf hin. Bei seiner Ankunft Sonnabend Abends lief alles Volk zusammen, und ihre erste Bitte war, er möge ihnen doch auch erzählen, was er ihrem Häuptling erzählt habe, und der Missionar hatte große Mühe, nur etliche Augenblicke Ruhe für die Nacht zu finden. Am Sonntag Morgen, als er erwachte, war sein Wagen, worin er schlief, schon von Leuten belagert, die ungeduldig auf seine Rede warteten. Er predigte sehr lange, und das Volk verlief sich; aber bald nachher war es schon wieder da, und bat, er möge ihnen doch die Worte noch einmal sagen. Abends sammelte sich das Volk wieder, und er mußte lange im Scheine des Mondes zu ihnen reden.

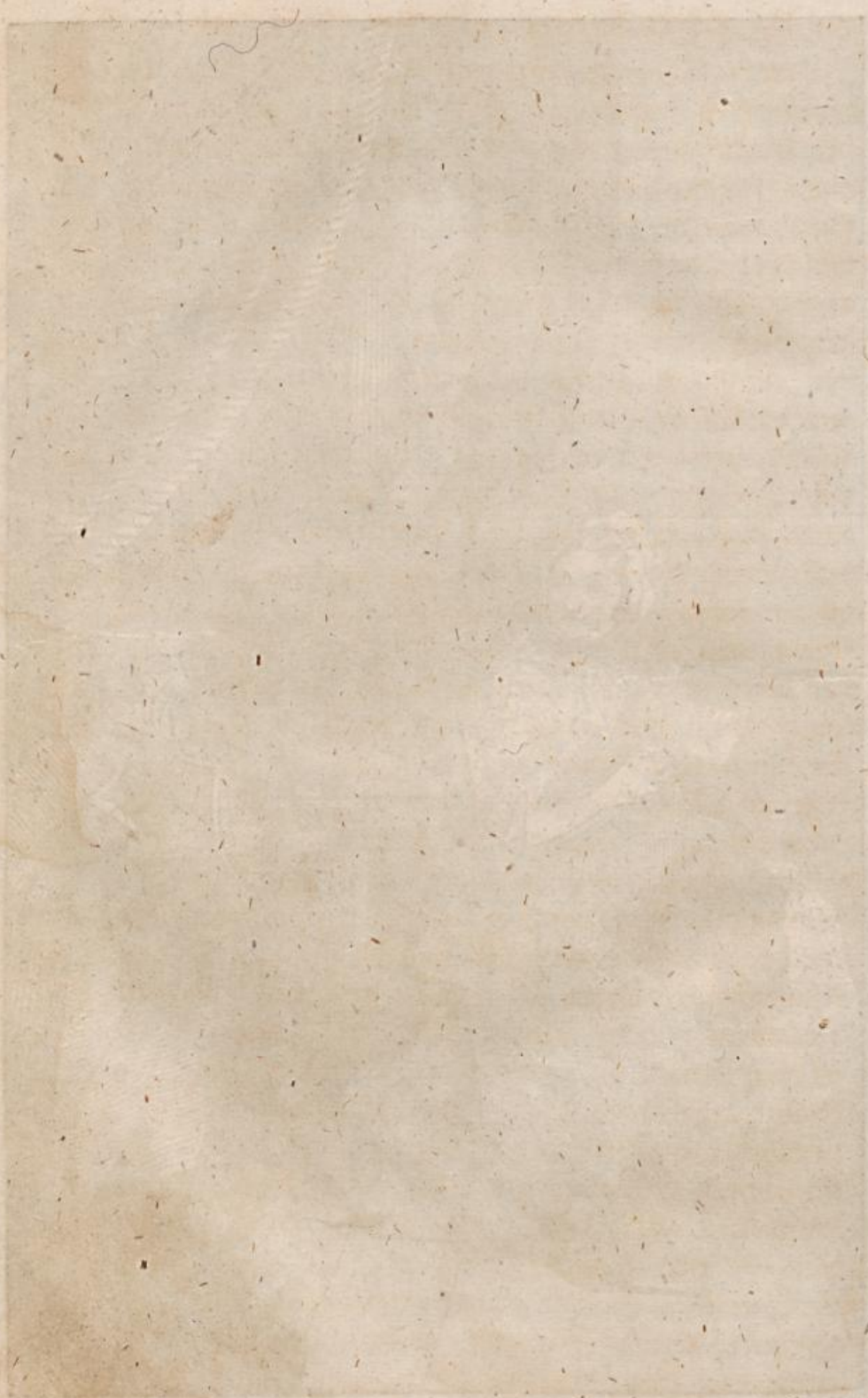
151. Der umgewandelte Ehegatte.

Als während des letzten Krieges englisches Militär in Irland sich befand, waren daselbst drei Soldaten, welche

sich gegenseitig ermunterten, aber nicht zur Gottesfurcht, sondern zur Gottesvergessenheit, und zwar dergestalt, daß es schwer zu sagen war, welcher den andern an Ausgelassenheit und Trunksucht übertroffen habe, so oft eine Gelegenheit sich hiezu darbot. Einer dieser leichtsinnigen Kameraden war verheirathet, und sein Weib, welches tief bekümmert war über seine Ausschweifungen, hatte es bereits aufgegeben, ihm zu dem Regiment nachzufolgen, und sich in der Stadt, zu der sie gehörte, niedergelassen, um sich selbst mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren. So oft er nun im Urlaub nach Hause kam, verthat er ihre kleinen Ersparnisse, versetzte ihr das Hausgeräthe, und betrug sich überhaupt so schlimm, daß ihr allemal angst war auf seine Wiederkunft, als auf eine Zeit der größten Noth und Verlegenheit. Doch siehe, wie wunderbar sind die Wege Gottes! Wie oft, wenn wir es am wenigsten erwarten, spricht Er Sein Wort: „Kehre wieder, du Abtrünniger!“ Bei einem Trinkgelage fiel einer der drei Kameraden über das Treppengeländer des Hauses, in dem sie sich befanden. Da er betrunken und ein sehr schwerer Mann war, so fiel er mit einem schrecklichen Gewichte darnieder, und sein Fall war von den traurigsten Folgen. Er starb nach wenigen Minuten. Seine beiden Kameraden geriethen darüber in große Bestürzung, und der Eine von ihnen, gerade der Obgenannte, wurde davon so tief ergriffen, daß er den Gedanken sich nicht mehr aus dem Sinn zu schlagen wußte: „So hätte es auch mir gehen können, und wo würde nun meine Seele seyn?“ — Dieser Gedanke und der jämmerliche Anblick seines schrecklich zerfallenen Kameraden brachte ihn zur Nüchternheit: er gab alle seine bösen Gewohnheiten auf, fieng an zu beten, die Bibel zu lesen, dem öffentlichen Gottesdienste anzuwohnen, und den Umgang gutgesinnter Menschen zu suchen. Da er sich bewußt war, wie viel sein Weib unter seinem früheren Betragen gelitten hatte, so nahm er, sobald er konnte, Urlaub, um nach Hause zurückzukehren. Er schrieb, daß er kommen werde, that

aber der mit ihm vorgegangenen Veränderung keine Erwähnung. Dieser Brief erfüllte seine Frau mit Bekümmerniß; denn sie erwartete, er werde eben wieder kommen, wie ehedem, ohne einen Schilling in der Tasche, kaum zur äußersten Nothdurft mit Kleidern versehen; denn so war er es sonst gewohnt, indem er seinen ganzen Sold, ehe er nach Hause kam, zu verschwenden, und noch obendrein seine besseren Kleider im Wirthshause zu versetzen pflegte. Wie erstaunte sie nun, als sie ihn in anständiger Kleidung kommen sah, mit einem neuen Hut auf dem Kopf und mit vollgepfropftem Schnappsack, ja als er nicht nach der ehemaligen Gewohnheit stürmisch an die Thüre polterte, sondern ganz stille einhergieng, mit freudiger Stimme sie begrüßte, und gelassen sich auf einen Stuhl niedersetzte. Sie verstummte vor Verwunderung, und wagte es nicht, eine Frage hervorzubringen, welche das Räthsel hätte lösen können. Noch mehr erstaunte sie, als sie bemerkte, daß ihr Mann nach eingenommener Erfrischung statt zu den alten Kameraden in's Wirthshaus zu eilen, aus seinem Bündel ein neues Kleid und eine Bibel hervorlangte und eifrig darin zu lesen anfieng; indeß sagte sie noch immer kein Wort. Am folgenden Morgen, es war gerade Sonntag, fühlte sie sich ermuthigt, ihm den Vorschlag zu machen, zur Kirche zu gehen, worauf er mit aller Bereitwilligkeit einging, und Nachmittags selbst vorschlug, noch einmal hinzugehen. Ihr Herz war zu voll, als daß sie den Tag hätte beschließen können, ohne der Sache genauer nachzufragen; nun erzählte er Alles ausführlich, was ihm begegnet war, und sie dankten mit einander dem HErrn für alle Seine Gnade. — Bald darauf erhielt er seinen Abschied und ließ sich nun häuslich nieder. Sein Gewerbe gieng glücklich von statten, und laut rühmte das Weib, daß sie nun einen neuen Mann und ein neues Haus bekommen habe, und ein ganz neues Leben führe. Möchten ähnliche erfreuliche Veränderungen unter dem Beistande Gottes noch in mancher Familie vorgehen! „Heute, so ihr Seine Stimme höret, so verstocket euere Herzen nicht!“





152. Sagen Sie mir, ob meine Seele verloren ist?

„Das Schiff, welches ich befehligte," erzählt der Kapitän eines französischen Schiffes, „war auf dem Punkte, von Calkutta nach Amerika abzusegeln, als noch ein Seemann sich meldete, um mir seine Dienste anzubieten. Er sagte, er sey ein Engländer, und schien mehr zu seyn als ein gemeiner Matrose. Er war blaß und mager, auch muthmaßlich zu schwach, um die Mühsale einer langen Reise aushalten zu können. Da er aber treffliche, von achtbaren Personen unterschriebene Zeugnisse hatte, und versicherte, daß seine Magerkeit blos dem indischen Klima zuzuschreiben sey, so nahm ich seine Dienste an, und gab ihm seine Stelle unter dem Schiffsvolk. Dieser Fremdling machte sich bald durch seine Zurückgezogenheit und seinen Widerwillen, mit dem übrigen Schiffsvolk sich zu verbinden, bemerklich. Offenbar war nicht Stolz oder Verachtung die Ursache davon, sondern er schien von Natur einen menschenscheuen Charakter zu haben; sein Blick war traurig und unruhig, und durch die Trockenheit seiner Antworten gelang es ihm bald, Jedermann von sich fern zu halten. Uebrigens that er seine Pflicht sehr gut, gehorchte, ohne ein Wort zu sprechen, den Befehlen, und zeigte sich eben in allen Dingen kalt, ohne Interesse, ohne Neigung und Leidenschaft. Er glich einer lebendigen Statue, seine Züge waren wie aus Marmor geschnitten, und seine Augen hatten den Ausdruck einer finsteren Verzweiflung. Die Offiziere sind auf einem so großen Schiffe selten in unmittelbarer Berührung mit den Matrosen, und dieser Mensch war nicht geeignet, mich sehr anzusprechen; dennoch versuchte ich zuweilen, ihn über seine Gesundheit oder über sein Leben Näheres zu befragen, seine Antworten waren dann achtungsvoll, aber kurz und ungenügend, und er stieß seine Obern wie Seinesgleichen von sich zurück. Zwei Monate vergiengen, ohne daß etwas Besonderes mit ihm vorfiel; ich bemerkte blos eine zunehmende Magerkeit, er klagte nicht, fiel aber zusehends

ab. Ich wollte ihn vom Beschwerlichsten seiner Arbeiten freisprechen, aber er antwortete kalt: »»Ich frage nichts darnach, müßig zu gehen, und bin noch stark genug, um meine Pflicht zu thun.«« Das sagte er in seinem gewöhnlichen trockenen Tone, und ich ließ ihn daher machen. Bald nachher hatten wir stürmisches Wetter, wo Jeder auf seinem Posten seyn und seine Pflicht thun mußte. Da ich nun den englischen Matrosen rufen ließ, hieß es, er sey so schwach, daß er sein Bett nicht verlassen könne, und da ich selber mit Arbeit überladen war, so beschränkte ich mich darauf, den Befehl zu geben, daß man ihn recht besorge. So oft ich nun nach ihm fragte, bekam ich zur Antwort, daß er sich so ziemlich gut befinde, aber zu schwach sey, am Dienste Theil zu nehmen, übrigens sey es verlorene Mühe, ihm irgend ein Mitgefühl zu zeigen, weil er es immer mit Bitterkeit erwiedere, und sich auch damit begnüge, von Zeit zu Zeit einen Schiffszwieback zu essen. Während drei Wochen war schlechtes Wetter, und meine Zeit so ausgefüllt, daß ich wenig an diesen Fremdling dachte. Mein Körper war durch Ermüdung ganz zerschlagen, und zwei Stunden ruhigen Schlafes wären mir als eine große Gnade erschienen. Endlich kam das gute Wetter wieder, und man kann denken, wie gerne wir's sahen; das Meer war vollkommen ruhig, ich warf mich gegen Mitternacht auf mein Bett, und fiel alsobald in tiefen Schlaf. Kaum hatte ich aber eine halbe Stunde lang geschlafen, als ich durch ein eigenthümliches Geräusch geweckt wurde, ich richtete mich auf, und erblickte am Eingang meiner Kammer eine seltsame Figur, die in ein Betttuch eingehüllt war, das beinahe bis an den Boden reichte; ein hervorstehender magerer Arm, an dem alle Knochen zu zählen waren, hielt diese Decke. Es war heller Mondschein, und daher jeder Zug des Gesichtes zu erkennen, dessen hohle und schwarze Augen auf außerordentliche Weise auf mich gerichtet waren, daß ich schnell aufstand und rief: Wer seyd ihr?

und da ich keine Antwort erhielt, auf den Unbekannten losgieng und ihn bei'm Arm ergriff. „„„Thun Sie mir nicht weh, Herr!““ sagte er, „„„ich bin Eduard Wilson.““ — Es war der englische Matrose, der sich seit drei Wochen so verändert hatte, daß ich ihn nur mit Mühe erkennen konnte. „Und was ist es denn,“ sagte ich in strengem Tone zu ihm, „das Euch zu solcher Stunde hieher führt? Geht schnell wieder in's Bett.“ — „„„Reden Sie nicht so hart mit mir, ich bitte Sie,““ erwiederte er mit so ganz anderer Stimme als sonst, daß ich gerührt wurde, und so sanft als möglich ihm entgegnete: „Wohlan denn, sagt mir, was Euch zu solcher Stunde hieher geführt hat; aber krank und schwach, wie Ihr seyd, wäre es besser gewesen, im Bette zu bleiben. Kommt, ich will Euch in dasselbe zurückführen.“ — „„„Nein, nein,““ rief er, indem er seine Hand auf meinen Arm legte, „„„diese da, meine Kameraden, würden hören, was ich Euch zu sagen habe, und das darf nicht seyn.““ — Es kam mir der Gedanke, er sey nicht bei Sinnen, und ich sagte ihm daher auf's Neue: „Kommt, kommt, Ihr werdet besser in Eurem Bette seyn.“ — „„„Mein Herr,““ — antwortete er in feierlichem Tone, „„„Sie müssen mich hören. Ich bin von meinem Todtenbette aufgestanden, um Ihnen zu beichten, was kein anderes menschliches Ohr hören soll, und was entdeckt werden muß, ehe ich sterbe, oder...““ Er hielt inne, und sein ganzes Wesen wurde bewegt durch convulsivisches Zittern. „Was denn?“ fragte ich. — „„„Oder““ fuhr er fort, „„„meine Seele ist verloren für immer.““ Ich wußte immer noch nicht, ob nicht Fieberwahn ihn so herumtreibe, und rieth ihm zum dritten Mal, in's Bett zu gehen. Da er aber erwiederte, er wolle angehört seyn, er habe das Recht dazu, weil er ein Sterbender sey, und ich werde ihn hören, wenn mir am Heil seiner Seele etwas gelegen sey, so lud ich ihn ein, es so kurz als möglich zu machen, und die Stimme nicht zu erheben, um nicht die

Nachbarn zu wecken. Mit unruhigem Blicke schaute er nun um sich her, näherte sich mir und sagte: „„„Sie schwören, Sie schwören feierlich, nie kund zu thun, was ich Ihnen jetzt mittheile.““ Ich versprach es ihm, und nun erzählte er mir unter vielen Seufzern und in abgerissenen Sätzen die Einzelheiten eines schauderhaften Verbrechens, das er einige Jahre früher begangen hatte. Bei dieser traurigen Mittheilung war meine Bewegung fast so groß als die seinige. Als er aber fertig war, schien er befreit zu seyn von einer schweren Bürde. Nachdem wir Beide einige Minuten geschwiegen hatten, ergriff er meinen Arm, heftete die Augen auf mich, als wenn sein ewiges Schicksal von mir abhänge, und fügte bei: „„„Nunmehr sagen Sie mir, ob meine Seele verloren ist für immer?““ — „Euer Verbrechen“ erwiederte ich, „ist schrecklich, aber freie Gnade ist jedem Sünder angeboten, der Buße thut!“ — „„„Der Buße thut?““ rief er, „„„Gott, der mein Herz sieht, weiß, ob ich wahre Buße thue oder nicht; aber ich habe Ihn niemals um Gnade anflehen dürfen, da ich überzeugt war, daß mein Verbrechen zu groß ist, um mir vergeben zu werden.““ — „Und darum,“ antwortete ich, „wollet Ihr dem unbegränzten Erbarmen Gottes Gränzen setzen?“ — Da hielt er einen Augenblick inne und antwortete: „„„Es sind so viele Jahre her, daß ich mich daran gewöhnte, in Gott einen erzürnten Richter zu sehen, daß ich an Sein Erbarmen nicht mehr gedacht habe. Ich erinnerte mich bloß, daß Er dem Bösen schreckliche Rache angedroht hat.““ — „Ohne Zweifel,“ erwiederte ich, „wird Er den Bösen strafen, aber den reuigen Sünder wird Er in Gnade und Liebe annehmen.“ — „„„Wie?““ rief er mit erzitternder Stimme, „selbst meine Sünde? wäre auch für eine solche Sünde noch Gnade vorhanden?““ — „Das Blut Christi reiniget von aller Sünde,“ antwortete ich, „waschet Euch in diesem Blute, und Ihr werdet rein seyn.“ — „„„O der kostbaren Worte!““ erwiederte er hierauf, „„„sie sind für mich wie ein Traum, dessen ich

mich noch halb erinnere; ich habe sie gehört vor Langem, vor gar Langem, gelten sie mir noch?''' Völlig erschöpft sank er nun auf seinen Sitz, und mit Mühe brachte ich ihn in sein Bett. Nachdem ich ihm einige Erfrischungen gereicht hatte, wollte ich ihn der Ruhe übergeben, die er so nöthig hatte; er aber bat mich, noch bei ihm zu bleiben und ihm einige gute Worte zu sagen. Ich antwortete ihm, er sey nicht im Stande, mich in dieser Nacht noch anzuhören, ich würde morgen früh wieder kommen. Und als er die Hand ausstreckte, als wollte er mich zurückhalten, sagte ich ihm in's Ohr: Ich muß Euch allein zurücklassen mit Gott, Ihm müßt Ihr Eure Sünden bekennen, Ihn um Gnade bitten. Ich kann Euch nicht freisprechen, aber es lebt ein allmächtiger Mittler, der wird Euch vertreten; Er kann, Er will Euch erretten. Er ruft uns Allen, zu Ihm zu kommen und das Heil zu empfangen, das Er uns durch Seinen Tod erworben hat. Der Matrose drückte mir die Hand und lud mich ein, so bald als möglich wieder zu kommen. So bald ich konnte, that ich es auch, und brachte ihm eine Bibel. Er war überaus schwach und sprach nur mit Mühe, aber seine freundlichen und demüthigen Antworten hatten die Aufmerksamkeit seiner Kameraden auf sich gezogen; sie hatten sich um ihn versammelt, um ihm die Liebesdienste zu erweisen, deren er nöthig hatte. Ich hörte, wie sie ihre Verwunderung ausdrückten über die wunderbare Veränderung, welche mit ihm vorgegangen war. Er sagte mir auch selbst, es sey ihm, als wäre er ein neuer Mensch geworden. Noch zwei oder drei Wochen währte sein Leben, und er starb dann im Frieden Christi. Wie sein Körper immer schwächer wurde, schien sein Geist mehr Ruhe und Kraft zu empfangen. Die Bibel lag fortwährend offen vor ihm, er hielt an im Gebet, und als er schon nicht mehr reden konnte, bewegten sich noch seine Lippen. Er sprach einen lebendigen Glauben an die Verdienste seines Erlösers aus, dankte mir, daß ich ihn zu diesem einzigen Zufluchtsorte geführt hatte, und

sagte: „„Mein Herr, es ist allein das ernstliche Bekenntniß meiner Sünde, das mir den Weg gebahnt hat zu den Füßen Christi. Ich hatte mich verstockt, aber von da an, daß ich mich gedemüthigt habe vor Gott, habe ich gefühlt, daß Seine Erbarmungen herunter steigen konnten auch bis zu mir. O ja! die, welche ihre Sünden dem HErrn bekennen und wirklich Buße thun, werden nicht von Christo hinweggestoßen werden.““

153. Das Bild Jesu auf dem Tanzboden.

Ich gieng, erzählt ein württembergischer Landmann, vor mehreren Jahren als ein junger Bursche mit meinem Bruder auf einen Markt in das Städtchen W., da sahen wir in einer Scheuer unter allerhand Gemälden, welche ein Bilderhändler ausgehängt hatte, auch eine Vorstellung des Leidens JEsu vor dem hohen Rath in Jerusalem. Die geistlichen Richter saßen umher, und jeder gab seinen Spruch. Dieses Stück gefiel mir sehr wohl, und ich machte meinem Bruder den Vorschlag, wenn er dieses Bild in seine Wirthsstube hänge, so wolle ich die Hälfte davon bezahlen. Er gieng den Vorschlag ein; wir kauften das Bild und ich steckte es in meine Tasche. Nun gieng ich einem Hause zu, wo musicirt wurde, und wir fiengen an zu tanzen. Während des Tanzens schlug mein Arm an meine Tasche, und ich hörte das Papier unter dem Getümmel der Tanzenden und den Tönen der Musik vernehmlich rauschen. Sobald dieß Rauschen in mein Ohr drang, gieng es mir durch's Herz. »Wie? du hast eine Freude an dem Leiden JEsu und nimmst es nun mit auf den Tanzboden? Ist das dein Dank für Sein Leiden?« Ich konnte nicht mehr tanzen. Schnell verließ ich in großer Betrübniß und Unruhe das Haus, und lange konnte ich dieses Eindrucks nicht los werden. So oft ich hernach in der Wirthsstube meines Bruders das Bild hängen sah, so wurde ich an meine Sünde gemahnt. Ja, noch jetzt, nach vielen Jahren, fällt mir diese Sünde oft auf das Herz.

154. Siehe ich und die Kinder, die du mir gegeben hast.

Ein junger Neger auf St. Thomas wurde von der Predigt der Versöhnung durch Christum ergriffen, konnte aber sich nicht entschließen, der Welt und ihren Freuden zu entsagen. Einst gieng der Missionar Martin bei einem Negerhaufen vorbei, der sich an einem wilden Tanze erfreute, und erblickte mitten im lärmenden Haufen den jungen Neger, der früher ihm die Sorgen seines Herzens aufgedeckt hatte. Er winkte demselben, und sprach mit Ernst zu ihm: »Hier hat der böse Feind sein Wesen, dem du doch, wie du sagtest, nicht mehr dienen willst! Ich sehe, daß dein Herz noch nicht von ihm frei ist, denn du liebst noch die Eitelkeit und den Umgang der Kinder des Unglaubens, in denen er sein Werk hat. Daher ist es wohl besser, du bleibst aus unseren Versammlungen weg!« — »Was geht das den Weißen an, was frag' ich nach ihm?« — dachte der stolze Neger, verließ verdrüßlich die lärmende Gesellschaft, aber mit dem festen Vorsatze, nie mehr die Missionare zu besuchen. Doch Martins Worte verfolgten ihn überall, bis er sich entschloß, ihn wieder aufzusuchen, selbst wenn er ihn auch mit Unwillen aufnehmen sollte. Aber liebreich und freundlich nahm ihn dieser auf. Beschämt erzählte der Neger unter Thränen, was in seiner Seele vorgegangen war, und versprach dem HErrn sein ganzes Herz zum ewigen Eigenthum hinzugeben. Er blieb seinem Versprechen getreu. Nach einiger Zeit wurde er getauft, und empfieng das heilige Abendmahl; später wurde er selbst Missionsgehülfe, und ein Segen für viele Neger und weiße Leute aus allen Ständen, denn seine Vorträge waren voll Geist und Salbung. — Als Cornelius, denn das war nun sein Name, hoch betagt war, und seinem Ende entgegengieng, versammelte er seine Kinder um sein Bett, entblößte sein greises Haupt und sprach: »Herzlich freue ich mich, euch, meine Kinder, bei mir zu sehen; denn ich glaube, der HErr wird bald kommen, um mich zu sich

zu holen! Ihr wisset, was mein größtes Anliegen für euch war, wie ich euch oft mit Thränen ermahnte, eure Zeit nicht zu versäumen, sondern euch ganz mit Leib und Seele Christo zu ergeben, und Ihm treulich nachzufolgen! Ich habe bisweilen euch dieß oder Jenes genau genommen; aber es geschah aus Liebe! Vergebt mir, wenn ich manchmal zu scharf gewesen seyn sollte! Vergebt dieß eurem sterbenden Vater!" — Seine Kinder brachen in lautes Weinen aus; endlich faßte sich eine seiner Töchter und sagte: „Wir, ach! wir haben Ursache, zu deinen Füßen um Vergebung zu flehen; denn wir sind ungehorsame Kinder gewesen, und machten dir oft dein Leben schwer!" „Ja, ja! das ist wahr, lieber Vater!" riefen mehrere von ihnen. „Nun, liebe Kinder!" fuhr der Vater fort, die ihr mir vergeben habt, hört meine letzte Bitte: Habt euch unter einander lieb! Eines komme dem Andern mit Liebe zuvor! Laßt euch nicht zum Hochmuthe verführen, sondern bittet Gott um ein demüthiges Herz! Thut ihr solches, so wird meine Freude vollkommen seyn, wenn ich euch alle dereinst wieder sehe, und zu dem HErrn HErrn sagen kann: „HErr, hier ist dein armer Cornelius und die Kinder, die Du ihm gegeben hast." Ich weiß, der HErr wird euch nicht verlassen, verlaßt ihr Ihn auch nicht!" — Unter dem Gesange seiner Kinder entschlummerte er sanft, 84 Jahre alt.

155. Wohin soll ich mich wenden?

Ein Neger, Namens Simon, fuhr fort, der Sünde zu dienen, als er schon getauft war. Da warf ihn eine Krankheit sechs Wochen lang darnieder, und brachte ihn zur Erkenntniß seiner selbst. „Ach, was soll ich thun? Ueber mich kann sich der HErr nicht mehr erbarmen; ich bin zu tief gefallen!" rief er jammernd dem Missionar zu, der ihn besuchte. „Ich habe wohl das heilige Abendmahl genossen, aber unwürdig," sprach er weiter; „denn ich diente im Geheimen der Sünde!" — Hierauf

bekannte er Mehreres namentlich, was er jetzt bereue, aber konnte dennoch keine Ruhe und keinen Frieden wieder finden. Er fuhr fort zu seufzen und zu stöhnen. Deßhalb ermahnte ihn der Missionar, ihm aufrichtig zu sagen, was er noch auf dem Herzen habe, damit er sich mit erleichtertem Herzen an JEsum, den Sündentilger, wenden könne. Aber Simon schwieg, und da alle Versuche vergeblich waren, gieng der Missionar, und empfahl den Kranken der Barmherzigkeit Gottes. Am andern Morgen wurde er jedoch dringend zu demselben gerufen. „Ich plage dich und mich," sprach dieser zu ihm, „die ganze Nacht habe ich keine Ruhe finden können!" Nun bekannte er mit Wehmuth alle Sünden, die er begangen hatte, und schloß mit den Worten: „Ach wohin soll ich mich wenden, jetzt, da ich sterben und vor Gottes Gericht erscheinen muß! Wo finde ich Vergebung für meine Sünden, deren so viele sind als Sand am Meere?" — Auf's Neue verkündete ihm der Missionar die Verheißungen des Evangeliums, und betete voll Glauben und heiliger Andacht mit ihm. Da begann der Kranke: „Ja, HErr JEsus Christus! jetzt fühle ich in meinem Herzen, daß Du mich nicht ganz verstoßen wirst, sondern mich zu Gnaden annimmst! Meiner Sünden sind wohl viele, aber dein Blut ruft auch für mich: Barmherzigkeit! In diesem Glauben will ich sterben und vor dir erscheinen!"

X.

Der beseligende Glaube an Christum.

Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, so haben wir Friede mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum. Röm. 5, 1.

---

156. Was kommt den Menschen am schwersten an?

Der englische Prediger Jakob Hervey (geb. 1714 gest. 1758) fragte einst einen erleuchteten Landmann, was er wohl für das Schwerste in der Religion hielte? Der Mann bat erst den Prediger um seine Meinung. Hervey hielt die Verläugnung unseres sündlichen Ichs für das Schwerste, namentlich die Unterdrückung des Zorns und der bösen Begierden. Der Landmann sagte darauf: „Es giebt noch eine andere Art der Selbstverläugnung, die das schwerste Ding in der Religion ausmacht, das ist die Verläugnung unseres selbstgerechten Ichs. Ich meine damit das Verzagen an unserer eigenen Kraft und Gerechtigkeit, daß wir uns auf jene nicht stützen, um zur Heiligung zu gelangen, noch auf diese, um vor Gott gerecht zu werden.“

157. Der Heiland ist mein und dein Heiland.

Vor etwa 80 Jahren giengen eines Sonntags zwei Kinder in Kirchheim u. T. aus der Kirche, das eine ein fünfjähriges Töchterlein eines Schusters, das andere ein vierjähriges Söhnlein eines Zeugmachers. Unterwegs sagte das Knäblein zum Mädchen: „Man hat heute von der Hölle gepredigt, und ich denke: du kommst hinein.“ Das Mädchen antwortete: „Nein, ich komme nicht in die Hölle, ich habe den Heiland.“ „Wie kannst du den Heiland haben,“ erwiederte das Knäblein, „der Heiland ist ja mein und nicht dein!“ Da stritten sie dann mit einander, wem der Heiland

gehöre? und kamen endlich so weit, einander zu schlagen. Doch nach einer Weile vereinigten sie sich dahin, sie wollten mit einander zu dem frommen Kaufmann B. gehen, der würde ihnen sagen können, wem der Heiland gehöre? — Der Kaufmann sagte: „Liebe Kinder, darüber dürfet ihr nicht streiten, ihr seyd Beide des Heilands, und das Eine hat Theil an Ihm wie das Andere.“ Da giengen die Kinder getröstet nach Hause. Nach etlichen Tagen aber ward das Mädchen krank, und fühlte, daß es sterben müsse; doch ihm ward nicht bange, denn es sprach: „ich weiß, daß ich in den Himmel komme; denn der Heiland ist ja auch mein Heiland, und bald werde ich Ihn sehen von Angesicht zu Angesicht.“ In diesem Glauben entschlief es sanft und selig.

158. Ich kenne Niemand mehr als Christum.

Als der fromme englische Bischof Beveridge auf seinem Sterbebette lag, erkannte er keinen mehr von seinen Freunden und Anverwandten. Ein Prediger, mit welchem er genau bekannt war, besuchte ihn, und als er in sein Zimmer eingeführt war, sprach er: „Beveridge, kennst du mich?“ — „Wer bist du?“ fragte der Bischof. Da ihm gesagt war, wer er wäre, sprach er: „Ich kenne ihn nicht.“ — Nicht lange darnach kam ein anderer seiner Bekannten, und Beveridge erklärte abermals: „Ich kenne ihn nicht.“ Nun trat seine Frau an sein Bette, und fragte ihn: „Kennst du mich noch?“ — „Wer bist du?“ fragte er. — „Ich bin deine Frau.“ — „Ich kenne dich nicht!“ sprach er. Nun sagte Einer von den Umstehenden: „Beveridge, kennst du den HErrn Jesus Christus?“ — „Jesus Christus,“ sagte er wie aus dem Schlafe erwachend, „o ja! den kenne ich schon vierzig Jahre lang; o theurer Erlöser, du bist und bleibst meine ganze Hoffnung.“

159. Die, so Viele zur Gerechtigkeit führen, werden leuchten wie die Sterne.

Der fromme katholische Pfarrer Martin Boos in Gallneukirchen (geb. 1762 gest. 1825) besaß eine aus-

gezeichnete Gabe, den Leuten zu einem freudigen Glauben an Jesum Christum und seine Gerechtigkeit zu verhelfen. Hier einige Beispiele: Einst kam er zu einem Löffelmacher seiner Gemeinde, um ihm das heilige Abendmahl zu reichen, da lachte derselbe todtenblaß ihm aus dem Bette entgegen. Der Pfarrer blieb unten am Bette stehen, und sprach gerührt über diesen freundlichen Empfang: „Nun, das ist recht, daß du den großen Gast, Jesum Christum, wie Zachäus mit Freuden aufnimmst.“ Jetzt weinte er, und sagte: „Ja, Jesum will ich; wenn meine Augen ihn gesehen haben, so will ich, wie Simeon, gerne sterben.“ — „Löffelmacher! wenn wir Ihn haben, so sterben wir gar nicht, denn Er sagt: „„Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, stirbt nicht, ob er gleich auch stirbt.““ — „Ja, das glaube ich auch, aber Sünden habe ich mehr, als ich mein Lebtag Löffel gemacht habe.“ — „Das thut nichts, darum weil du's erkennst, bekennst, bereust; die Sünden nimmt Christus alle von dir weg und mit fort, denn Er nimmt die Sünden der ganzen Welt weg, und weil der Löffelmacher auch ein Stücklein von der Welt ist, so nimmt er auch des Löffelmachers Sünden weg. Christus macht den barmherzigen Samariter an uns Allen ꝛc.“ Der Löffelmacher weinte und sagte: „Ja, wahrhaftig, ich bin wohl der Mensch, der unter die Mörder fiel, und jetzt voll Wunden da liegt, aber ich hoffe, daß sich Gott meiner erbarme.“ „Zeige mir nun deine Wunden,“ sagte der Pfarrer, „im Namen Jesu heile ich sie dir alle zu.“ Jetzt fing er mit vielen Thränen seine Beichte an, war aber so voll Zuversicht, daß er keines weiteren Trostes bedurfte. — Acht Tage lang ging der Pfarrer täglich zu ihm, nicht um ihn zu trösten, sondern um bei ihm Glauben und Trost zu holen; denn er war voll Trostes, er tröstete sein Weib, seine Kinder, seine Schwester und Nachbarn so, daß alle um sein Krankenbett seyn wollten. Nach acht Tagen kam zwar eine Woche voll Anfechtung und Trostlosigkeit; aber die drei letzten Tage blieb er bis zum Ende voll Zuversicht und voll Liebe und Trost. Sein

Krankenbett und Tod war für die ganze Nachbarschaft überaus rührend und erbaulich. Alles sagte: Ach, wenn ich nur sterben könnte wie der Löffelmacher!

Magdalene Glocker, eine gottesfürchtige Wittwe, eine Mutter vieler Kinder, 52 Jahre alt, gab den Armen viel und machte viele fromme Stiftungen. Doch bei allen ihren gottesdienstlichen Uebungen war sie immer unruhig, ängstlich und voll Furcht vor dem Tode und den Schrecknissen jener Welt. Auf einmal wollte all ihr Beten und ihre andern frommen Uebungen ihr nicht mehr genügen, bitter weinte sie darüber, und sagte: »Ich bin und kann ja gar nichts mehr!« — Endlich, an einem Festtage, war ihre Trostlosigkeit und ihr Elend auf das Höchste gestiegen. Aufgebracht auf ihren Beichtvater, weil er oft zu ihr gesagt hatte: »Sie will sich nur immer selbst gerecht machen!« gieng sie in dessen Frühpredigt. Da war es ihr, als wenn die ganze Predigt Wort für Wort nur auf sie gerichtet wäre. Wie Pfeile fuhren ihr alle Worte durch's Herz. »Er meint ja mich allein!« sagte sie zu sich selbst, und beugte sich vor Scham tief in den Stuhl hinab. Nach dem Gottesdienste gieng sie voll Angst und Verzweiflung zu Boos in den Beichtstuhl. Was sie sich bisher nie zu sagen getraute, das mußte jetzt gebeichtet werden, denn es handelte sich um Leben oder Tod. Boos verkündete ihr nun den Glauben an Christum, legte ihr die gehörte Predigt noch mehr aus, und begierig sog sie jedes Wort von seinem Munde hinweg, verstand Alles, und glaubte Alles. Jetzt war ihr geholfen. Unaussprechlich war ihre Ruhe, ihre Freude, ihr Friede. Alle vorige Angst und Zweifelsucht war weg. Sie fiel ihm zu Füßen, um ihm für die Predigt von Christo zu danken, weinte und lachte, denn zu Beidem fand sie jetzt hinreichende Ursache in ihrem Herzen, und wußte ihre Dankbarkeit und Liebe nicht genug auszusprechen. — Fort und fort las diese Wittwe im Neuen Testament, suchte immer mehr Licht, und fand Trost und Leben in diesem Buche, obschon sie

nur sehr schwach lesen konnte. Vierzehn Neue Testamente kaufte sie, und vertheilte sie unter ihre Verwandte, mit dem heißen Gebete, daß das Reich Gottes auch in ihre Herzen kommen möchte, wie es in ihr eigenes kam. Durch Lügen und Lästerungen ließ sie sich in ihrem Glauben nicht irre machen. Gab es deßhalb Verfolgungen, so wies sie auf die Bibel, und sprach: „Es steht ja geschrieben, daß wir nur durch viele Trübsale in das Reich Gottes eingehen können!“ — Auch sie bekam diesen Becher der Trübsal reichlich zu schmecken, trank ihn aber mit sichtbarer Freudigkeit.

Der Taglöhner Michael N. in der Gemeinde des Martin Boos trug viele Jahre lang das Verdammungsurtheil in seinem Gewissen herum. Er war dabei sonst überaus gottesdienstlich, und allgemein als ein frommer christlicher Mann bekannt. Um seine Unruhe wegzubringen, versuchte er dieß und das. Er gab alle Jahre zwei Eimer Most, zwei Metzen Korn und die Hälfte von einem gemästeten Schweine den Armen. Er ließ auf seine Kosten Fastenpredigten halten, und zahlte für sechs derselben 15 fl. Wenn ihn das schlechteste Weibsbild bat, er möchte ihr uneheliches Kind annehmen und erziehen, so getraute er sich nicht, so Etwas abzuschlagen. Aber bei allen seinen vielen guten Werken behielt er sein unruhiges und verzagtes Gewissen. Da trug es sich zu, daß ihm zu gleicher Zeit ein Schwein gestohlen wurde, und die andern krepirten, und daß ihm Korn und Obst in der Blüthe durch einen starken Reif umkam, so daß er nicht einmal für sich und seine angenommenen Kinder etwas hatte. Da ward er stutzig und irre an seinen guten Werken, und kam am Sonntag zu seinem Pfarrer. „Es ist mir,“ fing er an, „als hätte Gott an meinen guten Werken keinen Gefallen, oder als wären meine guten Werke nicht gut.“ — „Die guten Werke,“ versetzte Boos, „waren an und für sich recht und löblich; aber wenn du sie gethan hast, um dir die vor Gott geltende Gerechtigkeit, den Himmel und das ewige

Leben zu verdienen, so ist's kein Wunder, daß dir heuer die guten Werke theils der Dieb, theils der Schinder, theils der Reif geholt hat.« Michael riß seine Augen bei dieser Rede weit auf. »Denke nur nach,« fuhr der Pfarrer fort: »wie soll man sich den Himmel und die Seligkeit so verdienen können? da kämen ja die Reichen alle leicht in den Himmel, und die Armen müßten um ihrer Armuth willen alle draußen bleiben.« Er las ihm sodann folgende Stellen aus dem Neuen Testament vor: Joh. 3, 16 ff. 6, 40. Röm. 3, 20 ff. Gal. 2, 16. Tit. 3, 5 ff. Das Alles wollte den Aengstlichen noch nicht beruhigen. Endlich kam die Stelle Röm. 5, 18: »Wie also durch die Sünde eines Einzigen ꝛc.« Diese öffnete dem Michael die Augen. »So,« sagte er, »so thäten wir also die vor Gott geltende Gerechtigkeit eben so erben, wie wir die Sünde und Ungerechtigkeit von Adam erbten?« — Alle Angst war nun weg, er lobte und preiste Gott, that seine guten Werke nun mit Freuden und so fleißig, als ob ihm das ewige Leben nicht geschenkt wäre um Christi willen, sondern als ob er es verdienen müßte.

Eine verheirathete, fromme und wohlthätige Bräumeisterin, Namens Klambauer, hatte viele Kinder und einen dem Trunke ergebenen Mann. Sie war eine sehr fleißige Kirchgängerin, obschon sie anderthalb Stunden in die Kirche zu gehen hatte und ein großes Hauswesen besaß, denn Gottes Wort war ihre Freude. Längst schon hatte sie gewünscht, zu dem Pfarrer gehen, ihm für seine Predigten danken, und Alles ihm sagen zu können, was sie in ihrem Herzen bewegte; aber die vielen Geschäfte ihres Haushaltes und eine gewisse Schüchternheit hielten sie immer davon ab. Endlich kam sie doch nach der Kirche zu ihm, und dankte ihm unter Thränen für alle seine Predigten. Aber dieser kannte ihr Inneres aus dem Beichtstuhle, daß sie noch sehr unruhig und ängstlich in ihrem Gewissen war, und sagte ganz offen zu ihr: »Obschon Sie meine Predigten gerne hört und heute sich dafür bedankt,

so fürchte ich doch, Sie glaubt noch nicht ganz, was ich predige?" — „O, erwiederte sie, ich glaube Alles, was Sie predigen!" — „Ich zweifle," antwortete der Pfarrer. „Die Unruhe, die Angst, die Sie noch in Ihrem Herzen über Ihre Sünden hat, sind ein Zeichen, daß noch Unglaube in Ihr wohnt, und Sie noch nicht fest glauben kann, daß Gott auch Ihr um Christi willen alle Ihre Sünden vergeben, und Ihr Seinen heiligen Geist in's Herz schenken wolle." — „Ja, da fehlt es noch bei mir," entgegnete sie unter Weinen; „aber ich bin eine zu große Sünderin, und es ist nicht möglich, daß Gott mir Alles verzeiht." — „Ich bin ein größerer Sünder als Sie!" fuhr der Geistliche fort; „ist es aber Gott möglich gewesen, mir, der Sünderin zu Jesu Füßen, und am Jakobsbrunnen, dem Mörder am Kreuze, dem David, dem Petrus und Paulus zu verzeihen, so wird er wohl auch Ihr verzeihen können. Aber eben jetzt beleidigt Sie ja Gott wieder mit Ihrem Unglauben! Schäme Sie sich doch, vor Ihrem Pfarrer so zu sündigen!" — Die Bräumeisterin weinte immer stärker, und konnte sich nicht fassen. Sie erschrack vor der Sünde ihres Unglaubens, getraute sich aber nicht mehr, denselben auszusprechen, obwohl er in ihrem Herzen sie quälte. Doch Boos zeigte ihr aus vielen Schriftstellen, daß Gott die Herzen, selbst der größten Sünder, durch den Glauben reinige, und die rechte vor Gott geltende Gerechtigkeit nicht durch gute Werke, sondern durch den Glauben an Christum, umsonst, erworben werde, Röm. 3, 28; und daß hier kein Unterschied unter den Menschen gemacht werden dürfe, Röm. 3, 22. 23., dieweil vor Gott alle Menschen ungerecht und Sünder seyen. „Darum, liebe Bräumeisterin," fuhr er fort, „laß Sie sich auch einmal ein recht großes Almosen geben, für die vielen Almosen, die Sie den Armen und meinen Vicaren, wenn sie einen weiten Amtsgang haben und umsonst bei Ihr speisen, schon gegeben hat. Sieh! ich sage Ihr, Gott der himmlische Vater hat Sie so lieb, daß Er auch Ihr, nicht

bloß ein Faß voll Geld, nicht Himmel und Erde, sondern noch etwas Größeres, Seinen eingebornen Sohn mit all seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit als Eigenthum wie ein Almosen schenken will. Auch will Er Ihr alle Ihre Sünden hier auf der Stelle vergeben, und Sie darf vor der Hand nichts thun, als die Hände, die Ohren, das Herz aufthun, und das große Almosen annehmen! Glaubt Sie das?" Unter vielen Thränen antwortete sie: »Ich kann nicht mehr anders; ich muß glauben!" — »Selig bist du," sprach Boos, »weil du nicht mehr anders kannst! Gehe hin im Frieden, deine Sünden sind dir vergeben! Dein »ich muß glauben" hat dir geholfen!" — »Jetzt kann ich noch nicht gehen," sagte sie, »mir ist so wohl, als wenn ich im Himmel wäre. Wenn Sie es erlauben, bleib ich noch lange da; so ist mir mein Lebtag nie zu Muthe gewesen!" — Sie trug den Frieden Gottes mit nach Hause. Aber nur drei Tage dauerte diese Freude, am vierten kam sie ganz verzagt und weinend wieder, und sprach: »Ach ich habe meinen Frieden verloren! Aus ist es mit mir, ich werde kaum selig werden können, denn ich bin eine Wirthin, ein Weib von einem immer berauschten Mann, und eine Mutter von vielen Kindern! Ich habe der Anfechtungen, der Zerstreuungen, der Geschäfte allzuviele; bei mir geht es nicht!" Boos lachte nur und sagte: »Jetzt bin ich gewiß, daß Ihr Glaube vor drei Tagen der rechte war, weil er schon so heftig angefochten wird. Nur frisch daran und den Muth nicht sinken lassen! Wenn man nicht in allen Ständen an Christum glauben, und nach dem Glauben leben könnte, so hätte Jesus nie befehlen können, daß man das Evangelium aller Welt predigen solle. Er hätte ausdrücklich sagen müssen, nur den Bräumeistersleuten, nur den Wirthsleuten und den Weibern, die einen Trunkenbold zum Manne, viele Kinder und einen großen Hausstand haben, predigt das Evangelium nicht, denn diese können nicht glauben, und haben keine Zeit zum Seligwerden! Nun aber hat das Christus nicht gesagt;

also frisch von vorn angefangen und Stand gehalten!« — Durch diese Vorstellung wurde ihr Glaube wiederhergestellt; sie gieng mit dem alten Frieden Gottes heim, nur äußerte sie öfters den Wunsch, ihren Mann, ihre Wirthschaft und ihr Bräuhaus zu verlassen, und mit ihrem Glauben und Frieden sich in eine Einöde oder in ein Stüblein zurückzuziehen. »Nichts da,« sagte der Pfarrer, »bleib Sie, wo Gott Sie hingesetzt hat! Mitten in der Welt haben die Apostel und ersten Christen ihren Glauben, ihre Liebe und ihren Frieden erhalten, und waren Menschen wie ich und Sie! Haben sie es vermocht, so vermögen wir es auch! Bleib, wo du bist!« — Beruhigt gieng sie immer ihre Wege. Selbst selig, suchte sie auch Andere selig zu machen. Wirklich gelang es ihr bei ihrer Magd, die sie sehr lieb hatte, bei ihren Töchtern, ihren Schwestern und einigen Nachbarinnen, und dadurch wurde sie jedesmal im Glauben gestärkt. Keine Trübsal oder Lästerung konnte sie in ihrem Glauben irre machen. »Seit ich an Christum glaube, sprach sie, ist mein Herz hundertmal leichter; ich hänge an nichts mehr und will mit lachendem Munde heute Alles verlassen, nur den Glauben an Jesum nicht!« Nur bemerkte sie, daß sie jetzt nicht mehr so allgemein beliebt sey wie früher, sondern daß da und dort die Leute ihr feind waren, ohne daß sie wußte warum? »Jeder Abel hat seinen Kain,« tröstete sie der Geistliche. »Christ seyn und ohne Ursache gehaßt werden, gehört zusammen! Laß Sie sich nicht irre machen in ihrem Glauben!« — Am 14. Mai 1814 starb ihr Mann; da hätte sie sich nun in ein Stübchen zurückziehen können, aber: »Nein!« sagte sie, »ich habe nun schon fünf Jahre sammt der Wirthschaft vergnügt und selig in Christo leben können, es wird auch ferner möglich seyn! Ich habe noch einige kleine Kinder; deßhalb übernehme ich selbst Haus und Wirthschaft, erziehe meine Kinder mit Gottes Hilfe zu Christen, bleib Wittwe, und Gott wird mein Mann und meiner Kinder Vater seyn!« —

160. Auf Christum schlaf ich selig ein.

Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig, erzählte folgende Anekdote, die er selbst erlebt hatte. »Ein Soldat war auf dem Schlachtfelde tödtlich verwundet worden, und sah seinem Tode mit stiller Fassung entgegen. Mit gefalteten Händen lag der Unglückliche auf der Erde und betete. Der Herzog ritt zufällig vorüber, redete ihn mitleidig an, und erstaunte über die Ruhe dieses in seinem Blute liegenden Kriegers. »»Ich habe bald vollendet,«« — sagte der Sterbende mit heiterer Besonnenheit, »»aber ich sterbe ruhig auf das Verdienst meines Erlösers.«« »Ich möchte wohl wissen,« — sagte der Herzog, wenn er dieß erzählte, — »ob einer unserer neuen Aufklärer in einer so peinlichen Lage, mit einer gleichen Fassung des Gemüths wie dieser gemeine Soldat aus der Welt gegangen seyn würde?«

161. Die Blindheit des Selbstgerechten.

Der englische Prediger Fletscher in Madley besaß schon in seiner Jugend eine gewisse Frömmigkeit; aber keine christliche. Er trug Verlangen nach Rechtschaffenheit, und wollte jede sittliche Vollkommenheit besitzen. Er hielt Viel von der Würde der menschlichen Natur, und that sich Etwas darauf zu gut, daß er dieser eingebildeten Würde gemäß handle. In solcher gesetzlichen Gerechtigkeit ist nun zwar nicht das Heil, aber doch der Weg zum Heil. Es ist doch immer besser, unter dem Gesetze, als gegen das Gesetz zu seyn, besser einen knechtischen Geist haben gegen Gott, als einen rebellischen. Fletscher übte eine strenge Gerechtigkeit in allem seinem Thun aus; auf sein Wort konnte man sich auf das Bestimmteste verlassen und in allen Beziehungen des Lebens erfüllte er die ihm obliegenden Pflichten mit strenger Gewissenhaftigkeit. Er war von edler Gesinnung, mildthätigem Herzen; er forschte mit angestrengtem Fleiße nach

Wahrheit; er beschäftigte sich häufig mit ernsten Betrachtungen, und wohnte dem öffentlichen Gottesdienste regelmäßig bei. Bei so vielen sittlichen Vorzügen, und angestaunt von seinen Freunden, sah er aber selbstgefällig auf sich, und glaubte sich über andere Menschen weit erhaben. Er war unbekannt mit dem Schmerz über die Sünde, und mit der Seligkeit der geistlich Armen. Erst als er einst die Predigt eines gewissen Green hörte, ward er überzeugt, daß er das Wesen des seligmachenden Glaubens noch nicht kenne. Diese Ueberzeugung veranlaßte in ihm ernstes Nachdenken. »Ist's möglich, daß ich, der ich immer für so fromm gehalten worden bin, der ich die Gottesgelahrtheit studirt habe, — ist es möglich, daß ich nicht einmal wissen sollte, was der Glaube ist?« Je mehr er sich prüfte, desto mehr ward er von dieser demüthigenden Wahrheit überzeugt. Je mehr er kämpfte, seine böse Natur zu überwältigen, desto deutlicher erkannte er das Grundverderben seines Herzens. Er schrieb darüber an seinen Bruder: — »Ich habe erkannt, daß das Herz des unwiedergeborenen Menschen nichts ist als ein Abgrund der Finsterniß, und ein Gewirr von Widersprüchen. Ach, wie lange habe ich mein Glück auf Hirngespinste gebaut! Endlich aber, herausgeschlagen aus allen meinen Festungen, legte ich mich im Gefühle meiner gänzlichen Hilflosigkeit zu den Füßen Christi. Ich rief: ›»Rette mich, Herr, als einen Brand aus dem Feuer, gieb mir den rechtfertigenden Glauben, und reinige mich von meinen Sünden.«‹ Ich besuchte die Predigten ausgezeichneter Männer Gottes, ich las in der heiligen Schrift, ich rang und betete. Allmählig wuchs der Glaube und die beruhigende Zuversicht. Ach wie glücklich wäre ich gewesen, wenn ich den früheren Einladungen der Gnade gefolgt hätte, so aber brachte ich den schönsten Theil meines Lebens im Dienste der verführerischen Welt und meines betrogenen Herzens zu.« —

162. Selig die nicht sehen und doch glauben.

Ein frommer irländischer Bauer wurde lange von Zweifeln wegen seiner Seligkeit geplagt. Diese entsprangen aus einer falschen Ansicht von der Ausdehnung und den Wirkungen des Todes Jesu. Ein treuer Diener Christi suchte diesen schlimmen Irrthum zu bekämpfen, und arbeitete darauf hin, dem Landmann zu beweisen, daß man Gott auf's Wort glauben müsse. Um die Sache anschaulich zu machen, erzählte er ihm folgende Begebenheit: Kaiser Napoleon musterte einstmals vor seinem Palaste zu Paris ein Regiment. Während er Befehle ertheilte, lies er den Zaum seines Pferdes fallen, welches auf und davon lief. Ein gemeiner Linienſoldat, ein gewandter Mann, sprang vor, erfaßte das Pferd schnell am Zügel und brachte es zum Kaiser zurück, der zu ihm sagte: „Ich danke Kapitän!" — „Bei welchem Regimente, Sire?" fragte der Soldat — „Bei meinen Garden," antwortete der Kaiser, welcher im Galopp fortritt. Der Soldat hat das Wort des Monarchen, und verläßt sich darauf; er legt seine Flinte auf die Erde, und begiebt sich — bloß in seiner Füseliers-Uniform — zum Generalstab. — „Was will dieser Mensch hier?" fragte einer der Generale. „Dieser Mensch — antwortete der Soldat mit Festigkeit — dieser Mensch ist Gardekapitän." „Du!?" heißt es hierauf. — „Ja, denn der hat es gesagt," erwiederte er, auf den Kaiser hinweisend. — „Ach, mein Herr!" sagte man mit Achtung, „verzeihen Sie, ich habe es nicht gewußt." Indessen hatte der Soldat nichts weniger als die Haltung eines Kapitäns, noch dessen Epaulette, noch Degen. — Das Wort des Souveräns, auf welches er sich verließ, galt mehr als ein Kleid. — Er glaubte. Der Bauer begriff nun durch diese Erzählung, was es sey, Gott zu glauben auf's Wort; die Bibel wurde ihm ein Schatz der kostbarsten Wahrheiten, und seine Zweifel schwanden. Seitdem lebt er in einer neuen Atmosphäre.

Könntet ihr, liebe Leser, doch auch so glauben!

163. Nicht Selbstpeinigung, der Glaube macht gerecht.

Ein reicher Hindu fragte seinen Priester, was er thun müsse, um Ruhe und Frieden der Seele zu bekommen. „Du mußt dich," sagte der Priester, „im heiligen Flusse (Ganges) waschen." Er that es; ihm ward aber nicht leichter, der Fluch der Sünde drückte seine Seele ganz zu Boden. Da wurde ihm eine Wallfahrt nach einem Götzentempel aufgelegt. Er wandert 150 Stunden durch brennenden Sand, fühlt sich aber eben so fluchbeladen als sonst. Darauf bittet er flehentlich noch einmal seinen Priester um Rath. Dieser sagt ihm: „Es soll dir geholfen werden." Der Hindu verspricht Alles. Da wird ihm aufgegeben, er solle durch seine Sohlen spitzige Nägel schlagen, sie anlegen, dann einen schweren Block auf seine Schultern nehmen und so 50 Stunden weit gehen. Er unterwirft sich dieser harten Buße. Schon ist er 20 Stunden weit unter den entsetzlichsten Qualen gegangen, da kommt er in ein Dorf, sieht eine große Versammlung von Menschen, denen ein fremder Mann predigt. Es war ein Missionar. Er verkündigt seinen heidnischen Brüdern, daß Jesus sey das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt, und daß Er Allen, die an Ihn glauben, Frieden für ihre Seelen gebe. Wie Honig schlürft der Bekümmerte diese Botschaft ein; er wirft den Block von seinen Schultern, zieht seine stachlichten Sohlen ab, und ruft mitten unter allem Volk: „Der ist's, der mir helfen kann, der ist's, den ich suche, an Ihn will ich glauben, Ihm will ich folgen!"

XI.

Das thätige Christenthum.

Seyd Thäter des Worts und nicht Hörer allein. Jac. 1, 22.

---

164. Der Segen des Glaubens.

Der edle und durch seine ausgebreitete Wirksamkeit für lebendige Erkenntniß des Christenthums und Verbesserung der Jugendbildung ausgezeichnete Dr. August Hermann Franke, Professor der Theologie zu Halle (geb. 1663 gest. 1727), überließ sich schon als heranwachsender Jüngling, und mitten im Geräusche der Welt, einem öftern stillen Nachdenken über sich selbst und seine Bestimmung. Als er noch in Kiel studirte, gieng er oft einsam an dem Gestade des Meeres umher, und sann darüber nach, wie er es anzufangen habe, um zur wahren Gottseligkeit zu gelangen. Die Schwierigkeiten, die er hiebei fand, bekümmerten ihn oft sehr. Hoffnung und Vertrauen auf Gott hoben zwar seine Seele nach und nach wieder etwas; indessen kostete es ihn doch mehrere Jahre des rastlosesten Kampfes und der größten Anstrengung, um zu dem heißersehnten Ziele der christlichen Herzensveredlung zu gelangen. — Je mehr er nämlich sich bemühte, Andern nützlich zu werden, desto tiefer empfand er, wie viel ihm selbst noch fehle. „Meine Theologie war nur in meinem Kopf," — sagt er von sich selbst — „nicht in meinem Herzen. Sie war eine todte Wissenschaft, die mein Gedächtniß und meine Phantasie beschäftigte. Wenn ich die heil. Schrift las, geschah es nur, damit ich recht gelehrt werden möchte, nicht um ihren Inhalt auf mich anzuwenden.

Ich forschte sehr viel darin, um Alles auf's Papier zu bringen; in mein Herz aber etwas zu schreiben, das war mir ein zu seltener Gedanke. So hatte ich sieben Jahre lang Theologie studirt und wohl gefaßt, bis ich endlich einsah, daß ich, weil das Wort Gottes bei mir nicht Leben gewann, sondern unfruchtbar blieb, auf's Neue den Anfang machen müsse, ein Christ zu werden. Ich fand mich so tief in die Dinge dieser Welt verstrickt, war von Anlockungen zur Sünde auf allen Seiten so umgeben, daß ich die Kräfte nicht hatte, mich loszureißen, so sehr ich mich auch sehnte, von diesen Hinderuissen frei zu werden. Gott rührte zwar mein Herz, daß ich mich vor Ihm demüthigte, und Ihn oftmals auf meinen Knieen anflehte, daß Er mir zu einer gründlichen Herzens- und Lebens-Besserung Gnade schenken, und mich zu einem rechtschaffenen Christen machen wolle. Das Verlangen darnach war auch sehr groß in meinem Herzen; aber die alte Gewohnheit brachte so vielfältige Uebereilungen in Worten und Werken hervor, daß ich dadurch recht geängstet ward. Wie elend würde ich gewesen seyn, wenn ich in einem solchen Zustande geblieben wäre, da ich mit einer Hand den Himmel und mit der andern die Erde ergriff, Gottes und der Welt Freundschaft zugleich genießen wollte, abwechselnd beiden widerstrebte, und es so mit keinem recht hielt! Aber Gott warf mich nicht weg und stärkte mich, daß ich den Muth nicht sinken ließ; Er leitete mich, wie die Mutter das schwache Kind leitet; ja, Er ergriff mich wieder, wenn ich mich von Seiner Hand losgerissen hatte. Nachdem ich eine geraume Zeit lebhaft und schmerzlich empfunden hatte, was das sey, keinen Gott haben, an den sich das Herz halten könnte, seine Mängel und sein Elend täglich sehen, und doch keinen Heiland und keine Zuflucht wissen und kennen; und nachdem ich in der Angst darüber den Gott und Heiland, den ich nicht recht erkannte, um Rettung aus diesem elenden und ungewissen Zustande flehentlich anrief, da erhörte mich der HErr. Ich ward versichert

in meinem Herzen der Gnade Gottes in Christo JEsu; ich konnte Ihn meinen Vater nennen. Mit Freude und Gewißheit darüber stand ich vom Gebete auf, meine Unruhe war weggenommen; aus vollem Herzen und Munde lobte ich Gott, der mir so große Gnade erzeigt hatte. In dieser glücklichen, mit unzähligen Thränen erkämpften Stunde hätte ich Himmel und Erde, Engel und Menschen mögen in meine Freude einstimmen hören. Ich ward tief überzeugt, daß die Welt mit all' ihrer Herrlichkeit und Lust solche Ruhe und solches Wohlseyn im menschlichen Herzen nicht erwecken könne, als ich genoß, und konnte hoffen, daß nach solchen Erfahrungen der Gnade und Güte Gottes die Welt mit ihren verführerischen Reizungen wenig bei mir ausrichten werde." — So schildert Franke selbst den Erfolg seines Strebens nach Gottseligkeit. Ihre Kraft hatte nun seinen Geist ergriffen, und half ihm sich selbst und die Welt überwinden. Sein Sinn stand von nun an allein nach dem Himmlischen. Unablässig arbeitete er von jetzt an (er war nur erst 24 Jahre alt) an der Befestigung und Erhöhung seines Glaubens und seiner Frömmigkeit. In Hamburg, wohin er sich eben (1687) begeben hatte, ward durch Lange, einen der rechtschaffenen Freunde, die er hier gewann, und mit dem er sich recht innig verband, eine lebendige Vorstellung von der hohen Wichtigkeit eines sorgfältigen Unterrichts der Jugend in ihm erweckt. Er erkannte, daß es unmöglich sey, die Gottseligkeit so allgemein und in dem Grade, als es ihm am Herzen lag, zu befördern, wenn nicht Erziehung und Unterricht den Grund dazu gelegt haben. — Sogleich eröffnete er eine Privatschule, um zu versuchen, wie durch zweckmäßigen praktischen Unterricht das Gute früh und unvertilgbar den Herzen eingepflanzt werden könnte. Dabei ward er aber auf die vielen Mängel des damaligen Schul- und Erziehungswesens erst recht aufmerksam, und es erhob sich in seiner Seele der Wunsch, daß ihn Gott würdigen möchte, zur Verbesserung desselben mitzuwirken. Er ver-

sichert selbst: seine damaligen Erfahrungen und Ueberlegungen über diesen Gegenstand seyen als die Grundlage alles dessen anzusehen, was Gott in der Folge durch ihn verrichtet habe. — Er ward nach einigen Jahren Professor der griechischen und morgenländischen Sprachen auf der Universität Halle und Pastor zu Glaucha, und nun hatte er den Schauplatz seiner — in ihren Folgen nicht zu berechnenden Wirksamkeit betreten. — Mit inniger Betrübniß bemerkte der fromme Mann das in seiner Gemeinde herrschende Sittenverderben und die äußerste Gleichgültigkeit gegen die Religion, und als er den Quellen dieses Elendes nachspürte, fand er sie bald in — Unwissenheit und Armuth. Dieser abzuhelfen, war ihm unmöglich; jene auszurotten, schien nicht viel leichter; muthig wagte er indessen den Versuch hiezu. Die Bettler, die sich gewöhnlich Donnerstags vor seiner Thüre versammelten, um ihre Gabe zu empfangen, ließ er in sein Haus kommen, hieß die Alten auf die eine, und die jungen Leute auf die andere Seite der Hausflur treten, fieng nun an, mit den Letzteren sich über Religionswahrheiten nach Anleitung des Katechismus zu unterreden, und schloß die Unterredung, die kaum eine Viertelstunde dauerte, mit einem kurzen, herzlichen Gebete. So machte er es jeden Donnerstag. Durch diese Unterredungen fand er erst, in welch' hohem Grade die niederen Volksklassen unwissend und verwahrlost seyen, und fühlte mit Kummer, daß er dem dringenden Bedürfnisse einer Unterrichts- und Erziehungs-Anstalt für dieselben nicht abzuhelfen vermöge. Endlich weckte ein unvermuthet eingetretener Vorfall jenes feste Vertrauen auf die Vatergüte Gottes, wodurch in der Folge das große Werk zu Stande kam, das die Kraft dieses Felsenglaubens noch jetzt zum Erstaunen Aller, die es betrachten, bezeugt. Er hatte eine Armenbüchse an einem Fenster seiner untern Wohnstube befestigt, und durch zwei biblische Ueberschriften (1 Joh. 3, 17. und 2 Kor. 9, 7) die Vorübergehenden zu Beiträgen darein aufgefordert. Nun fand er einst die

Summe von 4 Thalern 16 Groschen (8 fl. 24 kr.) darin, die eine wohlthätige Nachbarin eingelegt hatte. Auf einmal wurde der lang gehegte Wunsch, für bessern Unterricht armer Kinder zu sorgen, in ihm zu lebendigem und festem Entschlusse. „Das ist ein ehrlich Kapital," — rief er aus — „davon muß man etwas Rechtes stiften." Sogleich kaufte er für einige Gulden Bücher, richtete ein Zimmer seines Hauses für eine Armenschule ein, und übertrug einem armen Studenten den Unterricht, wofür er ihm einen Gehalt von wöchentlich 6 Ggr. (27 kr.) versprach. Die Schule ward eröffnet, und erweiterte sich zusehends. Der Werth der Anstalt und der seltene Muth des Stifters erregten Aufmerksamkeit, und verschafften ihm bald größere Unterstützungen. Noch in demselben Jahre (1695) bestimmte ihn ein milder Beitrag von 500 Thalern (900 Gulden) zu dem Entschlusse, mit dem Unterrichte auch eine planmäßige Erziehung durch Errichtung eines Waisenhauses zu verbinden. Er wagte es, wie er selbst erzählt, auf Gott, vier vater- und mutterlose Waisen — die ihm jetzt eben zugewiesen wurden — aufzunehmen, und gab sie einstweilen bei christlichen Personen in Verpflegung. Gleich Tags darauf fanden sich noch zwei Kinder dazu, und in wenigen Tagen hatte er deren schon neun beisammen. Ein benachbartes Haus, das er anfangs für seine Anstalt gemiethet hatte, kaufte er jetzt für dieselben an. Zu gleicher Zeit wurden ihm einige Kinder adelicher Eltern zur Erziehung anvertraut, und er dadurch veranlaßt, neben der Waisen-Anstalt ein Erziehungshaus für Kinder aus höheren Ständen anzulegen, das bald in hohen Flor kam, und unter dem Namen des Pädagogiums in entschiedener Nutzbarkeit neben dem Waisenhause fortbesteht. Zur Erweiterung des letztern mußte bald ein zweites Haus angekauft werden. Um die armen Studenten, die den Unterricht der Waisen besorgten, besser zu berathen, und mehrere Gelegenheit zu ihrer geistigen Bildung zu erhalten, errichtete er für sie einen Freitisch, an welchem schon im Jahre 1696 zwei

und vierzig derselben gespeist wurden. Die immer anwachsende Zahl der Waisenkinder belief sich jetzt bereits auf zwei und fünfzig. Nun mußte sich Franke zur Aufführung eines geräumigeren und für den Zweck seiner Anstalten passenderen Gebäudes entschließen. Im Jahr 1697 begann er den Bau desselben, und in zwei Jahren war das große, durchaus von Steinen aufgeführte Gebäude nach mancherlei oft wunderbaren Prüfungen und Bewährungen seines Glaubens vollendet*). Immer mehr erweiterten sich seine Anstalten, so daß 1698 schon ein hundert Kinder im Waisenhause verpflegt und 72 Studenten gespeist wurden. Die Zahl der Lehrlinge in den Anstalten belief sich auf fünfhundert. — Welche Thätigkeit erforderte nicht die wachsende Ausdehnung und Leitung dieser Anstalten, mit denen jetzt auch noch eine Buchhandlung, eine Buchdruckerei und eine Apotheke verbunden wurden! Dennoch setzte Franke, neben der Besorgung dieser Privatanstalt, seine Lehrämter mit der seltensten Treue fort. Als akademischer Lehrer begnügte er sich nicht damit, die ihm angewiesenen Lehrstunden zu halten. Durch mannigfaltige Mittel suchte er den Geist einer edeln Forschbegierde, noch mehr aber den Geist der Frömmigkeit und Sittlichkeit in seinen Zuhörern zu wecken, und als Prediger verwandte er auch in seinem Hause auf die Erbauung seiner Gemeindeglieder bestimmte Stunden. — Auch die Armen außer seinem Institute lagen ihm am Herzen. Er entwarf eine Almosen-Ordnung für Glaucha und Halle, die noch besteht; zwei Stunden des Tages hatte er zur Berathung auswärtiger Armen, die Hilfe und Trost bei ihm suchten, und zur Beantwortung ihrer Briefe ausgesetzt. Besonders lag ihm die Unterstützung der edleren, verschämten Armen sehr am Herzen. Als er einmal in seinem Neuen Testamente die Stelle las: „Gott kann machen, daß allerlei Gnade unter

*) Vergl. Vorsehung und Menschen-Schicksale. Stuttgart bei J. F. Steinkopf. Zweite Aufl. S. 183. ff.

euch reichlich sey, daß ihr in allen Dingen volle Genüge habt, und reich seyd zu allen guten Werken," wurde er darüber ganz niedergeschlagen und betrübt. »Wie kann Gott machen?" — dachte er bei sich selbst, nach seinem eigenen Geständnisse — »ich wollte gern manchen Armen Gutes thun, wenn ich Vermögen dazu hätte. Nun muß ich Manchen leer und ohne Hilfe von mir gehen lassen." — Gerade während dieser Betrachtung erhielt er von einem Freunde in Magdeburg einen Brief, worin dieser klagte: »er müsse mit den Seinigen in Kummer verderben; borgen könne und wolle er nicht. Wer ihm etwas um Gotteswillen gäbe, von dem wolle er es dankbar annehmen." Franke, um diesem Manne zu helfen, widmete nun, da er den ganzen Tag mit Amtsgeschäften überhäuft war, einen Theil der Nacht seinem Freunde, entzog sich eine Zeitlang sein Abendessen, und schrieb seine biblischen Anmerkungen, ließ diese Schrift auf seine Kosten drucken, und widmete den ganzen Ertrag, der sich auf 150 Thaler (270 Gulden) belief, seinem leidenden Freunde. »Nun," — sagte Franke — »lernte ich verstehen, wie Gott machen könne, daß man reich werde zu guten Werken."

Und nun bedenke man dabei die Schwierigkeiten, unter welchen der treffliche Mann seine Unternehmungen bis zu dieser Höhe von Vollendung durchführte! Ihre Einrichtung, Erhaltung und Vervollkommnung bei allem Mangel eines sichern Fonds erforderten unendliche Sorgen und Arbeit, ein stetes Ringen mit Mangel, Argwohn, Vorurtheilen, Verläumdung und Entgegenwirken. Aber durch alles dieß wurde sein Muth nur mehr gehoben, seine Thätigkeit mehr belebt, sein Glaube und Vertrauen auf Gottes Vatergüte mehr gestärkt. Aeußerst rührend ist es, wie der außerordentliche Mann, nach Anführung einer Reihe von auffallenden Beispielen des erfahrenen göttlichen Beistandes, den Sieg seines Glaubens über die Hindernisse und Bedenklichkeiten schildert, die seinem Unternehmen von allen Seiten im Wege stunden. »Da war" — sagte er —

»kein Vorrath, das weiß der HErr! nicht eine Hütte zu bauen, geschweige ein Waisenhaus für ein Paar hundert Menschen. So fehlte es auch nicht an Solchen, welche die schweren Unkosten vorstellten, die dazu würden erfordert werden, auch fragten, ob man viel dazu hätte? Andere riethen zur Ersparung der Kosten, es nur von Holz zu bauen — und weil es dann hieß: wozu dieser Unrath? vermochten sie leicht so viel bei mir, daß ich anfieng, ihnen zu gehorchen. Aber der HErr stärkte mich im Glauben, als hätte er zu mir gesagt: baue du es von Steinen, ich will dir's bezahlen. So hat Er's auch mit der That bewiesen, und von Woche zu Woche gleichsam zugebröckelt, was die Nothdurft erfordert, daß die Waisenkinder nicht Hunger gelitten, und auch die Bäuleute wohl und zu ihrem herzlichen Vergnügen bezahlt worden. Es heißt immer: das Werk könne nicht bestehen, weil es keinen Fonds habe. Ist denn Gott nicht gewiß genug? Oder will man Gott und den Mammon mit einander rechten lassen, wer am gewissesten sey? Ist der Himmel nicht firer als der Menschen Kapital, darauf sie sich so gewiß fundiren? Und siehe, Gott hat ja auch den Himmel und die Erde erschaffen, und ist der rechte Monarch, der alle Welt kann schätzen lassen, wenn es Ihm wohlgefällt. Ich habe aber aus dergleichen ungläubigen Reden allemal einen großen Trost: denn sie gereichen nur zur Stärkung meiner Hoffnung, daß Gott Seine Ehre gewiß retten wird. — Ich thue nur dieses hinzu: Mit Gott hat es mir auch niemals gefehlt; aber mit Menschen und ihren Vertröstungen vielmals, auch oft ohne ihre Schuld; wenn's aber mit dem Einen gefehlt, hat Gott den Andern erweckt, wenn sich eine Quelle verstopft, hat sich eine andere eröffnet. Darum bleibt's dabei: Gott ist allein mächtig, und allein gewiß. Wer sich auf Ihn verläßt, und dann das Seine thut, wird nie zu Schanden.«

Und in dieser vertrauensvollen Anhänglichkeit an Gott setzte denn Franke seine segensvolle Thätigkeit unermüdet

fort, und erweiterte seine Anstalt, ohne ihr gewisse Gränzen zu bestimmen, so sehr, daß — besonders aus den Einkünften der Apotheke, die durch geschenkte Rezepte zu vorzüglich wirksamen Heilmitteln in außerordentliche Aufnahme kam, und deren Arzneien nach den entferntesten Weltgegenden verschrieben wurden, auch aus dem Ertrage des ansehnlich ausgedehnten Buchhandels seiner Anstalt, — noch mehrere Waisenkinder darin aufgenommen, eine Industrie-Schule für diese angelegt, mehrere Freitische für Studierende errichtet, Gärten und Gebäude zu vollständiger Einrichtung des Ganzen angekauft, Wasserleitungen und Spielplätze für die Jugend darin angelegt, auch eine Bibliothek und ein Naturalienkabinet für die Anstalt gesammelt werden konnten. Im Jahr 1727 waren im Pädagogium 152 Personen, in den großen Schulen 2125 Kinder, welche von 130 Lehrern und 3 Lehrerinnen unterrichtet wurden; im Waisenhause wurden 134 Waisen, 255 Studenten und einige hundert Arme gespeiset, und überdieß noch eine beträchtliche Anzahl von Personen unterhalten. Schon 27 Jahre vorher hatte seine Anstalt durch ein, aus Ueberzeugung von ihrer Wichtigkeit, von dem Könige von Preußen (als Landesherrn) ihr ertheiltes Privilegium Anspruch auf den Schutz des Staates, und damit eine größere Consistenz erhalten; aber außer diesem Beifalle und den unverstellten Beweisen der Achtung seines Monarchen hatte sich Franke keiner öffentlichen Unterstützung dazu zu erfreuen. — Mit den Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten für junge Leute suchte Franke auch eine Bildungs-Anstalt für künftige Lehrer zu verbinden. Von Dänemark aus verlangte man von ihm junge Männer, welche als Missionare zur Bekehrung der Heiden nach den Malabarischen Küsten geschickt werden sollten. Auf diese Weise stand nun auch ein Missions-Institut mit jenen Anstalten in Verbindung.

Wer erstaunt nun nicht, wenn er die Entstehung eines solchen Werkes durch solche vor Menschenangen unsichere Mittel, und aus einem so geringfügigen Anfange betrachtet,

und es dann in seiner Vollendung übersieht! Ohne die seltene Treue trefflicher Gehilfen konnte freilich Franke das Alles nicht allein bestreiten. Aber er war es doch, der auch einem Herrnschmid, einem Neubauer und Andern, die ihm bei der Entstehung und Ausbildung seiner Anstalt zur Seite standen, seinen Geist einzuhauchen und ihrem Muthe die Ausdauer zu geben wußte, welche die Größe und Schwierigkeit des Unternehmens erforderte. — Ueber dreißig Jahre lang stand Franke demselben vor, und hatte den hohen Genuß, das Gelingen und den immer ausgedehnteren und mannigfaltigeren Nutzen desselben zu schauen. Im Jahre 1727 sanken endlich seine Kräfte, nach einer mehr als halbjährigen schmerzlichen Unpäßlichkeit, bis zu tödtlicher Ermattung herab. Er fühlte seinen Tod, und erwartete ihn mit Ruhe und Freudigkeit. Am 29. Mai gedachten Jahres, — einem schönen heitern Tage, besuchte er zum letzten Mal die Gärten des Waisenhauses. Mehrere seiner Gehülfen und Freunde hatten sich hier um ihn versammelt. Es waren heilige Stunden der Erhebung und Rührung, welche sie hier noch mit dem bereits fast Verklärten verlebten. Als von einem erhabenen Standpunkte herab überschaute er mit dankbarem Blicke sein ganzes, so mannigfaltig segensvolles Leben. Sein Gefühl des Dankes und der freudigen Rührung strömte in Worten über. Er zählte seinen Freunden die Wohlthaten auf, die er von seiner frühesten Kindheit an von Gott empfangen habe, und verweilte besonders bei den Freuden, die er aus der Gottseligkeit geschöpft hatte. Durch sie habe er den Genuß der reinsten Seelenfreude empfunden. — „Oft“ — sagte er — „habe er zwar gestrauchelt; aber bald sey er wieder aufgestanden. Oft sey die Empfindung der göttlichen Liebe so stark in seinem Herzen gewesen, daß er vor Freuden hätte vergehen mögen. Unter freiem Himmel habe er oft mit Gott den Bund gemacht: „So Du willst mein Gott seyn; so will ich dein Knecht seyn!“ Oft habe er, vor inniger Sehnsucht, recht Vielen zu den reinen Geistesfreuden zu

verhelfen, bei welchen ihm so wohl gewesen, ausgerufen: »Gott! meine Kinder, zahllos wie der Morgenthau, wie die Sterne am Himmel!« Die Vorstellung, daß dieß Gebet erfüllt sey, verwandelte seine Erzählung in das feurigste Dankgebet, und dieß löste sich wieder in die rührendste Fürbitte auf für alle die, so ihm Gott gegeben habe. »Einst« so schloß er — »müsse ich sie Alle wiedersehen und sagen können: Hier bin ich, HErr, und die Kinder, die Du mir gegeben hast!« Er kehrte nun nach seiner Wohnung zurück — und seine Freunde folgten ihm mit traurigen Ahnungen. Am andern Tage warf ihn sein schmerzhaftes Uebel auf's letzte Lager. Vierzehn Tage litt er, mit der größten Fassung und Ruhe, die heftigsten Schmerzen. — Sein Abscheiden (am 9. Juli 1727) war sanfter Uebergang in die bessere Welt. — Er hat Gutes gethan und ist nicht müde geworden! Er erntet ohne Aufhören! Sein Andenken bleibe im Segen!

165. Kein Haar fällt von unserem Haupte ohne Gottes Willen.

In der Reihe vortrefflicher Männer, die mit großen Kenntnissen eine vorzügliche Frömmigkeit verbanden, und sich der letzteren sehr frühzeitig ergaben, nimmt Dr. Johann Albrecht Fabricius, der als Professor der Redekunst und Sittenlehre am Gymnasium zu Hamburg im Jahr 1736 starb, mit Recht eine Stelle ein. So wie er sich durch seine Gelehrsamkeit einen großen Ruhm erworben hat, so wurde er auch um seines ausgezeichneten guten Charakters willen allgemein hochgeschätzt. Schon in seiner Jugend lernte er die schwere Kunst, sich selbst zu beherrschen; und nie sah man bei ihm Ausbrüche einer heftigen Leidenschaft. Stets war er froh und heiter, in der innigsten Ueberzeugung, daß der fröhliche Genuß des Guten, das uns der gütige Gott in unserem Leben schenkt, selbst ein Theil der Ihm schuldigen Verehrung und Dankbarkeit sey. Von seinen Gaben und

Schriften dachte er sehr bescheiden, und diese Bescheidenheit war, wie seine übrigen Tugenden, eine Frucht seiner ausnehmenden Frömmigkeit, bei der er demuthsvoll bekannte, daß ihm Gott viele unverdiente Barmherzigkeit erzeige, und mit seinen menschlichen Schwachheiten viele Geduld trage. Schon in seinen Jünglingsjahren setzte er eine fromme Selbstbetrachtung auf, worin er, unter andern christlichen Entschlüssen, sich die Regeln vorschrieb, wie er täglich die Prüfung seines Herzens und Lebens anstellen wollte; und er hatte es sich, wie man aus seinem Tagebuche sehen kann, zur heiligsten Pflicht gemacht, alle seine Geschäfte im ehrerbietigsten Andenken an Gott zu unternehmen und auszurichten. Gern und oft redete er mit den Seinigen von der Vorsehung Gottes und von der Erlösung des menschlichen Geschlechts durch Christum. Bei Allem, was ihm begegnete, sah er auf Gott; mit herzlicher Freude dankte er Ihm für jedes Gute; — trug die ihm zugeschickten Leiden mit stiller Ergebung in Gottes Willen; hatte in bedenklichen und gefährlichen Umständen Vertrauen zu Gott, so wie er künftige Schicksale Seiner Regierung mit einem gläubigen und eifrigen Gebete empfahl, und wenn er dieß gethan, Ihm Alles überließ, in der gewissen Hoffnung, Er werde es wohl machen. Einen Beweis dieser Gesinnungen legte er unter Anderem bei folgendem Vorfalle ab. Einst warf ein Maler aus Unvorsichtigkeit von einem hohen Gerüste einen Farbetopf auf ihn, dessen scharfe Füße gefährlich tiefe Wunden in sein graues Haupt schlugen. Seine Freunde zitterten bei diesem Unfalle, er aber blieb ruhig und sagte, indem er bezeugte, daß er seine Gefahr kenne: »Ich weiß aus dem Worte JEsu, daß kein Haar von meinem Haupte ohne den Willen Gottes fällt, darum kann es unmöglich geschehen, daß, ohne Gottes Zulassung, meinem Haupte oder dem Gebrauche meiner Vernunft ein gefährlicher Zufall begegne.« — Er war auch so wenig erbittert auf den Mann, durch dessen Unbehutsamkeit ihm

das Unglück widerfahren war, daß er vielmehr scherzend sagte: »Der Maler mag es mir danken, daß sein Farbetopf ganz geblieben ist; er wäre gewiß zerbrochen, wenn er platt auf die Erde niedergefallen wäre.« — Was Fabricius in seinem Herzen und Hause war, das war er auch in seinem öffentlichen Leben — ein freudiger Verehrer Gottes. Immer sah man in ihm den Mann, der die Gottseligkeit für seine wahre Ehre und höchste Glückseligkeit achtete. Miene und Ausdruck zeigten deutlich, was er empfand, wenn er von Religionswahrheiten sprach, so wie seine Schriften ein Beweis sind, daß er die Gründe für die Wahrheit und Wohlthätigkeit der christlichen Religion gesammelt, durchdacht und in ihrer ganzen Stärke gefühlt habe. Ein großes Anliegen war es ihm, den Jünglingen tiefe Ehrfurcht gegen die Religion einzuprägen, und nie bestrafte er sie ernstlicher, als wenn sie in Worten und Handlungen Geringschätzung derselben zeigten. Dem öffentlichen Gottesdienste wartete er nicht nur selbst mit allem Fleiße ab, sondern empfahl ihn auch bei jeder Gelegenheit Andern als eine sehr heilsame Christentugend. — Mit fester, heiterer Gemüthsfassung gieng der christliche Greis seinem Tode entgegen. Zwar hatte er bei zunehmender Engbrüstigkeit viele Angst; aber nie hörte man einen ungeduldigen Seufzer aus seinem Munde, und auch unter den größten Schmerzen bekannte er immer: er verlange nicht einen Augenblick eher zu sterben, als bis es Gott gefallen werde, ihn abzurufen. In seiner Krankheit wurden ihm einige Blumen gebracht, die er vorzüglich liebte, und mit welchen er seine Studirstube immer ausgeschmückt hatte; er sah sie an und sagte: »Schenkt uns der gütige Gott schon in diesem Leben so viele angenehme Dinge, so wird Er gewiß weit größere und dauerhaftere Freuden uns im Himmel geben.« Voll froher Erwartung des ewigen Lebens stärkte er sich noch einmal durch den andächtigen Genuß des heiligen Abendmahls, und wiederholte dabei zu seinem Troste die Worte:

»Selig sind die Todten, die in dem HErrn sterben, von nun an; ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.« — Oft seufzte er aus der Tiefe seines Herzens die Worte: »der Geist bekräftigt, daß sie selig sind, — der Geist, der die Wahrheit ist!« — Und so blieb er, bis zum sanften Schlummer, fest, getrost und selig im Glauben.

166. Laß die linke Hand nicht wissen, was die rechte thut.

Lüdecke Leisenberg, Wirth und Kirchenältester im Cellischen Dorfe Kleinburgwedel, war ein Mann, an dem die Verheißung der Bibel: »Die den HErrn fürchten, haben keinen Mangel an irgend einem Gute,« — in die genaueste Erfüllung gieng. Er hatte gerade so viel wie nichts, als er seine Haushaltung anfieng, und weil es ihm an allem Nöthigen fehlte, so fiel ihm auch nicht bei, auf eine reiche Heirath zu rechnen. Er wählte sich daher ein Mädchen von gesundem Körper, das brav zu arbeiten verstand und den besten Willen hatte. Armuthshalber mußte er sich mit seiner Frau ein ganzes Jahr statt des Federbettes mit einem Strohlager behelfen, auf dem jedoch diese jungen Leute, bei ihrem guten Gewissen und gesunden Körper, so sanft schliefen, wie ehemals Jakob auf seinem Steine. Und weil sie, wie dieser fromme Erzvater, ihr ganzes Vertrauen auf den HErrn setzten, und Fleiß und kluge Sparsamkeit damit verbanden, so gab ihnen Gott nicht nur die nothwendigen Bedürfnisse, sondern segnete sie auch noch reichlich. Denn sie zahlten eine Kapitalschuld nach der andern heim, vermehrten ihren Viehstand, verbesserten ihr Feld und bauten ihr Wohnhaus, das sie noch durch ein niedliches Nebengebäude vergrößerten und worin sie Leute zur Miethe aufnahmen. Er legte auch bald einen Nothpfennig zurück, zu dem er seine Zuflucht nehmen könnte, wenn Gott über die Familie etwa Krankheiten oder andere Unglücksfälle

verhängen würde. Er war aber nicht nur ein guter Landwirth, sondern auch ein rechtschaffener Christ. Jedoch setzte er sein Christenthum nicht, wie viele andere Menschen, die dabei wohl in schweren Sünden leben und Brandmale im Gewissen haben, etwa blos darein, daß er oft in die Kirche und zum Abendmahl gieng, sondern er bemühte sich auch, alle Pflichten der Religion wirklich auszuüben, zu denen er bei'm Gottesdienste Erkenntniß, Muth und Stärke gesammelt hatte. Er war ein gehorsamer Unterthan seiner Obrigkeit, ehrte seinen Beichtvater, und würde beiden, wenn man es von ihm verlangt hätte, die schwersten Proben seiner Liebe gegeben haben. Seinen Nächsten liebte er so aufrichtig, daß er einem Jeden, der seiner Hülfe bedurfte, mit allen Kräften, die ihm Gott gegeben, und auch mit seinem Vermögen diente und Freude machte. Er unterstützte daher so Manche mit Rath und That, wenn sie ihre Häuser, Scheunen und Ställe ausbesserten. Dem bejahrten Kirchenältesten, dem er als Gehülfe zugegeben war, ließ er die Besoldung; er hingegen verrichtete die Dienstgeschäfte. — Seine Herzensgüte war so groß, daß er mit seiner Hülfe immer zuvorkommend war, und nie so lange wartete, bis man ihn darum ansprach. Einst, als er gerade in Großburgwedel war, hörte er, daß eine kranke Wittwe daselbst, die kein Fuhrwerk mehr hatte, ihre Früchte auf dem Felde in aufgebundenen Garben stehen habe, und daß Niemand ihr diesen Erntesegen einführen wolle. Sogleich eilte Leisenberg nach Kleinburgwedel zurück, ließ seine eigene Feldarbeit liegen, kam mit seinem Fuhrwerke und seinen Leuten eine Stunde Weges herbei, und fuhr der Wittwe alle ihre Früchte ein. — Wohlthun war seine Freude; dieß erfuhren nicht nur die Armen seines Dorfes, sondern auch fremde Arme; oft brachte er, wenn er des Sonntags nach Großburgwedel zur Kirche gieng, unter seinem Rocke ein Brod für Arme mit, kam nicht selten von seinen Reisen nach Hannover und Celle hungrig und durstig zurück, weil er das mitgenom-

mene Zehrgeld sammt den eingesteckten Lebensmitteln an Arme ausgetheilt hatte. Mit diesen Handlungen brüstete er sich aber nie, sprach nicht einmal davon, sondern suchte vielmehr das Gute, welches er that, geheim zu halten, und erst nach seinem Tode erfuhr man, wie viel Gutes er im Stillen gethan hatte. Unwillig werden konnte dieser vortreffliche Mann nur dann, wenn er sah, daß man seinem Nächsten Unrecht that, und da nahm er sich des Leidenden mit der Wärme eines Bruders an. Trat man aber ihm selbst zu nahe, so wollte er lieber Unrecht leiden als Unrecht thun. — Er starb im Jahre 1776 nach einem kurzen Krankenlager. Die ganze Gemeinde, Vornehme und Geringe, Alte und Junge beklagten den frühen Verlust dieses rechtschaffenen Mannes, und begleiteten seine Leiche unter Vergießung so vieler Thränen zu Grabe, daß es schien, als ob der allgemeine Vater und Versorger der ganzen Gegend begraben würde.

167. Erzeigst du dich in allen Dingen als einen Christen?

Die Gräfin Casimire von der Lippe, welche im Jahr 1778 schon in dem 29sten Jahre ihres Alters zum großen Bedauern ihrer Unterthanen und Aller, die diese vortreffliche Fürstin kannten und verehrten, in jenes bessere Leben übergieng, gehörte unter diejenigen, welche das Christenthum nicht blos mit Worten, sondern auch mit der That verkündigen. Die aufrichtigste und wärmste Liebe Gottes und des Nächsten leitete jede ihrer Gesinnungen und Handlungen. In jedem erfreulichen und jedem traurigen Ereignisse ihres Lebens erkannte sie Gottes Güte mit dem lebhaftesten Danke, und ihr zartfühlendes Herz wurde durch alles Gute, das Gott den Menschen durch Natur und Gnade erzeigt, zu seiner Anbetung ermuntert. Gern und oft betrachtete sie daher die großen und herrlichen Werke Gottes, und vergnügte sich über ihre Schönheit und Nutzbarkeit; aber sie betrachtete sie immer mit Anwendung auf sich selbst. Der stille Mond war ihr das Bild eines sanf-

ten in der Stille wohlthätigen Herzens. Der Anblick eines vollen Garbenfeldes beschäftigte ihre Seele mit der süßen Vorstellung und Hoffnung der künftigen Auferstehung. — »Das Reich der Natur« — schrieb sie an eine Freundin — »ist ein unermeßlicher Reichthum, ein Meer von Wohlthaten Gottes; und Sein Reich der Gnade, Sein Evangelium ist die Liebe, eine über alle Beschreibung erhabene Liebe und Barmherzigkeit!« — Diese unendliche Liebe Gottes und unseres Heilandes rührte ihr Herz auf's Innigste; auf's Lebhafteste fühlte sie den hohen Werth der Erlösung durch Christum, und der herrlichen Wohlthaten und Segnungen, die der Menschheit dadurch zu Theil wurden. Der Glaube an JEsus war ihr die Quelle aller wahren Beruhigung, der herzlichsten Liebe zu Ihm, des eifrigsten Gehorsams gegen Seine Gebote, der zärtlichsten Menschenliebe, überhaupt aller christlichen Tugenden, und der gewissen Hoffnung ihrer Seligkeit. Sie bekannte und bewies bei jeder Gelegenheit ihre Ehrfurcht gegen Gott und ihren Glauben an den Erlöser. Gott war ihr höchstes Gut, das sie allem Andern vorzog. Sie lebte beständig im kindlichen Vertrauen auf Gott, fieng Alles mit Gebet und Zuversicht zu Ihm an, und hatte in Ansehung künftiger Schicksale immer den festen Glauben: »Gott wird Alles gut machen, denn das thut Er ja immer.« — Jedes von der Hand ihres guten himmlischen Vaters über sie verhängte Leiden trug sie mit musterhafter Geduld. Durch die Kraft der Religion bezwang sie ihr von Natur heftiges Temperament, und machte sich eine solche ruhige Gemüthsart zu eigen, daß sie allen Menschen mit Liebe und Sanftmuth Vorstellungen machen und Beleidigungen großmüthig verzeihen konnte. So gewissenhaft sie dem öffentlichen und häuslichen Gottesdienst abwartete, so fleißig sie in der Bibel und andern erbaulichen Büchern las, war sie doch weit entfernt zu glauben, daß darin hauptsächlich das Christenthum bestehe; vielmehr übte sie mit Freuden das Gute, das sie hörte, las und zum Gegenstande ihres Gebetes zu Gott machte. Darum erwies

sie sich auch als unermüdet thätige Menschenfreundin; Wohlthun und thätiges Mitleiden war ihre herrschende Neigung, die so weit gieng, daß sie sich selbst solches entzog, was ihr Stand zu fordern schien. Sie war eine Stütze und Versorgerin der Armen und Wittwen, eine Mutter der Waisen, eine Helferin der Kranken und Verunglückten. Noch als junge Prinzessin gab sie in Dessau einigen Wittwen Gnadengehalte, ließ Waisen Handwerke lernen, und bezahlte in den Apotheken beträchtliche Rechnungen für arme Kranke. Sie schämte sich nicht, im Namen des verarmten Landmannes bei edeln Menschenfreunden des In- und Auslandes um Beiträge in die Unterstützungskasse, die sie, um die Armen in den damaligen schweren Zeiten aufzurichten, stiftete, zu bitten; und Gott segnete diese gute Anstalt auch dergestalt, daß einer Menge verarmter Bauern dadurch wirklich geholfen werden konnte. Nicht minder war sie darauf bedacht, wahre Aufklärung und fromme Gesinnungen unter ihrem Volke zu befördern. Allen Pflichten der christlichen Menschenliebe getreu, ließ sie es sich recht angelegen seyn, von Andern immer mit schonender Liebe zu urtheilen. Das Gute und Lobenswürdige an ihnen suchte sie auf, und rühmte es; die Schwachheiten übersah sie, und kehrte Alles zum Besten. Sie war im Reden so behutsam und gewissenhaft, daß sie immer große Unruhe empfand, wenn sie befürchtete, daß irgend etwas von dem, was sie erzählte, einem Andern hätte nachtheilig seyn können, und sie war nicht eher beruhigt, als bis sie die üble Vorstellung vertilgt hatte, die man sich etwa aus ihren Reden zufälligerweise von einem Andern gemacht haben konnte. So sehr sie fremde Verdienste schätzte, so demüthig dachte sie von ihren eigenen; so billig sie Andere beurtheilte, so streng war sie im Urtheile über sich selbst. In der Kenntniß ihrer selbst suchte sie täglich weiter zu kommen. Oft dachte sie an die Abwechslungen und Veränderungen des irdischen Lebens, und brannte vor Verlangen nach den Seligkeiten des

Himmels. — „Wie wohl wird uns seyn," — schrieb sie einst einer schwesterlichen Freundin — „wenn unser Morgen anbricht, und unsere Prüfungsnacht vorüber ist! wie bald vergeht Alles in der Welt, wo Alles Wechsel ist. Nur in Gott ist Ruhe und ewige Freude. Unser Gott leite uns beide glücklich durch dieses in das zukünftige Leben!" — Auf ein christlich schön zugebrachtes Leben folgte ein erbauliches und schönes Ende. Ihre letzten, sehr schmerzhaften Leiden ertrug sie mit musterhafter Geduld und Standhaftigkeit, und kein Schmerz konnte ihre Freundlichkeit gegen diejenigen, die ihr dienten, und ihre Aufmerksamkeit, Keinem beschwerlich zu fallen, auch nur auf Augenblicke unterbrechen. Voll heiterer Seelenruhe, die sich auf ihren lebendigen Glauben an JEsus gründete, gieng sie dem Tode entgegen. Laute Lobeserhebungen Gottes strömten aus ihrem Munde. — Im Verscheiden lächelte sie ihre gute Schwester an — und entschlummerte.

168. Werdet nicht verdrossen Gutes zu thun.

Der Churhannöversche General der Infanterie, Georg Wilhelm von dem Busche, welcher am 11. December 1794 in einem Vorpostengefechte an der Waal erschossen wurde, nachdem er die Franzosen über den genannten Fluß zurückgetrieben hatte, war ein Mann von vortrefflichen Geistes- und Herzenseigenschaften, dessen Verlust allgemein mit Recht bedauert wurde. Ein würdiger Prediger, der ihn durch langen Umgang kannte, theilt folgende Züge von seinem Charakter mit: „Er benützte Alles, wovon er nur irgend glaubte, daß es zu seiner Besserung beitragen könne. Daher kam auch sein so ganz ausgezeichneter Eifer im Besuch des öffentlichen Gottesdienstes. Er war überzeugt, es müsse sich in den Religionsvorträgen nachdenkender, guter Lehrer auch für erfahrne Christen manches finden, was ihnen zur Bildung des Herzens und Besserung des Lebens nützlich seyn könne. Aber ihm war es nicht

blos um das Wissen zu thun. Bei ihm fand sich nicht minder das Bestreben, auch alles das in Ausübung zu bringen, was er für gut erkannt hatte. Ihm durfte man nicht erst mit dem Apostel Paulus (2 Thess. 3, 13) zurufen: „werdet nicht verdrossen, Gutes zu thun!“ — Er ward nie müde, Gutes nach seinem Vermögen zu thun, wenn er nur überzeugt seyn konnte, das, was man von ihm begehrte, sey wirklich gut. Und dieser sein Eifer, überall Gutes zu stiften, wo er nur konnte, war nicht nur in seinen eigentlichen Dienstgeschäften, wo er als Kriegsmann und Staatsbürger, sondern auch da, wo er als Privatmann handelte, unverkennbar. Dieß Alles wurde bei ihm von einer innigen, vornehmlich aus einem reinen Dankgefühle für das in seinem Leben empfangene mannigfaltige Gute entsprossenen Ehrfurcht gegen Gott begleitet. Und diese wurde von ihm, so viel es seine Geschäfte nur erlaubten, durch stillen Umgang mit der Natur genährt, wo er sich so gern in stiller Einsamkeit bald seinen ernsten Betrachtungen überließ, bald sich selbst und die Schicksale seines Lebens überschaute. Von diesen einsamen, stillen Beschäftigungen mit sich selbst und mit der Natur kehrte er stets heiter und froh zu den Menschen, die er so herzlich liebte, zurück, und wo er nur hinkam, da waren getroster Muth und herzliche Fröhlichkeit ihm zur Seite. Aber mit diesem wohlthätigen, stillen Umgang mit der Natur verband er auch die fleißigste Beschäftigung und innigste Vertraulichkeit mit den höheren Wahrheiten des Evangeliums JEsu, welches er für das unschätzbare Kleinod seines Lebens hielt. Gern und freudig gab er diese Gesinnung bei jeder Gelegenheit zu erkennen, und versicherte: „er kenne und wisse nun einmal nichts Besseres und Vortrefflicheres als unsers JEsu Lehre. Was ihn denn bewegen sollte, das unbedachtsam und undankbar aufzugeben, wodurch er sich im Guten so merklich gestärkt, in der so bedenklichen und ungewissen Lage, in welcher der Mensch sich befinde, getröstet und beruhigt, und in Hoff-

nung froh und selig fühle, wofür ihm doch Niemand, wenn er es auch aufgeben wollte, etwas Besseres wieder zu geben wisse? — Wenn man ihm etwa klagte, daß man bei Unternehmung irgend eines bedenklichen Geschäfts sich verzagt und muthlos fühle, so war es sein gewöhnlicher Rath: »ich würde sogleich, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, mit meinen Gedanken zu Gott mich erheben, und in diesen Gedanken Muth und Stärke für mich suchen.« —

169. Der Vertheidiger des Christenthums durch Wort und That.

Das Leben des am 18. Januar 1805 zur seligen Vollendung eingegangenen württembergischen Oberhofpredigers und Oberkonsistorialraths Dr. Gottlob Christian Storr stellt uns das nachahmungswerthe Bild eines sehr ehrwürdigen Mannes auf, der durch seine ganze Denk- und Handlungsart sich als ein Christ — im edelsten Sinne des Wortes — erwiesen hat. Bei seiner gründlichen, vielumfassenden Gelehrsamkeit und damit verbundenen unermüdeten Thätigkeit, durch die er sich besonders in Hinsicht der Beförderung des ächten Bibelstudiums ein dauerndes Verdienst erworben hat, war er Allen, die ihn kannten, eben so achtungswürdig durch seine vortrefflichen Gemüthseigenschaften. Bereits in seiner früheren Jugend zeigte sich bei ihm, ungeachtet der natürlichen Lebhaftigkeit seines Geistes, eine mit seinen außerordentlichen Verstandesanlagen zusammenhängende Richtung seiner Neigung auf ernsthafte, würdige Gegenstände, die er mit einem seltenen Eifer ergriff, so wie eine ungewöhnliche Feinheit des Gefühls und Empfänglichkeit des Herzens für das Edle, Schöne und Gute: welche Eigenschaften ihn, in Verbindung mit seinem Frohsinne und seiner Freundlichkeit, für Jeden, der mit ihm im Umgange stand, ungemein liebenswürdig machten. — Christliche Religiosität war mit dem ganzen Wesen dieses edlen Weisen innigst verwebt, und er bewies in seinem Beispiele durch die That, wie geschickt ein lebendiger Herzens-

glaube an Gott und an das Evangelium JEsu ist, den ganzen Menschen zu veredeln, und seinen Trieben, Gefühlen, Neigungen und Handlungen die würdigste Richtung zu geben. In seiner Amtsführung zeigte er den gewissenhaftesten, bedächtlichsten, aber dabei thätigsten und einsichtsvollsten Eifer für das Beste der Religion und Kirche, und ungeachtet seiner schwächlichen Gesundheit fand er keine Aufopferung von Zeit und Bequemlichkeit, keine noch so große Anstrengung der Kräfte des Geistes und Körpers zu groß, um für diesen erhabenen und edlen Zweck mitwirken zu können. — Bei aller Sanftmuth und Billigkeit gegen Andersdenkende erklärte er sich, da wo es Pflicht war zu reden, für das, was ihm nach gewissenhafter Untersuchung Wahrheit, besonders praktisch-wichtige Wahrheit war, ohne alle Menschenfurcht und Menschengefälligkeit. Es war ihm Gewissenssache, bei allen seinen Untersuchungen mit einer — keine Mühe scheuenden Genauigkeit zu Werke zu gehen, und das, was er als wahr und gut erkannte, mit dem Muthe des christlichen Wahrheitsfreundes zu bekennen. — Seine Menschenliebe war so innig und so rein, daß er, seines eigenen Vortheils vergessend, an den Umständen Anderer mit inniger Herzlichkeit thätig theilnehmend, stets bedacht war, Andere zu erfreuen, zu berathen, zu beruhigen, ihr Bestes nach den verschiedensten Umständen, auch ohne ihr Wissen zu befördern, im Stillen, und je geräuschloser desto lieber, Gutes zu thun. Gegen Geringere war er herablassend und freundlich; seinen Beleidigern vergab er gerne, und vergalt ihnen Böses mit Gutem. Seine Heiterkeit, die keine unschuldige Freude störte, und auch auf Andere erfreuend wirkte, stand im schönsten Einklange mit seinem milden Ernste, der gegen den liebenswürdigen Mann in eben dem Grade Achtung gebot. Mit Klugheit und einer Feinheit des Gefühls für das Schickliche im Umgange mit Menschen aller Art und in den verschiedensten Verhältnissen, mit einer weisen Zurückhaltung und Behutsamkeit in verwickelten Fällen und schwierigen Verhältnissen, ver-

band er eine Redlichkeit und Geradheit, welche nie eine Lüge sich erlaubte, nie durch Zweideutigkeit Jemand schadete, nie versprach, was sie nicht halten konnte oder wollte. Verständig, bedachtsam im Reden, Urtheilen, Fürwahrhalten, auch in Beziehung auf Vorfälle, Verhältnisse und Erzählungen des täglichen Lebens, hütete er sich auf's Sorgfältigste, durch nichts, wenn es auch noch so unbedeutend scheinen konnte, Andere zu kränken, oder ihnen unrecht zu thun, vielmehr handelte er immer mit zarter Schonung. Eine vorzüglich schätzenswerthe Seite seines Charakters war die unverkennbare Demuth seines Herzens, die allein den Christen adelt, und seine wahrhaft erbauliche Einfalt, so daß man mit Recht auf ihn anwenden konnte, was Pope von Gay sagt: »Sanftmüthig in Sitten; gütig in Neigungen; ein Mann an Scharfsinn; ein Kind an Einfalt!« — Mit dankbar frohem Herzen genoß der Selige die mannigfaltigen reinen Freuden des Lebens, besonders jene, welche die Verbindung mit seiner würdigen, ganz für sein Herz gebildeten Gattin, und der theils längere, theils kürzere Besitz von fünf lieblichen Kindern mit sich führte. Es war für alle Freunde seines Hauses ein eigener wohlthuender Genuß, den scharfsinnigen Denker und den tiefforschenden Gelehrten im Zirkel seiner Familie auch als zärtlichen Gatten und liebevollen Vater kennen zu lernen, und den reinen Frieden, die zarte Eintracht, die heitere Ruhe, die Würde, den Anstand, und den ungezwungenen religiösen Geist, die in harmonischer Zusammenwirkung zweier edlen Gatten in diesem Hause herrschten, zu beobachten und zu empfinden. Aber auch unter den mannigfaltigen und schweren Leiden, worunter besonders die öfteren bedenklichen Krankheitsanfälle, die ihn selbst und die geliebten Seinigen trafen, so wie wirklicher Verlust eines durch treffliche Anlagen die schönsten Hoffnungen erweckenden Sohnes und dreier innerhalb zwei Monate durch einen frühen Tod den Eltern entrissener Töchter gehörten, — zeigte er eine ruhige, — durch den Hinblick auf

eine bessere Welt gestärkte Ergebenheit gegen Gott und eine unerschütterliche Gegenwart des Geistes. Und in den letzten Tagen seines Lebens, da immer noch Hoffnung für seine Erhaltung übrig geblieben war, hörte man aus dem Munde des edeln Mannes selbst die bedeutende charakteristische Aeußerung: »man sagt: es sey besser mit mir! — ich liege da, leide, folge, des HErrn Wille geschehe!« — Er duldete, das, was er litt, vor seinen Lieben verbergend, mit dem Sinne des hohen Glaubens, der sein ganzes Herz erfüllte, und gab, ohne viele Worte, verständlich genug für die, welche ihn kannten, die Fassung zu erkennen, mit der er jeden Augenblick bereit war, Dem zu sterben, dem er lebte. So schlummerte der Edle, sanft und stille, sterbend wie er gelebt hatte, hinüber in jene Welt, welcher sein Geist schon hienieden angehörte.

170. Der christliche Staatsmann.

Der berühmte dänische Minister Johann Hartwig Ernst Graf von Bernstorff hat durch sein Beispiel bestätigt, daß wahre Staatsklugheit und wahres Christenthum mit einander in der freundlichsten Verbindung stehen können, und daß vortreffliche Talente nie zuverlässiger zum Segen der menschlichen Gesellschaft angewendet werden, als wenn diejenigen, welche sie besitzen, von dem Geiste des Evangeliums beseelt sind. Er hatte den Muth, von ganzem Herzen ein Christ zu seyn, und schämte sich nicht, sein Christenthum auch vor Andern zu zeigen. Seine Gottesfurcht gründete sich auf eine helle, richtige, sehr ausgebreitete und eben so gewisse Erkenntniß der Religion: und diese Erkenntniß hatte er aus der heiligen Schrift selbst geschöpft, die er täglich las und immer besser zu verstehen suchte. Er lebte auch in steter Anwendung seiner Religionserkenntnisse. Jeden Tag begann er mit Erhebung des Herzens zu Gott, und eben so beschloß er ihn, ungeachtet er selten vor Mitternacht zu Bette kam. So sehr er auch mit Arbeiten überladen war, so wußte er doch seine

Geschäfte so einzurichten, daß ihm der größte Theil des Sonntags für den öffentlichen und Hausgottesdienst übrig blieb. Wenn er, was sehr fleißig geschah, in der Kirche erschien, so konnte Niemand in ihm den Mann verkennen, der hier, wie überall, das ganz war, was er seyn sollte, ohne es scheinen oder verbergen zu wollen. Mit sorgsamster Treue benützte er jede Gelegenheit, die Ehre Gottes und die Ausbreitung des Christenthums zu befördern. So entwarf er das Edikt wegen Einschränkung der Eide, worin Alles, was die gesetzgebende Gewalt thun kann, angewandt ist, um leichtsinnigen und falschen Eidschwüren vorzubeugen, und dagegen Wahrhaftigkeit, Gewissenhaftigkeit und die Heiligung des anbetungswürdigen Namens Gottes unter dem Volke aufrecht zu erhalten. So wendete er Alles an, um den Negersklaven auf den westindischen Inseln die Mittel, zur Erkenntniß des Christenthums zu gelangen, zu erleichtern. Die freie Religionsübung der Dissidenten in Polen gehörte unter diejenigen seiner Ministerialgeschäfte, bei denen sein Herz die Befriedigung gehabt hat, indem er die Befehle des Königs vollzog, zugleich seinen Eifer für die Sache Gottes zu Tage zu legen. Er war von Herzen demüthig, und gründete seine Gemüthsruhe nicht auf das viele Gute, das er that, sondern einzig auf Gottes Erbarmen gegen die Menschen. Die innigste Menschenliebe war ein Hauptzug in seinem Charakter. Er unterstützte eine große Anzahl Arme, suchte aber seine Wohlthaten geheim zu halten. Auf seinem Landgute Bernstorf hob er die Gemeinschaft der Felder auf, schaffte den Frohndienst völlig ab, und schenkte seinen Unterthanen ihre Freiheit und ihr Geburtsrecht. Er übergab Jedem seinen Hof und die ihm zugefallenen Ländereien zum beständigen Eigenthum, wodurch dann ihr Zustand sichtbar verbessert wurde. — Seinen edeln Christensinn bewies er auch in den Leiden, die ihn trafen. Er war nichts weniger als gefühllos gegen dieselben. Um desto bewundernswürdiger war die Herrschaft, die er über sich selbst übte. Er

war gewohnt, seine hohen Ehrenstellen nicht um des äußern Schimmers willen, der sie umgab, zu lieben; vielmehr das irdische Glück nur nach dem Vermögen zu schätzen, das es darreicht, Gutes zu thun. Aber er war auch von dem Gott ergebenen Sinne erfüllt, der in allen Begebenheiten seine Schickung erkennt, immer erhaben über alle Rachgier und unordentliche Empfindlichkeit. — Gestärkt durch den Trost eines guten Gewissens, und im beständigen Hinblick auf die zukünftige Welt, wo einem Jeden sein Lob widerfahren wird, ließ er sich durch nichts aus seiner Fassung bringen, sondern blieb ruhig und heiter in Widerwärtigkeiten.

171. Welche Veränderungen bewirkt das Christenthum?

Eine zum Christenthum bekehrte Heidin legte nach ihrer Taufe, ganz in ihrer Einfalt und Herzenssprache, folgendes schöne Bekenntniß ab: »Nun will ich die Sünde hassen und fliehen, zu dem HErrn JEsu kommen und flehen: Du hast für mich gelitten, Du hast meine Sünden weggeschafft; vergib sie mir, ich halte Dich fest, ich vertraue auf Dich!« Als man sie fragte: Wenn du nun in dein Vaterland zurückkehrest, und zu deinem heidnischen Dienstherrn kommst, und unter deinen Landsleuten wieder heidnische Thorheiten und Laster siehest, was wirst du thun, wenn sie dich zwingen wollen, diesen nachzuahmen? antwortete sie: »Wenn mich mein Herr arbeiten heißt, will ich gehorchen; wenn er mir aber etwas Böses befiehlt, so will ich sagen, das darf ich nicht thun, ich bin ein Kind Gottes geworden, und darf Ihn nicht betrüben. Des Sonntags will ich sagen: Gebt mir Erlaubniß, heute in die Kirche zu gehen; wir haben heute einen Festtag, an den andern Tagen will ich euch gern arbeiten.« — Auf die fernere Frage: »wenn dich deine heidnischen Landsleute nicht mehr leiden können, wenn sie dich schelten, und spottend zu dir sagen: Pfui! du bist eine Christin geworden, bist in's Christengeschlecht gekrochen, — wirst du dann

wieder schimpfen?« — antwortete sie: »Nein! ich will sanftmüthig, geduldig seyn, und für die Feinde beten.« — Christen! die ihr von Jugend auf Jesu herrliche Lehre kennet, werdet ihr nicht unruhig und schaamroth, indem ihr diese edlen, christlichen Entschließungen einer ehemaligen Heidin leset? —

XII.

Standhaftes Bekenntniß des Glaubens.

Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Matth. 10, 32.

---

172. Der Weg zur Freiheit.

Ignatius, ein Schüler des heil. Apostels Johannes und Bischof zu Antiochien, einer der berühmtesten Städte Asiens, mußte mit Ketten beladen, über 400 Meilen weit, von Antiochien nach Rom, reisen, wo er am 20. Dec. 107 nach Chr. Geb. auf Befehl des Kaisers Trajan den Löwen vorgeworfen wurde. Vor seiner Hinrichtung wurden verschiedene grausame Foltern angewendet, um ihn zu bewegen, daß er den Göttern opfern sollte. Unter Andern befahl einer von seinen Richtern: »Thut ihm seine Hände auf, und füllet sie mit Feuer, laßt ihn mit bloßen Füßen auf glühenden Kohlen gehen!« Hierauf gab Ignatius die Antwort: »Weder brennendes Feuer noch siedendes Wasser kann die Liebe Gottes in mir auslöschen.« — In einem der sieben Briefe, die er auf der Reise von Antiochien nach Rom an christliche Gemeinden schrieb, liest man folgende rührende Stelle: »Preiset Gott durch Christum, daß

Er den Bischof in Syrien (er meinte sich selbst) des Märtyrer-Todes würdigen wollte. Es ist besser sterben um Christi willen, als herrschen über den ganzen Erdboden. Nach dem HErrn verlangt mich, nach JEsu Christo, dem Sohne Gottes, denselben suche ich, der für uns gestorben und auferstanden ist. Ich bin jetzt noch ein Knecht; wenn ich aber werde ein Märtyrer geworden seyn, da werde ich ein Gefreiter JEsu Christi seyn."

173. Wer den Sohn nicht ehret, der ehret den Vater nicht.

Der Kaiser Theodosius (geb. 345 gest. 395 nach Chr. Geb.) setzte bei Leibesleben seinen Sohn Arkadius in's Regiment ein, und wollte, daß man seinen Sohn ehren sollte wie ihn selbst. Diese Gelegenheit nahm Amphilochius, ein frommer Bischof, wahr, welcher lange Zeit vergebens bei dem Kaiser angehalten hatte, daß er den Irrlehren des Arius (welcher die Gottheit Christi leugnete), steuern wolle. Der Bischof kam mit andern Bischöfen an den Hof, und machte dem alten Kaiser seine Ehrenbezeugung, bei dem Sohne aber gieng er vorüber. Der Kaiser läßt ihn zurückholen, und erinnert ihn, er solle seines Sohnes nicht vergessen. Amphilochius gab zur Antwort, es wäre genug, daß er den Vater geehrt hätte, was frage er nach seinem Sohne. Darüber ward der alte Kaiser zornig und sprach: „Willst du allein in meinem Kaiserthum eine Meuterei machen, und mich in meinem Vornehmen tadeln, daß ich bei Leibesleben sorge, wie nach meinem Tode möge die Regierung bestellt und mein Land versorgt seyn?" Da sprach Amphilochius: „Allergnädigster Kaiser und Herr! Kann's Euch verdrießen, wenn man Eures Sohnes nicht achtet, so bedenkt: Was wird der große himmlische Kaiser dazu sagen, daß man Seinen Sohn unter Eurem Schutze geringschätzt, und Ihn nicht ehren will, wie man den Vater ehret, da es doch der Herr Jesus selber gesagt hat?" Darauf befahl alsbald der Kaiser Theodosius, daß Jedermann der arianischen Schwärmerei entsagen sollte.

174. Sey getreu bis in den Tod.

Zur Zeit des Königs Canut von Dänemark (im eilften Jahrhundert nach Chr. Geb.), welcher seine große Macht dazu benützte, in seinem Reiche das Christenthum und eine größere Kultur zu verbreiten, brachte Schleswig einen Mann hervor, der es verdient, als Muster der Standhaftigkeit im Glauben aufgestellt zu werden. Dieß war Ansver, ein Sohn Aswalds, der zu den angesehensten Männern des Landes gehörte. Obschon ihm, bei seinem großen Reichthum, alle Vergnügungen der Sinne zu Gebote standen, so wählte er doch freiwillig den mühevollen Beruf eines Verkündigers des Christenthums unter den Heiden. Seine Eltern suchten ihn von diesem Vorsatz abzubringen, da jener Beruf bei der damals noch herrschenden wilden Denkungsart des größten Theils der Nation mit großen Gefahren verbunden war. Allein Ansver folgte seiner Ueberzeugung, und begab sich in das Kloster zu Ratzeburg, dessen einsichtsvolle Mönche sich eifrigst bemühten, ihre Landsleute mit den heilsamen Wahrheiten des Christenthums bekannt zu machen. In kurzer Zeit zeichnete sich Ansver vor seinen Ordensbrüdern durch Kenntnisse, Rechtschaffenheit und Thätigkeit aus. Er predigte dem Volke in den umherliegenden Orten, und hatte die Freude, manche Seele für die himmlische Lehre JEsu zu gewinnen. Aber nicht lange, so verschwand die Ruhe, welche die Christen einige Zeit genossen hatten, da die wilden slavischen Völker in das Land kamen, und die Christen ganz auszurotten suchten. Sie stürmten auch das Kloster Ratzeburg, ergriffen Ansver und seine Gehülfen, und schleppten sie heraus, um sie zu steinigen. Als Ansver sah, daß hier keine Rettung zu hoffen war, bat er seine wüthenden Feinde nur noch um den Gefallen, daß er zuletzt hingerichtet werden möchte. Es wurde ihm gewährt. Ansver nützte diese wenigen Augenblicke, um seine leidenden Brüder zur standhaften Ergebung in den Willen Gottes zu ermuntern. Als Keiner mehr

übrig war, kniete er selbst hin, breitete seine Hände gen Himmel und ließ sich tödten, ohne in seinem Glauben und seiner Christenhoffnung zu wanken.

175. Wer ausharrt, wird gekrönt.

Als der ruhmwürdige Churfürst zu Sachsen Johann Friederich in seine bekannte traurige Gefangenschaft gerieth, legte ihm Kaiser Karl V. sehr harte Punkte vor. Der gottselige Churfürst ließ sich solche insgesammt gefallen, den allein ausgenommen, kraft dessen er sich in Religionssachen der Entscheidung der Kirchenversammlung unterwerfen sollte. Der Kaiser ließ ihn zu München selbst vor sich kommen und ermahnte ihn, er solle von seinem Irrthum abstehen und sich den Aussprüchen der Kirche unterwerfen; so wollte er sein gnädiger Herr seyn, und seinen erlittenen Schaden so ersetzen, daß er zufrieden seyn sollte. Hierauf antwortete der vortreffliche Churfürst folgendermaaßen: „Allergnädigster Kaiser, ich stehe hier vor Eurer kaiserlichen Majestät als ein armer gefangener Mann. Ich läugne nicht, daß ich die evangelische Wahrheit bekannt, und darüber Hab und Gut, Weib und Kind, Land und Leute, kurzum Alles, was mir Gott in dieser Welt gegeben und verliehen hat, verlassen habe, und habe nicht mehr denn diesen gefangenen Leib, der doch nicht in meiner, sondern in Euer Majestät Macht und Gewalt steht. Und dieweil ich von aller Welt bloß stehe, und soll dazu das Ewige auch verlassen durch meinen Widerruf, dafür wolle mich Gott behüten, denn ich meinen höchsten Trost darin gesetzet, daß ich gewiß weiß, ob ich schon diesen armen Leib sammt dem Leben darob verlieren muß, daß mir Gott ein besseres geben wird. Mir stünde auch übel an, daß ich durch meinen freventlichen Widerruf viel tausend Menschen in groß Aergerniß führen sollte; dieweil ich so lange die Wahrheit bekannt, und auf das Letzte davon fallen sollte. Derhalben, allergnädigster Kaiser, Euer kaiserliche Majestät hat mich in Ihrer Gewalt, mögen mit mir handeln wie

mit einem Gefangenen; bei der bekannten Wahrheit will ich bleiben und Andern zu einem Exempel darob leiden, was mir Gott und Eure kaiserliche Majestät aufleget.“ — So rührend sprach der edelmüthige Fürst. Der Kaiser konnte ihm nicht antworten; er wandte sich um, vermuthlich mit Thränen im Auge, ließ den Churfürsten stehen und ihn endlich wieder in seine Verwahrung bringen. Als hierauf die unter dem Namen Interim bekannte Verordnung publicirt war, durch welche man allmählig die Protestanten wieder zur katholischen Kirche zurückzuleiten hoffte, ließ der Kaiser dem Churfürsten nochmals durch den Bischof von Arras und Granvelle sagen, daß er dasselbe annehmen möchte, und ihm dabei große Versprechungen und Hoffnung der Freiheit machen; der Churfürst aber blieb felsenfest und unbeweglich. Er berief sich auf seine vorigen Erklärungen, und nicht weniger darauf, daß der Kaiser schon ehedem selbst diesen Punkt ausgestrichen habe. Er sagte: er wäre von Jugend auf in Gottes Wort so unterrichtet, daß er die in der Augsburgischen Confession enthaltene Lehre demselben gemäß erkenne, für welche sein Vater und er sich öffentlich erklärt, und dieselbe in seinen Landen predigen lassen. Weil er nun in seinem Gewissen von der Wahrheit überzeugt wäre, könne er für solche herrliche Gnade gegen Gott sich nicht dankbarer erzeigen, als wenn er davon nicht abgienge, und das Erbe des ewigen Lebens erwartete, wessen Christus ihn wieder vor seinem himmlischen Vater bekennen würde, so wie er ihn jetzo bekannte. Denn sollte er das Interim annehmen, so müßte er die Augsburgische Confession abläugnen, wodurch er sich zeitlich und ewig an Gott versündigen würde. Es wäre wohl wahr, es könnte ihm und seinem beschwerlichen Leibe — der Churfürst war ein starker und korpulenter Herr — nichts lieber seyn als seine Befreiung; aber er wünsche dermaleinst vor Gottes Richterstuhl freimüthig bezeugen zu können, daß er keine Gemächlichkeit dieses elenden zeitlichen Lebens, sondern allein die Ehre Gottes und Ererbung des ewigen Lebens gesucht.

In andern äußerlichen Dingen habe er dem Kaiser schon gehorsamt, und wollte sich auch ferner als einen gehorsamen Fürsten verhalten. Gott möchte im Uebrigen des Kaisers Herz gegen ihn erweichen, daß er als der vornehmste, und dem Kaiser verwandte Fürst nicht in der Gefangenschaft sein Leben beschlöße.“ — So standhaft war der Glaube dieses gottseligen Prinzen, der stark geprüft, aber auch endlich herrlich belohnt wurde, indem er nach fünfjähriger Gefangenschaft seine Freiheit wieder erhielt und seine Rückkehr in's Vaterland einem wahren Triumphzug glich, indem aller Orten das Volk ihm entgegenströmte, um den standhaften Bekenner der Wahrheit zu begrüßen, also daß dem demüthigen Manne der Ehre zu viel werden wollte, und er bei dem Einzuge in Eisenach zu dem Bischof von Amsdorf mit Thränen im Auge sagte: „Ach was bin ich armer Sünder, daß mir solche Ehre widerfahren soll.“ Darauf der Bischof erwiederte: „und doch ist das alles nur ein Vorschmack von dem, was in der Ewigkeit nachfolgen wird.“

176. Die unerwartete Hilfe.

Philipp Camerarius, ein Sohn des berühmten Joachim Camerarius, von seinen Eltern in Frömmigkeit, ehrbaren Sitten und den mannigfaltigsten Kenntnissen gründlich unterwiesen, hatte sich der Rechtsgelehrsamkeit gewidmet, und machte im Jahr 1563 in Gesellschaft einiger andern Deutschen eine Reise nach Italien, um seine Studien dort zu vollenden. Nachdem er sich einige Zeit in Padua, Ferrara und Bologna aufgehalten, begab er sich am 20. April 1565 nach Rom. Eben war er daran, in die Heimath zurückzukehren, als er den 6. Juni im Gasthause zum Schwert gefangen genommen, und in das Sabellische Gefängniß geführt wurde; ohne daß ihm gesagt worden wäre, wessen man ihn beschuldige, wurde er von da in das Gefängniß der Glaubens-Inquisition gebracht; jetzt wußte er, daß er um der Religion willen gefangen sitze, und bereitete sich durch fleißiges Gebet auf das vor, was er zu erwarten

hatte. Nach drei Tagen kam er in's Verhör, wobei man ihn beschuldigte, zu Ferrara an Lästerungen Antheil genommen zu haben, die gegen den Papst ausgestoßen worden; allein da er zu einleuchtend die Unrichtigkeit dieser Verläumdung nachweisen konnte, so ließ man diese Beschuldigung den andern Tag fallen, und fragte ihn über seine Ansicht von der römisch-katholischen Lehre. Er verwies die Inquisitions-Richter einfach auf die augsburgische Confession, als das Glaubensbekenntniß, in dem er erzogen sey, und bei dem er bis dahin geblieben. Nun begannen die Bekehrungsversuche, zuerst durch das Collegium der Inquisitionsrichter, dann durch einige der Ordensbrüder, namentlich durch die Jesuiten, die ihn bald durch Versprechungen, bald durch Drohungen vom evangelischen Glauben abbringen wollten. Allein noch viel bedenklicher waren die Anfechtungen, die er, wenn er allein in seinem Gefängniß war, in seinem Innern zu bestehen hatte. Dazu kam dann noch die Ruhrkrankheit, die er in sehr heftigem Grade hatte, und Vergiftungsversuche, die an ihm gemacht wurden. Ohne Zweifel würde er diesen inneren und äußeren Leiden erlegen seyn, wenn nicht auf eine ganz außerordentliche Weise Hilfe gekommen wäre. Es trug sich nämlich zu, daß gerade um jene Zeit Dr. Anton Cuchius, Kanzler des päpstlichen Gesandten am kaiserlichen Hofe, auf einer Reise durch Sachsen von den Weglagerern des Wilhelm von Grumbach angefallen und beinahe getödtet wurde, und die Berichte, die er hierauf über Wien nach Rom sandte, gaben der Vermuthung Raum, man wolle in Deutschland an Cuchius und andern Italienern rächen, was dem Camerarius in Rom widerfahre. Um dieser Besorgniß zu begegnen, und sich nicht jeden ferneren Verkehr mit Deutschland vollends abzuschneiden, beschloß endlich die Inquisition die Freilassung des unschuldigen Gefangenen, der hierauf nach zweimonatlicher Haft freigelassen ward, aber auch auf der Rückreise noch die Nachstellungen der Jesuiten zu erfahren hatte, dennoch aber unter Gottes allmächtigem Schutze glücklich in seine Heimath zurückkam.

177. Diese Wunden sind ein Segen Gottes.

Der französische Admiral Caspar von Colligny (Collinjy) war den größern Theil seines Lebens hindurch eifrigst bemüht, seinen evangelischen Glaubensgenossen freie Religionsübung zu verschaffen. Er duldete für sie unzählige Gefahren und Mühseligkeiten, und opferte ihretwegen zuletzt sein Leben auf. Kurz vor der schauerlichen Bartholomäusnacht (den 24. August 1572, wo zu Paris auf Befehl des Königs Karl IX. Tausende von Protestanten ermordet wurden), wurden fünf Kugeln aus einem Fenster auf ihn geschossen, eine davon traf einen Finger seiner rechten Hand, die beiden andern giengen durch den Arm. Als der Wundarzt hierauf eine schmerzliche Operation mit ihm vornahm, rief der Admiral seinen wehmüthig theilnehmenden Freunden zu: „Warum weinet ihr, meine Freunde? Ich schätze mich selbst für glücklich, daß ich diese Wunden meines Gottes wegen an mir trage; diese Wunden sind ein Segen Gottes. Ich preise die Regierung meines Gottes, dem es gefallen hat, mich so zu ehren, und mich einigen Schmerz um der evangelischen Wahrheit willen leiden zu lassen.“

178. Das Gedächtniß des Gerechten bleibt im Segen.

Johann Baumann aus Prag mußte im Jahr 1626, da er eben mündig geworden war, zu Fuße aus seinem Vaterlande gehen, und ein ansehnliches Vermögen mit dem Rücken ansehen: denn er bekannte sich zur evangelischen Religion, und die Bekenner derselben wurden damals in Böhmen verfolgt. Er konnte nichts mitnehmen als seine Bibel und hundert Goldstücke, welche er in einem ledernen Gürtel verbarg, den er sich um den Leib band. Die erste Nacht legte er in der Herberge diesen Gurt ab, und vergaß ihn des Morgens darauf, als er weiter gieng. Er vermißte ihn erst, als er bereits wieder eine Tagreise zurückgelegt hatte. Unter vieler Furcht, von den Verfolgern er-

griffen zu werden, eilte er zur vorigen Herberge. Hier erkundigte er sich bei der Magd, ob sie nicht einen ledernen Gürtel gefunden, als sie des Morgens die Stube gereinigt, und bot ihr ein Geschenk an, wenn sie ihm denselben wieder verschaffen könnte, weil er eine besondere Liebe zu demselben habe. Die Magd antwortete, sie habe zwar einen solchen Gürtel gesehen, ihn aber nicht geachtet und also im Auskehricht gelassen. Auf sein Verlangen suchte sie ihn aus demselben hervor. Er gab ihr ein Geschenk, gieng mit Freuden weiter, und sah diese Begebenheit Zeitlebens als einen Beweis der besonderen Vorsehung Gottes an. Er hielt sich darauf einige Zeit im Gothaischen auf und kam endlich nach England. Daselbst wurde er Vorsteher der Freischule von Kingston. Er starb im Jahr 1668 und hinterließ eine Tochter, welche an einen Oelhändler in London verheirathet und die Mutter des gottesfürchtigen Predigers Doddridge wurde. Die Sorge der göttlichen Vorsehung über diesen Bekenner und seine Familie war merkwürdig; denn obgleich keiner seiner Nachkommen reich und mächtig ward, so fanden sie doch alle ihren hinlänglichen und anständigen Unterhalt. Doddridge namentlich hielt es für eine große Ehre, einen so treuen Bekenner der evangelischen Wahrheit zum Großvater gehabt zu haben.

179. Schwere Prüfung des kindlichen Gehorsams.

Julius, der dritte Sohn des Herzogs Heinrich des Jüngern von Braunschweig, jenes so unruhigen Kriegers und heftigen Eiferers für den katholischen Glauben, wagte es, sich öffentlich zur protestantischen Religion zu bekennen, wider welche sein Vater bereits zwanzig Jahre gearbeitet und gefochten, und welche ihm (dem Sohne) schon Freiheit, Ehre und Länder gekostet hatte. Der Vater warf den tödtlichsten Haß auf ihn, und Julius wagte in der That dabei sein Leben. Umgeben von lauter Feinden seines Glaubens, von den heftigsten Eiferern wider denselben beständig begleitet, mußte er jeden Augenblick befürch-

ten, getödtet zu werden. Sein Vater, seine Brüder, der Hof, ganz Wolfenbüttel haßte ihn. Man schmähte und verfluchte ihn als einen Abtrünnigen. Man versagte ihm die Bedürfnisse des Lebens, alle Bequemlichkeiten und alle Bedienung. Er durfte nicht öffentlich erscheinen, ja er bekam nicht einmal die gehörige Kleidung, und hätte oft bitteren Mangel leiden müssen, wenn nicht seine Prinzessinnen Schwestern ihn öfters im Verborgenen hätten speisen lassen. Nichtsdestoweniger blieb Julius unerschütterlich. Er gerieth in die äußerste Gefahr; denn man verfiel auf die entsetzlichsten Mittel, um ihn zu zwingen, seinem Glauben zu entsagen; man wollte ihn lebendig einmauern lassen, wozu, vorhandenen Nachrichten zufolge, das Gewölbe schon fertig war. Noch fand sich am Hofe zu Wolfenbüttel ein Redlicher, welcher dem Prinzen von der Gefahr, welche ihm bevorstand, Nachricht gab. Da dieses auf keine andere Weise geschehen konnte, so schrieb dieser rechtschaffene Menschenfreund in Gegenwart des Prinzen mit einer Feuerzange die Worte fuge! fuge! (fliehe! fliehe!) — in die Kohlen im Kamine. Der Prinz ergriff sogleich die Flucht und entkam der Gefahr seines Lebens. — Er fand eine sichere Zuflucht zu Küstrin bei dem Markgrafen von Brandenburg, Johann dem Weisen, seinem Schwager. — Sein Vater ließ sich durch nichts bewegen, ihm wieder Gnade zu ertheilen; vielmehr that er, als im Jahre 1555 seine beiden ältesten Prinzen, Karl und Philipp, in der Schlacht bei Sieversshausen blieben, alles Mögliche, ihn von der Regierung auszuschließen; allein umsonst, denn die Vorsehung wollte es anders. Als endlich dem Herzog alle Versuche mißlangen, und er dem Tode näher kam, ließ er sich doch bewegen, seinen Haß gegen den Prinzen zu mildern. Er schickte den Herrn v. Quizow an ihn, und ließ ihn nach Wolfenbüttel einladen. Der Prinz war zweifelhaft, was er thun sollte; endlich fragte er den Herrn v. Quizow, ob er ihn auf Eid und Treue versichern könne, daß die Einladung ohne Gefahr zu befolgen? Quizow gerieth in Bestürzung und

Verlegenheit, und konnte nichts weiter als seine Hoffnung bekräftigen. Julius entschloß sich dennoch zu folgen. „Wohlan," — sagte er, — „mein lieber v. Quizow, ich traue nicht allein euren, sondern meines Herrn Vaters Worten, und zuvörderst Gott im Himmel und meiner gerechten Sache. Ich will im Namen der heiligen Dreieinigkeit mit euch nach Wolfenbüttel ziehen, und meines Herrn Vaters Befehl als ein gehorsames Kind befolgen; es gehe mir darüber, wie es wolle. Mein Leben und Tod steht in den Händen Gottes; dieser kann meines Herrn Vaters Herz lenken. Aber bei Gott und Seinem reinen Evangelium will ich, trotz Teufel und der Welt, bis an mein Ende bleiben, und darauf leben und sterben." — In dieser Hoffnung gieng er nach Wolfenbüttel, und ward geneigt aufgenommen. Man hoffte ihn jetzt durch Güte zu gewinnen, allein umsonst; Julius blieb standhaft, und gelangte dessen ungeachtet, als sein Vater im Jahr 1568 starb, zur Regierung, die eben so glücklich als gesegnet war.

180. Glücklich, wer glauben kann.

Während eines Gebirgsmarsches in Schlesien gieng der König Friedrich II. von Preußen, ungeduldig über das langsame Fortrücken des Geschützes, durch einen Engpaß zu Fuße bergan. Mit ihm gieng der General Graf Schmettau, einer der frömmsten Heerführer in Friedrichs Armee. Der König wollte seinen Unmuth über den langsamen Marsch verscheuchen, und glaubte, daß ein mit dem General getriebener Scherz das wirksamste Mittel dazu seyn werde. Ohne alle weitere Einleitung fragte er den General: „Nun, wie ist's, Schmettau? Hat Er gute Nachrichten von seinem Beichtvater in Berlin?" — Schmettau antwortete ernst und trocken: „Ich weiß, wen Eure Majestät damit meint. Der Mann ist, wie man mir sagt, ein recht gelehrter und würdiger Geistlicher. Aber ich kenne ihn zufälligerweise gar nicht, und kann ihn also durchaus nicht meinen Beicht-

vater nennen.“ „Höre Er, Schmettau,“ — sagte Friedrich lachend — „wenn sein Beichtvater es merkt, daß Er ihn gegen mich verleugnet, da nehme Er sich in Acht.“ „Ich verleugne Niemand, Eure Majestät!“ Der König brach jetzt in einen Strom von Scherzreden und von zum Theil sehr harten und bittern Spöttereien aus. Schmettau konnte erst gar nicht zu Worte kommen. Jetzt schwieg der König einen Augenblick, und nun nahm der General ganz dreist und ruhig das Wort: „Eure Majestät sind viel witziger als ich, und auch weit gelehrter. Uberdieß sind Sie mein König; der geistige Kampf zwischen Ihnen und mir ist also in jeder Hinsicht ungleich. Aber dennoch können Sie mir meinen Glauben nicht nehmen. Und gelänge es Ihnen auch, je nun, so hätten Sie mir zwar unermeßlich geschadet, aber zugleich doch auch sich selbst nicht unbedeutend mit.“ Dem König fielen diese Worte auf. Er blieb stehen, wandte sich gegen Schmettau, und sagte mit Blitzen des Unwillens in den Augen: „Was soll das heißen, Monsieur Schmettau? Ich sollte mir schaden, wenn ich Ihm seinen Glauben nähme? Wie meint Er das?“ Mit unerschütterlicher, ruhiger Festigkeit erwiederte Schmettau: „Eure Majestät glauben jetzt einen guten Offizier an mir zu haben, und ich hoffe, Sie irren sich nicht. Könnten Sie mir aber meinen Glauben nehmen, dann hätten Sie ein erbärmliches Ding an mir — ein Rohr im Windsturm, darauf nicht der mindeste Verlaß wäre, weder bei Berathschlagungen noch in der Schlacht.“ Friedrich antwortete mit keiner Sylbe; im stillen Nachdenken gieng er ernst einige Minuten weiter, dann stand er still und fragte mit freundlicher Miene: „Sage Er mir doch, Schmettau, was ist denn eigentlich sein Glaube?“ — „Ich glaube an die göttliche Erlösung von allen meinen begangenen Sünden“ — sagte Schmettau freudig. — „Ich glaube an eine göttliche Vorsehung, die jedes Haar auf meinem Haupte zählt, und an ein ewiges, seliges und herrliches Leben nach dem Tode!“ Und das glaubt Er wirklich? — So recht

mit voller Zuversicht? — „Ja, wahrhaftig, Eure Majestät.“ Da faßte der König bewegt Schmettau's Hand, drückte sie und sagte: „Schmettau, Er ist ein glücklicher Mensch!“ — Dann gieng er nachdenkend weiter, und nie seit jener Stunde hat er Schmettau's religiöse Ansichten wieder zum Gegenstande eines Scherzes gemacht.

181. Schweigen und Zeugen.

John Antes, Missionar der Brüderkirche, wurde 1769 nach Aegypten gesandt, um zu versuchen, mit Gottes Hülfe die in der Erkenntniß der Wahrheit erkalteten Christen daselbst zu einem christlichen Leben zurückzuführen. Als er auf der Insel Cypern ankam, hörte er, daß große Unruhen in Aegypten ausgebrochen seyen, und Niemand wage, dahin zu reisen. Er mußte sich darein fügen, hier eine Zeitlang auf eine günstige Wendung dieser Unruhen zu warten. Der englische Consul daselbst nahm ihn in sein Haus und an seinen Tisch auf. Während des Essens wurden öfters von den mancherlei Gästen sehr unerbauliche Reden geführt; Antes nahm aber nie an denselben Theil, sondern schwieg. Endlich fiel dieses Schweigen auf, und man fragte ihn, ob er denn eine solche Unterhaltung für sündlich halte, welche doch gar nicht sündlich seyn könnte. „Ein Mensch,“ erwiederte Antes, „der erkannt hat, wie viel Sünde in seinem Herzen wohnet, und deßhalb täglich um ihre Vergebung, wie um die Erlösung aus ihren Banden durch das Blut Christi beten muß, kann mit der Sünde nicht mehr scherzen. Schon der Gedanke an das, was Christus gethan und gelitten hat, um uns von der Herrschaft der Sünde zu befreien, muß in ihm einen tiefen Abscheu gegen die Sünde erwecken!“ — „Wer kann so rein seyn!“ riefen die Anwesenden aus? Antes antwortete: „Ein Jedes unter uns kann von dem Joche der Sünde frei werden, wenn es sehnlich wünscht, und darum bittet, durch das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes von seinen Sünden rein gewaschen zu werden!“ — Diese Antwort machte auf einen

Gast, der bei den sündlichen Reden den Ton angab, einen solchen Eindruck, daß er später an Antes nach Aegypten schrieb, und denselben um Rath über den Zustand seines Herzens bat. Von da an blieben Beide bis zu dem Tode des Gastes, welcher nicht lange nachher erfolgte, in Briefwechsel mit einander.

182. Die fünfzigjährige Erfahrung.

Der Liederdichter Professor Gellert, ein sehr warmer Verehrer des Christenthums, legte einst vor seinen Zuhörern folgendes rührende Geständniß öffentlich ab: »Ich habe fünfzig Jahre gelebt und mannichfaltige Freuden des Lebens genossen. Keine sind dauerhafter und reiner gewesen, als die mein Herz, von den sanften Fesseln der Religion eingeschränkt, nach ihrem Rathe gesucht und genossen hat; dieses bezeuge ich auf mein Gewissen. Ich habe fünfzig Jahre gelebt und mannichfaltige Mühseligkeiten des Lebens erduldet, und nirgends mehr Licht in Finsternissen, mehr Stärke, mehr Trost und Muth in den Leiden gefunden als bei der Quelle der Religion; dieses bezeuge ich auf mein Gewissen. Ich habe fünfzig Jahre gelebt, und bin mehr als einmal an den Pforten des Todes gewesen, und habe es erfahren, daß, ohne Ausnahme, nichts als die göttliche Kraft der Religion die Schrecken des Todes besiegen hilft, daß nichts als der heilige Glaube an unsern Heiland und Erlöser den bangen Geist bei dem entscheidenden Schritte in die Ewigkeit stärken, und das Gewissen, das uns anklagt, stillen kann; dieses bezeuge ich als vor Gott.«

183. Der feste Grund des Glaubens.

Als der Domher Bernhard Pez einen ehemaligen Benediktiner, den berühmten Gelehrten La Croze zu Berlin ermahnte, in den Schoos der katholischen Kirche, die er verlassen hatte, wieder zurückzukehren, schrieb dieser zurück: »Es steht nicht mehr in meiner Gewalt, denjenigen Ein-

sichten zu entsagen, die ich mir mit so vieler Mühe verschafft, und die ich mir von Gott so inbrünstig erbeten habe. Ich habe mich schon über 30 Jahre beständig und allein auf die Religion Christi gelegt, die Schriften der alten Väter gelesen, und mit den Kirchenversammlungen und Kirchengeschichten der ersten Jahrhunderte mich bekannt gemacht. Ich glaube auch, daß ich Wahrheiten gefunden habe, welche bisher wenig bekannt gewesen. Wollte Gott, daß ich alle diese Einsichten zur Beförderung Seiner Ehre und zum ewigen Heil meiner Seele anwenden möge.“ — In diesen Gesinnungen beharrte La Croze bis an sein Ende. Beständig lag der hebräische Psalter, das griechische Neue Testament und der lateinische Kempis auf seinem Tische, und er bekannte, je mehr er in der Bibel lese, desto höher lerne er das Glück schätzen, zum reformirten Glaubensbekenntnisse gekommen zu seyn. Mildthätigkeit gegen die Armen und Geduld unter schmerzhaften Körperleiden bewährten die Aechtheit seines Glaubens. Nachdem er sich kaum vorher den 51. und 77. Psalm hatte vorlesen lassen, verschied er den 21. Mai 1739 in einem Alter von 77 Jahren.

184. Die unermüdete Fürbitte.

Die Gemahlin des churſächsischen Gesandten am österreichischen Hofe, Henriette Catharine Freifrau von Gersdorf, gehörte unter die Edeln, welche ihre Gaben und ihren Einfluß ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit zum Besten unterdrückter Glaubensgenossen verwenden. Als Joseph zum römischen Könige gekrönt wurde, benützte sie die Gelegenheit, um Fürbitte für die 1500 Kinder aus Salzburg und Tyrol einzulegen, denen man ihre protestantischen Eltern weggenommen hatte, um sie im katholischen Glauben zu erziehen. Ein anderes Mal, da sie Gelegenheit fand, mit der Kaiserin Eleonore etliche Stunden zu sprechen, wußte sie nichts Angelegentlicheres vorzubringen, als eine unterthänigste Fürbitte für die bedrängte Teferecker Gemeinde

im Salzburgischen einzulegen. Später wiederholte sie diese Fürbitte in einem lieblichen lateinischen Gedichte, das sie dem Kaiser Leopold überreichte. Er antwortete ihr mit vieler Artigkeit in lateinischer Sprache und gestattete ihr, eine kaiserliche Gnade sich auszubitten; allein auch jetzt bat sie um Nichts als um Gnade für ihre Glaubensgenossen, und erlangte wirklich nach einigen Schwierigkeiten, daß die Kinder wieder auf freien Fuß gestellt und ihren Eltern zurückgegeben wurden.

185. Der beschämte Gotteslängner.

Der Astronom Athanasius Kirchner hatte einen Freund, der das Daseyn Gottes läugnete und sich durch nichts über seine Verblendung belehren lassen wollte. Einst besuchte ihn derselbe wieder, aber Kirchner ließ sich in seinen Arbeiten nicht stören. Dadurch sah sich Jener genöthigt, in dessen Stube sich umzusehen. Hier bemerkte er in einer Ecke versteckt einen sehr schönen Himmelsglobus, den Kirchner absichtlich dahin gestellt hatte. Mit Vergnügen betrachtete er ihn, und fragte schnell, wem derselbe gehöre, und wer ihn gemacht habe? Kirchner antwortete, er gehöre nicht sein, und es habe ihn auch Niemand gemacht, er müsse von ungefähr dahin gekommen seyn. „Das ist ja lächerlich!“ — rief der Freund mit Unwillen, und wurde böse auf Kirchner, weil er ihm so etwas Thörichtes weiß machen wollte. „Sie wollen nicht glauben,“ erwiederte Kirchner, „daß dieser kleine und schlechte Körper von sich selbst entstanden sey? Wie können Sie meinen, daß das viel größere, herrliche Original von sich selbst, durch Zufall so geworden sey, wie wir es jetzt sehen und bewundern?“ Da konnte sein Freund nichts mehr entgegnen, er war von seiner Thorheit überzeugt, und bemühte sich, durch fortgesetztes Forschen die rechte Erkenntniß Gottes zu erlangen.



186. Die Kraft der Auferstehung Christi.

Der berühmte englische Ritter Georg Littleton läugnete, daß Jesus Christus Gottes Sohn sey und sich der Sünder erbarmen könne. Aber er verachtete nicht bloß selbst Christum, sondern bemühte sich auch, Andere zu überzeugen, daß man Christum verwerfen müsse, und da er überzeugt war, daß, so lange die Geschichte von der Auferstehung Christi noch nicht gründlich widerlegt wäre, Niemand die Glaubwürdigkeit der übrigen evangelischen Begebenheiten umstoßen könne, so machte er sich mit allem Eifer daran, die Schriften derer zu widerlegen, welche die Glaubwürdigkeit der Auferstehungs-Geschichte vertheidigt hatten. Aber mitten in dieser Arbeit ergriff ihn die Kraft der göttlichen Wahrheit. Er ließ sich von ihr besiegen, und stand nicht nur von seinem Unternehmen ab, sondern bekannte auch laut vor aller Welt, daß er an Jesum Christum den Gekreuzigten glaube. Aus dem verfolgenden Saulus wurde jetzt ein eifriger Paulus. Gerne diente er dem Evangelium mit erbaulichen Schriften, und die Aehnlichkeit seiner Bekehrung mit der des Apostels veranlaßte ihn, gerade aus Paulus Geschichte einen neuen kräftigen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums zu entnehmen.

187. Ich kann Christum nicht abschwören.

Abdallah und Sabat, zwei Muhamedaner, die in Arabien, ihrem Vaterlande, sehr angesehen waren, bekehrten sich zu Anfang dieses Jahrhunderts zum christlichen Glauben. Beide, durch das innigste Freundschaftsband verbunden, stammten von vornehmen arabischen Familien her, und beschloßen mit einander zu reisen, um fremde Länder zu besuchen. Beide waren eifrige Muhamedaner. Sabat war ein Sohn Ibrahim Sabat's von Beni-Sabats Familie, deren Stammbaum bis zu Muhamed hinauf reichte. Sie verrichteten ihre Andacht an Muhameds Grabe zu Mekka, verließen hierauf Arabien, durchreisten Persien, und kamen

endlich nach Cabul (in Ost-Indien). Abdallah wurde durch ein bürgerliches Amt hier fest gehalten, das ihm Zemann Schah, König von Cabul, übertrug; Sabat aber setzte seinen Weg durch die Tatarei fort. Abdallah fand bei einem Christen aus Armenien eine arabische Bibel, las dieselbe und bekehrte sich zum christlichen Glauben. In den türkischen Staaten droht jedem Muhamedaner, der zur christlichen Religion übergeht, die Todesstrafe. Abdallah suchte vorerst seine Bekehrung geheim zu halten, fühlte jedoch bald, daß seine Mühe vergebens sey, und beschloß, in der Nähe des kaspischen Meeres eine christliche Kirche aufzusuchen. Verkleidet wich er aus Cabul, und hatte schon die große Stadt Bochara in der Tatarei glücklich erreicht, als er auf der Straße seinem Freunde Sabat begegnete und plötzlich erkannt wurde. Dieser hatte von seiner Bekehrung und Flucht reden hören, und deßwegen den heftigsten Abscheu gegen ihn gefaßt. Abdallah, die ihm drohende Gefahr nicht ahnend, warf sich seinem Freunde zu Füßen, gestand, daß er ein Christ sey, und beschwur ihn bei ihrem alten Freundschaftsbunde: „Mein Leben“ — sagte er — „ist in deiner Hand! O Bruder laß mich fliehen!“ Aber Sabat fühlte kein Mitleiden, ließ ihn durch seine Diener flugs ergreifen, und lieferte den Unglücklichen dem Murad Schah, König von Bochara, aus. Er wurde zum Tode verurtheilt. Ein Herold verkündete in der ganzen Stadt den Augenblick seiner Hinrichtung. Die Vornehmen von Bochara begaben sich, von einer unzähligen Volksmenge begleitet, zum Richtplatze. Sabat befand sich in der Nähe von Abdallah. Man versprach ihm das Leben, wenn er Christo entsagen wollte. Der Scharfrichter stand mit dem Schwerte neben ihm. „Nein!“ — rief er — „ich kann Christum nicht abschwören.“ Man hieb ihm die linke Hand ab. Er blieb fest. Ein Arzt erbot sich auf die Frage des Königes, die Wunde zu heilen, wenn Abdallah bereue. Er gab keine Antwort, blickte aber mit nassem Auge zuerst himmelan und dann auf Sabat. Die Rechte

ward ihm jetzt abgehauen. Er wankte nicht. Und als er sein Haupt neigte, um den tödtlichen Streich zu empfangen, schien ganz Bochara verwundert zu fragen: ist's möglich? Umsonst hatte Sabat sich geschmeichelt, sein Freund würde nicht auf seinem Sinne beharren, wenn man ihm die Freiheit anböte. Doch nun, als er ihn todt da liegen sah, wurde er von Verzweiflung ergriffen. Er reiste von Stadt zu Stadt und suchte Ruhe. Vergebens! Endlich kam er im Jahr 1805 nach Madras. Bald nach seiner Ankunft daselbst wählte die englische Regierung ihn zum Mufti, d. h. zum obersten Ausleger des muhamedanischen Gesetzes. Der Umfang seiner Kenntnisse und seine Geburt eigneten ihn vor Allen zu diesem Posten. Aber die Zeit seiner Bekehrung nahte. Während seines Aufenthaltes zu Nesagapatam fiel ihm ein Exemplar des arabischen neuen Testaments in die Hände. Er las, und las mit großer Aufmerksamkeit. Der Koran lag vor seinen Augen. Er verglich, und endlich ergoß die Wahrheit des Wortes Gottes (nach seinem eigenen Ausdrucke) sich wie ein Lichtstrom über seine Seele. Bald darauf gieng er nach Madras zurück, um sich dort taufen zu lassen. Er legte sein Glaubensbekenntniß ab, und wurde sodann in der englischen Kirche, unter dem Namen Nathanael, im 27sten Jahre seines Lebens vom Dr. Keer getauft. Er nahm nun einen Ruf nach Bengalen an, wo er die Uebersetzung der heiligen Schrift in's Persische besorgte, zu welcher Unternehmung sich bisher kein hinlänglich geschickter Mann gefunden hatte. Als Sabats Eltern erfuhren, daß ihr Sohn, nach Abdallahs Beispiele, Christ geworden sey, sandten sie einen ihrer andern Söhne nach Indien, um ihn, der nun in ihren Augen ein Ungläubiger war, zu ermorden. Jener schleicht im Gewande eines Bettlers sich in Sabats Haus zu Nesagapatam ein, tritt ihm mit einem Dolche unter'm Mantel näher, stürzt über seinen Bruder her und verwundet ihn. Sabat ergreift den Meuchelmörder beim Arme. Seine Diener springen ihm zu Hilfe. Er sieht ihn genauer an und erkennt — ach!

seinen Bruder. Ohne Sabats Fürbitte wäre der Hinterlistige als ein Opfer der Gerechtigkeit gefallen, aber dieser handelte als Christ an ihm und schickte ihn mit Empfehlungsbriefen und Geschenken nach Arabien zurück.

188. Was ist Wahrheit?

Der unlängst verstorbene Friedrich Rochlitz erzählt in einem Anhange zu seiner „Erklärung des Evangeliums Matthäus" folgende interessante Anekdote von Kaiser Napoleon und dem Dichter Wieland. Als im Oktober 1808 zu Weimar die meisten der damaligen Weltmonarchen versammelt waren, hielt es Napoleon für angemessen, den greisen Wieland als einen der geistreichsten Männer der deutschen Nation auf alle irgend thunliche Weise auszuzeichnen. Die auffallendste dieser Auszeichnungen fand auf einem Balle statt, welchen der Großherzog dem Kaiser und den andern Monarchen gab, und wozu auch Wieland eingeladen wurde. Er nahm ihn bei Seite und unterhielt sich mit ihm fast eine halbe Stunde ganz allein, und diese Unterhaltung bezog sich zunächst auf die Wahrheit der Prophezeihungen überhaupt, und sodann der christlichen insbesondere, indem Napoleon mit seiner Höflichkeit daran angeknüpft hatte, daß Wieland eben in dem Augenblick, da Napoleon aller Welt unbewußt, aus Egypten zurücksegelte, in einer öffentlichen Schrift gesagt hatte, er sey der Einzige, der Frankreich retten könne. Wieland vertheidigte gegen den Kaiser die Wahrheit der Weissagungen mit Stellen klassischer Schriftsteller; als Jener aber ironisch dazu lächelte, und mit der Dose spielend nichts als Hè, hè bien? erwiederte, so wurde Wieland immer wärmer, und berief sich endlich auf die Weissagungen Christi und seiner Apostel; da warf Napoleon, ohne die übrige Körperhaltung zu verrücken, rasch den Kopf halb herum, und sah so dem Alten scharf in's Antlitz, als wollte er irgend einen Zug des mitspottenden Beifalls erlauern. Aber er täuschte sich. Wieland hielt den haftenden stechenden Blick vollkommen

ruhig aus und schwieg. Napoleon schwieg auch ein Weilchen und auch die Dose ruhte. Dann mit einmal die rechte Hand und in ihr die Dose gegen Wieland kehrend, fragte der Kaiser: „Also Sie sind Katholik?“ „Ich bin ein Christ protestantischer Confession,“ — erwiederte Wieland gelassen. Gut! sagte Jener gleichfalls gelassen, und verlangte, er möchte weiter reden. Wieland that es, Napoleon unterbrach ihn bei keinem Wort, es zeigte sich auch in seinem Gesichte nicht die geringste Bewegung, außer daß einigemal nur einen Augenblick, wie ein kleines fernes Wetterleuchten, etwas von jenem Ironischen über seine Lippen und durch seine Augen flog. So geschah es, daß der Greis ruhig und langsam sprechend, und wohlbedächtlich Alles wo möglich mit den eigenen, einfach edlen Worten der Apostel anführend, von den sogar der Zeit nach so ganz bestimmten Vorhersagungen Jesu Christi von Seinem Tode, sogar von der Art Seines Todes, redete. Da gieng auf einmal das Spiel mit der Dose wieder an, und Napoleon wandte sich schnell mit dem ganzen Körper gegen Wieland, faßte ihn beim Rockknopfe, als wollte er ihn näher ziehen, und sagte dann mit schnellen, aber nur halblauten Worten ihm in's Gesicht hin: „Genug! genug! diese Herren (die Apostel) waren gescheidte Juden. Sie wußten, was sie wollten, und kannten ihre Leute.“ Dann wurde er sogleich freundlich, lächelte und fuhr leiser fort: „Und kurz und gut, daß Sie's nur wissen: Ich glaube gar nicht, daß jemals ein Herr Christus gelebt hat!“. Darauf erwiederte aber Wieland fest und entschieden: „Sire, so glaube ich und wenigstens mit gleichem Rechte in einem Jahre nicht mehr, daß jemals ein Napoleon gelebt hat!“ — Nun rief der Kaiser munter und auflachend: „Gut, recht gut!“ und wandte dann das Gespräch auf Wielands Oberon.

189. Wer nicht glaubt, wird verdammt werden.

Vor mehreren Jahren war in Braunfels ein Bremer Prediger zum Besuche, den der dortige Fürst, welcher den geistlichen Stand liebte und achtete, zur Tafel laden ließ, wo viel Interessantes über wichtige religiöse und kirchliche Gegenstände, die der Fürst selbst zur Sprache brachte, geredet ward. Unter den Gästen befand sich auch ein Bruder des Fürsten, General in hessischen Diensten, der gegen das Ende der Tafel einer Streitigkeit erwähnte, die damals zwischen Churhessen und Bremen stattfand, worüber sich folgendes Gespräch entspann, das scherzhaft anfieng, aber bald in großen Ernst übergieng:

Der General: Ich wollte, der Churfürst ließe mich mit ein paar tausend Mann gegen Bremen ziehen, ich wollte die Stadt bald erobern.

Der Pastor: Sie sehen das so leicht an, es würde Ihnen aber gewiß sehr schwer werden.

G. Schwer?! Wer wollte es denn wehren? Meinen Sie etwa, Ihre 400 Soldaten?

P. Daran denke ich nicht.

G. Oder verlassen Sie sich auf die Engländer?

P. Bewahre; denn es steht geschrieben: „Verflucht ist, wer Fleisch für seinen Arm hält.“

G. Nun, wer sollte mir's denn wehren?

P. Bremen hat viele fromme Bürger, die für ihre Stadt beten, kämpfen und sterben können.

G. Ja, wenn Sie es so meinen, — aber können Sie es sich denn denken, daß Gott, der einmal Alles weislich geordnet und bestimmt hat, sich nach den Gebeten der Menschen richtet?

P. Das denke ich nicht nur, ich weiß es ganz gewiß; denn Er selbst hat in Seinem Wort gesagt: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen.“

Der General: Es ist aber doch nicht Alles wahr, was in der Bibel steht.

Der Pastor: Alles oder Nichts!

G. Wie meinen Sie das?

P. Wenn die Bibel ein menschliches Machwerk ist, dann haben wir das Recht, Alles, was sie sagt, zu bezweifeln und zu verwerfen; ist sie aber Gottes Wort, dann können wir nicht nach Willkür das Eine annehmen und das Andere verwerfen, sondern müssen zu Allem Ja und Amen! sagen.

G. Es steht aber doch Vieles in der Bibel, welches wider die Vernunft ist?

P. Das haben Viele gesagt, aber noch Keiner hat's beweisen können. Dagegen ist der Beweis leicht zu führen, daß keine Schriftlehre wider die Vernunft, daß aber alle Lehren der heiligen Schrift wider das böse stolze Herz und wider die Begierden und Leidenschaften sind, die darin wohnen. Die Schrift ist nicht wider die Vernunft, sie ist wider die Sünde, daher ist der Glaube nicht Jedermanns Ding.

G. Nun, es ist nur gut, daß es mehrere Wege in den Himmel gibt.

P. Es gibt nur einen einzigen.

G. Und wie heißt der?

P. Glaube an den Herrn Jesus, so wirst du und dein Haus selig; Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, Niemand kommt zum Vater denn durch Ihn.

G. Wer also an den Herrn Jesus nicht glaubt, der ist verloren?

P. Wie könnte es anders seyn? Wir sind Alle im Elend der Sünde und des Todes befangen und könnten uns selbst nicht helfen, wer seinen einzigen Heiland und Helfer von sich stößt, der bricht über sich selbst den Stab.

G. Dann sind also alle die Millionen armer Heiden ewig verloren?

P. Gewiß nicht, ihr Unglück kann sie nicht verdammen,

denn es steht geschrieben: »Wie sollen sie glauben, von dem sie nicht gehört haben?« Anders aber ist es mit denen, welchen das theure Evangelium Gottes verkündigt, und das Höchste, was Gottes Liebe den Menschen bereitet hat, angeboten ist, und die unter dem nichtigen Vorwand: ich kann's nicht glauben — sich der Buße entziehen, die Gott geboten hat allen Menschen.

Der General war heftig geworden, sprang auf, gieng auf den Prediger zu, und rief: »Wenn ich nun nicht glaube, werde ich auch verdammt?« Der Prediger antwortete ruhig, aber fest: »Allerdings, denn es steht geschrieben: »»Wer nicht glaubt, der wird verdammt werden.«« Das hat der Richter der Lebendigen und Todten gesagt, vor dem nicht gilt das Ansehen der Person.«

Der General gieng ohne Erwiederung auf seinen Sitz zurück, und es entstand eine ziemliche Pause, die endlich der Fürst von Solms-Braunfels mit folgenden Worten unterbrach: »Ja, ja, der Herr Pfarrer hat Recht; der macht es wie mein Herr Pfarrer (Herrmann) Müller, gegen den sagt' ich auch einmal so etwas, aber der gieng mir auf den Leib.«

190. Das Bekenntniß eines Juristen.

Der berühmte Rechtsgelehrte Pütter zu Göttingen sagte, als er in einer Vorlesung über Kirchenrecht den Begriff der christlichen Religion anzugeben hatte: »Meine Herren! Ich rede von einer Sache, die Jedem unter uns wichtig seyn muß. Was ich hier öffentlich als Wahrheit bekenne, das bekenne ich deßwegen als solche, weil Jesus Christus sie gelehret, wie sie in diesem Buche steht!« Hier hob er eine Bibel in die Höhe. »Ich habe keinen Beruf, dieß zu verkündigen, aber ich muß es zur Ehre der Wahrheit bezeugen, daß in den 40 Jahren, in welchen ich das Bibelstudium zu meinem täglichen Geschäfte mache, weder Ehre noch Reichthum, noch irgend ein Gut der eiteln Welt die Seligkeit mir verschaffte, die das einzige aller

Bücher, die Bibel, mir gewährte. Jedem, der mich hören will, möchte ich vorlesen, was Apostelgeschichte 26, 24. 25. von dem größten Helden des Christenthums erzählt wird.«

191. Der gewissenhafte Fabrikant.

Georg III. fragte einst einen Manufakturisten Namens Barr zu London: wie kommt es, daß Sie nicht Rathsherr geworden sind? »Weil ich,« entgegnete derselbe, »in einigen Glaubenssätzen von der bischöflichen Kirche abweiche, zu den Dissenters gehöre, und folglich nicht mit gutem Gewissen den Eid schwören kann, daß ich das heilige Abendmahl nach der Art, welche die bischöfliche Kirche für die einzig richtige hält, ich aber nicht für die richtige halte, genießen wolle.« — »Das ist brav, das ist sehr brav!« rief Georg, »ich sehe es sehr gerne, wenn man in allen Dingen, besonders in den heiligsten, gewissenhaft ist.« »Ich liebe nun den Barr noch inniger,« sagte der König nachmals öfter zu der Königin und den Prinzessinnen, »und wünsche, daß Jedermann so gewissenhaft wäre wie der ehrliche Barr.«

192. Das Bekenntniß Christi im Parlament.

Der als Sachwalter der brittischen Freiheit so berühmt gewordene Rechtsgelehrte Lord Thomas Erskine legte in einer vor mehreren Jahren im Parlamente (der englischen Ständeversammlung) zu London gehaltenen Rede ein sehr schönes Bekenntniß von Christus und dem hohen Werthe des Christenthums ab. Unter Anderem sprach er folgende merkwürdige Worte: »Ich bekenne es frei, ich bin dem Christenthum eifrig ergeben, nicht durch Vorurtheil der Erziehung, ob mich gleich die besten Eltern religiös erzogen, sondern durch Nachdenken und Einsicht, die ich in reiferen Jahren erlangt habe. Dieser christliche Glaube ist der große Trost meines Lebens; ohne ihn würde ich die lange Dauer meiner Gesundheit und meines Glückes vielleicht zu

ausgedehnt und ununterbrochen finden, als daß sie irgend einem Sterblichen zuträglich seyn könnte; ich würde vielmehr eben dieses Glück als Staub ansehen, den der Wind umhertreibt, würde es eher für eine Falle halten als für Segnung. Und eben so ist der religiöse und moralische Sinn des Volkes in Großbritanien der große Anker, welcher allein das Staatsschiff halten kann mitten in den Stürmen, welche die Welt bewegen.“

193. Ich glaube an den dreieinigen Gott.

Der Garnisonsprediger Moser zu Stuttgart (geb. 1752 gest. 1822) wurde einmal an das Sterbebette eines Obersten gerufen, der in seinem Leben wenig an Gott und Ewigkeit gedacht hatte. Moser predigte dem Kranken Buße und Glauben an den Herrn Jesum. Der Kranke aber entgegnete, daß die Pfarrer selbst nicht mehr an das glauben, was sie Andern predigen. Da hielt Moser plötzlich ein, sammelte sich, und sprach dann mit seiner starken festen Stimme und aufgehobenen Händen: „So wahr Gott der Lebendige lebt: Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde. Und an Jesum Christum ꝛc.“; kurz er betete das apostolische Glaubensbekenntniß mit der innigsten Andacht. Der alte Oberst wurde erschüttert und ergriffen. Mosers Worte fanden nun bei dem Kranken ein aufmerksames Ohr und ein geneigtes Herz. Er starb im freudigen Glauben an das Erbarmen Dessen, welcher nicht will den Tod des Sünders, sondern daß dieser sich bekehre und lebe.

194. Ob Tausend fallen zu deiner Rechten, wird es doch dich nicht treffen.

Vor einiger Zeit brach in einem Theile der östlich vom südlichen Afrika gelegenen Insel Madagascar eine Empörung aus, und das königliche Heer erhielt Befehl, zur Dämpfung des Aufruhrs auszumarschiren. Um sich aber für das Unternehmen den Erfolg zu sichern, sollten die

Truppen den Segen des großen Götzen empfangen, welchen diese größtentheils noch heidnische Insel verehrt; zu dem Ende mußten sie das Bild des Götzen an sich vorübertragen und sich selbst mit Wasser besprengen lassen, in welches das Götzenbild getaucht gewesen war. Unter den zum Ausmarsch befehligten Soldaten waren 300, welche den Götzendienst verlassen und sich zum Christenthum bekannt hatten. Sobald diese hörten, welche Feierlichkeit vorgenommen werden sollte, waren sie in Verlegenheit darüber, was sie dabei anfangen sollten. Ihr Anführer lud sie auf den Abend zusammen, um mit ihnen über das Ergreifen zweckmäßiger Maßregeln zu verhandeln. Bei ihrer Berathschlagung fanden sie bald, daß man sie des Einverständnisses mit den Empörern beschuldigen würde, wenn sie sich der götzendienstlichen Handlung entzögen. Einige von ihnen bemerkten dazu, sie seyen arme, schwache Menschen, und hofften die Vergebung Gottes dafür, wenn sie am Götzendienste Theil nehmen. Andere führten an, daß sie verheirathet seyen, und daß sie durch Verweigerung der für den Götzen verlangten Huldigung sich das Todesurtheil zuziehen und dadurch ihre Weiber zu Wittwen und ihre Kinder zu Waisen machen würden. Während fast Alle so hin und her schwankten, zog der Anführer sein Neues Testament aus der Tasche, schlug es auf und las: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn Mich, der ist Mein nicht werth. Und wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt, und folget Mir nach, der ist Mein nicht werth.“ Dann knieete er nieder und alle seine Genossen mit ihm, und sie erhoben ihre Stimme zum Flehen, daß der Herr sie stärken wolle in der Stunde der Versuchung. Dann aber gelobten sie einander, in ihrem Entschluß festzustehen. Einer von den Dreihunderten ward zum Verräther, gieng hin zum Oberbefehlshaber, und machte demselben die Anzeige, daß die 300 Gläubigen, so wurden sie im Heere genannt, sich entschlossen hätten, dem Landesgötzen nicht mehr zu huldigen. Sogleich ward der Anführer vorgefordert, doch dieser gieng

mit dem festen Entschlusse, lieber zu sterben als seinen Herrn zu verläugnen. Vom Oberbefehlshaber über die Gesinnung der Seinigen befragt, bekannte er frei und offen, was sie zu thun gesonnen seyen. Er bekam zum Bescheid den Befehl: die 300 sollten dem Götzendienste nicht beiwohnen, dafür aber der Rache des Götzen preisgegeben werden. Auf solchen Befehl ward's den Getreuen nun leicht um's Herz; der Drohung achteten sie nicht. Was die Menschen, welche in ihnen den wahren Gott haßten, dazu thun konnten, um ihre Drohung auszuführen, richteten sie treulich aus. Als man dem Feinde in's Angesicht kam, sah man ihn in einer fast uneinnehmbaren Stellung stehen. Die Königlichen mußten durch ein enges Thal zwischen zwei hohen Felsen dringen. Sogleich gab der Oberbefehlshaber den Dreihunderten den Befehl, voranzutreten und die Gefahr des Weges vor den Uebrigen zu bestehen. Unerschrocken rückten sie dem scheinbar sichern Tode entgegen und hielten tapfer an der Stelle Stand, die ihnen zum Kampfe angewiesen war; doch es war wunderbar: — als bei Untergang der Sonne der Rückzug angeordnet werden mußte, fehlte von ihnen auch nicht Einer, obwohl ihre heidnischen Kameraden großen Verlust erlitten hatten. Eine unsichtbare Hand hatte die feindlichen Geschosse von ihnen abgewendet. — „Ob Tausend fallen zu deiner Seite und 10,000 zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen.“ — Die Kameraden fragten voll Verwunderung nach den ihnen unbekannten Zaubermitteln, durch welche sie sich zu erhalten gewußt hätten; sie hatten sie nämlich öfters Papiere lesen sehen, und hielten diese für ihre Zaubermittel. Da griffen die Geretteten in ihre Taschen, und zeigten die Papiere, es waren ihre neuen Testamente; „aber —“ setzten sie hinzu — „nicht diese haben uns bewahrt. Der uns bewahret hat, das ist unser Gott, der einzige, wahre Gott.“ Diese kurze Predigt schlug bei Manchen an, und es kamen fast 100 Gläubige von dem Zuge mehr zurück, als darauf ausgegangen waren.

195. Lieber Entbehrung als Glaubenszwang.

Nach der polnischen Revolution waren viele Güter in Polen an russische Generale als Gnadengeschenk des Kaisers verliehen worden mit der Bedingung, daß ihre Kinder in der griechischen Kirche erzogen werden müßten. Diese Gnade wurde auch dem evangelischen General Manderstierna angeboten; allein wiewohl er wenig bemittelt war, wollte er doch seine Söhne nicht auf Kosten ihres Glaubens bereichern, und schlug das kaiserliche Gnadengeschenk aus, ungeachtet ihn Einige darauf aufmerksam machten, er könne dadurch den Kaiser höchlich beleidigen. Allein er erklärte, er vertraue hinsichtlich seiner Kinder auf Gott, und fürchte nicht, daß der Kaiser ihn wegen der Standhaftigkeit seines Glaubens ungünstig ansehen werde. Und siehe da! Sein Glaube ist nicht zu Schanden geworden! Der Kaiser, weit entfernt, die Ablehnung ungünstig aufzunehmen, ertheilte in der letzten Zeit 5—6 Personen ähnliche Schenkungen, ohne jene bedenkliche Bedingung daran zu knüpfen, und unter den auf diese Art Beschenkten ist auch Manderstierna.

196. Edle Fürstenrede.

Bei der am 7. Novbr. 1836 stattgefundenen Eröffnung eines Landtags sprach der Herzog von Sachsen-Altenburg unter andern folgende schöne Worte: „Durch vielfaches Nachdenken bin ich mit Gottes Hilfe zu der Ueberzeugung gelangt, daß in unserer irdischen Existenz kein Heil und kein Glück, kein Trost und kein Friede erlangt werden kann, sobald Geist und Herz nicht mit den Reichthümern, welche uns die christliche Religion darbietet, erzogen und fortwährend genährt werden. Deßhalb ist es mir auch fortgesetztes Augenmerk geworden, die Kirchen- und Schulstellen mit Männern zu besetzen, von denen ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß sie ihrem Berufe

treu sind, und von dem gewissenhaften Eifer sich belebt fühlen, jenen frommen Sinn in den Herzen meiner Unterthanen zu wecken, der unentbehrlich ist und es bleiben wird, wenn die Wohlfahrt eines Staates befördert werden und bestehen soll. — Ich sehe es für das größte Glück an, Familienvater zu seyn, und möchte es auch im weitern Begriffe für die Tausende seyn können, die Gottes Gnade mir anvertraute, um so unter ihnen zu wirken, wie die Aussicht auf die kommende Rechenschaft vor Gott es erheischt u. s. w.« — Wohl dem Lande, dessen Regent mit so freimüthigem Bekenntnisse und christlichen Gesinnungen seinen Unterthanen vorangeht!

197. Schäme dich nicht deines HErrn.

Ein Student in einem Collegium von Schottland gieng eines Abends nach Hause, nachdem er in der Umgegend religiöse Unterredungen gehalten und Traktate ausgetheilt hatte. — Ein leichtsinniger Kamerad sah ihn vor seinem Fenster vorübergehen, und rief hinaus: »He, he! was für feine Sachen hast du denn da unter dem Arm?« Der Andere gieng nicht still weiter, er verbarg nicht seine Traktate, er suchte nicht der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben. Er sagte mild, aber ernst: »Es sind religiöse Traktate, ich will dir einige zeigen, die du zum Lesen behalten kannst.« Darauf wählte er einige der eindringlichsten aus, und gab sie dem spöttischen Frager mit den Worten: »Lies das, es ist der Mühe wohl werth.« Er gieng seines Weges, und der Student zog sich mit den empfangenen Traktaten zurück. Nach vier Tagen kam er zu dem Traktatenvertheiler, und bat ihn, einen Spaziergang mit ihm zu machen. Sie giengen, und der leichtsinnige Jüngling bekannte, er sey durch den Inhalt des Traktats tief getroffen worden. Er bat seinen Freund um Aufschluß und Anleitung zur Erlangung einer neuen Lebenskraft, und nach wenigen Wochen war sein bekehrter Sinn entschieden und fest, und jetzt sah er ein langes

Leben vor sich mit ganz andern Entschließungen und Wünschen als bisher. Wenn nun sein Kamerad aus Menschenfurcht sich gescheut hätte, ihm den Traktat zu geben? Und wenn du, lieber Leser, aus Menschenfurcht dich scheuest, ein kräftiges Wort zur Ehre deines Heilandes zu bekennen? Wenn du die Achseln zuckst, und auf beiden Wasser trägst, wenn du lächelst, wo du ernst schweigen oder frei bekennen solltest? Wenn du deine Bibel zuschlägst, so bald du merkst, daß Jemand dich lesen sieht? Wenn du die religiösen Schriften, deren die Welt spottet, wegwirfst, so bald die Thüre aufgeht? Wenn du im Politisiren, Kritisiren, Schimpfen und sonstigen Urtheilen dich der Welt gleichstellest? Antworte dir selbst vor dem Angesichte des HErrn!

XIII.

Edle Duldsamkeit.

Wir vertragen allerlei, auf daß wir nicht dem Evangelium Christi ein Hinderniß machen. 1 Kor. 9, 12.

---

198. Die Liebe ist das größte Gebot.

Einst wurde in Scethe, einem berühmten Aufenthaltsorte der ägyptischen Mönche, verordnet, daß die Einsiedler die ganze Woche vor Ostern fasten sollten. Als aber den Altvater Mose in derselben Woche mehrere Brüder aus Aegypten besuchten, so war er genöthigt, ihnen etwas kochen zu lassen. Da nun seine Nachbarn den Rauch seines Kamins aufsteigen sahen, giengen sie zu dem Kirchenvorsteher hin, um ihm anzuzeigen: Mose übertritt das Fastengesetz; denn er hat Feuer auf seinem Heerde. — Der Vorsteher antwortete: „wenn er am Sonntag zur

Kirche kommt, wollen wir ihn deßhalb zur Rede stellen.“ Als aber der Sonntag kam, und der Kirchenvorsteher die zahlreichen Gäste Mose's erblickte, so sagte er zu ihm vor allem Volk: „O Mose, der Menschen Gesetz hast du zwar gebrochen, aber Gottes Gebot hast du erfüllt.“

199. Der Gedanke an die Ewigkeit macht verträglich.

Der Reformator Philipp Melanchthon zeichnete sich durch seine Duldsamkeit gegen Irrende, so wie durch seine Sanftmuth und Güte gegen einen Jeden, insbesondere gegen die, welche nicht einerlei Meinung mit ihm waren, aus. Beseelt von dem eifrigen Wunsche, den Frieden in der Kirche JEsu zu erhalten, ermunterte er Andere zur Ausübung dieser Tugend durch seine Lehre und durch sein eigenes Beispiel. In Hinsicht der geheimnißvollen Lehren des Christenthums legte er folgendes schöne Bekenntniß ab: „In der Ewigkeit werde ich die völlige Aufklärung derselben bekommen, dort erst werde ich die hohen Geheimnisse begreifen, die ich in diesem Leben nicht habe verstehen können; darauf freue ich mich. Ich will mich bei jener Erkenntniß beruhigen, bei deren Erlangung ich vorsichtig, ehrlich und gewissenhaft zu Werke gegangen bin; und diese immer mehr zu erweitern und zu berichtigen suchen, und sie zu allem Guten nützen. Ich will den dulden und lieben, der einen andern Glauben als ich hat. Ich will Gott danken, wenn bei meinem Glauben mehr Trost und Heiligung ist als bei dem seinigen. Aber ferne sey von mir aller Religionshaß! Friede und Eintracht, Liebe und Güte sollen mir theure Tugenden bleiben, denn durch ihre Ausübung wird auch die Erkenntniß der Wahrheit, die zur Gottseligkeit führt, vermehret.“ — Von seiner großen Sanftmuth gegen Irrende gibt unter andern der Umstand einen auffallenden Beweis, daß er den Wiedertäufer Markus Stübner in seinem eigenen Hause beherbergte, und ihm viele Güte erwies.

200. Fürsten sollen nicht über die Gewissen herrschen.

Kaiser Ferdinand I., ein wie durch Weisheit und Gottesfurcht, so durch Menschenfreundlichkeit ausgezeichneter Fürst (geb. 1503 gest. 1561), sagte einst zu König Heinrich III., als dieser aus Polen nach Frankreich zurückreiste, und unterwegs bei ihm einkehrte: »Die Könige beherrschen der Unterthanen Leiber und nicht die Gewissen; diejenigen aber, so sich unterstehen, auch die Gewissen zu meistern, fallen Gott dem HErrn in Sein Amt, greifen den Himmel an, und verlieren oft darüber das Regiment, das sie auf Erden haben.«

201. Mein Haus und mein Herz steht euch offen.

Johann Hennuyer (Hennüe), Bischof von Lisieux (Lisiöh), gab in den Zeiten der Wuth und des Religionshasses, als Karl IX., König von Frankreich, an dem Bartholomäustage 1572 allen Befehlshabern in den Provinzen den blutdürstigen Befehl zu dem fürchterlichen Protestantenmorde zuschickte, ein erhabenes Beispiel von Menschenliebe. — Da der königliche Lieutenant seiner Provinz auch ihm den Befehl mittheilte, den er vom Hofe empfangen hatte, alle Protestanten von Lisieux, ohne Unterschied, zu ermorden, weigerte er sich, diesen Befehl anzunehmen, versammelte, zu größerer Sicherheit der Reformirten, alle in seinen Palast und in die Kirchen, rief alle seine untergebenen Priester zusammen, befahl ihnen, ihrer Heerde von Frieden und Duldung zu predigen, auch den Mord und alle Gewaltthätigkeiten auf's Ernstlichste, im Namen des allmächtigen Gottes, dessen Stelle sie verträten, zu untersagen, und sie zu aufrichtiger Buße zu ermahnen, um die so grausam beleidigte göttliche Gerechtigkeit wieder zu entwaffnen. Er selbst ermunterte und tröstete die Reformirten: »Fürchtet euch nicht, immer steht mein Haus und mein Herz euch offen! Seid ihr nicht auch meine Heerde und meine Schafe? Bin ich nicht

auch euer Hirte? Glauben wir nicht beide an den gleichen Gott, an den gleichen Erlöser? Man hat unsern König mit einem schlimmen Rathschlage überrascht. Ach die unglücklichen Fürsten, daß sie so wenige Freunde haben! Zweimal hat der König seine Gedanken geändert, sollten wir nicht noch eine Veränderung hoffen dürfen? Hat er mir doch selbst geschrieben, daß er keinen Theil an dieser abscheulichen Handlung haben wolle, und sich selbst über das bereits Vorgegangene entschuldiget. Ich wenigstens glaube ihm am treuesten zu dienen, wenn ich ihm in einer so wichtigen Sache Zeit zur Ueberlegung lasse. Hat nicht der oberste Regent des Himmels und der Erden die Herzen der Könige immer in seiner Hand? Trauet auf Ihn, Er wird Alles zum Besten lenken! Weit entfernt, dem Könige ungehorsam zu seyn, würde ich mich eines Hochverraths schuldig zu machen glauben, wenn ich nicht gegen ihn selbst seine getreuen und gehorsamen Unterthanen beschützte. — Immerhin werde ich für eure Bekehrung beten, meine Kinder, und euch durch Mäßigung, Tugend, Duldung und Sanftmuth von der Vortrefflichkeit meiner Religion zu überzeugen trachten — aber entweder will ich an eurer Spitze und in euren Armen mit euch sterben — oder auch euch soll nichts Böses widerfahren.« — Die Reformirten umarmten den großmüthigen Bischof und die katholischen Priester, und küßten sie brüderlich. Hand in Hand vereinigten sie ihre Gebete zum Höchsten, und durch diesen klugen Aufschub Hennuyer's ward allen Protestanten seiner Stadt und seines Kirchsprengels das Leben gerettet.

202. Thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen.

Als zu den Zeiten der Reformation der Herzog von Alba in Verfolgung der Protestanten in den Niederlanden mit einer so unglaublichen Grausamkeit wüthete, daß er bei seinem Abzuge aus denselben sich selbst rühmte, daß während seiner Statthalterschaft 18,000 Ketzer durch des

Büttels Hand ihr Leben verloren hätten, ohne die, welche im Kriege umgekommen wären, erfuhr man folgendes rührende Beispiel einer wahren Nachfolge Christi in Beweisung der Liebe gegen die Feinde. Dirk Wilhelmsen, ein Taufgesinnter zu Aspern, wurde von einem Inquisitionsbedienten über's Eis verfolgt. Wilhelmsen kam glücklich herüber, sein Nachfolger brach ein, und würde ohne Zweifel sein Leben eingebüßt haben, wenn nicht Jener mit Gefahr seines eigenen Lebens sich wieder auf's Eis gewagt und ihn herausgezogen hätte. Der Gerichtsdiener wollte seinen Erretter aus Dankbarkeit gehen lassen, allein eine obrigkeitliche Person, die nicht fern davon war, rief: bedenke deinen Eid! worauf er den Wilhelmsen gefangen nahm. Dieser ward am 16. Mai zum Feuer verdammt, und erlitt einen sehr schmerzlichen und langwierigen Tod, indem der Wind die Flamme abwärts trieb; ja man hat ihn zu Leerdam über eine halbe Stunde und über siebenzigmal schreien hören: O mein HErr und mein Gott!

203. Bedenket, was wir mit einander gemein haben.

Der berühmte französische Staatsminister Philipp von Mornay (Mornäh) that alles Mögliche, um seinen protestantischen Glaubensgenossen die freie Religionsfreiheit in Frankreich zu verschaffen, und bestrebte sich unermüdet, sie vor den Kränkungen ihrer Verfolger zu sichern. Eifrigst arbeitete er zu ihrem Besten, wie viel er auch allenthalben Schwierigkeiten fand. Er that auf beiden Seiten Alles, was ihm nur irgend geeignet schien, wechselseitige Duldung, Liebe und Freundschaft zu Stande zu bringen. Mehr als einmal wandte er sich auf die herzlichste Weise an beide Parteien zugleich, um ihnen die Gesinnungen des Geistes Christi fühlbar zu machen. Eben so edel handelte er, als er nach dem Tode seines Herrn Heinrichs IV. befehligt wurde, im Namen des jungen Königs und der Regentin, seiner Mutter, von der Armee, der Geistlichkeit und dem

Volke die Huldigung anzunehmen. Er ermahnte sie in einer öffentlichen Rede, die verhaßten Namen Hugenotten und Papisten in eine beständige Vergessenheit zu stellen, und sprach unter andern die merkwürdigen Worte: „Lasset uns bedenken, daß wir Alle Menschen, Alle Christen, Alle Franzosen, Alle Freunde unserer selbst, der Kirche und des Vaterlandes sind; daß wir Alle an einen Gott glauben, Alle einen Christus bekennen, Alle eine Besserung im Staate verlangen! Als Menschen laßt uns unter einander belehren, und als Franzosen einer den andern tragen!“ So redete und handelte Mornay allenthalben, und man kann leicht urtheilen, welchen Kummer es ihm verursacht haben mußte, den größten Theil seiner vielfältigen Bemühungen, die er in dieser Absicht anwandte, besonders nach dem Tode seines großen Königs vereitelt zu sehen.

204. Gott allein die Ehre!

König Gustav Adolph von Schweden war ein eifriger Anhänger der Reformation, aber fern von allem blinden Religionseifer. Selbst seine Feinde mußten ihm dieß Zeugniß geben, und fast alle katholischen Geschichtschreiber versicherten einmüthig, daß er mit den Katholiken glimpflicher umgegangen sey, als sie es hätten vermuthen können. Ob er gleich die katholischen Länder mit dem Schwerte erobert hatte, so beschützte er die Einwohner doch im Besitze ihrer Güter und in der freien Ausübung ihres Gottesdienstes, und bestrafte diejenigen auf's Härteste, die nur die geringste Gewaltthätigkeit verübten. Bei seiner Ankunft in Landshut in Baiern empfiengen ihn die Einwohner knieend. „Stehet auf,“ — sagte er zu ihnen: — „nicht einen sterblichen Menschen, wie ich bin, sondern Gott müßt ihr anbeten!“

205. Der Unterschied zwischen Wesen und Form.

Der fromme schottische Erzbischof Robert Leighton, welcher in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhun-

derts, einer für die englische Kirche sehr stürmischen Zeit, lebte, war ein abgesagter Feind aller Zwangsmaßregeln gegen Andersdenkende. Seine Schwester fragte ihn einmal aus Auftrag einer Freundin, worin das Malzeichen des Thieres (Offenb. 13, 16.) bestehe? indem sie hinzufügte: Ich habe der Person, die mich fragte, gleich gesagt, du würdest antworten, daß du es nicht wissest. — Du hast recht gesagt, erwiederte Leighton, wollte ich mir aber eine Vermuthung erlauben, so müßte es wohl in etwas wie Hörner bestehen, um die Menschen zu stoßen, wie man das schon in Kirche und Schule gesehen hat. — Von Religionsverfolgungen sagte er, es sey, als wollte man Leitern aus der Hölle holen, um einen Weg in den Himmel zu machen, und er bedauerte es auf's Innigste, daß die protestantische Kirche hierin der päpstlichen nachgeahmt habe. Denn Schwerter und Hellebarden seyen die untauglichsten Mittel, um die Kenntniß und Ausübung der Religion zu befördern. Wir sollten zwar das rechte Auge, das Aergerniß gibt, ausreißen und von uns werfen, aber wenn es noch zu heilen ist, es liebe der Hand eines geschickten Arztes übergeben. Er wolle lieber selbst Alles leiden, als denen auch nur ein Haar krümmen, welche an der bedaurungswürdigen Krankheit, Irrthum in Glaubenssachen, leiden. Und wenn er mit Solchen zu thun habe, müsse es ihm Pflicht seyn, sie auf's Zarteste zu behandeln, um ihnen durch die That zu zeigen, daß er gute Absichten gegen sie hege. — »Ich habe,« sagte er, »einen ehrlich Irrenden viel lieber als einen ganz Rechtglaubigen, der nicht redlich ist; und es muß mir vielmehr darum zu thun seyn, einen Menschen zu überzeugen, daß er eine erlösungsbedürftige Seele hat, und diesen Glauben in ihm wirksam zu machen, als ihn in Beziehung auf sonst irgend etwas zu meiner Meinung zu bekehren. Wollte Gott, die Menschen wären nur so fromm, als sie es seyn könnten, selbst bei den unvollkommensten religiösen Ansichten der verschiedenen Partheien, die es jetzt bei uns gibt. Wir wollen nur auf Frömmigkeit bei ihnen

dringen, so kann es uns mit ihnen nicht fehlen.“ Man erzählte ihm einmal von Jemand, der zu einem andern Bekenntnisse übergetreten sey. Die einzige Bemerkung, die Leighton darauf machte, bestand in der Frage: „Ist er sanftmüthiger und der Welt abgestorbener geworden? Wenn das der Fall ist, so hat er einen guten Tausch gemacht.“ Als er einst einem Prediger, der zu den Führern der Gegenparthei gehörte, einen Besuch machte, um mit ihm über die Streitpunkte zu sprechen, traf er diesen gerade in einem Gespräche mit den bei ihm Anwesenden über den Wandel in der Furcht des HErrn. Leighton, statt die Unterhaltung auf das hinzulenken, was er zu besprechen gekommen war, trat sogleich in das angefangene Gespräch mit ein, und nahm wieder Abschied, ohne einen Versuch zu machen, ihm eine Wendung auf das zu geben, was ihn hergeführt hatte. Seinen Begleitern, welche dieß als Versehen tadeln wollten, erwiederte er: „In der Hauptsache waren dieser brave Mann und ich einerlei Meinung; und was die Punkte betrifft, worüber wir verschiedener Ansicht sind, so gehören sie nicht zu dem Wesentlichen; und wenn sie auch nicht gleichgültig sind, so ist es doch besser, ehe man einem Zwang anthut, so viele Freiwillige zu werben, als man kann. Diese seine ächte Toleranz leuchtet auch aus folgender Anekdote hervor: Ein Freund wollte ihn besuchen, traf ihn aber nicht an. Auf dessen Nachfrage: wo er sey? erfuhr er: Bischof Leighton sey auf dem Pferde eines katholischen Priesters ausgeritten, einen kranken presbyterianischen Pfarrer zu besuchen.

206. Der Himmel ein Vereinigungsort.

Der fromme Hofprediger Ph. J. Spener, welcher 1705 in Berlin starb, bekannte auf seinem Sterbebette, er glaube, daß auch außerhalb der evangelischen Kirche Gott Seine Verehrer und Freunde habe; denn der Herr JEsus würde ein armer Heiland seyn, wenn Er nicht mehr Seelen hätte, die Ihm angehörten, als die in der sichtbaren evangelischen Kirche wären.

207. Was es heiße: Allen Alles seyn.

Der durch seine gediegene Frömmigkeit ausgezeichnete lutherische Prediger J. Ph. Fresenius zu Frankfurt am Main befand sich einst in einer Gesellschaft frommer adelicher Personen, welche gern ein erbauliches Gespräch mit einander führen wollten, als sich ein weltlich gesinnter Cavalier bei dem Herrn des Hauses melden ließ. Die ganze Gesellschaft erschrak über diese Störung und beschloß einstimmig, den Besuch abzulehnen und den Cavalier, der schon im Hofe war, auf gute Art hinaus zu begleiten. Fresenius aber stellte vor, man möchte ihn zur Gesellschaft kommen lassen, vielleicht gebe Gott Gnade zu seiner Besserung. Nach vielen Vorstellungen gab man es ihm zu, jedoch mit der Bedingung, daß er allein mit dem Cavalier reden sollte, was er willig übernahm. Bei dem Eintritt in das Zimmer wurde er kaum von den Andern bewillkommt; aber Fresenius fieng an, mit ihm aus der Zeitung zu reden, und darauf von andern weltlichen Dingen. Endlich machte er ungezwungen den Uebergang zu geistlichen Dingen, und bald darauf bekannte der Cavalier mit Thränen vor der ganzen Gesellschaft, daß er noch kein Christ sey, begehrte Unterricht, und nahm den rührendsten Abschied. Die ganze Gesellschaft schämte sich vor Gott wegen ihrer Lieblosigkeit, und faßte den Entschluß, künftig unbekehrte Seelen nicht wegzuwerfen.

208. Der Huldigungseid.

Der fromme Regierungsrath Johann Jakob Moser (geb. 1701 gest. 1785) sollte einst zu Kirchheim unter Teck im Namen Herzogs Carl den Huldigungseid sich ablegen lassen. Nun waren aber daselbst Separatisten, welche den Eidschwur für etwas Unlauteres hielten und daher erklärten, sie werden nicht huldigen. Moser ließ sie vor sich kommen, redete freundlich mit ihnen, und sagte ihnen, er wolle ihr Gewissen durchaus nicht belästigen, aber das werde er doch von ihnen voraussetzen dürfen,

daß sie, welche Gottes Wort so hoch halten, daß sie um deßwillen glauben, keinen Eid schwören zu dürfen, der Obrigkeit, die von Ihm eingesetzt sey, gehorsam seyn wollen. »Das wollen wir allerdings so gut wie die, welche den Eid schwören.« »Nun wenn's das ist, so will ich es auf meine Verantwortung nehmen, daß ihr nicht schwören dürfet, wofern ihr mir nur mit einem Handschlag erklärt, daß ihr eben so gewissenhaft, als wenn ihr durch einen Eid gebunden wäret, dem Herzog treu und gehorsam seyn wollet.« Das thaten dann die Separatisten gerne, und giengen mit Thränen der Freude von dem Regierungsrath, der sie so väterlich aus dem Worte Gottes zurechtgewiesen.

209. Der barmherzige Samariter.

Ein Geistlicher in der Gegend um Metz traf vor einiger Zeit eine arme reisende Judenfamilie, die aus einem Mann, einer Frau und zwei Kindern bestand, verirrt und vor Kälte ganz erstarrt, unterwegs an. Er brachte sie in sein Haus, ließ sie am Feuer sich wieder erwärmen, und gab ihnen zu essen und zu trinken. Bald hernach empfand das Weib Wehen zur Entbindung; er ließ also vom nächsten Dorfe eine Hebamme holen, und die Frau ward von einem Sohne entbunden. Das neugeborne Kind starb drei Tage nach der Geburt, und er ließ es nach Metz bringen, daß es daselbst auf dem jüdischen Kirchhof begraben werden konnte. Er behielt die Frau noch drei Wochen bei sich, schickte sie endlich mit Mann und Kindern bis zum nächsten Dorfe, wo sich Juden aufhielten, und gab ihnen überdieß allerlei Eßwaaren mit. Dieß hat die Juden in Metz bewogen, ihm ein verbindliches Danksagungsschreiben zuzuschicken, und ihm überdieß ein Geschenk mit einer prächtigen goldenen Uhr zu machen, auf deren Gehäuse sich die Geschichte des barmherzigen Samariters in erhabener Arbeit zeigt. Zugleich machte sich die dortige jüdische Gemeinde verbindlich, ihm alle Jahre so viel Zucker und Caffee zuzuschicken, als er zu seiner Haushaltung nöthig hätte.

210. Was ihr wollt, daß euch geschehe, das thut auch ihr.

In dem ganz katholischen Orte Oberkirch, am Eingange des Oppenauer Thales in Baden, arbeitete ein lutherischer Kupferschmiedsgeselle, der an der äußersten Gränze Rußlands zu Hause war, und dessen Eltern noch lebten. Er hatte die Schwindsucht, und verlangte durch einen Geistlichen seiner Confession das Abendmahl zu erhalten. Der Pfarrer in Oberkirch, ein edeldenkender Mann, schickte dem lutherischen Geistlichen S... zu F. in der ehemaligen Grafschaft Hanau-Lichtenberg einen Expressen, durch den er schrieb: Der Pfarrer S. werde eingeladen, bei ihm selbst abzusteigen, um nicht nur den Wunsch des Patienten zu erfüllen, sondern auch Theil an der Feier des gerade einfallenden Geburtstages des rechtschaffenen Herrn Prälaten zu nehmen. — Gerührt durch dieses Zutrauen, eilte der lutherische Pfarrer, den der katholische von Wagshurst begleitete, nach Oberkirch, wurde da sehr freundschaftlich aufgenommen, ließ sich erklären, wie weit das Toleranzedikt, welches der Cardinal von Rohan im Jahr 1782 erlassen hatte, ihm zu gehen erlaube, und begab sich in Gesellschaft des katholischen Meßners in das Haus des Kranken. — »Hier traf ich« — denn wir wollen lieber ihn selbst redend einführen — »zwei ehrwürdige Kapuziner an, die eben gehen wollten, auf meine Bitte aber noch eine Zeit lang blieben. Der Kupferschmied Meyer ließ den Kranken in's Zimmer kommen. Zitternd und mit aufgehobenen gefalteten Händen trat er herein, und redete mich an: »»Ach, mein lieber Herr Pfarrer! ich danke Ihnen, daß Sie sich um meinetwillen hieher bemüheten; Gott lohne es Ihnen!«« Ich bot ihm die Hand und antwortete, ich zähle diesen Tag unter die glücklichsten meines Lebens, und wünsche nur, Ihn recht und ganz beruhigen zu können; und unterredete mich dann weiter mit ihm. Der Kupferschmied, seine Frau, der Meßner, mein Fuhrmann und einige Personen blieben bei dem Gespräche, und hoben auch ihre Hände mit auf, als ich

mit dem Patienten betete. Warm wurde mir's um's Herz, als ich die Aufmerksamkeit und Andacht des Kranken und der Anwesenden sah. — Nachdem Jener das Abendmahl mit besonderer Rührung empfangen hatte, sprach ich noch ein Gebet, welches er mir laut nachsprach. Ich fragte ihn, ob er beruhigt sey? — »»Ach!«« — antwortete er mit Freudenthränen — »»Gott segne und belohne Sie für Ihre Mühe, ich werde nun gern sterben!«« — Beim Abschied versprach ich, ihn bald wieder zu besuchen, und empfahl ihn seinem Meister, der mir auch für meinen Besuch dankte, und dem ich versicherte, Gott werde ihm seine Wohlthätigkeit vergelten. — Der redliche Kupferschmied antwortete: »»Herr Pfarrer! Alles, was ich thue, bin ich zu thun schuldig. Als Handwerksbursche war ich zwölf Jahre bei protestantischen Meistern, wurde auch krank und genoß die nämliche Pflege; ich mache also nur im Kleinen gut, was Ihre Religionsverwandten an mir gethan haben.«« — So haben also jene protestantischen Meister, die ihren katholischen Gesellen Gutes erwiesen, dem protestantischen Gesellen bei seinem katholischen Meister diese gute Pflege vorbereitet.

211. Fürsorge für das Seelenheil fremder Glaubensgenossen.

Im April 1783 wurden vier Missethäter katholischer Religion wegen begangenen Diebstahls von dem Rath zu Mühlhausen dahin verurtheilt, daß zwei davon auf die Galeeren kommen, die beiden andern aber mit dem Strang hingerichtet werden sollten. Einige Tage vor der Hinrichtung schickte der Rath zu den Kapuzinern nach Landsee mit dem Ansuchen, der Pater Guardian möchte zwei Mönche schicken, um die Missethäter zum Tode zu bereiten, jedoch mit dem Beifügen, duldsame Männer zu diesem Zwecke zu erwählen. Sogleich machten sich zwei Mönche auf den Weg nach Mühlhausen, wo dieselben auf Kosten der Stadt wohl verpflegt wurden, ihr Amt im Gefängniß bei den Missethätern als würdige Männer verrichteten, und so-

dann solche an dem bestimmten Tage zur Hinrichtung begleiteten. In ihrem Zuspruche wiesen sie die armen Sünder auf das Leiden des Erlösers, und insonderheit auf sein uns zu gut vergossenes Blut als unsere einzige Hoffnung auf Barmherzigkeit. — Nachdem die Hinrichtung vollzogen war, trat der Archidiakonus Pörlin auf, bat um Stille bei der erstaunlichen Menge Zuschauer von allen drei Glaubensbekenntnissen, welche dieser noch nie erlebte Auftritt von Duldsamkeit in Mühlhausen hingezogen hatte, und hielt eine rührende Rede, die mit einer herzinnigen Ermahnung zur Vertragsamkeit schloß. Diese Rede wurde hernach auf Ansuchen besagter beider Kapuziner gedruckt und an Jedermann umsonst abgegeben. Die Mönche wurden alsdann wieder in ihr Kloster nach Landsee befördert, und mit einem Geschenke von Schnupftüchern, Tabak, einem Faß guten rothen Wein und sechzig Exemplaren von der gedruckten Rede begleitet. Obiger Auftritt war in Mühlhausen um so mehr auffallend, weil die dortige Verfassung bis dahin noch niemals eine Religionsübung der Katholischen in ihrem Gebiete erlaubt hatte, auch alle um Mühlhausen herumliegenden Ortschaften katholisch sind, und der Pöbel einen außerordentlichen Religionshaß gegen die Mühlhäuser hegte.

212. Werth der Uebereinstimmung in den Hauptpunkten.

Ein frommer katholischer Priester in Frankreich sagte einst zu einem Bekannten, er möchte gern einmal einen protestantischen Pastor sehen. Wenn ihn einer besuche, möge er es ihn wissen lassen, aber nicht sagen, wer er sey. Sein Verlangen wurde bald erfüllt. Der Priester kam herein, nahm am Gespräche Theil, sah den Pfarrer eine Weile an, dann fragte er ihn: „Sind Sie ein protestantischer Geistlicher?“ — „Ja!“ — „Sie sind der Erste, den ich spreche.“ Er schlug nun die Bibel auf, indem er sagte:

„Sie halten dies Buch für die Richtschnur Ihres Glaubens. Lassen Sie uns denn auf die Hauptpunkte kommen. Halten Sie dafür, daß der Mensch ganz und gar verderbt und untüchtig ist zum Guten? Daß er mit sittlichen Gebrechen ganz und gar bedeckt ist? Daß er sich selbst gar nicht helfen könne?“ — Der Protestant, ein wahrer Christ, bekannte mit Freuden diese Grundlehren des Protestantismus, die in allen symbolischen Büchern dieser Kirche einstimmig ausgesprochen sind, auch als seinen Glauben. „Glauben Sie,“ fragte der Katholik weiter, „daß JEsus Christus, der Sohn Gottes, dem Vater gleich ist?“ — „Ja!“ — „Auch daß es keine andere Rechtfertigung durch irgend einen andern Namen gibt? Daß kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben ist, wodurch sie könnten selig werden? Glauben Sie, daß der heilige Geist durchaus nöthig ist zur Bekehrung der Menschenherzen?“ — „Ja, ja!“ sagte der protestantische Pfarrer. „Das ist mir genug,“ rief der katholische Geistliche mit Freuden aus, „so sind wir ja Brüder in Christo. Unsere Herzen sind Eins in dem, was die Hauptsache ist. Warum sollten wir über Nebenpunkte mit einander rechten?“

213. Fürsorge für fremde Todte.

In Stralsund werden seit dem Jahre 1762 einige jüdische Familien geduldet, welche die Erlaubniß haben, Gott nach ihrer Weise zu verehren. Aber sie hatten noch kein Plätzchen, wo sie ihre Todten zur Ruhe bringen konnten, sondern mußten sie fünf bis sechs Meilen weit in das Mecklenburgische schaffen, was mit vielen Unkosten verknüpft und des Winters bei starker Kälte und schlimmen Wegen, so wie des Sommers bei großer Hitze für die armen Leute äußerst beschwerlich war. Da trat der edle Kammerrath und Kaufmann Giese, auf Veranlassung seiner menschenfreundlichen und edel denkenden Gattin auf seinem Gute

Niederhof, das nur eine Meile von Stralsund entlegen ist, ihnen einen Platz neben seinem Lustgarten ab, wohin sie ihre Todten seitdem unentgeldlich begraben dürfen.

214. Ich bin ja auch ein Christ wie Er.

Nahe an der böhmischen Gränze predigte im Jahr 1785 ein evangelischer Kandidat für einen kranken Landpfarrer. Auf seinem Rückwege verirrte er sich im Walde. Er ruft nach einem Wegweiser wohl eine halbe Stunde lang vergebens, und kommt immer tiefer in den Wald hinein. Auf einmal wird er eines Köhlers ansichtig, der so schwarz aussieht wie die Nacht. Dieser fragt ihn, was er wolle, und warum er so schreie? Er antwortete: „Mein Freund, ich bitte euch, helft mir doch aus dem fürchterlichen Walde und zeigt mir den Weg nach E..., als ein Köhler müßt ihr ihn wohl wissen, und die Köhler in Sachsen waren ja sonst so gute Leute, wie man aus der Geschichte weiß, da sie den Prinzen von den Räubern los machten.“ Der Köhler lächelte mit seinem schwarzen, aber ehrlichen Gesichte und sprach: „O Herr, die Historie von Kunzen weiß ich auch, und wenn ich gleich katholisch bin und kein Sachse, so will ich Ihn doch wohl zurechtweisen.“ Er that es auch, und da ihm der Kandidat ein Trinkgeld geben wollte, so sagte er: „O behüt's Gott! ich bin ja auch ein Christ wie Er, ich werde doch von Ihm nichts annehmen!“

215. Der Wetteifer in der Liebe.

Der Kirchenrath und Prediger Kaibel in Mannheim ward im Jahr 1789 zu einem Kranken gerufen, den Kälte, Blöße, Hunger und die heftigsten Schmerzen zugleich quälten. Bis zu Thränen gerührt, sprach der mitleidige Mann dem Kranken zwar Trost und Vertrauen auf die göttliche Vorsehung ein, aber helfen konnte er ihm nicht, und verließ deßwegen den Schauplatz des Elends mit weinenden Augen. Indem er so nach Hause geht,

und sich den traurigsten Vorstellungen überläßt, begegnet ihm der menschenfreundliche Lamezan, der sein beträchtliches Vermögen beinahe ganz auf die Linderung des menschlichen Elends verwandt hatte, und liest die schwermüthigen Vorstellungen des Predigers auf seinem Gesichte. Er erkundigt sich, erfährt die Ursache seines Kummers, und eilt zur Wohnung des Unglücklichen. Hier sieht er bestätigt, was er gehört hatte, läßt die Lagerstätte reinigen, sorgt für Nahrung und Arzneien, und erhandelt von einem Juden einiges Hausgeräthe nebst einem Bette um sechs Louisd'or. Der Jude, der dieß zu dem Kranken trägt, wird aber durch den traurigen Anblick desselben so gerührt, daß er dem Herrn v. Lamezan die ganze Geräthschaft für drei Louisd'or, dafür er sie einige Tage vorher eingekauft hatte, überlassen will. Dieser nimmt zwar das Anerbieten an, gibt aber dem Juden für seine Bemühung einen halben Louisd'or zurück, den der edle Jude in die abgezehrte Hand des Kranken mit den Worten drückt: »Hier, Freund! lindre dein Elend mit dieser Gabe!«

216. Der beschämte Verfolgungsgeist.

Der edle Pfarrer im Steinthal Johann Friedrich Oberlin eiferte, wie gegen alles unchristliche Wesen in seiner Gemeinde, so namentlich auch gegen die Unduldsamkeit gegen fremde Confessionsverwandte. Einst war in einer gemischten Ehe in Waldbach eine Tochter geboren worden, und dem Ehevertrag nach sollte das Kind in der Religion der Mutter erzogen, und daher vom katholischen Pfarrer in Schirmeck getauft werden. Der Weg dahin führte über einen Berg. In dem Augenblicke, in dem die Eltern mit dem Kinde den Weg zur Taufe antreten wollten, wird ihnen berichtet, des Mannes Feinde hätten sich verabredet, ihm unterwegs aufzulauern, ihn zu überfallen und zu mißhandeln. Die Reise konnte nicht aufgeschoben werden; denn der Pfarrer in Schirmeck erwartete das Kind schon, und doch hatte man auch keinen Muth sie anzutre-

ten. In dieser peinlichen Verlegenheit fragten die Eltern Oberlin um Rath. Dieser ermahnt sie zum festen Vertrauen auf Gott, schlägt ihnen aber vor, er selber wolle sie begleiten, um ihnen nöthigenfalls beizustehen. An einer Krümmung des Waldes, wo leicht ein Ueberfall zu befürchten war, fällt Oberlin auf die Kniee nieder, breitet die Hand über die junge Mutter aus, und spricht mit starker Stimme: „Großer Gott! Du siehst das Verbrechen, das jetzt naht; Du siehst die Unschuld in Aengsten; mächtiger Gott, wende ab die Gefahr, oder verleihe deinen Kindern die Kraft, sie zu besiegen!“ Jetzt stürzen aus einem Buchenwäldchen unter fürchterlichen Drohungen mehrere Männer hervor, Oberlin nimmt das Kind auf seine Arme, und tritt gegen sie vor, mit einer Gemüthsruhe, worin allerdings auch ein gerechter Unwille sich aussprach, der aber doch nicht alle Hoffnung auf Verzeihung benahm: „Hier ist das Kind, das euch so vieles zu Leide gethan hat, das die Ruhe eures Lebens stört!“ — Bestürzt über die Gegenwart des Pfarrers, von dem sie nicht dachten, daß er Leuten zum Geleitsmann dienen würde, die eine katholische Feierlichkeit begehen wollten, und welchem, wie sie aus seinen wenigen Worten vernahmen, ihre boshaften Anschläge nicht unbekannt waren, wagen sie es nicht, sich zu verstellen, sie gestehen ihr Unrecht, bitten den jungen Mann um Verzeihung und söhnen sich mit ihm aus. Der Taufzug setzt voll frohen Dankes gegen Gott und seinen Diener den Weg nach Schirmeck fort, Oberlin mit den Männern, die er vom Bösen abgehalten hatte, kehrt friedlich nach Waldbach zurück, wo er sie mit den Worten verläßt: „Kinder, gedenket dieses Tages, wenn ihr wollt, daß ich ihn vergesse.“ — Ein ander Mal hört Oberlin einen gewaltigen Lärm auf der Gasse. Er sieht zum Fenster hinaus und bemerkt, wie die ganze Einwohnerschaft, Alt und Jung, hinter einem Fremden drein schwärmt und schreit. Er eilt hinunter und fragt, was es sey? „Ein Jude, ein Jude!“ ruft das Volk. Da zeigt ihnen Oberlin, wie unwürdig sie sich in

diesem Augenblick des Christennamens machen, da sie einen Menschen so beschimpfen, der unglücklich genug war, Christum nicht zu kennen. Hierauf nimmt der Pfarrer den Bündel des Fremden auf seine eigenen Schultern, faßt diesen bei der Hand und führt ihn in sein gastfreies Haus.

217. Das gemeinschaftliche Abendmahl.

»So eben,« schreibt Dr. C. F. Steinkopf, Prediger an der Savoykirche in London, 10. Mai 1826, — komme ich von der Feier des heiligen Abendmahls, das die bei den Jahresfesten der Gesellschaft für Beförderung und Ausbreitung des Christenthums hier versammelten Freunde mit einander gehalten haben. Eine Kirche konnte die Zahl der Communikanten nicht fassen. In drei Kirchen wurde deßwegen diese feierliche Handlung zugleich begangen. Wenn ich je in meinem Leben gerührt wurde, so war es diesen Abend. Gegen fünfzig Prediger waren zugegen, und etwa 4 — 5,000 Communicanten. Sie gehörten zu den verschiedensten protestantischen Confessionen; aber hier am Tisch des Herrn sah man sie alle vereinigt, eine Stille, Andacht, Herzlichkeit, Liebe herrschte, die ich als Vorbild himmlischer Seligkeit ansah. Unter der Austheilung des heiligen Abendmahls wurde gesungen und mehrere höchst zweckmäßige Anreden gehalten. Mehrerer Brüder in Holland, der Schweiz, Deutschland, Dänemark und Schweden wurde namentlich gedacht, ja für das ganze Volk Gottes an allen Enden und Orten stiegen Gebete und Segenswünsche gen Himmel auf. Die Missionäre und die Heiden wurden mit besonderer Inbrunst Dem an's Herz gelegt, der seine Arbeiter in die große Menschenernte aussendet und mitleidsvoll sprach: »Mich jammert des Volks, denn sie sind zerstreut und verschmachtet wie Schaafe, die keinen Hirten haben.« Nachdem der herrliche Gottesdienst vorüber war, drückten sich Priester und Laien brüderlich die Hand und kehrten, dankbar und freudig für den empfangenen Segen in ihre verschiedenen Kirchen zu Stadt und Land zurück.«

218. Sie hat in unserer Mitte gelebt, sie soll auch in unserer Mitte ruhen.

Als die Gemahlin des Erzherzogs Karl zu Wien starb, welche eine Protestantin, aber allgemein beliebt gewesen war, sowohl bei dem Volke als bei der kaiserlichen Familie, so sollte sie in der Gruft der Kapuziner beigesetzt werden; allein diese äußerten Bedenklichkeiten über die Aufnahme des Leichnams, indem die Verstorbene nicht ihres Glaubens gewesen. Als hievon Kaiser Franz I. benachrichtigt wurde, gab er sogleich Befehl, die Leiche in seiner Familiengruft zu bestatten, wobei er die denkwürdigen Worte sprach: „Sie hat in unserer Mitte gelebt, sie soll auch in unserer Mitte ruhen.“

XIV.

Heilighaltung des Namens Gottes.

Wenn Jemand dem HErrn einen Eid schwöret, der soll sein Wort nicht schwächen. 4 Mos. 30, 3.

---

219. Lieber Pein leiden als meineidig werden.

Die Römer kamen im ersten punischen Kriege (im J. 264—241 v. Chr. G.) bis nach Afrika. Ihr Heer, von dem Consul Regulus angeführt, machte mit erstaunlichem Glücke die größten Eroberungen. In diesem Gedränge faßten die Karthaginenser den Entschluß, ihrer Sache dadurch aufzuhelfen, daß sie einen Anführer aus ihren griechischen Kolonieen kommen ließen; und es gelang auch wirklich dem Xantippus, daß er schon in der ersten Schlacht die Römer völlig auf das Haupt schlug, und selbst den römischen Consul Regulus gefangen bekam, der

dann in Karthago auf die empfindlichste Weise mißhandelt wurde, und sechs Jahre lang in einem Kerker schmachten mußte. In der Folge gewannen jedoch die Römer wieder Vortheile, und der karthaginensische Feldherr Asdrubal wurde von Metellus überwunden, wobei 20,000 Mann auf dem Platze blieben, so daß die Karthaginenser sich nach dem Frieden sehnten. In dieser Absicht schickten sie den Regulus nach Rom, um einen Frieden auf erträgliche Bedingungen zu Stande zu bringen, wenigstens eine Auswechslung der Gefangenen zu bewirken. Ehe er abreiste, mußte er sich durch einen feierlichen Eid verpflichten, daß er, im Falle die Unterhandlungen den gewünschten Ausgang nicht haben sollten, unfehlbar zurückkehren wolle. Regulus kommt in Rom an und wird ausdrücklich aufgefordert, der Sitzung des Senates beizuwohnen. Als nun beim Stimmensammeln die Reihe an ihn kam, rieth er nicht zum Frieden, wie es sein Vortheil erforderte, sondern stellte die Schwäche der Karthaginenser vor, und drang sehr eifrig auf die Fortsetzung des Krieges. Jedermann bewunderte die Uneigennützigkeit dieses großen Mannes, und suchte ihn zu bereden, in Rom zu bleiben. Selbst der Oberpriester that den Ausspruch: daß er dieses, ohne meineidig zu werden, thun könne. Nur der edle Gefangene stimmte damit nicht überein, und sprach: »Ich weiß zwar wohl, welche Martern zu Karthago auf mich warten. Aber ich fürchte mich nicht so sehr vor den Martern einer grausamen Folterbank als vor dem Schimpfe einer schlechten Handlung, welche mir bis in's Grab folgen würde. Meine Pflicht erfordert es, wieder nach Karthago zu reisen, für das Uebrige lasse ich die Götter sorgen.« — Unter den Klagen und Thränen der ganzen Stadt stieg er mit den karthaginensischen Botschaftern heiter zu Schiffe, und reiste nach dem Orte seiner Gefangenschaft zurück. Als die Karthaginenser ihn, ohne die Auswechslung der Gefangenen erhalten zu haben, zurückkommen sahen, und erfuhren, daß er sich derselben sogar widersetzt habe, überhäuften sie ihn mit den

grausamsten Martern, und schlugen ihn zuletzt an ein Kreuz. So starb der gewissenhafte Regulus, sein Gedächtniß aber blieb bis auf den heutigen Tag im Segen.

220. Eure Rede sey Ja, Ja, Nein, Nein!

Ludwig XI., König von Frankreich, war bei seinem ersten Kreuzzuge gegen die Sarazenen in Aegypten sehr glücklich. Er schlug sie, und eroberte die Stadt Damiette. Allein sein Glück war nicht von Dauer; er verlor im Jahr 1250 mehrere Schlachten und ward selbst gefangen. Nun verlangte der Sultan die Zurückgabe von Damiette und eine Million Goldstücke sowohl zu seiner als der andern Gefangenen Loskaufung. Ludwig gab mit edlem Stolze zur Antwort: „Ein König von Frankreich kauft sich nicht mit Geld los; die Stadt Damiette will ich für meine Person zurückgeben, und die Million Goldstücke für die Befreiung meiner Leute bezahlen.“ Der Sultan, der über die Großmuth des französischen Monarchen erstaunte, indem er ihm eine so große Summe ohne Schwierigkeit bewilligte, erließ ihm aus Erkenntlichkeit 200,000 Goldstücke. Als aber dieser Sultan einige Tage nachher von den Mamelucken ermordet wurde, erfuhr Ludwig neue Schwierigkeiten. Die Emirs (Fürsten) verlangten, daß der König den Vertrag mit einem Eide bestätigen sollte, worüber sich aber dieser, theils der Religionsverschiedenheit wegen, theils weil er erwarten konnte, daß man ihm auf sein bloßes Wort hin glaube, Bedenken machte. Die Emirs, über diese Weigerung aufgebracht, drangen mit dem Säbel in der Hand in sein Zelt, und schrieen in einem drohenden Tone: „Du bist unser Gefangener, und gehst mit uns um, als ob wir deine Sklaven wären; wähle, entweder den Tod oder den Schwur, den wir verlangen!“ — „Ihr seyd Herren über meinen Körper,“ — antwortete der König — „aber meine Seele ist in Gottes Hand, ihr habt keine Gewalt über sie.“ — Die trotzigen Sarazenen sahen sich genöthigt, nachzugeben.

221. Die gewissenhaften Unterthanen.

In dem Kriege, welchen Churfürst Friedrich der Sanftmüthige von Sachsen in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts mit seinem Bruder Herzog Wilhelm führte, kam Friedrich eines Tages nach der Stadt Freiberg, welche, weil sie sammt ihren Bergwerken den beiden Brüdern gemeinschaftlich gehörte, auch Beiden den Eid der Treue geleistet hatte. Nun verlangte aber der Churfürst unter ernstlichen Drohungen, daß der Magistrat sammt der Bürgerschaft feierlich sich von dem Eid gegen seinen Bruder lossagen und schwören sollte, ferner ihm allein treu seyn zu wollen. Wilhelm aber hatte die Stadt erinnern lassen, sie möge doch ihres Eides gegen ihn eingedenk bleiben. Hiedurch kamen die Freiberger in die größte Verlegenheit, einestheils wollten sie sich nicht der Gefahr aussetzen, mit der Friedrich sie bedrohte, anderntheils wollten sie gern ihrem Eid gegen Wilhelm treu bleiben. Der Magistrat versammelte sich daher und berathschlagte, was zu thun sey; aber es hielt schwer, zu einem bestimmten Entschlusse zu kommen. Endlich vereinigten sie sich zu dem, was ihr alter ehrwürdiger Bürgermeister Nicolaus Weller thun würde. „Wohlan," sprach der Greis, „so gehe ein Jeder von Euch nach Hause, nehme von Weib und Kind Abschied, und komme dann wieder hieher und bringe sein Sterbekleid mit." Die Stadträthe thaten, wie ihnen gesagt ward, und begaben sich dann Jeder mit seinem Sterbekleide zu dem Churfürsten unter Anführung ihres unerschrockenen Bürgermeisters, der denselben mit folgenden Worten anredete! „Euer Churfürstliche Gnaden sind nun schon mehrere Jahre unser gnädigster Herr, und wir sind Denselben jederzeit in Unterthänigkeit gehorsam gewesen. Auch in dem, was Sie uns jetzt befohlen haben, wollten wir gerne gehorchen, wenn wir nur solches um unseres Gewissens willen thun könnten. Aber wir können unsern Eid nicht brechen, wir müssen vermöge desselben dem Herzog Wilhelm ebenso treu und gehorsam seyn, als wir zur Treue gegen Eure Chur-

fürstliche Gnaden verpflichtet sind. Wir sind daher bereit, lieber unser Leben aufzuopfern, als daß wir wollten meineidig werden.“ Durch diese Rede wurde der Churfürst so gerührt, daß er sogleich von seinem Begehren abstand, den Bürgermeister und den ganzen Magistrat in Gnaden entließ, und sie ermahnte, sie sollten fernerhin solche redliche und getreue Leute bleiben, als sie bisher gewesen.

222. Ehrfurcht vor dem Namen Gottes.

Der berühmte englische Naturforscher Robert Boyle (geb. 1626 gest. 1691) bewies bei allen seinen Reden und Handlungen die tiefste Ehrfurcht gegen Gott. Nie sprach er den allerheiligsten Namen „Gott“ aus, ohne dabei in seiner Rede inne zu halten. Er gab dadurch sehr deutlich zu erkennen, wie sehr er es fühle, daß er in Allem gänzlich von Gott abhänge, und daß Gott viel mächtiger, größer und erhabener sey, als der Mensch zu fassen verstehe. Dieß that er so anhaltend, daß einer seiner Freunde, der über zwanzig Jahre mit ihm umgegangen war, versicherte, er könne sich nicht entsinnen, daß Boyle jemals die Bezeigung seiner Ehrfurcht unterlassen hätte. Er bemühte sich auch zugleich, bei andern Leuten durch seine Gespräche sowohl als durch Handlungen diese Ehrfurcht gegen Gott zu befördern, indem er ihnen richtige Begriffe von Gottes Größe, Allmacht, Weisheit und Güte beibrachte.

223. O mein Vater, gehe doch nicht in die Hölle!

Ein Gutsbesitzer ohne Gottesfurcht hatte von einem Juden gegen Wechsel 10,000 Gulden auf ein Jahr aufgenommen. Zur Verfallzeit kam der Jude, um Darlehen und Zinsen in Empfang zu nehmen. Aber wie erschrack er, als der Gutsherr nichts davon wissen wollte, daß er ihm Geld schuldig sey. Vergeblich bat und flehte der Jude, dem mehr bange war um die Seele des Gottver-

gessenen als um den Verlust des großen Kapitals. Vergeblich stellte er das Anerbieten, das Geld noch ein Jahr stehen lassen zu wollen, wenn ihm nur die abgelaufenen Zinse entrichtet würden. Der Schuldner beharrte bei seinem Läugnen, und verschwor sich, wenn er je in seinem Leben einen Groschen von dem Juden erhalten hätte. Vergeblich erinnerte dieser an den allgegenwärtigen Zeugen unserer Handlungen; der Treulose lachte und wies ihn drohend von sich. Mit einer Thräne im Auge entfernte sich dieser, und, da ihm nichts Anderes mehr übrig blieb, verklagte er seinen Schuldner bei Gericht. Aber auch hier läugnete dieser. Nun sollte der Gläubiger den Wechsel vorzeigen; zum Unglück aber hatte er denselben unter seinen Papieren verlegt. Es wurde daher dem Schuldner ein Reinigungseid übertragen. Mit frecher Stirne hatte dieser schon die Worte gesprochen: „Ich schwöre vor Gott, dem Allmächtigen, einen wahren körperlichen Eid, daß" — „Halt," rief der Jude, — „der Herr soll nicht schwören! Ich stehe von meiner Forderung ab!" — Die Richter staunten und forderten eine nähere Erklärung. „Mein Gewissen verbietet mir, auf meiner Forderung zu bestehen; ich bitte, die Akten zu schließen, und die Kosten mir anzurechnen." — Dieß geschah, aber Jedermann wußte, wie sich die Sache verhielt. „Lieber noch 10,000 Gulden Verlust als eine meineidige Seele in der Hölle!" Mit diesen Worten trat der Jude ab. Nach einigen Tagen fand er den verlegten Wechsel, zeigte ihn dem Vorstande des Gerichts, und zerriß ihn vor dessen Augen. Im Triumph war der Meineidige nach Hause zurückgekehrt. Doch in der Nacht wachte sein Gewissen auf. Angstvolle Träume quälten ihn und zeigten ihm im Bilde, wohin seine ruchlose That ihn stürzen werde. Dadurch wurde er so angegriffen, daß er krank wurde. Doch nicht sein Körper blos, auch seine Seele wurde von Schmerzen gepeinigt. Schluchzend lief sein achtjähriges Töchterlein zu dem Pfarrer des Orts und bat: „Kommen Sie doch gleich zum Vater, er stirbt und geht in die Hölle! —

„Das soll er mit Gottes Barmherzigkeit nicht!“ antwortete dieser, und gieng sogleich mit dem Kinde, das unterwegs sagte: „Lieber Herr Pfarrer, sagen Sie doch dem Vater, daß er nicht in die Hölle gehen soll. Er soll sich bekehren, und dann zu dem Herrn Jesus in den Himmel kommen!“ — „Ja, liebes Kind,“ erwiederte dieser, „verlasse dich darauf, ich werde es ihm sagen!“ — Der Kranke war vor Mattigkeit eingeschlafen, als der Geistliche eintrat, erwachte aber bald, und rief, überrascht von dessen Anblick: „Willkommen, Herr Pfarrer! kommen Sie von selbst oder gerufen?“ — „Ich komme, theils aus Mitleid, theils von diesem Kinde gerufen,“ entgegnete dieser. — „O das liebe Kind!“ sagte der Kranke, „das ist's, was meine Verdammniß vermehrt. Es war oft ein Prediger für mich, aber ich lachte über seine kindlichen Ermahnungen, wie über die seiner frommen seligen Mutter! Eben jetzt im Schlafe sah ich das Kind als einen Engel an der Hand seiner Mutter im Himmel, es sah mich wehmüthig an, und rief: „O mein Vater, gehe doch nicht in die Hölle! Bekehre dich, der Herr Jesus winkt dir, daß du dich bekehren und zu uns kommen sollst.“ Ach! gerne wollt' ich, aber es ist zu spät! O wenn ich so gelebt hätte wie meine fromme Frau! Ihr Segen noch vor ihrem letzten Athemzuge wird durch meine Schuld zum Fluche! Ich bin verloren!“ — „Eben darum ward Jesus Christus ein Fluch für Sie,“ erwiederte der Pfarrer, „daß Sie den Segen ererben, daß Sie ewig leben sollen! Erkennen Sie sich als Schächer, werth aller Verdammniß, welche Ihre Thaten verdienten, aber bitten Sie, wie der Schächer, mit bußfertigem Herzen den HErrn, und Er wird Ihnen antworten, was Er ihm geantwortet hat.“ — Und als nun der Geistliche das Lied sprach: „Mein Heiland nimmt die Sünder an ꝛc.“ konnte der von seinen Sünden Gepeinigte das Wort von Christo im Glauben erfassen. Er vergoß viele Thränen über seine Sünden, aber sein Herz konnte jetzt im Glauben um Gnade rufen! — Von da an

hatte seine Bekehrung festen Grund gefunden, bald zeigten sich auch die Früchte davon, als nun schnell seine Genesung erfolgte. Er ließ den Juden zu sich bitten. „Hier sehen Sie," so redete er ihn bei seinem Eintritt in's Zimmer an, „den Bösewicht, der nicht werth wäre, von Ihnen angesehen zu werden, wenn sich nicht Gott seiner erbarmt hätte. Ich bitte Sie, hier die Zinsen Ihres Darlehens in Empfang zu nehmen, in wenig Tagen erhalten Sie das Kapital." — „Gelobt sey der Herr meiner Väter, der Ihre Seele vom Verderben errettet hat. Gesegnet seyen Sie dem Gott Abrahams!" rief der erstaunte Jude aus. — Der bekehrte Gutsherr hielt Wort und bezahlte auch das Kapital seiner Schuld. Von nun an war er nur für seine Heiligung und die Erziehung seiner Kinder in der Furcht des HErrn besorgt. Und in dieser Gesinnung beharrte er bis an sein Ende.

224. Da sey Gott vor, daß ich Jemand zum Meineid Anlaß gäbe!

Ein Metzger wollte von einem gottesfürchtigen Manne einige Schweine kaufen, und fragte nach ihrem Preise. Als er ihn erfuhr, vermaß er sich hoch und theuer, daß er sie um denselben nicht brauchen könne. „Das hättest du mir nur ganz ruhig ohne Betheurungen sagen können," antwortete jener Mann, „weißt du nicht, daß Jesus das Schwören verbietet, wenn Er spricht: Euere Rede sey ja, ja, nein, nein, was darüber ist, das ist vom Uebel?" — Zuletzt aber wollte der Metzger die Schweine doch um den angegebenen Preis kaufen. „Nein," erwiederte jener gottesfürchtige Mann, „du bekommst sie nicht, denn du hast dich ja hoch und theuer verschworen, du könntest sie um diesen Preis nicht brauchen, ich will dir nicht behülflich seyn, deinen Schwur zu brechen, daß du eine zweite Sünde zur ersten hinzufügst!"

225. Was thust du, um einen falschen Eid zu verhindern?

Lange hatte schon ein Proceß gedauert, und zwei Familien auf das Heftigste erbittert, als Pfarrer Mittenmayer zu Gräfenhausen in Württemberg — es war im Jahre 1792 — den Auftrag erhielt, beide Parteien auf den Eid vorzubereiten. Denn jede behauptete mit gutem Gewissen, ihn leisten zu können. Da versammelte der Geistliche beide Parteien mit ihren Familien vor Gericht, erklärte ihnen die hohe Wichtigkeit des Eides, und sprach auf das Eindringlichste von Gottes Allgegenwart, Allwissenheit, Vergeltung und von Tod und Ewigkeit. Alle wurden zu Thränen gerührt. Sodann fragte er jede Partei besonders: „Könnt ihr schwören?“ Stammelnd antwortete der Mund wohl „ja,“ aber das Herz sagte: „nein!“ — „Kinder,“ fuhr der ehrwürdige Greis weinend fort: „die Seele dessen, dem der Eid gestattet wird, ist verloren. Keines von euch kann mit gutem Gewissen schwören.“ Beide Parteien zitterten, aber sie bestunden darauf, schwören zu wollen. „Halt! Gott ist mein Zeuge,“ rief der Pfarrer aus, „es hat mir Niemand den Auftrag dazu gegeben, aber um euere Seelen zu retten, gebe ich fünfzig Gulden Beitrag, wenn ihr vom Prozesse absteht und euch versöhnt!“ — Diese Großmuth erweichte die harten Herzen. Beschämt sahen sich die Streitsüchtigen einander an. Da fügte der treue Seelenhirt noch ermunternde Belehrungen über den Vorzug seines Antrags vor weltlichem und göttlichem Gerichte hinzu, und entließ die Streitenden mit Bedenkzeit bis morgen. Der morgende Tag kam, und beide Parteien waren mit dem Verlangen ihres Pfarrers zufrieden. Mittenmayer zahlte, die Obrigkeit genehmigte, und der Prozeß war zu Ende. — „Ich danke meinem Gott,“ sprach der edle Pfarrer, „daß Er mir diesen Gedanken eingab, ehe sie schwuren; gewiß, sie werden mir deßhalb noch in der Ewigkeit danken!“ —

Weise Sorge für das eigene Wohl.

I.

Selbsterkenntniß.

Wehe denen, die bei sich selbst weise sind und halten sich selbst für klug. Jes. 5, 21.

---

226. Ich weiß, daß ich nichts weiß.

Sokrates wurde von den Griechen seiner Zeit für den weisesten Mann ihrer Nation gehalten und erklärt. Er allein hielt sich dieses großen Ehrennamens unwürdig. „Warum“ — so fragte er sich selbst — „mag man mir wohl diesen Namen ertheilt haben? Mir, der ich doch wie andere Menschen dem Irrthum und der Unwissenheit unterworfen bin, und Fehler genug an mir habe?“ — Endlich gab er folgenden Unterschied zwischen sich und Andern an: „Andere Menschen glauben fälschlich, daß sie viel wissen; ich aber weiß es, daß ich nichts weiß.“

Einst kam ein Mann, der sich mit der Kunst abgab, aus den Gesichtszügen der Menschen ihren Charakter zu errathen, nach Athen und nach dem Wunsche seiner Schüler ließ sich auch Sokrates von demselben untersuchen und beurtheilen. Als aber der Fremde freimüthig genug war, um verschiedene, nicht unbedeutende Fehler namhaft zu machen, auf welche ihn der Anblick des Philosophen nach den Grundsätzen seiner Kunst führte, so wurden die Schüler ärgerlich und glaubten ihm bittere Vorwürfe über die Verunglimpfung ihres geschätzten Lehrers machen zu dürfen. Sokrates aber sprach: Lasset mir diesen Mann ungekränkt, er hat

mir nichts andres als die Wahrheit gesagt; längst habe ich selbst alles das an mir gefunden, was er mir vorhält, und wenn ihr nichts davon bemerktet, so kommt es nur daher, daß ich mich bemühte, die bösen Neigungen meines Herzens zu bemeistern. —

227. Demüthiges Anerkenntniß einer Uebereilung.

Kaiser Otto der Große feierte im Jahre 962 zu Pavia das Osterfest. Als die Tafel bereits gedeckt war, trat ein Herzog von Schwaben an dieselbe, und brach von einem Fladen ein Stück ab. Der kaiserliche Truchseß wurde über diese Störung der Ordnung so böse, daß er sich so weit vergaß, mit seinem Marschallstabe den Herzog derb über den Kopf zu schlagen. Als dieß der Hofmeister des Herzogs, der Ritter Heinrich von Kempten sah, ergrimmte er so sehr, daß er, die seinem Herrn angethane Schmach zu rächen, das Schwert zog, und den Truchseß niederstieß. In dem Augenblicke trat der Kaiser in den Saal, und über die Ermordung seines Dieners erbittert, befahl er, den Ritter von Kempten zu greifen, und zur Richtstätte zu bringen. Dieser bat, sich erst vertheidigen zu dürfen, allein der Kaiser beharrte bei seinem Ausspruche, und wollte von keiner Rechtfertigung hören. Da gerieth der Ritter von Kempten außer sich, riß sich von denen, die ihn bisher gehalten hatten, los, stürzte wüthend auf den Kaiser, packte ihn mit Riesenkräften um den Leib, warf ihn zu Boden, und würde ihn in seiner Erbitterung höchst wahrscheinlich ermordet haben, wären nicht die anwesenden Hofleute hinzugesprungen, ihn aus den Händen des Rasenden zu befreien.

Die Zeugen des Auftrittes glaubten nun nicht anders, als daß die früher verhängte Todesstrafe jetzt durch Martern geschärft werden würde, aber es kam ganz anders, als sie erwartet hatten. Denn der Zorn des Kaisers schien sich beinahe ganz gelegt zu haben, und ungleich ruhiger als vorher sagte er zu dem Ritter von Kempten: „Ich erkenne,

daß Gott mich durch deine Hand schlug, weil ich die Pflicht des Richters verletzte, die gebietet, eines jeden Strafbaren Vertheidigung zu hören, ich dich aber mit übereiltem Zorn verurtheilte. Aber ich will mein Unrecht wieder gut machen, daher erlaube ich dir jetzt zu reden.“ Der Ritter erzählte nun den ganzen Hergang der Sache getreu der Wahrheit, und der Kaiser fand ihn darnach so wenig strafbar, daß er ihm nicht nur die Ermordung des Truchseß verzieh, sondern auch den Angriff auf seine eigene Person; denn er sagte, er sehe dieses als eine Züchtigung Gottes für seine Uebereilung an.

228. Der Weise lässet sich strafen.

Churfürst Johann Georg I. hatte einmal in der Uebereilung Etwas gethan, das nicht recht war. Sein Beichtvater nahm sich die Freiheit, ihm mit aller schuldigen Ehrfurcht deßhalb Vorstellung zu machen. Der Churfürst wurde darüber nicht unwillig, sondern sagte: »Ihr meint es gut, und thut, was eures Amtes ist, ich wünschte wohl, daß es nicht geschehen wäre, und Gott weiß, daß ich die Nacht über mich darüber bekümmert habe: bittet Gott für mich, und gebt mir euern Segen mit auf die Reise.“ Als der Beichtvater ihn hierauf tröstete, nahm er den Trost mit Freuden an, und bezeigte sich überaus gnädig gegen denselben.

229. Der sagt es, und ich denke es.

A. H. Franke in Halle gieng eines Tages mit Dr. Anton spazieren. Da hörten sie auf dem Felde eine betende Stimme. Sie giengen näher, und sahen hinter einem Gesträuche zwei Knaben auf den Knieen liegen. Einer betete laut. Mit großer Freude und Erbauung hörten beide Geistliche zu. Als der Knabe sein Gebet geendet hatte, fragte er seinen Kameraden: »Du, habe ich nicht recht schön gebetet?“ — Auf das Schmerzlichste fühlten sich beide Geistliche von dieser Frage niedergebeugt. „Das sagt,“ sprach

endlich Dr. Anton, „dieser Knabe aus unser Aller Herzen heraus! Wir Alten schämen uns nur, so laut zu fragen. Sind wir nicht oft in dem Falle, daß wir unser Gebet in Demuth, im tiefsten Gefühle unseres Nichts anfangen, und mit einer geheimen Anwandlung von Selbstfreude, von Freude über unser wohlgelungenes, kräftiges Gebet endigen?“ —

230. Hältst du dich nicht für besser als deinen Nachbar?

Ein redlicher Mann klagte dem Herrnhutischen Bischof Loskiel, daß er seinen Nachbar nicht lieben könne, er sey darüber traurig, und möchte gerne die Ursache wissen, warum er dieß nicht könne. Loskiel fragte ihn, ob der Nachbar ihm etwas zu Leide gethan hätte, oder ob er ihm von Andern verkleinert worden sey, was Jener Alles verneinte. Da rieth ihm Loskiel, in der Stille sein Herz zu untersuchen, ob er bis daher sich selbst nicht für besser gehalten habe als seinen Nachbar? Ohne eine Sylbe zu sagen, gieng Jener fort, kam aber nach einigen Tagen wieder, und dankte für diesen heilsamen Rath. „Das war's,“ sagte er, „da fehlte es! Als ich mich darüber vor Gott prüfte, fand ich, daß ich meinen guten Nachbar für schlechter gehalten hatte als mich. Das hat mir der Herr zur Sünde gemacht, aber auf mein Flehen wieder vergeben. Nun ist es mir ganz anders zu Muthe. So oft ich meinen Nachbar sehe, möchte ich ihn jetzt vor Liebe umarmen!“ —

231. Was schadet mehr: Tadel oder Schmeichelei?

Die Feinde des französischen Schauspieldichters Molière wollten den berühmten Herzog von Montausier, Oberhofmeister des Dauphins unter der Regierung Ludwigs XIV. bereden, daß Molière in seinem Lustspiel „der Menschenfreund“ ihn und seine manchen Leuten allzuraube Tugend unter der Person des „Alceste“ habe lächerlich machen wollen. Er wohnte nichts destoweniger der Aufführung dieses Lustspiels bei und erkannte sich wirklich in einigen Zügen, welche von den im Parterre Sitzenden mit höhnischem

Lächeln beklatscht wurden; er erinnerte sich hiebei einiger Worte, die er bei Hofe gesagt hatte und die dem Alceste in den Mund gelegt waren. Nach dem Lustspiel fragten ihn seine Freunde, wie es ihm gefallen habe? O wie wünschte ich, sagte er, daß ich dem redlichen Manne Alceste ähnlich wäre! — Wie dieser edle Mann sich selbst mit demüthiger Bescheidenheit beurtheilte, so suchte er auch seinen Zögling in derselben zu erhalten; er bemühte sich daher, es möglichst zu verhindern, daß derselbe die Zueignungsschriften der Bücher zu lesen bekam, welche ihm schmeichlerische Gelehrte zu widmen pflegten. Einst aber traf er den Prinzen, wie er heimlich eine solche Zueignungsschrift las; allein anstatt sie ihm wegzunehmen, hieß er sie ihn laut und langsam vorlesen, worauf er ihm sagte: Sehen Sie nun, mein lieber Prinz, wie frech man Ihrer spottet! Sie selbst sind, wie ich gewiß weiß, vollkommen überzeugt, daß Sie die guten Eigenschaften bei weitem nicht in dem Grade besitzen, in dem man sie Ihnen beilegt. Wie können Sie ohne gerechten Unwillen solche grobe Schmeicheleien lesen, die man Ihnen gewiß nicht machen würde, wenn man nicht von Ihrem Verstande eine geringe Meinung hätte?

232. Liegt nicht auch in meinem Herzen der Keim zu allem Bösen?

Der gelehrte und fromme holländische Naturforscher Boerhave erzählt: er habe nie der Hinrichtung eines Verbrechers beiwohnen können, ohne sich selbst zu fragen: Wer weiß, ob dieser Mensch nicht weniger schuld ist als ich? — An solchen Tagen, wo die Gefängnisse auf diese Art für das Grab geleert werden, sollte jeder Zuschauer dieser furchtbaren Handlung seinem Herzen diese Frage vorlegen. Denn ein jeder solcher Verbrecher ist von unserem Geschlecht, hat dieselben Triebe und Neigungen wie wir. Sind nicht die Sünden, die man als klein und unbedeutend ansieht, wie Ungehorsam gegen die Eltern, Naschhaftigkeit, Zorn u. dgl. die Keime und Anfänge jener

Verbrechen, die durch die öffentliche Gerechtigkeit mit dem Tode bestraft werden? Und wer kann sagen: ich bin rein von Sünden? Wer ist es, der dich vor so grobem Ausbruche bewahrte? Zudem sind auch jene in den Augen der Menschen geringen Sünden groß vor den Augen des Allwissenden, wie Sein Wort bezeugt: „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger," (1 Joh. 3, 15).

233. Erkenne in Andern dein eigen Bild.

Christoph Handel, ein frommer Bäckermeister in Dettingen unter Urach, hörte einst in der Kirche am Feste der Erscheinung eine Predigt, deren ganzer Inhalt darin bestand, daß der feindselige, falsche und teuflische Charakter des Königs Herodes geschildert wurde. Diese Predigt dünkte ihm ganz dürre und unfruchtbar, und es kam Handel vor, dießmal werde er wohl, ohne einen Segen für sein Herz bekommen zu haben, nach Hause gehen müssen. Er war aber so klug, die Schuld nicht bei dem Prediger, sondern bei sich selbst zu suchen und dachte: dießmal bist du doch recht ungeschickt gewesen, daß du den Punkt nicht hast herausfinden können, der dir Nahrung für dein Herz dargeboten hätte. Endlich, als die Predigt vorbei war, wurde wegen Reichung des Abendmahls Beichte gehalten und die gewöhnliche Formel verlesen: „Ich armer Sünder bekenne vor Gott ꝛc." — Da nun Handel mit aller Andacht diesen Worten folgte, so bekam er unter dem Beichtgebet die klare Ueberzeugung, daß er von Natur eben so schlimm oder noch ärger als Herodes sey, und dachte nun, der Geistliche habe in dieser Predigt ihm seinen eigenen Charakter recht deutlich gemacht und ausgelegt, so daß er sich noch unter Herodes herabsetzen, und die ganze Predigt auf sich selbst anwenden konnte. Nun gieng er nicht mehr leer und unbefriedigt nach Hause, sondern eignete sich nebst der Ermahnung zur Buße auch den Trost der Vergebung seiner Sünden in wahrem Frieden Gottes zu.

234. Lerne dich bei Allem schuldig geben.

Ein Uhrmacher lebte in den ersten zwölf Jahren seiner Ehe in stetem Unfrieden mit seiner Frau. Eines Abends, nach einem heftigen Zanke, gieng er in's Freie. „Warum sind wir zwei so unglücklich?“ sprach er zu sich, „wir haben uns doch im Grunde lieb, wir haben unser gutes Brod.“ Da erkannte er die Quelle, daß die Frau ihm die Schuld jedes großen oder kleinen Unfalls gebe. „Bin ich denn nicht oft Schuld?“ fragte er sich, „am Ende hat die Frau Recht! — da ich oft die Schuld trage, will ich sie nur lieber immer auf mich nehmen“. Diesen Vorsatz führte er aus, und das half eine Zeit lang; aber die Frau wurde mißtrauisch, endlich erbittert. „Das sagst du nur aus bloßer Bosheit, daß du schuld bist. Im Herzen denkst du doch anders,“ sprach sie. Und der Unfriede ward ärger als vorher. Da betete er in einer schlaflosen Nacht herzinnig, und bat um Erleuchtung. Es ward sogleich Licht in ihm: „Es ist doch meine Schuld,“ sagte er, „daß meine Frau so ist; ich brauche eine solche Frau. Es wäre ja dem lieben Gotte ein Leichtes, ihr Herz zu wenden, aber ich bedarf einer solchen Ruthe. Wäre ich nur besser, so würde sie auch besser gegen mich seyn.“ Von da an ertrug er Alles mit Ergebenheit, er fühlte, es geschehe ihm nur, was er verdiene. An einem Nachmittage aber, wo sie so recht tief kränkende Worte gegen ihn ausstieß, sagte er mit Thränen in den Augen: „Liebe Frau, ich muß doch recht schlecht seyn, daß du so gegen mich bist; denn wenn ich nicht so schlecht wäre, würde es der liebe Gott nicht zugeben, daß du so gegen mich seyn könntest.“ Da erblaßte sie, fiel ihm weinend um den Hals und rief: „Nein, du bist nicht schlecht, ich bin schlecht, aber ich will besser werden!“ Und sie ward besser, und nie wieder wurde der Friede des Hauses gestört.

235. Bist du besser als der, über den du dich ärgerst?

Der Pfarrer Schöner in Nürnberg wurde einst zu einer Frau gerufen, welche dem Tode nahe war, ohne ihn

zu fühlen. Die Frau hatte in ihrem Leben zu den Selbstgerechten gehört, hatte sich zwar fleißig in der Kirche und beim Abendmahle eingefunden, hiemit aber auch nach ihrer Meinung Alles gethan, was nöthig sey zum Seligwerden. Darum hatte sie auch die Predigten des Pfarrers Schöner niemals gern hören mögen, denn dieser, sagte sie, predige eigentlich nur für Sünder und nicht für fromme Menschen, und sie wisse auch von Vielen, die in seine Predigt giengen, daß sie es, sonst wenigstens, eben nicht genau genommen hätten mit der Tugend. Sie dächte immer, wer sich in jeder Predigt so einen Sünder könne nennen und zur Buße ermahnen lassen, der müsse auch große Sünde begangen haben. Da denn Schöner zur Kranken kam, redete ihn diese gleich so an: „Vor allen Dingen, Herr Pfarrer, muß ich Sie bitten, daß Sie mich nicht etwa als eine Sünderin ansehen, und mir nicht viel von Sünde und Buße sprechen, denn deßwegen habe ich Sie nicht rufen lassen. Ich habe in meinem Leben keine Sünde gethan, ich bin gottesfürchtig erzogen, ich habe fast niemals eine Kirche versäumt, bin auch immer gutthätig gegen die Armen gewesen. Sagen Sie mir lieber sonst was Tröstliches in meiner Krankheit.“ — „Glückliche Frau,“ sagte Schöner, „die niemals eine Sünde gethan hat! Bisher kannte ich nur Einen, der von keiner Sünde wußte, das war unser Heiland JEsus Christus. Ich muß Euch vor Gott gestehen, daß ich ein armer Sünder bin, daß ich nichts Gutes an mir selber zu rühmen weiß.“ Die Frau wurde über diese Rede etwas betroffen, brachte aber das Gespräch auf etwas Anderes. Indessen befahl sie ihrer kleinen Pflegetochter, ein Tuch zu bringen und auf den Tisch zu breiten, an welchem der Herr Pfarrer Kaffee trinken sollte. Das Kind wollte aber aus Vorwitz auch die Tasse vom Schränkchen herunterlangen, und ließ sie fallen, daß sie zerbrach. Darüber wurde die kranke Frau so zornig, daß sich ihr Gesicht entstellte, und sie gegen das Kind in sehr unziemliche Schimpfreden ausbrach. „Alles,“ sagte sie zuletzt, „macht

sie ungeschickt, und richtet einen Schaden nach dem andern an.“ Das Kind wollte sich aber in Gegenwart des Herrn Pfarrers nicht so demüthigen lassen, und sagte, es sey doch nicht so, es mache sonst Alles geschickt, und habe noch niemals einen Schaden angerichtet.“ „Sehet, die Lügnerin,“ sagte die Frau, „will sich auch noch weiß brennen. Hättest du nicht gelogen, so war dir's verziehen, so aber geh' gleich hinaus, geh' mir aus den Augen. Der Herr Pfarrer halten mir's zu gut, daß mich's so böse macht. Es war die gute Tasse. Hätte denn das böse Kind nicht Jemand bitten können, daß er sie ihm herunterhole. Immer aber denkt der Vorwitz, er sey allein gut.“ — „Liebe Frau,“ sagte der Pfarrer, „sollte das wohl auch recht vor Gottes Augen und keine Sünde gewesen seyn, daß Ihr Euch so erzürntet wegen der guten Tasse. Ich wenigstens hielte es für eine große Sünde, wenn ich im Zorn die und die Worte herausstieße“ (er erinnerte sie dabei an ihre unziemlichen Schimpfreden gegen das Kind). „Herr Pfarrer, sind wir doch schwache Menschen! Und ich erzürne mich sonst gar nicht, aber daß die vorwitzige Person da mich anlügen will und sagen, sie mache sonst Alles geschickt und thäte niemals Schaden, das ärgert mich gar zu sehr.“ — „Und „Ihr, liebe Frau,“ sagte der Pfarrer, „habt Ihr denn nicht vorhin ebenso den Geist Gottes angelogen, als Ihr sagtet, Ihr hättet niemals eine Sünde gethan? Oder wer ist denn wohl ein Lügner, Gott, der da sagt, daß des Menschen Herz böse von Jugend auf sey, oder Ihr, die Ihr das Gegentheil von Euch vorgebt? Und seyd Ihr nicht ebenso vorwitzig als Euer Pflegetöchterchen, da Ihr Euch selber für ganz gut haltet, und keinen Heiland und Sündenvergeber nöthig zu haben glaubt?“ — Die Frau weinte, und reichte dem Pfarrer die Hand. Sie sehe ihre Sünde wohl ein, er solle sie nur nicht verlassen, sondern ihr beten helfen, daß Gott ihr gnädig seyn möchte. Der Pfarrer betete mit ihr die vorhin so verachteten Kindersprüchlein, und pflegte ihres kranken Herzens mit Liebe und

Geduld. Die Frau wurde gründlich zur Erkenntniß ihrer Sünde und zur Buße geführt, zugleich aber auch der Vergebung in Christo gewiß. Sie lebte noch acht Tage, und starb mit zerknirschtem, obwohl im Glauben freudigem Sinne.

236. Ich hätte nie gedacht, daß ich so schlecht wäre!

Ein Missionar erklärte die zehn Gebote. Bei dem ersten sagte ein Neger zu sich selbst: »Ich bin schuldig;« beim zweiten: »Ich bin schuldig;« beim dritten: »Schuldig;« beim vierten: »Schuldig;« aber beim fünften dachte er: »Nein, nicht schuldig, ich habe noch Niemand getödtet.« Der Missionar fuhr fort: »Habt ihr noch nie gewünscht, daß dieser Mann oder diese Frau todt wäre?« Was da der Neger fühlte, konnte er nicht aussprechen. »Ich bin diese Person,« dachte er. Sein Herz fing an zu schlagen, er mußte schreien, sein Herz wollte ihm zerspringen. »Massa!« (Lehrer), sagte er, »ich glaube, noch vor dem Frühstück habe ich zehn Personen todt geschlagen. Ich hätte nie gedacht, daß ich so schlecht wäre.«

II.

Lernbegierde.

Laß dein Herz auf Weisheit Acht haben,
und neige dein Herz mit Fleiß dazu.
Sprüchw. 2, 10.

---

237. Lernen wollen ist keine Schande.

Man schämt sich zuweilen solcher Dinge, die gar nichts Schimpfliches haben, und läßt sich die falsche Scham oft zum Bösen verleiten. Nicht so handelte der römische Philosoph und Lehrer des Kaisers Nero, Seneka. Dieser

besuchte noch in seinem Alter die Lehrstunden anderer Philosophen, ungeachtet er zu den weisesten Männern seines Zeitalters gerechnet wurde. Als ihm Jemand sagte, daß er sich dadurch zu den Jünglingen heruntersetze, antwortete er: „Glücklich bin ich, wenn dieß das Einzige ist, wodurch ich mein Alter beschimpfe. Es ist ja für einen Greis keine Schande, der Aufführung moralischer dramatischer Scenen beizuwohnen; warum sollte er sich schämen, in die Hörsäle der Weltweisen zu gehen? Man muß so lange lernen, als man Etwas noch nicht weiß; und so lange das Leben dauert, muß man lernen, wie man gut und glücklich leben soll.“

238. Der lernbegierige Kaiser.

Kaiser Karl der Große hatte in seiner Jugend nur wenig Gelegenheit zum Lernen gefunden, und in männlichen Jahren mußte er einen großen Theil seines Lebens an der Spitze seiner Heere zubringen. Aber sein Beispiel zeigt, daß einem festen Entschlusse und unverdrossener Beharrlichkeit sehr Vieles möglich ist, was der Träge für unmöglich hält. Er lernte sich seiner Unwissenheit schämen, beschloß ihr abzuhelfen, und ward einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Da er um sich her Niemand fand, der ihn bei seinen Bemühungen recht unterstützen und Lehrerstelle bei ihm hätte vertreten können, so berief er aus andern Gegenden und selbst aus fremden Ländern einsichtsvolle und gelehrte Männer an seinen Hof, und ließ sich von ihnen Unterricht geben. So wurde er, ohne seine Regentenpflichten zu vernachläßigen, Kenner einiger Fächer der Gelehrsamkeit, verstand das Lateinische und Griechische vollkommen, wenn er das letztere gleich nicht sprach, und brachte es unter Anderem in der Sternkunde so weit, daß er brauchbare astronomische Tafeln verfertigen konnte. Da er in seiner Jugend nicht schreiben gelernt hatte, so setzte er, der Held, dem halb Europa gehorchte, sich noch in seinen männlichen Jahren an den Schreibtisch, um die Buchstaben

nachmachen zu lernen, was seiner — des Schwertes gewohnten, abgehärteten Hand wohl schwerer werden mußte als den weichen Knabenfingern. Ja, er war so emsig, diese nützliche Kunst zu lernen, daß er auf seinen Feldzügen und auf seinen Reisen immer die Schreibmaterialien bei sich führte und unter seinem Kopfkissen verwahrte, um die Augenblicke, welche er von Geschäften frei war, sogleich zur Uebung in dieser Kunst benützen zu können.

239. Mathematische Erfindungen.

Der Italiener Galiläus Galilăi (geb. 1564 gest. 1642) ließ von seinem zartesten Alter an eine außerordentliche Lebhaftigkeit des Geistes, die mit eifriger Liebe zu den Wissenschaften verbunden war, an sich blicken; fast ohne einige Beihilfe lernte er die Musik, das Zeichnen, die griechische Sprache und alle Schulwissenschaften. Eine vorzügliche Neigung aber bekam er zur Mathematik, und widmete sich ihr mit dem glücklichsten Erfolg. Durch sein Nachforschen erfand er, als Jüngling von etwa 20 Jahren, die jetzt bekannte Wasserwage, die sich von der gemeinen Wage dadurch unterscheidet, daß sie empfindlicher und feiner ist, und statt der Wagschalen flache messingene Teller hat, die unten mit Häkchen versehen sind, an welchen man die einzutauchenden Körper an Pferdehaaren einhängen kann. Schon vorher machte er eine noch wichtigere Entdeckung. Er gieng eines Tages in eine Kirche zu Pisa, wo er die Bewegung einer an der Decke aufgehängten Lampe bemerkte; diese Beobachtung gab ihm Gelegenheit, über die Gesetze des Perpendikels nachzudenken. Nachdem er Alles hinlänglich überdacht hatte, wandte er das, was er durch seine Untersuchung herausgebracht hatte, zuerst auf die Arzneiwissenschaft an, um das Schlagen des Pulses auszumessen, und entwarf auch nachher den Bau einer Uhr mit einem Perpendikel. In der Folge setzte er auch die Schwere und die Schnellkraft (Elasticität) der Luft zuerst recht außer Zweifel; er verfertigte dann, nach diesen Kenntnissen und

Erfahrungen, auch das Thermometer oder dasjenige Wetterglas, welches die Abwechslung der Kälte und Wärme in der Luft nach ihren Graden genau bestimmt. Im Mai 1609 reiste er nach Venedig, und hörte daselbst in einer Gesellschaft, daß ein gewöhnlicher Brillenmacher in Middelburg, Namens Johann Lipperson, ein Instrument erfunden habe, wodurch sich die weitesten Dinge ganz nahe und deutlich vorstellten. Diese Nachricht bewog ihn, sogleich die Gesellschaft zu verlassen, und nach Padua zurückzureisen, um dieser Sache weiter nachzudenken, und wo möglich auch ein solches Instrument auszufinden, von welchem er sich bei Betrachtung der Gestirne großen Nutzen versprach. Er nahm, nach mehreren angestellten Versuchen, eine Orgelpfeife, in welcher er zwei Gläser so lange hin und her rückte, bis er die rechte Stelle für dieselben fand. Höchst erfreut über das zu Stande gebrachte Fernrohr eilte er wieder nach Venedig zu seinen Freunden, nahm sie mit sich auf einen sehr hohen Thurm, und versuchte mit ihnen sein ersonnenes Instrument. Alle erstaunten, als sie die vielen entfernten Gegenstände, die sie hier überschauen konnten, so nahe und so deutlich vor Augen hatten. Galiläi wurde mit Lobsprüchen überhäuft, und der damalige Doge von Venedig gewann den Mann so lieb, daß er ihm bald nachher, als er ihm ein Fernrohr zum Geschenk überreichte, einen dreifachen Gehalt aussetzte. Durch Galiläi ward der Gebrauch der Fernröhre allgemein bekannt. Außerdem ist auch das Mikroskop (Vergrößerungsglas) eine Erfindung von ihm.

240. Wahre Liebe zu den Wissenschaften.

Gottfried Wilhelm v. Leibnitz, geheimer Justizrath in Hannover (geb. 1646 gest. 1716), einer der größten deutschen Gelehrten, war noch nicht sieben Jahre alt, als er seinen Vater verlor. Dieser Verlust wurde ihm aber durch die Sorge seiner Mutter für seine weitere Ausbildung und Erziehung ersetzt. Sie übergab ihn der besondern

Aufsicht zweier einsichtsvollen Männer, die ihm die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache beibrachten. Noch ehe er völlig 14 Jahre alt war, machte er einst in Einem Tage ein Gedicht auf das Pfingstfest in 300 lateinischen Versen. Im 15. Jahre seines Alters verfertigte er schon gelehrte Aufsätze, und im 17. gab er bereits Bücher in Druck, suchte aber, nach seinem eigenen Geständnisse, bei dem Allem eine größere Ehre darin, unter die Greise, die noch Schüler sind, als unter die Kinder, die Gelehrte waren, gerechnet zu werden: wie er denn, gleich dem Sokrates, immer geneigt war zu lernen. Er zeigte als Knabe keinen ausschließenden Hang für irgend eine Art von Studien, sondern versuchte alle mit gleicher Lebhaftigkeit. Denn da sein Vater eine große Bibliothek von seltenen Büchern aus allen Fächern zurückgelassen hatte, so nahm er sich vor, alle diese Bücher der Reihe nach zu durchlesen, und brachte es auch in Kurzem so weit, daß er auch die tiefsinnigsten philosophischen Werke und alle klassischen Schriftsteller verstand; jedoch fühlte er bald, daß es nicht gut sey, so viele verschiedenartige Bücher durcheinander zu lesen, und wählte sich nur einzelne vorzügliche Schriften aus, worunter hauptsächlich der Livius und Virgil waren, mit denen er sich so bekannt machte, daß er noch in seinem Alter ganze Seiten daraus hersagen konnte. — Da er für jede Gattung menschlicher Kenntnisse Sinn und Empfänglichkeit hatte, so gieng sein rastloses Streben dahin, das Gebiet der Wissenschaften überhaupt weiter anzubauen und in seinem Innern zu vervollkommnen. Gelehrte aller Art fanden in ihm einen Gönner und Beförderer ihrer Untersuchungen, der keine Arbeit scheute, durch die er glaubte, ihnen nützlich werden, und zur Aufklärung der Gegenstände, denen sie etwa ihren Fleiß widmeten, beitragen zu können. Geschickter Jünglinge nahm er sich wie ein Vater an, und kannte kein größeres Vergnügen, als talentvolle junge Leute in Umstände zu versetzen, wo sie ihre Bestimmung erfüllen, und die Annehmlichkeiten der Wissenschaften genießen konnten. Weit ent-

fernt, diejenigen, die einerlei Laufbahn mit ihm betraten, als seine Nebenbuhler anzusehen, betrachtete er sie vielmehr als Werkzeuge der Vorsehung, mit ihm zu einerlei Absicht bestimmt, das menschliche Geschlecht zu unterrichten. — Sein Wahlspruch war: „Pars vitae, quoties perditur hora, perit" (Mit jeder verlornen Stunde geht ein Theil des Lebens verloren.) — Er blieb auch diesem Grundsatze vollkommen getreu, und war so ängstlich geizig mit der Zeit, daß er sich unaufhörlich mit etwas Nützlichem beschäftigte, und sogar auf Reisen und bis in sein hohes Alter entweder die Lehrbücher las, nach welchen er in der Jugend studirt hatte, oder Plane zu Büchern entwarf. Jeden neuen Gedanken, der ihm während der Arbeit auffiel, schrieb er auf, und man hat in der Hannöver'schen Bibliothek noch einige Millionen solcher Zettel von seiner Handschrift, von denen viele kaum eines Fingers lang und breit sind.

241. Ein Handwerk hat einen goldenen Boden.

In der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts lebte in Deutschland ein Edelmann, um dessen Tochter sich ein reicher und angesehener junger Herr bewarb. Der Vater fragte ihn, wie er denn seine Tochter ernähren wolle, wenn er sie geheirathet hätte? Er antwortete: er würde sie so halten, wie es sich für ihren Stand schicke. — „Aber wovon?" — fragte der Alte wieder. — „Nun," erwiederte der Jüngling: „Sie wissen ja, daß ich große Güter besitze, die meine Eltern mir hinterlassen haben." — „Ich weiß es," — fuhr der Alte fort: — „aber ich möchte wissen, ob Sie denn nichts haben, das sicherer als alle Güter wäre, und was Ihnen Niemand rauben könnte? J. Ich verstehe Sie nicht recht. E. Nun so muß ich mich denn wohl erklären. Können Sie ein Handwerk? — J. Nein! — E. Dann können Sie auch der Mann meiner Tochter nicht werden. — J. Und die Ursache? — E. Weil ich diese keinem andern als einem solchen zu geben gedenke, der

ein Handwerk oder eine Kunst versteht, wodurch er sich und seine Frau ernähren kann, wenn seine Güter einmal verloren gehen sollten. — J. Darf ich mir ein Jahr zur Frist ausbitten? — E. Meine Tochter soll bis dahin ledig bleiben. Der Jüngling eilte, suchte den besten Korbmacher auf, begab sich bei ihm in die Lehre, und war mit einem halben Jahre geschickter als sein Meister. Mit einem von ihm verfertigten schönen Körbchen in der Hand gieng er nun wieder zu dem Edelmanne, und erhielt, was er wünschte. Einige Jahre nachher entstand ein Krieg. Beide, Vater und Schwiegersohn, wurden von ihren Gütern vertrieben, mußten Alles, was sie hatten, im Stiche lassen und nach Holland flüchten. Hier ernährte nun der junge Mann seinen Schwiegervater sowohl als seine eigene Familie durch sein Korbmachen. Noch jetzt schreiben die Holländer es diesem jungen Deutschen zu, daß man so künstliche Korbarbeit bei ihnen machen kann.

242. Der erfindsame Fleiß.

Der berühmte Rechtsgelehrte Johann Jakob Moser (geb. 1701 gest. 1785) bewies schon in seinen Schuljahren einen ausgezeichnet großen Fleiß. Er brachte gewöhnlich seinem Lehrer zweimal in der Woche mehr denn hundert lateinische Verse, die er, ohne daß er dazu angehalten worden wäre, aufgesetzt hatte. Zugleich übersetzte er lateinische Schriftsteller, schrieb ein Antiquitäten- und Münz-Kabinet, einen weitläufigen philosophischen Traktat, und machte Auszüge aus unglaublich vielen Büchern. Schon in seinem siebenzehnten Jahre ward er ein beliebter Schriftsteller, im neunzehnten Professor der Rechte zu Tübingen, und im 26sten Regierungsrath. Während seiner fünfjährigen Staatsgefangenschaft auf der Festung Hohentwiel wurden ihm keine anderen Bücher gestattet als eine Bibel, ein Predigtbuch und ein Gesangbuch. Feder, Papier und Dinte waren ihm ganz versagt; dennoch wußte er, erst mit der Lichtscheere, und endlich, als diese abgenützt war,

mit einer Scheere, deren Spitzen er allmählig polirte, eine Schreibtafel, die Ränder von drei Büchern, alle weißen Stellen der Makulatur, die ihm gelassen ward, und zuletzt die Wände seines Zimmers ganz voll zu schreiben. Auf solche Weise schrieb er so viele Lieder, daß sie, als sie nachher gedruckt wurden, 114 Bogen füllten; ferner moralische Stücke, denen er den Titel: „Eines alten Mannes muntere Stunden während eines engen Festungs-Arrestes" gab, und 34 Abhandlungen vermischten politischen Inhalts. Ueberhaupt könnte man mit sämmtlichen im Drucke erschienenen Werken dieses, für sein Vaterland und die Welt überhaupt unermüdet thätigen und dabei wahrhaft frommen Mannes recht wohl einen eigenen großen Schrank füllen.

243. Bewahre was du gelernt hast.

Philipp Doddridge (Doddritsch) (geb. 1702 gest. 1751), ein gelehrter und frommer englischer Prediger, zeichnete sich schon in der Jugend durch seinen unermüdeten Fleiß aus. Er wohnte nicht nur den Vorlesungen seiner Lehrer ununterbrochen und aufmerksam bei, sondern er las auch für sich sehr viel. Er las aber so, daß er dadurch nicht allein seine Kenntnisse erweiterte, sondern sich auch die Gelegenheit verschaffte, an dasjenige sich leicht wieder zu erinnern, was er gelesen. Von dem Inhalte vieler Bücher verfaßte er sich kurze Zusammenstellungen; aus andern machte er Auszüge, die er in sein Collektaneen- (Sammlungs-) Buch eintrug. Und da er Theologe zu werden sich vorgenommen hatte, so verzeichnete er jede merkwürdige oder neue Erklärung einer biblischen Stelle in seine mit Papier durchschossene Bibel. So sammelte er sich unvermerkt einen großen Vorrath von Kenntnissen, und machte schnelle Fortschritte in den Wissenschaften, denen er sich gewidmet hatte. Auch legte er sich mit regem Fleiße auf die Lektüre der vorzüglichsten lateinischen und griechischen Schriftsteller, und gelangte dadurch zu der Gründlichkeit, Stärke und Richtigkeit, sowohl in Gedanken als im Ausdrucke, die man in seinen Schriften bemerkt.

244. Wie Einer sich selbst unterrichtet.

Der Nordamerikaner Benjamin Franklin (geb. 1706 gest. 1790) wurde von seinem Vater, der ein Seifensieder war, anfänglich zur Theologie bestimmt; er schickte ihn daher in seinem achten Jahre auf die Stadtschule zu Boston, wo er sich durch seine Lernbegierde vor allen seinen Mitschülern auszeichnete. Schon sollte er in die dritte Klasse versetzt werden, als sein Vater, aus Besorgniß der zu großen Kosten, sein Vorhaben, ihn studiren zu lassen, änderte. Er wurde in eine Privatschule gegeben, wo er gut schreiben lernte, aber keinen Geschmack am Rechnen fand. Als er zehn Jahre alt war, nahm ihn der Vater aus der Schule, damit er ihm in seinen eigenen Geschäften an die Hand gehen sollte. Allein der Knabe hatte durchaus keine Lust zu diesem Gewerbe, hingegen eine desto größere Begierde zum Lesen und Lernen. Alles Geld, das er aufbringen konnte, wurde auf Bücher gewendet, und diese Neigung zur Gelehrsamkeit brachte den Vater zu dem Entschlusse, ihn einen Buchdrucker werden zu lassen. Die Umstände waren dazu günstig. Der ältere Bruder unsers Jünglings hatte sich als Buchdrucker zu Boston niedergelassen. Bei diesem kam er in seinem zwölften Jahre in die Lehre. Hier fand er mehrere Gelegenheit zum Lesen, und alle Zeit, die er übrig hatte, wurde dazu angewendet. Er hatte einen Arbeitsgehilfen, Namens Collins, der ebenfalls das Lesen liebte. Mit diesem besprach er sich über allerlei Gegenstände. Sie theilten einander ihre schriftlichen Aufsätze gegenseitig mit. Diese Aufsätze geriethen zufälligerweise in die Hände des alten Franklin, der das Urtheil darüber fällte, daß die des Collins nicht so gründlich seyen, aber eine bessere Schreibart hätten. Dieß reizte den jungen Franklin, sich noch mehr im Style zu üben. Kurz darauf sah er den dritten Theil des von Richard Steele herausgegebenen „Spectator“ (Zuschauer); und da ihm die Schreibart in demselben gefiel, so kaufte er dieß Buch, und suchte

dieselbe nachzuahmen. Zu dem Ende las er einen Aufsatz durch, merkte sich den Inhalt, schrieb ihn dann nach einiger Zeit in eigenen Ausdrücken nieder, und verglich dann seinen Aufsatz mit dem im „Zuschauer.“ Durch diese Uebung, die so ganz seine eigene Erfindung war, erwarb er sich den schönen, ungekünstelten Styl, der nachher seine Schriften auszeichnete. Eine medicinische Schrift, die er gelesen hatte, brachte ihn auf den Gedanken, daß es für die Gesundheit zuträglicher sey, bloß von Pflanzen-Nahrung zu leben. Da er nun dieß bei seinem Bruder nicht haben konnte, so bat er denselben, ihm statt seiner Kost die Hälfte seines Wochenlohnes an Gelde zu geben. Dieß geschah; und jetzt lebte er bloß von Früchten, Brod und Wasser, kaufte für sein übriges Tischgeld Bücher, und studirte, wenn seine Kameraden aßen und sich vergnügten. Er las aber nicht sowohl Bücher der Art, die nur zum Vergnügen dienen, als vielmehr solche, die Nachdenken erfordern; nur diese gaben ihm Befriedigung, und unterhielten seinen Thätigkeit liebenden Geist. Als Knabe hatte er einen Widerwillen gegen das Rechnen gehabt, als Jüngling aber fand er Geschmack daran, und erlangte darin, so wie in der Geometrie, mit Hilfe einiger Bücher, bald gute Kenntnisse. Locke's, eines berühmten Engländers, Versuch über den menschlichen Verstand, und Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates, die er in einer englischen Uebersetzung besaß, waren noch vor dem sechzehnten Jahre seine Lieblingsbücher. Und wie er als Buchdruckergehilfe angefangen, so fuhr Franklin als Herr einer Druckerei, und in den wichtigen Staatsbedienungen, die ihm seine Landsleute nachher anvertrauten, fort, sich durch Lesen guter Schriften nützliche Kenntnisse zu erwerben. Bei diesen seinen vorzüglichen Einsichten suchte er auch seine Landsleute durch Schriften zu belehren, indem er unter andern jährlich einen Kalender, „Almanach des armen Richards“ herausgab, der allerlei nützliche ökonomische, moralische und andere Aufsätze enthielt, und sehr stark gelesen wurde. Er traf auch viele

wohlthätige Anstalten in seinem Vaterlande, und half demselben sowohl durch seinen Rath als durch seine Klugheit. Als er Gesandter der amerikanischen Staaten in Paris war, wußte er den König Ludwig XVI. für die Sache seines Vaterlandes gegen die Engländer zu gewinnen, und zu bewegen, diesem in seinem Kampfe für Freiheit und Unabhängigkeit beizustehen.

245. Die Nachtwachen.

Der Vater des berühmten jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn (geb. 1729 gest. 1786) war Zehngebotschreiber und Schulmeister in Dessau; er hatte ein armseliges Aemtchen, und der Geist seines Sohnes mußte sich also ohne fremde Beihilfe, ohne irgend eine Aufmunterung, durch alle die drückenden Lasten, die auf ihm lagen, zu dem hohen Grade der Bildung, des Scharfsinnes, der Einsichten, der Weisheit und des Edelmuths, den er erreichte, hindurcharbeiten. Sein unersättlicher Durst nach Kenntnissen verleitete ihn in früheren Jahren, oft ganze Nächte zu durchwachen, weil der Tag für ihn verloren war. Dieß war insbesondere der Fall bei ihm, als er zuerst die philosophischen Werke eines Wolf und Leibnitz studirte, und mit einem vorher nie empfundenen Vergnügen einen immer helleren Tag in seiner Seele aufdämmern sah. Oft war es ihm damals unmöglich, seine Lampe eher auszulöschen, als bis der Morgen schon wieder in sein Fenster schimmerte; er zog sich aber durch diese häufigen Nachtwachen seine nachherige langwierige Nervenschwäche zu, so daß er schon im 56sten Jahre seines Lebens starb. — Es ist daher studirenden Jünglingen, die für ihre Gesundheit sorgen wollen, sehr zu rathen, daß sie nicht durch öfteres Fortarbeiten bis nach Mitternacht sich Schaden thun, sondern zeitig zu Bette gehen, und dafür nach einem Genusse von 6 bis 7 Stunden ruhigen Schlafes lieber Morgens bei Zeiten wieder aufstehen.

246. Die linke Hand statt der rechten.

Jouvenet (Schuwenet), einer der besten französischen Maler, hatte das Unglück, daß die Gicht ihm die rechte Hand lähmte, und sie dadurch zur Ausübung seiner Kunst völlig unfähig machte. Für jeden andern Maler würde dieß ein unersetzlicher Verlust gewesen seyn; nicht so für ihn. Durch anhaltende Uebung brachte er es bald dahin, daß er mit der linken Hand eben so gut malen lernte als vorher mit der rechten. Man zeigt noch jetzt Stücke von ihm, die er nach jenem Unfall verfertigte, deren keinem man die später geübte Hand anzusehen vermag. — Beispiele dieser Art verdienen in der Geschichte aufbewahrt zu werden, weil man daraus lernen kann, daß unverdrossener Fleiß und fortgesetzte Uebung auch das Unmöglichscheinende möglich zu machen vermöge; und daß man bei großen Unglücksfällen nie kleinmüthig verzweifeln, sondern, wie Jouvenet, auf Mittel denken müsse, den Schaden zu ersetzen, in der Ueberzeugung, daß man dergleichen Mittel, wenn man sie nur aufmerksam und anhaltend genug sucht, auf eine oder die andere Weise endlich zuverläßig finden werde.

247. Uebung macht den Meister.

In dem Dorfe Rio Tinto in Portugal starb im Jahr 1788 ein Priester Namens Manuel, ein seinem Aeußeren nach geringscheinender Mann, dessen Gelehrsamkeit auch nicht einer Hand breit über sein Brevier (kirchliches Gebetbuch) hinaus gieng, der aber doch in seiner Art höchst gemeinnützig wirkte, weil er durch fortgesetzten Fleiß sich eine seltene Geschicklichkeit erworben hatte, Gebrechlichen zu helfen. Er pflegte die Woche zweimal auf seinem Maulesel von seinem Orte aus nach Eatro zu reiten, und stieg daselbst bei einem Apotheker ab. In dessen Hause fanden sich alsdann jedesmal Lahme und Krüppel, oder wer irgend ein Glied zerbrochen oder verrenkt hatte, ein, und er heilte sie. Denn mit dem Daumen und

Zeigefinger seiner rechten Hand wußte er die verschobenen Muskeln, Sehnen und Knochen auf ein Haar zu finden, und bog und drückte sie dann mit solcher Kraft wieder in die Lage, in welcher sie seyn mußten, daß sie leichter heilten; eben so genau und fest legte er, auch bei gebrochenen Gliedern, den Verband an. Arzneimittel brauchte er wenig, und dann nur die einfachsten, z. B. Weinstein in Wein abgesotten und Terpentin. Auf solche Art heilte er einen Krüppel, der drei Rippen im Leibe zerbrochen hatte, und einen Lahmen, dem ein gelernter Wundarzt das gebrochene Bein so schief geheilt hatte, daß er nicht darauf gehen konnte; er schlug dasselbe erst ein Jahr nachher wieder entzwei und heilte es in Zeit von vier Wochen. Eine arme Frau war von einem Feigenbaume gefallen, und konnte weder sitzen noch stehen noch liegen; Jeder glaubte, sie hätte das Steißbein gebrochen, welches sehr schwer zu heilen seyn soll. Diese trugen ihr Mann und ihr Bruder zu ihm in die Apotheke, und wollten sie entkleiden, als die Reihe der Berathung an sie kam; denn der Priester nahm die Leute in der Ordnung vor, wie sie kamen, so daß öfters ein Edelmann warten mußte, bis ein Bettler abgefertigt war; aber er sagte: „laßt's gut seyn, wir wollen erst sehen!“ Und da strich er ihr mit seinem starken Daumen längs dem Rückgrate herunter, und gab ihr die beruhigende Versicherung, daß es bloß eine Verrenkung sey. Hierauf nahm er das Weib vor sich, stämmte seine Kniee gegen den verletzten Theil, faßte mit den Händen ihre beiden Schultern an, und bog sie mit Einem Mal so gewaltig, daß man einen lauten Knack hörte. Die Frau that einen lauten Schrei, stand auf und gieng ihres Weges. Die Armen heilte er umsonst, und die es bezahlen konnten, für einen Teston (1 ggr. oder etwas über 4 Kreuzer); die Reichen, die ihn in's Haus kommen ließen, mußten den Werth von 1 Thaler bezahlen, nicht mehr und nicht weniger. Für dieses Geld erhielt er nämlich einen Maulesel. Er selbst lebte von den geringen Einkünften

seines Amtes schlecht und recht, und enthielt sich alles Weines und starker Getränke, welche er seinen Patienten auch verbot. Und diese wohlthätige Beschäftigung setzte er über fünfzig Jahre fort und war vergnügt dabei, bis er im achtzigsten Jahre seines Lebens, betrauert von Allen, die ihn kannten, starb.

248. Der Spinner ohne Hände.

Im Dorf Oppershausen unweit Zelle lebte vor Jahren ein von Geburt an armer Krüppel, Namens Hans Heinrich Laue. Dieser Mensch konnte von Jugend auf beide Hände und einen Fuß nicht gebrauchen, weil alle drei Glieder rückwärts standen und gelähmt waren. Dessen ungeachtet hatte er es durch unermüdete Uebung dahin gebracht, sich nothdürftig selbst ernähren zu können. Er lernte mit den Zähnen und den Lippen spinnen, und spann dann täglich fünf Bind gutes, gleiches, flächsenes Garn, wovon zehn bis zwölf Schneller auf das Pfund giengen.

249. Der eifrige Sprachforscher.

Anquetil du Perron (Angetil du Perrohn), ein berühmter französischer Gelehrter, der im Jahr 1803 starb, zeichnete sich schon auf der Universität zu Paris, wo er studirte, durch ausdauernden Fleiß und durch seine unersättliche Wißbegierde aus, besonders in Erlernung fremder Sprachen, wofür er eine besondere Vorliebe hatte. Jede freie Stunde brachte er in der königlichen Bibliothek zu, um die daselbst befindliche Sammlung von griechischen, hebräischen und arabischen Büchern und Manuscripten zu benützen. Durch Zufall fand er einst vier Blätter aus dem Zendavesta, einer Sammlung von religiösen Schriften, welche in der uralten indischen Sprache geschrieben sind, deren sich Zoroaster, ein berühmter Lehrer des hohen Alterthums, bedient hat. Da er sie nicht lesen konnte, so entschloß er sich, nach der malabarischen Küste zu reisen, um diese Sprache unter den Parsen, einer interessanten

Nachkommenschaft der Schüler von Zoroaster, zu erlernen. Seine Gönner gaben sich viele Mühe, ihm Unterstützung zu verschaffen; da aber ihr guter Wille manche Schwierigkeiten fand, so faßte er den Entschluß, sich unter die Rekruten einschreiben zu lassen, welche die ostindische Handelsgesellschaft nach Ostindien schickte, um die entfernten Posten auf den Handlungscomtoirs (Cohmtoars) zu besetzen. Er reiste ab, nachdem er durch Hülfe seiner Freunde noch verschiedene Begünstigungen erhalten hatte, und langte im Jahr 1755, als er kaum 24 Jahre alt war, zu Pondichery auf der ostindischen Küste Coromandel an. Von dort aus nahm er seinen Weg zu Lande nach Surate, und durchwanderte auch den größten Theil der Halbinsel in verschiedenen Richtungen zu Fuß. In der Erreichung seines Hauptzweckes aber fand er große Schwierigkeiten, da die Bramînen (die indischen Priester und Philosophen, die einzigen Kenner der alten Sprache) sehr argwöhnisch sind und meistens in dem Wahne stehen, daß ihre Religion ihnen verbiete, einen Fremden in die Geheimnisse derselben einzuweihen. Dessen ungeachtet brachte er es durch Geduld und Nachsicht, auch manchmal durch List und durch den Einfluß seines Bruders, der Handlungsconsul geworden war, und durch gänzliche Aufopferung seines väterlichen Vermögens, noch viel weiter, als er anfänglich gehofft hatte. Bei seiner, nach einem zwölfjährigen Aufenthalte in Ostindien, J. 1767 erfolgten Rückkunft nach Paris übergab er achtzehn von seinen Manuscripten, worin Zoroasters Werke und verschiedene auf die Geschichte der Parsen und ihre Religion sich beziehende Abhandlungen enthalten sind, der königlichen Bibliothek, und behielt noch neun Bände eigenhändig geschriebener Abhandlungen für sich. Wenn er von einem Werke hörte, dessen Sprache er noch nicht kannte, so lernte er sie sogleich, um das Buch in der Ursprache lesen zu können. Er verfertigte sich selbst seine Sprachlehren, wobei seine ausgezeichnet große Gelehrsamkeit ihm sehr zu statten kam. Seine Lebensart war äußerst einfach; —

aus Milch, Käse und Brunnenwasser bestand seine ganze Nahrung; er lebte sehr eingezogen, hatte aber dabei ein menschenliebendes Herz, war ein treuer Verehrer der christlichen Religion, und seine aufrichtige Frömmigkeit zeigte sich besonders auch in den letzten Tagen seines langen Lebens.

250. Erfindung des Notendrucks.

Bernhard Christoph Breitkopf in Leipzig war von unbemittelten Eltern geboren, die ihm auch schon in früher Jugend durch den Tod entrissen wurden. Ein Menschenfreund nahm den armen Waisen an, schickte ihn zur Schule und ließ ihn im Rechnen und Schreiben unterrichten. Nach seiner Confirmation brachte man ihn bei einem Buchdrucker unter, deren Leipzig so viele zählt. Er erlernte die Buchdruckerkunst sehr leicht, und war bald ein ziemlich fertiger Setzer. Bereits im achtzehnten Jahre verdiente er sich mit seiner Kunst wöchentlich vier bis fünf Thaler, von denen er kaum einen verzehrte; das Uebrige legte er zurück. Sein Hauptgewinn aber bestand darin, daß er nicht, wie andere seiner Kameraden, sein Geschäft nur mechanisch trieb, und von dem, was er setzte, kein Bewußtseyn hatte, sondern daß er sich tief einprägte, was er gesetzt hatte. Da Leipzig der Hauptort des deutschen literarischen Verkehrs ist, so waren ihm in Zeit von acht bis zehn Jahren eine Menge der besten Schriften durch die Hand gegangen. Die Titel von allen, selbst von angeführten Schriften, bemerkte er sich schriftlich, und so war er allmählig nicht nur zu einigen hundert Thalern Geld, sondern auch zu einer großen Bücherkenntniß gelangt. Um indeß eine eigene Druckerei zu begründen, dazu war dieß Vermögen nicht hinreichend, der Verdienst seiner Hände würde ihn erst im späten Alter dieß Ziel haben erreichen lassen. Er beschloß also durch einen andern Weg seinem Ziele näher zu kommen. Er fieng einen Handel mit alten Büchern an, kaufte aus Auktionen wohlfeil das Beste zusammen, trug es dann

in Leipzig und der Gegend, so wie in benachbarten sächsischen und böhmischen Ländern auf dem Rücken umher. Da er Kenntnisse hatte, und brauchbare und wohlfeile Bücher kaufte, setzte er immer schnell und meist mit doppeltem Gewinn seine Waare wieder ab. Zehn Jahre hatte er dieß Geschäft betrieben und dadurch einige tausend Thaler gewonnen. Jetzt kaufte er eine Buchdruckerei, zeichnete sich durch Billigkeit und schöne Arbeit aus, und ward bald einer der meist beschäftigten Buchdrucker. Gerne hätte er es daher gesehen, wenn auch sein Sohn Johann Gottlob Immanuel sich diesem Geschäfte gewidmet hätte; aber diesen trieb seine außerordentliche Lernbegierde vorerst auf den gelehrten Stand hin, und erst nachdem er sich mehrere Jahre mit academischen Studien, namentlich mit Mathematik, beschäftigt, gewann er wieder Vorliebe für den Beruf des Vaters, dem er sich nun aber mit außerordentlichem Fleiße und mit glücklicher Anwendung seiner mannigfaltigen Kenntnisse widmete. Der gewöhnliche Wirkungskreis des Buchdruckers war ihm indeß zu eng; er dachte nicht bloß darauf, gewöhnliche Schriften zu drucken, sondern die Buchdruckerkunst auch auf Musikalien, auf Noten auszudehnen. Nach unendlichen Versuchen und Anstrengungen seines mechanischen Genies gelang es ihm endlich, dieses große, von allen Zeitgenossen bewunderte Werk zu Stande zu bringen. Er nahm nun auch wissenschaftliche und musikalische Werke in Verlag, und wurde zugleich einer der ersten Buchhändler. Sein Name wurde jetzt in allen Zeitungen, in allen Schulen genannt, und als er endlich im Greisenalter starb, hatte er, der nie Etwas geerbt hatte, ein Vermögen von 100,000 Thlr. (180,000 fl.) hinterlassen.

251. Der alte Confirmand.

Als einst der unlängst verstorbene französische Pfarrer Gonthier in Nimes seine Confirmanden in der Kirche versammelte, um sie zum erstmaligen Genusse des heiligen Abendmahls zuzulassen, so erblickte man in der Mitte der

jungen Knaben und Mädchen einen alten Soldaten, der an der ganzen Feierlichkeit den gerührtesten Antheil nahm. Und wenn man fragte: wie kommt denn dieser Alte unter die jugendliche Schaar der Confirmanden? so war die Antwort: das war die Frucht einer Predigt, welche Gonthier über den Text: „Was weißest du aber, du Weib, ob du den Mann werdest selig machen?“ 1 Kor. 7, 16 gehalten hatte. Die Worte der Ermahnung, welche er bei dieser Gelegenheit gesprochen, waren dem frommen Weibe des alten Soldaten so zu Herzen gegangen, daß sie von der Zeit nicht mehr nachließ, bis er ihr versprach, er wolle einmal einen Besuch beim Pfarrer machen. Was er versprochen, hielt er auch; er kam zu dem Pfarrer, sagte ihm aber aufrichtig, er wisse eigentlich keinen andern Grund seines Kommens als den, seine Frau, die er herzlich liebe, zu beruhigen. Sie sage ihm tagtäglich, besonders seit jener Predigt, immer von Dingen vor, die er in seinem Leben nie gehört und die ihn ganz und gar nicht bekümmern, und meine, wenn er einmal zum Herrn Pfarrer gienge, würde er auch Geschmack daran bekommen. Gonthier empfieng ihn mit vieler Liebe, und begnügte sich bei der ersten Unterredung damit, das Vertrauen des Soldaten in dem Grade zu gewinnen, daß er wieder zu kommen versprach. Bei der zweiten Unterredung kam es schon so weit, daß er bat, in der Religion unterrichtet zu werden, und bei der dritten, daß er erklärte, er werde künftig nicht mehr zur Hinterthüre heimlich in's Pfarrhaus kommen, wie bisher. Endlich erbot er sich, weil er die Geschäfte des Pfarrers nicht ohne Grund vermehren wollte, er wolle an dem gewöhnlichen Confirmationsunterricht mit den Kindern Antheil nehmen, ja sogar in ihrem Kreise zum ersten Male am Tische des HErrn erscheinen. — Gewiß eine edle, seltene Einfalt — und eine hocherfreuliche Frucht einer Predigt!

III.

Charakterfestigkeit und Beharrlichkeit.

Das ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade. Hebr. 13, 9.

---

252. Was Einer um zeitlichen Ruhmes willen that.

Der berühmte griechische Redner Demosthenes (geb. 381 vor Chr. G.) hatte, obwohl er mit ausgezeichneten Geistesgaben ausgerüstet war, doch mit mancherlei sehr bedeutenden Hindernissen zu kämpfen, wenn er es zu derjenigen Fertigkeit bringen wollte, welche einem Volksredner unentbehrlich ist. Allein ermuntert durch den Ruhm des Redners Callistratus konnte er dem Triebe nicht widerstehen, sich ganz der Redekunst zu widmen. Um zu seinem Ziele zu gelangen, ließ er sich nicht nur alle Entbehrungen gefallen, welche bei seinen dürftigen Vermögensumständen mit seinem Studium verbunden waren, sondern er entsagte auch, so lange Callistratus in Athen war, jeder andern Beschäftigung und jedem selbst dem unschuldigsten Zeitvertreib, um nur stets an der Seite seines Meisters seyn zu können, dessen Vorschriften er mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit zu befolgen suchte. Am meisten Schwierigkeiten machte ihm seine stotternde Aussprache, indem er das R und einige andere Buchstaben nicht deutlich auszusprechen vermochte. Allein mit eiserner Beharrlichkeit wußte er diese Fehler seiner Natur glücklich zu überwinden. Er nahm Kieselsteine in den Mund, sagte mehrere Zeilen laut her, ohne innezuhalten, und redete laut, während er steile und holperigte Wege gieng, er begab sich an den Meeresstrand und deklamirte beim Tosen der Wellen seine Reden, und brachte es durch diese lange fortgesetzten Uebungen endlich dahin, daß er sich sein Stottern abgewöhnte, und mit der Macht seiner Stimme selbst das Geräusch der Volksversammlungen zu überwältigen vermochte.

253. Der Muth der Unschuld.

Scipio Afrikanus der Aeltere ward von den Volksvertretern Roms vor Gericht gefordert. Er sollte Rechnung von den aus Asien mitgebrachten, dem Feinde abgenommenen Schätzen ablegen, und sich wegen der Summen verantworten, womit Antiochus, König von Syrien, den Frieden von ihm erkauft haben sollte. Zufälligerweise war der Tag, der zur Entscheidung der Sache angesetzt war, gerade der Jahrestag der großen Schlacht bei Zama, wo das römische Heer unter Scipio's Anführung die Karthager (202 v. Chr. G.) besiegt hatte. Scipio, den Gesetzen gehorsam, erschien, und hielt seine Rechnungen in der Hand; aber kaum hatte er sie dem Volke nur gezeigt, so riß er sie mit Verachtung in Stücken. „Was stehen wir hier" — rief er — „und verderben mit unnützen Händeln die Zeit? An diesem Tage ist Hannibal geschlagen und Karthago gedemüthigt worden. Mir nach, ihr Römer, dort auf dem Capitol (einem Berge in Rom, wo mehrere Göttertempel standen) erwarten die Götter unsern Dank und unsere Gelübde." Bei diesen Worten stand vor den Augen der Mitbürger das Verdienst des Mannes in seiner ganzen Größe da; die Anklage gegen ihn erschien als der schwärzeste Undank, als die sträflichste Bosheit; die sämmtlichen anwesenden Gerichtspersonen strömten hinter dem Helden her, und das Gericht hatte ein Ende durch das kalte, ruhige Nichtachten der Verläumdung.

254. Christliche Gewissenhaftigkeit.

Der Kalif Mutewekul schöpfte Verdacht wider seinen Arzt Honain. Da dieser ein Christ war, so fürchtete Ersterer, der griechische Kaiser möchte ihn unter dem scheinbaren Vorwande der Religion gedungen haben, Angriffe auf das Leben seines Herrn zu machen. Der Kalife, um sich von der Treue oder Untreue seines Arztes zu überzeugen, entschloß sich, denselben auf eine sehr schwere Probe zu setzen. „Honain!" — sagte er eines Tages zu ihm — „ich habe

einen Feind, den ich gern insgeheim möchte umbringen lassen; du mußt mir also ein so feines Gift verfertigen, daß man dessen Spur bei dem, für welchen es bestimmt ist, gar nicht merkt.« — »Großer Beherrscher der Muselmänner!« antwortete Honain mit einer edeln Zuversicht; — »ich habe nur die Verfertigung heilsamer Arzneimittel gelernt; hätte ich mir je denken können, daß du ein Mittel von entgegengesetzter Art von mir verlangen würdest? Willst du indessen, daß ich deinen Befehlen gehorsam seyn soll, so muß es mir erlaubt seyn, deinen Hof zu verlassen, und erst in einem andern Lande Kenntnisse einzusammeln, die mir bisher noch gänzlich unbekannt geblieben sind.« Mutewekul antwortete: »Ich verlange, daß meine Befehle auf der Stelle vollzogen werden.« Er wendete noch weitere Bitten, Drohungen und Versprechungen an, ohne aber den Honain dahin bringen zu können, daß er seinem Begehren Genüge geleistet hätte. Aufgebracht durch seinen Widerstand ließ er ihn in's Gefängniß werfen, und setzte einen Spion neben ihn, der ihm von allen, auch den geringsten Handlungen Honains den getreusten Bericht abstatten sollte. Honain, fest überzeugt, daß die Schande nur im Verbrechen, aber nicht in der Strafe bestehe, ertrug dieß unverdiente Leiden mit aller Standhaftigkeit. Studiren machte ihm die Unannehmlichkeiten seiner Gefangenschaft nicht nur erträglich, sondern sogar angenehm; er wandte die lange Zeit, während welcher er eingesperrt war, dazu an, daß er griechische Bücher in's Arabische übersetzte, und Commentare über die Werke des Hippokrates schrieb. Nachdem solchergestalt ein ganzes Jahr verflossen war, ließ ihn der Kalife vor sich fordern. Man hatte auf eine Tafel Gold, Diamanten und kostbare Zeuge hingelegt. Daneben sah man auf der nämlichen Tafel Geißeln und alle zur Folter nöthigen Instrumente. »Du hast lange genug Zeit zur Ueberlegung gehabt,« — sagte Mutewekul zum Arzte — »ich glaube nicht, daß du ein so großer Feind von dir selbst seyn kannst, daß du meinem Begehren noch länger widerstehen

solltest; übrigens erwähle dir entweder diese Reichthümer, die hier vor deinen Augen liegen, oder eine Strafe, zu welcher du hier die schrecklichsten Zurüstungen siehst.« — »Ich habe dir schon vorgestellt,« — erwiederte Honain unerschrocken — »daß ich nur diejenigen Arzneimittel kenne, die zur Verlängerung des menschlichen Lebens dienen, und von denjenigen nichts weiß, die es verkürzen können; gebiete nur über mein Schicksal, ich bin bereit, mich zu unterwerfen.« — Jetzt legte der Kalif die angenommene Strenge, die sich auf seinem Gesichte verbreitet hatte, ab. — »Beruhige dich,« — sagte er zu Honain — »man hatte mir Argwohn gegen deine Treue eingeflößt, diese Prüfungszeit war nöthig, um ihn zu vertreiben, ich schenke dir mein ganzes Zutrauen wieder, verlange aber, daß du mir die Gründe sagest, welche dich haben bewegen können, mir ungehorsam zu seyn.« — »Erhabener Beherrscher!« — antwortete Honain, — »ich habe mich ungerne dem Befehle des größten Fürsten der Erde widersetzt; aber meine Religionsgrundsätze haben mich dazu verpflichtet. Die christliche Religion, welche befiehlt, daß man selbst seinen Feinden Gutes thun soll, verbietet eben so ernstlich, denjenigen im Geringsten Böses zuzufügen, die uns nicht beleidigt haben; und die Arzneikunst, diese göttliche Wissenschaft, die nur zur Erhaltung der Menschen erfunden worden ist, soll nicht zu ihrem Verderben dienen. Die Aerzte bei den Christen müssen sich durch einen feierlichen Eid verpflichten, niemals schädliche Mittel brauchen zu wollen.« — »Das sind ganz vortreffliche Gesetze,« — sagte der Kalif — »und ich kann einer Religion, die auf solchen Gesetzen beruht, meine ganze Bewunderung, und einem Stande, wie der Stand der christlichen Aerzte ist, meinen vollen Beifall nicht versagen. Dich, Honain, lasse ich nicht von meiner Seite.«

255. Der Stifter der grönländischen Mission.

Hans Egede, der im Jahr 1758 als Superintendent über die grönländische Mission starb, hatte den Entschluß gefaßt, nachdem er gehört, die Grönländer seyen aus Mangel an Lehrern wieder in's Heidenthum versunken, denselben das Evangelium zu verkündigen, und blieb diesem Vorsatze mit einer fast beispiellosen Beharrlichkeit treu. Zwar traten manche Umstände ein, die ihn hätten furchtsam machen und von seinem Vorhaben abbringen können; allein er achtete derselben nicht, sondern blieb auf dem, was er einmal bei sich beschlossen hatte. Nicht Spott und Lästerung konnten ihn davon abwendig machen; — nicht langwierige, vergebliche Bemühungen, nicht das Fehlschlagen seiner Bitten und Vorstellungen bei dem König und dem Missionscollegium, nicht das Gerücht, daß ein Bergisches Schiff an der grönländischen Küste im Eise verunglückt sey und die Leute sich mit dem Boote an's Land geflüchtet hätten und von den Wilden todtgeschlagen und verzehrt worden seyen. Ueber zehn Jahre lang kämpfte er, bei standhaftem Eifer, mit vielen Widerwärtigkeiten und Hindernissen, bis er seine Absicht zu seiner größten Freude erreichte. Er that alles Mögliche, um die Sprache der Grönländer zu lernen, und hielt sich im Winter 1722 mit seinen beiden jüngern Söhnen in ihren Hütten auf. Dieser Aufenthalt war ihm, als einem Fremden äußerst beschwerlich und unangenehm. Aber weder das Ungeziefer und der üble Geruch von den vielen Thranlampen, die dergleichen Wohnungen sowohl hell als warm machen müssen und Tag und Nacht fortbrennen, und die unwissenden wilden Menschen selbst, die hier in großer Anzahl beisammen wohnen und eine sehr unsaubere Wirthschaft führen, konnten Egede's Eifer schwächen, in seiner Arbeit und Bemühung, den Grönländern bessere Begriffe und Gesinnungen beizubringen und sie zum christlichen Glauben zu führen, unterdessen fortzufahren. Und als im Jahr 1734 die Kinderblattern eine sehr große Verheerung

in Grönland anrichteten, so nahm er nicht nur von den unglücklichen Einwohnern so viele auf, als seine Zimmer fassen konnten, sondern gieng selbst, so wie auch seine Frau, bei ihnen herum, und pflegte, ermunterte und tröstete sie in ihrem Elende. Viele starben an seiner Seite, und oft mußte er in der Nacht aufstehen, und selbst die Leichen hinausschleppen, um nur nicht vom Gestanke umzukommen; dessen ungeachtet vermochte er es nicht über sich, irgend Einem seine Hülfe zu versagen. So viel Menschenliebe rührte die Herzen dieser Heiden, und sie fingen an, aus den Handlungen dieses braven Missionars den hohen Werth der christlichen Religion einzusehen, die er ihnen bisher ohne viel Erfolg verkündigt hatte.

256. Die abgewiesene Einladung zum Ball.

Im Genusse der gesellschaftlichen Freuden Herr über sich und den Vorschriften der Weisheit getreu zu bleiben, fällt gefühlvollen Herzen schwerer als geduldiges Ausharren und Ergebung in den trübsten Stunden des Lebens. Zu Halle in Sachsen feierten viele der angesehensten Familien den Geburtstag ihres Königs durch ein fröhliches Mittagsmahl. Der festliche Tag sollte mit einem Balle beschlossen werden. Verschiedene der anwesenden Personen wollten ihrer häuslichen Einrichtungen wegen sich von der Gesellschaft trennen, aber wenigen gelang es; denn gegenseitiges Zureden und Bitten hielt den fröhlichen Zirkel fest zusammen. Eine Familie hätte man vor andern gern da behalten; allein hier zeichnete sich die Hausmutter durch eine sehr edle Beharrlichkeit aus. Es wurde Alles versucht, um sie mit ihrem Gatten und ihrer Tochter, oder wenigstens die letztere, bei der Gesellschaft zu behalten. Vergebens entschuldigte sie sich mit der Beschaffenheit ihres Hauswesens, mit ihren kleinen Kindern, die sie, weil sie eine wahre Mutter ist, nicht länger ohne Aufsicht zu lassen wünschte u. s. w. Man wollte nichts hören. Sogar zu kleinen Sticheleien und lauten Vorwürfen nahmen Ei-

nige ihre Zuflucht. Allein die edle Mutter, die ihre guten Gründe hatte, warum sie weder selbst an dem Balle Theil nehmen noch zugeben wollte, daß ihre Tochter beim Tanze bliebe, kehrte sich daran nicht, sondern folgte ihrer Ueberzeugung von dem, was sie für Pflicht erkannte. Sie fuhr mit Mann und Tochter weg, und genoß nun im Kreise ihrer geliebten Familie zu Hause eine Glückseligkeit, die sie ohne ihre Standhaftigkeit nicht gefühlt, ja vielleicht, wenn sie nachgegeben hätte, mit bitterer Reue vertauscht haben würde. Denn als eine Kennerin des menschlichen Herzens sah sie die Eindrücke voraus, die der erste Ball in dem jugendlichen Herzen ihrer Tochter, bei ihrem Hang zum Tanzen zurücklassen könnte; diese, welche die edle Absicht ihrer Mutter wußte, dankte ihr im Herzen dafür, daß dieselbe frühzeitig sie kämpfen und siegen lehrte.

IV.

Gelassenheit.

Ein Vernünftiger mäßiget seinen Zorn, und ein Verständiger ist eine theure Seele. Spr. 17, 27.

---

257. Beherrschung des Zornes.

Eine der ausgezeichnetsten Eigenschaften des Sokrates war seine Seelenruhe, welche kein, auch noch so unangenehmer Vorfall, und keine, auch nicht die härteste Begegnung stören konnte. Da er von Natur stürmisch und heftig war, und die Mäßigung, welche er sich zu eigen gemacht hat, bloß ein Werk seiner Anstrengungen und seiner Selbstüberwindung gewesen ist, so muß dieß die Achtung für diesen würdigen Mann noch vermehren. Er hatte seine Freunde gebeten, sie möchten ihn gleich erinnern, wenn sie merkten, daß er zornig werde. Bei dem ersten Winke, den

er darüber erhielt, bei dem ersten Worte senkte er den Ton seiner Stimme, oder schwieg ganz. Als er sich über einen Sklaven um einer Vergehung willen entrüstet fühlte, sagte er zu ihm: »Ich würde dich schlagen, wenn ich nicht im Zorne wäre.« — Als er einst von einem gegen ihn aufgebrachten Menschen einen Schlag an das Ohr erhalten hatte; sagte er lächelnd: »Es ist doch verdrießlich, daß man nicht voraussehen kann, wann es gut wäre, einen Helm zu tragen.« Er fand in seinem eigenen Hause Uebung genug für seine Geduld. Denn Xantippe, seine Frau, setzte sie durch ihre üble Laune und ihr stürmisches Temperament auf die härteste Probe. Es gab keine schlimme Begegnung und keine Beleidigung, die sie ihm nicht anthat: aber nichts kam auch dem Gleichmuthe und der Ruhe gleich, die er ihren Mißhandlungen entgegensetzte. Als sie eines Tages alle nur erdenkliche Schmähungen gegen ihn erschöpft hatte, schüttete sie ihm noch, als er eben zum Hause hinaus gieng, von oben herab einen Topf schmutzigen Wassers nach. »Ei,« — sagte Sokrates lächelnd — »dachte ich mir's doch, daß es nach einem solchem Sturme regnen müßte!«

258. Laß dich nicht von diesen Heiden beschämen.

Der griechische Philosoph Dion gieng einmal durch eine Gasse; ein muthwilliger Bube, der ihm begegnete, schalt ihn aus, und verfolgte ihn mit bösen Lästerreden bis in sein Haus. Dion hatte während der ganzen Zeit kein Wort geredet. Als er nun zu seinem Hause gekommen war, fragte ihn der böse Bube: ob er denn nichts antworten wolle? — »Nichts« — sagte der vernünftige Dion.

Eben so gab der griechische Redner Demosthenes einem Menschen, der ihm unzählige Schimpfworte sagte, die Antwort: »Ich mag mich nicht in einen solchen Streit mit dir einlassen, wo der Ueberwundene mehr Ehre hat als der Ueberwinder.«

Noch größere Mäßigung zeigte der König Antigonus. Er hörte in einem Zelte, daß zwei Soldaten, die außen vor dem Zelte standen, sehr schimpflich und unehrbietig von ihm redeten. Nachdem er ihnen eine Weile zugehört hatte, machte er das Zelt auf, und sagte zu ihnen: »wenn ihr so von mir reden wollt, so gehet wenigstens auf die Seite, daß ich es nicht höre.«

»Ich ermahne dich,« — schrieb Cicero seinem Bruder, einem zum Zorne sehr geneigten Menschen, — »daß du täglich darauf denkst, dem Zorne Einhalt zu thun; und weil diese Leidenschaft die Seele gleichsam zerrüttet, so mußt du besonders die Zunge bezähmen. Dieses scheint mir öfters schwerer zu seyn als nicht zürnen, denn niemals zornig werden, ist mehr eine Wirkung eines schläfrigen Temperaments als eine Mäßigung. Aber seine Sprache im Zorne mäßigen oder gar schweigen, zeigt wo nicht die höchste Stufe der Weisheit, doch einen mehr als mittelmäßigen Geist an.«

259. Doppelter Sieg.

Der Römer Camillus (um's J. 400 vor Chr. G.) zog zum sechsten Mal mit der Würde eines obersten Befehlshabers bekleidet gegen die Volsker zu Felde. Lucius, sein Gehülfe im Oberbefehl, ein junger Mann, dem es noch an der, einem Oberbefehlshaber so nöthigen, Vorsicht und Klugheit fehlte, brannte vor Begierde, sich zu schlagen. Camillus, welcher einsah, daß die Umstände und die Lage des Ortes den Römern nicht günstig seyen, wollte durchaus kein Treffen liefern, und rieth daher seinem Collegen aus allen Kräften von diesem Unternehmen ab. Aber Lucius, der dieses Zaudern für Schwäche und Furchtsamkeit des Alters hielt, beschloß, sich nicht mehr an die Warnung des Camillus zu kehren. Er griff daher mit dem größten Theile des Heeres an einem Tage, da Camillus gerade krank war und das Bett hüten mußte, die Feinde an. Aber er erfuhr nur zu bald die Folgen seines unbesonnenen Schrit-

tes. Alles war ihm ungünstig, sein Heer fieng an zu weichen, und er ward mit einer gänzlichen Niederlage bedroht. Doch, in diesem entscheidenden Augenblicke kam ihm Camillus zu Hülfe. Der alte, kranke Mann raffte sich auf die erste Nachricht von der Unternehmung seines ersten Mitbefehlshabers, und weil er den Ausgang derselben voraussah, sogleich von dem Bette auf, ließ sich auf sein Pferd helfen, und eilte an der Spitze einer kleinen Schaar auf's Schlachtfeld. Hier bot er alle seine Kräfte auf, um die Ordnung bei dem Heere wieder herzustellen, und die Flüchtigen zurückzubringen. Es gelang ihm auch. Die Truppen wurden wie von einem neuen Geist und Muth beseelt, so bald sie den Camillus unter sich sahen; sie sammelten sich wieder, entschlossen, einen Feldherrn nicht zu verlassen, unter dem sie nur zu siegen gewohnt waren. Die Feinde wurden durch diese unvermuthete Wendung der Dinge zurückgetrieben und gänzlich geschlagen. Camillus, der so große Ursache gehabt hatte, mit seinem Collegen unzufrieden zu seyn, ließ ihn nach diesem Vorfalle sein Unrecht gar nicht fühlen, sondern behandelte ihn mit eben so viel Güte und Sanftmuth wie vorher. So wußte dieser Mann alle unangenehmen Empfindungen und alle rachsüchtigen Leidenschaften in seinem Herzen zu ersticken, und über sich selbst Siege davon zu tragen, die ihm mehr Ehre machten als alle gewonnenen Schlachten! —

260. Ohne Kampf kein Sieg.

Der Altvater Johannes bat einst, als er noch jung und in den göttlichen Führungen unerfahren war, den HErrn, Er möge doch alle Anfechtungen von ihm nehmen, daß er fein ruhig und sicher leben könne; und Gott ließ geschehen, was er bat. Nach einiger Zeit kam er zu einem Alten und sprach: „Siehe, nun ist mein Leben ganz ruhig ohne allen Streit!“ — „Lieber,“ antwortete ihm der Alte, „gehe wieder hin, und bitte den HErrn, daß Er dir dein thörichtes Gebet vergeben und dir immer geschehen

lassen wolle nach Seinem Willen. Denn der rechte geistliche Mensch wächset allein, und wird stark durch Kampf und Streit.“ Johannes gehorchte diesem Rathe, und so oft er später in Kämpfe und Anfechtungen gerieth, bat er Gott, nicht ihn ganz davon zu befreien, sondern nur ihm Kraft und Ausdauer zu schenken, damit er in diesem Kampfe, in welchen ihn Gott geführt habe, siegen und das lernen möchte, was ihm dadurch bedeutet werden solle.

261. Das verbrannte Manuscript.

Ein merkwürdiges Beispiel von Gelindigkeit und Herrschaft über sich selbst gab König Friedrich II. von Preußen. Dieser große Monarch hatte selbst die merkwürdige Geschichte des siebenjährigen Krieges verfaßt; das ganze vollendete, aber noch nicht in's Reine geschriebene Manuscript dieses Werkes lag auf seinem Tisch, über welchem ein Kronleuchter hieng. Durch die Unvorsichtigkeit eines Pagen fiel ein Funke von diesem Kronleuchter auf die Handschrift, und verbrannte sie zur Asche. Der erschrockene Page warf sich dem König zu Füßen und bat um Gnade. Friedrich, statt seinen Unwillen über diesen Vorfall zu äußern, sagte bloß: „Also schreibe ich diese Geschichte noch einmal.“

V.

Selbstverläugnung.

Will mir Jemand nachfolgen, der verläugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir. Matth. 16, 24.

---

262. Wagst du es, dich feig schelten zu lassen?

Den griechischen Philosophen Xenophanes forderte Jemand auf, mit ihm Würfel zu spielen; er schlug es ihm

ab. — »Du bist eine feige Memme!« sprach dieser. — »Ja, das bin ich,« — erwiederte Xenophanes — »sobald es Dinge betrifft, deren ich mich zu schämen hätte.« — Mit Würfeln können auch Kinder spielen; wer ein Mann von Kopf seyn will, überläßt dieß den Kindern, und wendet seine Zeit edler an, oder vergnügt sich wenigstens männlicher; — so dachte Xenophanes, und er hatte Recht.

263. Der verweigerte Zweikampf.

Der berühmte holländische Admiral Ruyter (geb. 1607 gest. 1676), von armen Eltern geboren, war in seiner Jugend ein Bootsjunge; durch die gute Anwendung seiner natürlichen Talente und die große Geschicklichkeit im Seewesen, die er sich erworben hatte, stieg er aber von einer Stufe der Ehre zur andern, und endlich bis zur Admiralsstelle, mit welcher der Rang eines Herzogs verbunden war. Unter seinen vortrefflichen Geistes- und Herzenseigenschaften glänzte die Tugend der Tapferkeit in ihrem hellsten Lichte; er focht im Streite mit Löwenmuthe, und selbst seine Feinde konnten auf ihn nie auch nur einen Schatten von Zaghaftigkeit werfen. Aber auch er erfuhr das Schicksal so mancher von äußerem Glücke begünstigten Männer, daß er eine große Anzahl von Neidern hatte. Einem derselben, einem Schiffskapitän, der die Fechtkunst nur deßwegen gelernt zu haben schien, um kunstmäßig morden zu können, fiel endlich der Kunstgriff der Raufbolde ein; er beschuldigte Ruyter einer Beleidigung und forderte ihn zum Zweikampfe heraus. Dieß geschah im Jahre 1624, da er schon Commandant eines Schiffes war. Ruyter erschien auf diese Ausforderung nicht. Es ist ein, leider! noch immer herrschendes Vorurtheil, daß die Rettung der militärischen Ehre das Duell verlange, — und hiebei bedenkt man nicht, wie frevelhaft man gegen den Schöpfer und Erhalter unseres Lebens handelt, wenn man seinem von einem Fehler übereilten Bruder den Stahl in die Brust stößt, ein schuldloses Weib zur Wittwe und ihre unglück-

lichen Kinder zu Waisen macht, und so als Menschenmörder in die Hände des ewigen Richters fällt. — So meinten auch Ruyters Freunde, daß er Mangel an Herzhaftigkeit beweise, wenn er nicht erscheinen würde. Dieser große Mann antwortete ihnen aber mit edler Festigkeit: „Ich bin gewohnt, auf Befehl meines Vaterlandes zu fechten, und dann erfülle ich meine Schuldigkeit aus allen meinen Kräften; komme ich dabei um, so falle ich in meinem Berufe, und weiß, daß es wohl um meine Seele steht. Aber wie, wenn ich nun in eigener Rache meinen Tod finde, da mir dieselbe bei Verlust meiner Seele verboten ist?“ — Er unterwarf hierauf die Sache seinen Vorgesetzten, und diese erhielten ihn natürlicher Weise bei seinem Ansehen und in seinen Würden. Vorher hatte sich Ruyter vorgenommen, den Seedienst aufzugeben; nun aber ließ er sich bewegen, ferner Leib und Leben für's Vaterland zu wagen, und trat seinen nächsten Zug als Befehlshaber einer großen Flotte an.

264. Freiwillige Verbannung.

Im siebenjährigen Kriege wurden auch die Anhalt-Dessauschen Lande sehr mitgenommen, indem der König von Preußen starke Contributionen in denselben eintreiben ließ. Der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, dessen Regierungsantritt in diese Zeit fiel, sah wohl ein, daß die Bezahlung der geforderten Kriegssteuer und Brandschatzung seine armen Unterthanen völlig ruiniren würde; und da ihm ihr Elend zu Herzen gieng, so verkaufte er sein Silberzeug, seine Juwelen und andere Kostbarkeiten, und bezahlte die Summen selbst, um seine Unterthanen zu schonen. Und als dieß Alles noch nicht hinreichend war, verließ er im Jahr 1774 sein Land und hielt sich einige Jahre als einfacher Edelmann im Auslande auf, in der edeln Absicht, seinem Volke die Abgaben zu ersparen, und sie indessen wieder zu Kräften kommen zu lassen, zugleich aber auch Schulden, die er gemacht hatte, abzutragen.

265. Ach, wer doch jetzt ein Pferd wäre!

Der kaiserliche General Graf M*, ein außerordentlicher Liebhaber von Pferden, hatte auf einem seiner Güter in Böhmen eine Stuterei, auf welche er große Summen verwendete. In der großen Theuerung von 1771, wo der Haber zu einem unerhörten Preise stieg, rieth man ihm, seine Pferde abzuschaffen; allein er konnte sich nicht dazu entschließen, weil er seine größte Freude daran hatte. Alle Morgen besuchte er seine Ställe, um sich an dem Anblick seiner Lieblingsthiere zu vergnügen. Einst, als er von diesen zurück kam, fiel ihm eine vom Hunger ganz abgezehrte Frau weinend zu Füßen, und sagte: „Ach, gnädiger Herr, wer doch jetzt ein Pferd wäre!“ — „Wie so, alte Mutter?“ versetzte der Graf und stutzte. „Ach“ — sagte sie — „indeß ich mit meinem kranken Mann und drei Kindern vor Hunger verschmachte, bekommen Ihre Pferde alle Tage ihr volles Futter, und sind dick und fett.“ Der Graf gab ihr einen Dukaten und gieng gedankenvoll in sein Zimmer. Nach einer kurzen Ueberlegung erhielt die Menschenliebe einen vollkommenen Sieg über die Lieblingsneigung seines Herzens. Er verkaufte alle seine Pferde bis auf zwei Reitklepper, und ließ seinen vielen Haber unter seine brodlosen Unterthanen vertheilen. Auch das Heu verkaufte er, und wandte es nebst den Summen, die er aus den Pferden löste, zum Unterhalt der Dürftigen an; das war ihm nun eine weit größere Freude als die an seinen Pferden. — Es hatte auch sehr wichtige Folgen. Als kurz darauf die böhmischen Bauern aufrührerisch wurden, und sich auch an den Gütern dieses Grafen vergreifen wollten, so standen seine Unterthanen alle für Einen Mann und beschützten seine Güter. Der Graf war damals in Wien. Als er die edle That seiner dankbaren Unterthanen hörte, so weinte er vor Freuden. „Wie viel“ — rief er aus — „bin ich der herzhaften Frau schuldig, die mich auf einen so guten Gedanken gebracht! Ohne ihre rührende Vorstellung wäre vielleicht ein großer Theil meiner Unterthanen ver-

hungert — meine Verwalter und Pächter erschlagen — meine Häuser und Gärten zerstört und meine Güter ganz ruinirt worden. Sie soll Lebenslang einen Gnadengehalt haben — sie hat mir zu einer weit größern, reinern und edlern Freude verholfen, als die war, die ich an meinen Pferden hatte.«

266. Das verlassene Kränzchen.

Ein Handwerksmann lebte auf eine rechtliche und wirthschaftliche Weise von der Arbeit seiner Hände, und ernährte, nebst seiner Frau und drei Kindern, auch eine Schwester, die er zu sich genommen hatte. So wie er in seiner Arbeit unverdrossen war und seine Christenpflicht treulich erfüllte, so versäumte er an den Sonn- und Festtagen auch niemals den Gottesdienst der Kirche, hielt es jedoch für erlaubt, an einem solchen Tage den Abend in einer Gesellschaft von Leuten zuzubringen, die seines Standes und eben so gutdenkend waren als er; und damit diese rechtschaffenen Handwerksleute die Freundschaft, in der sie mit einander lebten, desto besser unterhalten möchten, so giengen sie nicht eher auseinander, als bis sie vorher eine kleine Mahlzeit, auf gemeinschaftliche Kosten, eingenommen hatten. Darauf gieng ein Jeder vergnügt nach Hause, und setzte an dem folgenden Tage seine gewöhnliche Arbeit fort. An einem Abend, da unser braver Handwerksmann aus seiner Gesellschaft nach Hause zurückkehrte, erblickte er nur wenige Schritte von seiner Thüre ein unglückliches Weib, das sich auf einen Eckstein gelegt, und da sie schon lange den bittersten Hunger erlitten hatte, eben ihren Geist aufgeben wollte. Er ließ sich den traurigen Zustand dieser Unglücklichen zu Herzen gehen, und leistete ihr sogleich allen möglichen Beistand. Und da er sich darauf wegen des Geldes, das er bisher zu seiner Ergötzlichkeit angewendet hatte, einen Vorwurf machte, so entschloß er sich, es in Zukunft den Dürftigen zufließen zu lassen. Von dieser Zeit an

verließ dieser wackere Mann sein Kränzchen, und theilte alle Sonn- und Festtage das Geld, das er sonst in Gesellschaft verzehrt hatte, unter die Armen aus.

267. Demuth bringt den Neid zum Schweigen.

Ein Kaufmann von Northampton machte durch den Handel ein großes Glück, und wurde innerhalb weniger Jahre der reichste Mann in dem nordamerikanischen Staate Connecticut. Durch seinen Reichthum aber verlor er die Gunst des Volkes, in deren Besitz er zuvor gewesen war, ungeachtet er nicht im Mindesten die Einfalt seiner Sitten und Lebensart geändert hatte. Bloß durch seinen Reichthum war die Eifersucht rege geworden. Sie gieng so weit, daß er, der seines Verstandes und seiner Kenntnisse wegen sich vollkommen zum Gouverneur schickte, von dem Volke auch nicht einmal zu dem kleinsten Amte gewählt wurde. Da er indessen glaubte, die Achtung und das Zutrauen seiner Landsleute zu verdienen, so legte er sich auf's Bitten, und erhielt kaum für seinen Sohn die Stelle eines lateinischen Unterlehrers, die dieser eine geraume Zeit zur Zufriedenheit des Publikums verwaltete. Nicht das Vermögen von mehr als 30,000 Pfund Sterling (über 330,000 Gulden), die er einst zu vererben hatte, sondern diese Herablassung hatte die gewünschte Wirkung. — Einer seiner Freunde fragte ihn einmal: »Wie haben Sie sich dazu entschließen können, für Ihren Sohn eine Stelle von 175 Pfund jährlichen Gehalts zu erbitten, da Sie ihm eine weit größere geben konnten, ohne ihn vom Publikum ganz abhängig zu machen.« Der Kaufmann antwortete: »Mein Glück müßte nothwendig in einem Lande, wo sich die Regierungsform auf die Gleichheit der Besitzungen gründet, Eifersucht rege machen. Ich war daher meinen Nachbarn eine Art von Schadloshaltung schuldig.«

268. Der Ludwigsritter als Handlanger.

Einige Jahre vor dem Ausbruche der französischen Revolution giengen vier Offiziere, die Ritter vom Orden des heiligen Ludwigs waren, in Paris spazieren, und sahen einen bejahrten Mann, der ein gleiches Ordenskreuz trug, dessen zerrissene Kleidung aber seine armseligen Umstände verrieth. Da sie ihn nicht kannten, so wollte ihn Keiner anreden und ihm seine Dienste anbieten, weil er sich vermuthlich würde geschämt haben, sie von unbekannten Leuten anzunehmen. Einige Tage nachher spazierten diese Offiziere wiederum in einem andern Theile der Stadt, und blieben bei einem Hause, das daselbst gebaut wurde, stehen. Sie bemerkten unter den Handlangern der Maurersleute denselben Mann, der vorher das Kreuz vom Ludwigsorden getragen hatte. Sie fragten ihn, da er eben mit Andern Kalk trug, ob er dieß Handwerk beständig getrieben habe, und warum er das Kreuz nicht mehr trage? Er aber nahm Anstand, einzugestehen, daß er ein Kreuz getragen habe. Die Offiziere, welche nicht wußten, was sie hierüber denken sollten, meldeten es dem Gouverneur der Invaliden, der als Großkreuz des heiligen Ludwigsordens diese Gnadenzeichen austheilte. Der Gouverneur ließ den Handlanger kommen. Hierauf zog der unglückliche, mit Kalk und Staub bedeckte Mann sein Ordenskreuz und Diplom aus der Tasche, und sagte in einem rührenden Tone: „Ja, mein Herr! ich bin Ritter vom heiligen Ludwigsorden, und habe zwar zu meinem Unterhalte eine Pension von hundert großen Thalern, aber der König hat sie mir nicht auszahlen lassen. Ich kann es nicht über mein Herz bringen, Niederträchtigkeiten zu begehen; ich muß indessen doch Brod haben, und diene daher den Handwerkern, die mir es geben.“ — Der Gouverneur, von Mitleid durchdrungen, nöthigte ihn sogleich, seine Geldbörse anzunehmen, und berichtete diesen Vorfall dem Grafen von Choiseul (Schoasöl), welcher diesem rechtschaffenen Offiziere die seit vier Jahren rückständige Pension auszahlen ließ, und ihn in den Stand setzte, in der Folge glücklich und anständig zu leben.

269. Ein Mittel, Waisen zu versorgen.

Herr S. in Paris hatte bei seinem Tode nichts als Schulden und noch zwei unerzogene Kinder hinterlassen. Seinem Freunde, dem Parlamentsrathe N., gieng die traurige Lage der Hinterbliebenen so sehr zu Herzen, daß er sogleich beschloß, seine Ausgaben zu vermindern, zu dem Ende den größten Theil seiner Bedienten, so wie seine Equipage abschaffte, sich in einer der Vorstädte einmiethete, und von da aus alle Tage zu Fuße, nur von einem einzigen Bedienten begleitet, in das Parlament gieng, um seine Amtspflichten zu erfüllen. Bald kam er durch dieses sein Betragen in den Verdacht des Geizes und des Mangels an Lebensart, und mußte sich's gefallen lassen, daß man ihn sehr verläumdete. Endlich nach zwei Jahren trat N. wieder seinem Stande gemäß in der Welt auf, nachdem er indessen eine Summe von 20,000 Livres (über 9000 Thaler) zusammengebracht hatte, die er nun zum Besten der zwei Kinder seines verstorbenen Freundes anlegte.

270. Uneigennützigkeit gewinnt die Herzen.

Der französische General Desaix (Deséh) hatte das, dem Anschein nach, so schwere Mittel gefunden, die Soldaten an Entbehrung zu gewöhnen; er versagte sich nämlich selbst Alles, was diese nicht auch haben konnten. In der schlimmsten Zeit, als ein schrecklicher Krieg Frankreich drückte, war Kommißbrod und Wasser seine einzige Nahrung. Einige Kriegscommissäre versuchten einmal, sich seine Gunst dadurch zu erwerben, daß sie ihm feine Weine und besseres Brod als dasjenige schickten, was seine Truppen bekamen. Desaix nahm das Geschenk mit kalter Höflichkeit an, und ließ es sogleich unter die Kranken in den Hospitälern vertheilen. Durch dergleichen Züge hatte er sich die höchste Liebe und Achtung erworben. Diese äußerte sich bei jeder Gelegenheit. Ein deutscher Reichsfürst hatte die Flucht bei seiner Annäherung ergriffen, und der Silberkasten mit

den Baarschaften, den dieser zurückgelassen, ward in Desaix's Zelt gebracht. Dieser befahl hierauf, daß man ihn sogleich zum Zahlmeister bringen solle. Die Soldaten hatten Mühe, ihn zu heben. Desaix warf ihnen ihre Langsamkeit vor. Sie ließen den Kasten fallen und sagten: „Er ist so schwer, weil er aus Ihren Händen kommt!"

271. Wohlthätigkeit ein Vergnügen.

Drei Söhne reicher Eltern hatten von ihrem Taschengelde eine für sie große Summe erspart. Auf erhaltene Erlaubniß ihrer Eltern wollten sie dieses Geld zu einer Reise für ihr Vergnügen verwenden. Sie machten sich nun in Begleitung ihres Lehrers auf den Weg, und freuten sich schon im Voraus, schöne Städte und merkwürdige Sachen zu sehen. Kaum aber hatten sie zwei Meilen vom Hause zurückgelegt, als sie in der Ferne ein starkes Feuer gewahr wurden. Sie eilten dahin zu kommen, und fanden in einem nahen Dorfe die Bauern mit Löschung des Feuers beschäftigt, welches schon einige Häuser verzehrt hatte. Die guten Jünglinge dachten zu edel, als daß sie bloße Zuschauer hätten bleiben können. Sie halfen mit ihrem Lehrer nach besten Kräften, und das Feuer ward endlich gelöscht. Man dankte ihnen für ihre Mühe, sie aber sahen sich stillschweigend an, und wurden sogleich eins, daß sie zum Prediger des Ortes giengen, und ihm das zur Reise bestimmte Geld mit den Worten einhändigten: „Wenden Sie diese Kleinigkeit zum Troste der armen Leute an, welche durch die Feuersbrunst gelitten haben! Die Absicht unserer Reise ist erreicht, und wir können jetzt nach Hause zurückkehren. Wir wollten diese Summe zu unserem Vergnügen anwenden, und das ist nun geschehen." Sie verließen den gerührten Prediger, und kehrten mit den Segnungen der Bauern zurück.

VI.

Mäßigung im Glück.

Meine Kinder, wenn's euch wohl gehet, so sehet zu und bleibet in Gottesfurcht. Sir. 42, 17.

---

272. Gedenke, daß du ein Mensch bist!

Wenn uns das Glück anlächelt, wenn sich Alles nach unsern Wünschen fügt, so müssen wir uns nur um so mehr vor Stolz und Uebermuth hüten. Wer im Glück und Unglück sich nicht gleich bleibt, verräth einen beschränkten Geist. Philipp, König von Macedonien, schlug die Athenienser und Thebaner in der berühmten Schlacht bei Chäronea auf's Haupt, und er konnte stolz auf diesen Sieg seyn. Aber er betrug sich mit so großer Bescheidenheit, daß man kaum denken konnte, daß er der Sieger sey. Den Athenienſern, seinen ärgsten Feinden, schickte er ihre Gefangenen unentgeldlich zurück, und die Erschlagenen ließ er zur Erde bestatten. Kurz, weder Stolz noch Hochmuth blickten aus seinen Augen; er befahl sogar einem Sklaven, ihn täglich zu erinnern, daß er ein Mensch sey. Deßwegen gieng er niemals aus seinem Palaste, noch durfte Jemand Morgens frühe zu ihm kommen, ehe ihm sein Diener die Worte zugerufen hatte: »Philipp, gedenke, daß du ein Mensch bist!«

273. Die irdenen Gefäße auf der Königstafel.

Agathokles, der in Sicilien herrschte, stieg aus einem der niedrigsten Geschlechter auf den königlichen Thron. Er wurde in Sicilien geboren, sein Vater war ein Töpfer, und auch er hatte dieses Handwerk getrieben. Als die Krone schon auf seinem Haupte glänzte, pflegte er allezeit irdene Gefäße zwischen die goldenen auf seine Tafel zu setzen, und öffentlich zu sagen, daß er ehemals auch dergleichen Arbeit verfertigt habe.

274. Der demüthige Sieger.

Der große römische Feldherr Paulus Aemilius überwand im Jahr 168 vor Chr. Geb. den Perseus, König von Macedonien, und machte dessen Länder zu einer Provinz des römischen Reiches, weßwegen ihm ein dreitägiger Triumph vom Senat zugestanden wurde. Unter den Gefangenen, welche man in das römische Lager brachte, befand sich auch der König Perseus selbst, der in Trauerkleider gehüllt einherwankte. Als der edle Aemilius ihn erblickte, gieng er demselben mit weinenden Augen entgegen, reichte ihm die Hände, verbat sich alle Ehrfurchtsbezeugungen, und setzte ihn in den Kreis seiner Offiziere vom ersten Range. Bis zu Thränen gerührt von dessen unglücklichem Zustande, legte er dem Perseus, voll Sanftmuth und Mitleiden, wegen der Ursachen seiner Feindseligkeiten wider Rom verschiedene Fragen vor, die dieser nur mit niedergeschlagenen Augen und stummen Thränen beantwortete. Hierauf sprach er dem gefangenen Könige Muth zur Ertragung seines unglücklichen Schicksals ein, indem er sagte: es möchte aus einem Fehler, dessen jeder Mensch fähig wäre, oder aus einem unvermeidlichen Verhängnisse nach dem Rathschlusse der Götter entstanden seyn; und wendete sich endlich mit folgenden Worten an die ganze Versammlung: „Ihr sehet hier ein großes Beispiel von dem Unbestande der menschlichen Dinge; euch besonders, ihr jungen Kriegsmänner, betrifft diese Rede! Die Ungewißheit dessen, was uns von einem Tage zum andern begegnen kann, muß uns die Lehre geben, uns niemals im Glücke stolz und heftig, gegen wen es auch seyn mag, zu bezeigen, und uns niemals auf das gegenwärtige Glück zu verlassen. Die Probe eines ächten Verdienstes und einer wirklichen Tapferkeit ist diese, daß wir bei einem glücklichen Erfolge nicht übermüthig werden, und uns bei einem unglücklichen nicht niederschlagen lassen.

275. Aechter Bürgersinn.

Nachdem Andreas Doria, einer der berühmtesten Seehelden des 16. Jahrhunderts, Genua von der fran-

zösischen Oberherrschaft befreit hatte, so stand es in seiner Macht, sich selbst zum Beherrscher des Genuesischen Staates aufzuwerfen. Der Ruhm seiner ehemaligen Thaten, der glückliche Erfolg des gegenwärtigen Versuchs, die Ergebenheit seiner Freunde, die Dankbarkeit seiner Landsleute, der Beistand des Kaisers Karls V., Alles traf hier zusammen, ihm eine oberherrliche Gewalt zu versprechen, und lud ihn ein, dieselbe anzunehmen. Aber mit einer Großmuth, die wenig ihres Gleichen findet, opferte er alle Gedanken der eigenen Erhöhung dem edeln Vergnügen auf, sein Vaterland frei zu sehen; der höchste Gegenstand, nach welchem der Ehrgeiz streben kann. Nachdem er das gesammte Volk vor dem Thore seines Palastes hatte zusammen kommen lassen, versicherte er dasselbe, daß die Glückseligkeit, seine Mitbürger einmal wieder in dem Besitze der Freiheit zu sehen, für ihn die vollkommenste Belohnung aller seiner Bemühungen sey; vergnügter mit dem Namen eines freien Bürgers als über den Titel eines Oberherrn, fordere er keine Vorzüge, keine größere Macht, als welche Männer seines gleichen besäßen; er überlasse daher ihnen Allen das Recht, die Regierungsform, die sie nunmehr unter sich einführen wollten, festzusetzen. Das Volk hörte ihn mit Thränen der Bewunderung und der Freude. Zwölf Personen wurden erwählt, eine neue Regierungsform für den Staat zu entwerfen. Der Einfluß der Tugenden und das Beispiel des Doria theilte sich seinen Landsleuten mit; die Partheien, die den Staat so lange zerrissen und zu Grunde gerichtet hatten, schienen vergessen; man nahm weise Maßregeln, einem neuen Ausbruche bürgerlicher Unruhen zuvorzukommen; und eben die Regierungsverfassung, die in Genua unter sehr wenigen Abänderungen bis in's Jahr 1805 gedauert hat, wurde damals mit allgemeinem Beifall eingeführt. Doria, geliebt, hochgeachtet und von seinen Landsleuten verehrt, erreichte ein hohes Alter; und da er fest bei seinem Gelübde der Mäßigung beharrte, und schlechterdings nichts mehr, als was jedem Privatbürger mit Recht gebührt, verlangte, so behielt er jederzeit einen mächtigen Einfluß auf die Berathschlagungen des

Freistaates, der sein Daseyn seiner Großmuth zu verdanken hatte. Durch dieses Ansehen und diese Vorzüge übte er, ohne es nur zu wollen, eine Herrschaft aus, die sich auf Liebe und Dankbarkeit gründete, und von der Verehrung seiner Tugenden, und nicht von der Furcht vor seiner Gewalt unterstützt wurde. Sein Andenken wird noch jetzt von den Genuesern in Ehren gehalten, und in ihren öffentlichen Denkmalen und in den Werken ihrer Geschichtschreiber heißt er: „der Vater seines Landes und der Wiederbringer seiner Freiheit.“

276. Hoch erhoben und doch niedrig.

Valentin Jamerai Düval 1695 in dem französischen Dorfe Artonay in der Champagne geboren, stieg von einem Hirtenknaben zum Oberaufseher über die Kaiserliche Bibliothek zu Wien empor, allein so sehr ihn auch die kaiserliche Familie achtete und liebte, so hielt er sich doch aus Bescheidenheit so sehr von ihr entfernt, daß er die zahlreichen Glieder derselben nicht einmal persönlich kennen lernte. Einst waren die ältern Erzherzoginnen bei ihm vorübergegangen, ohne daß er sie zu bemerken schien. Der römische König Joseph II., welcher ihnen folgte, fragte ihn daher: Kennen Sie die Damen, die eben an Ihnen vorüber gegangen sind? Nein, Sire, antwortete Düval freimüthig. Ach, erwiederte Joseph, das wundert mich gar nicht, da meine Schwestern keine Antiken sind! — Auch die russische Kaiserin, als sie am Wiener Hofe sich aufhielt, überhäufte ihn mit allen möglichen Ehrenbezeigungen, namentlich beschenkte sie ihn mit einer goldenen Kette und Medaille und vielen Kostbarkeiten, Zeichnungen, Büchern und Pelzen, allein mitten unter dem Hofleben, das ihn umgab, blieb Düval stets seiner redlichen Einfalt getreu, entfernte sich in keinem Stücke von seiner vorigen Lebensweise, und das einfache, natürliche Wesen seines Aeußern war ebenso groß als die ungeschmückte Rechtschaffenheit und Wahrheit seiner Seele.

VII.

Begnügsamkeit.

Der Wandel sey ohne Geiz und lasset euch begnügen an dem, was da ist. Hebr. 13, 5.

---

277. Gib mir, was ich bedarf.

Der berühmte Theolog Dr. Bernhard Ziegler, ein Zeitgenosse Luthers, verließ das Kloster, um Gott und seinen Mitmenschen so viel, als ihm möglich wäre, durch Verkündigung des Evangeliums zu dienen. Er bat deßhalb Gott, daß Er ihm ein ehrliches Amt und etwa 40 Gulden dazu bescheren wolle, damit er sich auch ernähren könne. Das geschah. Da er nun gefreiet, will's nicht zureichen; darauf bittet er Gott um 60 Gulden. Gott gab sie ihm auch. Als die Kinder heranwuchsen, bat er um 80 Gulden. Auch diese schenkte ihm Gott. Da Ziegler nun alt wurde, will es abermals nicht zureichen, aber er wandte sich wieder zu Gott und sprach: „Lieber Vater! ich habe von Abraham gehört, daß er etlichemal mit dir geredet habe, und du hast ihn in Gnaden erhört; das habe ich auch erfahren. Gib mir, was ich bedarf, so will ich alle Zeit genug haben, ich will dir nichts mehr vorschreiben!“ Darauf bescherte ihm Gott jährlich 150 Gulden. Und als der Churfürst von Sachsen erfuhr, daß er also gebetet habe, schenkte er ihm noch 200 Gulden dazu, damit er in seinem Alter noch ein Labetränklein habe.

278. Drei Blicke.

Ein Bischof in Italien bekämpfte ohne Murren die größten Hindernisse seiner amtlichen Wirksamkeit, und verrieth bei dem häufigen Widerstand, den er fand, auch nicht die geringste Ungeduld. Einer seiner Freunde, der ihn deßhalb nicht genug bewundern konnte, bat ihn eines Tages,

er möchte ihn doch auch das Geheimniß lehren, immer heiter zu seyn. „Recht gern," erwiederte der Bischof, „will und kann ich Sie mein Geheimniß lehren, und zwar ohne Mühe; es besteht in weiter Nichts als in der Gewohnheit, meine Augen recht zu brauchen." Sein Freund bat ihn, sich näher darüber zu erklären. „Sehr gern," antwortete der Bischof. „In welcher Lage ich auch seyn mag, so blicke ich vor allen Dingen zum Himmel auf, und erinnere mich daran, daß ich darum hauptsächlich hienieden lebe, um einst dorthin zu gelangen. Sodann gehe ich auf die Erde nieder, blicke herunter, und rufe mir in's Gedächtniß, welch einen kleinen Raum ich einst einnehmen werde, wenn man mich beerdigt. Endlich blicke ich um mich, sehe auf das, was mich in der Welt umgiebt, und werde inne, daß Viele weit unglücklicher sind, als ich zu seyn glaube. So lerne ich, wo die wahre Glückseligkeit wohnt, wo einst alle unsere Sorgen enden werden, und wie wenig ich Ursache habe, zu murren oder mich zu beklagen."

279. Wer weise ist, ist zufrieden.

Simon Flade, ein Schuhflicker in einem Dorfe Norddeutschlands, war 30 Jahre Soldat gewesen, hatte alle Feldzüge vom Jahre 1731 bis 1761 mitgemacht, wurde im siebenjährigen Kriege untüchtig und mit einem kleinen Jahrgehalte entlassen. Da dieser aber nicht zum trockenen Brode und zur Hausmiethe hinreichte, seine Wunden ihm aber keine schwere Arbeit zuließen, so legte er sich auf's Schuhflicken und verdiente sich damit täglich einige Kreuzer. Er konnte dabei gewöhnlich Mittags nur eine ungeschmälzte Suppe oder Kartoffeln, und des Abends ein Stück Brod essen. Ein alter Soldatenrock war sein Sonntagskleid, in der Woche trug er einen Leinwandkittel; er schlief auf einem Strohsacke, und mußte sich in einer alten Hütte gegen das Eindringen der rauhen Luft durch Verstopfen der Löcher schützen. Und doch gab es in der ganzen Gegend keinen glücklicheren und zufriedeneren Men-

schen als diesen armen Schuhflicker. Wenn er von niedergeschlagenen Menschen hörte, pflegte er zu sagen: »Sind das nicht Thoren, daß sie sich das Bischen Leben selbst verkümmern; sie müssen an keinen Gott und keine Vorsehung glauben, und nicht daran denken, daß sie vielleicht morgen nicht mehr am Leben sind.« So hatte Flade schon zehn Jahre in seinem Dorfe gelebt, als ein neuer Pfarrer dahin kam. Dieser gieng nicht lange nach seiner Ankunft an Fladens Hütte vorbei, und hörte ihn das schöne Gerhard'sche Lied singen: „Befiehl du deine Wege,“ und als er bald nachher wieder zurückkam: „Sey Lob und Ehr dem höchsten Gut.“ Dadurch aufmerksam gemacht, trat der Pfarrer in die Hütte ein, und erstaunte sehr, als er einen schwachen Greis in diesem elenden Winkel mit Ausbesserung eines alten Schuhes beschäftigt fand, der ihm mit der heitersten Miene entgegentrat. Der Pfarrer redete ihn nach dem Gruße also an: „Gieng Euch denn das wohl von Herzen, was Ihr eben jetzt gesungen habt?“ — »Warum denn nicht, Herr Pfarrer?« Es entspann sich nun zwischen ihnen ein Gespräch, worin Flade seinen Reichthum in Gott, seine Seligkeit im Glauben zeigte. Der Pfarrer wurde zu Thränen gerührt und besuchte von jetzt an den armen Schuhflicker oft, und wurde vielfach bei ihm erbaut und gestärkt. Er ließ ihm dafür manche leibliche Wohlthat zufließen. Einst kam auch der Pfarrer des Morgens an seine Hütte, und fand die Thüre verschlossen. Er ließ nach vergeblichem Rufen und Pochen die Thüre mit Gewalt öffnen. Da lag Flade auf seinem Strohlager — todt. Seine Hände waren gefaltet, und auf seinem Gesichte war immer noch die heitere Miene, die er stets in seinem Leben gehabt hatte. Der Pfarrer ließ ihn ehrenvoll begraben, und die Gemeinde wurde sehr erbaut von der Leichenpredigt, die er dem glücklichen, gottseligen Manne hielt.

280. Wunderbare Führung eines Armenfreundes.

Der fromme Kaufmann Johann Tobias Kießling in Nürnberg war im Wohlstand geboren, und einen großen Theil seines Lebens hindurch Besitzer eines ansehnlichen Vermögens. Erst in den letzten Jahren seines Lebens mußte er noch erfahren, was Armuth sey; er, der, so lange er Vermögen hatte, so viele Leidende erquickt, Hungernde gespeist und Nackte gekleidet, der namentlich den Protestanten in Oesterreich bei Errichtung ihrer Kirchen und Schulen nach Erscheinung des Toleranzedikts unzählige Wohlthaten erzeigt hatte, wurde zuletzt, da er alt und unfähig zum Arbeiten, nun selbst der Erquickung bedürftig war, scheinbar aller Mittel dazu beraubt, aber nun auch ganz und reichlich aus seines Gottes Hand gespeist, ja reichlicher, als er es jemals an sich selbst gewendet hatte. Freilich Anfangs that dieß recht wehe, als der liebe Mann, der sein Vertrauen zwar nie auf Geld und Gut gesetzt, aber gelernt hatte, auch dieses ihm anvertraute Pfand auf's Beste anzuwenden, durch fremde Unglücksfälle, großentheils durch den damaligen Krieg herbeigeführt, so ganz verarmte. Kießling betrauerte nicht sich selbst am meisten, sondern die Handelsfreunde, welche ohne seine Schuld bei seinem Unglücke mit leiden mußten. Kießlings christliche Freunde in Oesterreich, denen er unendlich viele brüderliche Liebe erzeigt hatte und mit welchen er fortwährend in Verbindung stand, hätten fast, wie einer schrieb, mit Assaph über diese verborgenen Wege Gottes gestrauchelt, als sie das Unglück ihres Freundes erfuhren. Er selbst schrieb ihnen im Frühlinge 1812: „Die großen Veränderungen in Oesterreich und den kaiserlichen Staaten haben mich nach und nach um mein ganzes ansehnliches Vermögen gebracht. Ach das hat schon viel tausend Thränen und die allertiefste Demüthigung gekostet, bis ich von ganzem Herzen bekennen und sagen lernte: „Der HErr hat's gegeben, der HErr hat's genommen, der Name des HErrn sey gelobt!“ Ihr Lieben! stoßet Euch nicht an Eurem armen Bruder Kießling! Er

muß den Leidenskelch völlig gar austrinken, den er schon viele Jahre tropfenweis gekostet hat, und dabei er viel tausendmal geseufzt: Ist's möglich, mein Heiland! so laß diesen gallenbitteren Kelch vor mir vorübergehen — aber es hat Ihm nicht gefallen, daher bin ich still, und schweige, und will meinen Mund nicht aufthun; du, HErr, wirst's doch wohl machen! Ach wenn nur der Name des HErrn nicht geschmäht, seine Kinder nicht geärgert und die Welt nicht zum Lästern verleitet werden möchte, ach darum bitte ich Ihn alle Tage und Stunden! O Oesterreich, o Oesterreich! Du hast mir viele geistliche Freuden gemacht, aber ich mußte sie mit meiner Gesundheit und ganzem Vermögen, mit meiner sogenannten Ehre und gutem Namen, unter vieler Schmach, Verachtung und Undank erkaufen, und doch bin ich noch so von Herzen an mein österreichisches Zion gefesselt, und wenn ich ihm gleich nicht mehr mit Silberlingen oder Banco-Zetteln dienen kann, so steht ihm Leib und Leben, ja mein letzter Blutstropfen zu Diensten!« — Treu und redlich gab Kießling Alles her, was er hatte, damit nur Andere so wenig als möglich bei seinem Unglücke leiden möchten. So geschah es nach einigen Jahren, daß er das Haus seiner Väter nicht mehr sein eigenes nennen konnte; daß die Handlung ganz aufgegeben werden mußte. Doch der freundliche Mann, der jenes Haus gekauft hatte, bot Kießling auf Lebenslang freie Wohnung in den stillen Zimmern an, welche nach einer freundlichen Straße auf die andere Seite des Hauses hinausgehen. Und hier fand Kießling oft von Seiten her, an welche er niemals gedacht, Erquickung und Unterstützung die Fülle. Es war, als sollte der, der sein ganzes mühereiches Leben hindurch gar so wenig an sich selbst und seine eigene Pflege gedacht hatte, noch recht genöthigt werden, die Fülle des Segens aus der Hand seines HErrn anzunehmen. Und seine an's Mittheilen so gewöhnte Hand fand von dem, was ihm selbst mitgetheilt worden, immer auch noch etwas übrig, um andern Nothleidenden zu geben. Jetzt verlor aber Kießling

auch noch seine Gesundheit. Ein sehr schmerzhaftes Uebel an beiden Füßen offenbarte, wie sehr er der ärztlichen Pflege und des stillen Daheimsitzens bedurfte. Sein Leiden wuchs immer mehr, und währte vier volle Jahre. Aber aus seinem Munde kamen nie Worte der Klage und der Ungeduld, sondern nur der Liebe und des Dankes gegen Gott, der ihn bis hierher so väterlich geleitet hatte. Recht schwer fiel es Kießling, der gewohnt war, immer so weit zu reisen, liebe Brüder zu sehen, Kranke und Nothleidende zu erquicken, und selbst die Hütten ihres Elendes zu besuchen, nun so zu Hause sitzen zu müssen, und nicht mehr viel helfen zu können. „Aber mein Herz," sprach der gebeugte Greis, „ist bei Dir mein Gott, du Gott und Helfer Deiner und meiner Freunde! Du wirst ihnen allen helfen, wo ich armer Mensch nun nicht mehr helfen kann, denn ich und sie sind Dein!" — Endlich genas der Leidende wieder so ziemlich. Sein erster Gang war in das Haus seines HErrn, wo man ihn von nun an zwei Jahre lang gar oft sehen konnte. Aber nun, nachdem ihn sein Gott auch aus der sechsten Trübsal errettet hatte, rüstete er sich bald zur siebenten und letzten, in Seiner Nähe so leichten, zur Heimkehr zum lieben Vater.

VIII.

Stiller Leidenssinn.

Freuet euch, daß ihr mit Christo leidet, auf daß ihr auch zu der Zeit der Offenbarung seine Herrlichkeit, Freude und Wonne haben möget. 1 Pet. 4, 13.

---

281. Die Bibel der Trost im Unglück.

Nie hat man wohl einem Fürsten einen gültigern Beinamen gegeben als dem Churfürsten Johann Friedrich

von Sachsen den Ehrennamen des Großmüthigen; so standhaft wirkte, focht und duldete er für die Gewissensfreiheit seiner Nation, so wie seiner eigenen Person. Alles war er bereit für das einmal anerkannt Richtige zu leiden, und auch dem härtesten Schicksale die Ueberzeugungen seines Gewissens nicht aufzuopfern. — Er war dem schmalkaldischen Bündnisse beigetreten und sah sich daher genöthigt, zum Schutze seiner Glaubensgenossen gegen Kaiser Karl V. die Waffen zu ergreifen. Es kam zum Treffen bei Mühlberg. Nachdem Alles verloren war, floh er mit Wenigen seiner Getreuen in den nächsten Wald, aber er ward aufgesucht und ergriffen. Alles stürmt auf ihn los. Johann Friedrich kämpft wie ein Löwe, man schreit ihm zu, sich zu ergeben; — er antwortete wacker mit seinem Schwerte. — Endlich wird er in den linken Arm gehauen, bekommt einen leichten Stich in den Hals. Da springt Tilo v. Trotta auf ihn zu, drängt die ungarischen, spanischen und italienischen Soldaten, die ihn umringten, zurück, und bittet den Churfürsten, seines Lebens zu schonen und sich zu ergeben. Johann Friedrich fragt: wer er sey? »Ein Deutscher!« — fällt die Antwort. — »So bin ich Trottens Gefangener,« — spricht Johann Friedrich, zieht einen von den zwei goldenen Ringen, die er immer zu tragen pflegte, vom Finger, und steckt ihn Tilo v. Trotta mit den Worten an: »So führe mich denn hin!« — Sein Ueberwinder, Kaiser Karl V., nahm ihn nun mit in das Lager, welches er vor Wittenberg aufschlug, um die Hauptfestung des gefangenen Churfürsten zu belagern. Eben spielte hier der Churfürst mit einem gleichfalls gefangenen Herzoge von Braunschweig in seinem Zelte Schach. Da tritt der Todesbote mit dem Urtheile in der Hand herein, und verkündigt: daß er, Hans Friedrich, wegen des Verbrechens der beleidigten Majestät, ihm zur Strafe und Andern zum Beispiel, zum Tode verurtheilt sey, und daß man ihn auf einer im Feldlager aufgerichteten Wahlstatt durch des Nachrichters Schwert vom Leben zum Tode bringen werde. — »Ich

vermeine, Kaiserl. Majestät werde sich doch dabei nicht übereilen und etwas gnädiger mit mir verfahren; im Falle es aber nicht anders seyn kann, so bitte, man wolle mir den Tag meines Todes zuvor ankündigen, damit ich mit meiner Gemahlin und Söhnen noch die Nothdurft reden kann. Und nun laßt uns fortspielen, Herr Herzog!« — So beantwortete der Churfürst gelassen die Todespost, ohne eine Miene zu verändern, und zieht sein Schach so gelassen fort, als sey ihm sein Kopf so gleichgültig als ein Bauer oder Springer im Schachspiele. — Als ihm der Kaiser hierauf einen sehr harten Vergleich vorlegte, kraft dessen er der Churwürde entsagen, einen Theil seiner Länder verlieren, und des Kaisers Gefangener bleiben sollte: unterschrieb er zwar denselben, um die Stadt zu schonen, nahm aber einen darin enthaltenen Punkt, der seinem Gewissen zuwider war, schlechterdings nicht an. Dieser war: „die bisherigen Religionsstreitigkeiten der Entscheidung des Papstes und der Kirchenversammlung zu Trident zu überlassen.« — Er beschied nun seinen Halbbruder, seinen ältesten Prinzen und einige Räthe zu sich in das Lager, sagte ihnen, daß er die vorgelegten Bedingungen eingegangen habe, grub selbst mit einem Messer die beiden Churschwerter aus seinem Siegelringe, und versicherte, der Kaiser werde Wort halten, und der Stadt keinen Schaden thun. Zugleich gab er ihnen an seinen Kanzler ein offenes Schreiben, in welchem er die Uebergabe wünschte, und seine Soldaten ihres Eides entließ. — Es ward ihm erlaubt, von seiner in Trauer versunkenen Familie in Wittenberg Abschied zu nehmen. Der Churfürst tröstete seine Gemahlin, empfahl sie dem Schutze des HErrn, um deßwillen er Alles leide, umarmte und segnete seine Prinzen, und schied so von seinem väterlichen Erbtheil. Karl zog in Augsburg ein. An diesem Orte, wohin der Kaiser die Stände des deutschen Reiches beschieden hatte, um den Herzog Moritz, das Haupt der Albertinischen Linie, mit der Sächsischen Churwürde und dem größten Theile der Ernestinischen Lande, die Johann Friedrich

bisher regiert hatte, feierlich zu belehren; an diesen Ort ward der großmüthige Gefangene, von 400 spanischen Soldaten begleitet, in einem offenen Wagen, gleichsam wie im Triumphe, gebracht. — Man hatte ihm ein Zimmer angewiesen, aus welchem er die ganze Feierlichkeit mit ansehen konnte. So sehr dieß auch darauf angelegt schien, den unglücklichen Churfürsten nochmals recht tief zu kränken: so dachte doch Johann Friedrich viel zu erhaben, als daß er sich kleinmüthig hätte zeigen sollen. Er las eben in der Bibel, als das Geräusch der Pferde und das Getümmel des feierlichen Zuges seine Aufmerksamkeit rege machte. Ganz kalt sprach er von der Schadenfreude seiner Feinde, sah seinen Vetter Moritz mit allem Pompe unter seinem Fenster vorbeiziehen, sah alle Feierlichkeiten, welche diesem zu Ehren auf einer großen Schaubühne gehalten wurden, ohne auch nur eine Miene zu verändern, und las dann ruhig fort in seiner Bibel. Nach geendigtem Reichstage schickte Karl Jemand an ihn mit dem Antrage, das Interim*) anzuerkennen. Allein der Gefangene, der mitten in der Gefangenschaft mit hoher, freier Seele handelte, unterschrieb und empfahl das Interim schlechterdings nicht. — Karl ließ ihm nun sogar Hoffnung zu seiner Befreiung machen — aber vergebens. — Karl drohete — er blieb seinen Grundsätzen getreu, und ließ in einer eigenen Schrift seine Weigerung rechtfertigen, worin er dem Kaiser mit edler Unbefangenheit sagte: „Sein Gewissen erlaube ihm nicht, nachzugeben und seine Ueberzeugung zu ändern.“ — Das verschlimmerte nun seine Gefangenschaft. Fast alle Bücher, aus welchen er sich bisher erbaut hatte, wurden ihm genommen. Eine auf Pergament gedruckte und illu-

*) Interim hieß die auf dem Reichstag zu Augsburg 1548 auf Veranlassung des Kaisers gegebene, für die Protestanten nachtheilige Erklärung: wie es bis zur endlichen Entscheidung durch eine allgemeine Kirchenversammlung einstweilen (interim) in Sachen der Religion gehalten werden solle.



minirte Bibel schmerzte ihn ganz besonders; doch sagte er standhaft: »Nehmen sie mir gleich alle meine Bücher, sollen sie mir doch das, was ich daraus gelernt habe, nicht aus dem Herzen reißen.« Bei allen diesen Drangsalen äußerte er, so lange er gefangen war, nie Ungeduld über seine Lage, und war sogar unwillig, wenn man ihn deßhalb bedauerte. Von seinen Feinden sprach er immer gut, und man hörte nie, daß er Rache an ihnen zu nehmen wünschte. Zwar hatte er einige Mal Gelegenheit, aus dem Gefängnisse zu entwischen, und sein ältester Prinz selbst wollte ihn befreien. Aber Johann Friedrich blieb freiwillig, und benützte keineswegs den guten Willen seines Sohnes. Sobald er des Morgens aufgestanden war, betete er knieend zu Gott um Geduld in seinem Leiden; den Tag über las er fleißig in der Bibel und in einigen andern erbaulichen Schriften; auch studirte er oft in der deutschen und französischen Geschichte. Die Stunden, welche er nicht dem Gebete oder den Geschäften widmete, verkürzte ihm der alte ehrliche Maler Kranach durch Bildereien und sonst noch auf andere Art. Gegen seine Diener betrug er sich ganz als Freund, nicht als Herr. Ueber der Tafel war er munter und guter Laune, und ließ sich gern etwas erzählen. Gegen die Armen in Insbruck bewies er sich außerordentlich wohlthätig. Täglich mußten ihm seine Edelknaben einige Thaler kleines Geld, in Papier gewickelt, zur Hand legen, welche er dann unter die Armen vertheilte, die schaarenweise das Haus belagerten, und des Augenblicks harreten, wo ihr fürstlicher Wohlthäter sich am Fenster blicken ließ.

282. Ich danke Gott, daß ich den Tod nicht fürchte.

Die wahre Größe und Würde der Seele wird durch Leiden gebildet. Diesem vortrefflichen Bildungsmittel in der Hand der weisen und liebenden Vorsehung hatte auch ohne Zweifel Thomas Wentworth, Graf von Strafford und Minister König Karls I. von England, ein Staatsmann der an Rechtschaffenheit und Talenten nur Wenige sein

Gleichen finden dürfte, seine Standhaftigkeit, Heiterkeit und Gelassenheit vor Gericht und im Tode zu danken. Nach dem Ausbruche der Unruhen in Schottland, wo unter dem Vorwande von Religionsvereinigung Jeder, der Neuerungen durchzusetzen Lust hatte, ein offenes Feld antraf, ließ ihn das sogenannte langwierige und blutdürstige Parlament als Hochverräther festsetzen. — Vier Monate war schon an seiner Anklage gearbeitet worden, und dennoch fehlte ihr noch Wahrheit und Beweis. Er war aber nicht allein frei von dem Verbrechen des Hochverraths, dessen er beschuldigt war, sondern er hatte auch allezeit ein vorsichtiges Verfahren beobachtet. Man konnte ihn keines Rathes, keiner Handlung wider die Gesetze des Staates überführen: einige gebieterische Ausdrücke, die ihm unglücklicher Weise entfallen waren, machten sein ganzes Verbrechen aus. Er suchte jedoch das Mitleiden nicht anders als auf eine anständige und gerechte Weise zu erregen; und indem er auf seine mutterlosen Kinder wies, denen er entrissen werden sollte und deren Unglück er beweinte, behielt er eine so edle Miene, welche selbst die über seine Wangen herabfallenden Thränen verschönerte. Er dankte Gott im Angesichte seiner Richter, daß Er ihn vor der Eitelkeit der zeitlichen Dinge bewahrt habe, und bezeugte, daß er sich ihrem Urtheile mit aller Ruhe unterwerfe. Es war ihm zwar sehr schmerzhaft, daß der König, sein Freund, durch die Unruhen des Volks genöthigt, sein Todesurtheil bestätigt hatte; aber beruhigt über sein Schicksal gieng er am 12. Mai 1641 mit einer unerschrockenen Seele zu dem Blutgerüste hin. Ob er gleich durch die Hände der Ungerechtigkeit umkam und der Trost ihm fehlte, daß er von dem Mitleiden der Zuschauer wäre begleitet worden, so vermochte doch seine große Seele, den Triumph seiner Feinde und sein Unglück zu ertragen, und seine letzte Rede, worin er seiner selbst vergaß und nur den Zustand des Staates beklagte, war voll Edelmuth und Unerschrockenheit. Welches Herz pflegt nicht bei der Herannäherung des letzten fürchter-

lichen Augenblicks zu zittern! Wie leicht bemächtigt sich nicht der menschlichen Natur bei der gewaltsamen Hinrichtung die Empfindung des Schreckens! — »Ich danke Gott,« — sprach aber dieser große Mann, als er sich auskleidete, um den tödtlichen Streich zu empfangen, — »daß ich mich nicht vor dem Tode scheue, und daß mich kein Schrecken ergriffen hat, sondern daß ich jetzt mein Haupt eben so willig niederlege, als ich sonst gethan habe, wenn ich schlafen gieng.«

283. Die Amtsniederlegung.

Der Oberhofprediger Jablonsky (geb. 1660 gest. 1741) zu Berlin, einer der größten Gelehrten seiner Zeit und ein Mann von einem entschiedenen edlen Charakter, erfuhr noch in seinem hohen Alter ein sehr empfindliches Leiden, indem er bei seinem Monarchen von einem Böſewichte des Hochverrathes beschuldigt wurde. Der König, welchem Jablonsky's Redlichkeit bekannt war, achtete Anfangs gar nicht auf diese Verläumdung. Allein der Böſewicht wußte es durch seine schlauen Künste endlich dahin zu bringen, daß derselbe seinen niederträchtigen Reden Gehör gab, und hierauf im Zorn sogleich ein Schreiben an Jablonsky ergehen ließ, in welchem er diesen wackern Mann für einen Heuchler und Böſewicht erklärte, und ihm zugleich befahl, alle seine Ehrenämter niederzulegen. Der edle Greis war eben in Gesellschaft einiger vertrauten Freunde, als man ihm das Schreiben brachte. Er erbrach dasselbe, und las es mit solcher Gelassenheit, daß seine Freunde es gar nicht einmal an ihm merken konnten, daß er eine so unangenehme Nachricht erhalten hatte. Denn sie fragten ihn, was der König geschrieben hätte; ob er etwa nach Potsdam kommen und vor dem König predigen solle? — »Nein!« — antwortete er ihnen mit einer Miene voll Gelassenheit — »ich habe die Gnade meines Monarchen verloren; er nennt mich einen Heuchler und Betrüger, und befiehlt mir, alle meine Ehrenämter niederzulegen.« Sein

Freunde wurden über diese Nachricht äußerst bestürzt, und — keiner redete ein Wort — — — Jablonsky brach zuerst das traurige Stillschweigen, und sprach seinen um ihn bekümmerten Freunden Trost zu. Den folgenden Tag legte er, auf Befehl seines Fürsten, seine Aemter nieder, und erwartete in stiller Ruhe und Gelassenheit die Zeit, die seine Unschuld rechtfertigen würde. Sie kam. Denn nach wenigen Monaten wurden die Betrügereien, die der Bösewicht sowohl gegen ihn als gegen andere redliche Männer verübt hatte, entdeckt. Der gerechte Monarch setzte den unschuldig gestürzten Jablonsky in seinen Rang und seine Aemter wieder ein, und erzeigte ihm neue Gnade, der Bösewicht aber empfieng den Lohn, den er für seine Betrügereien verdient hatte.

284. Da half mein Helfer mir vom Tod.

Ein deutscher Kaufmann erzählt von dem Erdbeben zu Lissabon 1755: „Am 1. November dieses Jahrs saß ich einsam und ruhig in meinem Wohnzimmer und las eine Predigt. Plötzlich hörte ich, daß mein ganzes fünf Stockwerke hohes Haus wankte und krachte. Ich lief eilend herunter, um nach dem Grunde zu forschen. Ich fand unten im Hause meine Leute auf ihren Angesichtern liegend und zu Gott um Barmherzigkeit schreiend. Ohne mich durch Fragen aufzuhalten, eilte ich wieder hinauf, um meine von einer unglücklichen Entbindung noch krank im Bette liegende Frau nebst meinen drei kleinen Kindern herunter zu holen. Als ich noch auf der Treppe war, ward das Erdbeben so stark, daß ich die Häuser einstürzen hörte. Ich hielt mich an einem steinernen Pfeiler bei meiner Speisekammer einige Minuten lang fest an, und erwartete in jedem Augenblick meinen Tod; denn schon stürzten Steine und Dachbalken meines Hauses auf allen Seiten um mich herunter. Die Angst meines Herzens war groß. Ich hatte mich jedoch dem Willen meines barmherzigen Gottes ergeben, und beschlossen, lieber bei meiner Frau und meinen kleinen Kindern

zu sterben als zu fliehen. Ich faßte daher Muth, in das Krankenzimmer meiner Frau zu gehen, welches ich auch glücklich erreichte. Ich fand das Zimmer an einer Seite schon verwüstet und zerfallen. Meine Frau saß im Bette betend und weinend, die Kinder, um ihr Bett herum stehend, weinten und schrieen: »»Ach Mama, hilf uns!«« Dieser Anblick zerschnitt mir mein Herz. Gott gab mir jedoch Kraft, meine Familie glücklich, obwohl mit großer Mühe und Gefahr, in das Haus herunter zu bringen. Hier ward ich gewahr, daß bereits das Haus meines Vetters L. und alle Häuser in der Nachbarschaft niedergestürzt waren. Ich war zweifelhaft, was ich thun sollte. Endlich faßte ich im Namen Gottes den Entschluß, mich heraus zu wagen, obwohl ich befürchten mußte, daß bei'm Herausgehen die noch aufrecht stehenden Mauern hinter uns einstürzen und uns erschlagen würden. Ich nahm meine kranke Frau unter den einen, das kleinste Kind in den andern Arm, und die Mägde trugen die beiden andern Kindern. Wir giengen getrost und voll Muth über verfallene Häuser, todte und halbtodte Menschen, und waren durch Gottes Gnade so glücklich, unversehrt auf den großen Platz di Roscio zu gelangen. Ich sang bei mir selbst: »»Da half mein Helfer mir vom Tod.««

»Die ersten Personen, welche ich hier erblickte, waren mein Vetter L. und seine Gattin, um deren Leben ich so bekümmert gewesen war. Ihr Anblick erweckte eine so große Freude in mir, daß ich den Thränen vollen Lauf lassen mußte. Ich setzte hier meine Frau halbtodt mit unsern drei kleinen Kindern nieder. In dem Augenblicke hörten wir einen neuen heftigen Stoß, welcher die Menge der dahin geflüchteten Tausende in Todesangst und Zittern brachte. Ein Jeder wollte beichten und Absolution haben, und Alle drängten sich deßhalb mit Ungestüm zu den anwesenden Geistlichen. Alles lief mit seinem Heiligenbilde umher, vor Angst außer sich und beinahe wüthend. Viele verlangten, daß auch wir Protestanten ihre Heiligen küssen sollten, und bei der geringsten Weigerung waren wir in Gefahr, vom

Pöbel gesteinigt und getödtet zu werden. In diesem angstvollen Zustande verbrachten wir vier Stunden, worauf das Feuer an allen Ecken der Stadt um uns her ausbrach, so daß Jeder von uns erwartete, lebendig zu verbrennen. Aus der tiefsten Tiefe unseres Herzens schrieen und flehten wir zu dem barmherzigen Gott um Hilfe. Er hörte unser Schreien, und erbarmte sich unser. Wir wagten es, den Platz zu verlassen, und über todte und zerquetschte Menschenhaufen auf's Feld zu gehen, welches wir durch die schützende Kraft Gottes glücklich erreichten, und wo wir viele tausend Entflohene versammelt fanden.«

»Hier blieben wir, ohne einen Bissen Brods und einen Trunk Wasser zu genießen, schliefen zwei Nächte unter freiem Himmel, und erst nach dieser Zeit waren wir im Stande, uns, so gut wir konnten, ein Zelt zu machen, unter welchem wir 40 Tage und Nächte hindurch zwar ein Obdach hatten, aber von Hunger, Kälte und Regen über alle Vorstellung gepeinigt wurden. Mehr aber peinigte uns die immerwährende Furcht, durch einen neuen heftigen Stoß des noch nicht ruhigen Erdbodens von dem Abgrund verschlungen zu werden. Doch der HErr wachte über unser Leben. Er erhielt uns, damit wir Seinen heiligen Namen preisen, und auch Andern zurufen können: »»Gebt unserm Gott die Ehre!««

»Wir haben unser Haus und alles das Unsere verloren. Nur unsere Handlungsbücher haben wir wieder gefunden. Wir sind zufrieden mit dem, was der HErr über uns verhängt hat, und sagen von Herzen: »»Der HErr hat's gegeben; der HErr hat's genommen; der Name des HErrn sey gelobt!«« Ihm ist's ein Leichtes, uns wieder zu segnen. Wer Ihm vertraut, hat wohl gebaut im Himmel und auf Erden; und dieses Gebäude können die Pforten der Hölle selbst nicht überwältigen.«

285. Heiterkeit im Leiden.

Der Naturforscher Karl Bonnet (geb. 1720 gest. 1793), Professor in Genf, dem die Wissenschaft so manche

wichtige Entdeckungen und Erweiterungen verdankt, gab einen Beweis von Seelenstärke und ruhiger Ertragung der Leiden, die nur das Christenthum, das er durch Wort und That bekannte, schenkt. Kaum war das erste Jahr der glücklichsten Ehe mit seiner an Geist und Herz vortrefflichen Gattin verflossen, als letztere von einer Krankheit befallen ward, die ihre körperliche Constitution so sehr zerrüttete, daß mit Ausnahme kurzer Unterbrechungen von anscheinender Besserung ganze Jahre voll kraftloser Mattigkeit und Beängstigung folgten. Unaussprechlich litt sein Herz beim Anblick ihres schmerzvollen Zustandes, den er nicht zu lindern vermochte. Der Muth aber und die Fassung, die Bonnet selbst bewies, war der Geduld seiner Gattin ganz gleich. Ohne zu verzagen, sahen sie ihre Hoffnungen wieder aufleben und vernichtet werden, sie wußten der erträglicheren Zwischenräume, welche die Natur ihnen gestattete, zu genießen; ihre gegenseitige Zärtlichkeit wurde durch ihre Leiden noch inniger; eine sanfte, frohe Heiterkeit verschönerte alle Augenblicke der Erholung; ihre Freunde fanden in Bonnets Hause so viele gesellschaftliche Freuden, die in der Lage gar nicht denkbar schienen, und ungeachtet so vieler und großer Entbehrungen schloß ihre Verbindung, die 37 Jahre dauerte, doch so glücklich, wie man sie irgendwo anders vielleicht vergebens gesucht haben würde.

286. Die vielgeprüfte Mutter.

Maria Veronika v. Blomberg, eine Frau vom edelsten Charakter, die vor einigen Jahrzehnten in Kurland starb, gab ein vortreffliches Beispiel von Seelenstärke in Ertragung auch der härtesten Leiden, welche die Menschen treffen können. Ihr siebzehnjähriges eheliches Leben war ein Leben in Armuth und Bekümmerniß. Als sie ihrem Gatten Herz und Hand gab, hoffte sie viel von ihm für das Glück ihrer kommenden Tage; aber diese Hoffnung schwand bald dahin. Nach zweimaliger glücklicher Entbindung ward sie noch drei Mal nach einander, unter vielen

Thränen, Mutter, fühlte drei Mal dasselbe schmerzliche Leiden auf's Neue, fühlte es immer stärker. Den beiden ersten, glücklich gebildeten Söhnen folgten nämlich zwei blind geborne Töchter und ein blind geborner Sohn nach. Bei der Zerrüttung, die ein so herber Kummer im geschwächten Körper anrichtete, war es kein Wunder, wenn sie sich im dreimaligen Wochenbette einer schmerzhaften Operation an der Brust unterziehen mußte. Zweimal brach sie bei einem unglücklichen Falle das Bein. Ihr kleines Haus ward ein Opfer der Flamme. Sie suchte aus dem Feuer zu retten, was sie konnte, und verbrannte sich beide Hände, die nur erst nach einem halben Jahre geheilt werden konnten. Mit dem Eintritt in's achtzehnte Ehejahr sah sie, als sie eben am Fenster stand, ihren Mann, der am Charfreitag in einem kleinen Boote über die Abo, die nahe vor ihrer Wohnung vorbeifließt, zur Kirche fuhr, vor ihren Augen, sammt einem Ruderer ertrinken. — Wenige Wochen nachher ward sie zum sechsten Mal Mutter, und drückte abermals einen blindgebornen Sohn an ihr mattes Mutterherz, und benetzte mit ihren heißen Thränen sein geschlossenes Auge! Die eine der blindgebornen Töchter wurde sieben Jahre alt; der eine der blindgebornen Söhne erreichte ein Alter von dreiundzwanzig Jahren! Zwei Jahre vor seinem Ende ward er melancholisch, erhielt aber wenige Tage vor seinem Absterben den vollkommenen Gebrauch seines Verstandes wieder. Die fühlende Mutter sieht und erlebt das Alles, und endlich auch seinen Tod! Als Wittwe verlor sie ihr kleines Vermögen durch einen Gant. — Sie litt öfters an Gichtanfällen, und als sie etwa fünfzig Jahre alt war, zeigte sich eine gefährliche Drüse an der Zunge. Menschenfreunde nahmen sich ihrer an, und erfahrene Aerzte boten ihre Kunst auf, dennoch ward diese Drüse bald krebsartig. Die Zunge ward gräßlich gestaltet, und um ihr Platz zu schaffen, ließ sich die so schwer Leidende ein Jahr vor ihrem Tode alle Zähne ausziehen. Aber auch dieß ohne Erfolg! Sie konnte zuletzt die Zunge gar nicht

mehr bewegen und kein Nahrungsmittel zu sich nehmen, litt unbeschreibliche Schmerzen, starb allmählich den schrecklichsten Hungertod, und endete im Frühjahr 1792 bei ihrem Schwager, dem Herrn v. Mirbach auf Entenhof, ihr lehrreiches, jammervolles Leben. — Und bei all' diesen schweren Leiden war auf ihrem Gesichte kein Zug von Mißmuth und Gram zu finden; sie ertrug auch die schwersten Leiden mit ächt christlicher Standhaftigkeit. Heiterkeit war so sehr die herrschende Stimmung ihres Geistes, daß sie, selbst während ihrer letzten Jammertage, in schmerzfreien Augenblicken ihre Freunde mit recht heitern Aeußerungen überraschen, und die Umstehenden, deren Augen voll Thränen waren, aufmuntern konnte. Ihre Theilnahme an fremden Leiden war so groß, ihr Mitgefühl bei Anderer Noth war so stark, daß sie, so bald sie nur irgend von Leidenden hörte, sogleich Alles, was sie vermochte, für ihre Rettung aufbot. So war sie z. B. vor ihrer letzten Krankheit einmal in einem fremden Hause und hörte, daß dem Hofherrn gemeldet ward, wie eben eine Gesindsfrau im Bauernhofe sich in schweren Kindsnöthen befände. Schnell hüllt sie sich in einen Mantel, setzt sich auf den elenden Schlitten des Bauern, und eilt so, ungeachtet der damaligen rauhen stürmischen Witterung und der bereits einbrechenden Dunkelheit der Nacht, nach der eine halbe Meile entlegenen Hütte hin! — Je näher die edle Dulderin ihren letzten Stunden kam, desto schrecklicher waren auch ihre Kämpfe; und dennoch lag der Ausdruck der Liebe auf ihrem Gesichte, und nur aus ihrem Auge sprach tiefempfundene fromme Sehnsucht. Schon einige Tage vor ihrem Einschlummern ließ sie sich ihren Sarg in's Zimmer bringen, und ihn neben das Bett hinstellen. Sie hatte keine Sprache mehr, aber ihr sprechender Blick ruhte auf dem Sarge; zuletzt richtete sie sich noch einmal, als im freudigen Siegesgefühle, in die Höhe, bog sich gegen den offenen Sarg hin, schaute hinein, lächelte, sah frommen Blickes aufwärts und verschied.

287. Sterben ist feiger als leben und leiden.

Ein armer Taglöhner gieng im Winter 1762 früh Morgens in dem Gehölze des zu London gehörigen Hydeparks umher, und sammelte altes abgefallenes Holz. Er wird einen wohlgekleideten Herrn gewahr, der mit einer traurigen unruhigen Miene auf- und niederläuft. Der Taglöhner hält ihn für einen Offizier, der sich etwa zu einem Zweikampfe hier eingefunden hat, und verbirgt sich hinter einer Eiche. Der Unbekannte nähert sich mit einem Blicke, der schon voraus seinen verzweifelten Entschluß zu verrathen scheint, zieht nun seine Pistole aus der Tasche, besieht das Schloß, klopft den Stein mit einem Schlüssel, wirft den Hut auf die Erde, setzt sich in's Gras, legt die Mündung der Pistole an's linke Auge, und drückt mit der entschlossensten Verzweiflung los. Der Schuß versagt. Nun springt der arme Mann hinter der Eiche hervor; er hatte das Vorhaben des Unbekannten entdeckt, und schauderte, den zweiten Versuch abzuwarten. — Schon den ersten würde er verhindert haben, wäre nicht die Ausführung des Frevels so schnell der Vorbereitung gefolgt. Er fällt ihm in die Arme, und windet ihm die zweite Pistole aus der Hand, ehe er sie ansetzen konnte. Der Fremde, wüthend über diese ungebetene Entwaffnung, greift nach dem Degen, um seinen Erretter niederzustoßen; dieser weicht ihm nicht aus, sondern bleibt in vollkommener Fassung vor ihm stehen. „Stoße nur zu," — ruft er — „ich fürchte den Tod eben so wenig als du, aber an Geduld und Muth übertreffe ich dich. Seit zwanzig Jahren lebe ich in Armuth und Kümmerniß, habe ein Weib, deren Glieder von der Gicht gelähmt sind, und fünf nackte hülflose Kinder, die nach Brod schreien, das ich ihnen doch nicht geben kann; aber Gott will ich's überlassen, meinem Leben ein Ende zu machen, und nicht selbst das Joch des Elendes zerbrechen, das Er mir aufgelegt hat!" Der Offizier wurde durch diese Worte gerührt; er blieb eine Zeit lang stehen, vergoß dann einen Strom von Thränen, zog seine Börse hervor und gab sie

dem Armen. Er ließ sich hierauf von demselben seinen Namen sagen, versprach, geduldig wie er zu werden, und die Last, die ihm auferlegt war, ruhig zu tragen, bis sie von höherer Hand ihm erleichtert oder abgenommen würde.

288. Die Gluthitze der letzten Trübsal.

Liebe zu Gott und zum Erlöser der Menschen, Hinblick in die durch Ihn erworbene Herrlichkeit, wirkten bei Johann Lorenz v. Mosheim, einem der größten und zugleich sanftesten Lehrer der evangelischen Kirche, der im Jahre 1755 als Kanzler der Universität Göttingen starb, die musterhafteste und bewundernswürdigste Geduld unter den langwierigsten und peinlichsten Schmerzen. Sein äußerst geschäftsvolles Leben und seine ununterbrochene, bis in's späteste Alter fortgesetzte Arbeitsamkeit zerstörten seine Gesundheit, und er hatte in den letzten Jahren seines Lebens hauptsächlich viel von Verstopfungen im Unterleibe zu leiden. Der letzte Winter seines Lebens war sehr schmerzhaft. Jede Stellung und Lage des Körpers that ihm wehe. Selbst am Stocke konnte er nicht mehr gehen, und wenn er sich niederlegen wollte, mußte er, gegen die Natur, auf dem Bauche ruhen. Unter vielen schrecklichen Foltern erlebte er das Frühjahr. Der Tod wäre Wohlthat für ihn gewesen, aber Gott gebot, Mosheim sollte auch noch den ganzen Sommer hindurch auf das Schmerzenslager gefesselt seyn. Im Junius erreichten sogar seine Leiden einen so hohen Grad, daß endlich seine Vernunft selbst wankte; doch dauerte dieser Zustand nicht lange; Mosheim ermannte sich bald wieder, tröstete sich mit den Leiden und der Liebe seines Erlösers, und unterwarf sich Gott, der ihn zu solchen schweren Prüfungen bestimmt hatte, ohne Murren. Stets war sein Herz voll Dank gegen Gott, der ihn bei seinen Leiden gutgesinnte Verwandte, geschickte Aerzte und theilnehmende Freunde, die nicht müde wurden, ihn zu pflegen, hatte finden lassen.

289. Die gesegnete Verbannung.

Der russische General-Feldmarschall Graf v. Münnich war ein Mann, den sein unaufhörlich geschäftiger Geist beständig zur Arbeit antrieb. Um so empfindlicher mußte für ihn die Unthätigkeit seyn, zu der ihn 1741 die Ungnade der Kaiserin Elisabeth verurtheilte, welche ihm das armselige Städtchen Pelim in Sibirien zu seinem Aufenthaltsort anwies. Nichtsdesto weniger versicherte dieser große Mann selbst, daß er in seinem vieljährigen Elend niemals traurig, viel weniger niedergeschlagenen Gemüthes, sondern allezeit im Vertrauen auf Gott voll Hoffnung und eines gelassenen, ja fröhlichen Muthes gewesen sey. Stiegen je unruhige Gedanken in seinem Gemüthe auf, so wiederholte er oft den Vers: »Stille, stille, Seele! stille und o Wille, gib dich in Gelassenheit, trau auf Gott, so wird dein Plagen sammt den Klagen sich verändern bald in Freud,« Er beschäftigte sich in dieser so langen Verbannung damit, daß er viele zur Kriegswissenschaft gehörige Zeichnungen verfertigte, über die meisten christlichen Lehrsätze seine Gedanken niederschrieb, in Reime faßte und Gebete beifügte, dann einen beträchtlichen Theil eines jeden Tages entweder zu gemeinschaftlichen oder zu besondern Andachtsübungen anwandte, und im Sommer einen kleinen Garten zu seinem Vergnügen und zur Stärkung seiner Gesundheit bearbeitete. An's Gebet hatte er sich in diesem vieljährigen Elende dergestalt gewöhnt, daß, da er des Nachts gewöhnlich nur einige Stunden schlief, er sogleich, wenn er aufwachte, seine Gedanken auf Gott richtete und nicht aufhörte zu beten, bis er entweder wieder einschlief, oder aus dem Bette aufstand und die Morgenstunde anfing. Von seinem Glaubensbekenntnisse erklärte er, daß es in folgenden kurzen Sätzen bestehe: »Ich glaube, was die Propheten und auserwählten Männer Gottes, getrieben durch den heiligen Geist uns schriftlich hinterlassen, und was unser theuerster Heiland Jesus Christus und seine Apostel gelehrt. Ich hoffe, was diese heiligen Männer gehofft und Christus

den Gläubigen verheißen, und habe das Vertrauen, daß Gott um Christi und Seines theuern, bittern Leidens und Verdienstes willen mir großem Sünder werde gnädig seyn, mir meine Sünden vergeben und mich in sein Reich aufnehmen.« Seine Freiheit erlangte er am 11. Febr. 1762 wieder. Da fiel er auf seine Kniee nieder und dankte mit gerührtem Herzen seinem gnädigen Erretter. Er ward jetzt auf's Neue mit Ehren und Würden überhäuft, und beschloß seine Tage im ruhigen Genuß des Segens, den ihm seine vieljährige Verbannung bereitet hatte.

290. Der das Kreuz schickt, hilft es tragen.

Georg Matthias Bose, Professor der Physik in Wittenberg, war im siebenjährigen Kriege, der vom König von Preußen vom Jahr 1756 — 1763 gegen mehrere europäische Mächte geführt wurde, als Geißel obgedachter Stadt nach Magdeburg geführt worden, und saß über ein Jahr lang in der Citadelle daselbst gefangen. Indessen war bei der schrecklichen Belagerung und Einäscherung dieser Stadt durch die Reichsarmee am 23. Oktober 1760 das Haus, die vortreffliche Bibliothek, der kostbare Vorrath mathematischer und physikalischer Instrumente, und das ganze Mobiliarvermögen des gefangenen Professors ein Raub der Flammen geworden. Als ihm sein Sohn die Nachricht von diesem schrecklichen Brande nach Magdeburg meldete, nahm er sie mit der standhaften Gelassenheit eines wahren Weisen auf, und äußerte in seinem Antwortschreiben: »Ich bin mit dem mir von Gott geschickten harten Kreuze nicht nur zufrieden, nein, ich lobe Ihn dafür, — ermuntere dich, und bitte Gott für dich. So lange Der noch lebet, wolltest du zagen? So lange Der dein Vater ist, was brauchst du mich? Rufe Gott an, der gibt Gehör; Der das Kreuz schickt, hilft es tragen. Meine Seele ist noch eben so frei, als sie in der vorigen Zeit war, da ich noch alle Ehre und Würden meines Amtes genoß.«

292. Eilf Leidensjahre.

Die Gattin des Beamten Egelhaaf zu Adelmannsfelden in Schwaben, welche im Sept. 1795 in einem Alter von 39 Jahren starb, zeigte durch ihr Beispiel, wie viel ein fester Glaube an Gottes Alles wohlmachende Vorsehung zur geduldigen Ertragung auch der empfindlichsten Schmerzen vermag. Sie mußte die letzten eilf Jahre ihres Lebens, demnach gerade den schönsten Theil desselben, wo man zur Wirksamkeit und zum Genusse am fähigsten ist, unter den fürchterlichsten Gliederschmerzen zubringen; bei Tag und Nacht verfolgte sie diese Geißel, und trotz aller angewandten Mittel wurden sie mit jedem Jahr angreifender und empfindlicher. Selbst der Trost aller Unglücklichen, der Schlaf, war ihr in der letzten Zeit nicht mehr gegönnt. Schreckliche Zuckungen riefen sie bei jedem beginnenden Schlummer wieder zum Erwachen zurück. Hände und Füße waren eingekrümmt und zusammengeschrumpft, und bei beiden fand keine Bewegung statt, ohne daß sie fürchterliche Schmerzen dabei empfunden hätte. Es schien ein Gift über ihr ganzes Nervengebäude ergossen zu seyn, das unaufhörlich zehrte, bis es den ganzen Körper zerstört hatte. Dessen ungeachtet hörte man sie wenig über körperliche Schmerzen sich beschweren; nur darüber klagte sie, daß sie ihre Tage so unthätig hinbringen müßte, und den Ihrigen zur Last wäre. Ihre gewöhnliche Stimmung war Heiterkeit, Hoffnung und Zuversicht, bewirkt durch christliche Erkenntniß und gestärkt durch ihren in Liebe thätigen Glauben an Gott. Bei ihrer traurigen Lage mußte sie auf alle ökonomischen Geschäfte Verzicht thun; dafür war ihre einzige Beschäftigung das Lesen guter Bücher, und man konnte den Grad von Bildung nicht genug bewundern, den sie dadurch erreicht hatte. Sie fühlte Alles tief, was sie las, und strebte sogleich von Allem die rechte Anwendung zu machen. Dadurch wurden ihre Leiden erträglicher, sie ward für ihre Hausgenossen, Kinder und Freunde eine weise Lehrerin, und Jedem, der sie sah, gab ihr Anblick die Er-

innerung, daß die Vorsehung oft körperliche Vorzüge entbehren läßt, um uns dafür ein desto höheres Maaß von geistigen mitzutheilen. Den letzten Sommer hindurch waren ihre Leiden am heftigsten, und die Sprache hat kein Wort, um die Schmerzen derselben treffend genug zu bezeichnen. Um so lebhafter wurde ihre Sehnsucht nach dem Tode. Wenig heitere Augenblicke abgerechnet, die sie sich selbst, mitten im größten Schmerze, wenn Freunde und Freundinnen, die sie liebte, um ihr Bette versammelt waren, abzugewinnen wußte, war's bei ihr ein stetes Seufzen nach Befreiung; aber nicht mit Ungestüm, nicht mit Unwillen, sondern immer mit ruhiger Ergebung in den Willen der Vorsehung. — Nun hat sie ausgekämpft, und die Siegeskrone ist ihr geworden!

292. Ob Du mich gleich schlägest, vertraue ich doch auf Dich.

Ein frommes Weib hatte ein großes Kreuz durch ihren Mann, welcher dem Trunke sich ergab. Sey es, daß sie bei ihrer Verheirathung nicht die nöthige Vorsicht beobachtet hatte, oder daß er erst später durch Leichtsinn und schlechte Gesellschaft in dieses Laster verstrickt wurde; kurz, sie stand unsäglich viel mit ihm aus. Einst hatte er sich wieder betrunken, und fiel von seinem mit Eisen beladenen Wagen herunter. Die Räder giengen über ihn und zerquetschten ihn, so daß er ganz unvorbereitet aus der Welt gieng. — Nach einiger Zeit verheirathete sich das Weib zum zweiten Mal; ihr zweiter Mann war ein wahrhaftiger Christ, und die vormalige Noth hatte ein Ende. Aber es sammelte sich eine andere finstere Wolke und entlud sich über dem armen Weibe. Eines Tages gieng ihr Mann von Hause weg, ohne daran zu denken, wie nahe er der Ewigkeit sey. Er stand am Rande eines steilen Abhangs, plötzlich wich der Boden unter seinen Füßen, er fiel und ward zerschellt. Hatte das Weib bei dem Tode ihres ersten Mannes gejammert, so noch viel mehr bei diesem zweiten

Trauerfall. Sie wäre vergangen in ihrem Elende, hätte sie sich nicht an den allmächtigen Gott, an den Vater der Barmherzigkeit gewendet, daß Er sie stärke und tröste. Sie war zwar niedergeschlagen, aber sie verzagte nicht, sie hatte zwar allenthalben Trübsal, aber sie kam nicht um. Er, „der ein Vater der Waisen und ein Richter der Wittwen ist," unterstützte sie in ihrer großen Bedrängniß. Ihr ältester Sohn fand sein Brod auf dem Meer, und sie betrachtete ihn als ihre irdische Hoffnung; doch wie wunderbar sind die Wege Gottes. „Sein Weg ist nicht unser Weg, Seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken." Bei der Rückkehr nach Hause litt er Schiffbruch: gerade im Anblick der Hütte seiner Mutter wurde er verschlungen von den Wellen des stürmischen Meeres. Das war ein neuer Schlag für die arme Wittwe, und noch nicht der letzte. Sie hatte noch einen Sohn, welcher nach überstandenen Lehrjahren sie mit seiner Händearbeit ernährte. Er war nun ihre einzige Stütze; aber auch diese Stütze sollte brechen. Der Sohn erkrankte und starb. Einige Jahre nach diesen traurigen Ereignissen kam ein alter Bekannter der Wittwe aus der Fremde in die Heimath zurück. Seine erste Frage war nach Marie Thompson; und als er hörte, daß sie in seiner Nähe wohne, besuchte er sie in ihrer Hütte; er traf sie, als sie gerade aus einer ordinären braunen Schale ein wenig Milch und Wasser trank und dazu ein Stückchen trockenes Brod aß. Hatte sie denn sonst weiter nichts? fragt ihr. O ja! sie hatte noch mehr als das, sie hatte ein dankbares Herz, voll Hoffnung und Glaube und Liebe zu ihrem Heiland. Geduldig hatte sie alle ihre Trübsale bestanden. Sie führte ungeachtet ihrer beschränkten Lage ein durch viele gute Werke ausgezeichnetes Leben, und obgleich rings umgeben von Armuth, pries doch ihre Seele den HErrn, und ihr Geist freute sich Gottes, ihres Heilandes. — Möge diese Erzählung von ihren Trübsalen, ihrer Ergebung und Geduld, ihrer Hoffnung und ihrem freudigen Glauben unser Murren im Leiden beschwichtigen

und unser Vertrauen auf Gott stärken, so daß das Wort nicht nur auf unsern Lippen, sondern in unsern Herzen sey: »Ob Du mich gleich schlägest, so vertraue ich doch auf Dich.«

IX.

Bedachtsamkeit und Vorsicht.

Ein kluges Herz handelt bedächtlich.
Sprüchw. 15. 14.

---

293. Nimm dir Zeit zu warten.

Viele Fehler und Vergehungen rühren von Unbedachtsamkeit her. Man fehlt seltener aus Vorsatz als aus Unwissenheit, am meisten aus Mangel an Ueberlegung oder aus Voreiligkeit. Sokrates hatte eine Gewohnheit, die man dießfalls sich zur Lehre nehmen kann. Wenn er durch einen Wettlauf oder andere bei den Griechen gewöhnliche Leibesübungen sich erhitzt hatte, trank er nicht gleich, wenn er an einen Brunnen kam, sondern füllte erst ganz langsam einen Eimer mit Wasser und goß ihn wieder aus. Dieß that der Philosoph nicht bloß deßwegen, weil es gefährlich ist, in der Hitze zu trinken, sondern vielmehr, um sich überhaupt anzugewöhnen, keine Begierde eher zu befriedigen, als bis man sich Zeit genommen hat, die Sache in reifliche Ueberlegung zu ziehen. Nirgends hat man die Bedachtsamkeit mehr nöthig als im Reden. Es ist also eine wichtige Wahrheit, die in dem Spruche des griechischen Dichters Simonides enthalten ist: „Man bereuet sehr oft, was man geredet, aber selten, was man verschwiegen hat.«

294. Das hinausgeworfene Geld.

Der Philosoph Aristippus machte einst eine Reise zur See, und ward erst, als er auf offenem Meere war,

inne, daß das Schiff, worin er sich befand, Seeräubern gehöre. Nachdem er eine Zeit lang über seine Lage nachgedacht hatte, nahm er auf einmal all' sein Geld aus der Tasche, zählte es, und warf es dann in's Wasser, indem er zu sich selbst sagte: „Es ist besser, daß Aristippus dich verderbe, als daß du Aristippus verderbest.“ — Hernach stellte er sich, als habe er es aus Versehen fallen lassen. So benahm er den Seeräubern die Lust, ihn zu bestehlen, und rettete sich selbst das Leben.

395. Verachte auch den Rath eines Kindes nicht.

Zu dem Könige Cleomenes von Sparta kam einst Aristagoras, Fürst von Milet, in der Absicht, um ihn zu etwas zu bereden, das seinem Vaterlande sehr schädlich gewesen wäre. Aristagoras eröffnete sein Anliegen dem Cleomenes in seinem Zimmer, wo zufälligerweise sonst Niemand als seine Tochter, ein Kind von acht Jahren, anwesend war, und bot ihm eine große Summe Geldes, wenn er thun wollte, was er verlangte. — Der König von Sparta schlug es ab; aber der Fürst von Milet bot noch einmal so viel: und da er auch hiemit nichts ausrichten konnte, so stieg er endlich bis auf 50 Talente, eine Summe von beinahe 100,000 rheinländischen Gulden, eine für die damalige Zeit ungeheure Summe. — Jetzt rief auf einmal des Cleomenes kleine Tochter aus: „Vater, wenn du dich nicht entfernest, so wird dich dieser Fremdling doch noch bestechen.“ Der König folgte dem Rathe seines Kindes, stand plötzlich auf, und gieng in ein anderes Zimmer; Aristagoras aber mußte abreisen, ohne ferner vorgelassen zu werden. — Hätte Cleomenes dem Verführer länger Gehör gegeben, wie gar leicht hätte ihn das Geld blenden und zur Untreue gegen sein Vaterland verleiten können!

396. Die gestillte Empörung.

Im Anfange des langwierigen Krieges, welchen die Römer mit den Samnitern führten, machte ein Theil des

römischen Heeres, der seine Winterquartiere in Capua genommen hatte, einen Anschlag, sich dieser reichen und in Ansehung des üppigen Lebens ihrer Einwohner mit Rom wetteifernden Stadt für sich zu bemächtigen. Doch wurde das Vorhaben dieser Soldaten noch zu rechter Zeit entdeckt und vereitelt, indem man sie einzeln aus Capua herausschickte und nach Rom beorderte. Aber die Furcht vor der Strafe, die in Rom ihrer wartete, machte, daß sie nicht dahin giengen, sondern sich unterwegs wieder sammelten, und den Anschlag faßten, sich ihrer Vaterstadt mit den Waffen in der Hand zu bemächtigen. Eine Zeit lang blieben sie ohne Anführer, da Niemand kühn oder schlechtdenkend genug war, sich an die Spitze eines Haufens Verräther zu stellen. Sie zwangen endlich einen gewissen Quintus, einen alten erfahrenen Krieger, der gerade auf dem Lande lebte, ihr Oberhaupt zu werden; und mehr durch ihre Wuth hingerissen, als von ihrem Anführer beordert, rückten sie der Stadt bis auf zwei Meilen hin nahe. Die Unruhe und Furcht, welche dieser Vorfall in Rom erregte, war nicht geringe. Der Senat ernannte sogleich den Consul M. Valerius Corvus, einen eben so klugen und sanften als tapfern Feldherrn, zum Dictator. Man hoffte, daß dieser Mann, welcher bei den Soldaten sehr beliebt war, den Aufruhr durch Güte werde dämpfen können; und in der That, der Erfolg rechtfertigte die Erwartung, welche man von ihm hatte. Er gieng mit seiner Armee den Aufrührern entgegen; schon standen beide Heere sich gegenüber, und alle Schrecken eines bürgerlichen Krieges schienen unvermeidlich zu seyn; Corvus aber wandte dieses Unglück durch sein sanftes und kluges Betragen ab. Er legte seine Waffen, jedes Zeichen und jede Miene von Feindseligkeit bei Seite, und trat den Aufrührern mit Vertrauen entgegen, als ob ihm darum zu thun wäre, seine alten Freunde noch einmal zu umarmen. „Meine Tapferkeit zu zeigen," — rief er — „habe ich Gelegenheit genug gehabt; es fehlt mir nur noch der Ruhm, auch Frieden gestiftet zu haben.

Ihr könnet in mich kein Mißtrauen setzen, meine Freunde! Unmöglich könnet ihr glauben, daß ich feindselige Absichten gegen euch hege, ich, der dem Senat nie etwas vorschlug, was eurem Vortheile entgegen war. Ihr könnet gewiß nicht glauben, daß Valerius Corvus streng seyn wird, er, der gegen Niemand als gegen sich selbst strenge war. Was ihr aber auch thun möget, so bin ich entschlossen, zu handeln, wie mir geziemet. Ziehe ich mein Schwert, so soll es wenigstens nicht eher geschehen, als bis ihr das eurige zuvor gezogen habt; soll Blut fließen, so sollt ihr das Blutvergießen beginnen. Aber gegen wen gedenket ihr zu fechten? — Gegen eure Feinde, die Samniter? die Volsker? Nein, gegen eure Väter, Kinder, Brüder und Mitbürger! Doch das sey ferne von euch! — Du, Quintus, wenn du der Anführer dieses schändlichen Unternehmens bist, so trage dein Begehren in der Ordnung vor, wir werden zu schonen und zu erhören wissen!« Die ganze Armee ward durch diese Rede erschüttert. Quintus, der nur gezwungenen Antheil an dieser Sache genommen hatte, bat im Namen Aller um Vergebung ihres Vergehens. Corvus nahm keinen Anstand, sie ihnen zu gewähren, und führte sie alle freundlich in die Mauern Roms ein. So ward eine Empörung, die für Rom hätte gefährlich werden können, durch die Klugheit und die Mäßigung eines Feldherrn gestillt, der seinen Stolz darein setzte, leutselig gegen seine Freunde und nur seinen Feinden fürchterlich zu seyn.

297. Widerstehet dem Satan, so flieht er von euch.

Der Altvater Pachomius pflegte zu erzählen: »Ich hörte einst während eines Gesichtes, das ich hatte, einen unreinen Geist sagen: An Isidorus habe ich einen äußerst hartnäckigen und unantastbaren Menschen; denn so oft ich ihm verkehrte Gedanken eingebe, um ihn dadurch zu Fall zu bringen, so wirft er sich sogleich auf die Kniee nieder und betet. Hiedurch gestärkt, wird er Sieger in jedem Kampfe, und alle meine Bemühungen, ihn zum Bösen zu verleiten, sind vergeblich. Ganz anders finde ich es bei Festus. Kaum

ist ein böser Gedanke in ihm aufgestiegen, so ergreift er ihn mit Wohlgefallen, weidet sich daran mit heimlicher Freude, und vergißt alle seine Gelübde. Daher bringe ich es, so oft ich will, dahin, daß er von heftigem Zorne entbrannt, Hader und Zank anfängt, der Wollust fröhnt, träge im Gebet wird, während des Psalmensingens einschläft, seine Arbeit versäumt, mit Einem Worte thut, was ich nur immer haben will. „Darum" — fügte Pachomius seiner Erzählung hinzu — „wachet und betet, und widerstehet dem Satan, so flieht er von euch." Jac. 4, 7.

298. Erwehre dich mit Macht störender Gedanken.

Ein Einsiedler in Cellien kam einst vor die Thüre eines berühmten Altvaters und hörte ihn mit lauter und heftiger Stimme sagen: „Wie lange soll ich denn um eines einzigen Wortes willen Alles verlieren!" Da meinte der Einsiedler, jener habe mit irgend Jemand Streit, und er komme eben recht, um den Streit schlichten zu können. Er klopfte daher an und trat in die Zelle. Aber wie wunderte er sich, da er außer dem Altvater keinen Menschen antraf! Er fragte daher: „Mit wem zanktest du denn, lieber Vater, als ich draußen vor der Thüre stand? Ich meinte, du seyest so sehr im Eifer, daß ich nur recht schnell hineintreten, und mich in's Mittel legen müßte. Und jetzt bemerke ich doch Niemand." — „Ich zankte freilich," antwortete der Alte; „aber nicht mit einem Fremden, sondern mit meinen eigenen Gedanken; denn ich ärgerte mich, daß ich von zehn Büchern, die ich auswendig gelernt, nicht Ein Wort mehr wußte, daß aber eine einzige Rede, die ich gestern bei meinem Ausgange gehört, durchaus nicht aus meiner Seele weichen will, und mich sowohl bei der Arbeit als auch unter dem Gebete unaufhörlich stört.

299. Wer in keinem Worte fehlet, ist ein vollkommener Mann.

Der Altvater Pambo hatte die Gewohnheit, wenn man ihn über eine Stelle in der heiligen Schrift oder über

irgend eine andere wichtige Sache fragte, nie sogleich zu antworten, sondern stets zu sagen: »Ich will mich darüber besinnen.« Und in dieser Sorgfalt und Genauigkeit im Reden übertraf er sogar seinen Meister Antonius und viele andere heilige Männer. In Wahrheit konnte er an seinem Ende sagen: »Mich reuet kein Wort, das ich seit meiner Bekehrung gesprochen habe; denn von dieser Zeit an hielt ich mir stets den Spruch vor Augen: Ich habe mir vorgesetzt, ich will mich hüten, daß ich nicht sündige mit meiner Zunge, und will meinen Mund bezähmen.

300. Die Stunde ist noch nicht gekommen.

Der durch die vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens berühmte Papst Clemens XVI. hatte sich in allen Vorfällen seines gemeinnützigen Lebens die größte Vorsicht eigen zu machen gesucht. Wenn man ihm anlag, in irgend einer Sache zu eilen, so pflegte er zu sagen: »Die Stunde ist noch nicht gekommen!« Als einst der Kardinal Stoppani ihn in einer gewissen Angelegenheit um baldige Mittheilung seiner Gedanken gebeten hatte, schrieb er demselben: »Ich traue meiner Lebhaftigkeit nicht, deßwegen werde ich wegen dessen, was Euer Eminenz an mich haben ergehen lassen, nicht eher als am Ende der Woche antworten. Unsere Einbildungskraft ist oftmals unsere größte Feindin, und ich bemühe mich, die meinige vorher zu ermüden, ehe ich handle. Geschäfte haben, wie Früchte, den Zeitpunkt ihrer Reife, und wir wollen uns nicht einfallen lassen, sie vollenden zu wollen, wenn sie erst halb reif sind.«

301. Achte auf die Winke Gottes.

Der württembergische Prälat Dr. Johann Albrecht Bengel hatte einst einen Brief an C. geschrieben in einer Angelegenheit, wo er nicht recht mit sich einig werden konnte, ob es nicht besser wäre, wenn er das Schreiben ganz unterließe. Er ließ es daher darauf ankommen, ob der Brief würde abgeholt werden, denn er hatte gesagt,

man solle sich wieder darum melden. Da nun Niemand kam, den Brief abzuholen, so behielt er ihn zurück und sagte: „Das gilt mir als ein Zeichen, daß ich nicht schreiben sollte. Was bei Manchen das Looseziehen ist, das ist bei mir eine ungezwungene Uebergabe einer Sache in die Fügung Gottes, wie Er die Umstände außer mir, ohne meine Entscheidung, Wahl und Willen lenkt.“ Ein andermal sagte er: „Ich setze mich zur Prüfung in die Umstände, wie Jesus in der Welt war, und mit so vielerlei Leuten umzugehen hatte, und einen jeden mit einem rechten Gericht richtete, und frage mich: Wie ich mich da gegen Ihn, und Er sich gegen mich verhalten würde? Was mir da mein Herz nach der Vorschrift des Wortes Gottes zur Antwort gibt, das ist mir gewisser, als was ein Anderer nach seinem Sinne von mir hält.“

302. Der vorsichtige Hauptmann.

Am Abend eines Tages, als Kaiser Joseph II. von Wien nach Italien abreisen wollte, erinnerte sich der Monarch, einige Schriften, die er mit sich nehmen zu müssen glaubte, im Augarten oder zu Schönbronn in seinem Schreibkabinete zurückgelassen zu haben. Er schickte sogleich einen Sekretär mit den Schlüsseln dahin ab, um sich dieselben holen zu lassen. Der Sekretär kam bestürzt, und vor Eile fast außer Athem, mit der Anzeige zurück: „Euer Majestät! weder in Schönbrunn noch im Augarten habe ich Schriften gefunden.“ — „So werden sie wohl in Laxenburg liegen.“ — antwortete der Kaiser — „gehen Sie also eiligst dahin, und bringen Sie mir die Schriften so bald wie möglich, ich werde mich nicht eher schlafen legen, als bis ich sie erhalten habe, und wenn ich auch die ganze Nacht hindurch wachen müßte.“ Der Sekretär eilte mit dem Schlüssel nach Laxenburg, und wollte ohne Weiteres in des Monarchen Kabinet eintreten. — Allein der Wache haltende Hauptmann hielt ihn an, und sagte: „Nein, mein Herr, ich habe allen Respekt vor Ihnen, aber da hinein lassen darf ich Sie

nicht, wenn Sie mir die Ordre nicht schriftlich von dem Monarchen selbst aufweisen können.“ — Das konnte nun der Sekretär freilich nicht. — Inzwischen stellte er dem Hauptmann dringend vor: „daß Se. Majestät auf die darin abzuholenden Schriften warteten, und ohne dieselben morgen frühe nicht arbeiten könnten.“ Hierauf rief der Hauptmann vier Mann in's Gewehr, öffnete das Zimmer, und als er die Schriften gefunden hatte, steckte er sie zu sich, und begleitete den Sekretär, wohl bewacht, zum Kaiser nach Wien. Der Monarch wunderte sich nicht wenig, seinen Sekretär in einer solchen Begleitung zurückkommen zu sehen. Der Hauptmann aber entschuldigte sich mit der Aeußerung: daß er, ohne schriftliche Ordre von Sr. Majestät, in das Verlangen des Sekretärs zu willigen, gerechtes Bedenken getragen habe. „Nun“ — sagte der Kaiser — „das ist recht; es ist wahr, ich hatte vergessen, dem Sekretär die nöthige Ordre mitzugeben. Sie haben klug gehandelt, und hier nehmen Sie fünfzig Ducaten als einen Beweis meiner Zufriedenheit mit Ihrem Betragen!“

X.

Keuschheit.

Wie sollte ich so groß Uebel thun, und wider meinen Gott sündigen. 1 Mos. 3, 9.

---

303. Die gefangene Braut.

Scipio Africanus ward in einem Alter von 24 Jahren als römischer Feldherr nach Spanien geschickt. In nicht vollen vier Jahren brachte er dieses ganze Reich in der Römer Hände, und in einem einzigen Tage eroberte er die Hauptstadt Neu-Karthago. Unter den Gefangenen, welche die Römer bei dieser Eroberung machten, befand sich auch

ein junges spanisches Frauenzimmer von vornehmem Stande und ausgezeichneter Schönheit. Als Scipio, der sie sah und ihre Schönheit bewunderte, erfuhr, daß sie bereits mit dem celtiberischen Prinzen Allucius verlobt sey, ließ er denselben zu sich kommen, und sagte zu ihm: »Prinz! diejenigen, die mir deine künftige Braut als Gefangene gebracht haben, versichern mich, daß du sie zärtlich liebest, und ihre Schönheit läßt mich daran nicht zweifeln. Wenn ich so wie du auf eine ernstliche Verbindung dächte, würde es mich sehr freuen, wenn mir Jemand zur Erreichung meines Wunsches behilflich wäre. Ich schätze mich daher glücklich, daß ich dir diesen Dienst erweisen kann. Deine Braut ist unter uns nicht anders als wie in dem Hause ihres Vaters und ihrer Mutter gehalten worden. Ich habe sie in Verwahrung genommen, um dir ein mir und dir anständiges Geschenk zu machen; die einzige Erkenntlichkeit, die ich von dir fordere, ist, daß du ein Freund des römischen Volkes seyn möchtest.« Allucius, der vor Freude und Erkenntlichkeit nicht wußte, was er thun sollte, fiel dem Scipio zu Füßen, und bat die Götter, daß sie eine so große Wohlthat belohnen möchten, weil er nicht im Stande sey, es seinem Wunsche gemäß, und so wie es sein Wohlthäter verdiene, zu thun. Scipio ließ hierauf Vater und Mutter nebst den andern Verwandten der jungen Spanierin zu sich kommen. Sie brachten eine große Summe Geldes mit, um sie damit loszukaufen; als sie aber sahen, daß er sie ohne Geld losgab, baten sie ihn, daß er wenigstens die mitgebrachte Summe als ein Geschenk annehmen möchte, und betheuerten, daß er durch diese neue Gnade ihre Freude und Erkenntlichkeit auf den höchsten Grad erheben würde. Da Scipio diesen lebhaften und dringenden Bitten nicht widerstehen konnte, nahm er das Geschenk an, wandte sich aber sogleich zum Allucius und sagte ihm: »Ich vermehre die Mitgabe, die du von deinem Schwiegervater erhalten sollst, mit dieser Summe, die ich dich als ein Hochzeitgeschenk von mir anzunehmen bitte.« Nach so vielen Wohlthaten

glaubte Allucius Alles den Römern schuldig zu seyn. Er stieß mit 1400 gut ausgerüsteten Reitern zu dem Heere der Römer. Um seiner Dankbarkeit ein noch dauerhafteres Denkmal zu stiften, ließ er die That des Scipio auf einen silbernen Schild graben, und machte ihm damit ein Geschenk. Dieser Schild, den der römische General mit sich nach Rom nahm, gieng nebst einem Theile des Gepäcks in der Rhone verloren. Er blieb darin verborgen, bis ihn im Jahre 1665 einige Fischer fanden und herauszogen, worauf er in die Kunstkammer des Königs von Frankreich gebracht wurde.

304. Auch der Starke hält die Gefahr möglichst ferne von sich.

Der zwanzigjährige Kaiser Valentinian gab, nachdem er auf den Thron erhoben war, mehrere Beweise strenger Selbstbeherrschung. Er hatte früher mit Leidenschaft die Spiele der Rennbahn geliebt, jetzt entzog er sich ihnen völlig, und ließ die wilden Thiere tödten, die zu dem Kampfspiele hergebracht waren; er war früher gewohnt gewesen, etwas zu lange bei der Tafel zu sitzen, jetzt gab er dieses nicht nur auf, sondern fastete sogar von Zeit zu Zeit. Man hatte ihn im Verdacht, daß er den Reizungen schöner Schauspielerinnen nicht zu widerstehen vermöge, und glaubte bereits, daß sich dieser Verdacht vollkommen bestätige, als er während eines Aufenthalts zu Trier nach Rom schrieb, daß eine gewisse Schauspielerin, welche wegen ihres Talents allgemein bewundert wurde, nach Trier kommen solle, und als sie bestochen von ihrem Liebhaber nicht kommen wollte, sie mit Gewalt herbei holen ließ. Allein der Erfolg zeigte etwas ganz anderes, als man erwartet hatte. Die Schauspielerin trat auf der Bühne auf, erntete großen Beifall, aber weder das erste, noch andere, noch dritte Mal, ließ sich der Kaiser im Schauspielhause sehen, und endlich gab er ihr, ohne daß er sie gesehen hatte, den Befehl, sie solle

jetzt wieder nach Rom zurück reisen. Er hatte bloß seinen Hofleuten zeigen wollen, wie unrichtig sie über ihn geurtheilt. —

305. Bewahre deine Augen.

Als der Altvater Ephrem nach Edessa gekommen war und daselbst eine Wohnung bezogen hatte, traf es sich, daß er nahe bei einer Buhlerin zu wohnen gekommen war, die ihm durch's Fenster in's Kämmerlein sehen konnte. Eines Tags rief sie ihm zu: Mein Vater, gib mir deinen Segen! Er gieng an's Fenster, sah sich um, ward das Weibsbild gewahr und sagte: Ich bitte Gott, daß er dich segne! Darauf fragte sie ihn: Fehlt dir nichts, Vater, in deiner Herberge, ich will dir gerne herbei schaffen, was du bedarfst, und dir auch wohl gerne Gesellschaft leisten, wenn du Unterhaltung bedarfst. — Ich brauche nichts, antwortete er mit ernstem Tone, als einige Steine und etwas Lehm, um dieses Fenster zu verstopfen, durch welches du mir in's Zimmer gukst! —

306. Der Sieg durch Flucht.

Carl Borromäus, Kardinal und Erzbischof zu Mailand, war einer der vortrefflichsten Männer seiner Zeit. Von seiner frühesten Jugend an war er der Frömmigkeit und strenger Sittlichkeit aufrichtig ergeben. Schon im sechszehnten Jahre seines Alters wurde er auf die Universität nach Pavia geschickt, um dort die Rechte zu studiren. In dieser Stadt überließ man sich damals der grenzenlosesten Wollust. Studenten aus verschiedenen Ländern lebten daselbst, und die Verführung drang bis in die Hörsäle. Nicht leicht konnte Einer unbefleckt entrinnen; man setzte einem von allen Seiten, zu allen Stunden, an allen Orten zu — und doch erhielt Borromäus seinen Körper und sein Gewissen rein. Sein Bestreben war immer, etwas Gründliches zu lernen, und seine Tugend unversehrt zu erhalten. Er machte auch in seinen Studien ausgezeichnete Fort-

schritte. Wenn Andere im Schauspielhause, auf dem Tanz- oder Fechtboden, oder in liederlichen Häusern ihre Zeit verschwendeten, arbeitete oder betete er. Freilich sagten Mehrere, er sey ein schwacher Kopf; denn er war kein artiger Schwätzer, und schwieg oft, wenn Andere redeten. Nicht anhören konnte er fade Tändeleien; bei unanständigen, zweideutigen, unzüchtigen Reden litt er sichtlich. Sein ganzer Körper zitterte bei einer Gefahr, seine Unschuld zu verlieren. Er kannte die Reizbarkeit seines Fleisches, die Schwäche seiner Natur zu gut, als daß er der Gefahr hätte trotzen sollen; sein Sieg bestand in der Flucht.

307. Lieber Schmerzen hier als dort.

Pater Lorenz von Fugnano, welcher sich durch seine ernsten Predigten auszeichnete, welche viele Gewissen mächtig erschütterten, war einst beim Eintritt der Nacht eben mit der Ausarbeitung einer Fastenpredigt beschäftigt, als auf Anstiften einiger Wüstlinge in der Stadt eine üppig gekleidete Weibsperson mit der Absicht in sein Zimmer trat, um ihn zur Sünde anzureizen, und im Fall es gelingen sollte, seinen Eifer gegen das Laster der Unzucht, den er schon in mehreren Predigten mit großer Entschiedenheit an den Tag gelegt hatte, lächerlich zu machen. Allein ihr schändlicher Plan schlug völlig fehl; denn der Pater würdigte sie kaum eines Blicks und sprach mit ihr keine Sylbe; dagegen aber hielt er seinen Finger über die Flamme seiner Nachtlampe und ließ sich ruhig die Haut verbrennen. Sobald die Unzüchtige diesen Ernst seiner Selbstbeherrschung sah, verließ sie eilig das Zimmer, und erklärte denen, die sie hergesandt: bei diesem Manne vermag ich nichts auszurichten. —

XI.

Mäßigkeit im Essen und Trinken.

Wer mäßig isset, der lebet desto länger.
Sir. 37, 34.

---

308. Der Frohsinn des Mäßigen.

Als Sokrates einst über den Markt gieng, wo eine Menge von allerlei Waaren war, rief er aus: „Wie viele Dinge, die ich nicht brauche!“ — Der edle Epiktet war zufrieden, wenn er nur das hatte, was die Nothdurft erforderte. Kam es dazu, daß er wirklich Unbequemlichkeiten von seiner Armuth erfahren mußte, so wußte er nicht nur Geduld zu üben, sondern sah es auch für einen göttlichen Wink an, jetzt zu zeigen, daß dürftige Umstände durch Geduld erträglich werden, und daß die wahre Glückseligkeit und Ruhe des Gemüthes unabhängig von äußerlichen Dingen sey. Er kränkte sich niemals darüber, daß er seine Schüler nur in einem schlechten Zimmer empfangen konnte. Er schlief auf seinem Strohsacke vergnügter als Mancher auf dem weichsten Federbette. Weil sein Hausrath keine Diebe reizte, so bekümmerte er sich auch nicht darüber, daß seine Thüre nicht wohl beschloß; und da ihm doch einmal seine eiserne Lampe gestohlen ward, so schaffte er sich eine irdene an, damit sie Niemand wegzunehmen der Mühe werth achte. Man hat folgende Verszeilen von ihm, worin er sich ganz schildert:

„Ich, Epiktet, ein Knecht, an einem Fuße gelähmet,
Und wie Irus so arm, bin ich den Göttern doch lieb.“

309. Der beste Koch.

Ada, die Schwester des Königs Mausolus in Carien, wurde von Alexander mit dem Königreiche ihres Vaters beschenkt. Um nun ihre Dankbarkeit einigermaßen zu er-

kennen zu geben, ließ sie die ausgesuchtesten Speisen und Leckereien aller Art zubereiten, und sandte solche nebst den geschicktesten Köchen und Conditoren dem Alexander zum Geschenk, damit er sich nach den ausgestandenen Beschwerlichkeiten des Krieges an denselben erquicken möchte. Er aber urtheilte sehr weislich, daß die Leckerhaftigkeit des Gaumens einem Mann nicht anstehe, welcher ernsthafte und wichtige Dinge vorhabe: darum bedankte er sich zwar sehr höflich für die Vorsorge der Königin; setzte jedoch hinzu, es sey solche nicht nöthig gewesen, denn er habe bessere Köche als die ihrigen, und das wären die, mit welchen ihn vormals sein Hofmeister Leonidas versehen, nämlich für das Mittagsmahl einen wackeren Spaziergang am frühen Morgen, und für das Abendessen ein mäßiges Mittagsmahl. Ferner erzählte er bei dieser Gelegenheit, Leonidas habe zum öftern seine Kleider, sein Bette und seine Schränke durchsucht und nachgesehen, ob ihm nicht etwa seine Mutter Olympias heimlich etwas Leckerhaftes zugesteckt.

310. Wie gelangt auch der Kränkliche zu hohem Alter?

Der edle Venetianer Ludwig Cornaro (geb. 1462 gest. 1566), der ein Alter von 104 Jahren erreichte, konnte bis gegen sein Ende hin thätig seyn, und das hatte er nächst Gott nichts anderem als der geordneten und mäßigen Lebensweise zu danken, die er sich in seinem 40sten Jahre angewöhnt hatte. Bis dahin hatte er immer an Fieber, Magenbeschwerden, Entzündungen und am Podagra gelitten, und sein Zustand war bereits so schlimm geworden, daß die Aerzte erklärten, keine Arznei könne mehr helfen, er werde nicht mehr über zwei Monate leben; das einzige, was er noch versuchen könne, sey eine sparsame, sehr streng abgemessene Diät. Er versuchte es mit dieser und bewies dabei eine bewunderungswürdige Ausdauer, die mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt war.

Schon nach Verfluß eines Jahres sah er sich von allen seinen Beschwerden befreit. In seinem 70. Jahre wurde er

einst im Reisewagen umgeworfen und von den Pferden so geschleift, daß er Arm und Fuß verrenkte, er ließ sich wieder einrichten, und ward seines hohen Alters ungeachtet, ohne alle Arzneimittel in Kurzem wieder hergestellt. Als er 80 Jahre alt war, drangen seine Freunde in ihn, er solle seiner spärlichen Nahrung etwas zusetzen: er gab endlich so weit nach, daß er ein paar Loth weiter an Speise und Trank genoß, als er bis dahin gewohnt gewesen; allein als er schon nach 10 Tagen seine vorige Munterkeit verlor und von einem Fieber befallen wurde, so kehrte er wieder zu der gewohnten Lebensweise zurück und setzte sie bis an sein Ende fort. Auch seine Frau folgte seinem Beispiel, wurde ebenfalls sehr alt und überlebte ihn sogar noch; außerdem erwarb er sich durch seine Abhandlung von dem mäßigen Leben, das in eine Menge Sprachen übersetzt wurde, große Verdienste um seine Mitmenschen, in der er noch viele Andere von dem Segen der Mäßigkeit überzeugte.

311. Auch Religiosität schützt Gesundheit und Leben.

Der Kardinal und Erzbischof Solis zu Sevilla, ein allgemein geachteter Mann, erreichte das seltene Alter von 110 Jahren, und antwortete, wenn man ihn fragte, wie er sein Leben und seine Gesundheit so lange erhalten? »Ich lebte in meiner Jugend wie ein Alter, und darum bin ich nun in meinem hohen Alter jung. Ich führte ein nüchternes, beschauliches, doch keineswegs anhaltend sitzendes oder trauriges Leben. Meine Diät war sparsam und doch gut, ich trank nicht viel Wein, nur bei kaltem Wetter ein drittes Glas. Ich ritt oder gieng täglich in die freie Luft. Aber zum Altwerden gehört auch eine gesunde Seele, und die meinige hielt sich genau an die moralische Diät, die uns von der Religion Jesu vorgeschrieben ist. Ihr habe ich es zu verdanken, daß mein Leben ohne Krankheit und ohne Kummer bis zu dem Patriarchenalter dauert. Jetzt bin ich wie ein reifes Samenkorn, das seiner Verwandlung entgegensprießt.«

312. Das Giftwasser.

Ein amerikanischer Kaufmann, der die Indianer an den nordwestlichen Gränzen besuchte, erzählt: „Bei der ersten Zusammenkunft mit einem indianischen Häuptlinge bot er mir zum Zeichen der Freundschaft eine Pfeife an, und wir rauchten nun beide mit einander unsere Pfeifen aus. Hierauf lud der Kaufmann den Indianer ein, etwas Rum (Branntwein aus Zuckerrohr) von ihm anzunehmen. Er schlug's aber ohne Weiteres ab, und schien heftig bewegt. Thränen rollten über seine Wangen. Als der Kaufmann ihn um die Ursache befragte, sagte er: „früher war ich auch gewohnt, Rum zu trinken, und mich zu berauschen. Bei solchen Gelegenheiten war ich dann ganz unbändig und rasend. Man mußte vor meiner Wuth alle Messer und Beile, die ich erreichen konnte, in Sicherheit bringen. Einst jedoch hatte meine Gattin, als sie die Waffen verbarg, ein Beil übersehen. Sobald sie ihre Gefahr merkte, nahm sie meinen jüngsten Sohn auf den Rücken, und ergriff eilig die Flucht. Ich erhaschte das Beil, und hieb es mit mörderischem Grimm in den Rücken meines Lieblingskindes. Es starb im Augenblicke, und wäre das Kind nicht gewesen, so würde ich die Mutter tödtlich getroffen haben. Nachdem die Berauschung vorüber war, gerieth ich in den schrecklichsten Zustand, und faßte den Entschluß, nie wieder einen Tropfen von dem Giftwasser zu berühren. Verlangen Sie nicht, daß ich Branntwein trinke, ich kann nicht.“

Fünfzehn Jahre waren verflossen, als der Kaufmann zum zweiten Male die westlichen Indianerstämme besuchte. Er erkundigte sich sogleich nach seinem Freunde, und fand ihn auch. Dieser versicherte ihm, daß er in der ganzen Zeit seinem Vorsatze treu geblieben sey. Die Folge davon war, daß er ein hübsches Vermögen erworben hatte, und glücklich und zufrieden lebte, während die meisten seiner Nachbarn in Trunkenheit, Armuth und Elend versunken waren.

313. Der gesegnete Bund.

Wer vor einigen Jahren behauptet hätte, daß irgend etwas Anderes als eine übernatürliche Gewalt die niedern Stände Irlands bewegen könne, sich des Branntweintrinkens zu enthalten, hätte für einen kopflosen Schwärmer gegolten. Dennoch ist es Thatsache, daß in Irland in kurzer Zeit von einem Manne, dem weder Macht noch Reichthum zu Gebote stehen, eine beispiellose moralische Veränderung durch Gründung einer Mäßigkeitsgesellschaft herbeigeführt worden ist. Dieser Mann ist der katholische Pfarrer Matthew in Cork der im Anfange des Jahres 1838 in dieser Stadt eine Enthaltsamkeitsgesellschaft gründete, die schon am 20. Januar 1840 nicht weniger als 500,000 Mitglieder zählte. Die ersten Versuche wurden im südlichen Irland zu Cork von einigen Mitgliedern der „Gesellschaft der Freunde“ (Quäker) gemacht, aber mit wenig oder gar keinem Erfolg. Sie wandten sich daher an Herrn Matthew, in der richtigen Ansicht, daß eine zwanzigjährige treue Erfüllung seines Amtes, welche ihm den verdienten Ruf eines Freundes der Armen verschafft hatte, ihn am besten zu einem Mäßigkeitsapostel befähige. Der bescheidene Mann versprach sich nicht sonderlich Viel von dem Erfolg seiner Unternehmung. Es ward indeß eine öffentliche Versammlung gehalten, und am 10. April 1838 eine Gesellschaft auf den breitesten Grundlagen gebildet. Die einzige zur Aufnahme nöthige Form bestand in der Wiederholung der Worte: „Ich verspreche, so lange ich ein Mitglied der Mäßigkeits-Gesellschaft bin, mich aller geistigen Getränke, es sey denn als Arznei, zu enthalten, und nach allen Kräften auch Andere von der Trunkenheit abzubringen.“ Matthew setzte sodann hinzu: „Gott segne Euch, und mache Euch stark, Euer Versprechen zu halten.“ Als nun Mehrere durch ihre Enthaltsamkeit wesentlich ihre Gesundheit verbesserten, so wurde der Glaube herrschend, der ehrwürdige Mann, der den Segen über das neue Mäßigkeitsmitglied ausspreche, besitze eine heilende Kraft. Dieß gab der Gesellschaft einen großen Aufschwung,

und die Blinden, die Lahmen, die Hinkenden zogen nach Cork, um das Versprechen der Mäßigkeit abzulegen und geheilt zu werden. Matthew that alles Mögliche, um diese Täuschung zu zerstören, aber immer noch herrscht die Ansicht vor, daß das Versprechen wirksamer sey, wenn Matthew selbst es abnehme.

Cork wurde von da an ein wahrer Wallfahrtsort, und als Matthew einmal Limerik besuchte, drängten die Volksschaaren so entsetzlich sich um ihn her, daß Soldaten ausrücken mußten, um Unglück zu verhüten. Manche sind wohl wieder zurückgefallen, aber es bleibt doch eine große Zahl, zumal da sich kleine Gesellschaften bilden, welche die Schwachen ermuntern, auszuharren und ihr Gelübde nicht zu verletzen. Es konnte nicht fehlen, daß eine außerordentliche Veränderung in den Verhältnissen dadurch hervorgebracht wurde, daß eine halbe Million Trunkenbolde sich auf einmal der geistigen Getränke zu enthalten begann. Die Verbrechen im Allgemeinen haben im südlichen Irland schon bedeutend abgenommen. Ein Arzt von dem Nordspital in Cork, einem der größten in Irland, das in den letzten eilf Monaten 1258 Kranke aufnahm, und 14500 außer dem Hause zu versorgen hatte, gibt an, daß Verletzungen, die im Trunke Sonnabends Abends nach Empfang des Lohns beigebracht wurden, sich um ein Drittheil verminderten. Die Fälle, daß Weiber in Folge bedeutender Mißhandlungen von Seiten ihrer Ehemänner in's Spital gebracht wurden, wovon man in der Woche zwei rechnen konnte, haben fast ganz aufgehört. Die Unfälle von Arbeitern, z. B. Herabstürzen von Gerüsten, Verletzung von Maschinen, haben sich um die Hälfte vermindert. In Limerik haben 80 Wirthe und Branntweinhändler ihre Gerechtigkeit nicht erneuern lassen. In einer kleinen Stadt haben 14 Personen den Verkauf geistiger Getränke aufgegeben, und meistens Suppen- und Kaffeebuden dafür errichtet, wodurch dem Rückfall mit vorgebeugt wird. Zu Cork haben abgesehen von der großen Verminderung der Schenkgerechtigkeiten, 16 Wirthe sich

zahlungsunfähig erklärt, und alle Schuld davon auf Matthews Erfolge geschoben. Aehnliche Ergebnisse könnte man fast aus allen Städten des südlichen Irlands nicht nur berichten, sondern auch aus vielen andern Gegenden der Erde, wo seitdem Mäßigkeitsgesellschaften entstanden sind.

XII.

Einfachheit und Sparsamkeit.

Lasset euch begnügen an dem, das da ist.
Hebr. 13, 5.

---

314. Was ist schwerer, Glück oder Unglück zu tragen?

Strato, der König von Sidon, mußte sich an Alexander den Großen ergeben, und wurde nach der Uebergabe zur ferneren Regierung unfähig erklärt. Hephästion bekam den Auftrag, denjenigen, welchen er für den Fähigsten dazu hielt, zum Könige in Sidon einzusetzen. Es gab verschiedene junge Männer, Freunde Hephästions, welchen dieser, einem nach dem andern, die Regierung antrug, aber sie alle verbaten sich dieselbe, und zwar aus dem Grunde, weil nach väterlicher Sitte und Gewohnheit zu derselben nur ein Solcher gelangen könne, der wirklich von königlichem Geblüte herstamme. Hephästion bewunderte ihre Großmuth, mit welcher sie das von sich ablehnten, was Andere oft mit so vieler und großer Gefahr zu erlangen suchen, und verlangte von ihnen, daß sie ihm doch wenigstens Jemand vorschlagen sollten, der die erforderlichen Eigenschaften eines Königs von Sidon habe. Sie behaupteten, dazu schicke sich Niemand besser als ein gewisser Abdalominus, denn er stamme wirklich von königlichem Geblüte her, aber wegen seiner Dürftigkeit verrichte er um einen sehr geringen Lohn Gärtnerarbeit in einem Garten der Vorstadt. Die Ursache

seiner Dürftigkeit war die Ehrlichkeit: doch genoß er auch bei derselben wenigstens den Vortheil, daß er bei seiner täglichen Arbeit nichts von dem Geräusch der Waffen hörte, von welchem damals ganz Asien erschüttert wurde. Hephästion nahm ihren Vorschlag an, und nun giengen eben die Männer, welche die Regierung sich verbeten, mit den königlichen Kleidern hin in den Garten, in welchem Abdalominus eben das Unkraut ausjätete. Die Nachricht ihm überbringend, er solle in Zukunft König seyn, redete Einer von ihnen ihn also an: „Mit diesen königlichen Kleidern, die du hier in meinen Händen siehst, sollst du die zerrissenen und unreinen vertauschen, welche du jetzt an deinem Leibe hast. Reinige dich daher vom Schweiße und vom Schmutz, nimm den Charakter eines Königs an, und beweise in deinem neuen Stande, dessen du würdig bist, die bisherige Genügsamkeit. Vergiß, wenn du auf dem königlichen Thron sitzest und über Tod und Leben richtest, die Umstände nie, in welchen dir das Königreich ist angetragen worden.“ Das alles schien dem Abdalominus ein Traum zu seyn, und er dachte bei sich selbst darüber nach, ob denn die Leute, die seiner so frech spotteten, auch wohl bei Verstand seyn könnten? Aber da man ihn nun wirklich von Schweiß und Unreinigkeit säuberte, ihm die königliche Kleidung anlegte, und ihm den Eid der Treue schwur, so merkte er wohl, daß es Ernst mit der Sache wäre; zumal als sie ihn nun auch in die königliche Residenz einführten. Alexander ließ ihn dann sogleich vor sich kommen. Nachdem er ihn lange betrachtet hatte, sprach er: „Das Ansehen deines Körpers widerspricht der Sage, daß du von königlichem Geschlechte seyest, gar nicht: allein ich möchte doch gerne wissen, wie du mit so großer Geduld eine so große Dürftigkeit hast ertragen können?“ „Ach,“ antwortete er, „wenn ich nur die Regierung mit eben der Geduld und Gelassenheit führen kann, mit welcher ich die Armuth ertragen habe! Diese Hände waren mir genug, alles was ich bedurfte, zu erwerben; ich hatte zwar nichts, aber es fehlte mir doch auch

nichts.« Diese Antwort sah Alexander an als einen Beweis einer sehr großmüthigen Gesinnung, und er überließ daher dem Abdalominus nicht nur den Schatz des Staats, sondern auch viel von der Beute aus Persien, wie er denn auch die umliegende Gegend seiner Herrschaft unterwarf.

315. Dem Begnügsamen fehlet nichts.

Der römische Feldherr Cajus Fabricius lebte in freiwilliger Armuth, obwohl er sich hätte sehr bereichern können. Sein ganzes Silbergeschirr bestand aus einem silbernen Becher, woran der Boden nur von Horn war. Er schlug die Geschenke eines italienischen Volkes mit den Worten aus: er sey dadurch schon reich genug, daß er seine Begierden einzuschränken wisse, und also nur sehr wenig brauche. Dem Könige Pyrrhus, der ihn, seiner Armuth wegen, für unglücklich hielt, antwortete er: »Ich habe mich, wegen meiner Armuth, niemals dafür gehalten, und kann mich überhaupt über mein Schicksal nicht beklagen, ich mag mich als Bürger oder als Hausvater betrachten. Ob ich gleich arm bin, habe ich doch die vornehmsten Aemter zu verwalten; die Reichsten haben nichts vor mir voraus, da Jeder mich ehrt und liebt. Eben so glücklich bin ich in meinem Hause, wenn ich mich auch mit den Reichsten vergleiche. Mein kleines Ackergut gibt mir das Nothwendige, so lange ich es fleißig bearbeite und als ein sparsamer Hauswirth lebe. Weil ich mir durch Arbeit Hunger und Durst verschaffe, schmeckt mir das Essen und Trinken, und der Schlaf ist mir sehr erquickend, nachdem ich mich müde gearbeitet habe. Da mein schlechtes Kleid mich vor Kälte schützt, und mein weniges Hausgeräthe für mich genug ist, so kann ich mich nicht beschweren, als wäre ich unglücklich; denn mir fehlt gar nichts. Das Ueberflüssige aber begehre ich nicht.«

316. Ich gewinne so viel als der König.

König Ludwig XI. von Frankreich kam eines Morgens in die Küche, wo ein Junge, welcher sich mit Bratspies-

wenden zu beschäftigen pflegte, seine Aufmerksamkeit anzog. Da nämlich der König in einem ganz einfachen Oberkleide umhergieng, so fertigte ihn der Junge auf verschiedene Fragen, die er machte, auf eine solche Weise ab, daß er sich weiter mit ihm einließ. Wie heißt du, und wie hoch stehst du dich? — Ich bin Berruger, Sohn des alten Berruger, in der Küche nennen sie mich Stephan. Ich bin so gut wie Andere ein Diener des Königs, und obwohl er mir nur eine Kleinigkeit gibt, so tröste ich mich dessen, daß ich doch so viel dabei gewinne als er. — Wie viel gewinnt denn der König? — Was er braucht, und so habe ich's auch, wir sind daher gleich. Ich wüßte auch nicht, warum mich der König bälder abdanken sollte, als er selbst wird abgerufen werden. Bratspießwender braucht er so lange, als der liebe Gott ihn braucht. Erübrigen, wie er, kann ich freilich nichts; aber wozu auch? Mitnehmen wird er doch so wenig als ich.

317. Verzehrst du nicht, was du den Armen geben sollst?

Papst Pius V. hat während seines Lebens die Summe von 1,860,500 Scudi (Thaler) für Almosen und sonstige fromme Zwecke ausgegeben, und er konnte das, weil er so einfach für sich lebte, daß seine Speise und Trank täglich nur 22 Kreuzer kostete. Außer einem kurzen wollenen Kleid, hat er sich keine neuen machen lassen, denn die von Pius IV. hinterlassenen genügten ihm. Auch im hohen Alter hielt er die Fasten so streng, daß er nichts als eine warme Suppe mit ein paar Eiern genoß und dazu einen kleinen Becher mit Wasser gemischten Weines. Er war von seiner Jugend an gewöhnt worden, zweimal in der Woche zu fasten, und behielt diese Gewohnheit gewissenhaft bei. Als er Kardinal und endlich Papst geworden war und seine Arbeiten ungemein sich häuften, war er bei dem Erzbischof von Siena auf Besuch, der ihm zu Ehren ein großes Gastmahl anstellte; allein dieses war so ganz gegen seinen Sinn, daß er nur äußerst wenig aß, sehr stille und

zurückhaltend war, und ehe noch die Tafel aufgehoben war, Anstalten zur Abreise treffen ließ. Der Erzbischof gab sich alle Mühe, ihn zurückzuhalten, und ihn zu veranlassen, daß er über Nacht bleibe; allein vergebens. Wenn ich hier bleibe, sprach Pius, würden Sie den nämlichen kostspieligen Aufwand zu meiner Beherbergung machen wie zu der Mahlzeit, und dieses würde auf Kosten der Armen dieser Stadt geschehen, denen der Ueberfluß unserer Einkünfte gehört.

318. Achte auf das Schwefelholz, wenn du Thaler willst verschenken können.

Zwei Klosterbrüder von St. Bernhard kamen nach Neuenburg, um dort freiwillige Beiträge für ihr Kloster, welches die armen Reisenden unentgeldlich beherbergt, einzufordern. Sie klopften an der Thüre des reichen Herrn v. Pourtales an, als dieser gerade Abends nach Hause kam. Es brannte noch keine Lampe, und er führte sie durch die dunkle Treppe in's Haus. Es kommt eine Magd, bückt sich über den Feuerheerd, ergreift ein Schwefelhölzchen, und wirft's in demselben Augenblicke wieder fort. Herr v. Pourtales ruft ihr zu: „Was machst du? das Hölzchen hat ja noch Schwefel am andern Ende.“ Er nimmt dasselbe vom Boden auf, und zündet's an. Die beiden Klosterbrüder sahen einander an; v. Pourtales aber geht, und bringt ihnen einen Beitrag von 900 Franken. Sie staunten über die große Summe, und der Geber sagte: »Ich begreife Euere Verwunderung; allein gerade deßwegen, weil ich die beiden Enden der Schwefelhölzchen benützt habe, bin ich im Stande, für Euer Hospitium einen solchen Beutel mit Geld zu geben.“

Derselbe Herr v. Pourtales bemerkte einst, wie einer seiner jungen Gehilfen, den er sehr liebte, eine fast ganz abgenützte Feder wegwarf; Pourtales hob sie stillschweigend auf, und der junge Freund, dem das Schwefelhölzchen gerade einfiel, entschuldigte sich damit, daß sie unbrauchbar

sey. Indessen las der Herr gerade einen Brief, in welchem ihn einer seiner Schuldner bat, er möchte mit der verfallenen Schuld von 100,000 Franken noch ein Jahr warten, wo nicht, so sey er ruinirt. „Diese Feder kann ich nun gerade noch brauchen," sagte Pourtales, er schrieb damit seinem Schuldner, gestattete ihm einen Aufschub von einem Jahr, und eröffnete ihm einen neuen Kredit.

319. Ich will nichts, als was Gott will.

In Paris wurde einst ein Kapuziner zu einem kranken Holzhauer in die Vorstadt St. Marcel gerufen. Er traf ihn in einer elenden Hütte, auf einem Haufen schlechten Strohs liegen, und mit Lumpen bedeckt. In dem ganzen Zimmer war weder Stuhl noch anderes Geräthe zu sehen, denn man hatte alles verkauft, um dem Kranken täglich eine Suppe kochen zu können. An den leeren Wänden hieng nichts mehr als ein Beil und zwei Sägen. Mein Freund, redete der Kapuziner den Kranken an, danket nun Gott, für die Güte, daß er euch aus dieser Welt hinwegnimmt, wo ihr doch stets im Elend schmachtetet! — Im Elend? — Sie irren sich, ehrwürdiger Herr! Ich habe vergnügt gelebt, und nie über mein Schicksal geklagt. Haß und Neid waren mir unbekannt. Des Tages arbeitete ich mich müde, und des Nachts schlief ich ruhig. Beil und Sägen verschafften mir immer, was ich brauchte, und nach dem Tische der Reichen sehnte ich mich nicht, weil ich oft bemerkte, daß sie viel öfter krank sind als arme. Sollte ich aber wieder aufkommen, so arbeite ich wieder und preise Gott, der mir ausgeholfen hat. — Wenn ihr so glücklich euch fühltet, so kommt es euch wohl sauer an, jetzt dem Rufe Gottes zu folgen? — Nicht doch, ich bleibe oder gehe, wie er will. Ich weiß ebenso gut zu sterben als zu leben. Ich will nichts anders, als was Gott will, weil ich weiß, sein Wille ist allezeit gut, und er wird mir den letzten Kampf nicht zu schwer werden lassen! — So sprach der arme Holzhauer und schied mit stiller Ergebung von hinnen.

320. Man kann auch als gemeiner Soldat zufrieden leben.

Einst hatte Christoph Handel in Dettingen längere Zeit einen kaiserlichen Soldaten bei sich im Quartier, mit dem er sich als einem rechtschaffenen und verständigen Manne gerne in's Gespräch einließ. Unter Anderem äußerte sich einmal der Soldat dahin: „Ich bin sehr zufrieden mit meinem Stand, und es hat mich noch keine Stunde gereut, daß ich Soldat geworden bin; ich werde es auch bleiben, so lange ich dazu tauglich bin. Wie es Leute geben kann, die mit dem Gedanken an's Desertiren umgehen, ist mir ganz und gar unbegreiflich. Ich sehe auch gar nicht ein, wie man irgend einen Grund haben könnte, mit der Behandlung unzufrieden zu seyn, die man als Soldat erfährt. Man darf ja nur befolgen, was man einem befiehlt, so hat man es gut. Ich bekomme meinen Sold und meine Montur, wie sich's gehört, und weiter brauche ich nicht. Unser General hat uns gesagt, das Schlimmste, was ein Soldat thun könne, sey, wenn er seinen Posten verlasse, ein rechter Soldat weiche von demselben nicht einen Finger breit, möge ihm auch begegnen, was da wolle. So halte ich es denn auch pünktlich, sowohl in der Garnison als im Felde. Und so, wenn ich eine Kugel daher kommen sehe, und könnte hoffen, mein Leben dadurch zu retten, daß ich mich bückte, würde ich es doch nicht thun; denn ich würde befürchten, daß dadurch ein Anderer, statt meiner umkäme, was mir größere Unruhe machte, als wenn ich selbst auf meinem Posten irgend einen Schaden litte.“ — Da sagte Christoph: „Eine solche treue Anhänglichkeit an unsern himmlischen König sollten wir Alle haben, und dieselbe redliche Unterwerfung unter Seine heiligen Gebote und gnädigen Führungen. Wie schön wäre es, wenn wir Alle diese Zufriedenheit besäßen, und uns so gerne mit dem begnügen ließen, was uns beschert ist, und eben so willig all' die Beschwerden erduldeten, die uns auf dem Laufe

durch dieses Leben zustoßen, wenn wir eben jene uninteressirte Liebe zu unseren Streitgenossen hätten, welche sich fürchtet, irgend eine Last auf den Andern zu wälzen, die wir selbst tragen sollten, und lieber selbst den Tod für Andere erduldeten.« 1 Joh. 3, 16.

321. Die belohnte Genügsamkeit.

Ein englischer Bischof hatte die schöne Gewohnheit, die in der Stadt und Gegend, worin er lebte, befindlichen Armen wöchentlich zwei Mal zu sich in seinen Palast kommen zu lassen, und solche, nach ihren mannigfaltigen Bedürfnissen, mit Rath und That zu unterstützen. Ermuntert durch den Ruf von seiner Großmuth, fand sich einst eine arme Wittwe mit ihrer einzigen dreizehnjährigen Tochter, die eine sehr angenehme Bildung hatte, in seinem Palaste ein. Als die Reihe, vorgelassen zu werden, an sie kam, und dem Bischof, da er sie bemerkte, ihre anständige Miene und die bescheidene Demuth der jungen Person auffiel, so ermunterte er sie mit einem Tone, der fähig war, sie dreist zu machen, ihm zu sagen, ob er ihnen in etwas dienen könnte. Erröthend und mit Thränen redete ihn hierauf die Mutter folgendergestalt an: „Mylord! durch wiederholte Unglücksfälle, welche zu erzählen zu weitläufig wären, sehe ich mich dahin gebracht, daß ich, weil ich meine schuldige Hausmiethe von 5 Guineen (60 Gulden) nicht bezahlen kann, befürchten muß, noch vor Nacht aus meiner Wohnung verjagt, oder aber in die traurige Nothwendigkeit versetzt zu werden, daß ich mich entschließen muß, meine einzige Tochter dem Hausbesitzer, der ein bösartiger Mann ist und mein liebes Kind unglücklich machen würde, zur Frau zu geben, indem er das von mir verlangte. Sie ersuche ich also, Mylord! sich Ihres geheiligten Ansehens zu bedienen, und uns vor der Gewaltthätigkeit dieses grausamen Mannes zu beschützen, bis wir das ihm schuldige Geld durch unsern Fleiß werden erworben haben.« Hingerissen von Bewunderung über die Tugend und Uneigen-

nützigkeit der armen Wittwe, bat sie der Bischof, Muth zu fassen. Er schrieb hierauf ein Billet, welches er der Wittwe zustellte, mit dem Zusatze: „Gehen Sie mit diesem Zettel zu meinem Haushofmeister, der Ihnen fünf Guineen zur Bezahlung Ihrer Hausmiethe zustellen wird!“ Voller Freuden stattete sie ihrem großmüthigen Wohlthäter tausendfältigen Dank ab, gieng gerades Weges zum Haushofmeister, und übergab ihm das Billet, worauf ihr derselbe fünfzig Guineen auszahlte. Erstaunend fragte ihn die Wittwe, was das zu bedeuten habe, und weigerte sich, mehr als fünf Guineen anzunehmen: „denn nur um so viel“ — sagte sie — „habe sie den Bischof gebeten, und sie sey versichert, daß er sich geirrt habe.“ — Der Haushofmeister bestand hingegen auf seines Herrn Befehl, den er in dem ihm übergebenen Zettel desselben deutlich ausgedrückt fand. Allein alle Gründe, deren er sich bediente, waren nicht hinreichend, sie zu bewegen, mehr als fünf Guineen mitzunehmen. Er erbot sich daher, um dem Streite ein Ende zu machen, mit ihr zum Bischofe zu gehen, und es ihm zu melden. Nachdem sie zu dem freigebigen Bischof gekommen waren, und er völlig von der Sache unterrichtet war, sagte er: „Es ist wahr, ich habe mich geirrt, als ich fünfzig Guineen schrieb; geben Sie mir den Schein, ich will ihn ändern.“ Er schrieb hierauf einen andern, den er der Wittwe mit diesen Worten übergab: „So viel Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit verdient eine Belohnung, hier ist meine Ordre, Ihnen fünfhundert Guineen auszuzahlen; gehen Sie geschwind, bezahlen Sie Ihren Hauswirth, und verlassen Sie ihn; befriedigen Sie Ihre Gläubiger, und mit dem Uebrigen statten Sie einst Ihre Tochter aus!“

XIII.

Arbeitsamkeit.

Befleißige dich Gott zu erzeigen einen rechtschaffenen und unsträflichen Arbeiter. Tim. 2, 15.

---

322. Was vermag nicht unermüdeter Eifer für Gottes Sache!

Der Reformator Dr. Martin Luther gehört unter die arbeitsamsten Menschen, welche je gelebt haben. Von Beginn des Reformationswerkes 1517 an bis an seinen Tod (1546) hat er außer seinen Reisen nach Augsburg, Heidelberg und Worms, so viele andere Reisen durch ganz Sachsen gemacht, daß sie alle zusammen mehr als 2600 Meilen betragen. Daneben hatte er öfters an schmerzvollen und langwierigen Krankheiten zu leiden, und war fast stündlich mit Besuchen überladen; dessen ungeachtet aber schrieb er neben seinen Amtsgeschäften, als Prediger und als Professor der Theologie, so viele Briefe, daß oft alle Tische, Bänke, Pulte und Fenster um ihn her davon voll lagen, es waren ihrer an manchem Tage 30—40. Er war fast immer Decan der theologischen Facultät in Wittenberg, disputirte unzählige Mal und hielt eine Menge Kirchenvisitationen, täglich pflegte er 2—3 Stunden der Privatandacht zu widmen, und etliche Jahre hindurch las er die ganze Bibel zwei Mal für sich durch. Zu gewissen Zeiten predigte er fast täglich, ja so lange er auf der Wartburg war, öfters an einem Tage zwei Mal. Neben dem allem verfaßte er 198 Schriften in deutscher Sprache, welche 12 Bände in Folio füllen, während er noch so viele lateinische Schriften verfaßte, daß sie sieben Bände nicht zu fassen vermöchten.

323. Die Churfürstin Anna von Sachsen.

Anna, des Churfürsten August I. zu Sachsen erste Gemahlin, lebte sehr wirthschaftlich und häuslich. Schon in ihres Vaters Hause (Christian III.) in Dänemark war sie gewohnt, bis zu ihrer Verheirathung und Abreise täglich vor der Tafel mit aufgehobenen Händen das Tischgebet zu verrichten; ihre Töchter mußten nachher, die eine sogar am Tage ihrer Hochzeit, in Dresden dasselbe thun. Von Hofunterhaltungen, Spielen und andern Ergötzlichkeiten wußte man zu jener Zeit am sächsischen Hofe gar nichts. Die Churfürstin saß in ihrem Zimmer und spann Flachs an einem Rädchen; die Hofdamen spannen auch oder nahmen sonst eine nützliche, den Frauenzimmern anständige Arbeit vor. Im Sommer, bei gutem Wetter, gieng die Churfürstin wöchentlich zwei Mal, von zwei oder drei Personen begleitet, auf das Vorwerk Neu-Ostra, das nebst dem Gute Korbitz zu ihrem Leibgedinge bestimmt war, und ließ in ihrer Gegenwart die Butter bereiten. Sie pflegte für ihren Gemahl selbst zu waschen, die übrige Wäsche hingegen ließ sie durch eine Wäscherin zurichten und auf das Schloß bringen. Wenn fette Ochsen und Schweine geschlachtet und eingepöckelt wurden, blieb sie zugegen und ließ Alles zum Nutzen anwenden. Ihrem Oekonomie-Verwalter hatte sie eigenhändig ein Gebet aufgesetzt, und fleißig zu beten anbefohlen. Man glaubte damals, der Churfürst hätte den Stein der Weisen besessen, mithin Gold machen können, weil sich stets ein sehr großer Schatz und Geldvorrath in seiner Rentkammer befand, und sein Nachlaß im Jahr 1586 17 Millionen Thaler betrug; wenn man aber seinen guten Staats- und Privat-Haushalt bedenkt, so erklärt sich das Wunder von selbst.

324. Die drei Löffelmacher.

Zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts wohnten in dem Nassau-Siegen'schen Dorfe Helmershausen drei Jüng-

linge: Joh. Heinrich Klaus, Joh. Heinrich Helmers und Joh. Heinrich Preis, die alle drei Viehhirten waren. Sie fanden aber bald, daß sie neben ihrem Geschäfte, das Vieh zu hüten, noch etwas Anderes arbeiten, und also sich und den Ihrigen auf eine doppelte Weise nützlich werden könnten. Weil sie sich öfters im Walde aufhielten, so kamen sie auf den Gedanken, in ihren müßigen Stunden hölzerne Löffel zu machen. — So waren die damaligen Sitten, daß sich unsere Voreltern bei hölzernem Geschirre sehr wohl befanden, und vergnügter waren, als es jetzt Viele bei ihren silbernen Löffeln sind! — Unsere drei Jünglinge machten ihre Löffel aus trockenem Ahornholze; aber ihre Arbeit gieng anfänglich so langsam, daß Jeder von ihnen an einem Tage mehr nicht als einen einzigen Löffel machen konnte, und dafür bekam er dann nur — einen halben Kreuzer. Allein keine Schwierigkeit, keine Mühe, auch nicht einmal der so schlechte Verdienst, vermochten sie von ihrem Vorhaben abzuschrecken. Nachdem sie sich durch anhaltende Uebung eine rechte Fertigkeit in dieser Arbeit zu eigen gemacht hatten, lehrten sie solche auch die Mitbewohner ihres Dorfes, die durch den Fortgang ihres Geschäfts aufmerksam gemacht worden waren, so daß sich die Anzahl der Löffelarbeiter nach-und nach bis auf vierzig vermehrte. Das hiezu erforderliche Holz bekamen sie aus den benachbarten Ländern, weil man im Siegen'schen auf das Holzsparen bedacht war. Aus einem Karren Ahornholz, der sie einen Gulden kostete, wurden zweitausend Löffel gemacht, von denen das Stück einen halben Kreuzer galt; so daß sie von einem Karren voll Holz einen Arbeitsverdienst von beinahe 17 fl. hatten. Die neuen Fabrikanten erlangten auch bald eine solche Fertigkeit in ihrer Kunst, daß ein Mann den Tag über ungefähr 60 Löffel fertig machte, und so endlich festgesetzt wurde, daß jeder Arbeiter täglich 60 Löffel machen mußte, dann hatte er Feierabend. Wollte aber Jemand im Hause nach dem Feierabend noch mehrere machen, so waren diese für

ihn, und was er daraus löfete, war sein eigener Sparpfennig. Diese Löffel konnten sie nun auch leicht verkaufen. Die Weiber dieser Gegend verkauften das Leinentuch, das sie jährlich aus ihrem selbst gezogenen Flachse spannen, und in ihrer eigenen Haushaltung nicht brauchten, an sogenannte Gängler; die meisten derselben kauften nun auch den Helmershäusern ihre Löffel ab; auch gab es Leute, die einzig mit solchen Löffeln handelten. Endlich giengen ganze Pferdslasten davon nach Köln, von wo aus sie zu Schiffe nach Holland, von da aber vorzüglich nach Westindien versendet wurden.

325. Weise Benützung der Zeit.

Der gottesfürchtige Theologe Dr. Ph. Jac. Spener zeichnete sich vorzüglich auch durch seine treue Benützung der Zeit und unermüdliche Arbeitsamkeit aus. Obwohl er es für eine große Gnade Gottes betrachtete, daß ihm ein sehr gesunder Schlaf verliehen war, so überließ er sich demselben doch selten etwas länger als die gewohnte Zeit. Um Zeit zu sparen, ließ er sich an dem Tag, wo er mehr als gewöhnlich zu arbeiten hatte, etwas Weniges zu essen auf seine Stube bringen, damit er jeden freien Augenblick zur Arbeit benützen konnte. Er ließ sich ungerne zu Mahlzeiten einladen, aß und trank dabei nicht über Gewohnheit, und gieng wieder zur festgesetzten Zeit nach Hause, widmete sich aber, während er da war, mit solcher Freundlichkeit Leuten aller Art, daß auch Weltlichgesinnte recht gerne um ihn waren. Den Vormittag pflegte er zur Arbeit zu verwenden, und keine Besuche anzunehmen, es mußte denn etwas Außerordentliches vorfallen. Aber Nachmittags ließ er sich gerne von Jedem sprechen, der zu ihm kommen wollte. Zur Abfassung seiner Predigten und zum Briefschreiben hatte er besondere Zeiten ausgesetzt. Bei seiner Correspondenz, welche so groß war, daß er manchmal über 600 größtentheils ausführliche Briefe des Jahrs schrieb und doch noch viele unbeantwortet liegen lassen mußte, machte er einen

solchen Unterschied, daß er stets die nothwendigsten Briefe zuerst beantwortete, und andere auf gelegenere Zeit aufsparte. Alle aber bewahrte er in Fächern geordnet so pünktlich auf, daß er jeden ohne Mühe auffinden konnte.

326. Der Segen treuer Arbeit.

Während Joseph Böm, der Sohn eines Bauern in Böhmen, die Gänse seines Vaters hütete, las er immer gerne in einem nützlichen Buche, das er irgendwo aufzutreiben wußte. Sein Vater bemerkte dieß, und ließ ihn deßhalb fleißig die Schule besuchen, auch sonst noch in besondern Stunden unterrichten. Joseph lernte fleißig, und führte ein stilles, eingezogenes, sittsames Leben. Als er aus der Schule entlassen worden war, brachte ihn sein Vater zu einem Krämer in eine Stadt, daß er die Handlung erlerne. Aber dieser Lehrherr war dem Laster des Trunkes ergeben, hatte täglich seinen Rausch, und war dann so unbändig, daß alle Hausgenossen vor seiner Bosheit fliehen mußten. Kam Joseph ihm dann in den Weg, so warf er ihm Alles an den Kopf, oder schlug ihm das Gesicht blau, oder rieb ihm mit aller Kraft die Ohren. Neben dieser häufig wiederkehrenden Mißhandlung bekam Joseph schlechte Kost, und durfte selbst bei der strengsten Kälte nicht in der warmen Stube sich aufhalten. Schon im ersten Lehrjahre erfroren ihm Hände und Füße. Aber dieß Alles ertrug er mit Sanftmuth und Geduld, murrte nie, sondern versah auf das Sorgfältigste seine Geschäfte. Die Schande seines Herrn zuzudecken, lag ihm vor Allem am Herzen, darum schwieg er von seinen traurigen Erfahrungen gegen Jedermann, selbst gegen seinen Vater, um ihm keinen Kummer zu machen. Fest bewahrte er jedoch die Gottesfurcht in seinem Herzen, die sein Vater ihm eingeprägt hatte. Der Spruch, den ihm derselbe bei seinem Austritt aus dem elterlichen Hause mitgab, Tob. 4, 6: „Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes

Gebot« — stand täglich vor seiner Seele und leitete all sein Thun und Lassen. Mit Schrecken merkte er, wie der Fluch Gottes über das Haus seines gottlosen Herrn kam, und schnell den Wohlstand desselben verzehrte, der früher daselbst vorhanden gewesen war. — Joseph war unterdessen ein schöner Jüngling geworden, und die Frau seines Herrn legte ihm eines Abends, wie einst Potiphars Weib, eine Falle, aber er schrack zurück vor der Sünde und floh. Das Weib, das ihre Schandthat verrathen sah, eilte mit einem Messer ihm nach, um aus Furcht vor der Schande und Strafe ihm das Leben zu nehmen, und verwundete ihn am Halse. Er aber stieß sie zurück und eilte, wie ein gescheuchtes Reh, blutend zum Hause und zur Stadt hinaus. Die ganze Nacht hindurch lief er fort, ohnmächtig sank er am andern Tage bei einer Leinwandbleiche nieder. Doch der Eigenthümer derselben nahm sich seiner an, speiste und pflegte sein, und weinte mit ihm, als er ihm sein Schicksal erzählte, und über den Kummer jammerte, welchen seine Entweichung seinem theuern Vater machen werde. Der Bleicher nahm ihn in sein Geschäft auf, an welchem Joseph viele Freude fand. Nach einigen Tagen schrieb dieser seinem Vater, wie es ihm ergangen sey, und bat um etwas Geld, damit er einige nöthige Kleidungsstücke anschaffen könne. Aber welche Antwort erhielt er! Eine Feuersbrunst hatte den Vater an den Bettelstab gebracht. Da sammelte der gute Bleicher unter seinen Freunden Geld, und schickte es dem unglücklichen Vater. Als im Herbste die Bleichzeit vorbei war, mußte Joseph auf den Jahrmärkten das gebleichte Tuch verkaufen. Mit aller Gewissenhaftigkeit vollzog er diesen Auftrag und brachte seinem Herrn jeden erlösten Kreuzer auf's treulichste zurück. Dieß freute denselben so sehr, daß er jedesmal den Gewinn, welchen Joseph gemacht hatte, heimlich dessen altem Vater schickte, der sich dadurch und durch andere Wohlthaten allmählich wieder erholte. Nach drei Jahren, in welchen sich Joseph stets durch Gehorsam und Treue der Liebe seines Herrn würdig gezeigt

hatte, starb dieser, und vermachte ihm einen Theil seines Vermögens. Joseph trieb seinen Tuchhandel auf den Märkten fort, und Gott segnete sichtbar sein Vornehmen; bald konnte er seinen Handel nach Wien verlegen. Gerne hätte er einmal seinen Vater wieder besucht, aber sein alter Lehrherr hatte ihn für einen entwichenen Hausdieb erklärt, und durch die Obrigkeit mit Steckbriefen verfolgen lassen. — Auch in Wien war Gottes Segen mit ihm. Fünf Jahre nach seiner Niederlassung daselbst konnte er schon auf einem nahen Dorfe eine Spinnerei und Bleiche anlegen, und bald verband er damit eine Garnfärberei. Sein Wohlstand mehrte sich fortwährend. Jetzt konnte er nicht mehr länger ohne seinen Vater und Schwestern leben, sondern ließ sie kommen, zahlte des Vaters Schulden, sorgte für die Erziehung seiner Schwestern, und hatte bald die Freude, sie als geschickte Hausfrauen zweier seiner besten Handelsfreunde begrüßen zu können. Als er sie versorgt sah, dachte er an seine eigene Verehelichung. Er fand in einem, zwar armen, aber gottesfürchtigen Mädchen eine treue Lebensgefährtin, die sich nur bemühte, ihren Mann glücklich zu machen, ihre Kinder christlich zu erziehen, und Gutes zu thun an Jedermann, besonders an den Armen. Joseph Böms Wohlstand wurde zum Reichthum. Tausenden konnte dieser fleißige Mann Arbeit und Brod darbieten. Aber bei all diesem Glücke wurde er selbst immer demüthiger und dankbarer gegen Gott, immer freigebiger gegen die Nothleidenden, darum wich auch der Segen Gottes nicht von ihm bis an sein Ende, das in seinem hohen Alter, beweint von Tausenden, erfolgte.

327. Der fleißige Alte.

Wilms, ein braver Bauersmann zu Schönfeld, einem Dorfe im Magdeburgischen, von den Leuten einstimmig Vater Wilms genannt, hatte seinem Sohne das Hauswesen übergeben, und lebte in dem sogenannten Altentheile (Ausding). Allein er ließ sich den Lebensunterhalt von

seinem Sohne nicht reichen, ohne demselben dafür mit den ihm noch übrigen Kräften nützlich zu werden. Er wartete der Gärten, pflanzte und veredelte Bäume, pflegte die Bienen, beschnitt die Weinstöcke, verfertigte allerlei Hausgeräthschaften, nahm seinen kleinen Enkel in Wartung und Schutz, und lehrte die größeren lesen und schreiben. Aber er diente auch gern und ungerufen Andern. Er besuchte fleißig das Feld, und freute sich der Saat und Ernte Anderer, wie sonst der seinigen. Gieng er an einem Garten vorüber und fand, daß hier und da der Zaun schadhaft war, oder daß die Thüre nicht wohl schloß, so besserte er auf der Stelle den Zaun aus, oder änderte und befestigte die Thüre durch Beil und Nägel, welche er gewöhnlich bei sich führte, der Garten mochte angehören, wem er wollte. Einst kam er in die Stube des Pfarrers, und bemerkte, daß der breterne Fußboden sehr ästig und höckerig war. »Ei, ei!« sagte er, »da können ja die lieben Kinder leicht fallen,« gieng weg, holte Beil und Meißel, und machte das Krumme gerade. Allen Hausfrauen des Dorfes säete er den Leinsaamen und die Mohrrüben in ihren Gärten, denn Vater Wilms verstand es am besten und that es gerne. Das Schönste von Allem aber war, daß er Gott fürchtete und liebte, daß er ein andächtiger Beter im Kämmerlein und ein fleißiger Besucher des Gotteshauses war.

Als Wilms ohne Kampf und Schmerz sanft verschieden war, folgte seiner Leiche das ganze Dorf; Jeder wünschte, so wie er zu leben, und dereinst auch so zu sterben.

328. Des Vaters Exempel des Sohnes Glück.

Dem vor mehreren Jahren verstorbenen hannöver'schen Landwirth Johann Tobias Beutler war von Jugend auf die Arbeitsamkeit zur zweiten Natur geworden, und noch am Morgen seines letzten Lebenstages verordnete er, was seine Leute arbeiten sollten. Er stand im Sommer mit Tagesanbruch auf, sorgte, daß sein Vieh gut gefüttert ward, und rief seine Knechte und Mägde oft dann schon

an die Arbeit, wenn andere Landwirthe noch fest schliefen. Frühe mit Aufgang der Sonne fand man ihn gewöhnlich schon auf seinen Gütern mit denjenigen Arbeiten beschäftigt, welche die Jahreszeit erforderte, und des Abends war es immer der Letzte im Felde, und verließ es, besonders zur Erntezeit, oft nicht eher, als bis die finstere Nacht ihn zur Ruhe rief; und dann bedauerte er noch herzlich, daß der Tag nicht länger sey, um noch länger arbeiten zu können. Dem Schlafe gönnte er nur so viel Zeit, als seine Gesundheit durchaus erforderte. Er fragte nie nach Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit des Wetters. Weit entfernt, daß sein unermüdeter Fleiß nur die Erlangung eines gemächlichen Zustandes und einer mit angenehmen Genüssen verbundenen Ruhe zur Absicht gehabt hätte, war es ihm vielmehr um die Vermehrung der Gelegenheit zur Arbeit zu thun. Er aß mit seinem Gesinde an einem Tische. In seiner Wohnung hielt er auf Reinlichkeit, scheute aber überflüssigen Aufwand auf's Höchste. Gleichwohl war er nichts weniger als geizig. Sein Hausgesinde verließ ungern seinen Dienst, und blieb viele Jahre bei ihm. Vier Taglöhner hatten das ganze Jahr Brod bei ihm. Im siebenjährigen Kriege verlor er 8000 Rthlr. (14,000 Gulden Rheinisch), wußte sich aber darüber als Christ und vernünftiger Mann zu trösten. Wenn das Getreide im Preise sehr hoch stieg, verkaufte er es an die Armen wohlfeil, und in den unglücklichen Jahren 1771 und 1772, da Gott seine wohlgebauten Felder vor andern gesegnet hatte, gab er allen Hungrigen, die ihn um Brod ansprachen, mit Freuden. Er sparte nichts, und war von Herzen fröhlich, wenn er seinen Arbeitern einen Ernteschmauß oder ein anderes Fest geben konnte. Für sich selbst aber war er sparsam, und jeden erübrigten Thaler bestimmte er zum Ankauf neuer Grundstücke, um immer mehr Arbeit zu bekommen. Eben so wenig waren Eitelkeit und Stolz die Triebfedern seines Fleißes; denn er lebte ganz eingezogen, bekümmerte sich wenig um das Urtheil der Welt, und

suchte weder Rang noch Titel. Auf diese Weise brachte er sein erworbenes Vermögen von fünf Hufen Ackerlandes, einer Wiese und einem Hause auf fünfzehn Hufen Ackerlandes und dreißig Morgen der schönsten Wiesen und zwei ansehnliche Häuser. Unter der Leitung eines solchen Vaters wurde auch sein Sohn, Johann Beutler, der nachher des Vaters Wirthschaft fortführte, ein eben so fleißiger und uneigennütziger Arbeiter.

329. Die Treue im Kleinen.

Pfarrer Oberlin im Steinthal, von dem oben schon Mehreres erzählt wurde, ein Mann, der selbst in jedem Augenblicke thätig war, verlangte dieß auch von Andern, und nichts war ihm widerlicher als Faulheit. Er brachte es dahin, daß im ganzen Steinthale sich kein einheimischer Bettler mehr fand. Kamen auswärtige Bettler, so kehrten diese zwar, wenn sie würdig waren, nie ohne Gaben zurück; aber die unwürdigen wußte Oberlin auf eigenthümliche Weise ferne zu halten. „Warum arbeitet Ihr nicht?“ fragte er. „Herr, ich finde keine Arbeit.“ „Nun, ich will euch welche geben, da tragt die Steine weg“ u. s. w. Zogen dann die Bettler den Müßiggang vor, so ließen sie sich nie wieder im Steinthale sehen. Eben so sparsam, wie mit der Zeit, wollte er auch mit jeder andern Gabe umgegangen wissen, die man von Gott erhielt; er selbst ließ keinen Bindfaden, keine Nußschaale und keinen Streifen Papier verloren gehen, und scheute sich nicht, selbst vornehme Gäste, die z. B. an seinem Tische in gedankenlosem Spiele Brodkügelchen formirten, ernstlich zu tadeln. Allein Niemand durfte ihn des Geizes beschuldigen; denn er theilte nicht etwa nur, was er übrig hatte, mit den Armen, sondern verwandte jährlich zwei Zehntel seines ganzen Einkommens zum Besten der Armen und verschiedener Anstalten des Reiches Gottes.

330. Was aus einem armen Holzhauer werden kann.

Anton Rindenschwender, der Sohn eines armen Holzhauers zu Gaggenau, einem badischen Dorfe im Murgthale, zeichnete sich so sehr durch Fleiß und Arbeitsamkeit und Thätigkeit aus, daß er als ein Beispiel zur Nachahmung aufgestellt zu werden verdient. Schon als Knabe machte er seinen Eltern, die ihn zur wahren Gottesfurcht und zum Lernen anhielten, durch sein Betragen viele Freude. Als er sein zwölftes Jahr erreicht hatte, entschloß er sich aus eigenem Antriebe, das Haus seiner Eltern, die in armen Umständen waren, zu verlassen, um ihnen die Last ihrer Haushaltung zu erleichtern. „Wenn ich nur" — sagte er — „so lange Essen und Kleidung erhalte, bis ich herangewachsen bin, um mit meinem Vater Geld im Walde zu verdienen." — Er verdingte sich nun in dem nahegelegenen Dörfchen Ortenau an einen Fuhrmann, Namens Klump. Ein Reichsthaler an Geld, ein abwergenes Hemd, Kittel und Hosen von Zwilch, ein Brusttuch und ein schwarzer Halsflor waren sein ganzer Jahreslohn. Ehe er aber seinen Dienst antrat, hörte er, daß in dem würtembergischen Gränzorte Loffenau Handarbeiter zum Ausgraben der Kartoffeln gesucht würden. Eine so schöne Gelegenheit, etwas zu verdienen, dachte er nicht aus den Händen lassen zu dürfen. Die so wohlthätigen Kartoffeln waren damals (1740) noch nicht allgemein verbreitet, und er gerieth in große Versuchung, einige zu entwenden, um sie in seinem Geburtsorte zu verpflanzen. Aber er widerstand dieser Versuchung, und bedung sich statt des Lohnes so viel Kartoffeln aus, als die Eigenthümer glaubten, daß er verdient hätte. Er erhielt neun Körbe voll, von denen er fünf nach Hause brachte, und dadurch der erste Verbreiter derselben im Murgthale wurde. Nun trat er seinen Dienst an, und erlernte das Nöthigste vom Ackerbau, der Viehzucht und dem Fuhrwesen. Nach einigen Jahren entschloß er sich, seinem Vater im Holzmachen Gesellschaft zu leisten, und erlangte

durch beständige Aufmerksamkeit eine solche Geschicklichkeit in dieser Handarbeit, daß ihn hierin Niemand übertraf. Denn, als er schon holländischer Faktor war, und sich nicht mehr mit Holzhauen beschäftigte, wurde einst in Gegenwart eines reichen Ausländers darüber gesprochen, wie viel Zeit wohl erfordert werde, eine Eiche, vor der sie eben standen, umzuhauen. Anton lächelte über die lange Zeitbestimmung eines Andern, und setzte dazu eine so geringe Anzahl von Minuten fest, daß der Fremde eine ansehnliche Wette vorschlug. Anton warf seinen Rock ab, ergriff die Axt, und hieb die Eiche in kürzerer Zeit um, als er bestimmt hatte. — Nicht lange hatte er seinem Vater in seiner Arbeit beigestanden, als ihm ein unglücklicher Fall denselben raubte, und ihm viel Sorgen wegen der Ernährung seiner Mutter und seiner Schwester verursachte. Doch seines Vaters Landsmann und Freund, Berger zu Weißenbach, der von dem Holzhändler Böhringer zu Buchenbronn zum Meisterknechte bei'm Holzfällen angestellt worden war, bestellte ihn zum Oberknecht der Holzhauer, und verschaffte ihm durch Geldvorschuß Gelegenheit, selbst Bäume zu kaufen und zu verkaufen, wodurch er Geld und Handelskenntnisse gewann. Aber auch Berger starb bald; doch empfahl er ihn noch sterbend seiner Gattin, deren Geschäfte er ein ganzes Jahr betrieb, worauf ihn Böhringer, in seinem einundzwanzigsten Jahre, als Meisterknecht anstellte. In diesem seinem Dienste besorgte er die Geschäfte der Holländer so gut, daß sie ihn selbst kennen zu lernen wünschten. Bald darauf kam van Derven aus Rotterdam, der Handelsherr der Böhringer'schen Spedition, in's Land, lernte Anton's Kenntnisse näher kennen, und nachdem er ihm die Besorgung einiger Privatgeschäfte aufgetragen hatte, die Anton zu seiner größten Zufriedenheit ausrichtete, so bestellte er ihn zu seinem Faktor mit einem Jahrsgehalte von 500 Reichsthalern (900 Gulden). Nun hatte er Gelegenheit, sein Glück zu verfolgen. Er kaufte und verkaufte Holz, und erwarb sich durch diesen Handel bald so viel Vermögen, daß er sich ein eigenes Haus anschaffen konnte. Einige

Zeit nachher erhielt er Zutritt bei dem damaligen Bischof zu Speyer, und verkaufte ihm für viele tausend Gulden Holz nach Holland. Er schloß Handelsverträge mit Baden, Churpfalz, Zweibrücken, dem ehemaligen Bisthum Straßburg, den vorderösterreichischen Ständen, und mit vielen Klöstern, Städten und Gemeinden. Dabei versäumte er aber seine Hauswirthschaft nicht; er kaufte Feld, baute öde Plätze an, brachte die Viehzucht empor, und pachtete mehrere Ländereien. Während dieser Zeit hatte sich Rindenschwinder mit Franziska Wolf von Oberweiher verehlicht, einer Frau, die zwar ohne Vermögen, aber mit ihm Eines Sinnes war, und deren Wohlthätigkeit noch jetzt in jenen Gegenden im lebhaftesten Andenken steht. Er zeugte zwölf Kinder mit ihr, wovon mehrere ihn überlebten. Nach neunzehn Jahren trennte der Tod diese glückliche Ehe. Einige Zeit darauf ward Sabina Lump, des Forstmeisters von Ettlingen Tochter, ein braves aber auch reiches Mädchen, seine zweite Frau. Das beträchtliche Vermögen, welches er schon selbst erworben hatte, und das durch seine nunmehrige Frau ansehnlich vermehrt worden war, setzte ihn in den Stand, den Antheil des Kommerzienrathes Dürr an der Schiffahrt- oder an der Holzhandelgesellschaft im Murgthale zu kaufen, wodurch sein Einfluß und sein Vermögen immer mehr vergrößert wurden. Nun ward er erster Ortsvorsteher in Gaggenau, in der Folge unter dem Titel Oberschultheiß, welche Stelle er vierzig Jahre verwaltete. Wohlthätig waren seine Anstalten, um den Verwüstungen des reißenden Murgstromes Gränzen zu setzen. Unterdessen baute er Häuser und Scheunen, legte Potaschensiedereien und Ziegelhütten an, kaufte eine große Strecke Gaggenauer Gemeindefeld, baute darauf eine schöne Glashütte, und versah sie mit einer eigenen Schmiede und Sägmühle. Der jetzige Amalienberg, sonst Hilvert genannt, ist vorzüglich ein Denkmal seines unermüdeten Fleißes und seiner Thätigkeit. Ein unfruchtbarer, äußerst unebener und felsiger Boden wurde durch ihn zu der lachendsten Frucht-

gegend umgeschaffen. Tiefen wurden ausgefüllt, Hügel mit eigens dazu erfundenen Werkzeugen abgehoben, unfruchtbare Gegenden mit fruchtbarer, weit herbeigeholter Erde drei Ellen hoch überfahren. Apfel-, Birn-, Kirschen-, Pflaumen- und Nußalleen wechselten mit Aeckern und Weinpflanzungen, und im Hintergrunde erschienen die lachendsten Wiesen. Noch schien der Hauptfels ihm seine ganze Anlage zu entstellen. Aber ihm war nichts unmöglich; sechs und dreißig Felsensprenger mußten den Felsen hinaufklettern, und durch Sprengen und Bohren, durch Gewalt und Vortheil diese Felsen zu Terrassen ebnen, auf welchen jetzt die herrlichsten Weinstöcke prangen. Die ganze Anlage dieses Gutes kostete ihn über hunderttausend Gulden. Mitten unter diesen wohlthätigen Beschäftigungen riß der Tod seine zweite Gattin von seiner Seite, die ihm in achtzehn Jahren zwölf Kinder geboren hatte. Maria Anna Futter, eine Bürgerstochter zu Gaggenau, die er in seinem Dienste als eine thätige Wirthschafterin hatte kennen lernen, wurde nun seine dritte Gattin, die ihm sechs Kinder gebar. Das Selbstbewußtseyn, so viele nützliche Thätigkeit bewiesen, und dabei so vielen, meist armen Personen durch Arbeit Brod und Unterhalt verschafft zu haben, würde ihm seine Sorgen und Kosten schon reichlich belohnt haben; aber er wurde auch von seinem Fürsten dieser seiner gemeinnützigen Thätigkeit wegen geschätzt und geehrt. Die Erbprinzessin von Baden, nachher verwittwete Frau Markgräfin, besuchte ihn auf seinen obgedachten Berganlagen, und verließ voll Entzücken über die herrlichen Anlagen und den Mann, dessen Werke sie sind, diese Gegend, deren Besitzer ihr von diesem Tage an den Namen Amalienberg gab. Der Großherzog von Baden, Karl Friedrich, äußerte über diese Anlagen sein herzliches Wohlgefallen, und gab ihrem Stifter den Titel und den Rang eines Oekonomierathes. Mehrere Jahre nach einander wurde nun dieß Gut der Sommeraufenthalt der badischen Herrschaften. Das Ende der irdischen Laufbahn Rindenschwen-

ders nahete, aber sein immer thätiger Geist fand noch keine Ruhe. Er schloß nämlich mit dem damals noch bestandenen adelichen Kloster Frauenalb einen Contrakt über den Scheiter- und Floßholzhandel. Um denselben mit Erfolg treiben zu können, ließ er das schwache Wasser der Alb durch kostspielige Räumungen und Schwellungen so einrichten, daß nunmehr auf demselben Holländer Flöße für Schiffbauholz gehen können. — So hob sich ein armer Holzhauer durch seinen Fleiß und Thätigkeit empor, und mit sich erhob er ganze Landesgegenden; wie er denn über 126 Morgen öden Landes in fruchtbares Erdreich umschuf, 24 Wohnhäuser, 25 Nebengebäude und 3 Lusthäuschen baute, und mehrere Fabriken anlegte. Er war offenherzig mit Klugheit, nachdenkend und unternehmend, freundlich, mitleidig, religiös, ohne doch die erlaubten Lebensfreuden zu verachten, gastfrei ohne Verschwendung. Nicht leicht vergieng eine Woche, wo nicht Fremde aus der Nähe und Ferne einen frohen Tag bei ihm gehabt hätten. Ungeachtet dieser edeln Genüsse und der großen Kosten, die ihm die Anlage des Amalienberges verursachte, und ungeachtet der großen Kriegslasten und einige Jahre zuvor erlittener Plünderungen, hinterließ er noch ein Vermögen von 150,000 Reichsthalern (270,000 Gulden). Er endete seine rastlose und merkwürdige Laufbahn am 4. Mai 1803 in seinem siebenzigsten Lebensjahre, nachdem er sechs Monate lang einen merklichen Nachlaß seiner körperlichen Kräfte empfunden hatte.

XIV.

Ordnungsliebe. Reinlichkeit.

Durch ordentliches Haushalten werden die Kammern voll aller köstlicher, lieblicher Reichthümer. Sprüchw. 24, 4.

---

331. Der Geist eines Menschen spiegelt sich in seiner Arbeit.

Der jüngere Cyrus hatte von seinem Vater die Statthalterschaft über Kleinasien erhalten, und wohnte zu Sardes, der ehemaligen Hauptstadt von Lydien. Hier besuchte ihn in wichtigen Geschäften Lysander, Feldherr der Lacedämonier. Der Prinz erwies diesem berühmten Manne alle Achtung und Höflichkeit, und machte es sich zum Vergnügen, seinen Gast überall selbst herumzuführen, und ihm alles Sehenswürdige in seinem Palaste und in seinen Gärten zu zeigen. Die Gärten besonders erregten Lysanders Bewunderung durch ihre Regelmäßigkeit und Schönheit. »Alles freut und entzückt mich hier,« — rief Lysander aus, indem er sich gegen Cyrus wendete — »aber was mich am meisten beschäftigt, ist der ausgesuchte Geschmack und der sinnreiche Fleiß dessen, der alles dieses angeordnet, und Allem, was ich hier sehe, die schönen Verhältnisse, dieses glückliche Ebenmaß und diese bewunderungswürdige Ordnung gegeben hat.« — »Ich selbst« — antwortete Cyrus mit bescheidener Verwirrung — »habe den Plan dazu entworfen, ich selbst habe alle Theile dieses Gartens angegeben, und über ihre Anlegung die Aufsicht geführt. Viele von den Bäumen, die hier stehen, sind von meiner eigenen Hand gepflanzt und gewartet worden.« — »Wie?« — rief Lysander voll Bewunderung — »ist es möglich, daß du, in dem Glanze und in den Vergnügungen des persischen Hofes erzogen, und bei den Umgebungen der königlichen Hoheit, dich zum Gärtner erniedrigen, und an der stillen Be-

schäftigung mit der Natur ein Vergnügen finden konntest?« — »Das darf dich nicht wundern,« — antwortete Cyrus — »diese harmlosen Bemühungen sind in den Stunden der Muße meine Erholung und meine Freude. Ich glaube, daß die Natur meinen Körper und meine Glieder mir nicht umsonst gegeben hat; ich brauche sie, sobald ich kann, zur Arbeit. Ich setze mich nie zu Tische, wenn ich mich nicht zuvor entweder durch kriegerische Uebungen oder durch ländliche Arbeiten bis zum Schweiße ermüdet habe.« Lysander, welchen diese Unterredung innig entzückte, ergriff mit Wärme Cyrus Hand. »Ja — rief er aus — »du bist deines hohen Standes werth! denn in deiner Person ist Glück und Tugend vereinigt!«

332. Pünktliche Gewissenhaftigkeit.

Der treue Gehilfe Luthers bei dem Reformationswerke Philipp Melanchthon war so sehr ein Freund der Ordnung und Pünktlichkeit, daß er seine Zeit und seine Geschäfte immer zum Voraus auf's Sorgfältigste eintheilte, und so genau bei dieser Eintheilung blieb, als nur immer möglich war. Er konnte es daher nicht wohl leiden, wenn ihm Jemand, mit dem er ein Geschäft zu verabreden hatte, sagte: Innerhalb der und der Stunde oder Tage wolle er es thun, sondern verlangte eine genauere Bestimmung. Hatte er etwas zu befehlen und anzuordnen, so sorgte er dafür, daß die Hauptsachen genau erklärt und immer auf's Deutlichste bestimmt wurden; daher er auch in wichtigen Dingen so wenig wie möglich etwas durch Andere befehlen und anordnen ließ, sondern am öftesten und liebsten es selbst that. Bei seinen Arbeiten überlegte er Alles ganz genau, und beobachtete bei seinen Entschließungen die größte Vorsicht. Immer dachte er zuvor darüber nach, ob nicht noch etwas daran zu verbessern wäre; insbesondere that er dieses bei seinen Schriften, und suchte ihnen durch Verbesserungen und Zusätze die größtmögliche Vollkommenheit zu geben. Leichtsinn und unbehutsames Wesen stritt daher

ganz wider seinen Charakter. Man sah ihn immer sehr bedenklich und oft äußerst besorgt wegen des Ausganges solcher Sachen und Unternehmungen, woran er Theil hatte, und besonders alsdann, wenn er Urheber und Rathgeber davon gewesen war. Denn er hatte den Grundsatz: ein rechtschaffener Mann müsse mit äußerster Sorgfalt darauf sehen, daß nicht durch seine Schuld irgend etwas Böses gestiftet würde. Camerarius erzählt unter Anderem davon folgendes Beispiel: „Als er sich mit Ausarbeitung der Religionsartikel, die dem Kaiser Karl V. als ein Glaubensbekenntniß der Protestanten übergeben werden sollten, beschäftigte: o welchen Fleiß, Sorgfalt und Mühe wandte er dabei an, damit er nicht etwa ein Versehen begienge, wodurch sein Gewissen beunruhigt, sein guter Name befleckt und die Wohlfahrt der christlichen Kirche gestört würde!“ — „Unter seinen Arbeiten“ — sagt Camerarius — „habe ich ihn oft nicht nur laut seufzen hören, sondern auch Thränen vergießen sehen; ich habe gehört, wie er sowohl gerechte Klagen über den herrschenden Mangel an christlicher Klugheit und Frömmigkeit, als auch sehr wichtige und weise Reden, denselben abzuhelfen, geführt hat.“

333. Der wohlthuende Eindruck eines geordneten Haushalts.

Der englische Lord Burgleigh (Borlei), Großschatzmeister der Königin Elisabeth, nahm sich vor, auf einer Reise, die er machte, den frommen Prediger Bernhard Gilpin zu Houghton (Haugt'n) in Schottland, den er ehemals gekannt hatte, und dessen Name allenthalben mit großer Ehrfurcht genannt wurde, zu besuchen. Er kam ganz unerwartet; aber in einem so gut eingerichteten Hause konnte durch die Erscheinung eines so vornehmen Gastes keine Verlegenheit entstehen. Er bemerkte mit Vergnügen die Ordnung und Regelmäßigkeit, mit der Alles in diesem Hause zugieng. Außer der starken Anzahl der zu dem Hause selbst gehörigen Personen und des unaufhörlichen Ab- und

Zugehens von fremden Leuten aus allerlei Ständen war doch nicht die geringste Spur von Unordnung oder einem Gedränge wahrzunehmen; jeder Fremde wurde sogleich in die gehörigen Zimmer geführt und unterhalten, oder entlassen, oder mit Rath versehen, wie es eines Jeden Geschäfte erforderten. Hier sah der Lord edle Einfalt und Sitte und jede gesellschaftliche Tugend von strenger Klugheit geleitet. Mit einem nachdenkenden Blicke verglich er die unruhigen Scenen des Lasters und der Eitelkeit, wie sie in den großen Städten so häufig sich finden, mit der heitern Stille dieses liebenswürdigen Aufenthaltes. Auf der Heimreise hielt Burgleigh bei dem eine Meile von Houghton liegenden Ramtonhügel, wo man das ganze flache Land übersehen kann, stille, um noch einmal den Ort zu betrachten; und als er ihn eine Zeit lang mit unverwandten Augen angesehen hatte, rief er mit dem Ausdrucke der vollsten Ueberzeugung aus: »Wahrhaftig, hier ist wahrer Lebensgenuß zu finden! Wer kann den Mann tadeln, daß er kein Bisthum annimmt! — Wo könnte er glücklicher oder für seine Mitmenschen nützlicher werden?«

334. Ordnung bringt Gewinn.

Die Frau v. Schönberg, welche zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lebte, führte auf ihren Gütern Limloch, Schönberg, Tanneberg und Bornitz ihre Haushaltung mit musterhafter Umsicht. Sie reiste stets von einem Gute zu dem andern, fuhr alsdann sehr früh aus, und traf Verwalter und Gesinde oft noch im Bette an; dadurch gewöhnte sie die Leute zur Munterkeit und Ordnung, wurde auch niemals veranlaßt, deren Fleiß und Treue in Zweifel zu ziehen. Das Getreide gerieth während der Zeit ihres Wittwenstandes viele Jahre nach einander so wohl, daß es beinahe auf allen Rittergütern an Raum zum Aufschütten fehlte, und eine allgemeine Klage unter den Landwirthen über Geldmangel entstand; die Frau v. Schönberg sagte: »Vorrath ist nicht zu verachten; denn nicht immer kommen

gute, sondern es fallen auch Mißjahre ein, wie ich dergleichen oft erlebt habe; gilt das Getreide nichts, so muß man die Haushaltung anders anstellen, damit man Geld löse. — Und dieß that sie. Für Victualien gab sie nur wenig Geld aus; sie kaufte das ganze Jahr hindurch kein Pfund Fleisch. Bloß auf dem Gute Schönberg befanden sich 74 Melkkühe, die im Sommer Waide und Gras, im Winter dürres Futter in Menge, überdieß noch Träber von dem Brauen und geringes Getreide bekamen, folglich viel Milch und Butter lieferten. In jeder Jahreszeit, auch zu Johannis und Michaelis, hatte sie schöne, fette Kälber im Stalle, indem sie die Kühe in Acht nehmen ließ, daß solche nicht zugleich, sondern nur nach und nach Kälber brachten. Fette Lämmer, Kapaunen, kalekutische Hähne und Hühner standen jederzeit zum Schlachten bereit. Das Märzvieh ließ sie mit geringem Getreideschrot und schwarzem Salze füttern, und verspeiste es mehrentheils selbst, oder verkaufte davon, wenn es gehörig bezahlt wurde. Die starke wilde Fischerei in Schönberg lieferte immer Schmerlen, Forellen, Karpfen und andere Fische; Rebhühner wurden in großer Anzahl gefangen, eingesperrt und gefüttert, wie auch Hasen zur Jagdzeit genug geschossen. Deßwegen konnte sie ihren Tisch aus der eigenen Haushaltung überflüssig besorgen, es mochten auch noch so viele Gäste kommen. Alle drei bis vier Wochen, im Sommer oder Winter, ließ sie ein Rind schlachten, in Salz legen, oder frisch in ihren vortrefflichen trockenen und kühlen Gewölben aufheben. Fort und fort standen sechs Ochsen auf der Mast, von denen jedes Quartal ein Paar für fünfzig Thaler verkauft wurden; waren solche nicht so viel werth, so gab sie noch ein fettes Schwein von fünf bis sechs Thaler in den Kauf, damit der Preis immer derselbe blieb. Auch ließ sie viele Schweine zu Speck mästen, die alsdann von den Dresdner Fleischern mit zwölf bis achtzehn Thalern bezahlt wurden. Gewöhnlich lagen tausend Scheffel von dem besten Korn auf den Schüttböden vorräthig, welche jeden Monat gewendet werden mußten.

Von Verpachtung der Güter hielt sie ganz und gar nichts, und gab sehr triftige Gründe deßhalb an. Wenn sie des Morgens ihre Andacht verrichtet hatte — denn sie war auch recht fromm und gottesfürchtig — ließ sie sich von dem Hausverwalter, der Käsemutter und den andern Bedienten Bericht über alle gestrigen Verrichtungen abstatten, und ertheilte ihnen wieder neue Befehle. Der Gerichtshalter mußte auf dem Schlosse wohnen, um sogleich bei der Hand zu seyn, wenn etwas vorfiel. In den Gerichtshändeln aber erlangte sie, vermöge ihres guten Verstandes, eine große Erfahrung, so daß ihre Unterthanen oft auf dem ersten Gange Recht erhielten, und nicht den eigennützigen Advokaten in die Hände fielen. Die Leute fanden in Krankheiten und andern Anliegen jederzeit Rath und Hülfe bei ihr; sie hatte immer einige gute Arzneien im Vorrath, erquickte die Kranken mit etwas Wein oder Eingemachtem, gebackenem Obst u. dergl.

335. Ordnung erleichtert die Wohlthätigkeit.

Die verwittwete Herzogin von Kingston (Kingst'n), aus einem der ersten englischen Häuser, war eine sehr reiche Dame, und ihre jährlichen Einkünfte beliefen sich auf mehr denn 40,000 Pfund Sterling (gegen eine halbe Million Gulden). Dessenungeachtet hielt sie auch in den kleinsten Dingen auf Ordnung und Pünktlichkeit, und gab sich die Mühe, selbst die Rechnungen über tägliche Gemüse- und und ähnliche Ausgaben genau durchzugehen. Da fanden sich nun viele Leute, welche meinten, es schicke sich nicht, daß sie so sehr auf Kleinigkeiten sehe, da sie so vieles Geld hgbe; ja Viele hielten sie auch wohl für geizig. Selbst ihr Haushofmeister meinte, es sey für eine so vornehme und reiche Dame unanständig, sich mit so unbedeutenden Dingen abzugeben. Nach einigen Jahren wurde ihm sein Dienst zu mühsam, indem er nun alt und kränklich geworden war. Er trat daher aus den Diensten seiner Herrschaft, und lebte mit seiner Familie von seinem erworbenen

Vermögen. Der arme Mann hatte aber mancherlei Unglück, und wurde in einer kurzen Zeit um all' sein Geld betrogen. In der Noth, in welcher er sich befand, erinnerte er sich seiner alten Herrschaft, und nahm zu ihr seine Zuflucht. Sogleich schickte ihm die Herzogin 2000 Pfund Sterling (22,000 Gulden) mit einem Briefe, worin sie sein Unglück theilnehmend bedauerte, aber ihn auch erinnerte, wie nöthig es gewesen sey, selbst in Kleinigkeiten Ordnung zu halten. »Sehet hier,« — schrieb sie ihm — »wenn ich nicht von jeher, bis auf die paar Groschen für Gemüse, auf Alles gesehen hätte, so würde ich heute vielleicht nicht das Vergnügen haben können, Euch, mein redlicher Alter, einen solchen Dienst leisten zu können.«

336. Reinlichkeit und Reinheit.

Ein Prediger, der zur Abendzeit einen Kranken besuchen wollte, dessen Wohnung ihm ungewiß geworden war, klopfte, um nachzufragen, an einem Hause an, wo er Licht sah. Eine reinlich gekleidete Frau öffnete, und ließ ihn auf diese Weise die Sauberkeit gewahr werden, die in ihrem kleinen Hausstande herrschte. Als der Prediger Bescheid bekommen hatte, sagte er: »Euer Hausstand sieht so sauber aus, geht's in Eurem Herzen auch so sauber zu?« — und ging. Nach einem Jahre kam diese Frau zu ihm in den Beichtstuhl. Da er sie noch nie als sein Beichtkind gesehen, fragte er sie, wie das zugehe? »Ach,« — erwiederte sie, — »das kommt noch von dem Abend her, wo Sie bei mir nach dem kranken Nachbar fragten. Ihre Worte zum Abschiede klangen mir so sehr als ein Vorwurf, daß ich Ihnen nacheilen und Sie fragen wollte, wie Sie das meinten? Doch, dachte ich, laß dich das nicht weiter kümmern. Allein Ihr Wort lag mir wie ein Stein auf dem Herzen; ich fühlte mich gedrungen, Sie einmal predigen zu hören, und als ich einmal da gewesen war, hat es mich öfter hingetrieben, und nun suche ich täglich, daß mein Herz werde wie mein Hausstand.

XV.

Geistesgegenwart. Unerschrockenheit.

Ein Herz, das seiner Sache gewiß ist, fürchtet sich vor keinem Schrecken. Sir. 22, 19.

---

337. Mitten hindurch.

Celio Secundo Curio, der im Jahr 1503 zu Turin aus einem adeligen Geschlecht geboren war, und im Jahr 1569 als Professor zu Basel starb, hatte um des evangelischen Glaubens willen viele Verfolgungen und war genöthigt worden, aus seinem Vaterlande in die Schweiz zu fliehen. Aber die Sorge für seine Frau und Kinder, die er hatte zurücklassen müssen, trieb ihn bald wieder nach Italien. In der Stadt Passa glaubte er ohne Gefahr mit seiner Familie zusammenkommen zu können; und doch wurde er von seinen Verfolgern auch hier aufgespürt. Er saß gerade am Mittagessen, als plötzlich ein päpstlicher Hauptmann in's Zimmer trat, und ihm im Namen des Papstes befahl, sich zu ergeben. Mehrere Soldaten waren an der Thüre stehen geblieben. Curio, der wohl sah, daß Entrinnen hier unmöglich sey, stand auf und gieng auf den Offizier zu, um sich ihm auszuliefern, hatte aber in Gedanken das Messer in der Hand behalten, mit dem er eben Fleisch vorlegte. Der Hauptmann, da er den großen Mann mit einem großen Vorlegemesser auf sich zukommen sah, flüchtete sich, von Schrecken befallen, in eine Ecke der Stube. Curio, schnell besonnen, benützte die Gelegenheit, schritt gerade auf die Thüre zu, mitten durch die Soldaten hindurch, die nicht so keck waren, ihn aufzuhalten, nahm sein Pferd aus dem Stall, und war seinen Verfolgern aus dem Gesicht, ehe sie sich von ihrem Schrecken erholt hatten; er zog sich wieder in die Schweiz zurück, wo er von seinen Glaubensgenossen mit großer Liebe aufgenommen wurde.

338. Werfet euer Vertrauen nicht weg.

Im Monat Mai 1619 trat der dänische Schiffskapitän Jens Munk eine Reise an, um im Auftrage Königs Christian IV. zu untersuchen, ob nicht von Grönland aus um Nordamerika ein Weg nach Asien ausfindig zu machen sey. Er kam nach der Hudsonsbai im nördlichsten Amerika, wo er sich von einer Küste zur andern durch das Treibeis mühsam und unter den größten Gefahren durcharbeitete, aber in immer größere Gefahr gerieth; denn je weiter er kam und je mehr das Eis sich häufte, desto mehr nahmen auch Kälte und Sturm zu. Die größte Noth gieng im September an: Frost, Nebel und Schneegestöber nahmen überhand, und man konnte schon die See nicht mehr halten. Die kleine Gesellschaft landete in einer Bucht von Grönland, wo die Natur gleichsam erstorben zu seyn schien. Sie sahen hier nichts als Eisfelder, Schneegebirge und wilde Thiere, aber von Menschen trafen sie nicht die geringste Spur an. Wer würde hier nicht den Muth verloren haben! Munk blieb jedoch standhaft. „Laßt uns“ — sagte er zu seinen kleinmüthigen Gefährten — „Alles thun, was wir können, alsdann wird auch Gott uns beistehen. Frisch an's Werk! wir müssen uns hier so gut als möglich behelfen, bis uns eine mildere Witterung wieder in die See zu gehen verstattet.“ — Ihre erste Sorge war nun, die Schiffe so weit als möglich an's Land zu ziehen, und sie mit einem Bollwerke gegen Eisstöße zu sichern. Nächstdem bauten sie unweit dem Ufer zwei kleine Hütten. Die ersten Wintermonate vergiengen, ohne daß die Reisenden größere Beschwerlichkeiten erfuhren, als die sie voraus hatten vermuthen können. Die Leute giengen auf die Jagd, schoßen Bären, Hasen, Schneehühner und anderes Wild; aber bald nach dem Neujahr 1620 verschlimmerte sich ihr Zustand; Bier, Wein und Branntwein gefror in den Fässern, und wenn sie davon genießen wollten, so mußten sie es in Stücke schlagen und beim Feuer aufthauen lassen, aber da hatte doch das Meiste seine stärkende und nährende

Kraft verloren. Der Mangel an Erfrischungen verursachte gefährliche Krankheiten und häufige Todesfälle. Arzneien waren zwar da, weil aber der Arzt und der Prediger unter den Ersten gewesen waren, welche starben, und sich außer diesen beiden Keiner auf ihren Gebrauch und ihre Anwendung verstand, so griffen die Krankheiten im Frühling noch mehr um sich, so daß im Junius nur noch Munk und zwei Matrosen am Leben waren. Schon ergriff ein bösartiges Fieber auch diese drei. Munk befiel es auf dem Schiffe, die Matrosen in einer der Hütten, und Alle schmachteten auf einem kümmerlichen Krankenlager, ohne Hülfe und Trost. Bisher hatte Munk, der stets einen ungeschwächten Muth gewiesen, noch allen seinen Leuten beigestanden. Keiner war krank gewesen, den er nicht so viel als möglich gepflegt hätte. Jetzt aber, matt und kraftlos dahin gestreckt, fieng er selbst an, an Leben und Rettung zu zweifeln, jedoch nicht zu verzagen. Er machte sein Tagebuch fertig, legte es von sich, und schrieb einen Zettel, worin er denjenigen, der zuerst hier landen würde, ersuchte, seinen Körper zu begraben und sein Tagebuch an den König von Dänemark zu besorgen. Nachdem alles dieß in Ordnung war, legte er sich in einen Winkel des Schiffes, dachte noch einmal über sein Leben zurück, empfahl seinen Geist in Gottes Hand, und erwartete ruhig seinen Tod. Inzwischen verbreiteten die im Schiffe verwesenden Leichname, welche herauszubringen Munk und seine beiden Gefährten zu schwach gewesen waren, einen solchen unausstehlichen Gestank, daß Munk, so krank er auch war, dennoch den Rest seiner Kräfte aufbot, um auf das Verdeck zu kriechen und wenigstens in der Todesstunde frische Luft zu schöpfen. Die Vorsehung aber, auf welche er auch jetzt in seinem Sterben noch voll Vertrauen hinblickte, wollte ihn erhalten. Die beiden Matrosen hatten sich wieder etwas erholt, und da sie ihren Herrn erblickten, krochen sie zu ihm hin, und halfen ihm an's Land. Alle drei ermunterten einander zur Standhaftigkeit und zum Lobe Gottes. Sie suchten und

fanden im Schnee noch einige Wurzeln, deren Saft, verbunden mit Bewegung und einer reineren Luft, ihnen in kurzer Zeit ihre Kräfte wieder verschaffte, daß sie bald wieder jagen und fischen konnten wie vorher. Nun machte es auch die Jahreszeit möglich, wieder in die See zu stechen. Aber, mit drei Mann in einem großen Schiffe von Grönland nach Dänemark fahren zu wollen, welch ein Gedanke! — Jedoch Munk und seine Leute wagten es, ihn auszuführen. Nach einer höchst mühseligen Arbeit brachten sie ihr kleinstes Schiff in die See, und im Julius traten sie ihre Rückreise an. Mehr als zwei Monate wurde das Schiff auf der See herumgetrieben; bald stand es fest im Eise, bald ward es durch Sturm verschlagen. Munk mußte mit seinen beiden Gefährten fast unaufhörlich wachen, und am Ruder, bei den Segeln und der Pumpe arbeiten. Endlich zeigte sich der Lohn ihrer ausdauernden Standhaftigkeit und ihres Vertrauens. Sie erblickten die geliebten vaterländischen Ufer, landeten in Norwegen, und kamen endlich glücklich nach Kopenhagen.

339. Wollt ihr mich nicht hören, so hört mich doch Gott.

Johann Gerhard, einer der berühmtesten Gottesgelehrten des siebenzehnten Jahrhunderts, rettete die Stadt Jena, als sie durch feindliche Truppen die Gräuel des fürchterlichen dreißigjährigen Krieges erfahren sollte, dadurch, daß er sein eigenes Leben in Gefahr setzte. Das kaiserliche Heer rückte gegen Jena an, in der Absicht, die Stadt zu plündern und zu verwüsten. Herzhaft gieng der würdige Mann demselben entgegen, fiel auf der Brücke dem kommandirenden General zu Füßen, und bat um Schonung. Als dieser, unempfindlich, auf seine Bitten nicht hören wollte, steht Gerhard wieder auf, tritt ihm zur Seite, und ruft ihm mit Freimüthigkeit und Entschlossenheit zu: »Wollt Ihr mich nicht hören, so höret mich doch Gott, unser HErr!« — Und der General, dem diese Rede das Herz durchdrang, verfuhr gelinde mit der Stadt und Universität.

340. Der Gang unter dem Eis.

Christian Bohren, Wirth zu Grindelwald, einem der höchsten Orte in der Schweiz, wollte mit einem seiner Jungen im Juli 1787 seine Schafheerde auf den benachbarten Mettenberg zur Waide führen. Als sie über das Eisgebirge wandern, bricht plötzlich unter Bohrens Füßen ein Stück Eis acht Fuß breit und neunzehn Fuß lang, und stürzt mit ihm in eine tiefe Höhle. Der Unglückliche bricht den einen Arm und verrenkt die andere Hand. Sobald er sich von seiner ersten Betäubung erholt hat, bemerkt er mit Schrecken, daß diese Höhle über sechzig Fuß tief ist, daß sie lauter gähe und schroffe Wände hat, und daß er also hier wahrscheinlich lebendig begraben sey. Dieser Gedanke schreckt ihn auf; er untersucht die Beschaffenheit des furchtbaren Ortes genau, und findet an einer der steilen Eiswände eine beträchtliche Oeffnung, in welche sich das Wasser einer Quelle ergoß. Ohne zu wissen, ob diese Oeffnung ihn nicht in neue Gefahren führen könne, beschließt er gleichwohl, sich lieber dieser Höhle anzuvertrauen und einen Ausgang zu suchen, als langsam in seinem Kerker zu verschmachten. Er kriecht hinein in die Höhle, und arbeitete in dem Bache unter dem Eisgebirge sich durch eine Strecke von hundert und fünfzig Fuß durch. Da ward es helle: er kam aus dem Bauche der Erde heraus, und sah sich nun gerettet; denn er war jetzt an der Quelle des Weißbaches, der nach seinem Laufe unter jenem Eisgebirge erst in Grindelwald sichtbar wird.

341. Der Kampf mit den Seeräubern.

Frau Dufresnoi (Düfrenoa), eine französische Dame von vorzüglichen Eigenschaften, hatte sich zu Marseille mit ihrem Gemahle auf einer Tartane (einem kleinen unbedeckten Schiff) eingeschifft, um nach Genua zu segeln. Kaum hatten sie den Hafen aus dem Gesichte verloren, als sie einen Seeräuber erblickten, der Jagd auf sie machte. Da es nicht mehr möglich war, ihm zu entfliehen, so rüstete man

sich auf der Tartane zum Gefechte. Herr Dufresnoi bat seine Gemahlin inständig, sie möchte sich doch, um mehrerer Sicherheit willen, in den untern Theil des Schiffes begeben. Aber vergebens. Sie wollte ihren Gemahl durchaus nicht verlassen. Indessen kam der Seeräuber, ein Algierer, mit seinem Schiffe schon so nahe, daß er die Tartane mit Haken an sich ziehen konnte. Muthvoll empfiengen jetzt die Franzosen die Algierer. Vor Allem aber zeichnete sich Frau Dufresnoi durch ihre Herzhaftigkeit aus. Ihrem Gemahl zerschmetterte ein Schuß von einer feindlichen Pistole den einen Schenkel. Sogleich bedeckte sie ihn mit ihrem Körper; und als ein Algierer sich ihm näherte, um ihm vollends den Rest zu geben, ergriff sie ihres Mannes Säbel und streckte mit einem Hiebe den Feind zu Boden. Die Franzosen wurden durch ihr Beispiel noch mehr angefeuert, sich zu vertheidigen, und die Seeräuber, glücklich in ihr Schiff zurückgetrieben, mußten mit einem Verluste von 80 Todten und Verwundeten wieder abziehen.

342. Ein Knabe rettet eine Selbstmörderin.

Zu Wendorf im Hannöver'schen hatte die Frau eines Landmannes, Namens Joachim Heinrich Kirn, im Herbste 1795 das Unglück, diesen von ihr herzlich geliebten Mann durch einen schleunigen Tod zu verlieren. Sie zog sich diesen Verlust so sehr zu Herzen, daß ihre Betrübniß hierüber und der Kummer ihres Herzens nicht selten in eine tiefe Schwermuth übergieng. Der zwölfjährige Wilhelm Bolt diente seit einiger Zeit in ihrem Hause, und hatte, ohne übrigens weiter vorzüglich bemerkt zu werden, das Lob eines treuen, fleißigen Dienstboten. In der Ernte 1797 traf es sich, daß alle Leute außer dem Hause mit der Feldarbeit beschäftiget waren. Die Trauernde war mit Wilhelm allein zurückgeblieben, und zwar eben zu einer Zeit, da der Gram über den Tod ihres braven Mannes alle andern Empfindungen verdrängt hatte, und bis zu einer solchen Höhe gestiegen war, daß sie zu dem unglücklichen Mittel

der Selbstentleibung ihre Zuflucht nahm und sich erhängte. Wilhelm, der getrennt von ihr, in diesem Augenblicke eben die ihm obliegende Arbeit verrichtete, kam bald darauf an den Ort, wo die Frau den höchst traurigen Anblick einer Selbstmörderin darbot. Weit entfernt, davon zu laufen, oder durch Zögerung den kleinen Ueberrest des Lebens ganz verschwinden zu lassen, greift er vielmehr unverzüglich nach einem Messer, nahet sich muthvoll der im letzten Todeskampfe dahängenden Frau, und schneidet sogleich den Strick ab, an welchem sie sich erhängt hatte. Durch diese Entschlossenheit rettete der gute Knabe einer, übrigens rechtschaffenen und in ihrem Kreise geschätzten Frau das Lebeu, und erhielt den, ihrer Mutter noch so sehr bedürfenden, Kindern eine treue Versorgerin und Erzieherin.

343. Der überlistete Räuber.

James Browne (Tschäms Braun), der Sohn eines reichen Pächters in einer Provinz in England, war gewohnt, in die benachbarte Stadt zu gehen, und seines Vaters Viktualienhandel zu besorgen. Räuber machten damals jene Gegend unsicher. Der zwölfjährige Knabe aber bewies eine in seinem Alter ungewöhnliche Klugheit, um sich vor der Gefahr, beraubt zu werden, möglichst zu schützen; sorgfältig steckte er die großen Gold- und Silber-Münzen bei Seite, und zeigte unterwegs nur das kleine Silber- und Kupfergeld. Einst, an einem schönen Frühlingsmorgen, gieng er aus; kaum hatte er eine Stunde zurückgelegt, als ein wohlberittener Sammler (so nennt man in England diese Art Räuber) ihm den Geldbeutel abforderte. Der junge Reisende scheint bestürzt, bebt zurück, schreit, weigert sich; der Räuber setzt ihm zu, und droht. James Browne stellt sich, als ob er sich fürchte, fährt mit der Hand in die Tasche, in der sich die Kupfermünze befand, wirft eine große Hand voll über einen kleinen Graben, und sagte zu dem Räuber: „Weil du mir mein Geld abnimmst, so gib dir wenigstens auch die Mühe, es zusammen zu lesen.“

Dieser setzte gar kein Mißtrauen in den kleinen jungen Menschen, der allein und kraftlos war, stieg ab, und wollte nun geschwind das Geld zusammenraffen. Allein, während er mit dem Zusammenlesen beschäftigt war, schwingt sich James Browne mit Leichtigkeit auf des Räubers Pferd, entflieht im gestreckten Galopp, und entschwindet dessen Augen. — So wußte dieser junge Engländer durch Geistesgegenwart sein Leben und seine übrige Baarschaft in Sicherheit zu bringen.

344. Aufopferung zum gemeinen Besten.

Ein großer wüthender Hund hatte sich, nachdem er in Pont de Le sehr viel Unglück angerichtet hatte, nach dem Dorfe St. Mauville (Mowill) begeben. Auch hier biß er mehrere Personen; unter andern einen Matrosen, der sich nur dadurch von ihm losmachen konnte, daß er ihn in die Bude eines Schusters drängte. Der Lärm, und vielleicht auch die Stöße und Schläge der Handwerksleute machten, daß der Hund von Neuem auf die Straße kam, wo er ein Kind anfiel, das er sogleich niederriß und geraume Zeit hindurch durch den Koth schleppte. Die Furcht, daß der Schuß das Kind treffen könnte, hielt die Einwohner ab, nach dem Hunde zu schießen. Endlich ließ er das Kind fahren, aber nur um ein neues Unglück anzurichten. Unweit des Pfarrhauses von St. Aubin begegnete ihm ein junges Weib, auf welches er wüthend losgieng. Diese Unglückliche war nicht sobald von dem Elende unterrichtet, welches der Hund bereits verbreitet hatte, als sie den hochherzigen Entschluß faßte, sich für das allgemeine Beste aufzuopfern; sie packte nun das wüthende Thier mit voller Kraft, und ließ es nicht eher los, als bis sie es erwürgt hatte. Sie sagte dabei mehrere Male, daß sie sich glücklich schätze, so viele ihrer Mitmenschen, welche, wie sie selbst, ein Opfer der Tollwuth dieses Thieres geworden seyn würden, durch ihre eigene Aufopferung dem Verderben entrissen zu haben. Was alle Augenzeugen dieser schaudervollen

Scene mit Schrecken ergriff, war der Anblick der Wunden, welche die junge Heldin im Kampfe mit dem Hunde davon getragen hatte, Wunden, durch welche vorzüglich ihre Kehle verletzt war, so daß sie weder sprechen noch Athem schöpfen konnte. Man bemühte sich zwar, sie noch zu retten, aber leider vergeblich! — sie starb, und ihr heldenmüthiger Tod entlockte allen Umstehenden heiße Thränen. Ihre Geistesgegenwart war so groß, daß sie selbst im Todeskampfe ihre unglücklichen Kinder noch dem öffentlichen Wohlwollen empfahl, indem sie ganz unbemittelt war.

345. Das glücklich benützte Gastrecht.

In der Nähe von Jerusalem hauste bis in's Jahr 1833 Scheikh Abu Gusch, ein räuberischer Beduine, der über mehrere tausend Krieger gebot, wodurch jene Gegend sehr unsicher wurde. Im Jahr 1829 reisten die Missionare Gobat, Kugler und Nikolaison mit einigen Begleitern zu Fuß von Joppe nach Jerusalem, wo sie durch das Gebiet jenes Räuberfürsten ziehen mußten. Ihre Freunde in Joppe, besonders der englische Consul daselbst, hatten sie dringend gewarnt, ihr Leben nicht auf das Spiel zu setzen und nicht ohne Begleitung jenes gefährliche Gebiet zu betreten. Aber sie wollten doch nicht Zeit und Geld unnütz in Joppe verzehren und reisten daher ab, unter dem Schirm des Höchsten; Sein Schutz und Seine Guade zu ihrer rechten Hand, Entschlossenheit und Klugheit zu ihrer Linken. Als sie in die Nähe von Rama kamen, erblickten sie einen stattlichen Araber, umgeben von einem Gefolge von 10 bis 12 schönen starken Burschen, die von Kopf bis zu Fuß bewaffnet waren. Der Hauptmann, der seine lange Pfeife rauchte, ritt, sobald er sie bemerkte, mit eingelegter Lanze auf sie zu. Gobat, wie seine Begleiter des Arabischen wohl kundig, auch orientalisch gekleidet, rief ihm entgegen: „Wo wohnt Abu Gusch? Wir begehren seine Gäste zu seyn!“ Abu Gusch war anfangs betroffen, doch ließ er die Kriegslist gelten. Er lachte, führte sie in sein Haus, bewirthete sie reichlich

und freundlich und wies ihnen ihr Nachtlager an; auch war er am andern Morgen nicht zu bewegen, ein Paar Terzerolen (kleine Schießgewehre) zum Geschenk von seinen Gästen anzunehmen. Als sie ihn jedoch fragten: ob sie in der Zukunft ihm mit irgend etwas dienen könnten, sagte er: ja, wenn sie wieder kämen, sollten sie ihm ein gutes englisches Fernrohr mitbringen. Hiemit verabschiedete der Räuber seine Gäste, die sofort glücklich nach Jerusalem kamen.

XVI.

Christlicher Sterbensmuth.

Der Gerechte ist auch in seinem Tode getrost. Sprüchw. 14, 32.

---

346. Treue bis in den Tod.

Polykarp, ein Schüler des Apostels Johannes und Bischof der Gemeinde in Smyrna, wurde im J. 169 vor dem versammelten Volk von dem heidnischen Richter aufgefordert, Christum zu lästern, um der Verfolgung zu entgehen. Aber Polykarp antwortete: „Sechs und achtzig Jahre diene ich bereits meinem Heiland, und Er hat mir niemals etwas zu Leide gethan. Wie wäre es mir möglich, diesen meinen König zu lästern, der mich erlöset hat zur Seligkeit!“ Sichtbar wuchs der Muth und die Freudigkeit dieses liebenswürdigen Greises, indem er allen verführerischen Reizungen widerstand und der furchtbaren Drohungen nicht achtete. Mit heiterem Gesichte sagte er endlich seinem Richter: „Laß sie nur herführen, die wilden Thiere, die mich zerreißen sollen, denn wir Christen sind nicht gewohnt, von dem Guten zum Bösen abzuweichen.“ Und wieder: „Du drohest mit dem Feuer, welches nur einige Stunden dauert, und dann erlischt, aber das Feuer des göttlichen

Gerichts ist dir unbekannt, welches den Gottlosen aufbehalten wird. Was zauderst du? Laß herbringen, was du hast!« Indem der Haufen Holz, worauf er verbrannt werden sollte, zurecht gemacht wurde, entkleidete er sich selbst, und als man ihn mit Nägeln an das Holz befestigen wollte, sprach er: »Laßt mich, wie ich bin! Der mir Kraft gibt, das Feuer zu erdulden, wird mir auch das Vermögen schenken, daß ich, ohne erst mit Nägeln von Euch angeheftet zu werden, unbeweglich in der Flamme stehen kann.« Hierauf betete er mit lauter Stimme: »HErr, allmächtiger Gott! Vater Deines geliebten Sohnes JEsu Christi, durch den wir Deine Erkenntniß empfangen haben — Gott aller Engel und Kräfte, Gott aller Geschöpfe und des ganzen Geschlechtes der Gerechten, die vor Dir leben! Ich danke Dir, daß Du mich dieser Stunde gewürdiget hast, wo ich Theil nehmen soll an der Zahl Deiner Märtyrer und am Kelche Deines Gesalbten zur Auferstehung des ewigen Lebens! — Laß mich heute als ein angenehmes Opfer vor Dein Angesicht kommen, wie Du mir zuvor angezeigt und nun erfüllt hast, Du wahrhaftiger Gott! Ich lobe Dich für Alles, ich preise Dich, ich verherrliche Dich mit dem ewigen himmlischen Hohenpriester, Deinem Sohne, welchem mit Dir und dem heiligen Geiste sey Ehre jetzt und in alle Ewigkeiten, Amen!« — Kaum hatte er dieß kraftvolle Gebet geendiget, so war der Scheiterhaufen angezündet, worin er zwar nicht durch das Feuer, das ihn wenig zu beschädigen schien, sondern durch das Schwert, womit er durchstochen wurde, sein irdisches Leben endigte.

347. Fürchtet Euch nicht vor denen, die den Leib tödten.

Als die griechische Kaiserin Eudoxia dem Bischofe Chrysostomus, um seines Glaubens willen, nach dem Leben trachtete, bezeugte dieser seine Standhaftigkeit, in der Liebe zu Gott zu beharren, mit den Worten: »Will mich die Kaiserin sägen lassen, so säge sie mich, dasselbe ist dem Propheten Jesaias widerfahren. Will sie mich in das Meer

werfen, so denke ich an Jonas. Will sie mich in den Feuerofen stürzen, so leide ich mit den drei Männern Gottes. Will sie mich den wilden Thieren vorwerfen, so werde ich an Daniel in der Löwengrube gedenken. Will sie mir den Kopf nehmen, so habe ich doch Johannes zu meinem Genossen. Will sie mich steinigen lassen, so mag sie es thun, ist es ja dem Stephanus nicht besser ergangen. Weil sie mir Hab und Gut nehmen, so nehme sie es hin. Nackend bin ich aus Mutterleibe gekommen, nackend muß ich wieder davon!«

348. Sterben mit Christo gibt Muth.

Constantia, die Gemahlin Peter III., Königs von Arragonien, verurtheilte den Prinzen Carl von Salerno zum Tode, um den Tod Conradins von Schwaben (1269) zu rächen. Sie schickte an einem Freitage frühe zu ihm, und ließ ihm sagen, er solle jetzt für seine Seele sorgen, denn er sey verurtheilt, auf dieselbe Weise zu sterben, wie Conradin habe sterben müssen. Entschlossen antwortete der Prinz, der Tod würde ihm um so leichter werden, weil er gerade an dem Tage sterben solle, an welchem Christus gestorben sey. Als die Königin dieß hörte, sprach sie: »Weil der Prinz von Salerno dieses Tages wegen gerne stirbt, will ich ihm auch aus Liebe zu dem verzeihen, der an diesem Tage gestorben ist, um uns zu erlösen.« — Sie befahl, ihn zu benachrichtigen, daß sie ihm das Leben geschenkt habe.

349. Der sterbende Held.

Bayard, bekannt als »der Ritter ohne Furcht und Tadel,« wurde am 30. April 1524 in einer Schlacht gegen die Spanier tödtlich verwundet. Nachdem er zu Boden gesunken war, blieb sein Freund d'Allegre neben ihm stehen. Als er auch auf Bayards Bitten nicht weichen wollte, erklärte dieser: »Wenn du nicht gehst, so wirst du mich tief betrüben, denn mein Leben, das fühle ich, kann nicht mehr

gerettet werden. Ich habe nur noch das Eine zu thun, daß ich meine Seele Gott befehle; darum wünsche ich allein zu seyn.« D'Alegre nahm Abschied, und bald stürmten die Feinde daher, und fanden Bayard, wie er mit dem HErrn des Lebens und des Todes redete. Der feindliche Feldherr, der Prinz von Bourbon, wollte einen Arzt herbeirufen lassen, aber Bayard sprach: »Ich habe jetzt keine Aerzte für meinen Leib, sondern für meine Seele zu rufen; ich fühle mich zum Tode verwundet; aber ich preise Gott, daß Er mir die Gnade gibt, am Ende meines Lebens noch Ihn und meine Sünden zu erkennen; denn mein Lebenlang habe ich Krieg geführt, viel Böses angerichtet und viele Sünden begangen, ich erkenne, daß mir Gott ohne alle meine Würdigkeit viel Gnade hat widerfahren lassen; ich will nun gerne sterben und bitte Gott, Er möge meinem Herrn so treue Diener geben, als ich es gerne gewesen wäre. Tretet aber ein wenig zurück, ich will zu Gott, meinem Erlöser, beten, und Ihm meine Sünden bekennen, denn ich soll Ihm meinen Geist zurückgeben.« Sodann erhob er seine Stimme und betete: »HErr, mein Gott! der Du mir die Gnade erwiesen, mich von der Schaar Deiner Christen seyn zu lassen, und mich Deiner heil. Taufe und Deines heil. Abendmahls gewürdigt, ich erkenne die Gnade, die Du mir und dem Menschengeschlechte durch die Sendung Deines Sohnes in das Fleisch erwiesen hast, damit Er unsere Sünden tragen könne; nun bitte ich dich um Seines Leidens willen, Du wollest Barmherzigkeit an mir üben und mir meine Sünden vergeben, die unzählig sind. Ja, mein HErr und Gott, ich bin gewiß, daß deine Gnade größer ist, als alle Sünden der Welt, darum, o Du mein Gott, befehle ich meinen Geist in deine Hände!« — Und indem er das gesagt, gab er seinen Geist auf.

350. Das Evangelium der beste Trost im Tode.

Als Graf Philipp Ludwig II. von Hanau, welcher den 8. August 1612 starb, die Nähe seines Todes fühlte,

ließ Er seine Gemahlin und Kinder kommen, legte vor ihnen ein Bekenntniß seines Glaubens ab, tröstete und ermahnte sie, nahm Abschied, und gab jedem Kinde mit geistreichen Worten einen besondern Segenswunsch. Dann ließ er seine Räthe, Hofbedienten und mehrere Bürger der Stadt kommen, redete mit Jedem insbesondere und nahm von Allen Abschied. Auch empfieng er mit großem Verlangen darnach das heil. Abendmahl. In der Nacht vom 3. August, da er nicht schlafen konnte, mußte man allerhand gottselige Gespräche führen und christliche Psalmen singen, die er selbst mitsang. Am 5. August kam die fromme Prinzessin Emilie von Oranien, die Schwester seiner Gemahlin. Als er sie inständig um einen christlichen Trostspruch bat, wies sie ihn auf Joh. Kap. 3: „Also hat Gott die Welt geliebt, ꝛc.“ Er antwortete darauf: „O wie herrlich! darauf will ich jetzt seliglich sterben.“ — Er erquickte sich auch sehr an den Sprüchen Matth. Kap. 11: „Kommet her zu mir Alle ꝛc.“ und Joh. Kap. 6: „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen.“ Oefters wiederholte er in Augenblicken der Anfechtung die Worte: „Kommet — und nicht hinausstoßen.“ — Am 6. August ließ er sich seine Gesang- und Gebetbücher auf's Bette bringen, theilte einem jeden seiner Kinder eins zu, und schrieb einen Segenswunsch hinein. — Am 7. August war sein Herz voll von göttlicher Lehre und Trost. Unter Anderem sprach er: Sollte ich wieder umwenden? Sollte ich mich noch einmal in solche Unruhe stecken, wie ich gehabt? Ich danke Gott, daß ich so weit daraus erlöst bin! Sollte ich mich noch einmal mit Sünden beflecken?“ — „Ach meine lieben Freunde, wie ständen Euere Sachen so wohl, wenn sie ständen, wie die meinigen stehen. Ach, mißgönnt mir doch die Seligkeit nicht!“ — „Es stinkt mich jetzt alles Irdische an.“ — Vom Gesundwerden wollte er durchaus Nichts hören. Gegen Abend rief er zwei Mal laut: „Macht alle Thüren auf, laßt alle meine Leute kommen, daß sie sehen, wie ich so fröhlich sterbe.“ Die Aerzte wollten ihn von dem

vielen Reden abhalten; allein er antwortete ihnen: „Sollte ich nicht von meinem lieben Gott reden? Er hat mir ja die Zunge deßhalb gegeben!“ Unzählig viele kurze Gebete brachte er aus dem Schatze seines Herzens hervor, und man konnte ihm nicht oft genug den 23. Psalm vorlesen. — Am letzten Tage seines Lebens erwachte er mit dem freudigen Rufe: „Nun bin ich einmal erlöst!“ Es war Sonntag, man läutete zur Kirche, nie hatte ihm das Geläute so wohl gethan, er stimmte noch Loblieder an, und entschlief unter den Gebeten der Umstehenden Morgens zwischen acht und neun Uhr.

351. Der Tod ein Bote des ewigen Lebens.

Der fromme Herzog Ernst von Sachsen-Gotha (geb. 1601 gest. 1675), wartete sein ganzes Leben hindurch auf die Ankunft des Todes als auf den Besuch eines guten Freundes, und als er auf dem Sterbebette lag, sprach er während seiner ganzen Krankheit von Nichts, als der süßen Freude des ewigen Lebens und von der Liebe Jesu Christi, und fragte auch einst die Umstehenden, ob ihnen die Lehre vom ewigen Leben ebenso lieblich wäre, wie ihm. Kurz vor seinem Ende rief er aus: Ach, wenn wir doch den HErrn Jesum recht lieb hätten, wie würde sich unser Herz freuen!“ — Man antwortete ihm, der HErr sey zufrieden, wenn wir Ihn so liebten, als Er uns selbst Gnade dazu verleihe; da betete er mit Weinen: „Ach herzlich lieb hab ich dich, o HErr! Ich bitte, Du wollest seyn von mir nicht fern, mit Deiner Hilf und Gnade!“ — In den Augenblicken, da er den Trost und die Freude des heiligen Geistes nicht fühlte, stärkte er sich mit Gottes Wort, auch einmal mit Luthers Ausspruch: „Es sorgt der Kirschbaum doch nicht, wenn er auch im Winter noch so kahl steht.“ Ich bin zufrieden, daß ich weiß, daß Christus in den Schwachen mächtig ist!“ —

352. Siehe, in welchem Frieden ein Christ sterben kann!

Nach einem langen und männlichen, aber vergeblichen Kampfe mit seiner Krankheit, ließ Addison, ein berühmter englischer Dichter (gest. 1719), die Aerzte von sich, und mit ihnen vergaß er alle Hoffnung zum Leben. Aber darum vergaß er nicht seine Sorgfalt für die Lebenden; denn er ließ einen jungen nahen Anverwandten zu sich kommen. Als der über den ihm bevorstehenden Verlust äußerst betrübte Jüngling kam, schwieg Anfangs der sterbende Freund. Nach einer bescheidenen und ehrerbietigen Pause sagte der junge Mensch: „Wertheſter Oheim! Sie haben mich rufen lassen — ich glaube und hoffe, daß Sie mir noch etwas befehlen wollen; ich werde Ihre Befehle emsig befolgen.“ — Hierauf ergriff Addison des Jünglings Hand, drückte sie, und erwiederte leise: „Siehe, mein Sohn! in welchem Frieden ein Christ sterben kann!“ — Er sprach's mit Mühe aus, und starb bald darauf. —

353. Mein Herz ist bei Jesu.

Wenige Tage vor seinem Tode wurde der Hallische Professor der Theologie Alexander Gottlieb Baumgarten von einem Freunde gefragt: „Denken Sie noch an Jesum?“ Er antwortete mit ernstem Tone, die Hand auf sein Herz legend, und gen Himmel schauend: Mein Herz ist bei Jesu!“ — Als sein Ende ganz nahe war, und Gehör und Sprache schon verloren waren, forderte er durch Zeichen Papier und Feder. Er zeichnete ein Kreuz und schrieb darunter: „Das heißt: Jesus von Nazareth.“ Plötzlich kam ihm die Sprache wieder. Jetzt rief er voll Freude aus: „Das ist mein Glaubensbekenntniß, darauf lebe und sterbe ich!“ Schon trat ein starkes Röcheln ein; da sprach er noch: „Nun wird mein lieber Herr Christus kommen!“ — und verschied.

354. Wir Alle sind in Gottes Hand gezeichnet.

Friedrich Gottlieb Klopstock (geb. 1724), der erhabene Sänger des Messias, ein Mann, dessen An-

denken in dem Herzen jedes gefühlvollen Deutschen stets in dankbarer Liebe und Ehrfurcht fortdauern wird, starb als Christ, wie er gelebt hatte. Eben die Ueberzeugungen und Hoffnungen, die seiner Seele während des Lebens Heiterkeit und höheren Frieden gaben, blieben ihm bis in den Tod, von dem er immer mit heiterem Ernste sprach. Ruhe der Seele, Glaube an Gott und Ergebung in Seinen allerheiligsten Willen, tief empfundener Dank für die Freuden des Lebens, sanftes Dulden der Leiden des Todes, ruhiger Blick in das Grab, festes Hoffen, freudiges Erwarten eines höheren Lebens, besonders aber Liebe zu Christus, wahre Demuth vor Gott und der Gedanke an Seine Allgegenwart erfüllten beständig seine fromme Seele. In einem der letzten und härtesten Kämpfe mit den steigenden Leiden der Seele und des Körpers richtete er sich von seinem Lager auf, faltete die Hände, und sprach mit dem Blicke eines Verklärten und mit dem Ausdrucke unendlichen Vertrauens die erhabenen Worte der heiligen Schrift: „Kann auch ein Weib ihres Kindes vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? — und ob sie sein vergäße: so will ich doch dein nicht vergessen. — Siehe, in die Hände habe ich dich gezeichnet.“ — „Wir Alle,“ — setzte er mit einem Blicke der Liebe und des Trostes auf seine Zurückgelassenen hinzu — „ja wir Alle sind in Gottes Hand gezeichnet.“ — Nach einem sanften, Tagelangen Schlummer, senkte er dann das Haupt und starb, beinahe 80 Jahr alt in der Mittagsstunde den 12. Merz 1803.

355. Werfet mir keinen Stein des Anstoßes auf den Weg zum Himmel.

Die bekehrte Hinduwittwe, Jugudumba, starb im Jahre 1821 in einem Alter von dreiundfünfzig Jahren. Als sie tödtlich erkrankte, und ihre Kinder tief betrübt um sie standen, sprach sie zu ihnen: „Warum freuet ihr euch nicht, daß ich zu meinem HErrn gehe? Warum bekümmert ihr euch also? Was sind denn meine Leiden, schaut

auf Christum, was hat Er für uns gelitten!« — So oft eines ihrer Kinder Zeit hatte, mußte es ihr aus der Bibel vorlesen. »O Mutter,« sprach ihre jüngste Tochter unter Weinen, sonst bist du so sehr um uns besorgt gewesen, aber jetzt hast du alle Anhänglichkeit an uns verloren!« — »Nicht doch, meine Kinder!« erwiederte die Sterbende, »ich lasse euch in den Händen Dessen zurück, der mehr noch euch liebt und für euch sorgt, als ich es vermag.« Jetzt konnten die Kinder ihre Thränen nicht mehr mäßigen, sie mußten ihrem Weinen freien Lauf lassen. »Warum weint ihr so sehr?« rief ihnen die Sterbende zu, »und werft mir einen Stein des Anstoßes auf meinen Weg zum Himmel? Leset lieber in Gottes Wort, und betet, betet besonders für mich!« — In der Nacht rief sie bald diesen, bald jenen Verwandten zu sich, um mit ihm zu beten. Sie reichte noch Jedem die Hand, nahm von Allen auf das Ergreifendste Abschied, und als der Tag anbrach, gieng ihr Geist in die Wohnungen des Friedens hinüber.

356. Freudigkeit eines lebendig Begrabenen.

Karkert, ein fünfundzwanzigjähriger Bergmann zu Newlin, wurde im Juli 1830 durch einen plötzlichen Einsturz der Bergwände lebendig begraben. Er hatte in seiner Grube allein gearbeitet, deßhalb verstrich einige Zeit, bis Jemand zur Hülfe kam. Ein entfernt stehender Arbeiter bemerkte endlich den Einsturz, und rief sogleich mit lauter Stimme, ob Jemand unter dem Schutte lebe? Karkert schrie aus der Tiefe herauf: »Ich weiß, daß keine irdische Macht mich zu erretten vermag, und fühle den Tod nahe bei mir. Sage mir aber doch, ob noch einige Hoffnung da sey, daß ich herausgezogen werde?« Da antwortete ihm jener, es sey kein Schatten von Hoffnung hiezu vorhanden, weil mehr als vier Tonnen Schutt über ihm lägen, er würde unabwendbar ersticken müssen, ehe man bis zu ihm hinabgraben könne. Hierauf rief Karkert: »Es ist Alles gut, der HErr hat es gethan: Er thue, was Ihm wohl-

gefällt! Bitte meine lieben Eltern, sie sollten sich nicht betrüben, wie die, welche keine Hoffnung haben. Erst in dieser Stunde bin ich glücklich und fühle, was es heißt, ein Christ zu seyn! Nun weiß ich, daß der HErr meine Zuversicht ist, und ich in den Himmel komme!« — Seine Stimme verstummte hierauf. Man grub auf das Angestrengteste, um ihm wenigstens, so bald als möglich, Luft und Nahrung bringen zu können; fand ihn aber schon verschieden.

357. Herr, nun lässest Du Deinen Diener im Frieden fahren!

Schon im Jahre 1833, da der fromme Prediger Rosenstrauch in Charkow eine Besuchsreise in Dorpat gemacht hatte, bereitete er sich so ernstlich zum Heimgange, als sey die Stunde des Abscheidens bereits da; und doch befand er sich damals körperlich ziemlich wohl; aber er freute sich seiner entfernten Freunde bereits nur in der Hoffnung, drüben beim HErrn sie einst wieder zu sehen. Wirklich wurde er im Frühjahr 1835 bedenklich krank, erholte sich aber wieder in so weit, daß er noch zehn Monate lang seine Wirksamkeit hienieden fortsetzen konnte. Noch am 6. December 1835, als am Namensfeste des russischen Kaisers, verrichtete er den Gottesdienst, erbaute seine Gemeinde mit einer salbungsvollen Predigt, und wohnte am Abende einer Sitzung des Kirchenraths bei. Als er aber am folgenden Vormittag zu einer Amtsverrichtung ausfahren wollte, sah er sich plötzlich von einem Unwohlseyn befallen, und genöthigt, sich zu Bette zu legen. Man rief den Arzt herbei, traf ihn aber erst gegen zwei Uhr Nachmittags, und als er kam, waren Hände und Füße schon erkaltet, schon röchelte er, hatte aber noch das volle Bewußtseyn, und rief dem Arzte, der Anstalt machen wollte, eine Ader öffnen zu lassen, mit bewegter Brust entgegen: »Beten, lieber Freund, beten!« Der Arzt (Professor Blumenthal), ergriff »Arnds Paradiesgärtlein,« und las das

»Gebet des Trostes aus den Wunden Jesu.« Da verklärte sich das vom Todeskampfe schon halb umwölkte Auge, er streckte betend seine schon erkalteten Hände hoch über die Anwesenden empor, segnete sie Alle, wie seine Gemeinde und Alles, was seinem Herzen durch Bande des Blutes und Geistes verwandt war, machte dann über sich das Zeichen des heiligen Kreuzes, und ließ nun willig und ergeben mit sich vornehmen, was menschliche Kunst zu seiner Rettung noch für nöthig erachtete. Aber mitten unter diesen Bemühungen brach das Auge des glaubensvollen Streiters, der Athem wurde ruhiger, die Brust hob sich nur noch leise und immer sanfter, still neigte sich das liebe greise Haupt, und der erlöste Geist hatte sein irdisches Haus verlassen. Tags darauf, am Sonntag, stand das Kirchlein zu Charkow einsam und verwaist, aber in der Wohnung des Seligen hatte sich die Gemeine um seine Bahre gesammelt, und Trauergesänge ertönten, von Thränen des Dankes, der Liebe und Wehmuth gedämpft. Dienstag den 10. December nach Ankunft des Pastors Dirkhoff aus Pultawa trug man die Ueberreste des Verklärten in das Kirchlein, dessen Gründer er mit Recht genannt werden kann, und Dirkhoff hielt eine erbauliche Leichenpredigt über die Worte: Luc. 2, 29: »HErr, nun lässest Du Deinen Diener im Frieden fahren« u. s. w.

358. Der sterbende Arzt.

Im Februar 1837 starb zu Christiansfeld bei Haderleben im Herzogthum Schleswig Dr. Niels Müller, ein Arzt, der, wie er stets während seines Lebens die Rettung anderer Menschenseelen als eine ungemein wichtige Sache betrachtet hatte, in seinen eigenen letzten Augenblicken den schönen Anblick eines mit Freudigkeit nach der ewigen Heimath eilenden Pilgrims darbot. Oft hatte er gesagt: »Ich darf den Sterbenden durchaus nicht in seiner Sicherheit lassen, sondern muß ihm mit Vorsicht und Liebe sagen, um was es sich hier handelt. Diejenigen Aerzte, welche in

diesen Augenblicken die Wahrheit verläugnen, kennen nicht die Wichtigkeit der fünften Bitte des Vaterunsers: „„Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.““ Ach, wenn sie es wüßten, wie nöthig es ist, sich die Sünden durch den für die Sünder der Welt gekreuzigten Heiland der Welt jeden Augenblick vergeben zu lassen; wenn sie wüßten, daß der Sünderheiland immer zum Vergeben bereit ist, so lange sich noch Athem in dem Menschen regt, so würden sie die armen Dulder auf den Krankenbetten, die sie besuchen, mit liebender Rede auf die wichtigste Stunde ihres Lebens aufmerksam machen, in welcher es noch möglich ist, durch Reue und Leid Vergebung zu erhalten; denn im Frieden kann nur der sterben, dem die barmherzige Liebe des Heilandes alle Sünden vergeben hat. Nur ein Solcher geht getrost und freudig hinüber in die Heimath.“ — So sprach, so handelte Müller. Nicht wenige seiner Patienten wies er zu dem Seelenarzte JEsu; als es aber dahin kam, daß er selbst sterben sollte, da genoß er auf eine ausgezeichnete Weise den Frieden, welchen JEsus den Seinigen gewährt. Sobald er erkrankte, sagte er einem Freunde, obgleich seine Krankheit keinen gefährlichen Anfang habe, so fühle er doch, daß er bei dieser Gelegenheit heimgehen werde. Er besuchte nochmals seinen auf dem Sterbelager liegenden Schwiegervater, drückte ihm die Hand und sagte: „Wir werden uns in Kurzem wiedersehen; ich fühle, daß ich dir bald folgen werde.“ Wirklich nahm seine Krankheit bald einen sehr gefährlichen Charakter an. Mehrere seiner Collegen in der benachbarten Stadt baten es sich aus, ihn behandeln zu dürfen. Des Mannes Ruhe, sein freundliches Wesen, die Gründlichkeit seiner Wissenschaft fesselte Bekannte und Unbekannte eben so sehr an ihn, als die ganze Haltung des Greisen mit dem ehrwürdigen Schmuck der silbergrauen Haare und dem freundlichen Antlitz, das so deutlich davon zeugte, daß er ein Kind Gottes sey. Er blieb bis an sein Ende bei klarem Bewußtseyn, und wandte diese Zeit auf das Beste dazu

an, Aeußeres und Inneres mit der größten Ruhe in Ordnung zu bringen. Den Abend vor seinem Tode dankte er seinen Collegen für die Mühe, die sie mit ihm gehabt hätten, und bat sie, den folgenden Tag ja nicht wieder zu kommen, da er morgen sterben werde. Als sie aber begütigend einwandten, daß er wohl seinen Zustand für gefährlicher achte, als er wirklich sey, antwortete er: „Es wird so kommen, wie es Gott verordnet hat.“ Sobald sie sich entfernt hatten, bat er den anwesenden Prediger, ihn, nach der schönen Sitte der Brüdergemeinde, zu seinem nahe bevorstehenden Heimgang einzusegnen, und bei dem Gesange, der dabei angestimmt ward, sang er noch einige seiner Lieblingsverse mit. Am Morgen nach einer etwas unruhigen Nacht sagte er zu seiner Frau: „Heute früh, mein liebes Kind, wird mich mein Heiland vollenden, aber weine nicht. Ich danke dir herzlich für Alles, was du mir erzeigt, aber meinem HErrn danke ich noch viel mehr, daß Er mein Leben durch dich verschönert hat. Unendlich aber danke ich Ihm dafür, daß ich mit dem innern Bewußtseyn aus der Zeit gehen kann, daß der barmigrzige HErr mir armen Sünder um Seines blutigen Todes willen alle meine Sünden vergeben hat!“ — Jetzt nannte er ihr einige Freunde, von denen er noch Abschied nehmen wollte, und dieser Abschied war das Rührendste, was man sehen konnte. Unter den Abschiednehmenden befand sich auch ein Bekannter, dessen Herz ihm noch nicht recht fest im Glauben zu seyn schien; diesem sagte er, indem er seine Hand ergriff: „Ergeben Sie sich Ihrem Heilande auf Gnade und Ungnade, und sie werden Frieden erhalten!“ Diese Worte machten einen tiefen Eindruck. Nun gab er seiner Frau noch einen Auftrag wegen der Aerzte in Harderleben: sie möchten nicht kommen, da er nur noch zehn bis fünfzehn Minuten leben werde. Dann wandte er sich mit freundlichem Blicke zu seiner Gattin, faßte ihre Hand und sagte: „Nun habe ich nur noch dich und meinen lieben Heiland.“ Und mit diesen Worten legte er ihre Hand betend in die seinige, und entschlief sanft zu seines HErrn Freude.

359. Die Segenswünsche des sterbenden Vaters.

Wie herrlich lebendiger Glaube an Christum auch unter den schmerzlichsten Todesleiden sich bewährt, konnte man auf eine besonders ergreifende Weise an dem Krankenlager des den 24. Oktober 1837 selig vollendeten Dr. Johann Christian Friedrich Steudel, Professor der Theologie in Tübingen, ersehen. — Am 22. Sonntage nach Trinitatis (den 22. Oktober) sollte er predigen. Heftige Leibschmerzen, die Vorboten des tödtlichen Uebels, hatten sich eingestellt. Doch ließ er sich dadurch, ungeachtet der dringenden Bitten seiner besorgten Gattin, nicht abhalten, selbst sein Amt zu verwalten, und zeugte, unter großer Anstrengung, mit den Schmerzen ringend, von dem großen Könige, der unermeßliche Schuld dem flehenden Schuldner erließ (Matth. 18, 21 — 35). Zu Hause angekommen, legte er sich sogleich zu Bette. Der Arzt erklärte den Anfall für bedenklich, und verordnete die geeigneten Mittel, um einer Bauchentzündung entgegenzuwirken, doch ohne Erfolg. Die Schmerzen nahmen immer zu; er klagte nicht, aber zitterte und bebte. So gieng es fort am Sonntag Abend und in der darauf folgenden Nacht; alle ärztliche Kunst war vergeblich, nur einige Augenblicke konnte er schlummern. Am Montag früh stellten sich deutlichere Anzeichen ein, die über den Grund des Uebels nicht mehr in Zweifel ließen und eine Operation nothwendig machten. Die Aerzte setzten sie auf neun Uhr fest. Mit stillem, gottergebenem Sinn hörte der Leidende diesen Beschluß, begehrte, um seinen Glauben zu stärken, das Neue Testament, aus welchem er das hohepriesterliche Gebet von JEsu las, und fieng dann mit schwacher Stimme an zu beten. In diesem Gebete legte er seinen ganzen Lebenslauf vor dem HErrn hin, seine Erziehung, sein amtliches Wirken, seine Familie, und bat um Vergebung aller seiner Sünden. Sein ganzes Gesicht verklärte sich, als er folgende Worte sprach: „Vielleicht, daß Du Dir ein Lob bereitest aus diesem Leiden, und uns Hülfe sendest.“ Als seine Gattin ihn von ihrer Ergebung

in Gottes Willen versicherte, tröstete er die um ihn weinenden Kinder. Bei der Operation, die über eine Stunde dauerte, hielt er geduldig aus; auch da die Schmerzen heftiger wurden, als er sich gedacht hatte: konnten sie ihm keine Klage abnöthigen, nur stille Seufzer sendete er empor, während seine Gattin ihm tröstend zur Seite stand und seine Kinder im Nebenzimmer für ihn beteten. Nach der scheinbar gelungenen Operation sollte er, wie die Aerzte meinten, durch einen Schlaf sich stärken. Dieser stellte sich jedoch nicht ein, wohl aber neue Leiden, dir nur durch eine nochmalige Operation sich heben zu lassen schienen. Auch diesem nochmaligen Versuch unterzog er sich willig, und duldete Alles still wie ein Lamm. Beinahe zwei Stunden setzten die Aerzte ihre Bemühungen fort, aber wieder ohne den gehofften Erfolg, da die Störungen im Unterleib zu verwickelt waren. Das heftige Erbrechen stellte sich wieder ein, und dauerte, mit fürchterlichem Durst verbunden, die ganze Nacht hindurch. Am andern Morgen, als die Aerzte keine Hoffnung mehr blicken ließen, das theure Leben zu retten, ließ er seine Kinder um sein Bett versammeln, um ihnen noch seinen Abschiedssegen zu geben. Die ganze Familie knieete um das Bett des Sterbenden her, der seine kalten, blauen Hände faltete, und unter Anstrengung seiner letzten Kraft die Abschiedsworte sprach. Nach einem Rückblick auf die 25 Jahre seines Lebens zu Tübingen, namentlich auf die Erziehung seiner Kinder, sprach er zu diesen; „Jetzt ist der größte Wunsch eures Vaters, der euch vielleicht bald zu verlassen hat, der, daß er vor dem Throne Gottes euch Alle antreffen und sagen könne, siehe da, ich und die Kinder, die Du mir gegeben hast. O, liebe Kinder! schließt euch fest an JEsum und fest unter einander an. Ihr älteren lernet von den jüngeren kindlichen Sinn, ihr jüngeren folget dem Beispiel und Wandel der älteren nach. Besonders liebet und ehret auch eure Mutter und folget ihr. Ich habe es an meiner nun verklärten Mutter erfahren, daß es ein unbezahlbares Gut ist, eine

solche Mutter zu haben, die Glaube und Liebe und Hoffnung hat, wie die eurige. Ich werde es meiner Mutter noch in der Ewigkeit danken, denn sie ist es, die den Keim des Glaubens in mich gelegt hat. Der HErr wird mit euch seyn, vertrauet auf Ihn.“ — Seine überhandnehmende Schwachheit erlaubte ihm nicht, noch weiter zu sprechen. Er gab jedem seiner Kinder noch den Abschiedskuß mit den Worten: „Der HErr segne dich!“ — zuletzt auch seiner heißgeliebten treuen Lebensgefährtin mit dem Segenswunsche: „Der HErr segne dich dreimal!“ — Nun legte er sich zur Ruhe. Nach einer Weile fragte ihn seine Gattin: „Nicht wahr, du hast den Frieden und den Heiland in deinem Herzen?“ Er antwortete: „Ja, wie ich Ihn geglaubt, gepredigt und auch das letzte Mal noch verkündigt habe.“ Dieß waren seine letzten Worte. Gerne hätte er noch mehr gesprochen, aber die Kraft fehlte ihm; nur durch das seelenvolle Auge leuchtete noch der edle Geist hervor. Doch sein Ende war da. Nach einigen leichten Zuckungen verschied er, um als ein treu erfundener Knecht zur Freude seines HErrn einzugehen und die Krone des Lebens zu empfangen.

Beispiele des Guten.

Zweiter Theil.

Allgemeine Nächstenliebe.

I.

Edelsinn und Großmuth.

Der Größeste unter euch soll euer Diener seyn.
Matth. 23, 11.

---

360. Feurige Kohlen auf des Feindes Haupt.

Lange war Typhon der Feind des edeln Cleobulus aus Rhodus (gest. 570 v. Chr. Geb.), eines der sieben Weltweisen Griechenlands, weil dieser seine Kraft und sein Ansehen nur zum Wohl seiner Mitbürger brauchte, und daher immer Typhons ehrgeizige Plane vereitelte. Stürzen muß ich ihn, sonst komme ich nie zum Ziele, — so dachte Typhon, und suchte das Ansehen des Cleobulus zu untergraben. Kein Mittel schien ihm dazu tauglicher als die Verläumdung. Ueberall streute er den Samen des Argwohns wider ihn aus, und wo er konnte, lästerte er ihn. Cleobulus schwieg, und als seine Freunde in ihn drangen, den Typhon zu verklagen, sprach er: „Redet Typhon die Wahrheit, wer kann ihm dieß verbieten? Redet er aber die Unwahrheit, wer wird ihm glauben?“ Doch Typhon lästerte ihn nur um so mehr, und das Volk wurde endlich selbst in seiner guten Meinung von Cleobulus irre. Frohlockend sah Typhon die Früchte seiner schändlichen Arbeit, von der er bald reichlich zu ernten hoffte. Da giengen die Vornehmsten im Volke zu ihrem weisen Führer Cleobulus, und sagten: „Wie kannst du noch schweigen? Bist du taub für Typhons Reden? Sollen wir glauben, er habe Recht? Darfst du zu erröthen fürchten? Nun verstehen wir dein Benehmen ganz und gar nicht. Nur einem unbescholtenen

Manne können wir vertrauen; wer aber auf solche Beschuldigungen nichts erwiedert, kann nicht unser Führer seyn. Wähle: entweder du entsagst oder reinigst dich vom Verdachte.« — »Morgen in der Volksversammlung sollt ihr meinen Entschluß vernehmen!« antwortete Cleobulus und entließ die Männer. Eilig gieng er nun zu seinem Feinde. Wie erschrack dieser, als er den schwer Beleidigten hereintreten sah! — So erbleicht der Mond vor dem Strahle der Sonne. — »Wähne nicht,« — redete Cleobulus ihn liebreich an — »ich sey gekommen, dich zur Rechenschaft zu fordern; über uns richten die Götter! Aber du hinderst mich, Gutes zu thun; darum stehe ich vor dir. O sag' es mir immer, was du an mir zu tadeln hast; ich weiß es selbst, daß ich bei Weitem nicht so gut bin, als mich meine Freunde überreden möchten; sage mir's, damit ich mich bessere. Du schweigst? Schämst du dich, weil du jünger bist? Oder bist du gar ein Verleumder? Doch nein, vergib diesen Argwohn, dazu bist du zu edel. Aus Ehrgeiz konntest du mich hassen und verkennen; aber mir Laster anzudichten — nein, Typhon, dazu warst du immer zu gut. — Ich trete ab, ich lege mein Amt nieder. Nimm du es ein; ich weiß, du wirst dasselbe treu verwalten, denn du liebst deine Mitbürger. Sey es werth, der Führer eines freien Volkes zu seyn; meine Stimme ist dir gewiß. — Typhon, sey besser und glücklicher als ich!« — So sprach Cleobulus. Und Typhon? — schwieg — erröthete — stammelte. Von einer so edeln Seite hatte er den Weisen nie gekannt. Kaum wagte er's, ihn anzublicken. Aber Cleobulus wollte ihn nicht kränken, er wollte sich an seiner Verwirrung nicht weiden; er gieng. — »Morgen in der Volksversammlung sehen wir uns wieder!« — rief er ihm zum Abschied zu. Mit Anbruch des Morgens erfüllte schon der wogende Volkshaufe den Gerichtsplatz, theils aus Neugierde, theils aus Liebe zu seinem Führer. Alle harrten, was er thun würde. Entkleidet von den Zeichen seiner Würde, stieg der Weise mit einer edlen Majestät von dem

erhabenen Sitze herab, den er unter den Vätern seines Volkes einnahm. Tiefes Schweigen herrschte unter der Menge. »Höret mich,« — sprach er — »meine Mitbürger! höret mich, ihr Väter des Volks! Es gab eine Zeit, wo jedes Herz an mir hieng; ich konnte einst sagen, daß eure Liebe mir gewiß war. Ach! ich denke mit Rührung daran, und segne euch jetzt noch dafür. Aber nun haben sich eure Herzen von mir gewandt; vergiftender Argwohn hat das Vertrauen verscheucht, das euch sonst beseelte. Ich erkenne es, daß eure Liebe größer als meine Tugend war; aber habe ich nicht stets euer Glück zu befördern gesucht? Meine Pflicht zu erfüllen, dieß war das Ziel meines Strebens. Kann es Einer läugnen, kühn trete er auf, ich werde ihm Rede stehen!« — (Alles schwieg). »Aber eben darum, weil ich täglich mehr einsehe, daß meine Verbindlichkeiten größer als meine Kräfte sind, lege ich die Würde, die mir anvertraut war, nieder. Ich weiß es, daß ich von Fehlern nicht rein bin, aber welcher Sterbliche wäre es? Vergebet mir darum, vergebet es diesen grauen Haaren, die die Sorge für euch bleichte. Ein Würdigerer nehme nun meinen Sitz ein!« »Und wer?« — rief das Volk mit einer Stimme. »Typhon« — entgegnete Cleobulus; — »gebt ihm eure Stimme, ihn segnen die Götter!« Dumpfes Murmeln durchlief die dichten Reihen. Der Greis schwieg und setzte sich zu seinen ärmern Mitbürgern, die ehrfurchtsvoll vor ihm zurückwichen. — Da nahm Typhon das Wort: »O Cleobulus, mußtest du mich so beschämen? Soll ich vergehen? Hört mich, ihr Bürger! Bei eurem Wohle, bei den unsterblichen Göttern beschwöre ich euch: entlasset euren Führer nicht! Cleobulus bleibe es.« — Nun erzählte er, wie sehr Cleobulus immer für das Wohl des Vaterlandes gesorgt, wie edel er an ihm gehandelt habe. — »Mein Ehrgeiz« — schloß er — »ließ mich diesen Edeln verkennen, verleitete mich sogar, ihn zu verläumden. O vergebt mir, der ich euch betrog; vergib du mir, tief gekränkter Cleobulus!« Typhon reichte ihm die

Hand; aber dieser umarmte ihn und drückte ihn an sein Herz. Thränen netzten ihre Wangen. Das laute Jauchzen des Volkes begleitete die Scene, einmüthig riefen Alle: — »Cleobulus darf uns nicht verlassen; er bleibe unser Führer!« — »Ihr wollt es,« — sprach dieser — »und euer Wille ist mir Befehl. Mein Daseyn ist nur euch geweiht. Möchte ich euch so glücklich machen können, als ich es wünsche; aber nur unter der Bedingung werde ich meinen bisherigen Posten bekleiden, wenn Typhon der Nächste nach mir ist.« — »Er sey es!« — antwortete das Volk, und bekränzte das edle Paar unter häufigem Freudengeschrei.

361. Vergebung die schönste Rache.

Demetrius Poliorcetes, König von Macedonien, hatte den Bürgern zu Athen, als er noch des Königs Kassander Statthalter daselbst war, viele Wohlthaten erwiesen. Als er nun einst wider drei gegen ihn verbündete Fürsten zu Felde gieng, ließ er seine Gemahlin und Kinder zu ihrer bessern Sicherheit bei den Athenienſern, deren Dankbarkeit er alles Gute zutraute. Er verlor die Schlacht, sah sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen, und hoffte bei seinen Freunden, den Athenienſern, eine sichere Zufluchtsstätte zu finden. Allein diese Undankbaren verweigerten nicht nur ihm den Aufenthalt bei ihnen, sondern schickten ihm sogar seine Gemahlin und Kinder unter dem Vorwande zurück, daß sie vielleicht in Athen nicht sicher wären, wo die Feinde hinkommen und sie aufheben könnten. Dieses Betragen schmerzte den Demetrius tief. — Einige Zeit hernach gelang es ihm, seine Glücksumstände zu verbessern, und er kam mit einem großen Kriegsheere, die Stadt Athen zu belagern. Die Athenienſer, sich bewußt, daß sie keine Gnade von ihm zu hoffen hätten, entschloßen sich, mit den Waffen in der Hand zu sterben. Sie erließen demnach einen Beschluß, welcher diejenigen zum Tode verdammte, die von Uebergabe der Stadt sprechen würden;

allein sie bedachten nicht, daß fast gar kein Getreide mehr in der Stadt war, und daß es ihnen bald an Brod fehlen würde. Als sie nun wirklich sehr lange Zeit den bittersten Hunger ausgestanden hatten, sagten die Klügsten unter ihnen: „Es ist doch besser, daß uns Demetrius auf einmal tödten lasse, als daß wir so den langsamen Hungertod dahin sterben; vielleicht wird er sich noch unserer Weiber und Kinder erbarmen.“ — Sie schloßen ihm also die Stadtthore auf. Demetrius befahl, daß alle verheiratheten Männer sich auf einem großen Platze versammeln sollen, und ließ diesen rund herum mit Soldaten besetzen, welche alle das bloße Schwert in der Hand hatten. Nun hörte man in der ganzen Stadt nichts als Heulen und Jammern. Die Weiber umarmten ihre Männer, die Kinder ihre Väter, und schluchzten ihnen das letzte Lebewohl zu. Als die Männer alle auf dem bestimmten Platz versammelt waren, stieg Demetrius auf einen erhabenen Ort, und warf ihnen in den rührendsten Ausdrücken ihren Undank vor. Er selbst war so bewegt, daß er während seiner Rede Thränen vergoß. Die Athenienser beobachteten das tiefste Stillschweigen, und erwarteten mit jedem Augenblicke, daß die Soldaten Befehl erhalten würden, sie sammt und sonders niederzumetzeln. Aber wie erstaunt waren sie, als dieser großmüthige Fürst mit diesen Worten seine Rede schloß: „Ich will euch zeigen, wie sehr ihr euch gegen mich verschuldet habt. Denn ihr habt euren Beistand keinem Feinde, keinem Fremden versagt, sondern einem Freunde, einem Fürsten, der euch liebte, der euch Alle noch liebt, und der sich nur dadurch rächen will, daß er euch verzeiht und euch Gutes thut. Kehrt nach Hause zurück; während daß ihr hier gewesen seyd, haben meine Soldaten, auf meinen Befehl, Getreide und Brod in eure Häuser gebracht.“

362. Die ausgeschlagene Kaiserkrone.

Im Anfang der Regierung des römischen Kaisers Tiberius empörte sich wider ihn die große Armee, welche

sich in Niederdeutschland befand. Diese Kriegsvölker, durch ihre Siege stolz und ihre Stärke fühlend, meinten ein Recht zu haben, über die Thronfolge nach August's Tode zu gebieten, und wollten ihren Feldherrn, den Prinzen Germanicus, den sie um seines trefflichen Charakters willen liebten, an die Stelle des lasterhaften Tiberius zum Kaiser ausrufen. Tiberius würde unfehlbar den Kaiserthron verloren haben, wenn Germanicus die ihm angebotene Kaiserwürde angenommen hätte. Ungeachtet aber dieser wußte, daß ihn Tiberius äußerst haßte, und überdieß eine offenbare Feindschaft zwischen des Germanicus Gemahlin Agrippine, einer Enkelin des Augustus, und der Kaiserin Livia, die sehr stiefmütterlich gegen sie verfuhr, herrschte, so machte er sich doch das Anerbieten der Armee, welche er kommandirte, nicht zu Nutzen, sondern dachte nur darauf, den Aufruhr zu stillen, indem er die Soldaten an die Siege und Triumphe des Tiberius, an die Thaten, die dieser mit ebendenselben Legionen verrichtet hatte, und an die einstimmige Wahl desselben zum obersten Regenten erinnerte. Er versicherte seine Truppen als ein ehrlicher Mann, daß er das ihm gemachte Anerbieten der obersten Herrschaft als eine Beleidigung ansehe. Die Soldaten fuhren dessen ungeachtet fort, ihn zu nöthigen, daß er sie annehmen solle, und giengen endlich so weit, daß sie ihm ihre Schwerter zeigten, um ihn dadurch zu zwingen. Da ruft aber dieser unerschütterlich rechtschaffene Mann aus: daß er lieber sterben als die dem Tiberius geschworene Treue brechen wolle. Der Aufruhr nimmt zu, Germanicus ist in der größten Lebensgefahr. Seine Freunde stellten ihm vor, er solle zum wenigsten, bei der blinden Wuth seiner Soldaten, für die Sicherheit seiner Sohnes, der noch ein Kind war, und seiner Gemahlin Agrippine, die sich eben schwanger befand, sorgen, und sich mit ihnen aus dem Lager entfernen. Germanicus kann sich aber lange nicht entschließen, diesen Vorstellungen Gehör zu geben. Auch Agrippine, die eben so herzhaft als ehrliebend war, will sich nicht von ihm

trennen. Endlich willigte sie doch darein, eine sichere Freistatt bei einem fremden Volke zu suchen. Sie geht, mit ihrem Sohne auf dem Arme, in Begleitung sehr vieler Gattinnen der vornehmsten Offiziere, deren Geschrei und Wehklagen wie aus einer im Sturme eroberten Stadt ertönte. — Dieser Anblick erweichte das Herz der Soldaten. Von Empfindungen der Scham und des Mitleids durchdrungen, laufen Einige der Agrippine entgegen, um ihre Abreise zu verhindern; Andere wenden sich an den Germanicus, welcher in diesem Augenblicke eine Rede voll Nachdruck an sie hält, die schnellere Wirkung that, als er sich Hoffnung gemacht hatte. Die Aufrührer erkennen ihr Verbrechen, und verlangen selbst die Bestrafung der Urheber.

363. Der Feind als Lebensretter.

Als Kaiser Karl der Große sich einst auf der Jagd von seinem Gefolge entfernt hatte, stieß er auf einen wilden Büffelochsen. Mit bloßem Schwerte fällt er denselben an, um ihm — was er mit seinem herkulischen Arme schon öfters gethan hatte — mit Einem Hiebe seinen großen Kopf vom Rumpfe zu hauen. Unglücklicherweise traf er ihn nicht nach Wunsch; dagegen verwundete er ihn so stark, daß das Thier auf das Aeußerste gereizt ward, und der Ochse mit seinem Horne gegen das Pferd des Kaisers rennend, den Fuß des Kaisers mit gewaltigem Stoß zerquetschte. Mit neuer Wuth drohte er ihn anzufallen; aber der muthvolle Karl, auf Gott vertrauend und Ihn hoffnungsvoll um Hilfe anflehend — verliert, sich selbst überlassen, in dieser furchtbaren Lage die Fassung seines Geistes auch nicht einen Augenblick; und siehe — welch Wunder! gerade in diesem Momente des unvermeidlichen Todes erblickte er — kaum durfte er seinen Augen trauen — einen Mann vor sich stehen, welcher mit einem Spieße den wüthenden Ochsen auf der Stelle erlegte, und nach der That sogleich sich in das Dunkel des finstern Waldes zu-

rückzog, — Endlich kommen die Hofleute; die Schaar der Jäger, die ängstlich ihren Herrn suchten, eilt herbei. Alle schreien und jammern über das ihrem Kaiser, den sie für verloren hielten, widerfahrene Unglück. Jeder verdoppelte seine Schritte, um ihm Hilfe zu leisten, ihn vom Pferde zu heben, das Blut, welches vom zerquetschten Fuße floß, zu stillen und die Wunde zu erforschen; der Kaiser, voll Ruhe, verbietet es ihnen, und befiehlt, nur dem Ochsen den Kopf abzuhauen. — »Folgt mir« — sagte er — »zu unserer Schwiegermutter, der Königin Hermangarde! Laßt uns eilen! Sie soll mich verwundet und gerettet sehen.« — Er kommt. Die Königin sieht den Gemahl ihrer Tochter mit zerrissenen Kleidern, das Blut von seinem Leibe triefen, — hebt die Hände gen Himmel, und ruft Gott und die Heiligen an. »Was sollen wir« — sagte der großmüthige Kaiser — »dem Retter thun, der das Thier, dessen Kopf du hier siehest, mit Lebensgefahr erlegt hat? Was sollen wir ihm geben? Wie sollen wir ihn ehren?« — »Alles wollen wir ihm geben,« — versetzte die Königin — »er hat den Vater des Vaterlandes gerettet; er ist jeder Ehre werth!« — »So verlange also von mir für Isambard Vergebung und Alles, was du willst! Er, den wir für unsern Feind gehalten, den wir in's Elend geschickt, dessen Vermögen wir an uns gezogen haben, weil wir ihn für ungerecht gegen uns hielten. Wir wollen ihm Alles zurückstellen; lasset uns den Erhalter unseres Lebens aufsuchen! Laßt uns ihn ehren! Er sey unser Freund!« — Der Kaiser gab Befehl, ihn allenthalben aufzusuchen, ihm alle Ehre zu erzeigen, und ihn in seine Arme zurückzubringen; und erst nachdem er diese Befehle gegeben hatte, kehrte er sich zum Wundarzte, daß er die Wunde besorgen möchte.

364. Wenn alle Welt ihr Wort bräche, so doch der Kaiser der Deutschen nicht!

Nach dem Tode des Kaisers Heinrichs VII. (1313) waren die Wahlstimmen getheilt, eine Anzahl der deutschen

Reichsfürsten wählten Ludwig, Herzog von Baiern, andere Friedrich den Schönen, Herzog von Oesterreich, zum Kaiser. Friedrich wurde zu Bonn, Ludwig zu Aachen gekrönt, und mit diesem Doppel-Kaiserthum war der Friede von Deutschland gewichen. Beide Kaiser kämpften an der Spitze des Fürstenbundes, der jeden gewählt hatte, für ihre Rechte. Im Jahr 1322 kam es bei Mühldorf zu einer Schlacht, in der Ludwig von Baiern durch die Tapferkeit seines Generals, Siegfried Schweppermann, siegte, und Friedrich selbst gefangen wurde. Mit seiner Gefangenschaft hörte der Krieg nicht auf; seine Parthei war für den gefangenen Kaiser thätig, und Frankreich so wie der Papst schloßen sich an sie an. Jetzt gab Ludwig von Baiern seinem gefangenen Feinde die Freiheit, unter der Bedingung, daß er den Krieg gänzlich unterlasse, der deutschen Krone entsage, sich mit dem Besitz seiner ererbten Länder und seiner angestammten Würde begnüge, und ihn als alleinigen Kaiser der deutschen Nation anerkenne. Friedrich gab sein Wort auf die ehrliche Erfüllung dieser Bedingungen, überzeugt, daß es gar wohl in seiner Macht stehe, sie zu erfüllen, und zog froh zu seinen jubelnden Unterthanen zurück. Er berief seine Landstände, und erklärte ihnen seinen Willen, Frieden zu schließen; diese aber erklärten dagegen, daß sie bereit wären, für ihn zu sterben, aber nicht bereit, die Waffen zu seinem Nachtheile niederzulegen. Er berief die Fürsten. Derselbe Antrag, dieselbe Antwort. Er schrieb an den Papst; dieser erklärte ihm, er werde ihn in den Bann thun, wenn er der Krone entsage. Er erklärte seinen Willen, nicht mehr Kaiser zu seyn, um als ein ehrlicher Mann sein Wort halten zu können. Die Fürsten nahmen seine Entsagung nicht an, und führten Krieg für ihn fort, obgleich wider seinen Willen. Ein weniger gewissenhafter Mann hätte sich nun wohl damit begnügt, Alles gethan zu haben, was in seinen Kräften stand, um sein Versprechen zu erfüllen. Friedrich genügte dieß noch nicht. Er war unter Bedingungen der Haft entlassen worden, die

er nicht erfüllen konnte, reiste also selbst nach München, trat unerwartet in den Saal seines Feindes, und übergab sich ihm zur Gefangenschaft. »Ich habe Euch mein Wort gegeben, zu entsagen, man will es mich nicht halten lassen, aber wenn alle Welt das Wort bräche, der Kaiser der Deutschen muß sein Wort halten. Herr Kaiser, ich bin wieder Euer Gefangener!« Erstaunt, sprachlos stand Kaiser Ludwig da; durch Waffen hatte Jener ihn nicht besiegen können, er siegte durch Edelmuth und Treue und Glauben. Ludwig sank in die Arme seines Feindes, nannte ihn Freund und Bruder, nahm ihn feierlich zum Mitregenten an, und Wohlstand und Friede kehrten unter der vereinigten guten Regierung der beiden Kaiser in das deutsche Reich zurück.

365. Der Sieg der Dankbarkeit.

Der Kalife Mammoun in Bagdad hatte einst zur Abendzeit seinen Liebling, Ali Iba Abas, bei sich. Sie waren eben in einem heitern Gespräche begriffen, als unerwartet ein Fremder, der eines großen Verbrechens beschuldigt war, an Händen und Füßen gefesselt, durch Soldaten ihm vorgeführt wurde. Verschwunden war jetzt der heitere Blick des Kalifen; erzürnt sprach er zu seinem Liebling: »Nimm diesen Verbrecher zu dir, und verwahre ihn auf's Strengste. Morgen bringe ihn vor Gericht!« — Ali gehorchte, und verwahrte den Fremdling in seinem Hause. Still und schweigend beugte sich dieser unter sein Schicksal. Sein Blick war ernst aber ruhig, der Blick eines Unschuldigen. In der nächtlichen Stille nahte sich Ali, von Niemand belauscht, dem Fremden, und fragte nach seinem Vaterlande. — »Meine Vaterstadt ist Damask,« — versetzte dieser — »dort habe ich eine friedliche Wohnung, eine geliebte Gattin und unmündige Kinder verlassen müssen.« — »Der Himmel möge Damask segnen!« entgegnete Ali — »denn daselbst wohnt der Retter meines Lebens.« — »In Damask dein Retter?« — fragte der Fremde mit erheitertem

Gesichte. — „O erzähle, ich bitte, erzähle mir diesen Vorfall.“ — „Der strenge Kalife entsetzte den Statthalter seines Amtes,“ — begann Ali — „ich bekam den Auftrag, den neuen Statthalter zu begleiten. Lange dauerte unsere Reise und war mit mancherlei Gefahren verbunden. Wir kamen in Damask an, und nahmen Besitz von der Burg. Aber des Nachts, wo wir, ermüdet von der Reise, auszuruhen gedachten, entstand plötzlich ein Aufruhr in dem Palaste. Der abgesetzte Statthalter hatte die Soldaten zur Empörung gereizt. Die Lebensgefahr war groß und stieg mit jeder Minute. Ich entgieng ihr mit einem raschen Sprung durch's Fenster, und floh in einen entfernten, nach Morgen liegenden Theil der Stadt. Da fand ich, nahe an der großen Moschee, ein Haus und einen Menschenfreund, der mich mit schützendem Arme aufnahm, und, nicht ohne Gefahr, vier Wochen lang bei sich verbarg. Als ich endlich vernahm, daß eine Karavane sich rüstete, nach Bagdad, meiner Vaterstadt, zu reisen, da erwachte die Sehnsucht nach den vaterländischen Gegenden mit aller Stärke. Doch diese frohe Aussicht wurde mir getrübt. Ich litt Mangel an dem nöthigen Reisebedarf. Scham und Schüchternheit hielt mich ab, meinem Lebensretter diese Verlegenheit mitzutheilen. Endlich entschloß ich mich, diese Reise auf gut Glück anzutreten. Der Tag des Abschieds kam. Da erschien mein Beschützer abermals; wie ein Engel des Himmels sprach er mit freundlichem Blicke: „„Die Reise ist lang; da nimm von mir etwas Reisegeld und hier dieses Roß, dieses Maulthier und diesen Sklaven zum Geschenke.““ Hierauf wandte er sich zu den Reisenden, empfahl mich ihnen bestens, umarmte mich dann mit nassen Augen, und begleitete mich mit den besten Segenswünschen. Diese unerwartete Güte erschütterte mein Herz, und machte mir den Augenblick des Abschiedes überaus schwer. Gesund und wohl kam ich in Bagdad an. O könnte ich nur noch einmal meinen edeln Retter und Wohlthäter sehen, noch einmal ihn innigst an mein Herz drücken,

dann wäre der sehnlichste Wunsch meines Herzens erfüllt, dann wollte ich gerne und zufrieden den Tod erwarten!" So sprach Ali im Hochgefühle seines dankbaren Herzens. Staunend und mit Wohlgefallen ruhte auf ihm das Auge des Fremden. Mit hoher Freude rief er aus: „Theurer! dein Herzenswunsch ist erfüllt. Schau her mir in's Gesicht, und frage dein Herz! — Ich bin derjenige, der einst bei jenem Aufruhr die Pflicht, den Bruder aus der Noth zu retten, an dir erfüllte." — Mit diesen freundlich gesprochenen Worten führte er noch nähere Umstände jenes Vorfalls an. Und Ali? — Dieser Edle wurde überwältigt von den Gefühlen der Freude und Dankbarkeit. Er stürzte seinem Retter an die Brust. — „Ja, du bist es," — rief er voll Entzücken aus — „du bist mein edelmüthiger Lebensretter, mein Herz sagt es mir. O nun ist die heiße Sehnsucht meines Herzens gestillt." — Und als er die Fesseln erblickte, befreite er sogleich den Edeln davon. — „Aber sage mir nur, wie kamst du in diese traurige Lage?" — fragte jetzt Ali. — „Ich trage diese Fesseln unschuldig" — antwortete der Fremde. — „Neid und Bosheit haben mich als einen Verbrecher angeklagt, haben mich ohne Erbarmen, ohne auf die Betheurung meiner Unschuld zu hören, von Haus, Weib und Kindern getrennt. O Ali! der Ausgang meines Schicksals ist mir unbekannt; sollte ich aber als ein Unschuldiger zum Tode verdammt werden, so nimm dich meines trostlosen Weibes und meiner verwaisten Kinder an." — „Wie, du, mein Retter! solltest bluten?" — rief jetzt Ali aus? — „du, die Unschuld selbst, solltest der schwärzesten Bosheit unterliegen müssen? Nein, ich schwöre es dir, nimmermehr soll das geschehen." — Hoher Muth blitzte aus dem Auge des dankbaren Ali; er eilte schnell fort. Der Fremde schaute ihm staunend nach. Nach wenigen Minuten kam er wieder. „Hier, du edler, theurer Freund! hier nimm diese seidenen Stoffe und diesen Beutel Geld, und diesen warmen Kuß des Lebewohls. Und nun fliehe, fliehe von hier noch in der Dun-

kelheit der Nacht; fliehe deiner sich abhärmenden Gattin und deinen mit Sehnsucht nach dir fragenden Kindern zu! Der Kalif wird zwar zürnen, wüthen; doch mich treffe seine Wuth, und wenn sie mich auch zum Tode führen ließe!« — »Edler Ali! wie? sterben wolltest du für mich? Dein theures Leben wolltest du für mich opfern? Nimmermehr! Ich bleibe. Nur der mit Schuld Beladene flieht. Aber um die einzige Liebe bitte ich dich, daß du deinen Herrscher von meiner Unschuld zu überzeugen suchest.« — Ali bat mit wehmüthigem, bethräntem Blicke, schilderte ihm die traurige Lage der Seinigen und die Strenge des Kalifen, beschwor ihn, die Flucht zu ergreifen, da es noch Zeit sey. Umsonst! Fest und entschlossen stand der Freund vor ihm, sanft seine Rechte ergreifend. — »Nein! Ali, nein! ich bleibe. Theuer ist mir mein Leben, theurer mir noch das deinige.« — Lange dauerte dieser edle Streit. Immer fester wurde ihr Freundschaftsbund, immer inniger floßen ihre Herzen zusammen. Unter diesen Herzensergießungen eilten die nächtlichen Stunden unbemerkt dahin, die Morgenröthe brach an. Da sprang Ali schnell auf. »Noch wenige Minuten, Theurer,« — sprach er — »und du bist gerettet, oder ich sterbe mit dir.« — Er eilte fort zum Palaste des Kalifen. Sehnsuchtsvoll harrte er seines Erwachens. Voll Hochgefühl der edelsten Absicht warf er sich dem Beherrscher zu Füßen. — »Gnade für den Fremdling, den ich seiner Fesseln entledigte!« — Mit zornigem Blicke und ergrimmt entgegnete der Kalif: »Wie, hast du dich erkühnt, diesen Verbrecher zu befreien? Ha, beim Allah! — so sollst du für ihn büßen!« — Ali vernahm dieses Schreckenswort; aber hoch schlug sein dankbares Herz, und erhöhte seinen Muth. — »Großer Monarch, o erhöre mich; höre den, den du bisher mit Gnade überhäuftest! Der Fremdling ist ein edler Mann, ist unschuldig. Neid, Bosheit und Rachsucht wußten ihn zu stürzen. O vernimm die Worte, die Klagen der Unschuld!« — Ungerne und erzürnt hörte ihn der Kalif an. Mit flehender

Stimme und großer Beredtsamkeit schilderte nun Ali das Gewebe der Bosheit, wodurch sein Freund und Wohlthäter angeklagt, und als ein Bösewicht gefesselt worden war. Die hohe Kraft der Wahrheit siegte, und schon milderte sich der Zorn des Kalifen. Und als ihn Ali flehentlich bat, ihn beschwor, daß er lieber ihn als seinen großmüthigen Lebensretter verdammen sollte — da wurde sein Blick heiter, seine Miene sanft, ja eine Thräne des Mitleids rollte ihm die Wange herab. „Steh auf, Ali“ — sprach der Kalif mit sanfter Stimme — „es sey, ich verzeihe dem Fremdling. Er sey frei! Geh, führe ihn her!“ — Auf Flügeln der Liebe eilte dieser fort zu seinem Retter, warf sich mit freudigem Ungestüm an seine Brust, und verkündigte ihm seine Erlösung. — Sie erschienen vor dem Throne. „Siehe,“ — sprach der Kalife zu dem Erlösten — „diesem (auf Ali zeigend) verdankst du deine Freiheit. Nun geh, und vergiß unserer nicht!“ — Hierauf schenkte er ihm kostbare Kleider, mehrere Pferde, Kameele und Maulthiere, gab ihm zehntausend Dukaten Reisegeld und einen Brief an den Statthalter in Damask, dessen Schutz er ihn empfahl. Mit Wohlgefallen ruhte der Blick des Kalifen auf Ali und dem Fremdling. Beide warfen sich, innigst gerührt, vor dem Throne nieder, und stammelten Worte des wärmsten Dankes. Alle drei fühlten hohe Himmelslust bei dem Bewußtseyn edler Thaten.

366. Edelsinn zieht nicht Gewinn aus des Bruders Noth.

Georg von Amboise (Amboas), ein berühmter Kardinal und erster Minister Ludwigs XII., Königs von Frankreich (gest. 1515), war sehr freigebig, ungeachtet er niemals zu gleicher Zeit mehr als Eine geistliche Pfründe besaß, und keine andere Einkünfte hatte, als welche ihm sein eben nicht großes väterliches Erbtheil, sein Gehalt als erster Minister, nebst den königlichen Geschenken und sein Erzbisthum gewährten. Einst hatte er auf einem Grunde, der

zu dem Erzbisthum von Rouen gehörte, ein prächtiges Haus erbauen lassen. Ein Edelmann, der nahe an diesem Hause ein Gut besaß, das ihn die Noth zu verkaufen trieb, ersuchte einen von des Kardinals Bedienten, dieses Gut seinem Herrn anzubieten. Der Bediente fand bald Gelegenheit, mit dem Kardinal deßwegen zu sprechen, mit dem Zusatz, daß er es von dem Eigenthümer für einen billigen Preis zu erlangen hoffte: dieß war aber keineswegs die Absicht des Edelmanns, als welcher, da er die Großmuth des Kardinals kannte, vielmehr hoffte, daß er ihm dieses Gut hoch bezahlen würde. Seine Hoffnung schlug ihm auch nicht fehl; denn der Kardinal ließ ihn zu sich kommen und sagte ihm, er thäte nicht wohl, daß er ein Gut verkaufen wollte, das seine Vorfahren schon so lange besessen hätten. Allein der Edelmann versetzte, daß er seine Tochter verheirathet habe, daß ihm das baare Geld zur versprochenen Mitgift mangle, und daß er, wenn er das Geld, so er aus dem Verkauf dieses Gutes löse, auf Zinsen legte, davon so viel Einkünfte als von dem Gute selbst ziehen könnte. Amboise wandte dagegen ein: er thäte besser, wenn er so viel Geld, als ihm nöthig wäre, auf einige Jahre ohne Zinsen aufzunehmen suchte. „Dieses ist wahr," sagte der Edelmann, „allein wo werde ich Jemand finden, der mir auf lange Zeit und ohne Zinsen Geld borgt?" — „Es gibt wohl noch Jemand," versetzte der Kardinal, „und zum Beweis dessen, was ich sage, will ich Euch selbst so viel borgen, als ihr zu eurer Tochter Ausstattung nöthig habt, und ihr dürft mir diese Summe nicht eher bezahlen, bis ein Theil eurer jährlichen Einkünfte dazu zureicht, ohne daß ihr euer Gut deßwegen verkaufen müßtet."

367. Ein Hochzeitgeschenk.

In dem Kriege Ludwigs XII. gegen die Venetianer ward die Stadt Brescia mit Sturm erobert und den Siegern Preis gegeben. Sie mußte verschiedene Tage hinter

einander alles Elend, das Grausamkeit und Habsucht veranlassen können, erfahren. Kein Haus ward verschont, das einzige ausgenommen, welches der Ritter Bayard zu seiner Wohnung gewählt hatte. Bei seinem Eintritt war ihm die Frau des Hauses, ein Frauenzimmer von ansehnlicher Gestalt, zu Füßen gefallen, weinend und schluchzend: „O theurer Herr! retten Sie mein Leben, retten Sie meiner Töchter Ehre!“ — „Getrost, edle Frau,“ erwiederte der Ritter, „so lange ich mein Leben behalte, soll das Ihrige und Ihrer Töchter Ehre in Sicherheit seyn.“ — Die beiden jungen Frauenzimmer wurden darauf aus dem Orte, wo sie sich versteckt hatten, geholt, und dem Ritter vorgestellt, und die vereinigte Familie richtete nun ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihren Erretter. Eine gefährliche Wunde, die er empfangen hatte, gab ihnen so viel mehr Gelegenheit, ihren Eifer zu beweisen; sie schafften einen geschickten Wundarzt herbei, sie pflegten sein wechselsweise Tag und Nacht, und wenn er eine Erheiterung der Art vertragen konnte, unterhielten sie ihn mit Gesang und Conzerten. Da endlich der Tag seiner Abreise gekommen war, sprach die Mutter: „Ihrer Güte, edler Herr, sind wir unser Leben schuldig, und nach dem Rechte des Krieges gehört Ihnen Alles, was wir haben; Ihre Großmuth aber läßt uns hoffen, daß Sie mit diesem geringen Beweise unserer Dankbarkeit zufrieden seyn werden“ — und damit setzte sie ein eisernes Kästchen voll Gold auf den Tisch: „Wie viel ist es?“ sprach der Ritter. Sie antwortete zitternd: „nicht mehr als 2500 Dukaten, mein gnädiger Herr; doch wenn mehr nöthig ist, so wollen wir uns an unsere Freunde wenden. — „Gute Frau,“ sprach der Ritter, „ich werde niemals Ihre Gütigkeit vergessen, die in meinen Augen mehr als hundert tausend Dukaten werth ist; nehmen Sie Ihr Geld zurück und verlassen Sie sich beständig auf meine Freundschaft.“ — „O bester Herr, Sie kränken mich, wenn Sie diese geringe Summe ausschlagen; nehmen Sie sie wenigstens zum Zeichen Ihrer Gewogenheit für meine Fa-

milie an.« — »Wohl, wenn ich Ihnen einen Gefallen damit thun kann, so will ich das Geld nehmen; erlauben Sie mir aber das Vergnügen, von Ihren liebenswürdigen Töchtern Abschied zu nehmen.« — Die Töchter erschienen mit Blicken der Hochachtung und Liebe. »Der Eindruck, den Sie auf mein Herz gemacht haben,« sprach der Ritter, »ist unauslöschlich; wie ich Ihnen Ihre freundschaftliche Sorgfalt vergelten soll, weiß ich nicht, denn Leute meiner Lebensart sind selten reich; hier aber sind 2500 Dukaten, die mir die Großmuth Ihrer Mutter geschenkt hat. Ich gebe sie Ihnen als ein Hochzeitgeschenk, und möge Ihr Glück in der Ehe Ihren Verdiensten gleich seyn!« — »Edelster, großmüthigster Ritter,« rief die Mutter, »der HErr, der für uns starb, belohne Sie hienieden und in der Ewigkeit!«

368. Königliche Großmuth.

Heinrich IV., König von Frankreich, sagte einst zu einem braven Offizier seines Heeres, Kaspar v. Schomberg, in der Uebereilung ein paar Worte, wodurch sich derselbe sehr gekränkt fühlte. Einige Tage darauf sollte die Schlacht bei Ivry geliefert werden. Heinrich sah den Hrn. v. Schomberg, rief ihn zu sich und sagte zu ihm in Gegenwart der vornehmsten Generale: »Herr v. Schomberg! Ich habe Sie beleidigt. Dieser Tag ist vielleicht der letzte meines Lebens; ich will die gekränkte Ehre eines braven Mannes nicht mit mir in's Grab nehmen. Ich kenne Ihre Tapferkeit und Ihre Verdienste, und bitte Sie recht herzlich um Vergebung. Kommen Sie in meine Arme!« — »Es ist wahr,« — antwortete gerührt der Herr v. Schomberg, — »Sie haben mein Herz vor einigen Tagen tief verwundet; denn es ist sehr schmerzhaft, sich von einem verehrungswürdigen Könige verkannt zu sehen. Aber Ihre heutige Güte wird mir das Leben kosten; ich kenne in diesem Leben keine größere Freude, als in dem Dienste eines solchen Königs mein Leben aufzuopfern.«

Bei andern Gelegenheiten bewies Heinrich, wie leicht es ihm sey, auch Vergehungen gegen ihn zu verzeihen, und selbst gegen Menschen, die ihm das Kostbarste, was er besaß, Leben, Thron und die Liebe seiner Unterthanen, zu rauben suchten, Großmuth zu beweisen. — Ein flamändischer Offizier, Namens Michaux (Mischoh), bot einst diesem König seine Dienste unter dem Vorwand an, daß er vom spanischen Hofe beleidigt worden sey; seine wahre Absicht aber war, daß er Gelegenheit finden möchte, ihm das Leben zu nehmen. Heinrich, der dieses sein treuloses Vorhaben inne geworden war, ritt einige Zeit darauf, einzig in Begleitung des Flamänders, der mit einem raschen Pferde und einem Paar geladener Pistolen versehen war, auf die Jagd. Als sie im Freien sich befanden, hieß der König ihn absteigen, unter dem Vorgeben, daß er sehen wolle, ob sein Pferd wirklich so vortrefflich sey, als Michaux es ihm gerühmt hatte. Michaux stieg ab, und Heinrich schwang sich sogleich auf das Pferd desselben. — „Wollten Sie nicht“ — fragte er jetzt den Hauptmann — „Jemand erschießen? Man hat mir gesagt, daß Sie mir nach dem Leben trachten; nun habe ich das Ihrige in meinen Händen.“ Bei diesen Worten schoß er die zwei Pistolen in die Luft, und befahl dem Offizier, ihm zu folgen. Der Kapitän läugnete zwar seine böse Absicht, machte sich aber bald aus dem Staub, und ließ sich nie wieder sehen.

Die Stadt Meaux (Möh), welche sich gegen diesen guten König empört hatte, und nach einer harten Belagerung demselben wieder ergeben mußte, schickte einige Abgeordnete an ihn ab, um ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen. Kaum erblickten diese den König, als sie dergestalt aus der Fassung kamen, daß sie kein Wort reden konnten, und sich ihm zu Füßen warfen. Heinrich, als er sie in diesem Zustande sah, konnte sich der Thränen nicht enthalten, richtete sie auf, umarmte sie, und sagte: „ich sehe in euch jetzt nicht unterworfene Feinde, sondern Freunde und Unterthanen, und so umarme ich euch mit einem so zärtlichen Herzen wie ein Vater seine Kinder.“

369. Der treue Sklave und der treue Herr.

Nicolas Compian, Kaufmann in Marseille, schiffte sich gegen das Ende des 17. Jahrhunderts auf einem Schiffe dieser Stadt nach Aegypten ein. Unterwegs traf dasselbe das Unglück, daß es einem afrikanischen Seeräuber in die Hände fiel, und Compian mit seinen Reisegefährten gefangen und zum Sklaven gemacht wurde. Bei seiner Ankunft in Tripolis wurde Compian an einen reichen Mann, der zu den Vornehmsten im Staate gehörte und Said hieß, verkauft. — Sein Zustand machte ihn sehr niedergeschlagen, und ob er gleich mit vieler Leutseligkeit behandelt wurde und das ganze Vertrauen seines Herrn genoß, so sehnte er sich doch nach Aegypten, wo er sein Glück zu finden hoffte, und vergoß bittere Thränen, wenn er an sein Vaterland und an seine Familie gedachte. Eines Tages begann sein Herr, der schon oft vergebens ihn zu beruhigen gesucht hatte, mit diesen Worten: »gib mir dein Wort, und versprich, zurückzukommen; du sollst Erlaubniß haben, nach Marseille zu gehen, wo du deine Familie besuchen und deine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung bringen kannst. Gott sey mit dir, und bringe dich gesund zurück!« — Freudig nahm Compian, der von seinem Herrn noch ein schönes Geschenk mit auf die Reise erhielt, dieß gütige Anerbieten an, gieng in sein Vaterland, und kehrte, trotz der verführerischen Zureden seiner Freunde, trotz der Thränen seiner Kinder und seines geliebten Weibes, wie ein zweiter Regulus, in seine Gefangenschaft zurück. Als er in das Haus seines Herrn eintrat, traf er ihn im tiefsten Gram, da er eben in Gefahr war, seine krank gewordene Frau, die er innig liebte, durch den Tod zu verlieren. »Christ,« — sagte der gute Mann zu Compian, da er ihn sah — »du kommst eben zu rechter Zeit zu meiner Hilfe; du siehst meinen Kummer; der Himmel sendet dich zu mir. Bete, bete zu deinem Gott für meine Frau und mich: denn das Gebet des Rechtschaffenen muß ihn rühren!« —

Bei diesen Worten fiel Compian auf die Kniee nieder und betete mit Inbrunst an der Seite des Muselmannes. Gott erhörte das Gebet dieser rechtschaffenen Seelen; mit jedem Tage wurde die Kranke besser. Als sie ganz hergestellt war, wollte nun der gute Herr, voll Dankbarkeitsgefühl über diese ihm geschenkte Freude, auch Andere glücklich um sich sehen. Er rief seinen treuen Sklaven Compian, und sagte zu ihm: „Höre mich an, Christ, du darfst dir nun keinen Kummer mehr machen! Zwar wünschte ich, dich bei mir zu behalten, um mein Leben in deinem Umgang hinzubringen, und dir meine Tochter zur Ehe geben zu können; aber deine und meine Religion sind dagegen. Ich muß also, wider den Wunsch meines Herzens, ihren Geboten gehorchen. Indessen ist mir doch ein Gut übrig, das ich dir geben kann, nämlich deine Freiheit. Du darfst aber nicht mit leeren Händen aus meinem Hause zu deinen Verwandten zurückkehren: zeige ihnen diese Kette, welche Sklaven, wie du bist, zu Tripolis tragen sollen (er verehrte ihm eine goldene mit den prächtigsten Diamanten besetzte Kette) — und eben habe ich ein Schiff mit Getreide beladen lassen, dieß soll dein seyn, ich habe es dir zugedacht. Schiffe dich also ein, weil es Gottes Wille ist, daß du mich verlassen sollst! Komme glücklich zu den Deinigen zurück! Seyd alle meine Freunde, wie ich der eurige bin!“ — Compian unterhielt mit Said einen beständigen Briefwechsel, und so oft er schrieb, flossen Thränen auf seinen Brief. Eben als er sich zu einer neuen Reise anschickte, um noch einmal die Freude zu haben, seinen Wohlthäter zu umarmen, wurde er krank und starb. Die Nachricht von diesem Verluste war für Said so empfindlich, daß er unter seinem Kummer erlag, und seinem ehemaligen Sklaven bald in's Grab folgte.

370. Der edle Fürst und der edle Müller.

Der Fürst von Caserta wurde einst auf einer Reise, die er durch Italien machte, durch eine schnelle und fürch-

terliche Ueberschwemmung aufgehalten, und ward hiebei Augenzeuge von dem Unglück, welches eben dadurch viele Menschen erlitten. Am meisten aber gieng ihm das Schicksal einer Familie zu Herzen, die ihrem Untergang nahe war. Entschlossen, die Rettung dieser Unglücklichen, wenn es nur immer möglich wäre, zu bewirken, bot er einem Müller, den er zufälligerweise traf, 200 Dukaten an, wenn er es wagen würde, jene Familie der Gefahr des Todes zu entreißen. Nach einigem Bedenken und auf die wiederholte Aufforderung des Fürsten, welcher die angebotene Summe noch um 100 Dukaten erhöhte, eilt der Müller den Unglücklichen entgegen, deren Jammergeschrei und Händeringen die Größe ihrer Gefahr verkündete. Glücklich arbeitet er sich durch das empörte Element, und es gelingt ihm, nach und nach Alle in Sicherheit zu bringen. Als er mit der Rettung des Letzten beschäftigt war, sagte er: »Endlich seyd ihr, Gott sey Dank! Alle gerettet.« Der Fürst, ganz außer sich vor Freude, eilte dem edlen Retter entgegen. »Nimm hier diese 300 Dukaten, und da keine gute Handlung genug belohnt werden kann, so verspreche ich dir noch dreihundert.« — »Gnädiger Herr!« — (antwortete der Müller, indem er das Geschenk ablehnte) — »erlauben Sie, daß ich mich gegen Sie erkläre!« — »Rede, Freund, . . . bist du vielleicht nicht zufrieden?« — »Euer Hoheit denken schlecht von mir!« — sagte hierauf der Müller. — »Sie haben mir ein Vergnügen verschafft, für das ich Ihnen nicht genug danken kann; ich schätze mich in diesem Augenblicke für den glücklichsten Sterblichen! Mir gelang es, diesen Leuten das Leben zu erhalten. Ich fühlte es anfänglich nicht, wie willkommen mir derjenige wäre, der mich retten würde, wenn ich in einer solchen Lage mich befände. Ich habe aber nachgedacht, und . . . ich genoß ein unbeschreibliches Vergnügen! nun hätte ich Sie um ein neues Vergnügen zu bitten.« — »Rede, ich will dir Alles herzlich gerne bewilligen, wenn es anders von mir abhängt,« — antwortete der Fürst. — »O ja,

gnädiger Herr!« — erwiederte der Müller — »Sie können es. Ob ich schon arm bin, däucht's mich doch, daß diese Unglücklichen noch ärmer seyen; ich bitte daher Euer Hoheit, die Summe, die Sie so gnädig waren, mir anzubieten, ihnen zukommen zu lassen!« — Der Fürst, welchen sein Gefühl ganz hinriß, stürzte sich in die Arme des Müllers, und rief: »Freund, du bist größer als ich!« Er gab dem Verlangen des edelmüthigen Wohlthäters nach, und vertheilte die Dukaten unter die Familie, welche aus Dankbarkeit bald des Fürsten, bald des Müllers Kniee umfaßten. Der Fürst wandte sich dann an den Retter mit folgenden Worten: »Würdiger Mann! kommt mit mir, Ihr sollt die Auszeichnung genießen, die Ihr verdient; ich will Euer Schicksal verbessern.« Der Müller sagte ihm, daß er Kinder habe. »Nun, ich will sie sehen.« — Der Fürst besuchte hierauf die arme Hütte des rechtschaffenen Müllers, umarmte dessen Kinder, die sich vor ihm auf die Kniee warfen, und hob sie auf; ihre Mutter war nicht lange zuvor gestorben; er führte den Vater nebst den Kindern nun mit sich in sein Schloß, verschaffte ihnen einen Adelsbrief, und überhäufte sie mit den größten Wohlthaten. Bei seinen Gastmahlen machte der Fürst sich eine Freude daraus, den Müller häufig an seiner Tafel zu haben, und ließ ihn jedesmal an seiner Seite sitzen. Verschiedene Vornehme wunderten sich und bezeugten ihm öfters ihr Mißfallen über die allzugenaue Verbindung mit diesem Manne, welche sie als eine Entehrung seiner Geburt ansahen. »Liebe Freunde!« — sagte ihnen der Fürst, der dieser Vorwürfe endlich müde wurde — »wir sind unsere Größe unsern Vätern, und ohne Zweifel einem gewissen Vertrage schuldig, diesen Mann aber hat die Natur durch sein Herz groß gemacht; wir wollen daher stolz darauf seyn, wenn er uns nur für seinesgleichen anerkennen will.«

371. Der hochgeehrte und doch bescheidene Sänger.

Carlo Broschi, genannt Farinelli, der berühmteste Sänger seiner Zeit, stammte aus einem verarmten adelichen Geschlechte, und wurde im J. 1705 zu Andria im Neapolitanischen geboren. Sein seltenes Künstlertalent und sein sanfter, bescheidener Charakter verschafften ihm allgemeine Achtung und Liebe. Nachdem er sich einige Zeit am Londoner und Wiener Hofe aufgehalten hatte, trat er im J. 1737 in die Dienste Philipps V., Königs von Spanien, der ihn mit Reichthümern überhäufte. — Einige Jahre darauf verfiel dieser Fürst in eine tiefe Melancholie, die ihn zu allen Geschäften untauglich machte, und ihn abhielt, sich den Bart abnehmen zu lassen und im Staatsrathe zu erscheinen. Seine Gemahlin wollte nun zu seiner Heilung einen Versuch mit der Stärke der Tonkunst machen; sie ließ heimlich Anstalten zu einem Concerte nahe an dem Zimmer des Königs treffen, und Farinelli eröffnete dasselbe mit seiner ausgezeichnet anmuthigen und zugleich reinen Stimme durch einen seiner schönsten Gesänge. Der König, der bei dem Conzerte ungemein aufmerksam wurde, schien Anfangs gerührt, und kurz darauf bewegt zu werden. Bei dem Ende des zweiten Gesanges rief er den Tonkünstler zu sich, überhäufte ihn mit gnädigen Aeußerungen, und fragte ihn, was er für eine Belohnung verlange? Farinelli bat den König, sich den Bart abnehmen zu lassen und dem Staatsrath wieder beizuwohnen. Der König willigte in seine Bitte, und von dieser Zeit an merkte man, daß die Krankheit des Königs täglich abnahm. Philipp gewann ihn jetzt immer lieber, so daß er keinen Tag ohne ihn leben konnte, und ihn zu seinem vertrautesten Freunde machte; ja er gestand ihm endlich so vielen Einfluß zu, als irgend der höchste Staatsbeamte bei ihm hatte. Aber auch auf dem Gipfel des Glückes und des Ansehens vergaß Farinelli nie, daß er vorher nur ein Sänger gewesen war. Die Herren an Philipps Hofe, die alle Tage in seinem

Palaste speisten, konnten ihn nie dahin bringen, daß er sich mit ihnen zu Tische gesetzt hätte; überhaupt betrug er sich immer mit der äußersten Bescheidenheit, so daß er allgemein hochgeschätzt wurde. Von seinem großmüthigen und bescheidenen Charakter gab er bei mehreren Vorfällen sehr schöne Beweise. Einst hörte er, als er gerade in des Königs Zimmer gieng, daß der Offizier von der Wache zu einem andern, der keine Verrichtung bei Hofe hatte, sagte: „Die Ehrenstellen werden einem Castraten reichlich ertheilt, und ich, der ich nun dreißig Jahre diene, erhalte keine Belohnung!“ — Der Tonkünstler stellte dem König vor, daß er seine Diener vergesse, und veranlaßte ihn, sogleich ein Dekret auszufertigen, welches Farinelli mit den Worten dem Offizier überreichte: „Ich habe Sie sagen hören, Sie dienten schon dreißig Jahre; Sie hatten aber Unrecht, wenn Sie sagten, es geschehe ohne Belohnung; hier ist die Belohnung, die Ihnen der König gibt.“ — Gegen Personen von niederem Stande war er ungemein herablassend und freundlich. Sein Schneider brachte ihm einmal ein neues Kleid, und Farinelli wollte ihn eben bezahlen lassen, als der Schneider sagte: „Ich gehe schon lange bei Ew. Excellenz aus und ein, und habe oft die Ehre, Sie mit den Händen zu berühren und anzukleiden; dennoch habe ich nie das Glück gehabt, Ihren himmlischen Gesang, von dessen Lob der ganze Hof voll ist, zu hören. Darum bitte ich, mir es nicht zu verübeln, wenn ich“ — Er hatte noch nicht ausgeredet, als Farinelli ihn lächelnd auf einen Stuhl bei'm Klavier sich niedersetzen hieß, und mit der nämlichen Energie und Kunst, als wenn er vor dem König säße, ihm eine Arie vorsang. Hierauf gab er seinem Kassier Befehl, ihm das Kleid doppelt zu bezahlen.

372. Dem Redlichen läßt es Gott gelingen.

Franz Fleury's (Flöry's) Eltern, Landleute im nördlichen Frankreich, starben beide an einer ansteckenden

Krankheit, als ihr kleiner Franz erst vier Jahre alt war. Ein alter Verwandter nahm ihn zu sich, aber auch dieser starb nach einem halben Jahre. Der kleine Junge kannte damals das Elend des Waisenstandes und die Leiden der Armuth noch nicht. Ganz unbekümmert wegen seines künftigen Schicksals folgte er also dem Gerichtsdiener nach, der den Auftrag vom Dorfrichter hatte, ihn, weil kein Waisenhaus da war, auf öffentliche Kosten in Pflege und Kost zu nehmen. Fleury's neuer Pflegevater war ein Mann von roher Gemüthsart und finsterem Aussehen. Kaum war der kleine Waise in sein Haus getreten, so bekam er einige Ohrfeigen, weil er sich, vom schnellen Laufe ermüdet, ohne zuvor um Erlaubniß gebeten zu haben, niedergesetzt hatte. Das arme Kind zitterte, da es bisher noch keine solche kränkende Begegnung erlitten hatte. Ein Jahr brachte es bei diesem Unmenschen zu; und in dieser ganzen Zeit war kein Tag vergangen, da der arme Junge nicht den Eigensinn und die Härte des Gerichtsdieners hätte erfahren müssen. Einst mußte er einen Brief nach einem benachbarten Dorfe tragen. Als er unterwegs war, nöthigte ihn ein heftiges Gewitter, unter einem Baume im Walde Schutz zu suchen. In der Dunkelheit, und da er der Gegend ganz unkundig war, gerieth der Kleine vom rechten Wege ab, und nachdem er die ganze Nacht und den folgenden Vormittag vergebens die Heerstraße gesucht hatte, kam er endlich Mittags auf einen Meierhof, wo gerade die Leute unter einer Linde ihr Mittagsmahl einnahmen. Mit der einnehmendsten Zutraulichkeit eilte er auf einen der Tischgäste, der zufälligerweise der Herr des Hauses war, zu, und sagte zu ihm, indem er sein Händchen hinhielt, — »gib mir auch ein Stückchen Brod, nur ein klein Stückchen gib mir: wenn du zu meinem Vater in den Himmel kommst, gibt er es dir wieder!« — Der Meier, ein guter redlicher Landmann, hatte Gefühl für diese Sprache der Unschuld, nahm den Verirrten auf, und behielt ihn bei sich. Sieben Jahre hatte Fleury bei diesem guten Land-

mann, als Schafhirtenjunge zugebracht, als einst eines Abends, da er seine kleine Heerde in die Hürden treiben wollte, ein Reisender an ihm vorbeiritt. Fleury sieht ihn reiten, und bemerkt, daß demselben etwas Glänzendes entfällt. Schnell läuft er auf die Stelle zu, und findet eine goldene Uhr. Ein alter, lahmer Schäfer, der sich in der Gegend befand, hinkt, da er den Kleinen im Besitze eines Fundes sieht, herbei, und will Antheil an diesem glücklichen Funde haben. Fleury aber behauptet, daß die Uhr dem Fremden gehöre. Der Schäfer faßt ihn mit der einen Hand bei seinem Hirtenkleide, und mit der andern bietet er ihm Geld dar, damit er ihm die Uhr überlasse. „Nein," — sagte Franz zu diesem — „die Uhr gehört weder mir noch dir, der Fremde muß sie wieder haben!" Unterdessen war der Reiter den beiden Schäfern aus dem Gesichte gekommen. Jetzt reißt sich Fleury von dem Schäfer los, treibt eilends seine Schafe in die Hürden, und eilt dem Fremden nach. Er läuft die Nacht hindurch, und kommt mit Tagesanbruch auf die Heerstraße, welche ihn nach einigen Stunden in eine Stadt führt. Hier sieht er vor einem Wirthshause ein gesatteltes Pferd stehen; er vermuthet, daß es dem Eigenthümer der Uhr gehöre, tritt in das Haus, und findet im untersten Zimmer einen schon ziemlich bejahrten Mann, der eben zu Pferde steigen wollte. — Es war Hr. Perdin (Perdein), ein reicher Kaufmann aus Dünkirchen. — „Herr!" — sagte Fleury, der vor Anstrengung durch das Laufen nur noch keuchen konnte, — „Ihr werdet wohl gestern diese Uhr verloren haben, ich fand sie, und lief euch so lange nach, bis ich euch jetzt erreicht habe!" Der Fremde stellt sich, als ob er von nichts wisse, und sagte zu dem Kleinen: er müsse sich in seiner Person irren. „So muß ich nun den rechten Mann aufsuchen," — antwortete er hierauf, und wollte eilends hinauslaufen. Diese außerordentliche Redlichkeit setzte den Fremden in Erstaunen. „Wer bist du, mein Sohn?" — fragte er ihn freundlich, und streichelte ihm das Kinn. — „Ich bin ein Schäfer."

— „Wer ist dein Vater?" — „Er ist nun droben bei den Engeln, und meine Mutter auch." — „Hast du Verwandte?" — „Ach ja, Herr." — Hier wollte Fleury, nachdem er dem Hrn. Perdin die Uhr übergeben hatte, ob er gleich ganz hungrig und erfroren war, zur Thür hinaus eilen, aber der Fremde hielt ihn. — „Laßt mich," — sagte er ängstlich — „ich habe in der Eile das arme Vieh verlassen; es ist hungrig, ich habe es noch nie hungern lassen." — „Du bist vielleicht noch hungriger, guter Knabe!" — Und nun wollte ihm der Fremde etwas von dem auf dem Tische stehenden Morgenbrode geben. Fleury benützte diesen Augenblick, und lief, ohne Belohnung zu erwarten, mit so schnellen Schritten fort, daß der Fremde, der ihm eine Strecke nachfolgte, ihn gar bald aus dem Gesichte verlor. Gegen Mittag war Fleury wieder bei seiner Schaafhürde, die er aber leer fand. In voller Angst eilte der gute Junge nach Hause. — „Herr" — rief er, indem er den Meier erblickte — „straft mich, ich war untreu! Aber es ist nicht meine Schuld; unser Schulmeister hat's zu verantworten, der hat uns Kindern so oft in der Schule gesagt: fromme Menschen müßten das Gefundene nicht behalten. Ich kann ja nichts dafür, daß der Herr so geschwind ritt." — „Das kannst du auch nicht, guter Knabe!" — Mit diesen Worten trat Hr. Perdin, der ihm nachgeritten war, in die Stube, und weil er sah, daß der Meier einen Stock in der Hand hatte, so gieng er freundlich mit den Worten auf ihn zu: „schlagt mich, guter Vater, nicht den Knaben, denn ich habe ihn verführt!" erzählte hierauf dem Bauer die ganze Sache, und hielt so lange mit Bitten an, bis er ihm den jungen Schäfer überließ. Nachdem er diesen hatte ausruhen lassen, und den Bauer beschenkt hatte, nahm er den Knaben mit sich auf's Pferd, und brachte ihn in sein Haus. Hier ließ er den gefundenen Waisen sogleich kleiden, und hielt ihm einen eigenen Lehrer, bei welchem der brave Jüngling in kurzer Zeit in guten Sitten sowohl als in den Kenntnissen eines Kaufmanns bewundrungswürdige

Fortschritte machte. Gleich von der ersten Stunde an gewöhnte er sich an die genaueste Ordnung in seinen Geschäften. Er stand alle Tage, sowohl im Winter als im Sommer, um 5 Uhr auf; nachdem er sich gewaschen hatte, verrichtete er sein Gebet, las ein Stück aus der heiligen Schrift oder aus der Moral des la Placette (la Plasett'). Hierauf machte er abwechslungsweise einen französischen oder deutschen Aufsatz, den er sich von seinem Lehrer verbessern ließ, und dann gieng er in's Comptoir (Comtoar), wo er in müßigen Augenblicken in einer der besten französischen, deutschen oder englischen Schriften las. Des Abends, nachdem das Comptoir geschlossen war, übte er sich auf dem Klavier, rechnete einige Exempel, und beschäftigte sich auf's Neue mit Lesung nützlicher Bücher. Diese edeln Beschäftigungen bewahrten ihn vor manchen Fallstricken, in welche die unerfahrene leichtsinnige Jugend leider so häufig geräth, insbesondere vor Verschwendung, Unkeuschheit und böser Gesellschaft; sie verschafften ihm nach und nach eine edle Charakterstärke, und erwarben ihm die Liebe seines Herrn. Einst war dieser nach Bordeaux (Bordoh) gereist. Unterdessen verlangte ein unbekannter Bedienter eine Portion von einem sehr heilsamen Pulver wider den Staar, welches Hr. Perdin als ein Arkanum (d. h. Geheimmittel) besaß, und Jedermann, der es verlangte, umsonst überließ. Nach einigen Tagen brachte eben dieser Bediente ein versiegeltes Papier, in welchem 200 Louisd'or für Hrn. Perdin und 50 für Fleury befindlich waren. Fleury legte zwei von seinen eigenen Goldstücken in eine Lotterie, und gewann noch vor Ankunft seines Herrn das größte Loos mit 2000 Louisd'or. Kurz nach diesem glücklichen Tage kam Hr. Perdin nach Hause, und fand nach seiner Ankunft 2248 Louisd'or auf seinem Tische liegen, welche ihm sein treuer Fleury sämmtlich überlieferte. Diese Ehrlichkeit und die während seiner Abwesenheit ungemein redlich geführte Verwaltung der Geschäfte gewannen dem Fleury das ganze Herz seines Principals. Er flog in

die Arme seines Lieblings, drückte ihn an seine Brust, schob ihm die Summe zurück, und schenkte ihm — denn er war sehr reich — noch eine gleiche Summe dazu; zugleich sorgte er dafür, daß Fleury sein Kapital mit gutem Vortheil in eine Bank niederlegen konnte. Statt bei diesem unvermutheten Glücke stolz, oder in seinem Fleiße nachläßig zu werden, setzte der fromme Jüngling seine bisherige Lebensart unausgesetzt fort, sorgte mit gleicher Gewissenhaftigkeit für das Interesse seines Herrn, und für die immer größere Vervollkommnung seiner eigenen Geschicklichkeit. Dieß hatte die Folge, daß ihm sein Principal das uneingeschränkteste Vertrauen schenkte, und ihm nun sein sämmtliches ansehnliches Vermögen unter die Hände gab, ohne je Rechenschaft von ihm zu fordern. Dieß wußte ein junger Kaufmann, mit welchem Fleury zuweilen Geschäfte abzumachen hatte. Weil dieser junge Mensch einer Liederlichkeit wegen bankerot geworden war, hoffte er, den Liebling des Hrn. Perdin durch allerhand Künste zu seinem Vortheil einnehmen zu können. Dieser, schon als Knabe ein Muster der Redlichkeit, ließ sich durch nichts in der Welt zur Untreue verleiten, und wies seinem Verführer mit der ernsten Miene der beleidigten Rechtschaffenheit und im männlichen Tone des zürnenden Muthigen die Thüre. Einst war Fleury des Abends ganz allein auf seinem Zimmer und beschäftigte sich mit Lesen, als dieser junge Kaufmann schnell in's Zimmer trat, ihm ein Pistol auf die Brust setzte, und von ihm verlangte, daß er einen Wechsel von 5000 Louisd'or mit Perdins Namen unterschreiben sollte. „Schieß zu, Unglücklicher!" — schrie Fleury; — „ich fürchte den Tod nicht, wenn ich das Leben mit Schande erkaufen soll." Die Miene, mit welcher Fleury bei diesen Worten den Meuchelmörder anblickte, hatte Heldenkraft; sie war ganz der Muth eines edeln Herzens, und traf den Bösewicht — denn jeder Lasterhafte wird feig, wenn er die Tugend zur Gegnerin hat — so glücklich, daß der Mörder das Gewehr fallen ließ, welches nun auf der Erde losgieng, und dem

guten Fleury einen Streifschuß am Bein beibrachte. Kaum war der Schuß geschehen, als Herr Perdin, der unterdessen nach Hause gekommen war und den Knall gehört hatte, in's Zimmer trat. Er erstaunte, wie er einen Fremden erblickte, der sich sogleich vor ihm niederwarf, und seine Kniee umfaßte. Fleury, den Perdins plötzliche Erscheinung ebenfalls sehr überraschte, hoffte dadurch, daß er dem Herrn Perdin sagte: der Fremde habe ein paar Pistolen verkaufen wollen, und die eine wäre, weil sie geladen gewesen, unvermuthet losgegangen, zum Besten seines Beleidigten zu wirken; und beinahe hätte Fleury's gutes Herz — freilich durch eine Unwahrheit, die nicht zu entschuldigen ist, denn auch um Gutes zu thun, darf man nicht lügen — die Schande seines Mörders gerettet, wenn diesen nicht Herr Perdin genau angesehen, und das Verbrechen auf seinem Gesichte gelesen hätte. Nun erzählte Fleury die ganze Sache, fiel aber zugleich seinem Principal zu Füßen, und bat ihn, dem Unglücklichen zu verzeihen. — Herr Perdin zog seine Schreibtafel aus der Tasche, und nahm einen Wechsel von 1000 Thalern heraus, den er dem Unglücklichen gab, ohne ein Wort dabei sprechen zu können, und Fleury faßte seinen Mörder mit der einen Hand bei'm Arme, mit der andern zeigte er zum Himmel: „Gehe hin, Unglücklicher," — sagte er, — „und versuche, ob du dich mit Dem dort oben auch versöhnen kannst!" Diese vortreffliche Handlung Fleury's war zu groß, als daß Perdin's edles Herz sie bloß mit Wohlthätigkeit belohnen zu können glaubte. Gern hätte er die ganze Stadt herbeigerufen, um jedem Menschen zu sagen, wie glücklich er durch den Besitz des frommen Fleury sey. Allein er durfte jenen Elenden nicht unglücklich machen, und begnügte sich damit, seinen Liebling in seinem Testament zum künftigen Besitzer aller seiner Reichthümer einzusetzen. Noch verschwieg er ihm dieß ihm zugedachte Glück; sein Geburtstag, der in einigen Monaten einfiel, sollte dem trefflichen Jüngling diese Freude gewähren, und zugleich

das Fest glänzender machen. In der Zwischenzeit wollte nun Perdin, der, obgleich schon in einem Alter von siebenzig Jahren, es doch noch immer für seine Pflicht hielt, durch beständige Thätigkeit nützlich zu seyn, eine Reise nach Lissabon machen, gieng auch wirklich dahin ab, und nahm in der freudigsten Hoffnung, daß er zeitig genug wieder zu Hause seyn würde, von seinem Liebling Abschied. Fleury, der es kaum erwarten konnte, seinen gütigen Herrn wieder zu sehen, eilte an dem Tage, da Perdin wieder einzutreffen gehofft hatte, nach dem Hafen bei Wadyk. Allein er mußte dießmal traurig wieder nach Hause gehen, und diesen Gang hatte er, bald unter süßen Erwartungen, bald unter traurigen Ahnungen, schon 14 Tage nach einander gethan. Noch immer begleitete ihn die Hoffnung zum Hafen, als eines Tages einer der Matrosen seines Principals mit der traurigsten Miene in's Comptoir kam, und ihm meldete, daß das Schiff auf seiner Rückreise untergegangen sey, und daß bloß er nebst dem Küchenjungen sich auf einem Brette gerettet habe. Fleury's Schmerz war unbeschreiblich, und zog ihm eine gefährliche Krankheit zu. Unterdessen kam das Gerücht von diesem Unglück auch Perdin's einzigem Bruder, der auch ein Kaufmann war, zu Ohren. Dieser lief sogleich nach seines Bruders Hause, öffnete, ohne daß der kranke Fleury etwas gewahr wurde, mit Gewalt den Schreibpult des Verunglückten, nahm dessen Schriften heraus, und ließ hierauf Alles versiegeln. Unter den Schriften befand sich auch das Testament, nach welchem Fleury Universalerbe war. Dieses verbrannte er, und seine Tücke erfand zugleich das Mittel, die dabei gebrauchten Zeugen zu seinem Vortheil zu bestechen. Hierauf setzte er sich in den Besitz der sämmtlichen Güter seines Bruders, und der kranke Fleury mußte seine Stelle aufgeben. Dieser miethete sich nun ein kleines Zimmer in einer einsamen Straße mit dem Vorsatz, nach seiner Genesung diesen für ihn jetzt so traurigen Aufenthaltsort zu verlassen. Einst saß er einsam und traurig auf seinem Zimmer, so ganz

mit dem Bilde seines ihm unvergeßlichen Wohlthäters beschäftigt, als er unvermuthet in seinen Betrachtungen durch den Empfang eines Briefes gestört wurde, aus dessen Aufschrift er sogleich erkannte, daß er von seinem Herrn und Freunde Perdin kam. Fleury, vor Freude ganz entzückt, erbrach ihn schnell, las, küßte ihn, las ihn auf's Neue, und drückte ihn an seine Brust. Perdin war, wie er aus diesem Briefe fand, zwar noch am Leben, befand sich aber freilich in einer Lage, die nicht viel besser war als der Tod. Er schmachtete zu Algier in der Sklaverei, und nur eine Summe von 6000 Thalern konnte ihn seinem treuen Fleury wieder schenken. In fliegender Eile rannte dieser Redliche durch die Straßen, um sein niedergelegtes Kapital, das ihm eigenthümlich zugehörte, zu holen. Und in Zeit einer Stunde hatte er schon dafür gesorgt, daß es sammt den Zinsen seinem unglücklichen Wohlthäter zugeschickt werden konnte. Kaum hatte Fleury nach seiner Zuhausekunft angefangen, sich den entzückenden Auftritt, den ihm der neue Besitz seines Pflegevaters schenken würde, in seiner Einbildungskraft auszumalen, als zwei Gerichtsdiener in sein Zimmer traten, und ihn in's Stadtgefängniß mit sich führten, wo er in Ketten gelegt und längere Zeit gefangen gehalten wurde. Der obgedachte Bruder seines Principals, ein Mann, der eben so geizig als hinterlistig und grausam war, hatte ihn nämlich angeklagt, daß er heimlich noch Kapitalien seines Bruders in Händen habe. Der Matrose, der die Nachricht von Perdin's Tode ausgesprengt hatte, war bestochen worden, und da dieser über die Richtigkeit seiner Aussage einen Eid ablegte, so wurde Fleury von dem Gericht für schuldig gehalten. Schon lag er zwischen den schrecklichsten Folter-Instrumenten, die eine genaue Angabe der noch in seinen Händen sich befindenden Kapitalien erpressen sollten, als sein Freund und Wohlthäter Perdin in's Gefängniß trat. Bald umarmte Perdin Fleury's Kniee, und sank dann ohnmächtig auf seinen Liebling hin; bald schlangen sich Fleury's Arme um seinen wiedergefundenen

Beschützer, und sein ganzes Herz flog aus seinen schmachtenden Blicken in Perdin's thränendes Auge hinüber. Nach zwei Jahren starb der fromme Greis. Fleury, der nun Herr von drei Tonnen Goldes war, schenkte den dritten Theil dieser Summe sogleich dem Bruder seines Herrn, der auf Lebenszeit zum Zuchthause verurtheilt worden war; denn von der verdienten Todesstrafe war er auf Fleury's und Perdin's anhaltende Fürbitte befreit worden. Eine fernere große Summe ließ der gütige Erbe den Hausarmen baar auszahlen, und ein anderes Kapital legte er nieder, damit die Zinsen davon jährlich an Nothleidende vertheilt würden. Endlich gab er noch 50,000 Thaler zur Erbauung eines Waisenhauses her. Schon als Knabe und Jüngling war Fleury bei Jedermann beliebt, — denn Redlichkeit und Demuth haben ihre Belohnung unmittelbar zur Seite; — jetzt aber schätzten ihn alle Einwohner in und um Dünkirchen, und nie wurde sein Name genannt, ohne gesegnet zu werden. Er starb, ohne die schreckvolle Seite des Todes zu empfinden, an einem Schlagflusse im neunzigsten Jahre seines Alters: eine ausgezeichnet schöne Reihe von Jahren, die ihm seine rechtschaffene und geordnete Lebensart geschenkt hatte. Das Gerücht oder vielmehr die Wehklage der Armen trug die Nachricht von dem Tode dieses großen Menschenfreundes von Wohnung zu Wohnung; und wo man einen Menschen erblickte, da sah man ihn die Hände ringen, und den trefflichen Fleury beweinen; wirklich sind wohl selten aufrichtigere Thränen geflossen als jene, die diesen Menschenfreund betrauerten. — Bei seinem Tode befanden sich in dem von ihm gestifteten Waisenhause bereits 31 Knaben und 20 Mädchen; sie giengen sämmtlich, schwarz gekleidet, vor der Leiche ihres Vaters — so nannten sie den frommen Fleury — her und streuten Blumen auf den Weg.

373. Richte den Vorsatz, nicht die That.

Zigan, der große Chan (Oberhaupt) der kalmuckischen Tataren, eines asiatischen Volkes, welches an Wildheit und Barbarei wenigen rohen Völkern auf der Erde nachsteht, war im J. 1715 mit seiner ganzen Hofdienerschaft auf der Jagd im Walde. Unglücklicherweise verwundete ihn ein ungeschickter Sklave mit einem Pfeile an dem rechten Auge so, daß er den Gebrauch desselben verlor. Des Chans Gefolge fiel über den armen Sklaven her, und wollte ihn niederhauen. Aber Zigan hielt sie zurück, und sagte: „wir müssen nur den Vorsatz beurtheilen und bestrafen; nicht aber die That selbst. Dieser Mensch hat mich zufälligerweise verwundet, sonst sich aber treu bewiesen. Würde ich durch seinen Tod mein Auge wieder bekommen?“ — Allein auch hiemit war der großmüthige Fürst noch nicht zufrieden; — er schenkte dem Sklaven nicht bloß das Leben, sondern auch die Freiheit, und sagte ihm: „Gehe hin im Frieden! Bedarfst du in der Folge meiner Hilfe, so scheue dich nicht, dich an mich zu wenden, und ich werde dir's nie gedenken, daß ich von jetzt an durch dich ein Auge weniger habe.“

374. Die beschämende Straflosigkeit.

Ein vertrauter Freund des Connetable Montmorency (Montmoransy) bat diesen auf seinem Todbette, sich doch seines einzigen Sohnes mit väterlicher Liebe anzunehmen, und ihn auf keinen Fall zu verstoßen. Der Connetable nahm ihn zu sich, und gab ihm dazu noch eine Pension, die nicht unbedeutend war. Einmal, als sich der junge Edelmann allein im Zimmer des Connetable befand, sah er einen prächtigen Diamant liegen, dessen Schönheit alle Gefühle der Ehre und Dankbarkeit in seinem Herzen unterdrückte. Er steckte ihn zu sich; aber seine niederträchtige Handlung blieb nicht unbemerkt. Ein Diener hatte ihn beobachtet — er eilte, seinem Herrn den Diebstahl anzu-

zeigen. Diesen schmerzte die niedrige Denkart eines Menschen, den er mit väterlichem Herzen aufgenommen, und in dem er so gern seinen edlen Freund hätte mögen wieder aufleben sehen. Aber er gedachte des Versprechens, welches er dem Sterbenden gegeben. Er ließ den jungen Mann zu sich kommen. Die Erwartung der Hausgenossen war auf's Höchste gespannt; Alle glaubten, er würde nun aus dem Hause verwiesen werden. Er selbst fürchtete das, warf sich zu den Füßen seines Wohlthäters, und beschwor ihn unter vielen Thränen, ihm doch zu verzeihen. Der Connetable hob ihn auf und sagte: „Es ist Ihnen ein Unglück begegnet, wovon ich die größte Schuld trage. Warum war ich so thöricht, Ihnen eine Pension zu geben, mit der Sie nicht ausreichen können? Künftig soll sie um die Hälfte vermehrt werden. Sie bleiben bei mir, und sehen mein Haus als das Ihrige an.“ Wie beschämte, wie rührte dieß edle Benehmen den jungen Edelmann, und wie so ganz erreichte es seinen Endzweck! Von diesem Augenblick an konnte sich der Connetable ganz auf ihn verlassen. Der junge Mann bereute seine That und besserte sich durchaus.

375. Mit dem Maaß, damit ihr messet, wird euch gemessen werden.

Der Gründer des großen Handlungshauses Zois in Laibach (Hauptstadt des Königreichs Illyrien) kam als ein armer Knabe aus der italienischen Provinz Bergamo, seiner Heimath, zu dem reichen Kaufmann Peter Codelli in der besagten österreichischen Stadt. Durch Treue, Fleiß und Geschicklichkeit erwarb er sich die Liebe seines Principals in so hohem Grade, daß er ihn nicht nur zu seinem ersten Geschäftsführer machte, sondern auch zum Mitinteressenten in seine Handlung aufnahm, und ihn dadurch in den Stand setzte, daß er nach seinem Tode die sämmtlichen Geschäfte seines Hauses unter der bisherigen Firma auf eigene Rechnung fortsetzen konnte. Ein Waisenvermögen

von 60,000 Gulden, das der Stadtmagistrat zu Laibach seiner Redlichkeit anvertraut hatte, trug das Meiste zur Gründung seines Kredits und zur Ausbreitung seiner Thätigkeit bei. Im Jahr 1742 kam ein neuer Gouverneur nach Laibach, der aus Haß gegen den wackern Kaufmann dieses Kapital aus seiner Kasse zurückforderte. Zois gerieth in die äußerste Noth. Die Sache machte Aufsehen; alle seine Gläubiger ahmten das Beispiel des Gouverneurs nach; jeder fürchtete den Sturz des jungen Mannes. — Dazu kam noch ein neues Unglück. Zois hatte ein Haus in Venedig, und gerade um diese Zeit hörte sein dortiger Faktor, durch unglückliche Spekulationen zu Grunde gerichtet, zu bezahlen auf. Er eilte dahin, untersuchte unter der Aufsicht der Obrigkeit die Bücher seines Geschäftsführers, fand ihn schuldlos an seinem Unglücke, und noch einen Ueberschuß von 7000 Gulden. Aber diese 7000 Gulden konnte er nicht hinweg nehmen, ohne die Familie des Faktors in's tiefste Elend zu stürzen. Was thut der edle Mann? Er streicht seine Forderung aus, und erläßt der jammernden Frau und ihren Kindern die ganze Summe. Ganz Venedig erstaunte über diese schöne That, die durch die Rücksicht auf Zois bedrängte Lage in einem um so helleren Glanze erschien. Jederman interessirte sich für ihn, besonders aber die Kaufmannschaft. Er erschien auf der Börse. Bekannte und Unbekannte drängten sich um ihn her. Die reichsten Häuser boten ihm ihre Dienste, ihren Kredit und ihre Kassen an, und alle hielten Wort. Gerettet reiste er nach Laibach zurück, und die Tücke des Gouverneurs war vereitelt. Bald nachher besuchte er die Messe zu Sinigaglia, wo besonders viel in Eisen gehandelt wird. Es war ein unermeßlicher Vorrath von diesem Metalle, aber kein Käufer angekommen. Zois nahm den ganzen Vorrath in geringen Preisen, und nach zwei Tagen strömten die Käufer schaarenweise herbei. Er machte einen außerordentlichen Gewinn. In kurzer Zeit war sein Haus eines

der ersten. Er starb im Jahr 1768 als einer der reichsten Männer in der ganzen österreichischen Monarchie.

376. Der kranke Nachbar rechnet auf mich.

In einem Dorfe auf der dänischen Insel Fühnen im baltischen Meere kam im Jahr 1770 Feuer aus. Unter den zum Löschen herbei geeilten Personen befand sich auch ein Bauer, dessen ganzes Vermögen in einem kleinen Hause bestand. Unglücklicherweise griff das Feuer so schnell um sich, daß dieses Bauers Häuschen selbst anfieng, in Brand zu gerathen. Als man ihn hievon benachrichtigte, damit er doch wenigstens sein Hausgeräthe noch rette, fragte er zuvörderst: wie es um seines Nachbars Haus stehe? Und da man ihm antwortete, daß auch dieses schon von den Flammen ergriffen sey, sagte er: „So muß ich eilen, um meinen Nachbar zu retten, welcher krank und außer Stande ist, sich selbst zu helfen; denn ich bin gewiß, daß er auf mich rechnet.“ — Sogleich eilt er, mit Vorbeigehung seines eigenen Hauses, nach dem Hause des Unglücklichen. Schon hatte die Flamme das Bett desselben erreicht. Ein brennender Balke drohte über ihn herabzustürzen. Ohne sich dadurch abschrecken zu lassen, dringt er durch Rauch und Dampf hindurch, nimmt den Kranken auf die Schulter, und bringt ihn glücklich in Sicherheit. Die ökonomisch-philanthropische Gesellschaft in Kopenhagen, gerührt von dieser seltenen Handlung der Menschenliebe, schickte diesem Bauern einen silbernen Becher voll dänischer Thaler. Der Knopf des Deckels war mit einer Bürgerkrone geziert, an deren zwei Seiten Medaillons angebracht waren, auf welchen diese Handlung mit wenigen Worten eingegraben war. Mehrere Einwohner dieser Hauptstadt schickten ihm Geschenke zu, um ihn wegen des Verlustes seines Hauses und seiner Mobilien einigermaßen schadlos zu halten.

377. Bin ich nicht dem verlassenen Kinde der Nächste?

In Paris lebten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zwei Schwestern, deren eine sehr reich, die andere aber, welche Meuthe hieß, eine arme Obsthändlerin war, die nur mit Mühe sich mit neun Kindern zu erhalten vermochte. Nie hatte die reiche Schwester sich um die arme Meuthe bekümmert, und ebenso wenig jemals gethan, als ob sie ihr angehöre; denn sie schämte sich ihrer. Es wäre ihr so leicht gewesen, dem armen Weibe zu helfen; denn sie verlor oft in Einem Abend im Spiele so viel, oder ließ bei Einer Mahlzeit so viel darauf gehen, daß die Meuthe wohl ein ganzes Jahr mit ihren Kindern hätte davon leben können; aber sie half ihr nicht. Die reiche Schwester wurde gefährlich krank; die Aerzte sagten ihr, daß sie nicht wieder aufkommen werde. Sie machte ihr Testament, und vermachte ihr ganzes großes Vermögen einer ohnehin schon reichen Bäckersfrau; ihrem eigenen Kinde, dem einzigen, welches sie hinterließ, hatte sie nichts in demselben ausgesetzt. „Mein Gott!“ — sagte die Meuthe, — „was habe ich doch meiner Schwester gethan, daß sie so hart gegen mich gehandelt hat? Und was hat ihr das arme Geschöpf, ihr eigenes Kind, gethan?!“ Meuthe erkundigte sich nach der Bäckerin, welche die Erbin des großen Vermögens war, und hörte überall, daß sie eine geizige, harte Frau sey, die gewiß das arme Kind ihrer Schwester schlecht genug halten werde. Bald vernahm sie auch, daß diese Frau im Begriff stehe, es bei einem schlechten Weibe in die Kost zu geben. „Nein!“ — sagte Meuthe voll Unwillen — „nein, das soll nicht geschehen; ich will das Kind erziehen; Gott wird ja helfen!“ Man stellte ihr vor, wie schwer es ihr werden würde, noch dieses Kind zu ernähren, da sie deren schon neun habe, die ihr sauer genug würden; aber sie blieb bei ihrem Vorsatze. — „Ich“ — sagte sie — „bin ja dem verlassenen Kinde die Nächste!“ (Nachdem sie das Kind, welches nur erst ein paar Jahre alt war, herbeigeholt,

trug sie es auf ihrem Arm in ihr Haus). — „Ja, ich bin dir am nächsten, armes Geschöpf!“ — rief sie und drückte das Kind mit Innigkeit an sich. Sie liebte von dieser Zeit an das Kind wie ihr eigenes; es empfieng Alles, was ihre eigenen Kinder auch empfiengen; sie nährte und sie kleidete es so gut als die andern. So schwer es der guten Meuthe auch wurde, zehn Kinder mit ihrem kleinen Obsthandel zu ernähren, so hat es sie doch niemals gereut, das verlassene Kind zu sich genommen zu haben.

378. Der zerrissene Schuldbrief.

Ein Prediger hatte 300 Thaler Schulden, wovon ihm Pastor Daniel Heinrich Purgold zu Parchen im Magdeburgischen 100 Thaler auf eine Handschrift geliehen hatte. Der arme Mann verfiel darüber in Schwermuth, und endlich in eine gänzliche Melancholie. Schon hatte man an ihm bemerkt, daß er Anschläge der Verzweiflung wider sein Leben auszuführen suchte. Man veranstaltete es, daß er nach Parchen zum Besuch kommen mußte. Purgold redete mit ihm über seinen Zustand, fand aber Zurückhaltung. Er suchte sich Zutrauen zu erwecken, und nach vieler Mühe gelang es ihm endlich, einige Blicke in das Gemüth seines Collegen zu werfen. Dieser wollte durchaus noch in der Nacht nach Hause, und zwar allein, weil wahrscheinlich diese zur Ausführung des traurigen Vorsatzes bestimmt war. Man hielt ihn aber halb mit Gewalt zurück. In den einsamen Abendstunden wurde mehreres geredet, und er ließ sich näher kommen. Von einem nicht genug überdachten Ausdruck, den er fliegen ließ, nahm Purgold Gelegenheit, ihm seinen gehegten verzweifelten Anschlag als eine Vermuthung, als nur errathene Gedanken in's Gesicht zu sagen. „Und wäre es auch zu verwundern, wenn mir solche Gedanken kämen,“ — fuhr der Verzweiflungsvolle äußerst heftig auf, — „was hilft mir ein solches elendes Leben?“ — „Schämen Sie sich nicht?“ — antwortete Purgold, — „Sie sind ein Pre-

diger!" — „Prediger oder nicht, das kommt hier nicht in Anschlag." — „Denken Sie denn nicht an Ihren zukünftigen Zustand, nicht an die Ewigkeit?" — „Ei da kommen so viele Vornehme und Geringe hin, es wird doch wohl noch auszuhalten seyn." — Purgold sah hieraus wohl, daß eine wirkliche Verwirrung der Ideen und eine Zerrüttung der Seelenkräfte auf dem Wege war, doch wußte er die eigentliche Ursache noch nicht, die dieß Uebel veranlaßt hatte. „Sagen Sie mir nur," fragte er ihn, — „woher Ihr trauriger Zustand entstanden ist?" — „Nun so hören Sie mein Unglück, und urtheilen Sie, ob ich nicht Recht habe. Ich bin 300 Thaler schuldig, nächstens werde ich angeklagt, ausgepfändet, mit Schimpf und Schande abgesetzt, und muß ein Landläufer werden." — „Ha ha, weiter ist's nicht? — Wer wird Sie denn anklagen und auspfänden lassen, Ich bin ja auch Ihr Gläubiger?" — „Nun ja, Sie auch, denn das Mein und Dein kennt keine Freundschaft in der Welt." — „Warten Sie ein wenig." — Er gieng, holte seine Handschrift von 100 Thalern, zerriß sie, und warf ste ihm vor die Füße, „da" — sagte er — „ich bin bezahlt." — Er stutzte: „Herr," fieng er aber wieder an, „das können Sie nicht. Sie sind schuldig für Ihre Frau zu sorgen, und vielleicht ist's gar deren Eingebrachtes, das können Sie nicht verschenken." — „Gut, ich will auch diesem Einwurf begegnen." Er gieng hinaus, sagte seiner Gattin nur mit kurzen Worten: „Hier ist eine Menschenseele zu retten, komm herein, und bejahe mir, was ich sage, und billige ja ohne allen Anschein der Bedenklichkeit, was ich thue und dich frage." „Hier ist meine Frau," sagte Purgold, indem er hereintrat. — „Mein Kind, der Herr Pastor ist ängstlich, weil er mir 100 Thaler schuldig ist, hat tausend fürchterliche Ideen, da liegt seine Handschrift, ich habe sie vernichtet, die Schuld geschenkt, du bist's doch zufrieden?" — „Herzlich gern, wenn dieß Sie zu beruhigen im Stande ist." Stumm vor Erstaunen sah der Pfarrer beide ab-





wechselnd an. Endlich brach er in einen Strom von Thränen aus. — „Gott, Gott," rief er, — „ist denn noch so viel Freundschaft und Menschenliebe in Deiner Welt! — Ich dachte, die Menschen wären lauter Ungeheuer, die nur einander zur Qual und Marter auf Erden leben. O mein Vater, diesen Namen, den ich so lange nicht habe aussprechen können, gebe ich Dir nun von ganzem Herzen wieder, o mein Vater, laß mich doch nur als ein ehrlicher Mann leben und sterben!" Hier nahm er seine Handschrift auf, und steckte sie in die Tasche. Purgold kannte ihn, und wußte recht gut, daß er ihn auch ohne Handschrift bezahlen würde. Als Menschenkenner suchte er weiter nichts, als den armen verirrten Mann in diesem gefährlichen Wendepunkte von dem traurigen Gegenstand abzulenken, und seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Er bettete ihn neben sich in dem Alkov. Er fand ihn etwas munterer, als er ihm eine gute Nacht wünschte. Er horchte an der Thüre und hörte ihn beten, recht inbrünstig um Vergebung seiner Sünden flehen, sehnlich nach Gnade ringen, er hörte ihn sich, als seinen Freund, Wohlthäter und Retter, der Vergeltung Gottes unter Schluchzen nnd Thränen empfehlen. Er weinte mit, dachte, das ist mehr werth als hundert Thaler, und hatte einen der glücklichsten Abende seines Lebens, wo er recht ruhig, recht freudig einschlief. Den folgenden Morgen fand er seinen Gast ganz aufgeheitert. »Ich freue mich recht herzlich über Ihre Veränderung," — sagte er zu ihm, — „Sie müssen aber ganz beruhigt werden. Auch Ihre übrigen Schulden müssen getilgt seyn. Lassen Sie es uns überlegen, wie wir das anfangen wollen. Wollen Sie nicht Ihre Wirthschaft aufgeben, und den Acker um die Hälfte austhun?" — „Gerne, aber das geht nicht, die Bauern thun's nicht." — „Haben Sie's schon versucht?" — „Nein, aber ich weiß es im Voraus, sie thun's nicht." — „Wir wollen sehen." Er machte ihm einen Plan, zeigte ihm seine Vortheile bei der Verpachtung, reiste mit ihm

zurück, sprach mit den Schulzen und einigen Bauern, und schrieb, da diese mit Freuden die Vorschläge annahmen, sogleich den Vertrag. Sein Freund freute sich, daß er von den Beschwerden der Oekonomie erlöset wurde. Zu den Ackergeräthschaften fanden sich sogleich Käufer, und das Vieh wurde mit Vortheil auf dem Markte verhandelt. Nach einigen Wochen kam er nach Parchen zum Besuch. „Freuen Sie sich mit mir!" — rief er „ich habe meine Schulden bezahlt, hier sind auch Ihre hundert Thaler, und ich habe noch Geld übrig." — „Ich hab's Ihnen ja geschenkt, Sie haben ja schon die Handschrift wieder." — „Ja ich weiß es wohl, loser Freund, Sie haben mich als ein Kind behandelt, das man vorerst nur zum Schweigen bringen muß. Ich war's auch, aber nun bin ich wieder ein Mann, nehmen Sie Ihr Geld, und empfangen Sie hier meinen heißesten innigsten Dank."

379. Der Gnadengehalt.

Die Marquisin von Villacerf wollte sich zur Ader lassen, und ließ deßhalb einen der berühmtesten Wundärzte in Paris rufen. Aber dieser sonst so geschickte Mann war dießmal so unglücklich, eine Schlagader entzwei zu schneiden. Nach einigen Tagen, da der Brand hinzugekommen war, blieb nichts übrig, als die Hand abzunehmen. Auch diese Operation mißglückte dem Wundarzt, und lief so gefährlich ab, daß die Marquisin sterben mußte. Auf ihrem Todtenbette machte sie noch ein Testament, worin sie dem unglücklichen Wundarzt einen lebenslänglichen Gnadengehalt aussetzte. »Ich vermache dem Wundarzt," bestimmte sie, „deßwegen diesen Jahrgehalt, weil ich voraussehe, daß das Unglück, das mir seine Unvorsichtigkeit gebracht hat, ihn um Kredit und Kunden bringen wird. Wovon sollte denn der arme Mann leben?"

380. Die schöne Genugthuung.

Die Wittwe eines französischen Unterzolleinnehmers war bald nach dem Tode ihres Mannes nach Paris gezo-

gen, um dort ihren einzigen Sohn, den sie zärtlich liebte, unter ihren Augen zu einem brauchbaren Bürger des Staates erziehen zu lassen. Da die Natur dieses Kind mit vielen äußeren Annehmlichkeiten und vortrefflichen Verstandesanlagen begabt hatte, so sah sie in ihm die schönsten Hoffnungen aufblühen; um so mehr ließ sie sich seine Erziehung angelegen seyn. Aber die Vorsehung schien beschlossen zu haben, alle diese schönen Hoffnungen auf einmal zu zerstören, und ihre Standhaftigkeit auf die empfindlichste Probe zu stellen. Eines Tages sitzt ihr Sohn auf einer Galerie, um frische Luft zu schöpfen, und liest. Unten im Hofe schlägt indeß der Sohn des Parlamentspräsidenten mit andern Gespielen den Ball. — Plötzlich fährt, durch einen unglücklichen Schlag des Knaben, der Ball zur Gallerie herauf, trifft den Sohn der Wittwe, und zwar das rechte Auge desselbe, welches sogleich durch die Gewalt der Kugel zerschmettert wird. Mit einem lauten Geschrei fällt dieser nieder. Alles rennt herbei, und findet ihn ohnmächtig auf dem Boden ausgestreckt liegen; sein ganzes Gesicht, besonders das verletzte Auge schwillt entsetzlich auf, und das linke noch gesunde Auge wird von einer Entzündung ergriffen, daß man auch noch dieses für verloren hält. In dieser Lage findet ihn der Sohn des Parlamentspräsidenten, der unter Zittern und Beben herbei wankt, und sogleich gesteht, daß er der Thäter sey. — Voll Verzweiflung flüchtet er sich zu seinem Vater, erzählt ihm den ganzen Vorfall, und fleht um seinen Schutz. Dieser wird durch die Erzählung des Unglücks äußerst aufgebracht, weil er den hoffnungsvollen Jüngling und seine rechtschaffene Mutter kennt. In der ersten Anwandlung des Zornes verwünscht er die Unbedachtsamkeit seines Sohnes, und befiehlt ihm, aus seinen Augen zu gehen. Trostlos eilt dieser in seine Stube und beweint sein Unglück. Indessen ward die Mutter des Verwundeten herbeigerufen. Sie kommt, und man kann sich den Zustand denken, in welchen ein zartempfindendes Herz, wie das ihrige, bei diesem Anblick versetzt wurde. Sie

erkundigt sich nach den Umständen, und schon ist sie etwas mehr beruhigt, als sie erfährt, daß ihr Sohn ganz ohne seine eigene Schuld unglücklich geworden sey. Sie faßt sich, da der Wundarzt kommt. — „Geben Sie mir Hoffnung," — redet sie ihn an — „daß das Leben meines Sohnes erhalten werden könne?" — „Ja!" — spricht er — „auch ohne ein Wunder wird er am Leben bleiben." — „Aber sein Gesicht, mein Herr?" — „Sein Gesicht wird er verlieren, ohne alle Rettung." Sobald der erste Verband gemacht war, verließ die Wittwe ihren Sohn, und will den Thäter sehen. Man sagt ihr, daß er in der äußersten Verzweiflung zu seinem Vater geflüchtet sey. Sie eilt dahin. Die Bedienten wollten sie abweisen. — „Sein Vater," — sagten sie — „ist ihm hart genug begegnet; Ihr Anblick würde ihn tödten." — „Laßt mich zu ihm!" — spricht sie. — Man meldet ihre Ankunft. Der erschrockene Jüngling will sich verbergen; aber die Wittwe folgt dem Bedienten und tritt zugleich in das Zimmer. „Sie werden mir nicht entfliehen," — ruft sie — — „Ach, Madame," — schreit der Knabe, und wirft sich zu ihren Füßen; — bestrafen Sie mich durch keine Vorwürfe; sonst aber machen Sie mit mir Alles, was Sie wollen. Sie können nicht grausamer gegen mich seyn, als ich es verdiene. Mein Vater verstößt mich, und mein übriges Leben wird mir auf die traurigste Weise hingehen!" — „Trösten Sie sich!" — sagte die Wittwe mit einer liebreichen Stimme, und hob ihn auf; — „das Unglück ist nicht so groß, als Sie vielleicht fürchten. Mein Sohn verliert sein Gesicht, aber sein Leben behält er. Ich weiß, Sie sind ein Freund meines Sohnes. Was Sie gethan haben, geschah weder aus Nachläßigkeit noch aus Bosheit. Gottes Rathschluß hat es gefügt; Seine Hand züchtigt mich, und ich verehre seinen Willen. Ich würde doppelt gekränkt seyn, wenn dieser Zufall auch Sie unglücklich machen sollte. Beruhigen Sie sich; ich werde Ihren Vater zu besänftigen suchen, ich muß ohnedieß eine Genugthuung

von ihm fordern!« — Der Jüngling war von Dankbarkeit und Gefühl ihrer Großmuth erfüllt. Sie verließ ihn und gieng zum Präsidenten, der noch ganz betrübt über den Verlust, den diese würdige Mutter erlitt, auf die Mittel sann, ihren Schaden möglichst zu vergüten. — »Unglückliche Mutter!« — rief dieser, da er sie erblickte, — »haben Sie Mitleid mit einem Vater, und quälen Sie mich nicht mit Ihren Klagen, die das Verbrechen meines Sohnes mir noch schwerer machen!« — »Ich will Ihren Schmerz nicht vermehren,« — antwortete sie — »aber ich fordere Genugthuung.« — »Fordern Sie Alles, Madame, mein ganzes Vermögen gehört Ihnen.“ — „So viel eben nicht, aber auch nicht viel weniger.“ — „Und was denn?“ — „Daß Sie Ihrem Sohne verzeihen; er ist unschuldig und Ihrer Liebe würdig; lassen Sie mich allein unglücklich seyn und tödten Sie mich nicht durch Ihren Zorn!“ Der Präsident, voll Ehrfurcht gegen die Mutter, die selbst da, wo der Standhafteste die Herrschaft über sich verlieren würde, sich zu fassen wußte, bewunderte sie und beschloß, ihr nachzuahmen. Er verzieh seinem Sohne, und verschaffte der Wittwe und ihrem Kinde einen anständigen Unterhalt. Ihr Unglück wurde noch mehr dadurch gemildert, daß wider alle Hoffnung das eine Auge genas. Der Präsident und sein Sohn blieben Zeitlebens die Wohlthäter des Jünglings und seiner Mutter.

381. Der durch Liebe gebundene Sklave.

Walter Miflin, ein Quäker und wohlhabender Gutsbesitzer in dem nordamerikanischen Freistaate Newyork, hatte von seinem Vater 37 alte und junge Sklaven geerbt. Eines Tages ließ er sie alle nach einander zu sich kommen. Er fragte einen derselben: „Freund Jakob! wie alt bist du?“ — „Neun und zwanzig Jahre!« — „Du hättest sollen mit dem einundzwanzigsten Jahre frei seyn wie die Weißen, aber du sollst es heute werden, und ich gebe dir das Geld, welches du in diesen acht Jahren durch

deine Arbeit verdient hättest, wenn du damals frei geworden wärest. Das macht zusammen — ich habe es berechnet — 2500 Gulden — hier sind sie! Jetzt bist du also frei wie ich, mein guter Jakob! Du hast nun keinen andern Herrn mehr als Gott und die Gesetze. Geh' in das andere Zimmer, dort ist meine Frau und mein Bruder, die schreiben dir deinen Freiheitsbrief. — Gott segne dich, Jakob! sey rechtschaffen und arbeitsam! Wenn dir Unglück oder Beschwerden aufstoßen, so erinnere dich, daß du an Walter Miflin einen Freund hast, der dir helfen wird." Jakob, erstaunt und gerührt, bricht in Thränen aus, und wird bis zu Zuckungen bewegt, als wäre ihm das größte Elend angekündigt worden. „O mein Herr!" rief er endlich, nachdem er einige Minuten stumm da gestanden hatte — „was soll ich mit meiner Freiheit machen? Ich bin unter Eurem Dache geboren, und fand da immer, was ich nöthig hatte. Auf dem Felde arbeitet Ihr mit mir, als ob ich zu Eurer Familie gehörte, auch genoß ich die nämliche Speise und hatte die nämliche Kleidung wie ihr, ich durfte nicht zu Fuß in die weit entlegene Kirche gehen. Der Sonntag war für uns; es mangelte uns an nichts. Wenn wir krank waren, so kam unsere gute Frau, besuchte und tröstete uns — brachte Arznei, und schaffte uns alle mögliche Pflege. — Nein! nein! einen so gütigen Herrn, wie Ihr seyd, kann ich nicht verlassen! Ihr habt mich nie als Sklaven behandelt; Ihr habt mit mir gesprochen wie mit Euresgleichen — unsere gute Frau befiehlt niemals; sie sagt: Jakob, ich möchte, daß du das thätest! O, wie kann ich Euch und sie verlassen! Gebt mir des Jahres, was Ihr wollt, wenn ich nur bei Euch bin, weil ich sonst nirgends glücklich seyn kann." — „Ich bewillige deinen Wunsch, mein lieber Jakob!" — sagte hierauf Miflin — „Du bleibst als ein freier Mensch in meinen Diensten; für's Erste auf ein Jahr. Aber nimm jetzt eine freie Woche, und feiere diese wichtige Begebenheit deines Lebens durch Ruhe und Freude, wie du willst!" — „Nein, mein

Herr!" — antwortete Jakob, — „wir haben jetzt eben die Saatzeit; ich will einen andern Tag zu diesem Feste nehmen. — Aber laßt meine erste Handlung als freier Mann die seyn, daß ich die Hand meines guten Herrn zwischen meine Hände drücke, daß ich sie auf mein Herz lege, in welchem die Liebe und Dankbarkeit Jakobs nur dann erst aufhören wird, wenn es gar nicht mehr schlägt! — Und meine zweite Handlung sey — die Versicherung, daß der ganze Staat keinen bessern und fleißigern Arbeiter haben soll als euren treuen Jakob."

382. Ich will also seinen Sohn an Zahlungsstatt annehmen.

Ein Knopfmachermeister zu Stadt Hagen in Westphalen, Wiebe war sein Name, pflegte sich immer einen ansehnlichen Vorrath von Kämelgarn und andern Gattungen von Garn von der Messe kommen zu lassen, um manchem seiner Mitmeister für einen kleinen Gewinn damit aushelfen zu können. Auf eine solche Art hatte er einem Knopfmacher in Lübecke einige Jahre her Garn geliefert, aber von demselben keine Bezahlung erhalten. In der Folge blieb dieser Mann gänzlich von ihm aus, und kaufte seinen Garnbedarf anderswo, ohne zuvor an Wieben den schuldigen Rest berichtigt zu haben. Da sich die Schuld auf etwas über fünfzig Thaler (90 Gulden) belief, so machte Wiebe, der zwar nicht arm, aber doch auch kein reicher Mann war, selbst den Weg nach Lübecke, um das Geld einzufordern. Er tritt in die Stube seines Schuldners, und findet allenthalben Spuren des höchsten Elendes; besonders aber fällt ihm unter der Familie des Mannes ein Knabe auf, den seine Eltern, allen Kennzeichen nach, in der äußersten Rohheit aufwachsen ließen. Wiebe hatte sich anfänglich vorgenommen, auf die Bezahlung der Schuld, die schon so lange gestanden hatte, zu dringen, und wenn's die Umstände erforderten, obrigkeitliche Hülfe zu suchen. Allein die drükend kümmerliche Lage, worin sich sein Schuldner befand,

erweichte sein Herz. „Lieber Meister," — sagte er zu ihm, — „ich sehe wohl, Geld wird Er mir nicht geben können, ich will also seinen Sohn hier an Zahlungsstatt annehmen." — Der arme Mann wußte nicht, was er aus diesem Antrage machen sollte, und fragte: „Wie soll ich das verstehen?" — „Wie gesagt," — antwortete Wiebe, — „ich nehme seinen Sohn zu mir, und seine Schuld will ich auch tilgen." Man stelle sich das Erstaunen des Mannes vor, dem jetzt auf einmal eine drückende Schuld nachgelassen wurde, und der einen Sohn, für dessen Ernährung und Kleidung er nichts thun konnte, und zu dessen Bildung und Erziehung er sich unfähig fühlte, in die Hände eines so großmüthigen Wohlthäters übergehen sieht. Wirklich hielt Wiebe dieß fremde Kind so gut wie sein eigenes. Er schickte es zur Schule, und ließ ihm außerdem zu Hause Unterricht im Rechnen und Schreiben geben, lehrte ihn nachmals seine Profession, und sorgte überhaupt für Alles, was dem Knaben zu seinem künftigen Fortkommen nöthig war.

383. Die überwundene Empfindlichkeit.

Ein Grenadier, Namens Hubert, war im Jahr 1778 im Lazareth zu Neiße in Schlesien. Neben ihm lag ein Füselier, dessen Frau, nebst einem Kinde, kurz zuvor gestorben war, und die ihm einen Sohn hinterlassen hatte. Der Füselier starb im Lazareth, und sein Sohn, ein Knabe von zehn Jahren, war von aller Welt verlassen. Sein Schicksal gieng dem alten Hubert nahe. Er suchte ihn zu trösten, indem er ihm versprach, wenn er Zutrauen zu ihm haben wolle, Vaterstelle an ihm zu vertreten; und er hielt Wort, ungeachtet er nichts als seinen täglichen Sold zu verzehren hatte. Als er wieder genesen war, nahm er den Knaben mit nach Jägerndorf, wohin das Bataillon gegangen war. Hier kleidete und pflegte er ihn, und that mehr an diesem Verwaisten, als tausend leibliche Eltern an ihren Kindern thun. Nachdem endlich der Friede geschlossen war, brachte er ihn mit nach Berlin, schickte ihn in die Schule, und gab

ihn, nach abgelaufener Schulzeit, in die Lehre zu einem Flormacher. Hubert hatte selbst Kinder; aber nie fand man, daß er einen Unterschied zwischen diesen und dem angenommenen Sohne machte. Er behandelte sie alle mit gleicher Zärtlichkeit; und was um so bewundernswürdiger ist, seine Frau machte ihm nie den geringsten Vorwurf über den neuen Kostgänger, der bei den Umständen der beiden Eheleute wohl zu Uneinigkeit hätte Anlaß geben können. Auch sie pflegte ihn nach ihrem besten Vermögen, und behandelte ihn liebreich. Selbst bei dem Undank, den er einerntete, bestand der edle Sinn des Grenadiers die Probe. Der Knabe nämlich hatte begüterte Anverwandte in Schlesien, die ihn ausgekundschaftet hatten, und die ihm unter der Hand sagen ließen, er möchte zu ihnen kommen. Da ein Lehrbursche beim Flormacherhandwerk schon einen kleinen Wochenlohn bekommt, so nahm Hubert denselben, um seinen Pflegesohn davon zu bekleiden und beköstigen. Dieser fürchtete, Hubert möchte deßwegen seiner Abreise Hindernisse in den Weg legen. Er verließ daher seinen Wohlthäter heimlich, ohne ein Wort zu sagen, und schrieb erst, nachdem er bei seinen Verwandten angelangt war, die Ursache seines Entweichens. „Ich kann's ihm nicht verdenken," — sagte der gute Mann — „daß er zu seinen Verwandten gegangen ist. Er kann es dort besser haben als bei mir, nur sagen hätte er mirs gekonnt; ich würde mich über sein Glück gefreut haben! Und wünsche ihm auch jetzt von Herzen alles Gute!"

384. Die Wiedererstattung.

Auf der südlichen Küste Asiens, in dem Lande des indischen Rajah (Fürsten) von Tanjore, hielt sich der evangelische Prediger Schwarz mehrere Jahre in der Absicht auf, um die christliche Religion unter den dortigen Heiden zu verbreiten. Er hatte auch schon hie und da christliche Gemeinden und Schulen gestiftet. Eines Tages wurde er zu einem angesehenen Staatsbeamten des Fürsten gerufen.

Er kommt zu ihm, findet ihn aber krank im Bette. Nach einigen vorläufigen Gesprächen verlangt der Kranke den Geistlichen allein zu sprechen, und hier entdeckt er ihm, daß er sein Vermögen auf eine ungerechte Weise erworben und seinen Fürsten darum betrogen habe. Er befinde sich jetzt, da er sein Ende herannahen sehe, in der äußersten Verlegenheit. Sein Glaube und sein Gewissen forderten die genaueste Wiedererstattung des ungerechten Gutes; durch die Ausübung dieser Pflicht aber brächte er seine unschuldige Frau und Kinder in die traurigste Lage. „Rathen Sie mir, lieber Herr!" — fuhr er fort — „gegen wen soll ich handeln? Gegen meinen Fürsten oder die armen Meinigen? Giebt es keinen Ausweg, bei dem ich ruhig sterben könnte?" Schwarz war äußerst gerührt über die Verlegenheit des Kranken, versicherte ihn aber, daß es in seiner Macht nicht stehe, ihn von der Beobachtung solcher ausdrücklichen Vorschriften des Christenthums freizusprechen, als die Vorschrift der Wiedererstattung des ungerechten Gutes sey, und verließ ihn mit der Ermahnung, das zu thun, was ihm sein Gewissen am meisten zur Pflicht mache. In wenigen Tagen ward er wieder zu dem Kranken gerufen, der ihn zwar schwach, aber mit heiterem Gemüthe bewillkommte, und ihn versicherte, jetzt habe er Alles in Richtigkeit gebracht, sich über alles Irdische hinweggesetzt, und sey fest entschlossen, der Stimme seines Gewissens zu folgen. Er sey bereit, sein ungerechtes Gut seinem Herrn zurückzugeben, da er doch nicht hoffen könnte, daß irgend ein Segen darauf ruhen werde. Er glaube an einen Gott, der selbst für die Erhaltung des Wurmes väterlich sorge, dieser werde auch seine Wittwe und Waisen nicht verlassen. „Thun Sie mir" — fuhr er fort — „den letzten Liebes- und Freundschaftsdienst: Reisen Sie hin zum Nabob, und bitten Sie ihn, daß er einem seiner sterbenden Unterthanen, der ihn um 6000 Pagoden (25,200 Gulden übervortheilt habe und nun bereit sey, seine Frau und seine Kinder in bitterer Armuth zurückzulassen, um sie

ihm wieder zu erstatten, die einzige Gnade erzeige, zu vergeben, nicht nach seinem Namen zu fragen, und die veruntreute Summe sich von ihnen zurückzahlen zu lassen. Schwarz ließ sich weder durch die Beschwerlichkeiten der Reise, noch durch die Besorgniß, wie übel ihn der heidnische Fürst anlassen dürfte, abschrecken, und eilte nun, die Bitte seines sterbenden Freundes dem Fürsten vorzutragen. Der Fürst blieb einige Zeit voll Verwunderung stehen, und gab ihm darauf folgende Antwort: „Lieber Vater! ich habe es längst erkannt, daß Ihr ein Segen für mein Land seyd und viel Gutes stiftet. Dieser Vorfall ist mir ein neuer Beweis, daß eure Lehre sehr vortrefflich seyn muß. Sagt meinem sterbenden Unterthanen wieder, daß er meine ganze Gnade besitze, daß ich ihm gern vergebe und ein langes Leben wünsche. Ich lasse ihn fragen, ob er mich oder meine Unterthanen um so viel Geld betrogen habe? Hat er mich darum gebracht, so ist seiner Wittwe und Kindern Alles geschenkt; ist dieses Geld aber von meinen Unterthanen erpreßt, so muß er es wieder erstatten." — Zum Glück war dieses Geld dem großmüthigen Fürsten selbst entwandt und blieb daher den Hinterbliebenen.

385. Der edelmüthige Pächter.

Herr Dûlis in Besançon (Besahnsohn) war reich und machte einen edeln Gebrauch von seinem Reichthum. Zwar hatte er durch die Revolution schon Vieles eingebüßt, allein die Neigung, Andern wohlzuthun, war ihm schon so sehr eigen geworden, daß er seinem Herzen nicht verbieten konnte, dieses heilige Geschäft ferner fortzusetzen. Freilich zog er durch diese Handlungsweise die Augen der damals herrschenden Parthei, deren Habsucht so manche Reiche und Vornehme, auch wenn sie die rechtschaffensten Leute waren, um's Leben brachte, noch mehr auf sich; sie wußten ihm denn auch wirklich ein Verbrechen anzudichten, weßwegen er vor das blutdürstige Revolutionsgericht ge-

schleppt wurde. So gefährlich es auch war, sich dieses edlen Mannes, den man schuldig finden wollte, anzunehmen, so sprachen dennoch mehrere Personen, denen er Gutes gethan hatte, für ihn, und stellten sich als Bürgen seiner Tugend und seines Patriotismus dar. Einer von seinen Gutspächtern kam mit Zeugnissen nach Paris, die er für ihn gesammelt und von zwanzig armen Familien hatte unterschreiben lassen. Diese fromme Sorgfalt war vielleicht sein Unglück: die Anführung seiner zahlreichen Wohlthaten war ein Beweis seines Reichthums. Dülis wurde hingerichtet, und seine tugendhafte Gattin hatte gleiches Schicksal. Sie hinterließen zwei Kinder, eine Tochter von fünfzehn und einen Sohn von siebenzehn Jahren. Die Güter der beiden Schlachtopfer wurden eilends zum öffentlichen Verkauf ausgeboten. Glückerweise traf es sich, daß der obgedachte Pächter das Gut, welches er bisher von Dülis inne hatte, durch den Kauf erhielt. Voll Dankbarkeit und Liebe gegen seine edle Gutsherrschaft schrieb er jetzt an den Sohn seines Wohlthäters folgende Zeilen:

„Ich habe den Meierhof Ihres unglücklichen Vaters gekauft; dieses will so viel sagen: daß ich noch immer Ihr Pächter bin und seyn will. Kommen Sie, nehmen Sie dieses Gut in Empfang, das Ihnen gehört. Ich will Ihnen das Zimmer zeigen, das Ihr Vater bewohnte, wann er uns besuchte. Sie werden noch die Bücher antreffen, die er darin aufgestellt hat; sein Bildniß, das er mir schenkte, ist auch darin, und wir wollen es mit einander betrachten. Mein Weib trägt mir auf, Ihrer Fräulein Schwester zu sagen, daß sie auch für sie eine Kammer eingeräumt habe; wenn sie das Land liebt, so wird sie bei uns glücklich seyn. Machen Sie sich gefaßt, viel mit uns zu weinen. Mein Weib sagt, daß es ihr nicht eher leicht um's Herz werde, als bis sie mit Ihnen geweint habe. Gott mit Ihnen! Ich hoffe, es soll Ihnen wohl werden auf Ihrem Gütchen!" — Der junge Dülis erhielt dieses Briefchen zu einer Zeit, da er in großer Verlegenheit war,

für sich und seine Schwester ein Obdach zu finden; er nahm das ihm gemachte Anerbieten mit gerührtem Danke an, machte sich mit seiner Schwester auf die Reise, und beide legten eine Strecke von zwanzig deutschen Meilen zu Fuß zurück. Unterwegs standen sie oft still, und besprachen sich über ihre jetzige Lage. „Ach!" — sagte das Mädchen — „unsere sterbenden Eltern glaubten uns von aller Welt verlassen, und nun finden wir einen Wohlthäter, der uns die guten Eltern ersetzen will! Könnte doch meine Stimme sie in ihren Gräbern aufwecken, um ihnen zu sagen, daß wir eine Stütze gefunden haben!" — „Du weißt es, liebe Schwester!" — erwiederte der Bruder — „die Seelen sterben nicht; unsere Eltern begleiten uns, sie hören uns, laß uns ihrer würdig seyn!" — Sie erreichten glücklich den Meierhof, wo man sie erwartete. Wechselsweise drückten ihre Wohlthäter den edeln Jüngling und das liebenswürdige Mädchen an ihr Herz. Diese besahen das Schlafzimmer ihres Vaters, die Bücher, die ihn in seiner Einsamkeit unterhielten, und sein Bildniß, das er den guten Bauersleuten geschenkt hatte. Eines Morgens durchsuchte der junge Dülis die kleine Landbibliothek. Welche traurig-süße Freude für ihn, als ihm ein Papier in die Hand fiel, worauf er sogleich die Handschrift seines Vaters erkannte! Es waren Betrachtungen, die dieser vermuthlich in dem Augenblicke niedergeschrieben hatte, da er seinen Verhaft erwartete; er las folgende Worte: „Ich fühle, daß ich dem Tode, der mir droht, noch nicht herzhaft entgegen sehen kann. Ich habe meine Kinder Tugend gelehrt, allein zu mühsamen Arbeiten habe ich sie nicht genug abgehärtet. Ich werde ihnen wohl kein Erbtheil hinterlassen als die Wohlthaten meiner Freunde, wenn meine Freunde mich überleben." Kaum hatte der junge Dülis diese Worte gelesen, so eilte er damit zu seiner Schwester. Noch an eben dem Tage stellte er sich hinter den Pflug und lernte ihn regieren; er munterte durch seinen Fleiß auch das Gesinde des Hauses auf, und erwarb

sich ihr Lob. Als sie heimkamen, fanden sie eine Mahlzeit, welche die Schwester für ihn und seine Gehülfen zu kochen versucht hatte. — So belohnte das holde Geschwisterpaar die liebreiche Sorgfalt und die unverdrossene Arbeitsamkeit seiner Wohlthäter, die sie als ihre Kinder ansahen und fortan nicht anders nannten.

386. Eine Schwester stirbt für die andere.

Iphigenia Desille lebte mit ihrer Schwester, welche verheirathet war und vier Kinder hatte, sehr eingezogen und unbekannt in der ehemaligen Bretagne (Bretanj'), einer Provinz im nordwestlichen Frankreich, deren Einwohner sich zum Theil einige Jahre hindurch der republikanischen Regierung widersetzten, und den schrecklichen Krieg mit ihr führten, welcher unter dem Namen des Vendée- (Wandeh-) Krieges bekannt ist. Voll Trauer über den Verlust ihres geliebten Bruders, der in dem ersten Jahre der Revolution als ein Opfer seines Patriotismus starb, und voll Schmerzgefühl über das unter Robespierre's schrecklicher Regierung täglich sich mehrende Elend des Vaterlandes lebten die beiden Schwestern nur für ihr kleines Hauswesen und für die vier unerzogenen Kinder. Ihr einziger Genuß war die Liebe der hülflosen Kleinen und die Freundschaft, welche sie beide unzertrennlich verband. Aber nicht lange genoßen sie dieses stille Familienglück. Es kam ein Befehl von Paris, worin dreißig Personen benannt wurden, welche als verdächtig arretirt und nach Paris vor das schreckliche Revolutionsgericht gebracht werden sollten. Unter diesen dreißig war auch das unschuldige Mädchen Iphigenie. Ohne Erbarmen wurde sie der weinenden und flehenden Schwester, den jammernden Kindern entrissen, und gefangen nach Paris geschleppt. — Das Revolutionsgericht legte ihr einen Brief vor, welcher Desille unterschrieben war, und aus dessen Inhalt man auf die Bekanntschaft mit einem Königlichgesinnten schloß. „Ist es Verrath, ist es ein todeswürdiges Verbrechen, einen Königlichgesinnten zu kennen?" — fragte

sie. — „Nur ob du den Brief anerkennst, wollen wir wissen" — war die Antwort der schrecklichen Blutrichter. „Wohl kenn' ich ihn," — sprach Iphigenie entschlossen — „aber ehe ihr mich verurtheilt, gebt mir einen Vertheidiger!" Des folgenden Tages wurde der Rechtsgelehrte Gauveau (Gowoh), ein edler, rechtschaffener Mann, zu ihr in den Kerker geschickt, um sich mit ihr zu besprechen und ihre Vertheidigung zu übernehmen. „Ich traue Ihnen zu," — sagte Iphigenie — „daß Sie Alles zu meiner Rettung anwenden werden; was glauben Sie, daß ich zu befürchten habe?" — „Es ist durchaus nichts wider Sie als der fatale Brief, dessen Unterschrift Sie anerkannten," — sagte Gauveau — „und dieser unschuldige Brief wird von dem Revolutionsgericht als ein Beweis des Verbrechens gelten." Iphigenie: „Vertheidigen Sie mich mit Muth und Kraft; ich bin unschuldig: es wird Ihnen nicht an Gründen fehlen, den Schein des Verdachts, welcher aus dem Briefe entsteht, zu entfernen. Aber wenn Sie mir schwören, daß Sie von dem Geheimnisse, welches ich Ihnen entdecken werde, keinen Gebrauch machen wollen, so sollen Sie sehen, daß auch nicht einmal das mir zugerechnet werden kann, was diese Tyrannen ein Verbrechen nennen." Gauveau versprach zu schweigen. „So wissen Sie denn, nicht ich, sondern meine Schwester schrieb jenen Brief. Kein gerechter Richter kann uns verdammen; geschieht es aber, so will ich für meine Schwester sterben. Ich bin unverheirathet. Meine Schwester hat vier unerzogene Kinder, welche ihrer mütterlichen Sorge und Pflege bedürfen, die ihnen in den jetzigen unglücklichen Zeiten doppelt nöthig ist. Ich sterbe für meine Schwester." — Gauveau bewunderte das edle Mädchen, sah ihre Entschlossenheit, und wagte es nicht, weder sie zur Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen, noch vor Gericht seinen Schwur zu brechen. Aber mit großer Wärme und äußerster Beredtsamkeit führte er ihre Vertheidigung, doch vergeblich! Sie wurde zum Tode verurtheilt und starb unter

der Guillotine. Heldenmüthig und entschlossen litt sie den Tod, welchem sie sich aus Schwesterliebe geweiht hatte, und ewig wäre es verborgen geblieben, was Iphigenie gethan, wäre nicht Gauveau nach einigen Monaten auch zur Guillotine verurtheilt worden. Er hatte in seinem Eifer zu stark gegen jene Blutrichter gesprochen, und war dadurch selbst verdächtig geworden. Aber das ihm anvertraute Geheimniß nahm er nicht mit in's Grab. Er entdeckte es einem Freunde, um es einst in besseren Zeiten der Welt bekannt zu machen.

387. Wehe dem Tapfern, der nicht menschlich ist!

In dem Kriege Napoleons gegen Spanien wurde in einem Städtchen an den Ufern des Tajo, das, wie es der Kriegswechsel mit sich führte, bald von den Franzosen bald von den Spaniern besetzt war, auf Zureden, vielleicht auch auf Drohungen der Letzteren, ein deutsches Piquet (Piket) von 21 Mann der hessischen Hülfstruppen von den Einwohnern ermordet. Nur Einer entkam, und benachrichtigte den kommandirenden französischen General L... von der Gräuelscene. Sie forderte Rache, blutige Rache des Beispiels wegen. Sogleich wird der baden'sche Hauptmann v. H.... mit einer Truppenabtheilung beordert, die Stadt zu umringen, niederzubrennen und in einen Steinhaufen zu verwandeln; die Bewohner sollten eingeschlossen bleiben und in unthätiger Verzweiflung all' ihre Habe von den Flammen verzehren sehen. Der General versprach sich von dieser Verfügung den besten Erfolg; denn Deutsche waren ausgeschickt, den schmählichen Tod ihrer Brüder zu rächen, und Hauptmann v. H. war längst als einer der tapfersten und muthigsten Offiziere der ganzen Armee bekannt. Aber dieser war auch noch mehr. Sein edles menschenfreundliches Herz wurde bei diesem Auftrage mit Grausen erfüllt; indessen konnte und wollte er ihn nicht ablehnen. Das nahe schreckliche Schicksal so vieler unglücklichen und gewiß auch größtentheils unschuldigen Menschen ergreift seine junge

männliche Brust. Schon sieht er im Geiste die Stadt auflodern, hört schon das Klagegeschrei der Weiber, das Jammergewinsel der Kinder, das Aechzen der Greise, das Röcheln der Sterbenden — doch entworfen ist bereits sein Plan, genommen sein Entschluß. Noch in später Nacht gibt er seinem Kommando Befehl zum Aufbruch. Der Weg führt an einem Kloster vorbei unfern der bedrohten Stadt. Das kluge und menschenfreundliche Benehmen des Priors und aller Geistlichen gegen Freund und Feind hatte ihm den Schutz und die Liebe beider Theile gewonnen; dieß wahrhafte Gotteshaus war selbst zur Freistätte für jeden Flüchtigen erklärt. Der Hauptmann v. H... begehrt Einlaß und eine Unterredung mit dem Prior. Beide sind ihm gewährt; der Vertrauteste seiner Leute begleitet ihn. Nach einer halben Stunde kehrt er zu den Seinigen zurück, aber allein — der Begleiter entschlüpft unbemerkt und vermummt durch eine andere Thüre, und gewinnt bald die Unglück erwartende Stadt, der er durch ein Schreiben des Priors als ein Bote des Himmels erscheint. Alle Weiber, Kinder, Greise sind eingeladen, sich und ihre beste Habe auf dem nächsten Wege nach dem Kloster zu flüchten. Der Zug beginnt, durch die Mondeshelle begünstigt. Mütter, mit ihren Säuglingen an der Brust oder auf dem Rücken eröffnen den Zug. Hier tragen dankbare Söhne die kranke Mutter, dort führt eine fromme Tochter ihren blinden Vater u. s. w. — Sie gewinnen bald das Kloster, an dessen Thoren sie von dem Prior und seinen Mönchen gastfreundlich empfangen wurden. Unterdessen hat der wackere Hauptmann seine Leute auf einem andern Wege zur Stadt geführt. Er läßt sie umringen, doch so, daß jener Weg zum Kloster offen bleibt. Er befiehlt den zurückgebliebenen Männern, Holz und Stroh außerhalb der Stadt und um dieselbe aufzuthürmen. Es geschieht, und bald lodern von allen Seiten hohe Flammen der anbrechenden Morgenröthe entgegen; aber hinter den Flammen ruhen sicher die verschonten Häuser und Hütten, an Plünderung wird nicht

gedacht. — Nach zweistündigem Brande wird ein Eilbote abgeschickt, um Nachlaß zu bitten. Er kehrt mit dem Befehle zurück, daß die Stadt bis Mittag brennen müsse. Schleunig wird aller übrige Vorrath von Holz zur Unterhaltung des Feuers herbeigeholt, und das Gebälke von einigen öffentlichen Häusern (die niedergerissen wurden, um doch Ruinen zu hinterlassen) wird zu gleichem Zwecke verbraucht. Endlich schlägt die zwölfte Stunde und gibt das Zeichen zum Abmarsche, der einem wahren Triumphzuge gleicht; denn unter den Tausenden ist auch nicht Einer, der andere als Freudenthränen weint. — Begleitet von den männlichen Einwohnern der Stadt, welche den Soldaten die Gewehre und Tornister nachtragen, sie mit ihren Danksagungen und Segenswünschen überschütten, gelangt der bunte und jauchzende Haufe zum Kloster. Die von dem fernen Feuer erschreckten Greise, Weiber und Kinder stürzen ihm mit ängstlichen Fragen entgegen. Aber bald wird der fürchtende Zweifel zur fröhlichsten Gewißheit, als sie vernahmen, daß der edle Hauptmann nicht ihr Leben allein, sondern auch ihre Häuser und Güter gerettet habe. Sie stürzen vor ihm nieder, sie küssen ihm die Füße, die Kleider, die Hände; er kann sich der lebhaften Aeußerungen ihres Dankes kaum erwehren. Da tritt der Prior, ein Greis im Silberhaare, mit einer Thräne im halbverloschenen Auge ihm entgegen, und Alle weichen ehrfurchtsvoll zurück. „Edler Jüngling," — sagte er, indem er ihn mit zitternden Armen an sein Herz drückte — „für deine That ist jeder Lohn zu klein, nur in deinem Busen findest du den würdigen. Auch sind wir arm, und besitzen nichts, das wir dir anbieten könnten. Ich selbst habe nur noch dieses Kreuz von edeln Steinen, das ich als ein Zeichen meiner Würde auf der Brust trage. Nimm es, laß mich es dir umhängen, nicht als ein Geschenk, sondern als ein Andenken an die vergangene Nacht! Zwar zieren schon zwei andere Ehrenzeichen, Beweise deines Heldenmuthes, deine Brust; doch sey dieß das dritte, das dir die Mensch-

heit bietet, dir nicht minder werth. Wehe dem Tapfern, der nicht menschlich ist! Aber Segen über jeden Krieger, der fortfährt, Mensch zu seyn! Darum komme Gottes reichster Segen über dich, mein Sohn!" Der Hauptmann reißt sich tief erschüttert los, und kehrt mit seiner wackern Schaar in's Lager zurück. Aber wie ward ihm zu Muthe, als ihm des andern Morgens von einem Freunde in's Ohr geraunt wurde, daß der französische General schon von dem ganzen Vorgange unterrichtet sey! Das ganze Offizierkorps war von diesem zur Tafel geladen. v. H... durfte nicht fehlen. Er gieng mit männlicher Fassung und gestärkt von dem Bewußtseyn seiner guten That einer vielleicht entehrenden Strafe entgegen. Der General empfängt ihn mit hohem Ernste, und winkt ihm in ein Nebenzimmer. Der Hauptmann folgt mit klopfender Brust. Sie sind allein. Der General ergreift seine Hand, blickt ihn mit feuchtem Auge eine Weile an, reißt ihn zu sich, umarmt ihn mit Heftigkeit, sagt nichts als: „Sie verstehen mich!" und kehrt mit ihm zu der Gesellschaft zurück. — Wer möchte nicht so gefehlt, wer möchte nicht so gestraft haben? — Der Hauptmann, welcher bei seinem schnellen Abmarsch aus dem Vaterlande einige Schulden hinterlassen hatte, schickte seinen Verwandten des Priors Kreuz, und schrieb dazu: „Es ist die einzige Beute, die ich in Spanien machte und machen werde. Ungern trenne ich mich von ihm. Verkauft es und bezahlt meine Schulden!" Die Familie bezahlte die wenigen Schulden, aber das Kreuz verwahrte sie als einen Familienschatz. Wer hat einen bessern aufzuweisen?

II.

Bescheidenes und anspruchsloses Benehmen.

Laß dich einen Andern loben und nicht deinen Mund. Sprüch. 27, 2.

---

388. Der unbekannte Gastfreund.

Der griechische Philosoph Plato reiste einst nach Olympia, um den dortigen Festen beizuwohnen, und traf in einem Gasthause daselbst mit einigen Fremden zusammen, die ihn nicht kannten. Er gewann bald ihre Achtung und Zuneigung durch die Anmuth seines Umganges und durch seine verständigen Gespräche, in welchen er jedoch allen Schein von Gelehrsamkeit und Philosophie vermied, und nicht ein Wort weder von seiner Akademie noch von Sokrates fallen ließ, so daß die Fremden, selbst als sie auf ihr Befragen seinen Namen erfuhren, gar nicht daran dachten, daß dieß der nämliche Plato seyn könne, dessen Ruf ganz Griechenland erfüllte. Nach geendigter Festfeier reisten sie mit ihm nach Athen, wo er sie in seiner Wohnung freundlich willkommen hieß. Sie waren überaus erfreut, einen so artigen Mann kennen gelernt zu haben, und baten ihn, sie in Athen herumzuführen, und ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. „Laß uns zuerst" sagten sie — „den berühmten Schüler des Sokrates sehen, der deinen Namen trägt, und der die bekannten vortrefflichen Schriften geschrieben hat." — „Der bin ich selbst" — sagte Plato mit einem bescheidenen Lächeln, welches die Ueberraschung und das Erstaunen seiner Gäste ihm erregte.

389. Dankbarkeit gegen den Ueberwinder.

Darius Codomannus, der letzte König von Persien (333 v. Chr. Geb.), welcher von Alexander dem Großen überwunden und seines Reiches beraubt worden war, äu-

ßerte in dem großen Unglück, das ihn betroffen hatte, Gesinnungen eines sehr edeln, demüthigen Herzens. Als man ihm erzählte, wie großmüthig Alexander sich gegen seine gefangene Gemahlin und Prinzessinnen bezeugt habe, streckte Darius seine Hände gen Himmel und sprach: „Ihr Götter des Vaterlandes und der Könige, helfet mir den persischen Staat wieder aufrichten, damit ich Alexander die Wohlthaten vergelten kann, die er in meinem Unglück denen, die mir am liebsten sind, erwiesen hat! Ist aber in der allgemeinen Veränderlichkeit aller menschlichen Dinge die Zeit gekommen, daß sich das Reich der Perser endigen sollte, so lasset wenigstens keinen andern Menschen den Thron des Cyrus besteigen als Alexander!“ Als er nach der letzten Schlacht, tödtlich verwundet, flüchtete, ward er von einigen Griechen eingeholt. Der einst so mächtige Monarch lag nun da auf einem Wagen, bereits in den letzten Zügen, und bat nur um einen Trunk zur Kühlung seines lechzenden Gaumens. Und als einer der Griechen ihm frisches Wasser gebracht hatte, sagte er zu ihm: »Freund, so höchst unglücklich bin ich jetzt, daß ich dir nicht einmal diese Wohlthat vergelten kann, aber Alexander wird es thun, und die Götter werden Alexander, dem ich durch dich meine Hand reiche, die Großmuth vergelten, die er an meiner Mutter, meiner Gemahlin und meinen Kindern bewiesen hat.“ — Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, fiel er dem Griechen in die Arme und starb.

390. Schöne Eintracht zwischen Kunstgenossen.

Protogenes, ein berühmter Maler in Rhodus, war dem Apelles nur durch den Ruf von seinen Gemälden bekannt. Der Letztere unternahm daher, um sich mit eigenen Augen von der Vortrefflichkeit seiner Kunstwerke zu überzeugen, eine Reise nach Rhodus. Als er das erste Mal zu Protogenes kam, fand er nur eine alte Frau zu Hause, welche sich in der Werkstätte des Künstlers aufhielt. In derselben stand eine Staffelei mit einer Tafel, worauf

noch nichts gemalt war. Die Alte fragt nach seinem Namen: „Ich will ihn hieher schreiben," antwortete er, nahm einen Pinsel mit Farbe, und zeichnete einige Striche von außerordentlicher Feinheit. Protogenes ließ sich bei seiner Zurückkunft den Vorfall erzählen, betrachtete bewunderungsvoll die gezeichneten Striche, errieth aber auch sehr bald den Urheber: „Es ist Apelles," — rief er aus — „nur Er kann etwas mit solcher Feinheit und Leichtigkeit entwerfen!" — Er zeichnete nun mit einer andern Farbe einen noch zärteren und schöneren Rand um die Striche, und gab seiner Haushälterin auf, wenn der Fremde wieder komme, solle sie ihm dieß zeigen, und ihm dabei sagen, es sey die Arbeit des Mannes, den er suche; Apelles wurde beschämt, sich von seinem Nebenbuhler übertroffen zu sehen: er nahm eine andere Farbe, und zeichnete damit zwischen die schon entworfenen Striche noch einige andere, worin er die ganze Feinheit der Kunst erschöpfte. Als Protogenes sie bemerkte, gestand er: „Nun bin ich überwunden, ich muß meinen Ueberwinder aufsuchen, um ihn zu umarmen." Sogleich eilte er zum Hafen, fand dort seinen Nebenbuhler, und schloß mit ihm eine sehr vertraute Freundschaft, die bis an ihren Tod dauerte.

391. Die beschämte Anmaßung.

Ludwig XI., König von Frankreich, erhielt zehntausend Thaler in Gold zum Geschenk, eine Summe, die zu jener Zeit schon sehr bedeutend war. Er ließ sie auf seinem Pulte auslegen, und um die Wünsche und Hoffnungen der Höflinge rege zu machen, die ihn umgaben, sagte er zu ihnen: „Sehet einmal das viele Geld! Man hat mir ein Geschenk damit gemacht; aber ich will nichts davon behalten. Diejenigen, welche mir wichtige Dienste geleistet zu haben glauben, dürfen sich also nur melden." — Jetzt fiengen sie sämmtlich an, die Dienste zu preisen, die sie dem Staate schon erwiesen hätten, und ihre Ansprüche auf die zehntausend Thaler geltend zu machen. Nur Mor-

villiers (Morwilliehr) stand mit niedergeschlagenen Augen da, und sagte nichts. »Nun, mein lieber Kanzler!« — sprach der König zu ihm — »haltet Ihr es unter Eurer Würde, diesen Herren nachzuahmen?« »Sire, ich empfinde weniger den Wunsch, neue Wohlthaten von Euer Majestät zu erhalten, als mich vielmehr derer würdig zu machen, mit denen Sie mich schon überhäuft haben.« — »Mein Kanzler bedarf also nichts? Wahrhaftig! es freut mich innig, einen so reichen Mann in meinen Diensten zu haben.« Bei diesen Worten wuchs den Höflingen der Muth; sie wünschten sich im Stillen Glück, und waren völlig überzeugt, daß der Kanzler die ihnen zustehende Summe nicht schmälern würde. Wie ward ihnen aber zu Muthe, als sich der König plötzlich zu seinem bescheidenen Minister wandte und zu ihm sagte: »Gestattet mir, daß ich diese Summe noch zu Euren Reichthümern hinzufügen darf!... Ihr Uebrigen aber« — setzte er mit einem ironischen Lächeln hinzu — »müsset, da Eure Dienste zu wichtig sind, Eure Belohnung zu einer schicklichern Zeit in einem reichlicheren Maaße erhalten.«

592. Den Kardinal finde ich nie zu Hause, nur den demüthigen Mönch.

Bescheidenheit und Demuth waren hervorleuchtende Tugenden im Charakter des Papstes Clemens XIV. Als ihm der Vorsatz des Papstes Clemens XII., ihn zum Kardinal zu ernennen, bekannt gemacht wurde, sagte er zu dem Kardinal Rezzonico (nachmals Papst Clemens XIII.), der ihm diese Nachricht brachte: »Es sey keine heuchlerische Demuth, sondern wahre Ueberzeugung seiner Unwürdigkeit, die ihm die Erklärung abdringe, daß er eine solche Ehre nicht verdiene, und diese Wahl dem Papste keine Ehre machen werde; daß aber, wenn der Papst einen aus seinem Orden zum Purpur bestimmt habe, er mehr als zehn Personen wisse, die es besser verdienten.« Seinen Mitbrüdern meldete er die Veränderung seines

Standes mit den Worten: „Se. Heiligkeit hat mich zum Kardinal erhoben, aber laßt Euch diese neue Würde nicht irre machen, ich werde immer fortfahren, mit Euch und wie Einer von Euch zu leben, und sicherlich soll Niemand merken, daß ich meinen Stand verändert habe.“ — Er hielt auch sein Wort vollkommen gegen seine Ordensbrüder. — Ein gewisser englischer Lord, der ihn oft besuchte, pflegte zu sagen: „Ich bekomme den Kardinal Ganganelli nie zu sehen, ich finde immer bloß den demüthigen Mönch zu Hause.“

393. Der Prinz und der Bauer.

Herzog Ludwig Eugen von Würtemberg besuchte noch als Prinz im Jahr 1765 die helvetische Gesellschaft zu Schinznach, wo sie Sommerszeit im Bade ihre Sitzungen zu halten pflegte. Er bezeugte ein Verlangen, den berühmten Guyer, sonst auch Klyjogg oder der philosophische Bauer genannt, zu sehen. Als dieser der Einladung folgte und ankam, gieng der Prinz, von allen Mitgliedern der Gesellschaft begleitet, ihm entgegen, umarmte den Bauer und sagte: „Es freut mich, Dich zu sehen, Klyjogg, nachdem ich so viel Gutes von Dir gehört habe.“ — „Mich freut es auch, Euch zu sehen, Herr Prinz“ — versetzte der Bauer. — „Es ist gar zu schön, wenn große Herren zu uns armen Bauern heruntersteigen.“ — „Ich steige nicht zu Dir herunter, Du bist besser als ich.“ — Thränen zitterten hiebei dem menschenfreundlichen Prinzen in den Augen. Klyjogg war bestürzt, sagte aber bald wieder freimüthig: „Wir sind Beide gut, wenn Jeder von uns thut, was er thun soll.“ Nach einem langen und herzlichen Gespräche nahm Klyjogg mit kurzem und ungekünsteltem Danke für die erzeigte Liebe Abschied, fügte sein „nun behüte Euch Gott!“ hinzu, bot dem Prinzen die Hand, und wollte fortgehen. Der Prinz drückte ihm ein Geldstück in die Hand. „Was soll das seyn?“ — fragte Klyjogg mit sanftem Lächeln. „Ein

kleines Geschenk zum Andenken der Freude, die Du mir gemacht hast," — sagte der Prinz. Klyjogg betrachtete es, und versetzte: „Geld habe ich nicht nöthig; wenn ich arbeite, habe ich dessen genug, und Freude habe ich eben so viele gehabt als Ihr; das Versäumte werde ich bald wieder einbringen, weil mein Eifer sich verdoppelt, da ich sehe, daß auch große Herren uns Bauern deßwegen lieben; Unkosten habe ich weder hier noch auf der Reise gehabt: mit einem Stücke Brod bin ich hieher gekommen, ein Stück Brod wird mich wieder nach Hause bringen. Ich danke nichtsdestoweniger für Eure Freundlichkeit. Behaltet aber Euer Geld!" — fügte er mit ernsthafter Miene hinzu — „sobald man auf andern Wegen Geld sucht als durch Arbeit, ist man verloren." — Der Prinz steckte sein Geld in die Tasche, und gestand nachmals: er habe sich in seinem Leben nie so arm gefühlt als in diesem Augenblicke.

394. Hättest du denn anders gehandelt?

Ein Europäer, der mit einer Karavane durch einen Theil von Wüst-Arabien zog, erfuhr die — Reisenden in dortigen Gegenden nicht seltene Begegnung, daß ein Nomadenstamm, welcher jedoch von Einigen aus der Karavane zuvor gereizt worden war, einen Angriff auf dieselbe machte, und zwar so stark und übermächtig, daß die ganze Karavane zerstreut wurde. Er hatte, außer den empfindlichen Schmerzen, die ihm der harte Trott seines Dromedars zuzog, der ihn wund machte und sogar Blutspeien erregte zuletzt noch das Unglück, daß das Thier stürzte, und ihn dadurch unfehlbar in die Hände des Feindes überliefert haben würde, wenn nicht einer der ihm zunächst reitenden und die Karavane begleitenden Araber sogleich seinen Dromedar zum Knieen gebracht, und ihn aufgenommen hätte. Tag und Nacht wurde nun die Flucht fortgesetzt, so daß endlich der entsetzlichste Durst bei ihm erfolgte. Er klagte seinem Gefährten die Noth, der, vermuthlich der Strapazen schon gewohnt, zwar nichts davon empfand, jedoch auch

hiebei auf Hilfe bedacht war, und sobald sie nur den Feind nicht mehr so dicht hinter sich hatten, die äußerst seltenen Quellen dieser Gegend aufsuchte. Als sie eine derselben erreicht hatten, gab der Araber ihm auch von seinem Vorrath zu essen, da der Europäer den seinigen mit dem Dromedar zugleich eingebüßt hatte. Gegen so viel Wohlthat und Hilfe wollte sich der Europäer erkenntlich beweisen, und drückte ein ansehnliches Stück Geld in die Hand seines treuen Gefährten. Allein mit einem edeln Unwillen gab dieser es zurück; und da nun der Erstere in Lobeserhebungen über den Edelmuth und die Bescheidenheit desselben ausbrach, antwortete der Araber ungefähr Folgendes: „Ich weiß nicht, wie du von einer Sache so viel Aufhebens machen kannst, die es auf keine Weise verdient. Würdest du denn nicht auch dasselbe gethan haben, wenn ich in deiner Lage gewesen wäre?"

395. Bittet für die, so euch beleidigen.

Der berühmte Berliner Arzt Stahl hatte das Unglück, mit seinem Collegen, dem Leibmedikus H., in Uneinigkeit zu leben. Er ertrug manche Kränkung von ihm, nützte aber nie die Gelegenheit zur Rache, die sich ihm bisweilen darbot, und wurde im Gegentheil der Wohlthäter seines Feindes. Der Leibmedikus H. hatte einen General in der Kur, den der König Friedrich Wilhelm ungemein liebte. Der Kranke starb, und man sagte laut am Hofe, der Arzt habe unverzeihliche Fehler in der Behandlung desselben begangen. Der König hörte das Gerücht endlich selbst, glaubte es um so williger, da sein Schmerz über den Verlust seines Lieblings heftig war, und untersagte augenblicklich dem Leibmedikus alle Praxis. Wenige Tage darauf wurde Stahl zur Königin gerufen. Kaum hatte sie ihm eine kurze Nachricht von ihrem Gesundheitszustand gegeben, so sagte sie: „Lieber Stahl, nehme Er mir eine Bitte nicht übel, die in der That ein wenig unschicklich ist. Ich habe den kleinen Hund hier außerordentlich lieb, das

arme Thierchen ist sehr krank, und ich glaube, daß ihm könnte geholfen werden. Wollte Er nicht so gut seyn, und ihm etwas verschreiben?"

„Von Herzen gerne wollte ich es, wenn Eure Majestät nicht gesagt hätten, daß es Ihr Liebling wäre."

Der König war im Zimmer, Stahls Antwort fiel ihm auf, und er fragte mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit: „Wie so, Stahl, warum das?"

„Ich weiß aus Erfahrung, Euer Majestät, wie unglücklich der Arzt seyn kann, wenn ohne seine Schuld ein Liebling stirbt."

„Haha! Er zielt auf den H. — Sage er als ein ehrlicher Mann, hat H. nicht den General umgebracht?"

„Halten Euer Majestät zu Gnaden: H. ist ein ebenso geschickter als gewissenhafter Arzt. Ich habe mich" —

„Die ganze Stadt sagt's doch allgemein!"

„Die Stadt spricht viel Euer Majestät. H. kann seine Feinde haben. Ich habe mich genau erkundigt, wie er den General behandelt habe; ich würde ebenso verfahren seyn, der General wäre mir gewiß auch gestorben, und ich wäre ebenso gewiß überzeugt gewesen, daß mir Gewalt geschähe, wenn ich meine Praxis darüber verloren hätte."

„Stahl, Er ist ein ehrlicher Mann, sage Er, ist das seine wahre Meinung?"

„Ja, Euer Majestät, das bezeuge ich vor Gott!"

„Nun, nun, es ist wohl möglich; was spricht denn immer das verdammte Volk! — Geb' Er sich zufrieden, H. soll seine Praxis wieder haben! — Seh' Er doch zu, ob Er dem Hündchen nicht helfen kann!"

396. Ehre auch den Feind.

Als im siebenjährigen Krieg ein Theil der preußischen Armee in Böhmen stand und sich in einer höchst schwierigen Lage befand, wurde dieselbe nur durch den Heldenmuth des durch sein Alter ehrwürdigen Generals v. Schwerin, der

mit einer Fahne in der Hand an der Spitze der Krieger kühn den engen Leichenweg hinanzog, gerettet. Drei Kartätschenkugeln trafen den Helden — er fällt, die Fahne fällt auf ihn. Seine Krieger, die ihn wie seine Kinder liebten, rächten seinen Tod durch Sieg über ihren Feind. Sein König weint ihm eine Thräne, und gesteht, daß ihm in Schwerin ein ganzes Heer gefallen sey. Als im December 1776 Kaiser Joseph II. nach Böhmen kam, versammelte er einen Theil seiner Truppen in den Gegenden, die durch jene große Schlacht bei Prag berühmt, und von Schwerins Blut benetzt worden sind. Ein schön belaubter Baum bezeichnete die Stelle, wo er hinsank. Unter den Uebungen ziehen alle fünf im Lager befindlichen Grenadier-Bataillons an dem Platze vorüber, und der Kaiser springt zu Pferde heran. Er läßt die Bataillons um den Baum ein Viereck schließen, tritt selbst in dessen Mitte, und befiehlt dem General-Feldmarschall-Lieutenant, Grafen Nugent, eine dreimalige General-Salve aus dem kleinen Gewehre und der bei sich habenden Artillerie, nebst jedesmaliger Rührung des Spiels, zu kommandiren, und dadurch das Gedächtniß des edeln Schwerin zu feiern. Bei jeder General-Salve nahm der Monarch zuerst den Hut ab. — Die Krieger sahen die Perle im Auge des Kaisers zittern, und innige Rührung ergriff Aller Herzen.

397. Ich verdanke ihm diesen Sieg.

General Seydlitz hatte in der Schlacht bei Zorndorf an der Spitze der preußischen Cavallerie Wunder der Tapferkeit gethan, und seiner Kühnheit und Entschlossenheit verdankte der König größtentheils den glorreich erfochtenen Sieg. Seydlitz schlug zwei Mal die russische Cavallerie zurück, die bereits einige preußische Bataillone zum Weichen gebracht hatte; eroberte mit seinem Cürassier-Regimente eine feindliche Batterie; warf sich dann auf das russische Fußvolk, und erleichterte dadurch der preußischen Infanterie den Sieg. König Friedrich der Große, der den Plan zur

Schlacht entworfen, und seine eigene Person während derselben nicht geschont hatte, umarmte nach erfochtenem Siege den General Seydlitz auf dem Schlachtfelde mit den Worten: „Ich verdanke Ihm diesen Sieg." Aber Seydlitz, der, so wie sein großer König, Verdienste zu schätzen wußte, antwortete mit edler Bescheidenheit: „Nicht mir, sondern den braven Männern, die ich anführe, verdanken Ihro Majestät den Sieg; vorzüglich den Gardes du Corps (Gard' dü Cohr) und dem Hauptmann v. Wacknitz, der wie ein Löwe gefochten hat, und dem Ihro Majestät eine ganz außerordentliche Belohnung schuldig sind."

398. Die Liebe suchet nicht das Ihre.

Der Engländer John Howard verschaffte sich durch seine große thätige Menschenliebe ein unvergängliches Denkmal im Herzen jedes Rechtschaffenen, der wahre Verdienste ehrt. Um das Schicksal seiner in den Gefängnissen schmachtenden Mitmenschen zu erleichtern, und die Einrichtungen derselben kennen zu lernen, bereiste er die meisten europäischen Länder, und unternahm zuletzt eine Reise nach der Türkei und Kleinasien, wo er aber im Jahr 1790 zu Cherson am Dnieper an einem bösartigen Fieber, das er sich im dortigen russischen Spital zugezogen hatte, starb. — Als derselbe in Erfahrung gebracht hatte, daß sein dankbares Vaterland ihm eine Bildsäule setzen wolle, und bereits eine ansehnliche Summe in dieser Absicht zusammen gebracht habe, erklärte er sogleich, daß die Ausführung des Vorsatzes, den man in Hinsicht seiner gefaßt habe, eine wahre Strafe für ihn seyn würde. „Ich bitte," — schrieb er — „ich bitte aufs Ernstlichste, daß meine Freunde, denen mein Glück und meine Ruhe lieb ist, ihren Namen aus der von ihnen unterschriebenen Unterzeichnungsliste zurücknehmen mögen!" — Man hatte einen zur Unterstützung der Gefangenen gesammelten Geldvorrath den Howardschen Fonds genannt. Howard bat, daß man ihn nicht mit diesem Namen nenne.

III.

Eintracht und Friedfertigkeit.

Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen. Ps. 133, 1.

---

899. Was läßt sich leichter abwaschen, Blutschuld oder Ehrenkränkung?

Ein junger Offizier aus einer adeligen Familie bildete sich einst ein, von dem berühmten französischen Marschall Türenne (geb. 1611 gest. 1675) beleidigt worden zu seyn, und verlangte von ihm auf die gewöhnliche unchristliche Weise Genugthuung. Der Marschall erwiederte nichts auf seine Herauforderung; der Offizier wiederholte sie zu verschiedenen Zeiten, allein der Marschall behauptete dasselbe Stillschweigen. Gereizt durch diese scheinbare Verachtung wollte der Offizier ihn zur Annahme der Herausforderung zwingen. Deßhalb erwartete er ihn auf einem Spaziergange, und traf ihn in einer öffentlichen Straße, begleitet von zwei Offizieren. Der junge Mann stürzte auf den Marschall los, und spie ihm zum Entsetzen Aller, welche es sahen, in's Angesicht. Man mag sich nun eine Vorstellung von der Strafbarkeit und Größe dieses niedrigen Angriffs machen, dessen Gegenstand Türenne war, ein Marschall Frankreichs und einer der größten Generale, welche Europa jemals hervorgebracht hat. Der Marschall griff, indem sein Auge lebhaft rollte, an den Griff seines Schwertes, und hatte es bereits halb entblößt, als er es zum größten Erstaunen der Zuschauer plötzlich wieder in die Scheide steckte, und indem er das Schnupftuch aus der Tasche zog, den jungen Offizier so anredete: „Junger Mann, könnte ich Ihr Blut von meinem Gewissen wischen mit eben solcher Leichtigkeit und Ruhe, als ich dieses mit

Ihrem Speichel von meinem Gesichte zu thun vermag, so würde ich Sie auf der Stelle durchbohren! Doch gehen Sie jetzt!" Der Marschall zog sich zurück. Der Offizier, zunächst ganz erstaunt, ruhte dann nicht eher, bis er die Verzeihung des Marschalls erhalten hatte. Türenne ward später sein Beschützer, und unter solch einem Vorgänger ward der junge Offizier nachmals fast ein Nebenbuhler seines Ruhmes.

400. Sage mir auch, wie ich's ablegen kann?

Einst kam eine Person nach Halle, welche gegen den frommen Prediger Dr. A. H. Franke behauptete, so wenig die Kirchthürme sich niederlegen würden, so wenig werde sie den Haß gegen ihre Schwiegermutter ablegen; denn sie habe es ihr gar zu arg gemacht. Darauf sagte ihr Franke: „Das wundert mich nicht, denn ich bin fest überzeugt, Sie ist nicht im Stande, sich mit Ihrer Schwiegermutter zu versöhnen. Das könnte Ihr nur dann möglich seyn, wenn Sie Gottes Gnade darum anrufen wollte. Ich bitte Sie daher herzlich, mir zu versprechen, daß Sie Gott um ein versöhnliches Herz bitten will." Die Frau getraute sich nicht, seine Bitte abzuschlagen. Nach einigen Tagen kam sie wieder und sagte: „Nun will ich hingehen, und mich mit meiner Schwiegermutter versöhnen." Sie that es auch wirklich; und als der Prediger in ihrer Heimath sie fragte, warum sie nicht früher schon sich versöhnt hätte, antwortete sie: „Ihr habt mich wohl zur Versöhnlichkeit ermahnt, aber Ihr habt mir nicht gesagt, wie ich's machen soll, habt mich nicht darauf gewiesen, daß ich es mir von Gott erbitten müsse." —

401. Lieber Schaden leiden als Unfrieden unterhalten.

Die Gräfin Letice von Falkland pflegte oft darüber zu klagen, daß sie vermöge ihres Temperaments sehr zum Zorn geneigt sey. Da sie aber diesen Feind wohl kannte,

so gab sie desto genauer auf sich Acht, und brachte es bald dahin, daß sie über diese unfreundliche Gemüthsneigung die Herrschaft erhielt. Sie hatte in Wahrheit, so viel in ihrem Vermögen stand, mit allen Menschen Friede. Sie ließ sich lieber übervortheilen und an ihrem Vermögen Schaden thun, als daß sie einen Schuldner durch Processe hätte beunruhigen mögen, denn Friede und Ruhe, sagte sie, ist mit der vorenthaltenen Summe ja wohl in gleichen Werth zu setzen. — In Ansehung gerichtlicher Streitigkeiten, welche Andere unter sich hatten, und wobei sie keine Parthei ausmachte, hielt sie sich vermöge der christlichen Liebe verpflichtet, die Wiederaussöhnung unter den Partheien auf alle Weise zu suchen und zu befördern. Besonders wandte sie alle Kraft und Kunst an, Friede zu stiften, wenn unter Nachbarn und Einwohnern eines Orts Zwistigkeit ausbrechen wollte. Sie verstand es ebenso gut, drohende Streitigkeiten abzuwenden, als dieselben, wenn sie ausgebrochen waren, zu heilen. Einst kostete es sie eine große Summe Geldes, einem unter gewissen Nachbarn zu besorgenden und von ihr vorausgesehenen Streit wegen der Wahl eines Vorstehers der Gemeine zuvor zu kommen. Sie wählte nämlich, nachdem sie das Recht dazu durch Geld an sich gebracht, selbst Einen zu diesem Amte, und Alles gieng dabei friedlich und ruhig zu.

402. Der Friedensstifter.

Der berühmte Naturforscher Dr. Friedrich Heinrich Wilhelm Martini, der im Jahr 1778 in Berlin starb, besaß schon als Jüngling den vortrefflichsten Charakter, und Frieden stiften war ihm gleichsam natürlich und angeboren. Er hatte die Gabe, die rohesten Gemüther zu besänftigen, und die auf's Höchste aufgebrachten Köpfe wieder zu versöhnen. Nach diesem edeln Charakter war er bei Jedermann auf der Universität bekannt, und wurde oft von verschiedenen, ihm zuvor noch ganz unbekannten Studiren-

den auf das Innigste gebeten, dergleichen Aussöhnungsgeschäfte auf sich zu nehmen. Sein sanftmüthiges Betragen machte ihn so beliebt, daß fast jeder rechtschaffene Student seinen Umgang suchte, wobei er aber sehr delikat war, und mit solchen, bei denen er das Gute, was er suchte, nicht fand, herzhaft abzubrechen pflegte. Sein mitleidiges und wohlthätiges Herz gegen arme Studenten erweckte ihm allgemeine Hochachtung und Liebe. Mehrmals schenkte er Andern seine eigenen Lehrbücher, und kaufte sich neue. Eben so oft gab er armen Landsleuten das Tischgeld, und dieß auf eine so vorsichtige und liebreiche Art, daß sie sich ihrer Armuth nicht schämen durften. — Seine Mäßigkeit bei Zusammenkünften und Spaziergängen auf dem Lande mußten auch die bewundern, welche die Gränzen dieser Tugend längst aus den Augen verloren hatten, und sich nicht getrauten, in seiner Gegenwart unmoralische Dinge vorzunehmen. Dagegen war er im Stande, die ganze Gesellschaft so angenehm und interessant zu unterhalten, daß auch die Ungesittetsten ihm mit Vergnügen zuhörten. Sehr oft glückte es ihm, durch sein gesetztes Wesen, durch seine dringenden Bitten und Vorstellungen und durch sein erlangtes großes Ansehen die gefährlichsten Tumulte zu stillen und allgemeine Ruhe wieder herzustellen.

403. Die Liebe muß man erkaufen.

Der schon öfters erwähnte Christoph Handel hielt viel darauf, mit allen seinen Nachbarn, mochten sie nun seine religiöse Ueberzeugung theilen oder nicht, in gutem Vernehmen zu stehen, und weil er aus Erfahrung wußte, daß man seinen Nebenmenschen mit unveränderter Liebe zuvorkommen muß, wenn man will, daß sie einen wieder lieben, so wartete er nicht, bis andere von freien Stücken ihm Liebe erzeigten, sondern er ließ es sich manches Opfer kosten, um ihre Liebe zu erkaufen. So hatte er in seinem Hofe eine sehr bequeme bedeckte Stiege, die den Eingang in sein Haus bildete, aber seinen Nachbarn beim Einfahren in den Hof äußerst hinderlich war, auf deren Entfernung

sie aber durchaus keinen rechtlichen Anspruch machen konnten. Nachdem er eine Weile zugesehen, wie sich die Leute behelfen mußten, ließ er, ohne daß jene ein Wort sagten, seinen bedeckten Eingang wegbrechen, und an einem für ihn ungleich weniger bequemen Orte den Eingang einrichten. Diese nachbarliche Liebe gewann ihm so sehr die Herzen jener zwei Bauern, daß sie vor Freude freiwillig sich erboten, ihm alle zu der Veränderung nöthigen Baumaterialien unentgeldlich beizuführen. Christoph aber, der den Charakter der Leute aus Erfahrung gut kannte, nahm das Anerbieten nicht an, damit seine eigentliche Absicht nicht dadurch gestört würde, wenn sie nun dächten, wir haben es ihm wieder wett gemacht, und ließ Alles auf seine eigenen Kosten ausführen. Von da an zeigten die Leute, denen er fortan mit aller Freundlichkeit und Liebe begegnete, solche aufrichtige Liebe, solche Achtung gegen ihn, daß sie ihm bei jeder Gelegenheit ihre Gegendienste anboten, und es auch in wirklichen Nothfällen durch die That erprobten, daß es ihnen ein rechter Ernst damit sey. Namentlich leisteten sie ihm bei den häufigen Kriegsvorspannen alle seine Fuhren zum Theil ungesucht und freiwillig, auch gegen seinen Willen um geringe Bezahlung.

In seinem Alter mußte Handel die unangenehme Erfahrung machen, daß ein Sohn seines Tochtermanns sich mit einer Person verlobte, die selbst nicht im besten Rufe stand, und deren Vater ehedem öfters vor seiner Thüre gestanden, um ein Almosen zu erbetteln. Nun sollte er als Großvater bei dieser Verlobung zugegen seyn. Dieß kam ihm sauer an, und gerne hätte er es von sich abgelehnt, wenn es keine Verletzung der allgemeinen Liebe gewesen wäre. Um also nicht den Sauerseher zu machen, und dadurch die Heiterkeit der übrigen Gäste zu stören, so bat er Gott, Er möchte ihn doch wie die Sonne machen, welche Arme und Reiche, Gute und Böse, ohne Unterschied gleich anscheine. Dieß geschah auch, und Christoph versicherte, daß er vergnügt und heiter unter ihnen, und sie bei ihm gewesen.

404. Laß deine linke Hand nicht wissen, was die Rechte thut.

In einem Dorfe der Grafschaft Ysenburg wohnte vor mehreren Jahren eine Bauernfamilie, die anfänglich arm war, aber durch Wirthschaftlichkeit, Fleiß, Arbeitsamkeit und durch Gottes Segen bald in einen gewissen Wohlstand kam. Diese Familie bestand aus Vater, Mutter und sechs Söhnen. Einer von diesen verheirathete sich, war aber nicht glücklich. Der Vater starb, und die fünf übrigen Söhne blieben bei der Mutter. Diese ordnete Alles in der Wirthschaft an, und die Söhne gehorchten ihr aus Liebe. Sie heiratheten nicht, hauptsächlich weil keiner von ihnen gern die Mutter verlassen, noch weniger eine fremde Frauensperson in's Haus bringen wollte, wodurch, ihrer Meinung nach, leicht Uneinigkeit mit ihrer Mutter hätte entstehen können. Den Anbau der Güterstücke trieben sie gemeinschaftlich; aber Jeder von ihnen hatte noch ein Handwerk gelernt, und was er damit im Winter verdiente, das war sein eigen. Die Mutter erreichte ein hohes Alter, und da sie in der letzten Zeit schwach und hinfällig ward, empfieng sie nun den Segen wieder, den sie ihren Kindern durch die mütterliche Pflege und Sorgfalt in der Jugend ertheilt hatte. Die Söhne pflegten, hoben und trugen sie wie ein Kind auf ihren Armen, und als sie starb, nahmen sie von ihr Abschied mit der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens im Himmel. Einige Zeit hernach starb einer ihrer Nachbarn und hinterließ dreihundert Gulden Schulden. Sein Sohn hatte acht Kinder; dessen ungeachtet wurde dessen Haus und Gütchen, von Obrigkeits wegen, zum öffentlichen Verkauf ausgeboten, um die Schulden damit zu bezahlen. Aber Niemand aus der Gemeinde wollte darauf bieten, weil sie wohl dachten, daß der Mann mit seinen acht Kindern nicht unter freiem Himmel bleiben könne. Da kam ein Fremder und bot darauf, so daß sich dieser arme Mann mit seinem Weibe und Kindern in der peinlichsten

Verlegenheit befand. Nun gieng einer von den fünf Brüdern zu ihm hin, und sprach: „Verzweifle nicht, Nachbar! da oben im Himmel wohnt Einer, der wird wohl Rath finden; Ihm ist kein Ding unmöglich.“ — Von da aus begab er sich zu dem Richter, bot auf das Haus, und erhielt es. — „Für Euch habe ich's gekauft,“ — sagte er zu dem armen Hausvater; — „könnt Ihr mir's einmal wieder geben, wenn Eure Kinder groß werden und Euch helfen, so ist's gut; wo nicht, so seyd nur ruhig, und laßt's Euch nicht anfechten. Gott wird mir's auf eine andere Art wieder geben. Aber daß es ja Niemand erfährt! Meine Brüder möchten sonst damit nicht zufrieden seyn, daß ich's von meinem eigenen Gelde bezahle.“

405. Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben.

Eine Mutter im Waadtlande kam einst zu dem Lehrer ihres Kindes in der Kleinkinderschule, um ihm zu sagen, daß sie nicht begreifen könne, warum ihr Kind, welches sie das Gebet des Herrn sprechen ließ, bei der fünften Bitte einhielt, und zu schluchzen anfieng. Der Lehrer erklärte ihr, daß dieses Kind, das oft seine kleine Schwester schalt, wahrscheinlich nicht habe wagen wollen, Gott zu bitten, ihm seine Schulden zu vergeben, wie es Andern vergebe; denn das wäre, als sagte das Kind: Ich vergebe meiner kleinen Schwester nicht, und weil ich demnach so unversöhnlich bin, kann ich nicht wünschen, daß Gott ebenso gegen mich sey wie ich gegen Andere. Es war nämlich die fünfte Bitte erst kurz zuvor in der Schule erklärt worden.

IV.

Versöhnlichkeit.

Seyd unter einander freundlich, vergebet einer dem andern, gleichwie Gott euch vergeben hat in Christo. Eph. 4, 32.

---

406. Edle Rache eines Kaisers.

Der römische Kaiser Titus Vespasianus war ein Fürst von dem vortrefflichsten Charakter, wurde allgemein so geliebt, daß man ihn nicht anders als das Vergnügen des menschlichen Geschlechtes zu nennen pflegte. Wie leicht und gern er Beleidigungen, die man ihm angethan, vergab, davon zeugt unter andern folgender Vorfall. Vitellius war sein Feind gewesen, aber Titus war so großmüthig, daß er, als er Kaiser ward, nicht nur an der Familie desselben keine Rache übte, sondern vielmehr dazu beitrug, daß die Tochter des Vitellius eine sehr vortheilhafte Heirath mit einem Manne aus einem der größten Häuser zu Rom traf, wobei er sie auf eine ihrem hohen Range gemäße Art ausstattete. Titus war so weit von aller Selbstrache entfernt, daß er, ob er schon öfters die gerechteste Ursache zur Strenge gehabt hätte, sich doch vielmehr großmüthiger Weise erklärte, er wolle lieber umkommen als Andere unglücklich machen. Indessen gab es doch noch hie und da Leute, die schlecht genug waren, verrätherisch gegen ihn zu handeln. Zwei junge Römer von Adel, Sextus und Lentulus, von denen einer mit dem Kaiser aufgewachsen und mit ihm erzogen worden war, den Titus auf das Zärtlichste liebte, und täglich mit neuen Wohlthaten überhäufte, verschworen sich wider ihn. Sie wollten zu einer bestimmten Zeit das Capitolium in Brand stecken, im Tumulte den Kaiser ermorden, und sich der Regierung bemächtigen. Die Verrätherei wurde jedoch entdeckt, die Verschworenen in Verhaft genommen, ihres Verbrechens überführt und von dem Senate zum Tode verdammt. Titus

sollte nun das Todesurtheil seiner treulosen Freunde unterschreiben. Er befahl, daß man die Schuldigen vor ihn bringen solle; sie erschienen mit Gesichtern, auf denen die schmerzhafteste Reue und Zerknirschung des Herzens nebst der Todesangst, die ihr Herz folterte, auf das Lebhafteste ausgedrückt waren. Der Kaiser entfernte durch einen Wink alle seine Umgebungen von sich, blieb mit den Verurtheilten allein, und anstatt sie hart anzulassen, ließ es dieser großmüthige Fürst nur bei einem starken, väterlichen Verweise bewenden. Er verzieh ihnen und ihren Anhängern auf das Vollkommenste und Großmüthigste, und gab ihnen nur eine liebreiche Ermahnung, daß sie von ihrem gefährlichen Vorhaben abstehen möchten, indem er sagte: „Was die oberherrliche Gewalt betrifft, so stehet es einzig und allein bei den Göttern, wem sie dieselbe bestimmt haben. Kann ich aber in diesem oder jenem Stücke Etwas zur Befriedigung eurer Wünsche beitragen, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, euch zu willfahren." Nicht nur verzieh er diesen Treulosen ihre Undankbarkeit und abscheuliche Verrätherei, sondern er wußte auch seinen Feinden das Böse mit Gutem zu vergelten. Er schickte Eilboten zu der Mutter des Sextus, die sich im größten Kummer an einem von Rom entfernten Orte aufhielt, und ließ sie versichern, daß sie sich in Ansehung ihres Sohnes völlig beruhigen, und seines Lebens wegen ganz außer Sorgen seyn könnte. Ja, Titus behielt die beiden Schuldigen bei sich zur Tafel, und unterredete sich auf das Vertraulichste mit ihnen, wie er es vorher zu thun gewohnt gewesen war, er nahm sie den folgenden Tag mit sich zum öffentlichen Schauspiele der Kampffechter, ließ sie daselbst mit gutem Bedacht neben sich sitzen, und gab ihnen von Zeit zu Zeit vor Aller Augen die Kleider und Waffen der Fechter zu besehen, die man jedesmal dem Kaiser zur Beschauung zu bringen pflegte.

407. Ueberwinde dich selbst.

Der Reformator Ph. Melanchthon gerieth zwar seinem Temperamente nach leicht in Hitze; er kannte aber

diesen seinen Naturfehler, wachte über denselben, und wurde augenblicklich Herr über seinen auflodernden Zorn. Darum konnten ihn auch seine Verfolger und Verläumder mit allen ihren harten Beleidigungen nicht dazu verleiten, daß er Erbitterung und Rache wider sie in seinem Gemüthe gehegt hätte. Er vergalt nicht Böses mit Bösem, noch Scheltworte mit Scheltworten. Er trug die ihm zugefügten Kränkungen mit Gelassenheit, und beschämte seine Feinde mit Großmuth. So bewies er sich überaus gütig gegen Osiander, einen berühmten Gottesgelehrten jener Zeit. Dieser hatte ihn auf's Heftigste mit Schmähschriften beleidigt; aber er trug es mit Geduld, sprach bei jeder Gelegenheit rühmlich von seinen Verdiensten und Einsichten, erinnerte sich dankbarlich ihrer vorigen Freundschaft, und erwähnte seiner stets mit Hochachtung. Flacius, dessen Lehrer und Wohlthäter er war, vergaß die Pflichten der Freundschaft und Dankbarkeit, griff ihn mit wildem Eifer an, half durch seine Beleidigungen und bitteren Schriften seine Tage verkürzen, aber er blieb stets gegen ihn ein sanftmüthiger Mann, und beruhigte sich damit, daß er wenigstens in seinem Theile nicht Anlaß zu diesen Verunglimpfungen gegeben.

408. Ich suche den Tod oder deine Freundschaft.

Johannes Steiger, Schultheiß von Bern, einer der reichsten Männer seiner Zeit, stand mit dem andern Schultheiß, Franz Nägeli, lange Zeit in einer öffentlichen Feindschaft. Die Erbitterung beider Männer war so heftig, daß keiner ohne starke Begleitung auf's Rathhaus oder sonst aus dem Hause gieng, und alle Versuche, sie mit einander zu versöhnen, vergeblich waren. Steiger verlor im Jahr 1566 seine geliebte Gattin, mit der er glücklich und zufrieden lebte, durch den Tod. Dieser Todesfall wirkte so sehr auf sein Herz, daß er auf einmal den Entschluß faßte, sich mit seinem bisherigen Feinde auszusöhnen. Er gieng daher eines Tages ganz allein, ohne Bedienten, und bloß mit einem Degen bewaffnet, nach dem Schlosse Brem-

garten, wo Nägeli sich im Sommer aufzuhalten pflegte. Bei'm Eintritte in den Schloßgarten erblickte er die Tochter des Schultheißen auf einer Rasenbank. Das junge Frauenzimmer erschrickt und will vor dem Feinde ihres Vaters die Flucht nehmen. Steiger aber wirft ihr vorher noch eine goldene Kette um den Hals. Unterdessen erfährt Nägeli durch seinen Bedienten, daß Steiger auf seinem Hofe sey; und in der Erwartung, sein Feind erscheine in feindseligen Absichten, begab er sich bewaffnet zu ihm herunter, fest überzeugt, ihre Degen würden jetzt ihre Feindschaft entscheiden und beendigen, und redete ihn also an: „Was suchst Du hier, Unglücklicher?" — „Den Tod," — sagte Steiger, indem er ihm seinen Degen übergab, — „den Tod suche ich, wenn Du unversöhnlich bist; Deine Freundschaft aber und Deine Tochter, wenn Du verzeihen kannst." Sogleich warf Nägeli sein Gewehr zu Boden, umarmte Steiger, und nun gelobten sich Beide unter heißen Zähren auf der Stelle eine unauslöschliche Freundschaft. Um dieses Band recht fest zu knüpfen, übergab ihm der Versöhnte seine Tochter, und die Hochzeit wurde am 22. Juni 1567 vollzogen. Die Freude der Einwohner des Kantons Bern über diese unvermuthete Versöhnung ihrer beiden höchsten obrigkeitlichen Personen war groß und allgemein.

409. Lassen Sie uns nicht weiter davon sprechen.

Ein junger Mensch, dessen Familie mit dem Bischofe Hough zu Worchester in England sehr gut bekannt war, reiste einst durch diese Stadt, und machte demselben seine Aufwartung. Er kam gerade zur Mittagsstunde und fand den Saal voller Gäste. Der Bischof bewillkommte ihn mit vieler Höflichkeit und Freundschaft. Der Bediente, der ihm einen Stuhl setzen sollte, stieß bei dieser Gelegenheit einen seltenen Luftmesser, der über 200 Gulden kostete, und an den der Bischof sich sehr gewöhnt hatte, dergestalt um, daß er in tausend Stücke zerbrach. Der Fremde war über diesen Vorfall, wozu er unschuldigerweise Anlaß gegeben hatte, sehr bestürzt, und bemühte sich, den Bedienten zu ent-

schuldigen. „Lassen Sie uns nicht weiter davon sprechen," — unterbrach ihn der Prälat lächelnd — „die Witterung ist bisher so trocken gewesen; nun werden wir doch endlich wieder Regen bekommen; denn mein Barometer hat noch nie so tief gestanden als eben jetzt." Der Prälat war zur Zeit dieses Vorfalles achtzig Jahre alt, allein er behielt seine Lebhaftigkeit und Sanftmuth auch noch in einem Alter bei, wo die Schwächlichkeiten gemeiniglich diesen Charakter zu ändern, und die Greise mürrisch zu machen pflegen.

410. Das verdankst du dem Evangelium.

Ein europäischer Zimmermann arbeitete in seiner Werkstatt in Neuseeland, dessen wilde Einwohner durch ihre blutgierige Rachsucht bekannt sind, da trat ein Neuseeländer, der für den Zimmermann im Taglohn gearbeitet hatte, in die Werkstatt, um zu warten, bis ihm der Lohn ausbezahlt würde. Der Zimmermann fuhr ihn an, hieß ihn sich hinauspacken, und als der Seeländer ganz sanftmüthig erwiederte: Ich will nicht beschwerlich fallen, — fiel der erzürnte Europäer über ihn her und trat ihn mit dem Fuß in die Seite und schlug ihn. Der Neuseeländer ließ das alles ruhig geschehen. Als aber der Europäer aufgehört hatte, faßte er ihn mit der Hand, warf ihn, als wäre er ein Kind, auf den Boden, griff nach einem Beile, und schwang es über seinem Haupte. Jetzt siehst du, sprach er, dein Leben ist in meiner Hand. Du verdankst es nur dem Evangelium. Du merkst wohl, mein Arm ist stark genug, dich zu tödten. Mein Arm will dich todtschlagen, aber mein Herz sagt: nein! Denn ich habe die Missionare predigen gehört. Wäre mein Herz noch so finster wie vormals, als ich das Evangelium noch nicht kannte, so hiebe ich dir jetzt den Kopf ab. Er ließ ihn nun los, und that ihm auch nicht das Geringste zu leid. Siehe da die Macht des Evangeliums! —

V.

Sorge für das Seelenwohl der Nebenmenschen.

Der Gottlosen Predigt richtet Blutvergießen an, aber der Frommen Mund errettet. Sprüchw. 12l, 6.

---

411. Warum fliehst du vor deinem wehrlosen Vater?

Der Apostel Johannes besuchte auf Bitten der Bischöfe in seinem hohen Alter verschiedene Gemeinden. An einem Orte fand er einen Jüngling, dessen Gesicht sehr viel versprach; er war aber noch ein Heide. Johannes empfahl ihn der Pflege eines Lehrers der Kirche. Jener Jüngling wurde im Christenthum unterrichtet, getauft, und lebte eine Zeit lang als Christ. Allein die Welt zog ihn wieder in ihre Netze, und nun wurde es mit ihm ärger als zuvor. Er gerieth in sehr schlechte Gesellschaft, ergab sich dem Müssiggang und der Schwelgerei, und wurde endlich der Anführer einer Räuberbande. Nach längerer Zeit kam der Apostel wieder in diese Gegend und erkundigte sich sogleich nach jenem Jüngling. „Der ist" — hieß es — „todt vor Gott, er lebt nicht weit von hier im Gebirge als Räuberhauptmann." — Johannes ließ sich den Ort bezeichnen, wo er sich aufhielt, und gieng allein zu ihm. Auf dem Wege traf er Räuber; er ergab sich ihnen zum Gefangenen, mit dem Verlangen jedoch, zu ihrem Hauptmann geführt zu werden. Als er aber noch auf dem Wege zu demselben war, erkannte ihn dieser schon in der Ferne, und floh aus Scham vor dem Apostel. Dieser aber folgte ihm, so gut er konnte, und rief ihm nach: „Mein Sohn, warum fliehst du vor deinem Vater, der unbewaffnet, alt und schwach ist? Fürchte dich nicht, noch ist Hoffnung für dich! Glaube mir, Christus hat mich zu dir gesandt!" — Zitternd und bebend blieb der Jüngling stehen und weinte bitterlich. Aber der Apostel sprach als ein treuer Vater Worte der Liebe und des Ernstes zu ihm, und es gelang ihm, dieses

entlaufene Schaf wieder in die Gemeinschaft der Christen zurückzuführen. Und nicht eher verließ er ihn hier, als bis er ihn in der göttlichen Gnade völlig befestigt wußte.

412. Die beschämte Jungfrau.

Eine reiche Jungfrau zu Alexandrien wurde bei all' ihren sonstigen Vorzügen so sehr vom Geiz geplagt, daß sie sich nicht überwinden konnte, einen Heller für wohlthätige Anstalten herzugeben. Der Presbyter Makarius wußte dieß und war über diesen Zustand ihrer Seele sehr betrübt. Eines Tages besuchte er sie und sprach: „Ich hätte Gelegenheit, eine Parthie Smaragden und Hyacinthen von unschätzbarem Werthe um die geringe Summe von 500 fl. zu bekommen. Willst du den Handel eingehen, so will ich dir den Eigenthümer derselben nennen, und dir zum Voraus versichern, daß ein einziger dieser Edelsteine mehr als 500 fl. werth ist." — Ueber diesen Antrag war die Jungfrau so erfreut, daß sie dem Presbyter zu Füßen fiel und ihn dringend bat, doch Niemand als ihr zu diesem Glücke zu verhelfen, welches ihr es möglich machen würde, ihre Nichte, wie sie es längst sich gewünscht hätte, auszustatten. „Recht gern," erwiederte Makarius, „entspreche ich deinem Wunsche, willst du aber die Edelsteine vorher sehen, so komm mit in mein Haus!" — „Ich kenne vollkommen deine Rechtschaffenheit," antwortete sie, „und mag mit dem Manne, der die Edelsteine verkauft, nicht selbst verhandeln, da nimm diese 500 fl., und kaufe mir die Steine!" — Makarius nahm das Geld, und verwendete es auf die unter seiner Leitung stehende Armenanstalt. Indessen vergieng ein Tag nach dem andern. Mit Schmerzen sah die Jungfrau den Edelsteinen entgegen, die immer nicht kommen wollten. Gern hätte sie Makarius erinnert, aber sie scheute sich, einen so angesehenen Mann dadurch zu kränken. Endlich wurde ihr die Zeit zu lange, und da sie eines Tages Makarius in der Kirche sah, sprach sie zu ihm: „Wie steht es, ehrwürdiger Vater, mit

den Edelsteinen?" — „Noch an demselben Tage," antwortete er, „da Du mir das Geld gabst, habe ich sie angekauft, und hoffte von Tag zu Tag, daß Du zu mir kommen würdest, um sie zu sehen. Wenn Du willst, so kannst Du gleich nach dem Gottesdienste mit mir in mein Haus gehen, wo ich sie aufbewahre. Indessen kann ich Dir versichern, daß, wenn sie Dir nicht gefallen, Du noch immer thun kannst, was Du willst." — Mit Freuden begleitete sie ihn nach Haus. Zuerst führte er sie zu dem oberen Saale, wo er die kranken und krüppelhaften Weiber verpflegte, und sagte, indem er die Thüre öffnete: „Siehe da die Hyacinthen, im unteren Stocke findest Du die Smaragde. Ich glaube, kostbarere kannst Du nirgends in der Welt antreffen! Doch, wie gesagt, wenn sie Dir nicht gefallen, so sollst Du Deine 500 fl. wieder haben!" — Tief beschämt stand die Jungfrau da und sprach: „O wie schmerzt es mich, daß ich zu dem erst geleitet werden mußte, was ich aus Liebe zu Gott von selbst hätte thun sollen! Nimm meinen innigen Dank für deine Liebe, die mich zur Erfüllung meiner Pflichten brachte! Von heute an beschließe ich ernstlich vor Gott, mein Herz nicht mehr an irdische Güter zu hängen, und einen besseren Gebrauch als bisher von denselben zu machen."

413. Der wackere Landpfarrer.

Unter der Regierung der englischen Königinnen Maria und Elisabeth lebte zu Houghton in England ein frommer Prediger, Namens Bernhard Gilpin (geb. 1517 gest. 1583). Er hatte bei der Uebernahme seines Amtes es sich zum Grundsatz gemacht, alles Gute zu thun, was in seinen Kräften stünde, und sein ganzes folgendes Leben war ein Beweis, daß er diesem Grundsatze unabweichlich treu blieb. Sein erstes Anliegen war, die Zuneigung und das Vertrauen seiner Gemeinde zu erhalten. Zur Erreichung dieses Zweckes bediente er sich aber keiner erniedrigenden Schmeicheleien; die Mittel, welche er wählte, waren so gut, wie seine Ab-

sicht. Sein Betragen war frei ohne Leichtsinn, verbindlich ohne Niederträchtigkeit, und einnehmend ohne Verstellung. Er ließ sich herab zu den Schwachen, ertrug die Heftigen, hörte diejenigen, welche ängstliche Zweifel hatten, mit Geduld an, und war ihr treuer Berather, wodurch er, auf wahre apostolische Art, vielen Menschen Alles ward. Mit einer edeln Menschenliebe und Gefälligkeit verband er einen unermüdeten Fleiß in Unterrichtung derer, die ihm anvertraut waren. Er begnügte sich nicht mit dem Unterrichte, den er öffentlich ertheilte, sondern lehrte auch noch zu Hause, und brachte die Glieder seiner Gemeinde dahin, daß sie mit ihren Zweifeln und Anstößen zu ihm kamen. Er hatte ein einnehmendes Betragen gegen diejenigen, die er für redlich-gesinnt hielt, und selbst seine Verweise waren so beschaffen, daß sie selten beleidigten. Er fand, daß es leichter sey, dem Laster vorzubeugen, als es abzulegen; leichter die Jugend zur Frömmigkeit zu bilden, als die bösen Gewohnheiten der Alten zu ändern. Er wendete daher sehr viel Zeit darauf, die jungen Gemüther in seiner Gemeinde zu bearbeiten; er ließ Keinen in Unwissenheit seiner Pflicht aufwachsen; er drang darauf, daß sie die Religion mit ihrer Arbeit verbinden, und unter den Sorgen dieses Lebens eine beständige Rücksicht auf das Künftige nehmen sollten. Er suchte allen gerichtlichen Streitigkeiten unter seiner Gemeinde vorzubeugen; sein Vorhaus war oft gedrängt voll von Leuten, die ihrer Streitigkeiten halber zu ihm kamen. Seine gastfreie Lebensart war oft die Bewunderung der ganzen Gegend. Er verbrauchte in seiner Haushaltung alle vierzehn Tage zehn Scheffel Korn, fünf Scheffel Malz und einen ganzen Ochsen, außer einem verhältnißmäßigen Vorrath von andern Bedürfnissen. Fremde und Reisende fanden eine liebreiche Aufnahme; ein Jeder, der kam, war willkommen, und selbst für ihre Thiere ward so gut gesorgt, daß man im Scherze zu sagen pflegte: wenn ein Pferd in irgend einer Gegend des Landes sollte losgelassen werden, so würde es geraden Weges zu dem Prediger von Hough-

ton laufen. Er gab sich viele Mühe, die Umstände seiner Nachbarn zu erforschen, damit nicht dem Leidenden, der aus allzugroßer Bescheidenheit seine Lage nicht bekannt werden lassen wollte, die ihm zugedachte Hilfe entgienge. Dasjenige Geld hielt er am besten angelegt, welches Emsigkeit beförderte. Eines seiner größten Vergnügen war, seinem arbeitsamen Nachbar den Verlust wieder zu ersetzen, den er gelitten hatte, damit er nicht unter der Last desselben erliegen möchte; am liebsten nahm er sich solcher emsigen Armen an, die eine zahlreiche Familie hatten; diese fanden ihn daher auch allezeit willfährig und freigebig, wenn sie ihren Kindern in der Welt forthelfen wollten.

414. Die Kirchenbuße eines Königs.

Als im Anfang des Jahres 1586 der Bund der Guisen eine so feindselige Gestalt annahm, daß der französische König Heinrich IV. zu seiner Vertheidigung die Waffen ergreifen mußte, hatte dieser nicht lange vorher eines vornehmen Mannes Tochter zu Rochelle um ihre Ehre gebracht und einen Sohn von ihr bekommen. Die Kirche hatte ihm diese Sünde oft vorstellen lassen; er erkannte sie auch, aber das Aergerniß öffentlich abzuthun, konnte er sich nicht entschließen. Einige Tage vor der Schlacht zu Courtray sprach er mit Philipp Mornay, dem er die Besorgung des ganzen Königlichen Hauses und die oberste Gewalt über alle seine Angelegenheiten ertheilt hatte, von mancherlei besorglichen Umständen, und besonders von der Gefahr der Schlacht. Sogleich nützte Mornay diese Gelegenheit und sprach zu ihm: „Wie gut wäre es nun, einen versöhnten Gott zu haben, der die Siege austheilet nach Seinem Gefallen! Sollte Ihre Majestät nicht denken, daß es Dero Gewissen erfordere, bei solchen Umständen Gott zuvörderst die Ehre zu geben? Wie würde es Ihro Majestät nicht ängstigen, wenn Gott um der unterlassenen Demüthigung willen Ihren Waffen den Sieg entziehen müßte, wodurch so viele gute Leute in's Unglück ge-

stürzt werden könnten?" — Diese Vorstellung gieng dem König so sehr zu Herzen, daß er sogleich seinem Hofprediger Chandieu sagen ließ, daß er Willens sey, sich morgen dem Verlangen der Kirche gemäß zu bezeigen, und seinen Fehler öffentlich zu bekennen und zu bereuen. Er that es auch wirklich des folgenden Tages in der Kirche zu Pons, in Gegenwart des ganzen Adels seiner Armee und vermittelst einer Predigt, die gedachter Chandieu halten mußte. Und als hierauf Einige den König bereden wollten, daß man deßfalls gar zu scharf mit ihm verfahren sey, ertheilte er ihnen selbst die schöne Antwort: „Vor Gott kann man sich nicht genug demüthigen, und nach dem Urtheil der Menschen nicht wenig genug fragen." Er ließ auch dieses hernach zu Rochelle selbst thun, und ward auf diese Weise mit der Kirche wieder ausgesöhnt.

415. Die größte Thorheit, nicht an die Ewigkeit zu denken.

Ein vornehmer Herr hielt sich, wie das ehemals Sitte war, einen Hofnarren. Einst gab dieser Herr dem Narren einen Stab mit dem Befehle, ihn so lange zu behalten, bis er mit Einem zusammentreffen würde, der ein noch größerer Narr sey; diesem sollte er dann den Stab überliefern. Einige Zeit darauf ward der Herr krank, und bald zeigte sich, daß die Krankheit tödtlich war. Der Narr kam, seinen kranken Herrn zu sehen, und dieser sagte ihm, daß er, der Herr, ihn nun bald werde verlassen müssen. „Und wohin wirst Du gehen?" fragte der Narr. „In eine andere Welt!" war die Antwort. „Und wann wirst Du wieder kommen? In einem Monate?" — „Nein!" „In einem Jahre?" — „Nein!" — „Nun wann denn?" — „Nie!" — „Nie? Und was für Vorkehrungen hast Du getroffen zu Deinem Bestehen dort, wo Du hingehst?" — „Gar keine." — „Ist's möglich?" sagte der Narr, „gar keine! Du gehst weg für immer, und bekümmerst Dich gar nicht darum, was aus Dir wird da, wo Du

hinkommst? Hier, hier, nimm meinen Stab, denn einer solchen Thorheit habe ich mich noch nicht schuldig gemacht."

416. Die Schmach Christi höher als alle Schätze der Welt.

Zur Zeit Königs Friedrich I. in Preußen befand sich am Berliner Hofe eine Dame, welche ihr Gemüth in weltlichen Dingen ziemlich vereitelt hatte. Einst wurde dieser Prinzessin eine sehr vortheilhafte Vermählung mit einem katholischen Prinzen angetragen, sofern sie sich entschließen wollte, die römische Religion anzunehmen. Diese Bedingung schien ihr Anfangs sehr hart und bedenklich; endlich aber blendete sie der Glanz der bevorstehenden Hoheit und Ehre, dieselbe zu bewilligen. Als die Sache am Hofe ruchbar wurde, ließ sich der König angelegen seyn, dem Entschluß der Prinzessin vorzubeugen. Man räumte ihr auf dem Lustschlosse Charlottenburg die schönsten Zimmer ein, um sich daselbst ein wenig in die Stille zu begeben; der gottselige Hofprediger Ph. J. Spener aber erhielt vom Hof den Auftrag, sich zu der Prinzessin zu begeben, und ihr gehörige Vorstellungen wegen ihrer beabsichtigten Religionsveränderung zu machen. Da Spener diesen Auftrag, seiner kränklichen Umstände wegen nicht selbst ausrichten konnte, übertrug er solchen dem Prediger Lysius, einem sehr rechtschaffenen Manne. Lysius reiste zu der Prinzessin, belehrte sie aus der Bibel von der reinen evangelischen Wahrheit, und zeigte ihr, in welche Gefahr sie ihre Seele setzen würde, wenn sie sich durch zeitliche Rücksichten bewegen ließe, dieselbe zu verläugnen. Die Prinzessin hörte dieses Alles mit einem gleichgültigen und kaltsinnigen Gemüthe an, und that, als wenn es sie nichts angienge. Einst kam Lysius auf die Worte Pauli, Ebr. 11, 24—26.: „Durch den Glauben wollte Moses, da er groß ward, nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharao, und erwählte viel lieber, mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben, und ach-

tete die Schmach Christi für größeren Reichthum denn die Schätze Egyptens; denn er sahe an die Belohnung." — Er erklärte diese Worte mit großem Nachdruck, und machte die Anwendung davon auf die gegenwärtigen Verhältnisse der Prinzessin. Diese schien auch jetzt bei ihrer bisher bezeigten Kaltsinnigkeit zu verharren, und auf alles das, was Lysius sagte, sehr wenig zu achten; denn bald nahm sie sich etwas zu thun vor, bald stand sie auf und sah zum Fenster hinaus. Allein kaum hatte er seine Rede geendigt, so fragte sie ihn, wo denn dieser Spruch stände. Lysius schlug ihr denselben alsobald auf. Die Prinzessin nahm die Bibel aus seiner Hand, las den Spruch, und empfand davon einen so kräftigen Eindruck in ihrer Seele, daß sie sich augenblicklich mit großer Freudigkeit erklärte: „Nun so will ich's auch machen; es soll mir die Schmach Christi viel höher seyn als alle Pracht und Güter dieser Welt." Sie blieb auch bei diesem Entschlusse, und verharrte beständig, mit Hintansetzung alles zeitlichen Interesses, bei der reinen evangelischen Lehre.

417. Die ausdauernde Liebe.

Zu den größten Wohlthätern des menschlichen Geschlechts gehören unstreitig die Männer, welche die Wahrheit des Evangeliums, die sie an sich selbst als eine Kraft Gottes zur Seligkeit erfahren haben, auch Andern mitzutheilen, und besonders unter wilden Völkern, die noch ganz in Aberglauben und Blindheit leben, bekannt zu machen suchen, und sich durch keine Hindernisse, deren es bei diesem gefahr- und mühevollen Geschäfte so viele gibt, in ihren menschenfreundlichen Bemühungen ermüden lassen. — Johann Elliot, Prediger in Neu-England, der zu Ende des 17. Jahrhunderts lebte, ein Mann, der in hohem Grade die Kunst verstand, sich dem Gemüthe zu nähern, und mit besondern Eindrücken seine Rede zu begleiten, — war ein so eifriger Beförderer des Guten, daß er mit größter Aufopferung darauf hinarbeitete, bessere Erkenntnisse unter den un-

wissenden amerikanischen Heiden zu verbreiten, und ihnen ihr Elend zu erleichtern. Er gab sich außerordentlich viele Mühe, die Indianer zu guten und gesitteten Menschen zu machen, lernte ihre Sprache, übersetzte in dieselbe die ganze Bibel und einige Erbauungsschriften, und stiftete verschiedene christliche Gemeinden unter ihnen. Einige Indianer wurden auch durch seinen Unterricht so geschickt, daß sie sich aufgemuntert fühlten, Lehrer ihrer Landsleute zu werden. Drei Tage in jeder Woche brachte er mit Reisen zu, die keine andere Absicht hatten, als von Ort zu Ort das Evangelium zu verkündigen. — Er konnte, als ihn sein hohes Alter beinahe zu allen Geschäften untauglich gemacht hatte, mit Wahrheit sagen: „Ich habe Alles verloren. Mein Verstand verläßt mich; mein Gedächtniß wird mir ungetreu; die Sprache versagt mir; doch Gott sey Dank! meine Liebe hält noch immer aus, ich finde vielmehr, daß sie eher wächst als abnimmt."

418. Was gehört alles zu einer gründlichen Besserung?

Der fromme Prediger Schubert wurde zu der Königin von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelms I., gerufen. Sogleich kam der König selbst, und unterhielt sich fast zwei Stunden lang mit ihm. Er versicherte ihm, daß er durch seine Predigten sehr ergriffen werde, und sich ernstlich bemühe, besser zu werden. „Doch da ich jung war," fuhr er fort, „war ich noch weit böser. Mit dem Alter nimmt doch das Böse immer mehr ab!" — Schubert antwortete: „Ich bin vor Gott verpflichtet, Euer Majestät die Wahrheit zu sagen. Unser Herz ist und bleibt im höchsten Greisenalter so böse und verdorben, wie es in der Jugend war, wenn es nicht durch die Gnade geändert, und durch das Blut des Sohnes Gottes gereinigt wird, nur die Kräfte zur Ausübung der Sünde nehmen mit den Jahren ab. Bekehrung ist daher für den Greis so unentbehrlich wie für den Jüngling. Daß Euer Majestät die Kraft des Wortes fühlen und glauben, ist Gnade; und Gott wird

Sein Werk an Euer Majestät vollenden, wenn Sie den Wirkungen Seines Geistes Raum geben!" — „Ja, ja," erwiederte der König unter heißen Thränen. „Ach, ich bin noch ein unbekehrter Mensch, aber ich weiß, der gnädige Gott wird mich nicht verdammen! Er hat mein Gebet schon so oft erhört, und so oft schon da und dort mir Mittel und Wege gezeigt, wenn ich mir nicht zu helfen wußte!" — Schubert antwortete: „Wohlan! wenn Gott dieß im Zeitlichen that, noch unendlich mehr wird Er Euer Majestät gnädig erhören, wenn Sie Ihn mit Ernst und Glauben um geistliche, himmlische Gaben anrufen!" — „Das ist gewißlich wahr!" sprach der König, der sodann noch Einiges über das Abendmahl sprach, und über die Empfindungen, die er bei dessen Genuß hatte.

419. Der unerschrockene Seelsorger.

Ein kaiserlich-österreichischer General wurde nach geendigtem Feldzuge gegen die Türken zu Wien von einer schweren Krankheit befallen. Da er ein Däne, mithin protestantischer Religion war, so ließ er den dortigen schwedischen Gesandtschaftsprediger Nicolaus Lange zu sich bitten. Dieser hatte schon vorher mehrmals in Gesellschaft dieses Generals gespeist, und wußte daher, daß derselbe sehr frei über Religion denke, und über jeder Kleinigkeit in die schrecklichsten Flüche auszubrechen pflege, überhaupt wenig Ehrerbietung vor Gott bezeige, und nahm sich daher vor, dem Kranken deßhalb ernstliche Vorstellungen zu machen. Als er in das Zimmer des Patienten trat, fand er eine Menge vornehmer Herren, welche er mit gebührender Höflichkeit ersuchte, daß sie ihm erlauben möchten, mit dem Kranken einige Worte allein zu reden. Sie verließen alsbald das Zimmer, und der Prediger gieng zu dem Bette des Generals, der an einem hitzigen Fieber krank lag. Er ließ sich mit demselben in ein Gespräch ein, und führte ihn auf die Erkenntniß seines eigenen Herzens, wobei er ihm dann auch sein leichtsinniges Betragen vorhielt. Dieß ver-

droß den Kranken. Er fing an zu schelten und zu fluchen, und griff nach der Pistole, die neben seinem Bette hieng. Sobald der Prediger dieses sah, ergriff er im Augenblicke die beiden Arme des Patienten, hielt sie fest, drückte ihn auf das Bett nieder, und in dieser Stellung fieng er an, recht herzlich für ihn zu beten, daß Gott ihn zur Erkenntniß seiner selbst und zum Nachdenken über sein Herz bringen möchte. Dieses Gebet rührte den Kranken tief in der Seele, und sobald der Prediger seine Arme losließ, ergriff er dessen Hände, drückte sie mit vieler Empfindung, und bat ihn um Vergebung wegen seiner Uebereilung. Er bereute und beseufzte seine vorige Lebensart, und sagte: bisher wäre ihm immer geschmeichelt worden, Niemand habe ihm die Wahrheit gesagt, und da hätte er sich gleichsam in einem beständigen Rausche und Taumel befunden, und sich selbst nicht kennen gelernt; wenn ihm aber Gott wieder aufhelfen sollte, so wolle er sich ganz anders betragen. Dieß Bekenntniß that er auch gegen seine vornehmen Gesellschafter, als sie wieder in das Zimmer kamen, und ermahnte sie, nach seinem Beispiele, zur Selbstprüfung und Besserung. Er bat auch den Prediger, bald wieder zu kommen. Dieser gieng den folgenden Tag wieder hin, und fand ihn in einer solchen Fassung, daß er ihm das heil. Abendmahl reichen konnte, worauf er am dritten Tage verschied.

420. Wie der Mordgeist überwunden wird.

Ebendieser Lange verwaltete im Jahr 1695 bei dem schwedischen Grafen v. Horn auf dessen Gütern in Pommern die Stelle eines Hauskaplans, und war besonders darauf bedacht, das sämmtliche Hausgesinde des Grafen in täglichen Erbauungsstunden zu einer wahren Gottesverehrung und zu einem rechtschaffenen Lebenswandel anzuleiten. Dieß edle Bemühen gelang dem redlichen Manne bei den Meisten. Nur einem einzigen Bedienten von ausschweifender Lebensart, die er jedoch sorgfältig zu verber-

gen sich bemühte, waren diese Religionsübungen sehr zur Last, ob er sich ihnen gleich, aus Furcht vor der Ungnade des Grafen, nicht entziehen durfte. Lange, welcher ein sehr wachsames Auge auf das Betragen des Bedienten hatte, richtete daher in den Erbauungsstunden seine Ermahnungen, so oft er nur Gelegenheit fand, gegen diejenigen Ausschweifungen, welcher sich der Bediente schuldig machte. Das brachte den Menschen endlich so auf, daß er eines Tages bei einer Erbauungsstunde in Aller Gegenwart den Kaplan mit ergrimmtem Gesicht fragte: wen er denn eigentlich mit seinen Ermahnungen meine? Der Kaplan antwortete: »Fraget nur Euer eigen Gewissen, und dieß wird Euch sagen, daß Ihr meine wohlgemeinten und höchst nöthigen Warnungen nicht in den Wind schlagen dürft, wenn Ihr nicht immer tiefer in das Laster sinken, und ein verlorner Mensch seyn wollt!« Aber diese sanftmüthige Zurechtweisung bewirkte gerade das Gegentheil von dem, was sie bewirken sollte, und erbitterte den bösen Menschen im höchsten Grade. Als einst der Hauskaplan mit den beiden jungen Gräfinnen nach Stettin fuhr, sah er, weil er den Rücksitz im Wagen eingenommen hatte, den boshaften Bedienten in vollem Galopp auf sich zujagen, und urtheilte von Ferne aus dessen grimmigen Geberden, daß er etwas Böses im Sinne habe. Aber dieß erschütterte seinen Muth nicht im Geringsten. Sobald sich der Bediente dem Wagen genähert hatte, ließ Lange halten, sprang aus dem Wagen heraus, und redete den erbitterten Menschen mit großer Entschlossenheit also an: »Mensch! Euch hat der Mordgeist hieher geführt. Hier stehe ich im Namen Jesu! thut, was Ihr nicht lassen könnt.« Doch schnell änderte er seinen Ton und sprach: »Trotz sey Euch geboten, wofern Ihr nur Eine Pistole herauszieht!« Diese Sprache brachte den vor Wuth schäumenden Menschen in solche Verwirrung, daß er nicht im Stande war, die Pistole zu ziehen, ob er gleich mehrere Male den Versuch zu machen schien. Jetzt trat Lange

näher zu ihm, ergriff mit der einen Hand den Zügel des Pferdes, mit der andern faßte er des Bedienten rechte Hand, und redete ihn von Neuem also an: „Unglücklicher Mensch, steig herab vom Pferde, wir wollen mit einander längs dem Kornfelde hingehen.“ Der Bediente stieg wirklich ab, und nachdem der Kaplan das Pferd an den Wagen festgebunden und seine Gesellschafterinnen, die jungen Gräfinnen, ein wenig zu verziehen ersucht hatte, ging er mit dem Bedienten an den Kornfeldern hin. Beide setzten sich darauf nieder. Der Kaplan suchte das Herz des Menschen zu rühren, und redete etwa eine Viertelstunde zu ihm. Die Worte des Geistlichen machten wirklich einen solchen Eindruck auf den Bedienten, daß er in Thränen ausbrach und bekannte: die beständigen Vorwürfe des Kaplans wären ihm unerträglich gewesen; inzwischen sey doch Alles wahr, er habe sehr gefehlt, und bereue jetzt seine Vergehungen. Er knüpfte nun seinen Rock auf, und zeigte dem Geistlichen, daß er noch zwei Pistolen in seinem Gurte verborgen hatte. Auch entdeckte er dem Kaplan, daß er einige hundert Thaler Geld zu sich gesteckt, um nach vollbrachtem Morde die Flucht ergreifen zu können. „Jetzt aber“ — so schloß er — „preise ich Gott, daß Er mein Herz durch Sie gerührt, und mich vor einem schweren Verbrechen bewahrt hat.“ Der Geistliche lobte diese letzten Aeußerungen, ermunterte den Reuigen, in seinen gefaßten guten Vorsätzen zu beharren, stellte die schrecklichen Folgen der Sünde vor, und lockte dem Bedienten auf's Neue Thränen der Rührung und Reue ab. Sie knieeten hierauf Beide auf dem Felde nieder, und Lange beschloß diese in der That außerordentliche Scene mit einem rührenden Gebete. Jetzt standen Beide wieder auf und verfügten sich zu dem Wagen. Man kann leicht erachten, wie ängstlich die jungen Gräfinnen auf den Kaplan, welchen sie sehr hoch schätzten, gewartet hatten. Dieser stieg wohlgemuth in den Wagen ein, beruhigte seine Begleiterinnen, und der Bediente ritt, in einer ganz veränderten und umgewandelten Herzensstimmung, nach Hause.

Es war wirklich nicht blos eine vorübergehende Rührung bei ihm gewesen. Des redlichen Geistlichen Worte hatten sein Herz erschüttert und in ihm den festen Vorsatz bewirkt, sich von seinen Ausschweifungen, koste es auch was es wolle, los zu machen. Er hielt redlich Wort, befand sich wohl dabei, und segnete nun den Geistlichen, gegen welchen er noch vor Kurzem einen tödtlichen Haß genährt hatte.

421. Wer, meinst du, war Diesen der Nächste?

Als König Georg III. von England einst auf der Jagd war und einen Hirsch verfolgte, kam er mit seinen Begleitern in eine Waldstrecke, in welcher sie sich nicht zusammenhalten konnten, sondern sich von einander trennen mußten. Ehe nun der König, der in ziemlicher Entfernung von dem nächsten Jäger ritt, das Ende des Waldes erreichte, bemerkte er an seinem Pferde offenbare Zeichen der Ermüdung, und beschloß daher, für seine Person lieber der Jagdlust zu entsagen. In dieser Absicht bog er in den ersten Weg ein, der sich zur Seite eröffnete, und wollte denselben bis zu einer Gruppe Eichen entlang reiten, um daselbst das rückkehrende Gefolge zu erwarten. Nur wenige Schritte war der König so weiter gekommen, als er einen Jammerton vernahm. Noch einige Schritte weiter, hörte er deutlich das Angstgeschrei: „Ach meine Mutter, meine Mutter! Gott erbarme sich meiner Mutter! Gott segne meine Mutter!“ Der Fürst lenkte dahin, wo er die Stimme vernahm, und fand nun auf einem grünen Platze zur Seite des Waldes eine Streu von Gras gemacht, halb mit einer Art Zelt überdeckt, zwei Körbe lagen nebst einigen Päcken einige Schritte von dem Zelte auf dem Boden. An dem Stamme eines Baumes sah er ein kleines, schwärzliches Mädchen von etwa acht Jahren auf den Knieen, händeringend und betend mit thränenden Augen. „Was weinst du, mein Kind?“ fragte der König, „was bittest du?“ Zuerst blickte die Kleine ihn starr an, dann stand sie auf, und rief, auf das Zelt weisend: „Ach, mein Herr,

meine Mutter will sterben.“ — „Wie?“ erwiederte der König, und befestigte sein Pferd an einen Baum, „wie? sage mir Alles!“ — Das Kind führte den König nun zu dem Zelte. Da lag halbbedeckt eine Zigeunerin von mittleren Jahren in den letzten Zügen. Sie wendete ihr sterbendes Auge auf den königlichen Besucher, erhob es dann zum Himmel, äußerte aber keine Sylbe, die Stimme versagte ihr den Dienst. Laut weinend wischte das Mädchen, niederknieend, der Mutter den Todesschweiß vom Angesichte. Als der König sich eben genauer nach den Umständen erkundigte, kam ein älteres Zigeunermädchen außer Athem daher gestürzt. Sie war in der Stadt gewesen, und brachte einige Arzneien für die sterbende Mutter. Höflich den Fremden grüßend, eilte sie zur Mutter, knieete neben ihr nieder, küßte ihre bleichen Lippen, und brach in Thränen aus. „Was kann für euch gethan werden, liebes Kind?“ fragte der König. — „Ach Herr,“ erwiederte sie, „meine sterbende Mutter verlangt einen Geistlichen, der sie vor ihrem Tode belehren, und mit ihr beten möchte. Ich lief diesen Morgen vor Tagesanbruch schon nach der Stadt und bat die Geistlichen; allein ich konnte keinen mitbekommen, um mit meiner Mutter zu beten.“ Die Frau verstand noch, was ihre Tochter sagte, und ihre Züge zeigten große Aufregung. Die Luft erscholl vom durchdringenden Geschrei der unglücklichen Töchter. Der König aber tröstete sie: „Liebe Kinder! beruhigt euch; Gott hat mich gesandt, eure Mutter zu unterweisen und zu trösten.“ Damit setzte er sich auf einen der Päcke, ergriff die Hand der sterbenden Zigeunerin, und sprach mit ihr von dem Verderben, das aus der Sünde komme, von der Art, wie eine Erlösung geschehen sey, und wies sie zu Christo, als dem vollkommenen Heiland. Die arme Frau schien aus seinen Worten Trost und Hoffnung zu schöpfen, ihr Auge fieng an, freudig zu blicken, ihre Züge wurden mild; sie blickte auf und lächelte. Mit dem Lächeln schied sie hinüber. Auf dem Angesichte der Leiche lag der Aus-

druck des Friedens. — In diesem Augenblicke kamen einige Begleiter des Königs, die ihn gesucht hatten; er stand auf, gab den Kindern einiges Geld, versprach ihnen seinen Beistand, und wies sie an, zum Himmel aufzublicken. Dann wischte er Thränen aus seinen Augen und bestieg sein Roß. Seine Begleiter standen vor Erstaunen stumm und unbeweglich da. Lord L. wollte etwas sagen, was der Art zu seyn schien, wie bei den Jüngern Jesu am Jakobsbrunnen (Joh. 4, 27), die sich auch nicht recht zu äußern wagten; allein der König, auf die Leiche und die weinenden Kinder deutend, sprach tief bewegt: »Wer, meinst du, war diesen der Nächste?«

422. Der unentbehrliche Name.

Ein Prediger in Sachsen wurde, da er ehedem an einem fürstlichen Hofe als Hofprediger stand, zu einem kranken Herrn gerufen, der ihn folgendermaßen anredete: »Herr Hofprediger! ich bin sehr krank, und befürchte, ich könnte sterben, darum habe ich Sie zu mir rufen lassen, und will Sie nun bitten, mir etwas Erbauliches zu sagen; Eins aber muß ich mir gleich von Ihnen ausbitten, daß Sie mir nichts von Jesu sagen, denn davon will ich nichts hören.« — Der Prediger sagte: »Es ist mir lieb, daß Sie mir das so bald sagten, denn das würde das Erste gewesen seyn, wovon ich mich mit Ihnen zu unterhalten gesucht hätte. Indessen, es gibt ja sonst noch viel Erbauliches, wovon wir uns unterhalten können. Darf ich von Gott mit Ihnen reden?« — »Ja!« — antwortete der Kranke — »davon will ich gerne hören, denn vor Gott hatte ich immer viel Hochachtung.« Pred. »Nun so wollen wir uns denn jetzt von der Liebe Gottes mit einander unterhalten.« Und dann sagte er ihm viel von der Liebe Gottes zu den Menschen, welches Alles dem Kranken sehr angenehm war. Beim Abschiede sagte dieser: »Kommen Sie bald wieder, und erzählen Sie mir viel Schönes von Gott, diese Unterhaltung war mir sehr

angenehm.« — Als der Prediger das nächste Mal wieder kam, sagte der Kranke: »Nun, was werden Sie mir heute Schönes erzählen? Ich habe mich schon lange nach Ihrem Besuch gesehnt.« — Pred. »Ich habe noch viel, sehr viel von Gott mit Ihnen zu reden, und mir heute vorgenommen, Ihnen Gott von einer andern Ansicht darzustellen, nämlich von Seiner Weisheit wollen wir reden.« — Nun redete er wieder Vieles von Gottes Allmacht, Weisheit und Allwissenheit. Diese Unterhaltung war schon viel ernsthafter als die vorige, doch war sie dem Kranken noch angenehm. Bei einem dritten Besuch fragte nun der Kranke wieder: von was ihn der Prediger heute unterhalten wolle? Antwort: von Gottes Heiligkeit. Und nun sagte er ihm, wie Gott ein so heiliges und reines Wesen, und mit nichts Anderem als mit lauter heiligen und reinen Wesen umgeben sey. War die vorige Unterhaltung ernsthaft, so war es die jetzige noch mehr; noch weit mehr aber war es der Fall bei einem folgenden Besuch, wo sich der Prediger von Gottes Gerechtigkeit mit dem Kranken unterhielt. Nun fieng aber der Kranke an: »Herr Hofprediger! jetzt kann ich es nicht mehr aushalten, mir wird angst und bange; wenn Gott so heilig und gerecht ist, wie Sie sagen, so bin ich ewig verloren!« — Nun ging aber der Prediger fort, und kam den folgenden Tag nicht wieder, denn er dachte: mag doch das, was er jetzt fühlt, ein wenig tief bei ihm Grund fassen. Endlich ließ der Patient den Prediger rufen, und da er kam, sagte er: »Mein Gott, Herr Hofprediger, ich weiß mich vor Angst nicht zu fassen; sagen Sie mir doch wieder etwas Tröstliches, es ist mir ja, als befinde ich mich schon in der Hölle, oder die Hölle wäre in mir; wissen Sie denn nichts, wobei ich wieder Beruhigung finden könnte?« — Der Prediger antwortete: »Gar nichts weiß ich Ihnen sonst mehr zu sagen, als daß Gott zwar gnädig, aber auch weise, heilig und gerecht ist, und vermöge Seiner Gerechtigkeit nicht anders kann als das Böse bestrafen.

Ich wüßte wohl noch viel Schönes und Tröstliches, was ich Ihnen sagen könnte, aber davon wollen Sie ja nichts hören, darum müssen Sie in diesem unseligen Zustande dahinsterben, und drüben Ihr Schicksal erwarten, und da muß ich Sie von Herzen bedauern.« — »Nun, was wissen Sie denn noch Tröstliches und Gutes, sagen Sie mir's doch, kann ich noch gerettet werden?« — »O ja!« — antwortete der Prediger — »aber sonst nicht, bis daß ich Ihnen etwas von Jesu sagen darf.« — »Nun, sagen Sie mir denn in Gottes Namen, was Sie wollen, wenn ich nur noch aus meiner Verdammungswürdigkeit gerettet werden kann.« — Nun verkündigte er ihm das Evangelium, daß dieser von ihm bisher so verachtete Jesus sein HErr und Gott, sein Schöpfer, Erlöser und Heiland sey, zu dem er sich mit allen seinen Sünden wenden und um Gnade und Erbarmung bitten sollte. Für solche Sünder sey Er gestorben, und habe am Kreuz Sein Blut vergossen zu einem Lösegelde für ihn und die ganze Welt. — Nun war der Kranke froh, von einem solchen Jesus, der die Sünder annimmt, etwas zu hören. Er nahm denn auch seine Zuflucht zu Ihm, und ging als ein begnadigter Sünder im Glauben an das Verdienst Jesu Christi selig aus der Zeit.

423. Gott bewahre mich vor der abscheulichsten Untreue.

Als dem Baron v. Dyhern, der in der Schlacht bei Bergen den 13. April 1759 sehr heftig verwundet worden war, die Wundärzte das Leben abgesagt hatten, wollte ihm sein Kammerdiener, der um das wahre Heil seines Herrn bekümmert war, diese Nachricht auf eine behutsame Art hinterbringen, und ihn zugleich zur Sorge für seine Seligkeit erwecken. In dieser Absicht fragte er ihn: Ob er nicht einen Geistlichen wolle kommen lassen? Kaum aber hatte der gute Mensch diese Worte gesprochen, als ihn sein Herr, der ein Freigeist war, ganz hastig bat, ihn

damit zu verschonen. Der Kammerdiener ließ sich indessen die rauhe Antwort nicht abhalten, ihm deßfalls noch fernere Vorstellungen zu machen. »Herr General,« sprach er, »so lange ich bei Ihnen in Diensten stehe, haben Sie auch jemals eine Untreue an mir gefunden?« Und als der Kranke mit Nein antwortete, fuhr er ferner fort: »Nun, so wäre das die erste und allerabscheulichste Untreue, wenn ich nicht für Ihre Seele sorgte: eine Untreue, die ich weder vor Gott — noch vor Ihnen am jüngsten Gericht — noch vor Ihrer Frau Mutter — noch vor dem Richterstuhl meines eigenen Gewissens verantworten könnte. Die Wundärzte, welche Ihnen bisher immer gute Hoffnung gemacht, geben Sie verloren. Jedermann scheuet sich, Ihnen diese betrübte Botschaft zu bringen; daher muß ich es Ihnen sagen. Sie stehen vor den Pforten der Ewigkeit und haben keine Zeit zu versäumen; darum bitte ich Sie, lassen Sie einen Geistlichen rufen, und sorgen Sie für Ihre Seele.« — — Auf diese gewiß rührende Vorstellung lag der General ein wenig stille, und war in sich selbst gekehrt; bald aber reichte er dem Kammerdiener die Hand, dankte ihm mit den freundlichsten Ausdrücken und Mienen für diese große Treue, und ertheilte ihm den Befehl, den Dr. Fresenius rufen zu lassen. Dieser erschien dann auf Verlangen alsbald, und Gott segnete die Unterhaltung desselben mit dem sterbenden General so, daß er im Glauben an Jesum selig aus der Welt ging.

424. Der Freigeist im Bauernrock.

Man ist gewöhnlich der Meinung, nur in den höheren und gelehrten Ständen fände sich Unglaube und Freigeisterei; allein da gemeine Leute dasselbe verderbte Herz haben wie Andere, so finden sie auch dieselbe Quelle des Unglaubens in sich, dieselbe Neigung, das Gewissen dadurch zu beschwichtigen und seinen ernsten Anforderungen sich zu entziehen, daß sie Alles begierig ergreifen, was ihnen das Daseyn Gottes und die Ewigkeit und die Wahr-

heiten des Evangeliums zweifelhaft machen und aus den Augen rücken kann. Nur gestaltet sich allerdings die Freigeisterei bei ihnen auf eine etwas andere Weise. Nachfolgende Erzählung aus dem Leben Meno Heinrich Reichenbach's, eines wackeren Predigers aus dem vorigen Jahrhundert, der den 20. Dezember 1769 als Hospitalprediger und Katechet zu Elmeshorn in der Grafschaft Ranzau starb, gibt nicht nur ein sehr charakteristisches Gemälde von dem Zustande eines Freigeistes aus dem gemeinen Volke, sondern auch zugleich ein schönes Beispiel, wie ein treuer Seesorger mit dergleichen Leuten umgehen soll.

An einem der längsten Sommertage des Jahrs 1769 wurde Reichenbach nach Kellinghusen, einem entlegenen Dorfe mit einem Wagen abgeholt, um einer kranken Frau das heilige Abendmahl zu reichen. Weil er von einer andern, schon in den frühesten Morgenstunden gemachten Tour sehr ermüdet, und die Hitze groß war, hatte er sich vorgenommen, unterwegs ein wenig zu schlafen. Der Fuhrmann aber, der gleich auf den ersten Blick seine Aufmerksamkeit erregte, weil er das vollkommene Ansehen eines Spötters hatte, ließ ihm durch allerlei Fragen und Einfälle keinen Augenblick Ruhe. Er mußte sich ermuntern und sich mit ihm einlassen, so gern er auch ungestört geblieben wäre. Das Gespräch wurde in der plattdeutschen Sprache gehalten. „Herr!“ (so fing Claus nach einigen kurz abgefertigten Zudringlichkeiten endlich wieder an) „sehe Er doch einmal, wie das Korn hier im Felde so schön steht.“ — „Das sehe ich, es steht sehr schön, und ihr guten Leute könnet euch freuen.“ — „Weiß Er aber auch, was die dummen Leute sagen, wenn das Korn so schön steht.“ — „Was denn?“ — „Ja, sie sagen, das ist Gottes Segen.“ — „Ist's denn das nicht?“ — „Was wollt's auch seyn, wenn mein Fleiß und mein Mist nicht das Beste dabei gethan hätte, so sollte wohl was Rechtes herausgekommen seyn!“ — „Claus, vergesset nicht, den Regen mitzunennen, den Ihr ja auch wohl habt vom Him-

mel fallen lassen, und den schönen Sonnenschein, den Ihr gemacht habt.“ — „O, das kommt ja von sich selbst. Ich verstehe wohl, was der Herr damit sagen will, kann mir's aber nicht einbilden lassen, daß Gott bei allen Dingen mit im Spiel seyn sollte. Ich muß Ihm doch erzählen, was heut früh in meinem Hause passirte.“ — „Was denn Gutes?“ — „Eine von meinen Kühen kriegte ein Kalb, und es wollte damit gar nicht gehen. Weiß Er, was meine dummen Leute da sagten?“ — „Was sagten sie denn?“ — „Sie sagten: Gott wird ja geben, daß die Kuh zum Kalben kommt. Ha, ha, ha! Gott sollte sich um das Kälberhaus bekümmern? Die dummen Leute die!“ — „Ging's denn noch gut ab?“ — „O ja, das gab sich endlich von selbst, und das Beten würde doch nichts geholfen haben.“ — „Wenn Ihr nun aber Eure Kuh verloren hättet, so würdet Ihr doch wohl nicht wenig darüber gemurrt haben?“ — „Geflucht hätte ich wohl dabei, und damit gut. Gott wird sich doch wohl nicht um jedes Aas bekümmern?“ — „O, so hätten die Raben das gekriegt, wofür Ihr nicht dankbar seyd, und die mögen eben so gern etwas zu leben haben als Ihr.“ — „Nun hab' ich schon genug gehört; ich merke wohl, Er ist eben so als die andern Alle, aber das macht Er mir nicht weis. Ich habe die Tage meines Lebens nicht gesehen, daß der, der Gott vertraut, wie's die Leute nennen, damit auf einen grünen Zweig gekommen wäre.“ — „Kommt Ihr denn gut fort, da Ihr nichts nach Gott fragt?“ — „Wenigstens komme ich viel weiter damit. Und das ist einmal gewiß, lügen und trügen muß man können, und auf Schelmenstücke muß man sich verstehen, wenn man durch die Welt kommen will. Das soll mich Niemand anders lehren. Die kranke Frau da in unserem Dorf, wo ich Ihn hinbringen soll, die das heilige Abendmahl haben will, ist auch eine von den feinen Frommen. Was hat sie nun davon? Nichts in den Leib und nichts auf den Leib.“ — „Ihr sagt, sie ist eine von den Feinen. Was sind das für Leute?“ — „Das weiß

der Herr wohl gut genug. Sie nimmt Alles so genau und ist eine gar abgesonderte Alte. Wenn wir Andern jauchzen, so läßt sie den Kopf hängen, und wenn wir fluchen, so seufzt sie.« — »Haltet Ihr denn das für so schlimm?« — »Herr, sie wird ja ihres Lebens nicht froh, und dann — so ist sie, ich mag's kaum einmal sagen, sie ist schrifttoll.« — »Schrifttoll, was ist das? das verstehe ich nicht.« — »Ja, da hat sie zwei Bücher, das eine nennt sie die Bibel und das andere heißt sie die Postill; da liest sie immer d'rin.« — »Nun, was hat sie denn davon für Schaden?« — »Herr, darüber wird sie wahrhaftig närrisch im Kopf, und so sind Alle, die sich von ihr beschwatzen lassen. Sie möchte so gern die Leute bekehren. Mein Nachbar hatte lange Zeit keinen Frieden vor ihr. Er sagte zu mir: wie mache ich das, daß ich das Weib los werde? Hör, das will ich dir sagen, das erste Mal, daß sie wieder kommt, so fluche du, daß Gottes Erdboden bebt, gelt! das wird fruchten. Das that er. Weg blieb sie. Einmal kam sie auch zu mir in's Haus, und sagte: Clas! Clas! wo will das hinaus mit eurer Lebensart? Allein bei mir kam sie unrecht an. Ich wies ihr die Thür'.« — »Habt Ihr denn sie aber noch so lieb, daß Ihr für sie fahrt?« — »Ja, dafür werde ich bezahlt, sonst hätte ich wohl was Anderes zu thun.« — »Nach dem zu urtheilen, was Ihr mir von der Frau gesagt habt, glaube ich, daß sie Euch gerne Alles zu Gefallen thun würde, wenn sie nur könnte. Ist das nicht gut?« — »Das will ich nicht streiten. Sie sagt auch, das stünde in der Bibel, man solle sich unter einander lieb haben, da wäre Gottes Segen bei.« — »Habt Ihr denn die Bibel niemals selbst gelesen?« — »Nein.« — »Seyd Ihr denn in Eurer Jugend nicht in die Schule gegangen?« — »Ja, eine Zeit lang. Da mußte ich was auswendig lernen, das mir viel Verdruß machte, und ich lernte es so halbwege, daß ich nur frei kam, und damit schmiß ich das Buch unter die Bank.« — »Habt Ihr denn hernach auch niemals in der Kirche gehört, was

in der Bibel steht?« — »In die Kirche gehe ich nicht. Was sollte ich da machen? Unser jetziger Pastor ist gar nicht nach unserem Sinne. Der Alte hielt's noch wohl mit uns Leuten, doch war auch mit ihm nichts Rechtes anzufangen. Eine Zeit lang war er auch einmal ganz weg, und fieng an, nach der neuen Lehre (das lebendige Christenthum) zu predigen. Ich sagte gleich zu meinem Nachbar: das geht nicht gut, das müssen wir ihm abgewöhnen. Weiß Er, was wir da thaten? Wir gingen zu ihm und erklärten, wofern er länger nach der neuen Lehre predigte, so würden wir ihm alles das entziehen, was er nicht als ein Recht von uns fordern könnte. Geschwind war er wieder nach der alten Lehre. Ja, Herr, glaub' Er nur, wir wußten unsere alten Pastoren wohl zu kriegen.« — »Aber wieder auf die Frau zu kommen, wißt Ihr denn das so gewiß, daß sie keinen Vortheil davon hat, daß sie zu den Feinen gehört?« — »Was denn für Vortheil? Sie muß ja Hunger und Kummer leiden.« — »Wie aber, wenn sie den Vortheil noch künftig zu erwarten hätte?« — »Herr, sag Er mir nur nichts vom Himmel. Sie tröstet sich damit, daß sie in den Himmel kommen wird, aber vom Himmel läßt sich nicht zehren.« — »Ihr glaubt also keinen Himmel. Wie aber, wenn doch einer für sie zu hoffen wäre?« — »Das wäre so schlimm nicht, und wenn das ist, so komme ich auch hinein, und die Feinen haben vor mir und meines Gleichen nichts voraus.« — »Ihr wollt in den Himmel kommen, was wollet Ihr da machen?« — »Was ich da machen würde, weiß ich nicht, aber dabei bleibe ich, wenn einer ist, so komme ich auch hinein und kehre mich an Nichts. Ich weiß wohl, man sagt uns viel von der Hölle, aber ich gebe gleich meinen Kopf darauf, daß keine Hölle ist.« — »Das wißt Ihr so gewiß? Wer hat Euch das gelehrt?« — »Das hat mich mein Nachbar gelehrt, besser als alle Priester es lehren können, und nun bin ich so gewiß, daß, wenn sie auch alle um mich herkämen und mir bange machen

wollten, so lachte ich was darüber.“ — „Wie hat Euer Nachbar denn das gemacht?“ — „Das will ich Ihm sagen, da unser Pastor uns einmal bange gemacht hat, so sprachen wir mit einander davon, und da sagte mein Nachbar: hört, Clas! werdet nicht närrisch und laßt Euch nichts in den Kopf setzen. Die Pfaffen müssen das wohl sagen, denn davon leben sie. Ich will Euch das besser bedeuten. Hört: Ihr seyd ja Vater? — Ja, — und Ihr habt Kinder? — Ja, — und Ihr habt Eure Kinder auch lieb? — Ja. — Wenn nun Eure Kinder einmal Schande thäten, wolltet Ihr darum wohl herkommen und sie in's Feuer schmeißen? — Nein, dann wär' ich ja toll. — Nun sehet, Nachbar, unser HErr Gott ist Vater und wir sind Seine Kinder, und Er hat uns lieb. Sollte Er nun wohl herkommen und uns werfen in's höllische Feuer?“ — Hier lehnte sich Clas ganz nach dem Wagen hin, sah dem Pfarrer Reichenbach steif in's Gesicht, und sagte hohnlachend: „Nun, Herr, was sagt Er dazu? Unsern alten Pastor hatte ich auch einmal auf dem Wagen, und sagte ihm das. Stumm war der, rein stumm, und mußte es wohl bleiben lassen, dagegen was vorzubringen. Möchte wohl hören, was Er mir darauf antworten kann.“ Reichenbach war mit seinem Fuhrmann während dieses Gesprächs schon bis vor das Dorf gekommen, wo sie hin wollten, es konnte daher das Gespräch nicht gleich weiter fortgesetzt werden. Er antwortete daher auf der Stelle nur kurz: „Clas! das ist ohne Zweifel Großprahlerei von Euch, daß Euer alter Pastor nichts zu antworten gewußt hätte. Damit Ihr nun aber nicht auch von mir sagt, daß Ihr mich stumm gemacht, so will ich Euch, da wir schon zur Stelle sind, vorerst nur etwas zu bedenken geben, worüber Ihr während der Zeit, daß ich hier bin, weiter nachdenken könnet. Wenn wir zurückfahren, so sprechen wir weiter darüber, wenn Ihr Lust habt.“ — „Ja Herr, da habe ich große Lust dazu.“ — „Ich sorge, ich sorge, mit Eurer Ueberzeugung, die Euch Euer Nachbar beigebracht hat,

steht's noch nicht allerdings richtig, und wenn's nicht so ganz richtig wäre, so stünde es schlecht um Euch. Das gebt Ihr doch zu, daß die Sache wichtig ist. Hört, was ich Euch würde gesagt haben, wenn ich Euer Nachbar gewesen wäre." — „Nun was denn?" — „Hört, Clas, würde ich gesagt haben, unser HErr Gott ist im Himmel eben das, was unser König in seinem Lande ist, und wohl noch mehr. Nicht?" — „Das gebe ich zu." — „Unser König ist Landesvater. Nicht?" — „Ja!" — „Und wir Unterthanen sind seine Landeskinder?" — „Ja." — „Und da er ein guter König ist, so hat er uns auch lieb. Nicht?" — „Ja!" — „Wenn nun Einer von uns Schande thut, was muß der König thun? Wenn Er Alles hingehen ließe, würdet Ihr dann wohl sagen, daß ist ein rechter König, wie er seyn muß?" — „Nein, der König muß strafen, dafür ist er König." — „So muß Gott es gewiß auch thun. Sollte unser König aber wohl seine Freude daran haben, wenn er einen Bösewicht abstrafen lassen muß?" — „Das glaube ich nicht." — „Und ich versichere Euch, Gott hat eben so wenig Freude daran. Er straft nicht auf der Stelle, sondern wartet auf Besserung. Wenn da nichts daraus wird, so muß die Strafe folgen; dafür ist Er König im Himmel. Was sagt Ihr dazu?" — „Das verstehe ich denn nicht, darauf habe ich nicht gedacht" — antwortete er mit aufgesperrtem Munde, und Reichenbach sagte: „Nun muß ich gleich absteigen. Bisher habt Ihr das große Wort gehabt. Auf dem Rückwege laßt Ihr mich ja auch wohl reden. Sagt mir aber doch, was hab' ich Euch zu Leide gethan?" — „Nichts, Herr!" — „Warum seyd Ihr so grob mit mir umgegangen? Doch, das heißt noch nichts, daß Ihr so gegen mich gesprochen. Wenn Ihr aber den König auf dem Wagen hättet und Ihr schimpftet ihn, würde Euch das so wohl hingehen?" — „Dann würde mir's wohl schlimm gehen; aber davor nimmt man sich in Acht." — „Hört, ich glaube, daß Gott im hohen Himmel Alles weiß, und weil ich das glaube, so muß mir sehr bange

für Euch seyn; denn Ihr habt ja schrecklich auf Gott und Sein Wort geschimpft, und laßt diejenigen auch nicht bei Ehren, die Gott fürchten. Wie unartig habt Ihr von der kranken Frau gesprochen, wo ich jetzt hin soll, die es doch so gut mit Euch gemeint hat. Denkt wohl darüber nach, wie Ihr Euch aufgeführt.“

Als Reichenbach wieder aufgestiegen gewesen, schwieg der Spötter ganz stille, und schien nachdenkend da zu sitzen. Jener nahm daher das Wort: „Ich kann Euch nicht bergen, Clas, ich habe Ursache, mich vor Euch zu fürchten, und wenn ich nachdenke, so kann mir angst werden, daß ich hier auf Eurem Wagen sitze.“ — „Warum das, Herr?“ — „Ich habe Geld bei mir, und eine Uhr und gute Kleider an. Im Dorf habe ich so bei mir selbst gedacht: sieh, der Mann, der dich führt, ist ein Mensch, der sich weder vor Gott noch Menschen fürchtet; du hast nichts bei dir, womit du dich wehren kannst; was wolltest du machen, wenn er dich hinführe, wo er dich haben will, und eine Mordthat an dir beginge? In der That, Clas, Ihr seyd ein starker Mann und könnet mich leicht unterkriegen. Kann ich sicher seyn, daß Ihr mich nicht umbringt?“ — „Gott bewahre uns, Herr, wie kann Er so sprechen; dann wär' ich ja ein Mörder.“ — „Nun ja freilich, das wäret Ihr, aber was thäte Euch das?“ — „Dann würd' ich ja geköpft.“ — „Es ist also gut für mich, daß noch Strafe ist, sonst“ — „Er wird ja wohl nicht im Ernst bange seyn, Herr, nein, so was thue ich nicht.“ — „Wenn der König aber das Köpfen abschaffte, und noch dazu die Mörder zu Glück und Ehren brächte, oder wenn Ihr sicher entfliehen könntet, was dann?“ — „Ich höre schon, wo Er damit hinaus will. Es ist wegen dessen, was ich vorhin von meinem Nachbar und der Hölle gesagt habe. Laß' Er das nun gut seyn. Ich habe schon darüber nachgedacht, und ich muß nur bekennen, Er hat mich wieder ganz zweifelhaft gemacht.“ — „Ihr sollt mir nicht nachsagen können, daß ich Euch mit der Hölle angst

und bange gemacht. Da ist keine Freude dabei, und wenn Ihr nur aus Furcht vor der Hölle keine Schande thätet, so wäret Ihr damit noch Nichts besser, als Ihr jetzt seyd, da Ihr Niemand umbringen wollt, weil Ihr sonst geköpft werden würdet. Wenn's aber ziemlich wahrscheinlich ist, daß es eine Hölle gibt, oder einen Ort, wo die nichtsnutzigen Menschen ihre verdiente Strafe kriegen, so ist es auch so gewiß nicht, als Ihr glaubt, daß Ihr in den Himmel kommt, und das hieltet Ihr doch vorhin für so schlimm nicht, wenn ein Himmel zu hoffen wäre." — „Herr, so arg bin ich doch nicht, als Er denkt." — „Aber doch so arg, als Ihr selbst sagt. Ihr habt vorhin gesagt, man muß lügen und trügen können, wenn man durch die Welt will, man muß sich auf Schelmenstücke legen, und fluchen, daß der Erdboden bebt. Ist das nicht arg genug?" — „Da leidet aber Niemand Schaden dadurch." — „Was ist denn ein Schelmenstück anderes, als wodurch man seinem Nächsten Schaden thut?" — „Aber Gott doch nicht." — „Also, wollt Ihr sagen, braucht Gott nicht dafür zu strafen?" — „Ja!" — „So brauchte auch der König nicht zu strafen, wenn ihr ein Schelmenstück an mir begünget, gesetzt auch, daß Ihr so arg nicht wäret, mich umzubringen; denn was hätte er für Schaden davon?" — „Sollte Gott denn wirklich Alles wissen, und sich um Alles bekümmern?" — „Wenn Ihr's jetzt noch nicht glauben könnt, daß Er Alles weiß, so werdet Ihr doch das nicht unglaublich finden, daß Er Leute genug um sich haben wird, die Ihm von Allem Nachricht geben, und wenn Er's erfährt, muß und wird Er sich dann nicht ebenso gut d'rum bekümmern, als der König sich um sein Land und Leute? Die kranke Frau, die Ihr so geschimpft habt, kommt gewiß in den Himmel, und wie herzlich gern hat sie Euch nicht bereden wollen, daß Ihr's auch darnach machen sollet, da hinein zu kommen. Wie, wenn sie Euch vielleicht bald bei Gott verklagte, und man's von ihr im Himmel erführe, was Ihr für ein böser Mann seyd? Ich denke aber, sie wird Gott für Euch bitten, und das will

ich auch thun, daß Er Euch vergebe. Aber anders müßt Ihr werden, sonst ist's nicht möglich. Wenn eine Hölle ist, sollte Gott dann wohl die guten Leute dahin verstoßen können? Das kann Er nicht. Ebenso wenig die Bösen zu sich in den Himmel nehmen, wenn sie sich nicht bessern."

Nunmehr war der so laute Spötter ganz erschöpft, und hatte sich Alles sagen lassen; sein sanftmüthiger Lehrer wandte aber die noch übrigen Minuten dazu an, ihn zur Bibel hinzuweisen, und ihm, so weit es jetzt möglich war, einen allgemeinen Begriff vom Christenthum zu machen. Und nun die Wirkung! Da er vom Wagen stieg, nimmt Clas den Hut ab, drückt ihm einmal über das andere treuherzig die Hand, und sagt mit Thränen in den Augen: „Herr! vergeb Er's mir, was ich gethan. Die Tage meines Lebens hab' ich das, was Er mir gesagt hat, noch nicht gehört. Ich werde Lebenslang daran denken, daß ich Ihn auf dem Wagen gehabt. Ich verspreche es vor Gott, ich will anders werden, und Seinem Rathe folgen, und Gottes Wort lernen."

425. Dienet einander mit der Gabe, die ihr empfangen habt.

Ein Christ in Wien, dessen Herz voll war von Liebe zum Heiland, und in jeder Beziehung ein ausgezeichneter Mann, hörte einst, daß ein protestantischer Soldat aus dem Regimente der Ungarn und Böhmen, der nur slavisch verstand, wegen Mords zum Tod verurtheilt sey, und in drei Tagen hingerichtet werden soll. In der Besorgniß, es möchte keiner der Geistlichen in Wien die Sprache des Soldaten verstehen, und so der arme Mensch alles religiösen Zuspruchs vor seinem Ende ermangeln, begab sich der menschenfreundliche Mann zu einem Geistlichen, sagte ihm, daß er die slavische Sprache vollkommen verstehe, und trug ihm an, ihn in seiner Seelsorge für den Verurtheilten zu unterstützen. Der Geistliche wies ihn zurück, da er die liturgischen Gebete schon in slavischer Sprache zu lesen wisse, was ja hinreichend sey. Unser Freund aber, der eine

obrigkeitliche Stelle bekleidete, ließ sich nicht abschrecken; er entschloß sich, den General des Regiments um die Erlaubniß zu bitten, sich mit dem Gefangenen unterhalten zu dürfen; aber in der Besorgniß, diese nicht zu erhalten, brachte er die Nacht damit zu, in slavischer Sprache einige Seiten niederzuschreiben, worin er Jesum Christum darstellte als den Freund und Retter auch der größten Sünder. Diese Worte des Trostes wollte er dem Soldaten zukommen lassen, wenn er ihn nicht selbst sprechen dürfte. Er gieng am folgenden Morgen zum General, und las ihm einen Theil dessen, was er für den Soldaten geschrieben hatte, vor. Der General wurde bis zu Thränen gerührt, und befahl sogleich einem Offizier, den Mann in's Gefängniß zu führen, und sich, so lang als er wollte, mit dem Verurtheilten unterreden zu lassen. Der Herr segnete diese Unterredung so, daß der Soldat vor der Hinrichtung gläubig zu seinem gekreuzigten Heiland aufblicken konnte, und es ist zu hoffen, daß sein Ende christlich und selig war.

426. Die Entstehung der Sonntagsschulen.

Der Buchdruckereibesitzer Robert Raikes, ein angesehener und frommer Mann in England, ging eines Tages (1782) in die Vorstädte zu Glocester, um einen Gärtner zu miethen. Dieser war gerade ausgegangen, und während er auf ihn wartete, sah er einen Haufen Kinder, welche auf der Straße tobten und lärmten. Als er die Frau des Gärtners fragte, woher es käme, daß die Kinder so vernachlässigt und verdorben wären, antwortete diese: „Ach mein Herr, Sie würden noch mehr Mitleiden haben, wenn Sie einmal an einem Sonntage hier wären; die Kinder würden Sie nicht einmal ruhig in der Bibel lesen lassen.“ — „Kann man denn Nichts für sie thun?“ fragte Raikes, „ist Niemand in der Nachbarschaft, der sie des Sonntags in die Schule nähme?“ Der edle Menschenfreund bezahlte der Gärtnersfrau Etwas dafür, daß sie jene Kinder des Sonntags unterrichtete, und dieß war der Ursprung der

ersten englischen Sonntagsschule, in welcher die Kinder im Lesen und im Katechismus unterrichtet wurden. Bei sorgfältiger Nachforschung fanden sich auch an andern Orten solche vernachläßigte und zum Theil schon der Schule entwachsene Kinder. Es wurde eine Gesellschaft zur Errichtung von Sonntagsschulen gestiftet, und als Raikes (1811) starb, waren schon 300,000 Kinder in dieselben aufgenommen. Gegenwärtig erhalten in England mehr denn eine Million Kinder in den Sonntagsschulen Elementar- und Religionsunterricht. Von England aus verbreiteten sich die Sonntagsschulen sowohl auf das Festland als nach Nordamerika, wo jetzt etwa 6000 solche Schulen mit mehr als 60,000 Lehrern bestehen, welche größtentheils unentgeldlich, blos aus Liebe zu Jesu und ihren Brüdern, diesen Unterricht besorgen.

427. Thaten ermuntern noch mehr als Worte.

Der fromme Liederdichter Gellert gieng eines Tages vor Leipzigs Thoren spazieren. Er hörte unter Schluchzen und Weinen eine Frau rasch hinter sich herlaufen, blieb stehen, und fragte die Frau, der die Bedrängniß mit den leserlichsten Zügen im Gesichte geschrieben stand: was ihr fehle? Ohne weiter auf seine Fragen zu achten, sah sie ihn mit kaum halben Blicken an, und eilte schnell vorüber. Dieß machte, daß der edle menschenfreundliche Gellert seine Schritte verdoppelte, und mit verstärktem Tone ihr nachrief: „So höre Sie doch!“ Die Frau blieb stehen. „Was ist Ihr?“ fragte er. „Ach, lieber Gott!“ — antwortete sie klagend und unter einem Strom von Thränen, — „dort hinten in der Straße, in dem kleinen Häuschen mit Schindeln gedeckt, da liegen mein Mann und meine vier armen Kinder krank! Ich habe seit fünf Wochen nichts verdienen können; wir sind dem Kaufmann X 30 Thaler schuldig, der will nicht länger warten. Eben jetzt komme ich von ihm her, ich wollte ihn um Nachsicht bitten, da hat er mir aber gedroht, daß wir heute aus dem Hause geworfen

werden sollten, wenn wir ihn nicht auf der Stelle bezahlen. Ich arme Frau, was fange ich an mit meinem kranken Manne und meinen armen kranken Kindern? Wenn wir doch Alle zusammen nur schon unter der Erde lägen!" Gellert beruhigte sie, versprach ihr Hilfe, nahm sie mit sich in seine Wohnung, schloß das Schreibpult auf, suchte und brachte glücklich 30 Thaler zusammen, die er der armen Frau gab. „Nun" — sagte er, — „gehe Sie hin und bezahle Sie! aber nicht eher als in einer Stunde; — hört Sie das? in einer Stunde!" Die Frau gab durch Nicken zu erkennen, indem sie ihre Thränen trocknete, daß sie seinen Willen befolgen wolle. Indessen machte sich Gellert auf, und gieng zu dem reichen, ihm wohlbekannten X., den er eben mit Zählung einer großen Summe beschäftigt fand. X. strich sein Geld in die Kasse, und die Fragen: „Was steht zu Befehl? womit kann ich dienen?" — schwebten ihm schon auf der Zunge, indem er aufstand; doch besann er sich noch zu rechter Zeit, daß es Gellert sey, der ihn besuche. Verlegen, aber freundlich, begrüßte er ihn mit einer andern Höflichkeitsformel. „Von Ihnen kann man gewiß noch Manches lernen," — sprach Gellert; — „denn ein so gesegneter Mann wie Sie, der wird es doch nicht unterlassen, von seinem Reichthum den schönsten Gebrauch zu machen. Da können Sie dann über die große Kunst, Andern wahrhaft wohlzuthun, uns manche heilsame, aus Erfahrung geschöpfte Lehre mittheilen." Herr X., der gar nicht wußte, worauf das gehen sollte, und halb noch seine Gedanken bei dem Gelde hatte, antwortete: „Ganz recht! schon recht! Ja! ja!" — Gellert aber fuhr fort, mit Wärme von den Freuden des Wohlthuns und der Menschenliebe zu reden. Selbst gerührt, im Andenken an die arme bedrängte Frau, hätte er dem Auge des Geizigen beinahe eine Thräne entlockt, als eben diese Frau hereintrat, und hastig ihre 30 Thaler auf den Tisch legte mit den Worten: „Da haben Sie's! Nun geben Sie mir auch das Briefchen, das mein Mann geschrieben hat, damit Sie uns

nicht aus dem Hause werfen!« X., durch das Eintreten und Benehmen der Frau in Verlegenheit gesetzt, antwortete: »Ei, das hätte ja Zeit gehabt, wie kann Sie doch nur so — — Sie sieht ja, daß ich Besuch habe! Und weiß doch — — es hätte ja damit Zeit gehabt.« — In dem Augenblicke aber besann er sich, und zählte: 10, 20, 30. — »Ja Zeit hin, Zeit her,« — sagte die Frau; — »Sie haben mich heute früh hart angelassen! Und einen kranken Mann und vier kranke Kinder zu haben, wenn man um 30 Thaler aus dem Hause geworfen werden soll! — Da bin ich da dem — —« (Gellert winkte ihr zu schweigen, aber die Frau fuhr fort): »wenn Sie mir auch winken, ich sage es doch! — Da bin ich da dem Herrn begegnet, und der hat mir das Geld gegeben.« Der karge Reiche, hierüber betroffen, blickte bald den Professor Gellert bald die Frau an, kämpfte sichtbar mit sich selbst, und erkämpfte einen Entschluß, den Gellert gewiß nicht erwartet hatte. »Hier« — sprach er zur Frau, — »hat Sie Ihren Schein, und da nehme Sie Ihre 30 Thaler; gehe Sie nach Hause, und warte Sie Ihrem kranken Manne und Ihren kranken Kindern ab!« Zu Gellert aber sagte er: »Herr Professor! ich sehe, daß Sie nicht bloß schön reden und schreiben, nein, daß Sie auch eben so schön handeln können. Und um meinen begangenen Fehler einigermaßen wieder gut zu machen, so erlauben Sie mir, daß ich Sie zu der kranken Familie begleiten darf, damit Sie mich nun auch als einen wohlthätigen Mann kennen lernen, da Sie mich bisher vielleicht nur als einen mitleidslosen gekannt haben.« — Sie giengen gemeinschaftlich hin, und fanden wirklich eine sehr arme, unglückliche Familie. Gellert übernahm es, den Leidenden ärztliche Hilfe zu verschaffen; und der Kaufmann versprach, die Kranken mit labenden, stärkenden Speisen und Getränken zu versorgen. Von Kummer und Sorge nicht mehr gebeugt, konnte die Frau nun eine um so aufmerksamere Krankenwärterin seyn, und zweckmäßige Arzneien und stärkende Nahrungsmittel stellten die Kranken in kurzer Zeit

her. Doch der gebesserte X. that noch mehr. Dem wieder gesund gewordenen Mann gab er Arbeit, und seinen ältesten Sohn nahm er zum Markthelfer an. Für die noch übrigen kleinen Kinder bezahlte er das Schulgeld, und versprach, auch für sie zu sorgen, daß sie einmal ihr Fortkommen fänden.

428. Bächlein, wo willst du hin?

Bei einer Missionsversammlung in der englischen Handelsstadt Liverpool (wo auch viele Wälsche oder Eingeborne des englischen Fürstenthums Wales wohnen, welche nicht englisch, sondern ihre eigene Sprache reden) wurde unter Andern auch ein wälscher Prediger aufgefordert, die in der Versammlung gegenwärtigen Wälschen kürzlich in seiner Muttersprache anzureden, was er denn auch auf der Stelle that. Als man den großen Eindruck seiner Rede sah, so fragten ihn nachher die Engländer, was er denn geredet habe. „O," erwiederte er, „ich sprach von den Pfennigen!" — „Von den Pfennigen?" hieß es, „und was sagten Sie denn von den Pfennigen?" — „Nun, ich sprach zu ihnen: „„Manche von euch sagen: Wir können nicht mehr zur Mission geben als wöchentlich einen Pfennig; aber was soll ein Pfennig nützen? — Allein, als ich auf meinem Wege hieher (nach Liverpool) über die Berge kam, da sah ich ein Bächlein, und sagte zu ihm: Bächlein, wo willst du hin? — O, ich will da hinunter in's Flüßchen. — Flüßchen, wo willst du hin? — O, ich fließe in jenen großen Fluß Wersey! — Nun, Wersey, wo willst du hin? — O, ich gehe hinunter nach Liverpool. — Was willst du denn in Liverpool thun? — O, ich will da aus dem Hafen die Schiffe nehmen und sie in's Meer hinaustragen, und weiter in fremde Länder; dann bringe ich sie bald beladen wieder zurück. — Und so sage ich nun auch: Pfennige, wo wollt ihr hin? O, wir gehen zu den Schillingen in der Missionsstunde. — Und Schillinge, wo wollt ihr hin? O, wir gehen zu den ganzen und halben Pfunden

in der Missionshilfsgesellschaft. — Und Pfunde, wo wollt ihr hin? O, wir gehen zur Missionsgesellschaft, und von da zur großen Muttergesellschaft in London. — Und was wollt ihr denn in London? Ei, da holen wir Missionare und Bibeln, und tragen sie fort zu den äußersten Enden der Erde, auf daß Englands Gott und Englands Bibel überall bekannt und geliebt werde.““

429. Mein Vater! liebst Du mich?

Eine amerikanische Zeitschrift erzählt: „Ein alter, sehr ehrwürdiger Prediger in Nordamerika predigte eines Tags vor einer großen Anzahl von Zuhörern, als seine Aufmerksamkeit auf einen Menschen gezogen wurde, der eintrat, und an dem alle Züge und Kennzeichen eines Juden zu bemerken waren. Er war sehr gut gekleidet und hatte ein edles Aussehen. Er setzte sich und hörte mit größter Aufmerksamkeit zu, oft sah man Thränen über seine Wangen herabrollen. Nach dem Gottesdienst trat der Prediger zu ihm und sagte: „mein Herr! wenn ich nicht irre, so rede ich mit einem Sohne Abrahams.“ — „Ja.“ — „Aber wie kommt es, daß ich einen Juden treffe in einer christlichen Versammlung?“ Darauf erzählte ihm der Jude die Geschichte seiner Bekehrung. Er war aus einer sehr achtbaren Familie, hatte eine sorgfältige Erziehung erhalten und sich im Handel ein bedeutendes Vermögen erworben. Nach dem Tode seiner Gattin zog er mit seinem einzigen Kinde, einer siebzehnjährigen Tochter, die sein ganzes Glück war, nach Nordamerika und kaufte sich ein schönes Landgut an den fruchtbaren Ufern des Flusses Ohio. Seine Tochter war sehr schön, aber auch dem Geiste nach wohlgebildet, sprach mehrere Sprachen und gewann durch ihr Betragen allgemeine Liebe. Ihr Vater aber erzog sie als eifriger Jude ganz in den Lehren der jüdischen Religion. — Nach kurzer Zeit wurde sie krank und alle ärztliche Hilfe schien umsonst. Eines Tages, als ihr Vater voll Betrübniß in einem Wäldchen neben seinem Hause umherlief, ließ die sterbende Tochter ihn holen. Mit gepreßtem

Herzen trat er ein, um seiner Tochter das letzte Lebewohl zu sagen, bei deren Verlust seine Religion ihm eine sehr schwache Hoffnung gab, sie nach diesem Leben wieder zu sehen. Mit einer schon eiskalten Hand ergriff die Tochter die Hand ihres Vaters und sagte: „Mein Vater! liebst Du mich?“ Drei Mal fragte sie so und drei Mal versicherte sie der Vater, daß er sie mehr liebe als die ganze Welt. Darauf sagte sie: „Du hast mich immer geliebt, Du bist der zärtlichste Vater, willst Du mir eine Bitte gewähren? Es ist die einzige Bitte deiner sterbenden Tochter, willst Du sie mir erfüllen?“ Der Vater erwiederte: „o meine Tochter, bitte was Du willst, und wenn es mich mein ganzes Vermögen kostet, ich will es Dir gewähren.“ — „Nun, mein lieber Vater, so bitte ich, daß Du nie mehr etwas sagst gegen Jesus von Nazareth.“ Der Vater war außer sich vor Erstaunen. Die Tochter setzte hinzu: „ich wußte nur wenig von diesem Jesus, denn man hat Ihn mich nicht kennen gelehrt. Aber ich weiß, daß Er der Heiland und Erlöser ist, denn Er hat sich mir kund gethan, seit ich krank bin, und zwar zum Heil meiner Seele. Ich glaube, daß er mich selig machen will, obgleich ich ihn früher nie geliebt habe. Ich fühle, daß ich zu ihm komme und immer bei ihm seyn werde. Und jetzt, lieber Vater, diese Bitte gewähre mir, ich bitte Dich, daß Du nie mehr gegen diesen Jesus von Nazareth etwas redest. Ich beschwöre Dich, Du wollest ein Neues Testament kaufen, und wenn ich nicht mehr lebe, Ihm die Liebe schenken, die Du gegen mich hattest.“ — Diese Bitte hatte ihren schwachen Körper sehr angestrengt, sie mußte schweigen. Ihr Vater hatte das Herz zu voll, als daß er noch hätte weinen können, er verließ das Zimmer in großer Bewegung, und ehe er Kraft genug hatte, wieder zurückzukehren, war der Geist seiner Tochter dahingegangen. Das Erste, was der Vater nach dem Begräbniß seiner Tochter that, war, daß er ein neues Testament kaufte. Er las es, ließ sich belehren durch den heiligen Geist, und wurde entschieden ein sanfter und demüthiger Jünger des Herrn.

430. Siege der hingebenden Liebe.

Der schon öfters erwähnte Johann Tobias Kießling in Nürnberg war ein großer Kinderfreund. Wenn er über die Straße gieng, so war oftmals gar kein Fertigwerden mit den Kindern allen, die den Herrn Kießling grüßen und ihm eine Hand geben wollten. Dazu kam, daß er auch aller Welt Gevattersmann war. Freilich die Verbindungen, in die er durch die Mehrzahl seiner Gevatterschaften kam, waren gerade nicht von der Art, daß er viel darum beneidet worden wäre. Denn der größte Theil seiner Gevattersleute gehörte nicht bloß zu den ärmsten Leuten in der Stadt, sondern bei gar manchen darunter war auch die Aufführung nicht eben rühmlich. Aber wenn man ihm auch, um ihn etwa abzuhalten, von den neuen Gevattersleuten Ein und Anderes erzählte, was gar nicht rühmlich lautete, so antwortete er immer darauf: »Sie sind ja doch Menschen, sind doch erlöste Christen, vielleicht holt sie der Herr dennoch herum.« Und da hielt er dann auch das Kind der verachtetsten und verächtlichsten Eltern selber zur Taufe, betete für dasselbe von ganzem Herzen, und sorgte auch nachmals, wenn Niemand sonst für die armen verlassenen Würmlein sorgte, gar väterlich als wahrer Gevatter (Mitvater) für ihr äußeres und inneres Heil.

Auf die innere Pflege der ihm durch die heilige Taufe anvertrauten armen Kinder verwendete er gar manche freie Stunde, besonders die Sonntags-Nachmittage. Da konnte man fast immer ein ziemliches Häuflein armer Kinder in Kießlings Hause sehen, wovon die meisten zu den Pathen desselben oder einer seiner Schwestern gehörten. Da wurden sie dann auf die eindringendste Weise ermahnt, und in den Hauptlehren des Christenthums unterrichtet, es wurden ihnen Geschichten aus der heiligen Schrift, und anderen erbaulichen Büchern erzählt, Bilder gezeigt, und mit ihnen gesungen. Hierbei fehlte es dann auch natürlich nicht an äußerlicher, leiblicher Erquickung, und manche gesegnete

Frucht dieser treuen Liebesdienste versüßte ihm die darauf gewendete Mühe und Auslage.

Ebenderselbe erfuhr einst, daß in einer Mühle ein gar ruchloser Mühlknecht sey, welcher über alles Gute und Heilige frech spotte und lästere. Da fühlt er sich gedrungen, zu dem jungen Menschen hinzugehen, um ihn auf bessere Wege zu bringen. Der Müllerbursche machte zuerst ein sonderbares Gesicht, als der fremde Mann ihn auf eine Weise anredet wie der Pfarrer, den er in seinen Kinderjahren manchmal in der Kirche hatte sprechen gehört; sobald er aber recht verstand, was er eigentlich von ihm wollte, nämlich seine Bekehrung, lachte er ihm laut in's Gesicht, und wendete sich von ihm weg. Aber Kießling ließ sich dadurch nicht irre machen. Er kommt wieder und immer wieder, und steht dem Burschen wie ein guter, liebend lockender Engel zur Seite, er mag ihn nun mit Scheltworten oder mit Spott, mit gänzlicher Unaufmerksamkeit, oder mit lautem Pfeifen und Singen von Schelmenliedern hinauszutreiben suchen. Die andern Müllerburschen haben am Ende auch ihren Scherz mit dem gar geduldigen Herrn, und lachen herzlich, wenn sich ihr Kamerad bei Kießlings Reden ganz ernsthaft und feierlich geberdet, oder gar gerührt stellt, und dann auf einmal aus dieser scheinbaren Rührung in eine laut tobende Posse ausbricht. Einmal helfen sie ihrem Kameraden sogar, den guten Kießling, der gerade einen dunkeln Rock anhat, vom Kopf bis zu den Füßen mit Mehl einpudern. Der aber stäubt sich ruhig ab, und — kommt doch am andern Tage mit der gewöhnlichen Freundlichkeit wieder.

Dem Müllerburschen däuchte es aber am andern Morgen nach dem Einpudern doch nicht ganz recht zu seyn, daß er das gethan habe. Denn, dachte er, der Mann meint es nun doch einmal redlich und gut mit dir, das ist gewiß. Wiederkommen wird er nun freilich nimmer zu dir; und wenn er dich auch gerade nicht verklagt, was er wohl könnte, so wird er wenigstens ein gar saueres Gesicht machen, wenn er dich einmal wieder sieht.

Aber das Alles, was sich der Müllerbursche gedacht, geschieht nicht, sondern gerade das Gegentheil. Kießling kommt den andern Tag mit dem gewohnten freundlichen Gesichte wieder. Da wird's dem jungen Menschen weich um's Herz. Jetzt ist's aus mit dem Spotten. Er hört willig zu, und beim Abschied reicht er dem Freunde seiner Seele freundlich und fast dankbar die Hand. Und siehe da, es dauert gar nicht lange mehr, so braucht Herr Kießling den Müllerburschen nicht mehr in der Mühle und bei'm staubigen Mehlkasten aufzusuchen, denn der kommt jetzt, so oft er kann und der liebe Tobias Zeit hat, zu ihm in's Haus und hört da mit einer Lust und Freude, die mit jedem Tage mehr wächst, das Wort vom Leben. Und das wird in ihm auch bald lebendig, so daß aus dem wilden Burschen ein recht frommer, christlicher, in allen Stücken rechtschaffener Bürgersmann und Hausvater geworden, der durch Wort und Wandel bezeugt, daß eine solche Liebe und Geduld, wie die unsers seligen Kießlings war, nie ohne Frucht bleibe.

431. Das Werk der Bibelverbreitung in unsern Tagen.

Ueber die senfkornartige Entstehung der brittischen Bibelgesellschaft, einer der gesegnetsten und ausgebreitetsten christlich-menschenfreundlichen Anstalten unserer Zeit, gab eines ihrer ersten Mitglieder, der würdige Dr. Steinkopf, Prediger an der deutschen Savoykirche in London, bei einer Jahresfeier der württembergischen Bibelgesellschaft folgende Mittheilung: „Mangel der Bibel in der zu England gehörigen Provinz Wales war es, was Anlaß zur Stiftung der brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft gab. — »»Wir bedürfen 20,000 wälische Bibeln!«« — „mit diesem Zuruf erschien der Prediger Charles von Bala in London und forderte christliche Menschenfreunde zu ihrem Druck auf. Sogleich fanden sich welche willig, ihm ihre brüderliche Hand zu reichen; ganz natürlich kam ihnen jedoch der Gedanke in den Sinn, es möchte auch in England, Schott-

land und Irland bei genauer Nachforschung ein ähnlicher Bibelmangel sich ergeben. Laßt uns daher, sprach Einer, diesem Mangel abzuhelfen, eine brittische Bibelgesellschaft stiften. Aber warum eine brittische? erwiederte ein Anderer, warum nicht einen, die Bibelbedürfnisse der ganzen Welt umfassenden Verein? So bildete sich 1804 „die brittische und auswärtige Bibelgesellschaft in London," deren einfach erhabener Grundsatz ist: Uebersetzung, Druck und Verbreitung der heiligen Schrift, ohne beigefügte Erklärungen, in allen Sprachen und unter allen Völkern der Erde. Nachdem so ein Anfang gemacht war, fand die Gesellschaft bald die lebhafteste Theilnahme bei Hohen und Niedern, Reichen und Armen; mehrere Bischöfe und hohe Staatsbeamte und andere ausgezeichnete Männer, wie der durch seine Bemühungen um die Abschaffung der Sklaverei unsterbliche William Wilberforce, schloßen sich an und legten Hand an das große Werk der Bibelverbreitung. Den so vereinigten Kräften christlicher Menschenliebe gelang es, die entgegentretenden Schwierigkeiten zu überwinden und unter dem Segen Gottes ihre große Aufgabe mit jedem Jahr der Lösung näher bringen." Die Einnahme der Gesellschaft ist nach und nach auf $1^1/_2$ Millionen Gulden gestiegen; und jedes Jahr werden neuerdings gegen eine Million biblische Schriften verbreitet. Die ganze Zahl der bis dahin verbreiteten beläuft sich auf ungefähr 15 Millionen in 160 verschiedenen Sprachen, so daß die Gesellschaft mit Hilfe der mit ihr verbundenen Zweiggesellschaften bald im Stande seyn wird, jedem Volk der Erde die heilige Schrift in seiner Muttersprache darzubieten.

432. Nöthiget sie hereinzukommen.

Die Nordamerikanische Bibelgesellschaft verfolgt seit mehreren Jahren den schönen Plan, alle und jede Familien des Landes mit einer Bibel zu versehen, und nachdem dieser Plan bereits in mehreren Staaten durchgeführt ist, so ist

eine wiederholte Nachfrage angeordnet worden, um zu erforschen, ob nicht etwa einige Familien übergangen worden, oder auf irgend eine andere Art ein neues Bedürfniß entstanden sey. Zu dem Ende gehen Leute, welche sich dieser Sache annehmen, von Ort zu Ort, von Haus zu Haus und fragen, ob man keine Bibel bedürfe? Unter Anderem erzählt nun einer der Besuchenden, der die Gegend von Maryville bis Neu-York durchreiste, Folgendes: „Ich traf einen Mann, der keine Bibel hatte; aber sich höchlich dadurch beleidigt fühlte, daß ich mich nach seinem Bibelbedürfniß erkundigte, und dasselbe zu befriedigen begehrte. Er erklärte, er wolle weder eine Bibel kaufen, noch eine umsonst annehmen, ja er werde nicht einmal gestatten, daß ich sie in seinem Hause zurücklasse. Ich versuchte eine Zeitlang, ihn zu beruhigen und ihm eine bessere Ansicht von der Sache beizubringen, aber Alles war vergeblich, er wurde immer heftiger, und endlich schien es gar, als wollte er Gewalt gegen mich brauchen. Zuletzt erklärte ich ihm, daß ich meiner Aufgabe gemäß nicht weiter gehen könne, ohne eine Bibel zurückzulassen und es daher seiner Verantwortung anheimstellen müsse, ob er für gut finde, sie in seine Wohnung aufzunehmen oder nicht; auf dieß ging ich fort, und ließ die Bibel auf dem Boden vorn an seinem Hause liegen. Der Mann aber lief mir über eine Viertelstunde nach, und verlangte immer, ich solle umkehren, und sie wieder holen, widrigenfalls er mir dieß und das thun wolle. Zuletzt aber ließ er mich gehen und ging heim. Seine Frau hätte gerne die Bibel in's Haus bringen lassen, aber er verbot es ihr. Indeß, als es nach einiger Zeit dunkel geworden war, gestattete er, daß man sie hereinbrachte, und Neugierde bewog ihn endlich, sie vor sich zu nehmen und darin zu lesen. Bald ward er von diesem Lesen so hingenommen, daß er mit dem größten Interesse zu lesen fortfuhr, und übersandte mir das Geld für die Bibel, und sein Nachbar erzählte mir, daß er jetzt den größten Theil seiner Freistunden mit Bibellesen zubringe.“

433. Schon so alt und kann das Vaterunser noch nicht!

In Georgien, einem der vereinigten Staaten Nordamerika's, lebte vor wenigen Jahren ein reicher Gutsbesitzer, Namens Ridgeley, dessen Familienglück durch den Tod seiner zwei ältesten, mit aller väterlichen Zärtlichkeit geliebten Söhne schmerzlichst getrübt ward. Das schöne Landgut, wo er diesen schweren Verlust erlitt, wurde ihm dadurch so verleidet, daß er beschloß, mit seiner Frau und seiner kleinen Franziska dasselbe zu verlassen, und in der nahen Stadt eine Wohnung zu beziehen. Unfern des Landgutes, welches Schönlicht hieß, wohnte eine afrikanische Sklavin, Cloe genannt, welche Franziska's Amme gewesen war, und die zärtlichste Liebe zu ihrem Säugling bewahrt hatte. Die Trennung von diesem fiel ihr schwer auf's Herz; denn seit ihrer Wegführung aus Afrika waren vierzig Jahre verflossen, und Niemand hatte ihr jemals gesagt: »Erkenne den Herrn!« Zwar hörte sie die Glocken, welche die christliche Gemeinde zur Kirche riefen, in der Ferne ertönen; doch sie hatte darauf nicht Acht. Für sie erschien kein heiliges Fest, kein Gefühl der Andacht bezeichnete ihr den Tag der Ruhe. Sich zwecklos in der Gegend umhertreiben oder eigenen Geschäften emsig nachgehen, das war es, womit sie den Sonntag ausfüllte. Somit hatte sie, obgleich umgeben von dem Lichte des Evangeliums, doch nicht aufgehört, in der Finsterniß und im Schatten des Todes zu sitzen. In diesem Zustande befand sich noch die alte Negerin, als sie zu ihrer großen Freude vernahm, ihre seit vier Jahren abwesende Herrschaft werde etliche Monate in ihrer alten Wohnung zubringen. Wer nicht durch eigenen Anblick sich davon überzeugt hat, der kann sich von der Zärtlichkeit kaum einen Begriff machen, womit die Negerammen an ihren Pfleglingen hängen. Gewöhnt, diese Kinder als Wesen höherer Art anzusehen, fühlen sie sich hoch entzückt von ihren kindlichen Liebkosungen, den einzigen

Zeichen von Zuneigung, deren sie von Weißen gewürdigt werden; daraus entspringt eine solche Anhänglichkeit an sie, daß sie durch keinerlei Mühe, selbst nicht durch üble Laune, verdrossen werden. Cloe, deren zarte Sorgfalt für ihren Pflegling sich nie verläugnete, konnte als Muster solcher treuen Negerfrauen gelten; allein Franziska vergalt ihr auch Liebe mit Liebe; sie konnte noch nicht sprechen, da streckte sie schon, sobald ihre Amme sich nur blicken ließ, ihre Aermchen nach ihr hin; später entfaltete sich ihre kindliche Zuneigung zur vollen Liebeswärme. Sie ergoß ihre kleinen Bekümmernisse wie ihre Freuden in Cloe's mitfühlenden Busen; sie ließ sich nur durch ihren einförmigen Gesang in den Schlaf einwiegen, und durch ihre Hand bei dem ersten Versuche zum Gehen unterstützen. Ruhte Franziska in Cloe's schwarzen Armen, so wußte man nicht, wer von Beiden sich am glücklichsten fühlte, und ihr Anblick bot eines der rührendsten Gemälde. Ihre gegenseitige Zärtlichkeit war trotz der Entfernung ungeschwächt geblieben; jede vom Gute Schönlicht kommende Gelegenheit brachte Franziska ein kleines Geschenk von Cloe's sorgender Hand, entweder aus Eiern oder Nußteig bestehend, oder in einer von Cloe selbst gezogenen Melone, oder in einem Körbchen mit Pfirschen, von einem von ihr selbst gepflanzten Baume gepflückt. Dagegen erhielt Cloe von ihrem geliebten Pflegling in der Stadt bald ein rothes Halstuch, bald ein Stück Kattun zugesandt. Wird man sich nach allem Dem wundern, wenn Cloe vor freudiger Ungeduld die Rückkehr der Familie Ridgeley nach Schönlicht kaum erwarten konnte? An dem Tage, wo dieses für sie so wichtige Ereigniß Statt haben sollte, wich sie nicht von dem Fenster, welches die Aussicht auf die Landstraße gewährte, und ihre Augen, aller Ermüdung Trotz bietend, blickten unverwandt nach der Seite hin, von der die ersehnte Kutsche herkommen mußte. Endlich hört sie das Rollen des Wagens, und sieht bald darauf sein glänzendes Lederwerk sich in der Sonne spiegeln. Sie stürzt schnell die Stiege hinab, trifft

mit der Kutsche vor der Thüre zusammen, öffnet solche — — bleibt aber verwirrt und sprachlos stehen, als sie statt ihres kleinen geliebten Pfleglings ein stattlich gekleidetes Mädchen von acht bis neun Jahren erblickt. Franziska hingegen, ohne an ihrer Amme eine Veränderung wahrzunehmen, bewies dieselbe Zutraulichkeit gegen sie wie sonst, und dieß flößte Letzterer auch wieder Muth ein. Sie betastete nun unter Liebkosungen das schöne Stirnband, das ihrer lieben Franziska Haare zurückhielt, dann die neuen Atlasbänder und die kostbare Gürtelschnalle, die ihre Bewunderung erregten; kurz, sie erlaubte sich wieder alle Vertraulichkeit gegen dieselbe, wozu sie als ihre vormalige Amme berechtigt war. Am nächsten Sonntage erhielt Franziska die Erlaubniß von ihrer Mutter, ihre alte Freundin, die durch Unpäßlichkeit in ihrer Hütte zurückgehalten war, zu besuchen. Als sie wieder nach Hause zurückgekehrt war, bemerkte die Mutter eine etwas ernste Miene an ihrem Töchterchen, sie fragte sie daher: ob die Amme kränker geworden sey? „Nein," erwiederte Franziska, „sie befindet sich besser;" dabei lehnte sich das Kind nachdenkend auf den Stuhl seiner Mutter, und beugte sich zu ihr hin, als wolle es ihr Etwas sagen. Die Mutter legte nun ihr Buch weg, zog sie zu sich, und gebot ihr freundlich, ihr Alles zu eröffnen, was sie auf dem Herzen habe. Franziska sagte ihr dann mit einiger Bewegung: „Denke Dir, Mama, ich traf Cloe bei'm Korbflechten an, sie glaubte aber nichts Unrechtes zu thun, und versicherte mich, daß sie gar nicht gewußt habe, daß so etwas am Sonntag unerlaubt sey. Und wirst Du glauben, liebe Mama, daß sie, die schon so alt ist, noch nicht einmal das Vaterunser beten kann, noch den Katechismus oder sonst etwas Gutes weiß?" — Frau Ridgeley seufzte, ohne zu antworten. Sie hatte den größten Theil ihres Daseyns verlebt, ohne die Macht der Wahrheit in ihrem Herzen erfahren zu haben. Der Tod ihrer zwei Söhne hatte sie zuerst dahin gebracht, in der Versöhnung mit Gott durch Christum die ihr so unentbehrlich gewor-

denen Tröstungen zu suchen, und die Frucht der Trübsal war durch Gottes Gnade zur völligen Reife gediehen. Seitdem war jedoch ihr Aufenthalt in Schönlicht von zu kurzer Dauer gewesen, als daß sie Gelegenheit gefunden hätte, etwas für das geistliche Wohl ihrer Sklavin zu thun. Dagegen war Franziska seit ihrer Ankunft in der Stadt in der Erkenntniß des HErrn auferzogen worden, und hatte ihre Mutter durch Entfaltung frommer Gefühle oft erfreut; man kann sich daher denken, wie sehr Franziska's kindliche Bemerkungen das Herz der Frau Ridgeley betrüben mußten, welche sie an jene Zeit der Unwissenheit erinnerten, in der sie das Heil ihrer Angehörigen ebenso wie ihr eigenes vernachläßigt hatte. Als sie von diesem Eindrucke zurückgekommen war, antwortete sie ihrem Kinde: „Franziska! wenn Cloe meine Amme wäre, ich dächte, ich würde versuchen, sie alles Gute zu lehren, was ich von Gott und Jesu Christo wüßte.“ — „Wie, Mama! Du glaubst, das sey mir möglich?“ rief das Kind vor Freude hüpfend; „ich will es sogleich versuchen.“ — Die Mutter mäßigte ihren Eifer, indem sie ihr bemerkte, es sey schon spät, und sie thue besser, abzuwarten, bis Cloe morgen zum Besuche herkomme. Franziska gehorchte, doch mit einiger Ueberwindung, und der ganze Abend wurde von ihr dazu verwandt, sich von ihrer Mutter über die Art und Weise belehren zu lassen, wie sie sich bei Cloe's Unterweisung zu benehmen habe. Frau Ridgeley machte ihrer Tochter begreiflich, das Beste sey, wenn sie in einfacher und natürlicher Sprache ihr Alles erzähle, was sie über Gott und das Heil in Christo selbst erfahren habe; sie könne dann weiterhin eine Auswahl von Bibelstellen, wozu sie ihr die Anleitung geben wolle, mit ihrer Amme lesen. Den andern Tag stand Franziska schon vor Sonnenaufgang auf; die Zeit bis zum Frühstück kam ihr sehr lang vor, und noch länger bis zu Cloe's Ankunft. Sie lief jeden Augenblick zum Fenster oder an die Stiege, um ihre Amme den engen Pfad von ihrer Hütte herkommen zu sehen. Als sie solche endlich erblickte,

ging sie schnell auf ihr Zimmer, um sie dort zu empfangen, und sich auf ihren Besuch durch Sammlung ihrer Gedanken und Erinnerung Dessen, was sie ihr zu sagen sich vorgenommen hatte, vorzubereiten. Nicht lange, so hörte sie Cloe nach ihr fragen, dann, noch ziemlich leichten Schrittes, die Stiege herauf steigen und endlich zu ihr eintreten. — Die gute Amme hörte anfänglich mit anscheinender Theilnahme Franziska's rührender Erzählung zu; doch allmählig wurde sie zerstreut, gähnte, sah bald da bald dort hin, und unterbrach endlich plötzlich eine wichtige Erklärung durch die Bemerkung, sie könne nicht länger sich verweilen, sondern müsse Geschäfte halber nach Hause zurückkehren. Die arme Franziska war ganz betreten darüber, daß die Unterredung, worauf sie sich so gefreut und wovon sie sich so viel versprochen hatte, so erfolglos geblieben war. Als ihre Mutter sie darüber befragte, wurde sie ganz roth, und gestand ihr mit Thränen in dem Auge, daß ihre Amme auf das, was sie ihr sagte, kaum Acht gegeben zu haben scheine. Frau Ridgeley trocknete ihrer Tochter die Thränen ab, und erwiederte ihr sanft: „Verliere nicht so bald den Muth, liebes Kind. Der Sohn Gottes, welcher redete, wie nie ein Mensch geredet hat, hatte auch oft unter Seinen Zuhörern Menschen, die Ohren hatten und doch nicht hörten, Verstand, und doch nicht begriffen, was Er ihnen sagte. Ahme Ihm nach in Seiner Geduld und ausdauernden Liebe, die sich weder durch Stumpfsinn noch Gleichgültigkeit ermüden ließ. Deine Amme will dich jetzt nicht hören; ein anderes Mal vielleicht wird sie bereitwilliger dazu seyn.“ — Es verstrich eine geraume Zeit, bis Cloe sich zum Besuch wieder einfand, und es zeigte sich immer deutlicher, daß Franziska's Versuche, sie zu unterrichten, ihr mißfällig waren, daher Frau Ridgeley ihrer Tochter rieth, davon abzulassen, um ihr nicht einen immer größeren Widerwillen für göttliche Dinge einzuflößen. Doch die göttliche Vorsehung eröffnete Franziska bald wieder eine neue Gelegenheit, ihren frommen Liebeseifer zu üben. Die alte

Cloe ward krank, und eine Woche lang glaubte man, sie eile mit schnellen Schritten der Ewigkeit zu. Da schwand ihre stumpfe Unempfänglichkeit für das Göttliche und Ewige. Wußte sie auch noch nicht, daß „wir müssen Alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf daß ein Jeglicher empfange, nach dem er gehandelt hat bei Leibesleben," so regte sich doch in ihrem Herzen das Bewußtseyn der Sündenschuld, und ein dunkles Gefühl von Furcht vor dem künftigen Zorn. Ihr verfinsterter Geist konnte sich zwar noch keine bestimmte Vorstellung von dieser drohenden Zukunft machen, nichts desto weniger war sie, wie Abraham, voll Schrecken über die große Finsterniß, welche auf sie gefallen war. Sie fühlte die furchtbare Gefahr ihrer Lage, aber noch kannte sie nicht das Rettungsmittel, noch hatte sie in Christus nicht die feste Burg gefunden, wohin sie fliehen und sich bergen konnte wie in einen sicheren Zufluchtsort. Frau Ridgeley und ihre Tochter besuchten Cloe unausgesetzt während ihrer Krankheit, und alle Arznei, die sie einnahm, wurde ihr von Franziska's Hand gereicht. So lange jedoch die Krankheit in ihrer völligen Stärke war, wurde es ihr nicht möglich, den so wichtigen Heilsgegenstand zu berühren. Doch eines Nachmittags, als die Kranke bereits auf dem Wege der Besserung sich befand, bemerkte Franziska Thränen auf ihren Wangen; sie sagte daher mit freundlicher Besorgniß: „Wie ist Dir, Cloe? Was hast Du auf dem Herzen?" — „Ach, Fräulein Franziska," erwiederte die arme Negerin, „ich weiß nicht, was mich quält, aber es liegt mir so schwer auf der Brust, es ist mir so ängstlich zu Muthe, ich fürchte, ich sterbe." — „Es ist wahr, der große Gott ist sehr erzürnt auf die Gottlosen," versetzte das kleine Mädchen, „aber Er ist auch so gütig, und wenn der Sünder von seinem bösen Wege läßt, und aufrichtig um Barmherzigkeit fleht, so vergibt Er ihm um Christi willen, und nimmt ihn als Sein vielgeliebtes Kind an." — „Wer ist denn dieser Christus?" fragte die Kranke. — „Jesus Christus," antwortete das Kind mit

ehrfurchtsvollem und ernstem Ausdrucke der Stimme und Miene, der deutlich zeigte, daß sie diesen Namen niemals mit Leichtfertigkeit aussprach; »Jesus Christus ist der Sohn des allerhöchsten Gottes, Er sitzt zu Seiner Rechten, weit, weit über den Sternen, und doch ist Er auch Jedem von uns nahe; Er vernimmt den leisesten Seufzer und das verborgenste Gebet, die aus unserem Herzen zu Ihm emporsteigen.« Dann setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu: »Bevor die Welt geschaffen war, hatte Gott, unser Schöpfer und Vater, vorhergesehen, daß die Menschen sehr böse werden würden, und daß, wenn sie keinen Erlöser hätten, sie alle an den Ort der Finsterniß und des Elendes, wo die bösen Geister wohnen, kommen würden. Aus Erbarmen für uns arme, verlorne Sünder faßte Er den Rathschluß, daß Sein eigener, eingeborner, vielgeliebter Sohn für uns leiden und sterben solle, auf daß Alle, die an Ihn glauben, das ewige Leben haben.« »Und nun, liebste Cloe,« fuhr sie, die Bibel in ihrer Hand aufschlagend, fort, »wirst Du sehen, daß der Sohn Gottes unsere Strafe freiwillig auf sich nahm, indem Er selbst sagt: »»Da sprach Er: siehe, ich komme, im Buch ist von mir geschrieben; Deinen Willen, mein Gott, thue ich gerne.«« Als viele Jahrhunderte nach Erschaffung der Welt das Böse bei dem Menschengeschlecht sehr überhand genommen hatte, da ist Christus, obgleich Er über alle Maßen reich an Herrlichkeit war, — denn der Himmel ist Sein Stuhl und die Erde Seiner Füße Schemel, — arm um unsertwillen geworden, ist von einer demüthigen Jungfrau geboren worden, hat ein Leben voll Mühseligkeiten und Entbehrungen geführt, und ist endlich den härtesten Tod am Kreuze gestorben. Aber nach drei Tagen,« fuhr das Kind in dem Tone heiliger Begeisterung fort, »ist Er lebendig wieder dem Grabe entstiegen, hat sich während vierzig Tagen Seinen Jüngern zur Stärkung ihrer niedergeschlagenen Herzen gezeigt, und ist sodann auf einer glänzenden Wolke gen Himmel gefahren. »»Und nun,«« sagt einer Seiner Apostel, »»lebt und bittet Er

allezeit für uns.«« Wenn wir in unserer Noth Ihn anrufen, so erhört und vertritt Er uns bei Seinem Vater; wir empfangen dann die Vergebung unserer Sünden, und der heilige Geist kommt in unsere Herzen, um sie gut zu machen, und über dieß Alles hat Er uns noch dieses Buch gegeben, um uns zu lehren, wie wir Ihm wohlgefällig werden können.« — Die arme Frau wagte kaum aufzuathmen, so begierig folgte sie der einfältigen Darstellung des Kindes, die es ihr von den göttlichen Geheimnissen machte, und als es geendet hatte, fragte sie es mit Unruhe: »Aber woher wissen Sie denn das Alles, Fräulein Franziska?« — Als Antwort las Franziska ihr bloß verschiedene Schriftstellen vor, welche ihre Mutter ihr bezeichnet hatte, und fügte dann gelegentlich eine kurze Erklärung hinzu. — So verfloß ein Theil der folgenden Tage in gleicher Unterhaltung, bis die Negerin im Stande war, selbst auf Franziska's Zimmer zu kommen, um deren kindlichen Unterricht regelmäßig zu empfangen. Nach Verfluß weniger Wochen gewahrte Frau Ridgeley ein auffallend verändertes Wesen an Cloe, das sie hoffen ließ, daß der Geist von Oben sie frei gemacht und befähigt habe, in dem Lichte des Evangeliums fortan zu wandeln. Unbeschreiblich aber war Franziska's heilige Freude bei Wahrnehmung der göttlichen Gnadenwirkungen an ihrer geliebten Amme; ihr junges Herz schlug vor Entzücken und Dankbarkeit, so oft sie dieselbe einen Schritt weiter auf dem neuen Wege thun sah. Und Cloe empfand eine nicht mindere Rührung bei dem Gedanken, an ihrem theuern Zögling eine geistliche Mutter zu besitzen. Der Name Franziska mischte sich in alle ihre Gebete und entschlüpfte oft ihren Lippen, von den lebhaftesten Ausdrücken dankbarer Liebe begleitet.

434. Es wird nicht Winter bleiben!

Wo der im Jahr 1837 zu Elberfeld verstorbene reformirte Prediger Gottfried Daniel Krummacher bei Jemand ein Schreien nach der Gnade des Herrn wahrnahm,

da konnte er wunderbarlich und in ganz origineller Weise trösten. So kam er einst zur Winterszeit zu einem schwer angefochtenen Christen, der sich so verzagt aussprach, als ob ihm das Licht nimmermehr wieder aufgehen werde. Krummacher trat an das Fenster, durch welches man in den Garten des Kranken sehen konnte, und sprach: „Was doch die Bäume in Ihrem Garten für eine armselige Gestalt haben; die Zweige sehen den Besenreisern ähnlich!“ — Der Kranke setzte seine an Verzweiflung gränzenden Klagen fort; Krummacher hielt sich aber noch immer bei den kahlen Bäumen und bei der harten Erde auf. Endlich sagte er zu dem Kranken: „Sie haben Recht, diese Bäume da werden so kahl und kalt, so unfruchtbar und häßlich bleiben, wie sie sind, sie können unmöglich wieder grünend und blühend werden, und an die Hervorbringung guter Früchte ist vollends gar nicht zu denken. Es ist Winter, und wird Winter bleiben.“ — Was geschieht da? Wie in einem Nu wird der angefochtene winterliche Zustand des Kranken in den lieblichsten Geistesfrühling verwandelt. Mit der freudigsten Zuversicht richtete er sich an dem Bilde des Seelsorgers empor, und seine Seufzer verwandelten sich in Lobgetön.

135. Schöne Vereinigung zu einem guten Werke.

Bei einem Missionsfeste in Nordamerika trat im Hintergrunde des Versammlungssaales ein schöner Knabe auf, und fragte mit zitternder Stimme: „Darf ich reden?“ Aller Augen wandten sich dahin, woher die Stimme erscholl; es ward ihm Erlaubniß gegeben, und unter großer Stille der ganzen Versammlung hub der Knabe an: „Ich bin 15 Jahre alt, seit drei Jahren habe ich das Bedürfniß eines Erlösers gefühlt; ich habe ihn gesucht und gefunden, und seit der Zeit ist meines Herzens Verlangen, den Heiden das Evangelium bekannt machen zu können. Ich habe in der Schule oft von dem Missionswerk in Birma gehört, und habe große Freudigkeit, den Birmanen zu predigen. Das theile ich Euch heute mit, und wenn Ihr mich zum Mis-

sionsdienste geeignet findet, so bin ich hier, und übergebe mich dem HErrn und Seiner Kirche zum Dienste.“ Als er geendet hatte, trat ein ehrwürdiger Mann auf, und sprach also: „Dieser Knabe ist mein Sohn; ich habe es mir schon lange gedacht, daß er den HErrn liebe; aber ich wußte nicht, welcher Wunsch in seinem Herzen lebte. Gott verhüte, daß ich ihm Hindernisse in den Weg legen sollte; aber ich habe kein Geld, ihn in eine Vorbereitungsschule zu schicken.“ Sogleich trat ein anderer Mann in der Versammlung auf und sprach: „Ich habe Vermögen; ich bezahle alle Kosten für ihn, und schicke ihn später nach Birma; ich hoffe, wir werden uns im Himmel begegnen, und mit einander unsere Krone zu Jesu Füßen niederwerfen und Ihn anbeten.“

436. Wenig sind der Arbeiter für das Reich Gottes.

Der Gouverneur der afrikanischen Kolonie von befreiten Negern auf Sierra Leone kam vor einigen Jahren, nachdem kurz zuvor das mörderische Klima dieses Landes mehrere Missionare weggerafft hatte, nach London, wohnte einer kirchlichen Missionsversammlung bei, und bemerkte: „Es thut mir leid, wahrzunehmen, daß sich Keine finden, die von freien Stücken die Lücken der verstorbenen Missionare in Sierra Leone ausfüllen wollen, da ich hingegen so eben eine Liste von mehreren hundert Personen gesehen habe, die begierig sind, als Beamte nach demselben gefährlichen Klima zu gehen. Ist es möglich, daß nicht ein Einziger in ganz England ist, der bereit wäre, sein Leben in die Hände zu nehmen, und den verlassenen Negern das Evangelium zu verkündigen?“ Das hörte ein junger Mann, Namens Heinrich Palmer, der in einem Winkel des Zimmers saß; die Rede zündete in seinem Herzen wie eine glühende Kohle, er bot sich als Missionar an, ging bald darauf ab, und hat durch seinen Dienst eine schöne Anzahl Neger von den stummen Götzen zu dem lebendigen Gott geführt. Freilich nur Einer, — und um des Brodes und Bauches willen wollten mehrere Hunderte gehen.

437. Warum habt ihr uns nicht früher das Evangelium gepredigt?

Als Missionar Shaw eines Tags den Kaffern aus der Bibel vorlas, kam einer ihrer Häuptlinge, und rief, nachdem er einige Zeit zugehört hatte, aus: „O! warum ist doch dieses Wort nicht vorlängst schon zu uns gekommen? Was ist aus unsern Voreltern geworden, die gestorben sind? Ach, wenn das, was in diesem Buche steht, wahr ist, warum seyd Ihr nicht früher hergekommen?" — Der Missionar schämte sich in diesem Augenblicke für die Christenheit, und gestand offen, es sey freilich wahr, daß Jesus befohlen habe, Sein Evangelium unter allen Völkern zu verbreiten, und daß dieser Befehl gar zu lange sey vernachlässigt worden. Aber er dürfe doch bezeugen, es seyen nun viele Christen zu der Erkenntniß gekommen, daß das nicht recht gewesen, und man müsse sich beeifern, so bald als möglich allen Nationen das Wort des Lebens zu schicken. Da glänzten ihre Angesichter vor Freude, und Einer sagte: „Freilich war das nicht recht von Eurem Volke, als sie eine so süße Honigscheibe gefunden hatten, um sie her zu sitzen und davon zu essen, und zu einander zu sagen: Ei, wie süß ist sie! obgleich der HErr Euch gesagt hatte, es sey genug da für die ganze Welt. Aber doch freuen wir uns, daß Ihr nun entschlossen seyd, uns davon mitzutheilen!"

438. Errettung vom leiblichen und geistlichen Tode.

Louis Choquet, einer der in neuester Zeit so segensreich thätigen Bibelhausirer der evangelischen Gesellschaft in Frankreich, erfuhr unlängst auf eine merkwürdige Weise, daß Gottes Wege nicht unsere Wege sind. In der Stadt Calais wurde er von übelberichteten Behörden in's Gefängniß gesetzt. Ruhig, wie man es bei gutem Gewissen seyn kann, aber müde von der Reise, schlief er des Nachmittags ein. Plötzlich erwachte er an einem Geräusch auf. Er blickte umher, und glaubte einen Menschen zu sehen, der sich hastig bewege. Sogleich stand er auf, trat

näher und sah einen Menschen, der auch gefangen war, aber nicht wie er um des Wortes Gottes willen. Dieser Mensch hatte sich an einem Sacktuch aufgehängt und rang eben mit dem Tode. Choquet löste das Sacktuch auf und brachte den armen Menschen wieder zu sich. Er redete ihm dann ernst, aber liebreich an's Herz über das schreckliche Verbrechen, das er habe begehen wollen, über das Verderben der Sünde und über das Heil in Jesu Christo. Der HErr segnete die Worte des lieben Bruders und bald entquollen heiße Thränen den Augen des armen Gefangenen. Er verabscheute sein Vorhaben, rief Gott um Vergebung an, und hörte mit dankbarer Begierde auf die Rathschläge, die ihm sein Retter aus dem Wort Gottes ertheilte.

139. Das Wort Gottes muß gethan werden, und ich kann sterben.

Als ein Missionar auf Berbice eines Tages die Namen der Leute aufrief, um zu erfahren, wie viel ein Jeder geben wollte zur Errichtung eines neuen Gotteshauses, rief er auch den Namen Fitzgerald Matthew. „Hier bin ich," antwortete er alsbald, und er humpelte in Eifer und Ernst mit seinem hölzernen Beine aus der Versammlung hervor an den Tisch. Als er herantrat, streckte er seine Hand in eine Tasche, nahm etwas Silber heraus, und sagte mit einer liebenswürdigen Heftigkeit: „Das ist für mich, Massa (Herr)!" — Als der Missionar sagte, er solle sein Geld jetzt nur noch behalten, er werde es ein andermal einnehmen, erwiederte der Neger: „Ach, Massa, Gottes Werk muß gethan werden, und ich kann sterben!" Und hier fuhr er in eine andere Tasche, brachte ein anderes Päckchen Silber hervor, und sagte: „Das ist für mein Weib, Massa!" Dann streckte er seine Hand in noch eine andere Tasche, und brachte ein etwas kleineres Packetchen hervor, und sagte: „Das ist für mein Kind, Massa!" Es waren zusammen nahe an 36 fl.; eine große Summe für einen armen Feldneger mit einem hölzernen Bein! —

440. Einer, der noch für Anderes sorgte als der barmherzige Samariter.

Zu Blumenhagen im Lüneburgischen fand der Hirte Hoppenwohrt vor dem Dorfe im Schnee einen armen kranken Menschen. Er eilte zu den Gemeindevorstehern, aber Niemand wollte sich um denselben bekümmern. Da ging Hoppenwohrt hin, lud den Kranken auf einen Schubkarren, und brachte ihn in seine Hütte. Weil derselbe voll Ungeziefer war, so zog er ihm seine Lumpen aus, gab ihm ein reines Hemd, und machte ihm von Stroh und Betten ein Lager. Hierauf fragte er ihn um seine Religion und seinen Seelenzustand, und ob er einen Geistlichen wünsche. Der Kranke bekannte, daß er sich lange nicht um seine Seele bekümmert, und in Trunksucht und andern Lastern gelebt habe, jetzt aber Reue fühle und gern einen Geistlichen sprechen möchte. — Der Hirte ging noch desselben Abends durch den tiefen Schnee nach Edemissen, wo der Prediger wohnte, und bat diesen, noch am folgenden Morgen nach Blumenhagen zu dem Kranken zu kommen. Bei'm Anbruche des nächsten Tages war er schon wieder auf dem Pfarrhofe. Der Prediger glaubte, daß der Kranke gestorben sey. „Nein," antwortete der Hirte, „ich komme nur, Ihnen den Weg zu zeigen, weil vor dem tiefen Schnee kein Weg zu sehen ist, und Sie sich also leicht verirren könnten." Darauf nahm er etwas Geld aus der Tasche und legte es auf den Tisch. „Was soll das?" — „Es sind Ihre Gebühren, Herr Pastor!" — „Wie? ich meinte, der Kranke wäre arm?" — „Ja, das ist er, aber ich kann doch nicht verlangen, daß Sie sich umsonst bemühen sollten." Der Pastor nahm es natürlich nicht an, setzte sich auf sein Pferd und der brave Hirte watete vor dem Pferde hin. Der Kranke beichtete bußfertig, empfing das heil. Abendmahl und verschied nach wenigen Stunden; der Hirte aber hatte den Trost, daß er Alles gethan hatte, was er konnte, einen Elenden an Leib und Seele zu erquicken.





VI.

Wahrheitsliebe.

Leget ab die Lügen und redet die Wahrheit, ein Jeglicher mit seinem Nächsten. Eph. 4, 25.

---

441. In Christo allein findet der Wahrheitsuchende volle Befriedigung.

Justin der Märtyrer, ein Kirchenlehrer des zweiten Jahrhunderts, war anfangs ein Heide, hatte aber eine so aufrichtige Liebe zur Wahrheit, daß er nichts sehnlicher wünschte, als eine richtige Erkenntniß von Gott zu erlangen. Dieser redliche Trieb nach Wahrheit war daher der Punkt, von welchem die Vorsehung ausging, um ihn zur lautersten Quelle derselben zu führen. Justin durchwanderte alle Schulen der heidnischen Weltweisen. Anfangs ließ er sich von einem der stoischen Philosophie zugethanen Lehrer eine geraume Zeit unterrichten. Allein da ihm dieser keine richtigen Begriffe von Gott beibrachte, weil er selbst nur eine sehr oberflächliche Erkenntniß von dem höchsten Wesen hatte, so verließ ihn Justin, und wandte sich zu einem Peripatetiker, den er aber auch bald wieder aufgab. Hierauf verfiel er auf die platonische Weltweisheit, schloß sich an einen angesehenen Lehrer aus dieser Schule an, erforschte ihre Lehrsätze, und fing an, sie allen andern vorzuziehen. Allein dadurch, daß er überall Wahrheit suchte, hatte er prüfen gelernt, und fand daher auch hier keine dauernde Befriedigung. Nun fügte es die göttliche Vorsehung, daß, als er einst am Ufer des Meeres spazieren ging, und sich mit philosophischen Gedanken beschäftigte, er einen alten Greis erblickte, der ihm nachging. Seine Mienen waren für den Jüngling so anziehend, daß er sich mit ihm in ein Gespräch einließ, dessen Gegenstand die ächte Weisheit war. Der alte Mann nahm Gelegenheit, diesem wißbegierigen Schüler zu zeigen, daß selbst die vornehmsten Weltweisen, die er bisher so hoch

geschätzt habe, in ihren Grundsätzen öfters sehr geirrt, und weder von Gott, noch von der menschlichen Seele richtige Begriffe gehabt hätten. Er gab ihm zugleich den Rath, die Schriften der Propheten zu lesen, durch welche Gott selbst zu den Menschen geredet habe. Diese Worte des Alten erweckten in Justin eine Liebe zur heiligen Schrift, und er wurde theils durch fleißiges Lesen derselben und eine fortgesetzte Prüfung der darin enthaltenen Wahrheiten, theils aber durch die bewundernswürdige Standhaftigkeit der ersten Bekenner Jesu bewogen, dem Heidenthum zu entsagen, und zur christlichen Religion überzutreten.

442. Die Behauptung der Wahrheit fordert einen festen Charakter.

Der Reformator Philipp Melanchthon bewies die Wahrheitsliebe, die ihm das fleißige Studium der heiligen Schrift einflößte, besonders auch durch den freien Beistand, den er Reuchlin, dem gelehrten Wahrheitsforscher, bei seinen Verfolgungen leistete. Er schrieb für ihn, und vertheidigte ihn, wo er nur konnte. Zwar mußte er deßwegen viel leiden, aber Wahrheit und Recht galt ihm schon in jüngeren Jahren über Alles, und mit der größten Ruhe und Sanftmuth ertrug er Schmähungen und das feindselige Betragen jener Art Leute, denen mehr an ihren Meinungen als an Wahrheit gelegen ist. Was Melanchthon aus der Bibel als wahr eingesehen hatte und nach seiner erlangten Ueberzeugung für gut hielt, das behauptete er auch gewissenhaft in seinen Schriften und öffentlichen Vorträgen, und zwar mit einer Festigkeit und Beständigkeit der Seele, die an ihm um so mehr zu schätzen war, weil er bei seinem sanftmüthigen Charakter eine große Neigung zum Nachgeben hatte.

443. Ich will nicht wissen, was man zu meinem Lobe sagt, sondern worin man mich tadelt.

Eine der hervorragendsten guten Eigenschaften Peters I., Kaisers von Rußland, war seine Wahrheitsliebe. Das größte

Versehen vergab er auf ein aufrichtiges Bekenntniß der wahren Umstände. — Da Jedermann sich ihm nähern und ihm seine Noth oder sein vermeintliches Unrecht klagen konnte, so pflegte er den Bittenden, indem er ihn scharf anblickte, vor Allem zu fragen, ob er von der Wahrheit seines Vortrages und der Richtigkeit seiner Anklage überzeugt sey? Dann hörte er ihn gelassen an, bestellte ihn auf einen gewissen Tag und Stunde zu sich in den Senat, oder in das Collegium, wohin die Sache gehörte, untersuchte sie von neuem und unterschied sie. Ertappte er Jemand auf einer Unwahrheit, der verlor sein Vertrauen und konnte es nicht anders wieder erwerben, als wenn er bewies, daß er unwissend und ohne böse Absicht gegen die Wahrheit gesündigt habe. Aber auch alsdann pflegte er mit ernsthafter Miene zu sagen: „Wenn du ein anders Mal etwas zu sagen hast, so versichere dich zuvor der Wahrheit deines Vortrages." Sprach Jemand in seiner Gegenwart von einer Person übel, so pflegte er erst aufmerksam zuzuhören, und ihm dann in die Rede zu fallen und zu sagen: „Hast du ihn auch auf seiner guten Seite betrachtet? Erzähle nun, was du da wahrgenommen hast." Ernstlich darauf bedacht, sich und seine Regierung zu vervollkommnen, bemühte er sich vorzüglich darum, das Urtheil des Auslandes über sich und seine Regierung zu erfahren. Als einst einer seiner Gesandten von seinem Posten zurückkam und sich bei Hof gemeldet hatte, ließ ihm der Zaar sagen: er könne sich um Mittag wieder melden. Der Gesandte stellte sich zur bestimmten Zeit ein und ward zur Tafel eingeladen. Ueber derselben fing der Zaar an, sich nach allen Umständen des Landes zu erkundigen, wo der Gesandte gewesen war, und brachte mit dieser Unterhaltung die ganze Tischzeit zu. Zuletzt fragte er mit freundlicher Miene, was man außer Landes von ihm halte und spreche? „Alles Gute und viel Rühmliches," antwortete der Gesandte. „Man bewundert vornehmlich Eurer Majestät Klugheit und Verstand bei so mühsam ausgeführten

Unternehmungen, und hegt überall die größte Hochachtung für dieselben." — „Gut, gut," sagte der Monarch, „das kann Alles wohl seyn, und das spricht die Schmeichelei von allen Monarchen, wenn sie weiß, daß es ihnen wieder zu Ohren kommt. Das Alles verlange ich jedoch nicht zu hören, sondern ich will wissen, was man von mir in auswärtigen Ländern spreche, wo man mich auch von der andern, schlimmern Seite ansieht. Das bitte ich unverholen zu erzählen, es mag auch lauten wie es wolle; denn ich weiß wohl, daß man mich außer Lands von allen Seiten beurtheilt, und überall so frei von mir spricht, daß Du unfehlbar genug von mir gehört haben mußt. Eben das will ich von Dir vernehmen, und sehen, ob es mit dem übereinkomme, was ich schon öfters gehört habe, und ob Du mir die Wahrheit sagen werdest." Der Gesandte antwortete darauf mit einer tiefen Verbeugung: „Wenn Eure Majestät es befehlen, so will ich Alles sagen, was ich Uebels von Ihnen gehört habe." Man sagte nämlich: „Ew. Majestät müßte ein strenger Herr seyn, der mit seinen Unterthanen hart umgehe, gerade mit Strafen durchfahre und wohl gar keine Vergebung kenne." Bei diesen Worten fiel ihm der Zaar in die Rede und sagte lächelnd: „Nein, nein, mein Freund! Du willst nicht gerade herausfagen, was du unfehlbar von mir gehört haben mußt, nämlich, daß ich ein grausamer Herrscher und ein Tyrann sey, das sagen die Leute außer Lands von mir, aber was für Leute? Die meisten, die von den Umständen nichts wissen, in denen ich mich anfänglich viele Jahre in meinem Reiche befunden habe, und wie viele von meinen Unterthanen meinen besten Absichten für das Vaterland die abscheulichsten Hindernisse in den Weg gelegt und mich unvermeidlich in die Nothwendigkeit gesetzt haben, mit aller Strenge, niemals aber grausam, noch weniger aber tyrannisch gegen sie zu verfahren. Daneben hat es mir aber auch an verständigen patriotischen und tapfern Söhnen des Vaterlandes nie gefehlt, die meine heilsamen Absichten

erkannten, sie redlich und standhaft befördern halfen und dafür alle Erkenntlichkeit und Wohlthaten von mir empfangen haben." —

444. Lieber sterben als lügen.

In einer großen Stadt ließ sich, von Noth und Armuth gedrungen, ein junger Mensch zum Soldaten anwerben. Bald nach seinem Diensteintritt aber regte sich die zärtlichste Kindesliebe für seine alte Mutter, die nun hülflos sich selbst überlassen war. Man stellte ihm jedoch vor, daß an eine Entlassung jetzt nicht zu denken wäre; allein er seufzte dennoch ohne Unterlaß nach dem Augenblick, wo er die liebe Mutter wieder sehen könnte, und bat er zu wiederholten Malen seinen Hauptmann um den Abschied, der ihm aber immer abgeschlagen wurde. Der Widerstand, den man seinem Wunsche entgegensetzte, diente nur, ihn feuriger und lebhafter zu machen, und da er sah, daß ihm kein Mittel übrig blieb, ihn zu befriedigen, entschloß er sich, heimlich zu entfliehen. In einer Nacht, da er auf dem Walle der Stadt Schildwache stand, band er einen langen Strick um seinen Leib, befestigte denselben mit seinem Bajonett an der Mauer und suchte so gemächlich herabzusteigen. Aber das Bajonett zerbrach, heftig fiel er in den Graben und brach ein Bein. Eine Frau, die Morgens sehr früh vorbeiging, hörte sein Gewinsel und sah die traurige Lage, worin er sich befand. Sie zeigte es an. Ein Unteroffizier kam und fragte den Soldaten um die Ursache seines Unglücks. Offenherzig gestand er, daß er ein unbegränztes Verlangen habe, seine Mutter zu sehen. Um dieses erfüllen zu können, habe er entfliehen wollen, aber dieses Mittel habe ihm unglücklicher Weise versagt. „Was sagst du?" — rief der Unteroffizier, der ihn liebte und ihn gern hätte retten mögen; — „nimm dich in Acht, so vor den Offizieren zu reden; gibst du dich als einen Flüchtling an, so wirst du ohne Gnade um's Leben kommen." — „Es mag gehen, wie der liebe Gott

will," — antwortete der Soldat; — „aber mein Pfarrer und meine liebe Mutter haben mir immer gesagt, daß ich niemals lügen solle." — Er wurde zu den Offizieren geführt. Man hielt Kriegsrecht über ihn, und er gestand offen, daß er habe entfliehen wollen. Als man ihm vorstellte, was für üble Folgen sein Bekenntniß für ihn haben könnte, sagte er wieder: „Sie mögen mit mir machen, was Sie wollen, ich muß die Wahrheit gestehen; denn mein Pfarrer und meine Mutter haben mich schon in der Kindheit gelehrt, daß man lieber sterben müsse als lügen." — Die Offiziere des Kriegsgerichts bewunderten seine Wahrheitsliebe. Gern hätten sie ein Mittel gewünscht, ihn zu retten; sie mußten aber nach den Gesetzen sprechen, und wider Willen verdammten sie ihn zum Tode. Mit der nämlichen Ruhe, mit der er seinen Fehler gestand, ging er zum Tode, und Alle, die Zeugen seines Muthes und seiner Frömmigkeit waren, konnten sich nicht enthalten, ihn zu beweinen und zugleich zu bewundern. Schon knieete er auf dem Sandhaufen, um erschossen zu werden, als plötzlich ein Offizier in vollem Galopp heransprengte, sein weißes Sacktuch schon von Weitem schwenkte, und aus allen Kräften „haltet ein, Pardon!" rief. Jubelnd wiederholte die Menge den Gnadenruf und pries den General, der, die Wahrheitsliebe selbst am Verbrecher ehrend, ihm bei'm Fürsten Gnade erwirkt hatte, weil er sonst ein braver Mann im Dienst gewesen war. Als nun der Soldat zum Lohn für seine Wahrheitsliebe das Geschenk des Lebens, das er verwirkt hatte, wieder erhielt, hob er das thränende Auge gen Himmel, dankte Gott und seinen Vorgesetzten. „Doppelt lieb ist mir nun das Leben als Preis der Wahrheit; allein ich will's vergelten, Gott sey mein Zeuge!" — sagte er. Bald zog das Regiment, bei welchem sich unser Wahrheitsfreund befand, in's Feld; und richtig, er hielt Wort. In der nächsten Schlacht, als der General in's Gedränge kam, ganz von Feinden um-

zingelt war, und jede Rettung aus einer schimpflichen Gefangenschaft unmöglich schien, da stürmte plötzlich jener Brave aus einem Walde seitwärts mit einigen seiner Kameraden heran, indeß einige im Gehölze blieben und durch Rufen, Lärmen und Schießen den Feind glauben machten, daß ein zahlreicher Trupp zur Hülfe im Anzuge sey. Der Feind, also getäuscht, floh, und gerettet war der General. Dieser trug jene Handlung dem Landesfürsten, der sich gerade bei der Armee befand, mit Erinnerung an die frühere Geschichte vor, und der Monarch verlieh dem braven Soldaten die goldene Medaille nebst doppelter Zulage. Doch, als ihm diese hohe Gnade seines Fürsten als Lohn für seine Tapferkeit angekündet wurde, dankte er mit Thränen im Auge dafür, und sprach: „Dieß Geschenk kann und darf ich dießmal nicht annehmen, denn nun bin ich erst ausgeglichen mit meinem früheren Verbrechen, nun habe ich erst mein Wort gelöst, das Geschenk meines Lebens zu vergelten. Wenn Zeit und Gelegenheit sich wieder darbietet, dann will ich erst diese Ehre und Gnade meines Monarchen verdienen.“ — Nicht lange blieb jene Gelegenheit aus, und nun ward ihm die goldene Medaille zum zweiten Male nebst der Charge eines Unteroffiziers, die er, dankend und die Gerechtigkeit seines Fürsten segnend, annahm; die doppelte Zulage aber bestimmte er zum Unterhalt seiner alten kranken Mutter.

445. Die besten Kammerdiener.

Der Herzog von Bourgogne (Burgonj'), Enkel Ludwigs XV., war von Natur, obgleich noch Kind, ein Feind der Schmeichler, und schätzte nur die, welche ihm die Wahrheit sagten. Einst fragte man ihn: welche von den Kammerdienern er am liebsten hätte? »Die und die,« — gab er zur Antwort — »weil sie mich nicht schonen, und mir's frei heraus sagen, wenn ich etwas thue, das nicht recht ist, damit ich mich bessere.«

446. Wahrhaftigkeit auch im Handel.

Dem Spitzenhändler Jakob Häuser fiel es einst schwer auf's Herz: »Du hast bisher bei deinen Preisen immer eine etwas höhere Summe angesetzt, als die war, für welche du die Waaren lassen konntest, und auch wirklich ließest, wenn Leute da waren, die das Handeln verstanden. War das auch recht? Ein Christ soll nicht lügen noch betrügen, das war aber Beides. Wohlan, mein Gott, es soll nicht mehr geschehen!« — Er kommt nach Kassel zur Messe. Gleich am ersten Tage kommen viele Leute, die seine Waare besehen, nach dem Preise fragen, und dann handeln wollen. Da er aber erklärt, das sey wirklich der äußerste Preis, so verkauft er an diesem Tage nicht Eine Elle. Abends im Wirthshaus kann er vor Traurigkeit nicht essen. »Das ist also,« denkt er, »der Lohn christlicher Treue. So ist dir's doch nicht gegangen, als du, wie man sagt, bei der Welt warest.« Dann fand er sich aber doch wieder zurecht und schlief ruhig ein. Aber es ging an den beiden folgenden Tagen wieder ebenso. Abends, wenn die andern Kaufleute fröhlich waren, aß Häuser sein Stückchen trocken Brod heimlich und mit Seufzen. Noch war aber Hoffnung auf Eine Käuferin, die gewöhnlich nicht handelte. Endlich am vierten Tage kommt die Frau Landgräfin, und zuerst an Jakobs Bude. Diesem klopft das Herz hoch vor Freude und Erwartung. Sie sucht aus, aber will auch ein Mäßiges abhandeln. Der arme Jakob muß erklären, er könne keinen Heller zurückgehen, und sie geht schweigend hinweg zu den andern Spitzenhändlern. Sie, als Kennerin, bemerkte aber bald, daß diese viel theurer sind, und die Spitzen schlechter als bei Jakob, spricht das aus gegen ihre Damen, und kehrt zurück zur ersten Bude. Hier kauft sie dann reichlich, und lobt laut den ehrlichen Mann. Alle Damen des Hofes und der Stadt wollen nun auch bei Jakob kaufen. Am Abend hat er auch nicht Eine Viertelelle mehr. »Konnte ich,« erzählt er, »an den ersten drei Abenden vor Kummer

und Sorge nicht essen, so konnte ich es nun vor Freude nicht. Meine Seele war voll Lobes und Dankes gegen Gott.«

447. Nicht die Lüge, die Wahrheit rettet.

In Ballycanna, bei Cork in Nordamerika, wohnte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Herr Spread (l. Spried), ein gebildeter Landmann, der zugleich eine obrigkeitliche Stelle bekleidete. Eines Tages wurde ihm ein Gefangener in's Haus gebracht, der eines Schafdiebstahls beschuldigt war. So lange Herr Spread den Bericht an das Bezirksamt schrieb, und die Gerichtsdiener die nöthigen Vorkehrungen zum Transport des Gefangenen trafen, wurde dieser zu einstweiliger sicherer Bewahrung in den Hof des Hauses eingeschlossen, der mit einer hohen Mauer umgeben war. In diesem Hof belustigte sich zu eben dieser Zeit ein Kind des Beamten mit allerlei Spielen. Der Gefangene war noch ganz jung. Er hatte so eben erst die Bahn der Missethat betreten, und noch hatte keine Gewöhnung an die Sünde sein Gefühl und seine natürliche Furcht vor Schande und Strafe verhärtet und unterdrückt. Er setzte sich auf einen Stein in einem Winkel des Hofes nieder, legte seinen Kopf zwischen die Knie und weinte bitterlich. Das Kind wurde durch diesen mitleiderregenden Anblick alsbald in seinen Spielen unterbrochen, näherte sich mit zarter Theilnahme dem Betrübten, und fragte ihn bescheiden, warum er so weine? Der Gefangene war ganz niedergedrückt und muthlos; doch, vielleicht in der Hoffnung, das mitleidige Kind werde bei dem Richter etwas zu seinen Gunsten ausrichten können, erzählte er ihm auf die eindringlichste Weise sein Unglück. Die erste Erwiederung des Knaben war, warum er seinen Richtern nicht entlaufe? Der Gefangene deutete auf die hohen Mauern und verschlossenen Thore, und sagte: „Wie kann ich?“ Diese Schwierigkeit schien dem unerfahrenen Knaben gar nicht so bedeutend, er sagte: „ich will Euch hinauslassen;“ und

lief schnell, ohne eine Erwiederung abzuwarten, in das Haus. Er hatte in seiner Unschuld keinen Begriff davon, daß es etwas Unrechtes seyn könne, den Gefangenen loszulassen; es fiel ihm daher nicht ein, den Schlüssel heimlich wegzunehmen, sondern in aller Einfalt und gutem Gewissen nahm er denselben ungescheut vom Tisch weg, auf welchem sein Vater den Bericht schrieb, und öffnete damit das Thor, durch welches der Gefangene schnell und dem Kinde noch ein herzliches „Vergelts Gott!“ zurufend, glücklich entkam. Als der Bericht fertig und die Gerichtsdiener bereit waren, den Gefangenen weiter zu bringen, so hatte dieser bereits eine andere Zufluchtsstätte gefunden. Wie der Richter die bereitwillige Aushülfe seines kleinen Sohnes angesehen und belohnt hat, kann ich nicht sagen. Die Jahre floßen dahin, und aus dem Kinde wurde ein Mann, der nun nicht mehr mit Spielsachen im Hof beschäftigt war. Er hatte das Erbe seines verstorbenen Vaters in Besitz genommen, und auch das Richteramt, das derselbe verwaltete, war ihm übertragen worden. Es kam eine Zeit, wo ihn ein Unglücksfall um den andern traf; bedeutende Verluste, die er von seinen Pächtern erlitt, konnte er selbst durch Eintreibung aller seiner Ausstände nicht ersetzen, und gerade hatte er an die Bank in Cork eine große Summe zu bezahlen. Er sah sich genöthigt, in der Nacht vor dem Zahltag des Wechsels nach Cork zu gehen, um die fehlende Summe dort vollends zusammenzubringen. Mit der Abenddämmerung kam er in dem Städtchen Mallow an. Gerade damals war die Straße zwischen Mallow und Cork durch eine Räuberbande unsicher gemacht, welche oft verwegene und grausame Räubereien verübte. Der Versuch, bei Nacht mit einer großen Summe Gelds diesen Weg zu gehen, war daher sehr gewagt; allein Hr. Spread wußte, daß sein Kredit auf dem Spiele war, und hatte keine andere Wahl. Er kam glücklich bis zum „weißen Kirchlein,“ einer zwei Stunden von Cork entfernten Ruine, aber da wurde er auf einem Kreuz-

weg von einem Fußgänger angehalten, der ihm die Pistole auf die Brust setzte, und seinen Geldbeutel verlangte. Hr. Spread erzählte seine Umstände freimüthig; aber Bitten und Drohungen waren umsonst. Geld und Kredit waren nun verloren, und die Folgen dieses Unglücksfalls so weitgreifend, daß der arme Mann sie nicht alle im Augenblick überdenken konnte; freilich eine geringe Erleichterung seiner verzweifelten Lage!

Es war eine mondhelle Nacht, die nur mitunter durch Streifwolken etwas verdunkelt wurde. Als der Räuber mit der Plünderung fertig war, und Hrn. Spread vorwärts zu gehen befahl, warf der Mond gerade aus einer dunkeln Wolke helle Strahlen auf des Letzteren Angesicht. Der Räuber sah ihn scharf an, und fragte mit bewegter Stimme: »Wie heißen Sie?« Herr Spread erschrack über diese Zeichen von Wiedererkennung, das ihm nichts Gutes zu versprechen schien. Er hatte als Richter seine Pflicht mit Eifer und Nachdruck erfüllt; natürlich kam ihm sogleich der Gedanke, der Räuber sey einer von denen, die er als Beamter unter den Händen gehabt, und werde sich jetzt an ihm rächen wollen. Unter diesen Umständen hing sein Leben an einem Faden, wenn er die Wahrheit sagte. Da schien eine Nothlüge recht am Ort zu seyn. Die Versuchung lag auch wirklich so nahe, daß er bereits im Begriff war, einen falschen Namen anzugeben, als er sich doch noch eines Bessern besann. »Ich bin,« dachte er, »in bedenklichen Verhältnissen; soll ich sterben, so geschehe es wenigstens nicht mit einer Lüge auf der Zunge!« Und so antwortete er entschlossen: »Mein Name ist Spread.« — Dieses Wort wirkte wie ein Zauber auf den Räuber. Sein Benehmen, sein Ton, seine Gesichtszüge veränderten sich; mit gebrochener, sanfter Stimme wandte er sich an Herrn Spread: »Erinnern Sie sich, mein Herr, an jenen Gefangenen, den Sie aus Ihres Vaters Hof in Ballycanna vor 19 Jahren entfliehen ließen?« Herr Spread erinnerte sich nicht sogleich an alle Umstände, doch konnte er sie leicht wieder in sein

Gedächtniß zurückrufen. »Ich,« sagte der Räuber, »ich bin der Mann, den Sie damals mitleidsvoll retteten.« Er gab ihm hierauf sein Geld zurück, und sagte: »Dieß würde Sie jedoch wenig nützen, wenn ich Sie nicht bis Cork begleitete; es lauern noch sechs wie ich an verschiedenen Stellen des Wegs zwischen hier und Cork, so daß, wenn ein Reisender dem einen entgeht, ein anderer ihn bemerkt, und sich seiner bemächtigt.« Der Räuber gab ihm auch zu verstehen, daß er ohne Zweifel von den andern Räubern würde ermordet worden seyn, wenn sie ihn ohne Geld angetroffen und ihm nicht geglaubt hätten, daß er bereits geplündert worden sey. Er begleitete nun Herrn Spread sicher bis in die Vorstädte von Cork, und nöthigte ihn bei'm Abschied, so viel Geld anzunehmen, als er zur Deckung seiner Verbindlichkeit auf der Bank bedurfte. Herr Spread dagegen redete dem Räuber auf's Dringendste zu, dieses schlechte Gewerbe zu verlassen, und versprach ihm allen möglichen Schutz und Sicherheit. Der Räuber schlug es nicht ganz aus, und wollte nur einen schicklichen Zeitpunkt erwarten, wo er ohne Gefahr für sich und seine Kameraden sich von der Bande losmachen könnte; dann wolle er sich unter Hrn. Spreads Schutz stellen. Ob aber etwas daraus geworden ist, davon hat die Tochter des Beamten, welcher wir diese Erzählung verdanken, nichts weiter berichtet, und es liegt auch in der Natur der Sache, daß es im Stillen behalten wurde, wenn auch wirklich diese halbe Zusage in Erfüllung gegangen wäre. —

448. Die geraden Wege des Wahrheitsliebenden.

Während des nordamerikanischen Religionskriegs wohnte zu Howley im westlichen Theile von Massachusetts, ein Landmann Namens Stedmann, ein bemittelter Mann, der aus einer sehr achtbaren englischen Familie stammte, wohl erzogen war und im Allgemeinen sich durch große Charakterfestigkeit, und besonders durch eine unbeugsame Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe, so wie durch standhafte

Anhänglichkeit an den König von England, der damals noch die Herrschaft über Nordamerika besaß, auszeichnete. Sein guter Ruf war so begründet, daß selbst, als der höchste Widerwillen gegen die Königlich-Gesinnten herrschte, alle Nachbarn eingestanden, Stedmann, obgleich ein Anhänger des Königs, sey redlich gesinnt, und verdiene alle Achtung. Im Jahr 1776 rückte General Bourgogne mit der brittischen Armee und den von Oberstlieutenant Baum angeführten Braunschweigern aus Norden vor; unter den letztern war auch Stedmann. Gegenüber war die patriotische Miliz unter der Fahne der Generale Gates und Stark. Stark erfocht den Sieg und Stedmann ward nebst vielen Andern gefangen. Er hätte sich ein Gewissen daraus gemacht, seinen Namen und Stand zu verhehlen, und ward demgemäß als Landesverräther eingekerkert. Seine Mitgefangenen gruben ein Loch durch die Mauer und entflohen, er aber wollte nicht auf diese Weise sein Leben retten und blieb. Endlich kam die Zeit, da er vor Gericht gestellt werden sollte. Der Ort, wo der Gerichtshof seine Sitzung hielt, war 60 englische Meilen vom Gefängniß entfernt. Stedmann gab dem Beamten, der ihn dahin begleiten wollte, zu verstehen, es würde Geld und Unannehmlichkeit erspart werden, wenn man ihm gestatten wollte, allein und zu Fuß zu gehen. »Wie aber,« sagte dieser, »wenn Ihr Eure Sicherheit lieber hättet als Eure Ehre, und in's brittische Lager entflöhet?« — »Ich glaubte,« sprach der Landmann mit einiger Entrüstung über das Mißtrauen, »daß ich mit Einem redete, der mich kennt!« — »Wahrlich, ich kenne Euch,« sprach der Beamte, »ich scherzte nur; ihr mögt gehen. Eilt aber, am dritten Tage erwarte ich Euch zu Springfield.« Stedmann reiste ab, und stellte sich zur bestimmten Zeit den Richtern als Gefangener. Der Rechtsgelehrte B — ward ihm als Anwalt beigegeben; allein er erklärte ihm, er werde vor dem Gericht seine ganze Geschichte der Wahrheit gemäß erzählen, und schalt, als ihn der Anwalt auf

einen Umstand aufmerksam machte, der juridisch zu seinem Vortheil gewendet werden könnte, indem er bemerkte: „Ich habe Euch nicht angenommen, um die Wahrheit zu verdrehen, sondern um sie an's Licht zu bringen.“ Stedmann sprach mit einer so überwältigenden Macht edler Wahrheitsliebe und Todesverachtung, daß die Augen sämmtlicher Richter sich mit Thränen füllten; allein das Pflichtgefühl überwältigte das Mitleid, daher ward er dennoch zum Tod verurtheilt. Doch blieb die Hoffnung übrig, er werde begnadigt werden, wenn er darum bitte. Lange war er nicht hiezu zu bewegen, erst die Erinnerung an seine Frau und Kinder vermochte ihn die Bittschrift zu unterzeichnen, welche ihm dann wirklich die Freiheit wieder verschaffte. —

449. Auch dem Feinde muß man Wort halten.

Der Kaufmann Haudaudine aus Nantes (Hohdohdin aus Nant') ward in dem unglücklichen Gefechte bei Legé (Leschеh) in der Vendée (Wahndeh) gefangen, und mit zwei andern ebenfalls in Gefangenschaft gerathenen Bürgern auf ihr feierliches Versprechen, daß sie, wenn sie in ihrer Sendung nicht glücklich wären, sich wieder in ihren Kerker stellen wollten, nach Nantes zurückgeschickt. Es war die Rede von einer Auswechslung: Das Leben von 600 gefangenen Franzosen sollte für die auf drei Tage bestimmte Rückkehr der Abgesandten bürgen. Die Vorschläge der Königlich-Gesinnten wurden allgemein verworfen; man bedrohte die Deputirten, sie als Ausgewanderte zu behandeln, wenn sie in's feindliche Lager zurückkehrten. Zwei von ihnen ließen sich verführen oder schrecken, und blieben in Nantes. Haudaudine aber, nur die Pflicht, sein gegebenes Wort zu erfüllen, vor Augen habend, rief feurig: „Ueber mein Leben und meine Güter könnt ihr gebieten, doch über meine Ehre nicht! Ich habe mein Wort gegeben, zu den Empörern zurückzukehren; das Leben von 600 meiner Mitbürger hängt an meinem Ver-

sprechen; nichts vermag mich zurückzuhalten, lebt wohl!« Er entfernt sich, taub gegen das Dringen, das Flehen der Seinigen; sein Herz der Stimme der Natur, den Thränen verschließend, die bei dem Gedanken an seine Gefahr floßen. Die Verwaltungsbehörden von Nantes berichteten den Vorfall dem Nationalconvente. Gerechte Belobungen des Mannes erfolgten, der sich, seiner Mitbürger Blut zu schonen, freiwillig dem Opfertode weihte. Doch auch die Königlich-Gesinnten empfingen Haudaudine mit Achtung; sie behielten ihn zwar gefangen, behandelten ihn aber mit vieler Schonung. Die beiden in Nantes gebliebenen Gefangenen wurden allgemein verhöhnt, und selbst von ihren Freunden und Verwandten verachtet.

450. Das Wort des Edelmannes.

Ein junger Bauer in Frankreich, der im Begriffe war, sich zu verheirathen, bekam Befehl, sich als Rekrut bei der Miliz zu stellen. Voll Betrübniß über diesen widrigen Zufall wendete er sich an den Grafen v. Mitri, Kapitän des Garderegiments von Lothringen, und bat denselben, ihn unter seine Compagnie zu nehmen, mit der Bedingung, nur Ein Jahr unter derselben zu dienen. Damals wurden die Compagnien noch für Rechnung der Kapitäne unterhalten, und der Graf willigte ein. Nach Verlauf des Jahres erinnerte der junge Mensch den Grafen an sein Versprechen. Dieser war sehr geneigt, es zu halten, und ging zu dem Obersten, um den schriftlichen Abschied von demselben unterzeichnen zu lassen. Der Oberst aber weigerte sich, weil er den jungen Menschen als einen der besten Soldaten im ganzen Regimente kannte und ihn deßwegen ungern entließ. Voll Verzweiflung über diese Weigerung des Obersten, war der Soldat schon im Begriff davon zu laufen, als der Graf zu dem Obersten in Gegenwart des ganzen, gerade auf der Parade anwesenden Regiments sagte: „Herr Oberst! diesem Menschen habe ich seinen Abschied versprochen. Einem Edelmann

muß nichts heiliger seyn als sein Wort! Ich lege hiemit meine Stelle als Hauptmann nieder, und ergreife an seiner Stelle die Flinte, damit Sie ihn losgeben können.“ Der Oberst, durch den edeln, festen Muth des Grafen gerührt, ertheilte nun dem Soldaten den Abschied.

451. Der Strick des gefangenen Mönchs.

Der portugiesische Feldprediger de Laurieras war nebst einigen Offizieren von den Truppen des Königs von Camboya in Ostindien gefangen worden. Er bat, man möchte ihn, um über die Auswechslung der Gefangenen Rücksprache treffen zu können, zum portugiesischen Heere reisen lassen. Da der König von Camboya sein Ausbleiben zu befürchten schien, so band der Mönch seinen Strick ab, und überreichte ihn dem König als das sicherste Unterpfand der Treue. Nun ließ man ihn reisen. Ungeachtet seine Unterhandlung fruchtlos ausfiel, so kehrte er doch zu seinen Fesseln zurück. Diese gewissenhafte Treue in Erfüllung seines gegebenen Worts rührte den König so sehr, und flößte ihm eine so gute Meinung von einem Volke ein, welches so wahrheitsliebende Menschen unter sich hatte, daß er alle Gefangenen ohne Lösegeld zurückschickte.

VII.

Offenherzigkeit und Freimüthigkeit.

Fürchte dich nicht, sondern rede, und schweige nicht. Apostelgesch. 18, 9.

---

452. Der Weise denkt nicht an Rache.

Der berühmte griechische Philosoph Plato ward von dem König Dionys an seinen Hof nach Syrakus gezogen. Aber die Denkungsart dieses Fürsten und die tyrannische

Art, wie er regierte, standen dem Philosophen so wenig an, daß er Syrakus bald verließ. Dionys war darüber so aufgebracht, daß er ihm in der Ferne nachstellte und verschiedene Versuche machte, sich seiner Person zu bemächtigen. Da er endlich doch zu überlegen anfing, wie viel ihm die Klagen eines so großen Mannes und berühmten Schriftstellers in den Augen der Welt schaden könnten, so suchte er sein Unrecht wieder bei ihm gut zu machen, und schrieb ihm einen Brief voll Hochachtungs-Bezeigungen und Entschuldigungen wegen des Vergangenen. Plato antwortete ihm hierauf mit edler Freimüthigkeit: „Nur Sklaven dürfen die Tyrannei fürchten, welche sie in Fesseln hält. Ich bin frei, fürchte sie also auch nicht; glaube übrigens, daß der wahrhaft weise Mann die Rache verabscheut, und daß schon der Reiz des Nachdenkens und der Wissenschaften allein hinreichend seyn würde, um ihn von so niedrigen Empfindungen, die nur schwache und gemeine Seelen einnehmen können, rein zu erhalten.“

453. Den unschuldig Getödteten verunglimpfen, ist ein Brudermord.

Unter der großen Anzahl derer, die Kaiser Caracalla, ein blutgieriger Tyrann, seiner Wuth aufopferte, verdient wohl keiner höhere Achtung und innigeres Mitleid als Aemilius Papinianus. Dieser edle Römer, ein großer Rechtsgelehrter und noch ehrwürdiger durch die unbefleckte Redlichkeit seines Wandels, hatte vom Kaiser Septimius Severus die Würde eines Oberbefehlshabers der Leibwache und — was damals mit dieser Würde verbunden war — die Entscheidung der wichtigeren Rechtshändel erhalten. Außerdem war ihm von demselben Kaiser, seinem Jugendfreund und Verwandten, aufgetragen worden, ein wachsames Auge über dessen Söhne, Caracalla und Geta, und deren gegenseitige Feindschaft zu führen. Papinianus hatte diesem doppelten Beruf mit allen Kräften Genüge zu leisten gesucht. Wie er nach sorgfältiger Erforschung der Wahrheit

mit strenger Unpartheilichkeit Recht sprach, so sparte er auch keine Mühe, als Septimius Severus gestorben war (212 nach Chr. G.), die feindseligen Brüder mit einander zu versöhnen, oder wenigstens ihre wilde Wuth zu bezähmen. Anfangs gelang ihm dieß; aber bald waren seine Bemühungen vergeblich. Geta ward von seinem unmenschlichen Bruder ermordet, und Alle, welche Freunde desselben waren oder hießen, mußten gleiches Schicksal mit ihm theilen. Auch den edeln Papinianus traf dieses Loos. Schon sein Streben, den Mordplanen des Caracalla Einhalt zu thun, wurde ihm zum Verbrechen angerechnet; aber noch mehr beleidigte er den Tyrannen durch einen schönen Zug seiner Redlichkeit. Caracalla suchte die Ermordung seines Bruders vor der Welt zu rechtfertigen und verlangte deßhalb von Papinianus eine öffentliche Vertheidigung seines Verfahrens. Dieser aber, der, nach dem Ausspruch eines alten Geschichtsschreibers, die Gerechtigkeit ebenso liebte als erkannte, weigerte sich, indem er sagte: „Ein Brudermord kann nicht so leicht gerechtfertigt als vollzogen werden.“ Und als dann Caracalla weiter in ihn drang, er solle wenigstens, um den Brudermord zu beschönigen, den Geta als einen Verbrecher schildern, so gab er die ernste Antwort: „Es ist ein zweiter Brudermord, einen unschuldig Getödteten zu verunglimpfen!“ Eine so edle Freimüthigkeit hätte Belohnung verdient; aber Caracalla ward dadurch zum wüthendsten Zorn entflammt, und befahl, daß Papinianus in seinen Palast geschleppt und vor seinen Augen ermordet werden sollte. Dieß geschah. Der Redliche ward von einem Soldaten mit dem Beile hingerichtet, und sein Leichnam durch die Straßen geschleift. Ja auch sein Sohn wurde getödtet. Caracalla aber sah den Abscheulichkeiten ruhig zu, und tadelte nur, daß der Soldat zur Hinrichtung des Papinianus das Beil statt des Säbels gebraucht hätte.

454. Der Prinz vor dem Oberrichter.

Ein Bedienter des Prinzen Heinrich, ältesten Sohnes Heinrichs IV., Königs von England, war bei der Königs-

bank (dem ersten englischen Gerichtshofe) verklagt, und auf Befehl dieses Gerichtshofes eingezogen worden. Der Prinz, welcher seinem Bedienten sehr gewogen war, glaubte seine eigene Person durch dieses Verfahren beleidigt; und da seine Schmeichler seinen Zorn noch mehr anfeuerten, so verfügte er sich selbst in die Gerichtsstube und verlangte gebieterisch, man solle seinen Diener auf der Stelle frei geben. Alle Anwesenden wurden bestürzt, und keiner wagte es, ein Wort zu sprechen. Nur allein der Lord Oberrichter, Sir William Gascoigne, stand mit edlem Stolze von seinem Sitze auf, und ermahnte den Prinzen in einem zwar ehrerbietigen aber nachdrücklichen Tone, den Gesetzen des Königreichs sich zu unterwerfen, „oder," — setzte er hinzu, — „wenn Sie einmal entschlossen sind, Ihren Bedienten von der Strenge der Gesetze zu befreien, so wenden Sie sich deßhalb an den König, Ihren Vater, und bitten bei ihm um Gnade für den Schuldigen." Diese Anrede machte jedoch so wenig Eindruck auf den Prinzen, daß er, als er sein Verlangen in noch stärkerem Ausdruck wiederholt hatte, versicherte, Gewalt brauchen zu wollen, wenn man noch einen Augenblick anstehe, ihm zu willfahren. Der Lord Oberrichter, welcher aus der zornigen Miene des Prinzen merkte, daß es ihm mit seiner Drohung völlig ernst sey, zeigte jetzt eine männliche Entschlossenheit und Furchtlosigkeit. Er befahl dem Prinzen in einem höchst nachdrücklichen Tone, kraft des Gehorsams, welchen er dem königlichen Ansehen schuldig sey, den Gerichtshof auf der Stelle zu verlassen, und nicht länger die Geschäfte durch sein anstößiges Betragen zu stören. Dieß war Oel in's Feuer gegossen. Der Prinz schien vor Zorn außer sich, und näherte sich wüthend dem Oberrichter, um ihn vielleicht zu schrecken. Allein Sir William veränderte nicht einen Zug in seiner Miene, und behauptete vollkommen die Würde des Gerichtshofes, in welchem er die Person des Königs selbst vorstellte. »Prinz!« — rief er im entschlossenen Tone, — »ich vertrete hier die Stelle Ihres Oberherrn, Ihres Königs und Vaters,

und Sie sind mir in dieser Hinsicht doppelten Gehorsam schuldig. In des Königs Namen befehle ich Ihnen hiemit, Ihrem Vorsatz zu entsagen, und denen, welche einst Ihre Unterthanen werden sollen, ein besseres Beispiel zu geben. Wenn Sie weise sind, werden Sie zum Ersatz für den Ungehorsam und die Verachtung, welche Sie gegen die Gesetze bewiesen haben, in diesem Augenblick sich in's Gefängniß begeben, und ich lege Ihnen hiemit auf, so lange darin zu verharren, bis der König, Ihr Vater, Ihnen seinen ferneren Willen bekannt machen wird.“ Der Prinz war wie vom Donner gerührt. Diesen Ton hatte er nicht erwartet. Er hielt es jedoch für gefährlich, ungehorsam zu seyn. Ohne auch nur weiter ein Wort einzuwenden, gab er sogleich an seine Begleiter den Degen ab, und verfügte sich geraden Weges nach dem Gefängnisse des Gerichtshofes. Seine Begleiter statteten sogleich dem König von dem Vorfall Bericht ab, und ermangelten nicht, die Sache zum Nachtheile des Oberrichters und zum Vortheil des Prinzen vorzutragen. Allein der weise Monarch kehrte sich daran nicht im Geringsten. Er durchschaute das Wahre, erkundigte sich genauer, schien einige Minuten in tiefes Nachdenken verloren, dann aber sah man ihn Augen und Hände zum Himmel emporheben und mit einer Art von Entzücken ausrufen: „o Gott, wie viel Dank bin ich Deiner Güte schuldig! Du schenktest mir einen Richter, der ohne Menschenfurcht Gerechtigkeit ausübt, und einen Sohn, welcher nicht allein zu gehorchen weiß, sondern auch Seelenstärke genug besitzt, um seinen Zorn seiner Pflicht aufzuopfern.“

455. Aufrichtigkeit besser als Geschenke.

Groß war die Freude der treuen Württemberger, als ihnen (1493) die Kunde ward, ihr Herrscher, der bisherige Graf Eberhard, sey ganz ohne sein Zuthun auf dem Reichstage zu Worms unter besonders ehrenvollen Umständen vor den versammelten Fürsten feierlich zum Herzog er-

hoben worden. Bei dem engen Band zwischen Fürst und Unterthanen strahlte der erhöhete Glanz, der ihn nun umgab, auch auf sie zurück; bestätigt war von Neuem die Einheit und Untheilbarkeit Württembergs; Städte und Aemter, Prälaten und Klöster wetteiferten daher, dem neuernannten Herzog, als er wieder in sein Land zurückgekehrt war, Ehrengeschenke nach Sitte der damaligen Zeit als Beweise ihrer Freude und Ergebenheit darzubringen. Nur der Probst des St. Petersstiftes zu Einsiedel, ein ebenso gelehrter als rechtschaffener Mann, welcher eines der vorzüglichsten Werkzeuge bei Errichtung der Universität Tübingen gewesen war, und den Eberhard auch sonst bei wichtigen Angelegenheiten zu Rath zu ziehen pflegte — Gabriel Biel — dachte anders, und wagte es, dem Herzog seine Ansicht unverholen mitzutheilen. Biel war der Meinung, Eberhard möchte sich wohl vom Ehrgeiz haben leiten lassen, als er in des Kaisers Vorschlag willigte; er hätte das kaiserliche Anerbieten deßwegen nicht annehmen sollen, weil er als Herzog einen stattlicheren Hof werde führen, und seinen Unterthanen härtere Lasten als vorher auflegen müssen. Eberhard, überzeugt, daß diese Aeußerung nicht bös gemeint sey, nahm die freimüthige Rede des ehrlichen alten Mannes nicht ungnädig auf, sondern blieb ihm bis an seinen Tod, der noch in demselben Jahre erfolgte, gewogen und zugethan.

456. Ist das eine Unterhaltung geistreicher Männer?

Einst besuchte der englische Philosoph Locke den Großkanzler von England, Lord Ashtey, Grafen von Schaftesbury, mit dem er in sehr freundschaftlichem Verhältniß stand, und traf ihn in Gesellschaft einiger Freunde bei'm Kartenspiel sitzend. Locke sah lange Zeit dem Spiel ruhig zu, endlich zog er seine Schreibtafel heraus, und schrieb mit anscheinender großer Aufmerksamkeit Einiges auf. Als ihn nach einigen Stunden der Kanzler fragte, was er schreibe, antwortete er: „Ich bemühe mich, Mylord, Ihre Gesellschaft so viel zu nützen, als ich kann. Schon lange

sehnte ich mich darnach, in diese Gesellschaft der klügsten und geistreichsten Männer unserer Zeit zu kommen, und da mir nun endlich dieses Glück geworden ist, so glaube ich nichts Besseres thun zu können, als Ihre Unterredung aufzuschreiben, und wenn Sie erlauben, so will ich nun vorlesen, was ich geschrieben habe.« Hierauf las er einen Theil ihres Gespräches her; allein kaum hatte er eine Weile gelesen, so schämten sich die Herren ihres Kartenspiels, und wählten eine würdigere Unterhaltung.

457. Wer seine Missethat läugnet, dem wird's nicht gelingen.

Ein Prinz ging einmal auf ein Galeerenschiff, um die Gefangenen zu sehen, die auf demselben wegen ihrer Verbrechen, an Ketten geschmiedet, arbeiteten. Es jammerte ihn, als er so viele Menschen erblickte, die nur halb mit elenden Lumpen bekleidet waren, und Tag und Nacht das schwere Ruder führen mußten. Er nahm sich also vor, wenigstens Einem davon die Freiheit zu schenken. Vorher wollte er aber untersuchen, welcher unter ihnen diese Wohlthat am meisten verdiente. Deßwegen fragte er Einen nach dem Andern, warum er hier wäre? Da gieng nun das Lamentiren und Klagen an. Jeder sagte, er wäre ein ehrlicher, unschuldiger Mensch; böse Leute hätten ihn bei der Obrigkeit verläumdet, und so wäre er auf eine ungerechte Art hieher gebracht worden. Jeder bat, der Prinz möchte sich doch seiner erbarmen, und ihm die Freiheit schenken. Endlich kam der Prinz auch zu einem zerlumpten jungen Menschen, und fragte ihn: „Was hast denn du gethan, daß man dich hieher gebracht hat?“ — „Gnädigster Herr!“ — antwortete er — „ich bin ein abscheulich gottloser Mensch. Ich habe meinem Vater und meiner Mutter nicht gehorchen wollen, bin ihnen davon gelaufen, habe ein liederliches Leben geführt, habe gestohlen und die Leute betrogen; ja ich müßte ein paar Stunden Zeit haben, wenn ich alle die bösen Streiche erzählen wollte, die ich mein Leben lang begangen habe. Gern will ich meine Strafe

leiden, denn ich weiß, daß ich sie verdient habe.« Der Prinz wußte wohl, daß sie alle ihre Strafe verdient hatten. Aber von diesem Letztern hatte er die beste Hoffnung, daß er sich bessern würde, weil er sein Verbrechen erkannte. Deßwegen sagte er lächelnd: »Wie kommt denn ein so abscheulicher Mensch unter diese ehrlichen Leute? Geschwind nehmet ihm die Ketten ab, und jaget ihn fort, damit er nicht etwa diese ehrlichen Leute auch verführe!« Sogleich wurde er von seinen Banden erlöset und in Freiheit gesetzt; die Andern aber, die sich für unschuldig gehalten hatten, mußten auf der Galeere bleiben.

458. Das Vorwort zu einem Possenspiel.

Zu Colchester in England lebte ein 80jähriger Greis, ein Quäker, der sich durch seinen stillen, einfachen, rechtschaffenen und wohlthätigen Lebenswandel allgemeine Achtung erwarb. Er hatte eine äußerst liebenswürdige Gattin, mit der er 40 Jahre in der glücklichsten Ehe lebte, und die, mit seiner Genehmigung, eine ganze Reihe Häuser bauen ließ, in welchen arme verlassene Wittwen eine Zuflucht und freie Aufnahme fanden. — Einmal kam eine herumwandernde schlechte Schauspielerbande nach Colchester, um auf einem dortigen Theater Possen und andere erbärmliche Stücke zu spielen. Zum größten Staunen Aller, die ihn kannten, stellte sich der alte Quäker gleichfalls ein, kaufte sich einen Einlaßzettel, und setzte sich mitten unter die herzuströmende Volksmenge hin. Etwa eine Viertelstunde, ehe das Schauspiel seinen Anfang nahm, stand er von seinem Sitze auf, und redete die Versammlung folgendermaßen an: »Meine Freunde! So viele Jahre habe ich unter Euch gelebt, daß ihr mich wohl kennet, und wahrscheinlich nicht ohne Staunen mich an einem Platze, wie dieser ist, sehet. Was mich eigentlich hieher brachte, ist meine Liebe, die ich zu Euch fühle. Nie habt Ihr mich anders als mit großer Achtung und Güte behandelt, und meinen Grundsätzen zufolge würde ich diese Güte schlecht erkannt und erwiedert haben, wenn

ich mich nicht öffentlich wider eine Lustbarkeit erklärt hätte, die, auf's Gelindeste gesprochen, thöricht und unwürdig ist. Ja! wenn Ihr die Sache nur einen Augenblick mit ernstem Sinne und ganz unbefangen betrachtet, so werdet Ihr einsehen, daß Ihr hieher gekommen seyd, Scenen anzusehen, gegen die Ihr im gewöhnlichen Leben Auge und Ohr verschließen würdet: denn hier ist es, wo oft Dinge, welche die Grundlage aller Sittlichkeit und bürgerlichen Ordnung sind, mit schamlosem Leichtsinn behandelt werden; — hier ist es, wo die unschuldige und unerfahrene Jugend verdorben wird. Und wie? an solchen Dingen könntet ihr Wohlgefallen finden? Ich weiß es, Viele von Euch kommen ganz gedankenlos hieher — sie wünschen nichts als einen kurzen Zeitvertreib hier zu haben; an diese wende ich mich hauptsächlich, und für immer würde ich mir Vorwürfe gemacht haben, wenn ich Euch nicht frei und offen meine Gedanken über eine Sache mitgetheilt hätte, zu der sich Viele verleiten lassen, ohne das Geringste dabei zu denken.“ — Mit diesen Worten verließ er die erstaunte Volksmenge, die, dem größten Theile nach, seine freimüthige Anrede so wohl aufnahm, daß sie nachher redlich eingestanden hat: seine kurze Anrede sey ihnen unendlich mehr werth gewesen als das ganze Spiel, das sie angesehen hätten.

439. Der entwendete Bogen Papier.

Ein Zögling des Straßburgischen Waisenhauses, der zu einem Handwerksmann in die Lehre kam, entdeckte seinem Meister eines Tags, daß er den vorigen Tag, an welchem er abwesend war, einen Bogen Papier aus der Schublade genommen habe, in der Absicht, ein Morgengebet aus einem geistreichen Buche für sich abzuschreiben. Er hätte es zwar heimlich halten wollen, finde sich aber jetzt gedrungen, es ihm zu offenbaren, weil er keine Ruhe dabei habe, daß er von seinem Eigenthum etwas entwendet habe. Dieß aufrichtige Geständniß, verbunden mit der Absicht, um welcher willen der junge Mensch diesen Bogen Papier sich zu Nutz machte, freute den Meister über die

Maßen; er sagte indeß in dem Augenblicke sonst nichts zu ihm als: „Es ist mir lieb, daß du mir's gesagt hast.“ Des andern Tages aber schenkte er ihm eine kleine Denkmünze, von einem Briefe folgenden Inhalts begleitet: »Lieber! Deine gestrige Aufrichtigkeit ist es werth, daß ich dir beweise, wie erfreulich sie mir war. Nimm dieses kleine Geschenk von mir zum Andenken an, und fahre fort, immer im Kleinen wie im Großen, bei Fehlern, selbst bei gröberen Vergehungen, also aufrichtig zu seyn. Deine Vorgesetzten haben mehr Einsichten als du; vielleicht, daß sie deinen Fehler gut machen können, so wie ein Arzt dem Kranken nur dann helfen kann, wenn er seine Umstände ganz vertraulich entdeckt. — Es war zwar immerhin ein Fehler von dir, Etwas zu nehmen, was nicht dir gehörte, ohne mich vorher darum zu fragen; aber deine Absicht war gut. Dieß entschuldigte dich vor mir, aber nicht vor Gott: denn Gott will nicht, daß wir Böses thun, damit Gutes darauf erfolge. Du weißt überdieß, daß ich dir nie Etwas versage, was dir Freude macht, wenn es anders deiner Bestimmung gemäß ist. Im Gegentheil, durch deine Aufrichtigkeit machst du dir mich und alle deine Vorgesetzten zu Freunden, und du hast Gott, einen liebevollen für dich sorgenden Vater, da du keinen Vater auf Erden mehr hast. Liebe mich und sey fromm, so wird dir's nie an Glückseligkeit gebrechen, so werde ich nie aufhören, dein wahrer Freund zu seyn.“

460. Nehmen Sie sich Bedenkzeit.

Ein Kaufmann in Hamburg war durch Unglücksfälle in seiner Handlung dergestalt zurückgekommen, daß er endlich im Jahr 1785 sich als zahlungsunfähig erklären mußte. Noch ehe dieser Fall bekannt war, kam ein junger wohlhabender Kaufmann, und bewarb sich um die Hand seiner Tochter. Allein das Mädchen wies ihn ab mit der aufrichtigen Erklärung: „Sie halten mich vielleicht für die Tochter eines reichen Mannes. Allein ich muß Ihnen offen-

herzig gestehen, daß ich in einigen Tagen ärmer seyn werde als die Tochter des ärmsten Taglöhners. Ferne sey es von mir, Sie hintergehen zu wollen!« Dieses treuherzige Geständniß rührte den jungen Kaufmann dergestalt, daß er zu ihr sagte: er verlange nur ihre Person und nicht ihr Vermögen. Allein sie verwies ihn zur Geduld, bis das Unglück ihrer Familie völlig ausgebrochen seyn würde, indem sie hinzu setzte: Nehmen Sie sich bis dahin noch Bedenkzeit, und wenn Sie dann Ihr Vorsatz nicht gereut, so will ich Ihnen meine Hand geben.« Ihre Mutter war dabei zugegen und weinte. Da sagte die edle Tochter: „Weinen Sie nicht, liebe Mutter! Ich will meinen Putz ablegen, und meine Hände sind geschickt und stark genug, Sie und mich zu ernähren.« Der edelmüthige Freier blieb auf seinem Vorsatz, er heirathete das brave Mädchen, und sie brachte ihm eine Mitgift in's Haus, die über allen Reichthum gieng: — Unschuld, Fleiß und Sparsamkeit.

461. Verlassen Sie doch Paris, es wäre Schade um Sie.

Der verstorbene Herzog Ernst von Sachsen-Gotha erfuhr einen merkwürdigen Beweis von der wohlmeinenden Freimüthigkeit eines berühmten französischen Gelehrten. Er hatte diesen Philosophen mehrere Mal unter dem Namen eines reisenden Schweizers besucht. Der Gelehrte fand ihn so gebildet und weise, daß er zu ihm sagte: „Lieber Jüngling, kehren Sie unverzüglich in Ihr Vaterland zurück! Sie sind in Gefahr, hier verdorben zu werden!« — So oft er ihn wieder sah, schlug er ihm auf die Schulter, und sagte: „Sie sind noch in Paris, es wäre Schade um Sie!« — Einige Zeit darauf meldete man in einer Gesellschaft den Prinzen von Sachsen. Der Gelehrte erkannte den jungen Schweizer; wie er sich aber seiner Vertraulichkeit wegen entschuldigte, antwortete ihm der Prinz: „Der Lobspruch, den Sie mir ertheilt haben, ist der schmeichelhafteste, den ich je erhalten habe, ohne bei einem Schmeichler zu seyn.«

462. Ich bitte um Entschuldigung: das ist nicht wahr!

Als unlängst der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen durch eine Provinzialstadt der Mark reiste, fragte er, während die Pferde gewechselt wurden, die Beamten nach den Umständen der Stadt; da hub der Bürgermeister an: „Unter dem glorreichen Scepter Euer Majestät kann es der Stadt nur gut gehen, sie hat keine weiteren Wünsche und Bedürfnisse, sie blüht im blühenden Preußen!“ — Da fiel der Vorsteher der Stadtverordneten ein: „Ich bitte um Entschuldigung, das ist nicht wahr!“ Kaum hatte er dieß gesagt, so verließ der König den Wagen und forderte den Stadtverordneten auf, mit ihm in ein Zimmer zu treten, und ihm Beweise für das zu geben, was er gesprochen. Genau bekannt mit den Verhältnissen der Stadt, setzte nun dieser dem König auseinander, wie groß und mannigfaltig die Noth der Stadt sey. Darauf dankt ihm der König sehr bewegt, geht mit ihm Hand in Hand zum Wagen und ruft ihm bei'm Abschied ein Lebewohl zu. Bald nachher erhielt die Stadt ein königliches Geschenk von 4000 Thaler, und sah sich dadurch in den Stand gesetzt, alle ihre Schuldzinse von 5% auf $3\frac{1}{2}$% herabzusetzen.

VIII.

Verschwiegenheit.

Wer Heimlichkeit offenbart, der verleugnet den Glauben und wird nimmer einen treuen Freund kriegen. Sirach 27, 19.

---

463. Die verweigerte Entdeckung der Kirchengeräthe.

M. Georg Stöffler wurde von den Drangsalen und Aengsten des dreißigjährigen Kriegs hart heimgesucht. Vorher Pfarrer in Grünthal im Württembergischen, wurde er 1632 zum Stadtpfarrer in Freudenstadt auf dem Schwarzwald ernannt. „Damit“ — sagt er selbst in einer hinter-

lassenen Urkunde — »sey ihm doch wenig gedient gewesen, denn er hätte lauter Hunger und Kummer ausgestanden, und seine Besoldung niemals recht empfangen bis auf den Frieden, wiewohl es auch da noch schlecht hergegangen.« Zuvor mußte aber der gute Mann noch eine größere Noth und wirkliche Lebensgefahr erstehen. 1636 plünderten die Franzosen zu Freudenstadt. Besonders gelüstete sie nach den silbernen Kirchengefäßen, welche man an einen verborgenen Ort geflüchtet hatte. Da sie diesen nicht ausfindig machen konnten, so verlangten sie von Stöffler unter furchtbaren Drohungen, daß er ihnen den Ort entdecken sollte; und da Stöffler durch keine Drohungen sich hiezu bewegen ließ, so banden sie ihm, erbittert über seine beharrliche Weigerung, ein Seil um den Leib, und hängten ihn so vom untern Kirchthurm herab. Allein er blieb auch bei dieser fürchterlichen Probe standhaft, und vertraute auf Gottes Hilfe. Sein Vertrauen ward auch nicht zu Schanden, denn Gott erweckte einen Kapuziner-Mönch, daß er gerade im Augenblicke der höchsten Noth edelmüthig sich seiner annahm, und es durch seine Fürbitte dahin brachte, daß er losgelassen wurde. Aus lobenswerther Dankbarkeit beschloß die Stadt, daß in Zukunft ein jeder Kapuziner-Mönch, welcher nach Freudenstadt kommen würde, auf öffentliche Kosten in Wohnung und Kost drei Tage lang frei gehalten werden solle.

464. Treue bis zum Tod.

Chateauneuf (Schatohnöf), Siegelbewahrer unter König Ludwig XIV. in Frankreich, wurde verhaftet. Sein vertrauter Freund, Chevalier du Jars (Schwalljeh dü Schar) sollte gegen ihn zeugen; er wollte aber nicht. Man setzte ihn in die Bastille (das ehemalige pariser Staatsgefängniß); er beharrte bei seiner Weigerung. Man drohte; er schwieg. Man machte ihm den Criminalprozeß, er sagte weiter nichts als: »Chateauneuf ist ein ehrlicher Mann!« — Um ihn zu schrecken, sprach man zum Schein das Todesurtheil über ihn: er erschrack nicht und schwieg. Man führte ihn zur Richtstätte und er gieng ohne Zagen. Man bot ihm Gnade an,

wenn er gegen seinen Freund zeugen würde; er sagte: »Chateauneuf ist ein ehrlicher Mann!« Man entkleidete ihn zur Hinrichtung; er knieete standhaft nieder. »Gnade! Gnade!« hieß es plötzlich. Schweigend stand er auf. »Wie werden Sie dem König Ihre Dankbarkeit beweisen können?« — fragte man ihn. — »Sagt dem König,« — versetzte er, ohne eine Miene zu verändern, — »daß Chateauneuf ein ehrlicher Mann ist!«

465. Der verschwiegene Sekretär.

Fouquet (Fuckeh), französischer Finanzminister unter Ludwig XIV., ein Mann von vorzüglicher Rechtschaffenheit, wurde von neidischen Verläumdern böser Absichten beschuldiget, fiel in Ungnade, und wurde mit seinem Sekretär Pelisson gefänglich in die Bastille gebracht. Man machte alle möglichen Versuche, um Pellisson zum Geständnisse mancher Sachen zu bringen, die zwar nicht unredlich, aber unter diesen Umständen doch für Fouquet hätten gefährlich werden können. — Pelisson aber blieb standhaft. Er saß vier Jahre in der Bastille, und bekannte nichts gegen seinen Herrn; worauf dann Beide, als ihre Unschuld an den Tag gekommen war, wieder in Freiheit gesetzt wurden, und vom König Ersatz wegen des angethanen Unrechts erhielten.

IX.

Leutseligkeit.

Je höher du bist, je mehr dich demüthige, so wird dir der HErr hold seyn. Sir. 3, 20.

---

466. Tröstet Euch, Ihr sollt mich dennoch sehen.

Als die Kaiserin Maria Theresia sich in ihrem Lustschlosse zu Laxenburg aufhielt, erhielt sie eine Botschaft von einer hundertundachtjährigen Frau, welche

mehrere Jahre hindurch sich am grünen Donnerstag eingefunden hatte, um unter der Zahl der Armen zu seyn, denen die Fürstin an diesem Tage nach einer am kaiserlichen Hofe zu Wien eingeführten Sitte die Füße wusch. Seit zwei Jahren aber hatte ihre Schwächlichkeit sie verhindert, im Schlosse zu erscheinen. Sie ließ der Kaiserin sagen, es thue ihr außerordentlich leid, daß sie sich bei dieser frommen Ceremonie dießmal nicht habe einfinden können, und zwar nicht sowohl wegen der Ehre, die sie dort zu erwarten gehabt habe, als vielmehr deßwegen, weil sie dadurch des Glückes beraubt worden sey, Ihre hochverehrte Kaiserin zu sehen. Die Fürstin, durch die Gesinnungen dieser guten, alten Frau gerührt, begab sich selbst nach dem Dorfe, wo sie wohnte. Sie scheute sich nicht, in die elende Hütte zu gehen. Sie fand die Alte auf einem Bette hingestreckt, auf welches ihre Schwachheit, die unzertrennliche Gefährtin des Alters, sie gefesselt hielt. „Es thut Euch also leid," — redete die großmüthige Kaiserin sie an — „daß Ihr mich nicht gesehen habt. Tröstet Euch, meine Liebe! ich komme jetzt, um Euch zu besuchen." Sie wurde durch die Lage und die Blicke der alten Frau gerührt, welche nur darüber seufzte, daß sie nicht von ihrem Bette aufstehen könnte, um ihr zu Füßen zu fallen. Sie unterhielt sich eine Zeit lang mit ihr, und ließ bei ihrem Abschied eine Summe Geldes zurück, um ihr die nöthigen Bequemlichkeiten zu verschaffen.

467. Die fürstliche Säugamme.

Die regierende Fürstin Sophie Charlotte von Isenburg, welche 1781 schon im 38sten Lebensjahre starb, und an der Deutschland eine seiner edelsten Frauen verlor, machte eines Tages, ihren Säugling auf dem Arme, von einer einzigen Dienerin begleitet, einen Spaziergang im Freien. Als sie auf der Landstraße sich befand, dürstete das Kind; ohne sich lange zu besinnen, setzt sie sich auf einen Stein am Wege, und reicht ihrem Liebling die

Brust. Eine Mutter, deren Kleidung schon ihre Dürftigkeit ankündigte, kommt desselben Weges, matt von der Reise, verzehrt vom Mangel; sie wankt am Stabe: auf ihrem Rücken hängt in kärglicher Hülle ihr Säugling; sein Wimmern und Weinen verräth den Wunsch nach Nahrung; aber der Armen fehlt die Kraft, ihn zu erfüllen. — „Schweige," — spricht die Mutter mit dem Tone des tiefsten Kummers, und Thränen entstürzen ihren Augen, — „schweige, Kleiner! Ich kann dir nichts geben, ich bin kaum noch im Stande, dich und mich selbst fortzuschleppen; ich hungere heute den ganzen Morgen, und Niemand war, der sich meiner erbarmte." Die Fürstin rühren die Thränen dieser Verlassenen, und das Wimmern des Kleinen ergreift ihr Herz; schnell entzieht sie ihrem eigenen Kinde die Brust, gibt dieses der Dienerin, und legt dagegen den Säugling der armen Reisenden an; er sättigt sich nach Gefallen, und wird gestärkt, beruhigt; seiner Mutter zurückgegeben. Thränen des Dankes vertreten bei dieser die Stelle der Sprache: denn für eine so große Wohlthat findet eine Mutter keine Worte. Zur eigenen Erquickung erhielt sie noch von der Fürstin ein hinreichendes Geldgeschenk.

468. Die Wittwe vor dem Schloßgarten.

Im Jahre 1782 gerieth eine arme Bürgersfrau in dem badischen Amtsflecken Schod durch den Tod ihres Mannes, der viele Schulden hinterließ, in die äußerste Verlegenheit. Insbesondere drückte sie die in dortiger Gegend bei Sterbfällen gewöhnliche Abgabe, welche sich bei ihr auf etwa 70 Gulden belief, und die nun von dem Beamten mit aller Strenge eingefordert wurde. Von allen Seiten gedrängt, weiß sich die arme Wittwe nicht zu helfen, und läuft zum Pfarrer und zu andern Freunden ihres verstorbenen Mannes. Diese Alle rathen ihr, eine Bittschrift an den regierenden Fürsten aufsetzen zu lassen, aber sie auch selbst dem guten, gerechten Landesherrn zu übergeben. Das arme Weib befolgt den Rath, und geht, um ihre Schuhe und

Strümpfe zu sparen, baarfuß den acht Stunden langen Weg nach Karlsruhe, bis dicht an den großherzoglichen Schloßgarten, der durch eine Mauer und einen Graben von der Landstraße so abgesondert liegt, daß man aus dem Garten Alles, was auf der Landstraße vorgeht, über die Mauer herunter bequem sehen kann. Hier setzt sie sich nieder, um ihre Strümpfe und Schuhe anzuziehen. Gerade geht der damalige Markgraf Karl Friedrich (der im Jahr 1811 als Großherzog starb) mit seinem Erbprinzen im Garten, dicht an der Mauer spazieren, erblickt die Frau, und fragt: „Was macht Ihr hier?" — „Ach mein Herr!" — antwortete diese — „ich bin eine unglückliche Wittwe, die hieher gieng, um morgen unsrem gnädigsten Fürsten eine Bittschrift zu übergeben. Es hat mich Jedermann versichert: er helfe den Unglücklichen so gern; ich will und habe es so nöthig." „Wo fehlt's Euch denn?" — fragt der menschenfreundliche Fürst. — „Ja, mein guter Herr, das kann ich Ihm nicht sagen. Man hat mir ausdrücklich eingebunden, meine Sache dem Fürsten selbst, sonst Niemand vorzutragen, indem mir sonst nicht geholfen werden würde." — „Ganz gut; aber ich bin bei'm Fürsten wohl gelitten; sagt mir's nur! Ich will euch morgen Gelegenheit verschaffen, ihn zu sprechen." — „Ja, wenn Er das thun will, so will ich es Ihm wohl anvertrauen." — Sie erzählt ihm ihre ganze Geschichte, und der Fürst fragt: „wo habt Ihr denn Eure Bittschrift?" — Sie langte hierauf die von ihren vielen Thränen naß gewordene Bittschrift hervor, und sagte: — „hier ist sie!" — „Gebt sie mir, ich will sie dem Fürsten einhändigen, damit er, wenn Ihr morgen früh zu ihm kommt, von Eurem Verlangen schon weiß!" — „O, lieber Herr! das kann ich nicht thun," — erwiederte die Arme — „man sagt überdieß, der Fürst habe Soldaten vor seinem Schlosse, welche die armen Unterthanen nicht vor ihn lassen." — „Dieß soll Euch nicht geschehen. Ich will's ihm sagen, daß er seinen Soldaten befiehlt, Euch gleich vorzuführen. Gebt

mir nur die Bittschrift!" — Endlich faßte die Wittwe Zutrauen, da der Markgraf immer in einem gütigen, sanften Tone mit ihr spricht, tritt näher an die Mauer, und will ihm die Bittschrift hinauf reichen. Allein die Mauer war zu hoch. Sie erblickt seinen Stock mit einem Bande, und sagt: „Biete mir der Herr seinen Stock herunter, ich will die Schrift in's Band stecken!" Der gute Fürst bietet ihr seinen Stock hin, bestimmt ihr auf den künftigen Morgen die Stunde, und entfernt sich, ihr unbekannt. Nun fällt dem armen Weibe erst ein, daß sie den Namen des Mannes nicht wisse, dem sie ihre Schrift gegeben hatte. Sie jammert hierüber so laut, daß der Erbprinz noch einmal an die Mauer läuft, und fragt: „Was ist Euch?" — „Ach, lieber Herr!" — sagte sie, — „ich weiß ja nicht, wie der Herr dort heißt, dem ich meine Schrift gegeben habe. Mein Fürst wird mir morgen nicht glauben, und mich für eine Betrügerin halten." — „Nein, gute Mutter! geht nur, ich will's ihm selbst sagen, und dabei seyn, wenn Ihr vor ihn kommt." Getrost geht sie nun weg, erzählt, was ihr begegnet war, dem Rechnungsrathe Dachtler, bei dem sie Geschäfte hatte, und dem sie, auf sein Zureden, daß sie morgen zum Herrn gehen sollte, antwortete: „Ja, wenn ich nur das Herz habe, mit ihm zu sprechen. Es hat mich zwar der Herr mit dem Bandelier (dem Orden) um den Hals versichert, der Fürst werde so gnädig gegen mich seyn, daß ich Herz bekäme, mit ihm zu reden. — Wenn's doch Gottes Wille wäre!" — Morgens um zehn Uhr erschien die Wittwe vor dem Schlosse auf dem ihr angezeigten Platz, und die Wache, welche schon Befehl hiezu hatte, führte sie sogleich in die Garderobe. — Der Fürst erscheint, — die Frau erkennt in ihm den Herrn, der gestern vom Garten aus mit ihr sprach; sie sinkt in Ohnmacht, und kann nur noch sagen: „Ach! wenn Sie der Fürst sind, so habe ich ja gestern mit Ihnen gesprochen." Der edle Großherzog läßt ihr jetzt einen Sessel bringen, daß sie sich erhole, und sagt: „Ja, Ihr habt mit mir

gesprochen. Ich habe Eure Schrift gelesen, wollte selbst von Eurem Elend mich unterrichten lassen, und da ich finde, daß Ihr mir die Wahrheit gesagt habt, so freue ich mich, Euch helfen zu können. Aber hier auf der Stelle kann ich Euch noch keinen Bescheid geben, ich muß mich zuvor bei'm Amte erkundigen." „Gnädigster Fürst," — antwortete die Frau — „wenn dieß geschieht, dann dürfen Sie mir nichts geben; der Amtmann ist gar zu strenge." — „Sorgt nicht, ich helfe Euch gewiß! Hier habt Ihr einstweilen Etwas!" Er gab ihr ein Geldgeschenk, und sie gieng mit Freudenthränen und lauten Segenswünschen von dem Fürsten, der sogleich die Sache untersuchen ließ, und nachdem sie richtig befunden worden war, seinem Rentkammer-Collegium den Befehl ertheilte, der armen Wittwe die ganze Forderung zu erlassen.

469. Lassen Sie uns den Leichenzug begleiten!

Im Sommer 1832 gieng Kaiser Franz I. von Oestreich eines Nachmittags nur von einem Adjutanten begleitet durch die Straßen des kleinen Städtchens Baden. Eben wollten sie in eine Straße einbiegen, als der Adjutant einen Sarg dahertragen sieht und den Kaiser fragt, ob er nicht lieber einen andern Weg einzuschlagen dächte, um dem traurigen Anblick eines Leichenbegängnisses auszuweichen. Franz aber blieb stehen und erwartete den kleinen Zug. Niemand folgte dem Sarg als ein Priester und der Küster. „Das muß ein armer Mensch gewesen seyn," bemerkte der Kaiser, „weil Niemand seiner Leiche folgt. Lassen Sie uns den Zug begleiten." Und wirklich schloß sich der Kaiser mit dem Adjutanten dem Zuge an und gab so den Vorübergehenden ein beschämendes Beispiel. Jedermann, der des Weges kam, folgte ihnen, und so ward aus dem ärmlichsten Leichenbegängniß eines der glänzendsten.

470. Der vornehme Taufpathe.

Karl X., König von Frankreich, erzählt aus seinem Leben folgende Begebenheit: „Im letzten Regierungsjahre

Ludwigs XVIII. stieß ich bei einem Spaziergang, den ich in Begleitung des Herzogs von Guise machte, auf eine Bauersfrau von mittlerem Alter. Sie trug in ihrem Arme ein neugebornes Kind, das sie mit ihren Thränen badete. Ihr Jammer rührte mich; ich näherte mich ihr, und fragte sie: Was für ein Unglück hat Euch betroffen, gute Frau? — Ach mein Herr! ich hatte der Mutter dieses Kindes versprochen, Pathenstelle an demselben zu vertreten, in der Voraussetzung, daß ein gewisser Bauer dieser Gegend als Gevatter dabei erscheinen würde: nun ist er aber nicht gekommen, und doch wartet unser schon alles. — Mit Vergnügen vernahm ich diese treuherzige Mittheilung. Ich glaubte darin Gottes Willen zu erkennen, der meiner Sorge eine Seele mehr anvertrauen wollte, und sprach zur Bauersfrau: Wenn Euch sonst nichts bekümmert, so ist bald geholfen, ich will, wenn's Euch recht ist, die Stelle des Treulosen ersetzen. Die Frau bildete sich Anfangs ein, ich wolle sie zum Besten haben, da ich sie aber überzeugte, daß es mein voller Ernst sey, führte sie mich zur Dorfkirche, wo unsere Ankunft große Freude erregte. In dem Augenblick, da man sich zu erkennen geben muß, fragte mich der Pfarrer: „Ihr Name, mein Herr?" — Monsieur, antwortete ich ihm (dieß ist im Französischen theils die Bezeichnung jedes Herrn überhaupt, insbesondere aber der Titel des Bruders des Königs). — Monsieur? — welcher Monsieur? — Monsieur, kurzweg. — Ist das Ihr Geschlechtsname? — Nun gut, wenn Ihnen das nicht genügt, so setzen Sie noch bei: Graf von Artois und Bruder des Königs. — Bei diesen Worten wiederhallte das Gewölbe der Kirche von einem Schrei der freudigsten Verwunderung, und ich hatte Mühe, die Leute zu beruhigen, welche sich mir alle zu Füßen werfen wollten. Die Taufhandlung wurde sodann vollzogen, und nicht leicht haben 25 Louisdor, die ich als Pathengeschenk hinterließ, mir und Anderen größere Freude bereitet."

X.

Höflichkeit und Gefälligkeit.

Einer komme dem Andern mit Ehrerbietung zuvor. Röm. 12, 10.

---

471. Laß dir auch etwas zu Gefallen thun.

Der Altvater Zeno hatte es sich zur Regel gemacht, das Wasser, dessen er benöthigt war, stets sehr weit selbst herzuholen. Eines Tages, als er zwei Eimer tragend von der Quelle zurückkehrte, begegnete ihm eine fromme Person, und bat ihn, er möge ihr einen Eimer zum Tragen überlassen, daß er es leichter habe. Zeno wies Anfangs diesen Antrag zurück, sobald er aber bemerkte, daß es jene Person betrübe, daß er sich den Dienst nicht wolle leisten lassen, gab er ihr den gewünschten Eimer zu tragen, bis an seine Zelle, die auf einem Berge lag. Nachher aber schüttete er heimlich das Wasser wieder aus, um Gelegenheit zu haben, die gewohnte Last zu tragen, die er nur aus Gefälligkeit abgegeben hatte.

472. Auf diesem Stuhl saß unser guter Erzbischof.

Fenelon, der berühmte und liebenswürdige französische Erzbischof zu Cambray (Cambrä), ließ im Jahr 1709, zur Zeit des Krieges und der Theurung, in den Gemächern seines Palastes täglich Tafeln decken, um die armen Landleute seiner Gegend von dem Hungertode zu retten. Während er nun eines Tags um die Tische herumgieng, sah er einen jungen Bauern, der nicht aß, und sehr bekümmert zu seyn schien. Fenelon setzte sich ihm zur Seite, suchte ihn zu erheitern, und erzählte ihm unter Anderem, daß man morgen Truppen erwarte, und daß er in sein Dorf so bald als möglich zurückkehren möchte. „Ach! da werde ich meine Kuh nicht mehr finden," — versetzte der junge Bauer — „das gute Thier gab so viel Milch, daß es meinen Vater

und meine Frau und Kinder allein ernähren konnte." Fenelon versprach darauf, ihm eine andere Kuh zu geben, wenn die Soldaten die seinige wegführen sollten. Nachdem er Alles fruchtlos angewendet hatte, um den Bauer zu beruhigen, ließ er sich die Hütte desselben genau bezeichnen, die eine Meile von der Stadt lag. Die Kuh war auch wirklich weggenommen worden, was der Erzbischof sogleich erfuhr. Hierauf gieng er um 10 Uhr in der Nacht zu Fuße, von einer Wache und einem einzigen Bedienten begleitet, nach diesem Dorfe, kam noch in der Nacht mit einer von ihm gekauften Kuh in demselben bei dem Bauer an, der nicht wenig erstaunte, den Erzbischof selbst in seiner Hütte als seinen Wohlthäter zu sehen. — Oft gieng Fenelon allein und zu Fuße in den Gegenden von Cambrai spazieren, trat in die Hütten der Landleute, setzte sich zu ihnen, sprach ihnen Muth zu und tröstete sie. Lange noch nach seinem Tode redeten diese Leute von ihm mit der zärtlichsten Ehrerbietung. „Da" — sagten sie — „ist noch der hölzerne Stuhl, worauf sich unser guter Erzbischof mitten unter uns setzte" u. s. w.

473. Christliche Menschenfreundlichkeit.

Der fromme englische Prediger Ph. Doddridge war stets bemüht, seinen Mitmenschen mit solchen Zeichen der Höflichkeit und Gefälligkeit zu begegnen, wie sie unter wohlerzogenen Personen gewöhnlich sind. Er hatte nichts von dem mürrischen Wesen und von der Abwesenheit des Geistes an sich genommen, welches man an Personen, die in viele Geschäfte verwickelt sind, manchmal zu bemerken pflegt. Es war nichts Unhöfliches und Widriges in seinem Betragen, nichts Stolzes oder Rauhes in seiner Sprache. Auch für die Aermsten war er leicht zu sprechen, wenn sie wegen ihrer Anliegen zu ihm kamen; er verließ die angenehmsten Beschäftigungen auf der Stelle, um ihre Klagen anzuhören, ihnen Rath zu ertheilen, sie zu trösten und mit ihnen zu beten. Seine Gemüthsart war ohne Argwohn,

sanft, liebreich und wohlwollend. Man sagt, daß er sowohl im Urtheilen als im Handeln nicht selten viel gütiger war, als die Leute es verdienten, mit welchen er es zu thun hatte. Allein er ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern wollte lieber zehn Unwürdigen geholfen haben, als einen einzigen wahrhaft Hilfsbedürftigen ungetröstet von sich lassen.

474. Königliche Antwort.

König Friedrich II. von Preußen hatte eine besondere Gabe, Jedermann höflich und leutselig zu begegnen, wodurch er denn auch alle Herzen einzunehmen wußte. Diese angeborne Höflichkeit machte, daß er Jedem, der ihn auf der Straße grüßte, freundlich dankte, und den Hut abnahm. Einst sagte der Monarch über der Tafel: wenn er in Berlin ausreite, müsse er fast immer den Hut in der Hand haben. Der Baron v. Pöllnitz antwortete: Se. Majestät hätten ja nicht nöthig, Jedem, der Sie grüße, zu danken. — „Ei warum nicht, mein lieber Baron," — erwiederte der König lebhaft — „das sind Menschen so gut wie ich!"

475. Freiwillige Hilfleistung.

Die Straße von Viamala in Graubündten führt durch einen sehr gefährlichen Engpaß der hohen Alpen. Dort drängt sich der Rhein in einer Tiefe von 500 Fuß zwischen zwei Felswänden tobend hindurch. Eine Brücke führt hier über denselben. Ein Mailänder Postcourier passirte mit mehreren Maulthieren diese Straße. Bei der Brücke glitt eines derselben aus, und stürzte mit einem Felleisen, das voll Gold war, in den Abgrund. Mit Allem, was es bei sich hatte, war es verloren; denn wer hätte es gewagt, in die bodenlose Tiefe sich hinabzulassen? Betrübt und voll Sorgen, wie seine Vorgesetzten dieß Unglück aufnehmen würden, mußte der Courier seinen Weg fortsetzen, ohne auch nur das Geringste für die Rettung des Goldes thun

zu können. — Nach einigen Tagen ließ sich aus eigenem Antriebe ein Gemsenjäger, Matthias Hungard aus dem Flecken Tusis, an Stricken in den Abgrund hinab. Schwebend über dem Wasser sondirte er mit Haken den Fluß. Nach mehreren Versuchen gelang es ihm, das Felleisen zu entdecken und glücklich herauszuziehen. Sogleich ließ er den Courier hievon benachrichtigen, und stellte ihm das Felleisen unberührt, wie er es gefunden hatte, wieder zu.

476. Ein gutes Wort findet eine gute Statt.

Ein schönes Beispiel von einem heitern, liebevollen Bezeigen im Umgang mit Andern, im häuslichen und freundschaftlichen Kreise, so wie in Amtsgeschäften, gab Specialsuperintendent Dr. Ph. D. Burk in Kirchheim u. Teck, (geb. 1710 gest. 1770), ein Mann, der durch seine erbaulichen Schriften und seinen exemplarischen Lebenswandel noch lange im dankbaren Andenken seiner Landsleute fortleben wird. Er hütete sich insbesondere, wider keinen Menschen ein besonder böses, und für keinen Menschen ein besonder gutes Vorurtheil zu haben, wenn er das erste Mal mit ihm umgehen sollte. Er begegnete einem Jeden nach dem Sinne Christi. Im Umgang mit andern Geistlichen hielt er sich wahrhaftig als ihren Bruder und Amtsgehilfen. Bei allen Gelegenheiten ließ er sich gerne merken, wie theuer das Predigtamt in seinen Augen sey, und welch eine Würde demselben noch weiter zuwächst, wenn es heiliglich und ernstlich geführt wird. Nie hörte man von ihm, daß er dreist über irgend einen Menschen geurtheilt hätte. Er besaß eine gewisse Fertigkeit, auch Andere davor zu bewahren, ohne daß sie es selbst merkten. So lenkte er z. B. bei Mahlzeiten eine Unterhaltung, die lieblose Beurtheilung veranlassen konnte, auf weltgeschichtliche Begebenheiten oder andere Materien, bei denen er etwas Gutes anbringen konnte. Oefters pflegte er zu sagen: „Ein gut Wort findet eine gute Statt," und er erfuhr die Wahrheit in unzähligen Fällen. Mit Freuden und mit Danksagung

gegen Gott nahm er wahr, daß, wenn er nur seines Ortes durch Gnade aufgeräumt und in seinem Gemüth heiter blieb, auch die widrigsten Gemüther der Zuhörer, der Untergebenen und seiner Collegen sich nicht anders als freundlich und willig bezeigen konnten.

477. Um die Unschuld zu vertheidigen, habe ich Rechtsgelehrsamkeit studirt.

Bei dem Reichskammergericht in Wetzlar wollte die Gräfin Karoline v. Wittgenstein eine Rechtssache gegen den Kammerrichter v. Spaur anhängig machen. Sie gieng von einem Rechtsgelehrten zum andern, alle aber wiesen sie ab, weil sie sich fürchteten, gegen einen Kammerrichter Prozeß zu führen. Endlich kam sie auch zum Prokurator Haas, und fand in ihm einen Mann, der keine Menschenfurcht hatte. „Ich will Ihre Sache übernehmen," — sagte dieser zur Gräfin — „ohne den Haß zu scheuen, den ich mir dadurch zuziehen werde, weil ich deßwegen die Rechte studirt habe, um die Unschuld zu vertheidigen und ihr Schutz zu verschaffen." — „Aber ich kann Sie nicht bezahlen, edler Mann!" — sagte die Gräfin. — „Auch dieß achte ich nicht;" — erwiederte Haas — „ein redlicher Mann muß nicht nur dann arbeiten, wenn er für seine Dienste bezahlt wird, sondern immer, wenn er Nutzen stiften kann; ich werde also nicht weniger Fleiß und Mühe anwenden." — Der würdige Mann hielt, was er versprochen hatte; ja er that noch mehr: er bezahlte 1000 Reichsthaler für den Druck der Klagschriften, arbeitete mit Fleiß und Geschicklichkeit, und hatte die süß belohnende Freude, daß er den Beifall seines Gewissens dabei einerntete. Wären Lohnsucht und andere niedrige Absichten die Beweggründe seines Thuns gewesen, wie hätte er da den schrecklichen Schlag ertragen können, der ihn traf, als man ihn aus Feindschaft verschiedener Ungerechtigkeiten beschuldigte und seines Amtes entsetzte? Nun hatte man ihm zwar die Ehre und die Quelle seines Einkommes entrissen,

aber sein gutes Gewissen konnte man ihm nicht nehmen; im Gegentheil erschien er im Unglück nur noch größer: denn ob er gleich einen Haufen unerzogener Kinder hatte, die Brod und Kleider haben mußten, so erbot sich doch dieser großmüthige Mann, auch den kleinen Rest seines Vermögens mit der unglücklichen Gräfin zu theilen. Diese Dame, die sich als die Ursache seines Unglücks ansah, bezeigte ihm ihr herzliches Beileid, und bat ihn zugleich, sich wegen ihrer nicht noch größeres Unglück zuzuziehen. — „Den letzten Bissen Brod will ich mit Ihnen theilen," — antwortete der standhafte Mann — „und Ihnen auch alle nur mögliche Unterstützung zu verschaffen suchen." — Das Toben des Neides und Hasses ist nie etwas mehr als ein Sturm, der vorübergeht. Das durfte auch Haas erfahren; er wurde wieder in sein Amt eingesetzt, und nun gewannen seine Freunde eine neue noch größere Liebe zu ihm, und selbst seine Feinde konnten ihm ihre Hochachtung nicht versagen.

478. Die Liebe schmückt das Leben der Freunde mit unschuldigen Freuden.

So geld- und zeitarm der edle Zürcher Prediger Joh. Konrad Pfenniger (geb. 1747, gest. 1792) war, so ließ er doch nicht leicht irgend eine Gelegenheit vorüber, seinen Freunden und Bekannten eine Freude zu machen. War ein Geburtstag, eine Hochzeit, eine Rückkehr von einer Reise, allemal war er der Urheber einer erfreuenden Veranstaltung. Oft sandte er rechts und links leere Billets an Freunde eines Freundes, daß man etwas Lehrreiches, Freundschaftliches, Wohlthuendes darauf schreiben sollte; dann legte er die ganze Sammlung unter die Serviette, oder sandte sie durch eines seiner Kinder, oder verschob sie an einen Ort, wo er wußte, daß man dieser Tage hinkommen müßte. So machte er oft durch Einen Gedanken seinen Freunden 30-, 60-, 100fache Freuden. Bald veranstaltete er eine Musik, bald ließ er unbemerkt Etwas

in's Zimmer hin hängen, wovon er sich für die Freunde ein Vergnügen versprach. Lavater hatte einst eine kleine Sanduhr zum Geschenk erhalten, da sagte er vor Pfenniger: „Ein neuer Treiber zum Guteswirken! Ich möchte die größte Sanduhr haben, die in der Welt ist, um so zu sagen jedem fallenden Körnlein leichter Etwas auf den Weg zu geben.“ Er dachte dabei nicht auf's entfernteste daran, daß es Jemand einfallen könnte, diesen Wunsch ihm zu befriedigen; doch was geschah? Nach 14 Tagen stand die die größte Sanduhr, die er je sah, in seinem Zimmer. Er lächelte über die Erfüllung des sonderbaren Wunsches, und errieth nach kurzem Besinnen den Thäter. Es war Niemand anders als Pfenniger, der hatte an eine Menge Pfarrer im Lande geschrieben, um die große Sanduhr des Antistes Pfenniger aufzufinden, von der er einmal gehört hatte. — Ein ander Mal, da ein Freund Hochzeit machen wollte, hatte man wegen eines Bauwesens es nicht anders machen können, als daß man am Vorabend in aller Eile eine kleine Brücke von einem Haus in die andere Straße, wo der Hochzeitsaal sich befand, bauen mußte. Die bretterne Brücke sah aber so prosaisch aus, daß Pfenniger sie nicht dulden konnte; daher suchte er sich am Morgen etlichemal wegzustehlen, bot dienstfertige Leute auf, und gab ihnen an, wie sie es machen sollten, daß, bis man vor die Kirche komme, die Brücke mit Blumen und Laubwerk verziert wäre.

479. Ich bitte für eine schuldlose Waise!

Die englische Regierung beschloß im J. 1787 alle in den Gefängnissen des Reichs befindlichen Verbrecher, welche des Todes und harter Leibesstrafen schuldig waren, nach Botany-Bay in Neu-Holland zu schicken, damit diese bisher unnützen und doppelt elenden Geschöpfe sich daselbst anbauen sollten, und wo möglich zu nützlichen Menschen umgebildet werden könnten. Als nun die Sache wirklich in's Werk gesetzt wurde, und die neuen Colonisten zur

Abreise bezeichnet waren, so erhielt unter Andern auch der Aufseher des Gefängnisses zu Norwich Befehl, die bereits Verurtheilten, und zwar namentlich seine weiblichen Gefangenen, nach Plymouth zu bringen, wo der Sammelplatz und Einschiffungsort der Reisegesellschaft war. Unter diesen unglücklichen Menschen befand sich eine Weibsperson, welche Mutter eines fünfmonatlichen Kindes war, dem sie noch die Brust reichte. Der Vater des, außer der Ehe erzeugten, Kindes, auch ein Criminalverbrecher, war ebenfalls verurtheilt, dahin abgeschickt zu werden, jedoch zu einer andern Zeit und auf einem andern Schiffe. Ob er gleich wegen der Entfernung seines Kerkers von dem ihrigen nur selten die Erlaubniß erhielt, sein Kind zu sehen, so äußerte er doch eine außerordentliche Zärtlichkeit gegen dasselbe, welches der Mutter, die er heirathen zu dürfen sehnlich wünschte, zu einem besondern Troste gereichte. An dem zur Abreise desjenigen Transportes, unter welchem die Mutter sich befand, bestimmten Tage kam der Unglückliche und bat auf's Flehentlichste um die Erlaubniß, Mutter und Kind begleiten zu dürfen. Der menschenfreundliche Gefängnißaufseher — sein Name ist Simpson, — that auch alles Mögliche, um ihm dieselbe zu bewirken; jedoch ohne Erfolg. Im Gegentheil sollte die Mutter noch einen neuen empfindlicheren Schmerz leiden. Als nämlich die Verurtheilten zu Plymouth auf das Arrestschiff gebracht wurden, so schlug der Schiffskapitän der Mutter rund ab, ihr Kind mit an Bord zu nehmen, weil er dazu keinen Befehl hätte. Simpson machte ihm zwar hierüber die dringendsten Vorstellungen; aber weder diese, noch der Anblick der Mutter, die aus Verzweiflung in krampfhafte Zuckungen gerieth, konnten den Hartherzigen bewegen, das Kind nur so lange anzunehmen, bis man die Erlaubniß des Ministers hiezu eingeholt hätte; Simpson sah sich daher genöthigt, das Kind zurückzunehmen. Die Verzweiflung des Weibes bei der Unmenschlichkeit des Kapitäns und der Anblick des hülf-

losen Säuglings wirkten dergestalt auf das gute Herz des Kerkermeisters, daß er auf der Stelle beschloß, Alles anzuwenden, um der Mutter das Kind wieder zu verschaffen. Er setzte sich sogleich auf die nach London fahrende Postkutsche, um bei dem Minister persönlich seine Bitte vorzubringen, wobei er denn das Kind unterwegs beständig auf dem Schooße hielt, und mit einer solchen Sorgfalt nährte und reinigte, wie wenn er selbst Vater des Kindes gewesen wäre. — Bei seiner Ankunft in London übergab er das Kind einer braven Frau, und eilte hierauf nach dem Palaste des Ministers. Allein weder dessen Sekretäre noch der Minister selbst wollten ihn vor sich kommen lassen; im Gegentheil wurde er von den Bedienten desselben hart darüber zur Rede gestellt, daß er, als ein gemeiner Kerkermeister, verlange, den Lord zu sprechen. Jedoch dieß Alles irrte ihn nicht. Wahre Menschenliebe, welche Schutz für die Menschheit sucht, geht ihren Gang fort, ohne sich durch Menschenfurcht aufhalten zu lassen. Er wagte das Aeußerste, drang muthig durch einige Zimmer durch, und fand endlich einen Sekretär des Ministers. Diesem erzählte er sein Anliegen mit wenigen Worten und fand Gehör; denn dieser versprach ihm, dem Minister seine Bitte vorzutragen, auch schon vorläufig den Befehl zur Annahme des Kindes auszufertigen. Dieß letztere würde aber erst in einigen Tagen geschehen können. Simpson freute sich zwar herzlich über die Güte des Sekretärs, aber er wünschte noch früher Hülfe zu schaffen. Glücklicherweise wurde auch dieser Wunsch des Edlen erfüllt; denn kaum hatte er des Sekretärs Zimmer verlassen, als er den Minister, Lord Sidney, auf der Treppe von ferne kommen sah. »Gnädiger Herr!« — rief er ihm entgegen, und faltete die Hände — »gnädiger Herr, nicht für mich, sondern für eine schuldlose Waise will ich eine Bitte wagen.« Anfänglich sah ihn der Lord zornig an, und wollte forteilen; aber der rührende Ton, in welchem Simpson sprach, fesselte ihn noch einen Augenblick. Kurz und mit Wärme schilderte der

Menschenfreund das Unglück der Mutter und des Kindes. Der Minister wurde tief gerührt, fertigte auf der Stelle den Befehl aus, daß das Kind zur Mutter gebracht werden solle, und lobte den Simpson wegen seiner Menschenliebe. Dadurch ermuntert, wagte dieser sogar auch eine Bitte für den getrennten Vater zu thun, die ihm auch sogleich gewährt wurde. Der Minister ertheilte den Befehl, daß dieser ohne Verzug auf das nämliche Schiff gebracht werden solle, um Mutter und Kind nach Botanybay zu begleiten, und fügte noch hinzu, daß sie beide copulirt werden sollten, wobei er die Kosten davon selbst zu bezahlen versprach. — Voll des seligsten Wonnegefühls, daß Gott sein Unternehmen so herrlich gesegnet habe, lief der Kerkermeister zu der Frau, welcher er den Säugling empfohlen hatte, bat sie, ihn noch ferner zu pflegen, bezahlte Alles mit Freuden, und eilte wie auf Flügeln nach Norwich. Sogleich überraschte er den Gefangenen mit seiner angenehmen Botschaft, nahm ihn mit nach London, um den kleinen Kostgänger daselbst abzuholen, und eilte mit Vater und Kind nach Plymouth, um selbst ein Augenzeuge dieser Anfangs so traurigen, nun in die höchste Freude verwandelten Scene zu werden. Er ward es, und schied von ihnen mit dem frohen Bewußtseyn, zwei mit der Verzweiflung ringende Menschen über alle ihre Erwartung glücklich gemacht zu haben.

480. Die unermüdliche Nächstenliebe.

Der im Jahr 1800 verstorbene Pfarrer Machtholf in dem württembergischen Dorfe Möttlingen bei Calw war ein Mann voll Liebe und Dienstfertigkeit gegen alle Menschen, und insbesondere gegen seine Gemeinde. Wo es irgend gebrach, da theilte er mit, was er entbehren konnte, sogar that er öfters noch mehr, so daß ihm am Ende des Jahres nichts übrig blieb. Er collectirte für Kirchen und Schulen, flehte für Verlassene und Hülflose, und dankte den Gebern auf das Innigste, wie für eine ihm selbst erwiesene Wohlthat. Für sich aber nahm er nichts an, selbst

keine Beförderung, und blieb auf seiner geringen Pfarrei 37 Jahre lang. Als ihm einst ein Antrag zu einer Beförderung gemacht wurde, antwortete er: „So wir Nahrung und Kleider haben, so lasset uns genügen!“ Wenn er nach der benachbarten Amtsstadt ging, so brachte er seinen Pfarrkindern ihre benöthigten Arzneien, Waaren u. s. w. mit, und zwar in der guten Absicht, damit sie nichts in ihrer Arbeit versäumten. Selbst wenn er sich zuweilen getäuscht und gemißbraucht sah, wurde er dadurch nicht mißtrauisch noch läßig zu dienen; so stark und rein war seine Liebe zu seinen Mitmenschen.

XI.

Zutraulichkeit.

Denke Keiner wider seinen Bruder etwas Arges in seinem Herzen. Zachar. 7, 10.

---

481. Der durch Vertrauen besiegte Feind.

Der griechische Kaiser Arkadius hatte die Redlichkeit und den Edelmuth des benachbarten persischen Königes Jezdegardis bei vielen Gelegenheiten kennen gelernt; dieß bewog ihn, obgleich die persischen Könige viele Jahre lang erklärte Feinde seines Hauses waren, daß er auf seinem Todbette seinen achtjährigen Kronprinzen Theodosius II. der Vormundschaft des Jezdegardis empfahl. Jezdegardis übernahm nicht nur willig die Vormundschaft, sondern hielt auch den sonst so oft unterbrochenen Frieden heilig und unverbrüchlich, und schonte der Länder seines Mündels. Warrannes, der Sohn des Jezdegardis, that nach dem Tode des Vaters einen Einfall in die griechische Provinz Mesopotamien, um die Griechen zu zwingen, das Land der Lesgier zu räumen, worüber schon längst zwischen

kam er, nur von vier seiner Leute begleitet, gleich nachher, zur Nachtzeit, vor die Festung, und verlangte eingelassen zu werden. Die aus 900 Mann bestehende Besatzung trat unter die Waffen. Der Sultan ward mit Fackeln eingeholt, und seinem Verlangen zufolge in die Festung geführt. Nun war Herr von Sosa in dem nämlichen Fall, worin sich kurze Zeit zuvor der Sultan Badur befand. Auch er bewunderte den Muth seines heimlichen Feindes. Der Sultan ward von ihm eben so wenig seiner Freiheit als seines Lebens beraubt.

484. Die unterbrochene Kapitulation.

Als die Deutschen und Engländer im spanischen Successionskriege (J. 1705) die große Stadt und Festung Barcellona in Spanien belagerten, entspann sich zwischen beiden kommandirenden Generalen, dem Prinzen von Darmstadt und dem englischen Feldmarschall Peterborough eine heftige Feindschaft. Dieß ging so weit, daß der letztere seinen Leuten befahl, sich wieder einzuschiffen. Eben war man damit beschäftigt, als dem Feldmarschall die Nachricht gebracht wurde, daß sein Nebenbuhler durch einen Schuß um's Leben gekommen sey. Sogleich änderte er seinen Entschluß, und begann nun die Belagerung der Stadt mit allem Ernst und Nachdruck. Der Vicekönig von Neapel, der in Barcellona eingeschlossen war, gab gleich der ersten Aufforderung zur Kapitulation (Uebergabe unter Bedingungen) Gehör; denn außerhalb der Stadt sah er einen mächtigen Feind, und innerhalb derselben ein aufrührerisches Volk. Er begab sich deßhalb nach dem Stadtthore, um mit Peterborough die Kapitulation persönlich abzuschließen. Noch war man damit beschäftigt, als man in der Stadt ein schreckliches Schreien und Wehklagen hörte. „Sie hintergehen uns!" — sagte der Vicekönig zu dem feindlichen General. — „Wir schließen hier zutrauensvoll eine friedliche Kapitulation ab, und Ihre Engländer sind unterdeß über die Wälle in die Stadt eingedrungen."

„Sie irren sich," — erwiederte der Lord — „das müssen die deutschen Truppen seyn, die unter dem Prinzen von Darmstadt schrecklich verwildert sind. Es ist jetzt nur Ein Mittel übrig, die Stadt zu retten. Sie müssen sogleich Engländer hineinlassen, um die Deutschen zu vertreiben, und die Ruhe und Sicherheit wieder herzustellen. Ich kehre alsdann wieder zum Thore zurück, lasse meine Leute wieder herausmarschiren, und bringe mit Ihnen die Kapitulation zu Stande." Der Lord sagte dieß in einem so edeln, würdevollen Tone, daß der Vicekönig nicht das mindeste Mißtrauen in seine Absicht setzte, und eine Abtheilung Engländer in die Stadt herein läßt. Peterborough sieht, daß die Deutschen die Straßen schon angefüllt haben, um die vornehmsten Häuser auszuplündern. Er verjagt sie binnen einer halben Stunde, und nöthigt sie, ihre Beute im Stiche zu lassen. Er begegnete auf der Straße der Herzogin von Popoli, die den Mißhandlungen der Soldaten ausgesetzt war, rettet sie aus den Händen der Wüthriche, und bringt sie selbst ihrem Gemahle zurück. Nachdem er die Ruhe wieder völlig hergestellt hatte, sammelte er seine Leute, führte sie selbst wieder zur Stadt hinaus, schloß dann die Kapitulation völlig ab, und zog am folgenden Tage, unter dem Jubel des Volkes, glorreich in die Stadt ein.

483. Der ruhige Schlaf des Christen.

Johann Eliot hatte sich im gläubigen Vertrauen auf den HErrn die schwere Aufgabe erwählt, Missionar unter den Indianern zu werden. Nachdem er viele Jahre damit zugebracht, die Schwierigkeit zu überwinden, welche die Erlernung ihrer Sprache darbot, begab er sich am 28. Oktbr. 1646 in Begleitung von drei lieben christlichen Freunden zu der nächst gelegenen Indianerhorde, welcher er hatte sagen lassen, er komme an diesem Tage, um über eine höchst wichtige Angelegenheit mit ihnen Rücksprache zu nehmen. Sie hatten nach ihrem Begriffe kaum einen

trauen in eure Arme geworfen hätte, verrathen und ausgeliefert haben?" — Alle schwiegen, und sprachen den Angeklagten ohne weitere Untersuchung frei.

487. Vorsicht mit Vertrauen ist besser als Gewalt.

Als die Zürcher Truppen von dem Feldzuge zurückkamen, den sie mit den Eidgenossen nach Rheinfelden gethan hatten, um die Beschimpfung ihrer Münze an den Konstanzer Bürgern zu rächen, wurden sie in der Stadt Winterthur freundschaftlich eingelassen und gut bewirthet. In der Nacht, da sie schon in tiefem Schlafe lagen, kam die Nachricht nach Winterthur, daß die Truppen der andern Kantone in dem Durchzuge durch Rapperswyl sich der Thore bemächtigt und die Stadt eingenommen hätten. Die Bürger von Winterthur fürchteten dasselbe Schicksal von den Zürchern; einige von ihnen, die von roher Gemüthsart waren, schrieen, man solle sie in ihren Betten überfallen; andere, von sanfterem Charakter, verabscheuten diesen Gedanken und sagten: „Der stille Schlaf der Zürcher wäre ein sicheres Zeichen, daß sie nichts Feindseliges im Sinne hätten; doch, um sich zu versichern, sollte man vor die Betten der Hauptleute gehen, und ihnen vorrücken, was in Rapperswyl vorgegangen wäre; man solle ihnen sagen, daß man sich versichert hielte, sie mißbilligten das Unternehmen gegen Rapperswyl, und sie selbst wären als Freunde in die Stadt gekommen, und würden als Freunde sie wieder verlassen; man sollte auf ihre Mienen Achtung geben, die genug verrathen würden, wie es in ihrem Herzen stünde." Diesem Rathe ward gefolgt, sie erkannten die Unschuld der Zürcher an ihren Geberden; die Hauptleute verbürgten sich für die Treue ihrer Soldaten. Am folgenden Tage nahmen die Zürcher auf eine verbindliche Weise Abschied, und erhielten gegenseitig von den winterthurnern Bürgern die herzlichsten Freundschaftsversicherungen.

488. Der entlehnte halbe Thaler.

Ein im siebenjährigen Kriege in die Gefangenschaft gerathener russischer Soldat sah sich genöthigt, Kriegsdienste unter den Preußen zu nehmen. Seine Löhnung für fünf Tage reichte, bei der damaligen Theurung der Lebensmittel, kaum länger als zwei Tage, und bei der großen Anzahl theils Kriegsgefangener theils preußischer Soldaten war nicht stets Gelegenheit, durch Arbeit Etwas zu verdienen. Einst, als er zwei Tage lang nichts gegessen hatte, ging er traurig in der Stadt, wo er in Garnison lag, umher, um zu sehen, ob sich nicht Arbeit oder ein Wohlthäter fände. Eine lange Straße läuft er durch, und betrachtet Alle, die vor den Thüren stehen, glaubt aber doch in keinem Gesichte eine andere Antwort auf seine Bitten, als: „geht weiter!" zu lesen. Erst am Ende der Straße erblickte er vor einer Thüre eine Bürgersfrau, deren Physiognomie ihre Menschenliebe anzukündigen schien. Er nähert sich ihr mit der ganzen Demuth und Schüchternheit eines bittenden Elenden. Sie, gleich auf den ersten Anblick vom Mitleiden gerührt, tritt in's Haus und winkt ihm, näher zu kommen. Da sucht er ihr durch einige gebrochene deutsche Worte, durch Zeichen und Mienen, verständlich zu machen, daß er schon zwei Tage nichts gegessen habe, daß er um einen halben Thaler bitte, daß er in einigen Tagen Arbeit hoffe, und in acht Tagen ehrlich bezahlen wolle. Sie verstand ihn; und wem, der nur verstehen will, könnte die, auch ohne alle Worte ausgedrückte Sprache des Elenden unverständlich bleiben? — Aber wie, einem ganz unbekannten Menschen, und noch dazu einem Soldaten, Geld vorschießen? Ist's wohl wahrscheinlich, daß er Wort halten werde? Und wenn er's nicht hält, wie ihn unter einigen Tausenden heraussuchen? — Freilich würden die Meisten so geschlossen, den Elenden mit einem: „Gott helfe Euch!" abgespeist, und eben dadurch ihr Unvermögen, eine edle Handlung zu vollbringen, bewiesen haben. Dem Verstande unserer Edeln ließ ihr Herz keine Zeit zu solchen

vorsichtigen Ueberlegungen. Sie fühlte blos die Wahrheit des im Gesichte und der Stellung des Bittenden so deutlich ausgedrückten Elendes. Sie fühlte sich so ganz in seine Lage hinein, und wie süß ihr da Rettung wäre. Sie wollte blos wohlthun, ohne dafür zu hoffen. Sie gab ihm von ihrem kleinen Vorrathe den verlangten halben Thaler, und sie konnte sich lange nicht von des Geretteten dankbarem Entzücken losmachen. Am achten Tage, noch Vormittags, kam er wieder, den sie beinahe schon vergessen hatte, und brachte die zwölf Groschen. Zwar, gab er zu verstehen, es hungerte ihn wieder sehr, und er habe nichts als dieß Geld; aber ein ehrlicher Mann müsse Wort halten; wollte sie ihm wieder die Hälfte noch auf acht Tage leihen, so werde er das für große Gnade halten. — Das edle Weib, zufrieden, einem so ehrlichen Armen geholfen zu haben, sagte ihm, er könne das Geld ganz behalten, sie verlange es gar nicht wieder. Lange konnte er diese ihm unmöglich scheinende Großmuth nicht begreifen. Endlich stürzte er zu ihren Füßen nieder, umfaßte und bedeckte sie mit Thränen, und suchte auf alle mögliche Art ihr seinen Dank auszudrücken.

489. Der Widersacher als Rechtsanwalt.

Auf einem Dorfe des Kantons Schwytz kam einst an einem Abend der Bauer Velten zum Bauer Kaspar, welcher auf seinem Felde arbeitete, und sagte: „Nachbar, jetzt ist die Heuernte, und du weißt, daß wir einen Streit wegen einer Wiese haben. Ich habe die Richter zusammenrufen lassen, weil wir Beide nicht gelehrt genug sind, um zu wissen, wer von uns beiden Recht hat. Komm also morgen mit mir vor Gericht!" — „Du siehst, Nachbar," — antwortete Kaspar — „daß ich die Wiese gemähet habe, und morgen muß ich, weil jetzt gutes Wetter ist, das Heu in Haufen bringen, ich kann also unmöglich mitgehen." — „Und ich kann die Richter nicht wieder gehen lassen, da sie diesen Tag gewählt haben," — erwiederte dieser — „auch kann das Heu nicht eher abgeholt werden, bis wir wissen,

wem diese Wiese gehört." — — Nach einigem Besinnen sagte Kaspar: „weißt du, wie wir es machen wollen? Gehe morgen nach Schwytz, und sage den Richtern deine und meine Gründe, so brauche ich ja nicht dabei zu seyn!" — „Wenn du das Zutrauen zu mir hast, so kannst du dich darauf verlassen, daß ich für dein Recht reden will, wie für mein eigenes." — Nach dieser Abrede ging Velten den folgenden Tag nach Schwytz, und trug seine und Kaspars Gründe vor, so gut er konnte. Am Abend kam er wieder zu Kaspar, und sagte: „die Wiese ist dein, die Richter haben sie dir zugesprochen, ich wünsche dir Glück, und bin froh, daß wir nun auf's Reine gekommen sind."

XII.

Uneigennützigkeit und Billigkeit.

Es ist dem Gerechten eine Freude zu thun, was recht ist. Sprüchw. 21, 15.

---

490. Der Unbestechliche.

Der französische Admiral Coligny (geb. 1516, gest. 1570) erwarb sich den größten Ruhm durch seine außerordentliche Uneigennützigkeit, welche er gegen die freigebigen und zugleich gefährlichen Anerbietungen der Catharina v. Medicis zeigte, die alle Mittel anwandte, ihn gänzlich auf ihre Seite zu ziehen. Unter andern drang sie eines Tages gar sehr in ihn, daß er ein großes Geschenk von ihr annehmen sollte, und er war gezwungen, ihr dieses Mal umständlicher zu sagen, daß sie durch ihre Freigebigkeit bei ihm nichts ausrichten würde, sondern daß er ohne solche jederzeit dem Könige und dem Reiche die treuesten Dienste zu leisten bereitwillig wäre. Daher auch die Königin Mutter einst sagte: daß der Admiral allein schwerer zu regieren wäre, als das ganze Reich, weil sie kein Mittel ausfindig machen könnte, um ihn an ihr Interesse zu fesseln.

491. Das gefährliche Papier.

Die Rechtschaffenheit des d'Aubigné (d'Obinjé), (gest. 1631), eines Edelmannes und Freundes Königs Heinrich IV. von Frankreich, zeigte sich bei einer sehr verführerischen Gelegenheit im vortheilhaftesten Lichte. Einst war er, als ihn die verfolgten Protestanten seines Vaterlandes nach Rochelle (Roschell), welche Stadt gerade von der Armee der Ligue (Lig) belagert war, verlangten, wegen Mangels an Gelde in der äußersten Verlegenheit. Herr v. Talcy, dem er seine Umstände vorstellte, sagte zu ihm: „Sie haben ein von dem Kanzler l'Hopital, der jetzt von Hofe entfernt, aller Welt unnütz und Ihrer Parthei untreu geworden ist, unterschriebenes, für ihn jetzt sehr gefährliches Papier in Händen. Erlauben Sie mir, ihm davon Nachricht zu geben, und ich stehe Ihnen dafür, daß Sie 2000 Thaler entweder von ihm selbst, oder von denen, die seinen Untergang suchen, dafür erhalten sollen." D'Aubigné ging sogleich, diese Schrift herbeizuholen, und — warf sie vor den Augen Talcy's in's Feuer, mit den Worten: „Ich bin arm, und könnte mich verleiten lassen, niederträchtig zu handeln. Lieber will ich die Papiere verbrennen, damit sie mich nicht verbrennen."

492. Edle Scheu vor Geschenken.

Heinrich Schickard (geb. zu Herrenberg im Würtembergischen 1558, gest. 1634) diente als herzoglich würtembergischer Baumeister drei Landesfürsten mit unermüdeter Thätigkeit, großer Geschicklichkeit und treuer Anhänglichkeit. Aeußerst gemeinnützig war sein Leben; er baute Steinkohlenminen auf den Kriegsbergen bei Stuttgart, und ließ bei Sindelfingen und Schopfloch auf der Alb nach Torf graben. Nebendem wurden ihm von der Regierung wichtige Ländervermessungs- und Theilungsgeschäfte übertragen, da er von seinen Landesfürsten, welche in ihm einen sehr brauchbaren und patriotischen Mann erkannt hatten, geachtet, und sein Rath auch in andern Sachen

oft befolgt wurde. Besonders ausgezeichnet war seine Unbestechlichkeit und Uneigennützigkeit, eine damals seltene Tugend. — Unserm Schickard wurde die Ausführung so mancher Bauentwürfe anvertraut. Ihm wurde die Sorge für Herbeischaffung der Materialien und Anstellung der Arbeiter überlassen. Er war es, an den sich die Handwerksleute zu wenden hatten, wenn sie ein Stück Geld bei dem Bauwesen verdienen und etwa einen vortheilhaften Akkord erhalten wollten. Tausend Andere hätten diese Lage sich zu Nutzen gemacht, aber Schickard blieb unbestechlich. »Ich mag mit Gott bezeugen« — sagt er in dem von ihm hinterlassenen Inventarium — »daß ich von allen denjenigen, damit ich von der Herrschaft wegen zu thun gehabt oder denen ich desto besseres Verding hätte geben können, kein Geschenk angenommen oder mich schmieren (bestechen) lassen; deß werden mir Alle, die ich von der Herrschaft wegen gebraucht habe, Zeugniß geben.« Diese seltene Uneigennützigkeit eines Dieners schätzte und belohnte Herzog Friedrich. Schickard erzählt uns hievon eine Anekdote, die dem Fürsten und Diener gleich große Ehre macht:

Herzog Friedrich I. kam nämlich 1601 nach Mömpelgard (damals zu Württemberg gehörig), und sah mit Erstaunen die außerordentlichen Fortschritte, welche die Ausführung seiner Bauentwürfe in kurzer Zeit und ohne sonderlichen Aufwand gemacht hatte. Er fragte Schickard: wie er es doch mit den Handwerksleuten mache? so lange er, der Herzog selbst, da gewesen, habe er die Arbeiter zu keinem solchen Fleiß bringen können. — Er sey selbst den ganzen Tag zugegen, war Schickards Antwort, ordne Alles an, und arbeite mit. — »Für diesen Unterricht werden die Leute sich auch dankbar bezeigen« — erwiederte der Fürst. — »Ja! gnädiger Herr und Fürst,« — sagte der ehrliche Mann — »sie erzeigen sich dankbar; unlängst brachte mir Einer einen schönen silbernen Becher, und Andere brachten mir Geld und Geldeswerth. Ich bezeuge aber mit Gott, daß, so lange ich württembergischer Diener

bin, ich von allen denen, da ich von der Herrschaft wegen mit zu thun gehabt, weiter Verehrung nicht angenommen, denn etwa meinen Kindern einen Hut voll Aepfel, Birnen oder Nüsse oder dergleichen gar schlechte Dinge, die ich nicht abschlagen dürfen, auf daß sie nicht denken, es sey mir zu gering: das gedenke ich auch mit Gottes Hilfe mein Lebtag zu erhalten.« — Am folgenden Tage gab der Fürst seinem Baumeister einen großen silbernen Pokal und 60 Dukaten zum Geschenk mit dem Beisatze: Weil er von den Handwerksleuten nichts nehmen wolle, so wolle Ihro fürstliche Gnaden sich von Ihretwegen dankbar erzeigen.

493. Was kann ich verantworten vor meinem Herrn?

Der berühmte holländische Admiral Ruyter (geb. 1607, gest. 1676) war, ehe er in die Dienste der holländischen Regierung trat, eine Zeit lang Schiffer in den Diensten eines Kaufmanns. Einmal hatte er den Auftrag, ihm eine Ladung Tuch und andere Waaren auf dem Markte zu Salee im Königreich Marokko zu verkaufen. Er legte hier seine Waaren, wie andere Handelsleute öffentlich aus, und der Absatz gieng ganz nach Wunsch, bis ihm ein sehr bedenkliches Abenteuer zustieß. Unter andern Käufern fand sich nämlich auch der Sand (das Oberhaupt der Stadt) ein, und besah seine Waaren. Da gefiel ihm ganz vorzüglich ein Stück schönes kastanienbraunes Tuch. Er lobte es und fragte nach dem Preis. Ruyter forderte 80 Thaler. Der Sand bot 30 und verlangte mit Heftigkeit, und indem er sich auf seine Würde berief, das Tuch um diesen Preis. Ruyter aber beharrt bei dieser geforderten Summe, schlägt die 30 Thaler aus, bietet dagegen das Tuch dem Sand zum Geschenk an. Darüber äußerte der Sand seine Verwunderung, worauf Ruyter ihm erklärte, das Wegschenken der Waare könne er im Nothfalle verantworten, wollte er aber unter dem Preis verkaufen, so würde dadurch der ganze Markt verdorben. Der Sand, zu stolz um das Geschenk anzunehmen, bot nun noch einmal dieselbe Summe

und drohte mit furchtbarer Rache, wenn Ruyter ihm nicht willfahre, und schon wollte er Hand an ihn legen, als der Bruder des Sands sich in's Mittel legte und diesen bewog, dem muthigen Kaufmann eine kleine Bedenkzeit zu lassen. Während sich nun der Sand entfernte, suchte sein Bruder durch gute Worte Ruyter zu gewinnen — aber vergeblich. Der Sand kommt zurück und fragt noch einmal mit drohender Heftigkeit. Ruyter bietet ihm mit Ruhe das Tuch entweder als Geschenk oder zu dem festgesetzten Preise an. Jetzt konnte der Sand die Bewunderung, die er solchem Muth und solcher strengen Gewissenheit schon längst in seinem Innern zollte, nicht mehr zurückhalten — er legte die Hand auf Ruyters Brust, und hieß denselben ihm das Gleiche thun zum Zeichen ihres Freundschaftbundes; er versicherte ihn seines Schutzes und gab ihm die geforderte Summe um das Tuch. — Von jetzt an hatte er immer guten Markt, und die Mauren hegten solches Zutrauen zu ihm, daß sie mit dem Einkauf auf ihn warteten und ihm seine Ladungen schnell abnahmen.

494. So müßte ich meinen Mann nicht geliebt haben!

Henriette Gotthard, geborne Mohr, Wittwe des zu Bacharach am Rheine vor mehreren Jahren verstorbenen Commerzienrathes Anton Gotthard, gab ein vortreffliches Beispiel der Redlichkeit. Ihr Mann hatte einige Schulden hinterlassen, die das Gerücht bei seinem Tode sehr vergrößerte. Es kamen daher gleich nach seinem Absterben verschiedene Advokaten zu der Wittwe, und riethen ihr, sie sollte, um aus aller Verlegenheit zu kommen, ihr eingebrachtes Vermögen ansprechen, das sie mit allem Recht thun könnte; auch erboten sie sich, ungeachtet ihres sehr ansehnlichen eingebrachten Vermögens, es dahin zu bringen, daß sie außer einem einzigen Schuldposten, den sie als Ehefrau gerichtlich mit unterschrieben hatte, weiter keinen Heller zu bezahlen angehalten werden solle. „So müßte ich meinen Mann nicht geliebt haben," — sagte die

rechtschaffene Frau — „wenn ich dieß zugeben würde; und so müßte ich keine Christin seyn, wenn ich, gesetzt auch, daß es nach den Rechten erlaubt und wohl gar gebräuchlich wäre, einen Heller unter meinem Vermögen duldete, an dem eine Thräne klebte. Und sollte auch hierdurch mein ganzes Vermögen darauf gehen, so will ich doch die sämmtlichen Schulden, Capital und Zinsen, bis auf den letzten Heller bezahlen.“ — Und das that sie auch wirklich.

495. Das eigene Gerstenfeld.

Im siebenjährigen Kriege ward der Rittmeister von Steinville (Steinwill) ausgeschickt, um Fourage (Furasche) für seine Pferde zu suchen. Er begab sich an der Spitze seiner Eskadron nach der ihm angewiesenen Gegend, einem einsamen Thale, wo man nichts als Buschwerk erblickte. Er war indeß einer armseligen Hütte ansichtig, und als er anpochte, trat ein Wiedertäufer mit einem eisgrauen Kopfe heraus. „Vater!“ — redete ihn der Offizier an, — „zeiget mir ein Feld, wo meine Leute Futter holen können.“ „Sogleich,“ — erwiederte der Alte, — bot sich ihnen selbst zum Wegweiser an, und führte die Schwadron das Thal hinab. Nachdem sie etwa eine Viertelstunde weit gekommen waren, trafen sie ein schönes Gerstenfeld an. — „Hier ist das, was wir suchen,“ — rief der Rittmeister. — „Noch einen Augenblick Geduld!“ — sagte der Greis, — „und Sie sollen befriedigt werden.“ — Sie marschirten also weiter und langten nach einer Viertelmeile Wegs bei einem andern Gerstenfelde an. Die Reiter stiegen von den Pferden, mäheten das Feld ab, banden die Gerste auf die Pferde, saßen wieder auf, und ritten davon. Darauf sagte der Rittmeister zu seinem Führer: „Guter Vater, Ihr habt uns unnöthiger Weise weiter marschiren lassen, das erste Feld war besser als dieses!“ — „Das kann wohl seyn!“ — versetzte der Alte, — „aber es gehörte nicht mir.“

496. Ein ehrlicher Mann ist die sicherste Handschrift.

Im siebenjährigen Kriege lag ein preußischer Husar bei dem armen Schullehrer Ehnlich im Quartier. Weil der Husar sah, daß dieser ein ehrlicher Mann war, so sagte er bei seinem Abschied: „Lieber Freund! ich kann noch in hundert Quartiere kommen, ehe ich wieder einen so rechtschaffenen Wirth finde. Hier haben Sie mein ganzes Vermögen, das ich mit meinem Blute erkauft habe (er gab ihm einen Beutel mit 150 Dukaten in die Hände), heben Sie es mir auf! Ueberlebe ich den Krieg, so empfange ich es mit Dank zurück aus Ihren Händen. Sterbe ich, so habe ich einen armen Bruder in Brieg, diesem können Sie es zukommen lassen.“ — „Verlangen Sie keine Handschrift?“ — fragte der Schullehrer. — „Nichts, nichts von Handschrift! Ein ehrlicher Mann ist die sicherste Handschrift. Leben Sie wohl!“ — und hiemit ritt der Husar fort. Nach einem halben Jahre bekam der Schullehrer die Nachricht, daß derselbe in einem Scharmützel wäre erschossen worden. Er schrieb an das Regiment und erhielt die schriftliche Versicherung, daß der Husar todt sey. Damals lagen eben des Schullehrers Kinder an den Blattern krank, und sehnten sich nach einer Erquickung, er konnte sie ihnen aber nicht geben. „Liebe Kinder!“ — sagte er — „ich habe keinen Pfennig mehr, den ich zu eurer Erquickung anwenden kann.“ — „Lieber Mann!“ — sagte seine Frau — „du hast ja die 150 Dukaten von dem preußischen Husaren, die könntest du ja angreifen. Es weiß ja Niemand Etwas davon, da du keine Handschrift ausgestellt hast.“ — „Schweig!“ — sprach er — „ich bin nun so alt geworden, und habe Niemanden Unrecht gethan, so will ich auch nun nicht erst anfangen.“ — Sie fiel ihm um den Hals und weinte. „Mann! lieber Mann!“ — sagte sie — „hast du ein Herz von Stein? willst du dich deiner Kinder nicht erbarmen?“ „Gott ist ihr Vater,“ — antwortete er — „der kann sie retten. Wenn ich sie durch Sünde retten wollte, so würde ich ihren

Vater beleidigen.« Und, ohne ein Wort weiter zu reden, riß er sich aus ihren Armen, eilte auf seine Stube, schrieb an des Husaren Bruder, und überschickte ihm die 150 Dukaten. Diesem kam das Geld eben recht. Er hatte einen Sohn, der auf die Universität gehen wollte, und diesem gab er es nach und nach zu seinem Unterhalt. Unterdessen that Ehnlich Alles, was möglich war, um seine Kinder gut zu erziehen. Er kleidete sich gering und lebte höchst einfach, und Alles, was er von seiner Einnahme erübrigen konnte, wendete er an seine Kinder. Nun starb der gute Mann, und hinterließ nichts als einige Bücher und sechs Kinder. »Lieber Gott!« — sagte seine Schwester, als er sterben wollte — »was will aus diesem armen Haufen werden?« Das hörte er, richtete sich auf, lächelte und sprach: »das laß dich nicht kümmern, liebe Schwester! Ich hinterlasse ihnen ein großes Gut — ich hinterlasse ihnen — meinen Segen!« — und da starb er. Und diese Kinder wurden auch alle gut versorgt, vorzüglich die älteste Tochter. Sie zog nach ihres Vaters Tode zu einer Pathin. Da sie niemals weichlich erzogen war, noch zum Putz gewöhnt worden, so brauchte sie sehr wenig zu ihrem Auskommen, und dieses erwarb sie reichlich mit ihrer Näh- und Strickarbeit. Sie war dabei immer gesund und munter, und ihr Schmuck war Reinlichkeit. Wenn sie neben dem Fräulein von Tr. stand, das zum Wenigsten 12,000 Thlr. im Vermögen hatte, so schien sie immer schöner, obgleich ihr Anzug weit wohlfeiler war. Wer sie sah, sprach: »des Vaters Segen ruhet auf ihr.« Nachdem sie drei Jahre als eine verlassene Waise gelebt hatte, wurde der Professor M. in die Stadt, wo sie wohnte, berufen, und bekam eine jährliche Einnahme von 1000 Thalern. Verschiedene Vorschläge zu einer Heirath wurden ihm gethan, die er aber alle ausschlug. Unterdessen hatte dieses Mädchen auch Anträge von etlichen jungen Männern erhalten, die sie zur Frau begehrten. Es waren aber lauter leichtsinnige Leute. Da sie nun ein sehr tugendhaftes Frauenzimmer

war, so konnte sie sich nicht entschließen, mit einem von diesen Männern auf Lebenslang die genaueste Verbindung zu schließen. So bewahrte sie die Tugend, die sie ihr guter Vater gelehrt hatte, vor einem bösen Manne. Endlich bemerkte sie der Professor M., der unweit ihrem Hause wohnte, und der wirklich des armen Mannes Sohn war, an den ihr Vater die 150 Dukaten überschickt hatte. Ihre Eingezogenheit, Sittsamkeit und Fleiß gefielen ihm sehr. Er wünschte im Stillen, sie zu seiner Gattin zu haben. Als er sich aber näher erkundigte und erfuhr, daß sie die Tochter des rechtschaffenen Schullehrers sey, der durch seine Ehrlichkeit den Grund zu seinem Glück hatte, so war er vor Freuden außer sich. Eines so rechtschaffenen Mannes Tochter, — dachte er — muß die beste Frau werden. Er bat um ihre Liebe, erhielt sie, und machte sie zu einer glücklichen Frau.

497. Der arme Vikar.

In einem Städtchen der englischen Grafschaft Rochester starb ein reicher Geistlicher, der eine sehr einträgliche Pfarre gehabt hatte. Sogleich meldete sich eine Menge Bewerber bei dem Minister um dieselbe; sie versuchten alle nur ersinnlichen Mittel und Wege, um diese reiche Beute zu erhaschen. Ein armer Vikar, der auf gewisse Weise umsonst, und, wie man zu sagen pflegt, um Gotteswillen für den Verstorbenen, der schändlich geizig war, die gottesdienstlichen Verrichtungen im Kirchspiele versehen hatte, war zu schüchtern, sich um die Pfarre zu melden; er war auch in der That so arm, daß er nicht einmal eine anständige Kleidung gehabt hätte, um sich darin zu zeigen. Als der Hausrath des Verstorbenen verkauft wurde, erstand der Vikar um drei Schillinge (etwa 24 Batzen) einen alten großen hölzernen Kasten, den er nothwendig zu gebrauchen glaubte. Der Kasten schien ihm seiner Größe nach inwendig sehr geräumig seyn zu müssen; indeß fand er das Gegentheil, und vermuthete also einen doppelten Boden; nach

vielem Besehen, Messen und Umkehren entdeckte er einen verborgenen Schieber; er öffnete ihn, und siehe da, das heimliche Kästchen enthielt fünfhundert Guineen (gegen 6000 Gulden). Welch' ein Anblick für einen Mann, der mit seiner zahlreichen, zärtlich geliebten Familie buchstäblich im Elende schmachtete! Wie leicht wäre es ihm geworden, sich diese Summe insgeheim zuzueignen, ohne daß irgend Einer das Recht hatte, sie zurückzufordern! In demselben Augenblick kamen seine beiden jüngsten Kinder, und baten ihn im dringenden Tone der bittenden Unschuld um ein Frühstück; der Vikar umarmte sie, seufzte betrübt, hob die Augen gen Himmel; dann nahm er hurtig die Rollen mit den Guineen, lief in's Pfarrhaus, übergab sie den Erben des verstorbenen Predigers, und erzählte ihnen den Vorfall, wie sie an ihn gekommen wären, nach allen Umständen. Diese begnügten sich bloß mit einem kalten Lobe seines Verfahrens, ob sie schon seine bittere Armuth kannten; sie dankten ihm, und er gieng, beruhigt darüber, daß er seine Pflicht erfüllt, von ihnen weg. Einer seiner Nachbarn erfuhr diesen Zug von Ehrlichkeit, und lief hurtig zum Vikar. — „Seyd Ihr denn etwa nicht gescheut, Freund! Wie? der Himmel zeigt Euch ein Mittel, Euch und die Eurigen aus aller Noth zu retten, und Ihr benützet es nicht! seyd Ihr nicht Gatte und Vater?" Der Vater erwiederte hierauf: „Ich bin ein Mensch, und kenne meine Pflichten. Dieß Geld aber gehört den Erben, das ist ausgemacht. Glaubt mir, ich fühle die Noth der Meinigen tief in der Seele. Aber, was hälfe Gottesfurcht, wenn sie bei solchen Anlässen nicht jede andere Empfindung zu überstimmen vermöchte?" — „Hungers sterben," — antwortete der Nachbar, „ist doch aber auch zu arg! — Ich bewundere Eure Ehrlichkeit; aber bei meiner Seele, an Eurer Stelle, ich weiß nicht, ob ich das gethan hätte." Der Vikar setzte seinem Freunde mit vieler Sanftmuth die Pflichten, die man in dergleichen Fällen auszuüben hat, auseinander, und dieser gieng voll Bewunderung, und überzeugt, daß man so handeln müsse, von

ihm. Eines Tages erhielt der Vikar eine Botschaft von dem Minister, sich vor ihm zu stellen. Der arme Mann erschrack; „der Minister," — rief er — „was soll ich mit dem zu thun haben!" Der Abstand zwischen ihm und dem Lord schien ihm so unermeßlich, daß er mit Angst an die Aufwartung dachte. Indeß gehorchte er; der Minister empfing ihn gerade in einer großen und glänzenden Versammlung: „Also sind Sie es, mein Herr, der die 500 Guineen gefunden, und statt sie zu behalten, sie den Erben wieder gegeben hat? Man führe den Herrn zu seiner Bestimmung!" Der Geistliche war aus aller Fassung gebracht, und wußte nicht, was er zu antworten hatte; stillschweigend folgte er denjenigen, die ihn in eine Kutsche geleiteten, und gerade nach seinem Kirchspiele fuhren. Hunderterlei von Vorstellungen kreuzten sich in seinem Kopfe. Als sie angekommen waren, stiegen sie im Pfarrhofe ab. „Meine Herren, dieß ist nicht meine Wohnung," — sagte er. — „Jetzt ist sie die Ihrige," — antwortete der Führer; — „Mylord setzt Sie hier zum Pfarrer ein, er verlangt von Ihnen nichts, als daß Sie Ihre edeln Gesinnungen beibehalten mögen, und er wird sich stets eine Ehre daraus machen, Sie seinen Freund zu nennen; dieß sind Mylords eigene Worte." — Das freudige Erstaunen des Vikars zu schildern, würde vergeblich seyn, er traute seinen Sinnen kaum; indeß hielt er die Ausfertigung in Händen. Sobald er konnte, begab er sich mit seiner Frau, seinen Kindern und seinem alten Vater, den er bisher von seiner Armuth erhalten hatte, auf den Weg nach London; er warf sich mit Thränen dem Minister zu Füßen, — „Mylord! gütiger Mylord! Sie sehen Ihr Werk; uns Alle haben Sie dem Elende entrissen; genießen Sie unsere Erkenntlichkeit!" Der Lord hob ihn auf, und umarmte ihn wie seinen Bruder. „Mein Freund, ich muß Ihnen danken; ich habe mich an Ihrer edeln Handlung recht erquickt! ich wünschte etwas Aehnliches, um Sie zu belohnen, thun zu können. Meine Herren, — indem er sich zu den Umstehenden wandte; — so bittet man, und

so erhält man von mir; — doch, eben fällt mir noch ein, mein lieber Pfarrer! die Erben, denen Sie das Geld zurückgaben, haben sich an mich gewendet, um Sie zu ersuchen, dasselbe als einen kleinen Beweis ihrer Hochachtung anzunehmen." Jetzt brachte auch Jemand das Geld, und überreichte es dem neuen Pfarrer; dieser hatte keine Worte mehr zu danken. Die ganze Versammlung war über diesen Auftrittt äußerst bewegt, und fühlte die Stärke der Rechtschaffenheit. Von dem Minister gieng der Pfarrer gerade zu den Erben, und fing schon an, sie mit Danksagungen zu überschütten, als sie ihm offenherzig gestanden, daß sie ihnen gar nicht zukämen, weil sie an der Handlung keinen Theil hätten. Nun merkte er wohl, daß dieß noch eine weitere Wohlthat des Ministers war.

498. Der versiegelte Beutel.

In der kleinen russischen Kreisstadt Oranienbaum lebte eine aus dem Holsteinischen gebürtige Frau von 90 Jahren. Ein kleines Häuschen war ihr ganzes Eigenthum, und von der Einkehr solcher Schiffsleute, die auf dem festen Lande günstigen Wind abwarteten, hing ihr ganzer Erwerb ab. Einstmals, da mehrere holländische Schiffer bei ihr zu Abend gegessen hatten, findet sie bei'm Aufräumen einen versiegelten Beutel mit Geld unter dem Tische. Ihre Bestürzung über diesen unerwarteten Fund war begreiflich sehr groß; und sie kam gleich auf den Gedanken, daß einer aus der so eben abgereisten Gesellschaft den Beutel vergessen haben müßte. Da aber die Schiffer bereits bei günstigem Winde in die See gestochen hatten, so war an eine baldige Rückkehr der Gäste nicht zu denken. Die gute Frau legt den Beutel in ihren Schrank, mit dem festen Vorsatze, ihn so lange ruhen zu lassen, bis sich sein Besitzer melden würde. Doch dieser meldete sich nicht. Sieben Jahre hindurch bewahrte sie auf's Sorgfältigste dieses fremde Gut, ohne sich bei oftmaligen Versuchungen, oder vom Mangel

gedrückt, verleiten zu lassen, dieses Geld anzugreifen. Ihre Ehrlichkeit siegte über jeden Reiz der Versuchung. Nach Verfluß von sieben Jahren bewirthete sie abermals einige Schiffer. Drei unter ihnen waren Engländer, der vierte ein Holländer. Unter andern Gesprächen fragten jene diesen, ob er schon einmal in Oranienbaum gewesen sey? „Was sollt' ich nicht!" — ist die Antwort. — „Ich kenne das garstige Nest nur zu gut, es hat mich siebenhundert Rubel gekostet." — „Wie das?" — „Ja ich habe in der Trunkenheit einmal in einer hiesigen Schenke einen Beutel mit Silbermünze liegen lassen!" — „War der Beutel versiegelt?" — fragte die Wirthin, die in einer Ecke der Stube saß, und durch diese Erzählung aufmerksam gemacht wurde. — „Ja wohl! da trage ich das Pettschaft noch bei mir, womit er versiegelt war!" — Die Frau erkannte das nämliche Siegel. — „Nun," — sagte sie — „so kann sich wohl noch einmal wiederfinden, was Er verloren hat." — „Ja, wiederfinden, Mutter! da müßt' ich nicht so alt geworden seyn, wenn ich das hoffen könnte. Nein, so ehrlich ist die Welt nicht mehr! Bedenkt einmal, sieben Jahre sind vorbei! — Wollt' ich doch, daß der Beutel, weiß nicht wo wäre; dieser Vorfall hat mir ganz meinen Humor verdorben. Noch ein Glas Punsch, Mutter!" Während die vier Schiffer beschäftigt waren, das Andenken an diesen verdrießlichen Vorfall im Punsch zu ertränken, hatte sich das Mütterchen hinausgeschlichen, und kam jetzt mit ihrem Beutel mühsam herbeigelaufen. — „Sieht Er, daß die Ehrlichkeit nicht so rar ist, als Er glaubt," — sagte sie, und setzte den Beutel auf den Tisch.

499. Ein gutes Gewissen ist besser, als 2000 Thaler.

Vor einigen Jahren starb zu Stralsund, der Hauptstadt des schwedischen Pommerns, ein königlicher Rechnungsbeamter, und nach seinem Absterben fand man auf seiner Stubenthür verschiedene Geldsummen angezeichnet, die er einigen Freunden geliehen hatte, aber vermuthlich durch

den Tod übereilt worden war, sie in seine Rechnungsbücher einzutragen. Darunter befand sich auch ein Posten von zweitausend Thalern, der mit einem bloßen S. bemerkt war. Niemand konnte den wahren Namen des Empfängers mit Gewißheit bestimmen, und diese Summe ward für verloren geachtet. Da kam ein dasiger Bürger, Namens Schrembke, ohne gerufen zu seyn, und zeigte an, daß er der Schuldner sey und die gedachte Summe richtig abtragen wollte. Für viele Andere wären die Umstände und die Lage des braven Bürgers eine fast unüberwindliche Versuchung gewesen, mit diesem Geständniß nicht hervorzutreten, denn durch Abtragung jener Schuld sah er sich gezwungen, sein Gewerbe aufzugeben, und bei seinen hohen Jahren lief er Gefahr, in einem kraftlosen Greisenalter noch mit dem Mangel zu kämpfen. Von der andern Seite aber war er vollkommen sicher, daß kein Gericht ihn zur Bezahlung anhalten konnte, wenn man auch auf ihn gerathen hätte, weil es an allen gültigen Beweisen fehlte. Allein Schrembke scheute Mangel und Elend weniger, als ein unruhiges Gewissen — oder vielmehr das Bewußtseyn, ehrlich und brav gehandelt zu haben, war ihm lieber als zweitausend Thaler. Er gab also sein Gewerbe auf, um die Schuld abtragen zu können, und lebte in seinem hohen Alter größtentheils von der Unterstützung seiner Mitbürger, die seine That mit Hochachtung gegen ihn erfüllte. Er war übrigens so wenig stolz auf seine Rechtschaffenheit, daß, als der dasige Generalstatthalter, der Fürst von Hessenstein ihm durch den Commandanten der Stadt seinen Beifall bekannt machen ließ, er zur Antwort gab: „Deßwegen verdiene ich noch kein Lob, daß ich kein Betrüger bin.“

500. Ich behalte nicht mehr als meine Auslage.

Vor wenig Jahren kaufte Madame Geoffrin zu Paris von dem königlichen Hofmaler Vanlo zwei schöne Gemälde, wovon das eine ein spanisches Concert, und das andere ein spanisches Gesellschaftsstück vorstellte. Beide

Stücke hatte sie für 4000 Livres erstanden, und sie waren nach dem Urtheil der Kenner sehr wohlfeil gekauft. Die Kaiserin von Rußland ließ ihr für beide Stücke 34000 Livres bieten, und Madame Geoffrin nahm das Gebot an. Sobald sie aber das Geld erhalten hatte, schickte sie der Wittwe Vanlo, die von ihrem Manne nicht in den besten Glücksumständen verlassen worden war, 30,000 Livres mit einem verbindlichen Schreiben, darin sie ihr meldete, daß sie ihr die Summe für zwei Gemälde ihres verstorbenen Gemahls übermache, und mehr nicht, als ihre Auslage zurückbehalten habe.

501. Ehrlichkeit verlangt keinen Lohn.

Anna Louise Pramier, eine arme Näherin zu Beaucaire, saß vor ihrem Hause und nähte; da kam ein Krämer von der Messe, und bot ihr Schnupftücher zum Kaufe an, allein sie hatte kein Geld und konnte nichts kaufen. Er gieng daher wieder, ließ aber aus Versehen ein zusammengeknüpftes Sacktuch liegen. Anna bemerkte dasselbe erst, als er schon aus ihren Augen war, blieb aber absichtlich sitzen, als sie merkte, wie schwer das Tuch war, weil sie es nur schwer hätte fortbringen können, auch der Krämer ohne Zweifel zurückkehren würde. Nach einigen Stunden sah sie den Krämer voll Verzweiflung die Straße herabkommen; sogleich rief sie ihm, und stellte ihm sein Sacktuch zurück, in welchem sich 200 Franken befanden. Vergebens bemühte sich der Krämer, sie zur Annahme irgend einer Belohnung zu bewegen.

502. Der aufgenommene Findling.

Im Sommer 1784 fuhr der Knecht eines reichen Pächters mit leerem Wagen von Paris nach Hause zurück. Am Thore der Stadt wartete ein ziemlich wohlgekleideter Mann auf ihn, der ihn bat, ein Kästchen an seinen Herrn mitzunehmen, das er jedoch ganz langsam fahren müsse, weil zerbrechliche Waare darin befindlich sey. Der

Knecht nahm es mit, und übergab es bei seiner Ankunft seinem Herrn. Der Pächter, begierig zu wissen, was in demselben enthalten sey, öffnete es ohne Verzug. Aber, wie erschrack er, als er in demselben ein schlafendes Kind erblickte! — „Ich sollte noch fremde, uneheliche Kinder ernähren? Nein! Martin, tragt Ihr es wieder hin, wo man es Euch gab, ich nehme es nicht!" so sprach der Pächter voll Unwillens, daß Martin (so hieß der Knecht) wegen des Kästchens so langsam gefahren war. — „Nun" — sprach Martin — „so nehme ich es an; das unschuldige Kind darf man doch nicht umkommen lassen; wer weiß, was aus dem Bürschchen noch werden kann! und werde ich auch nicht dafür belohnt, was schadet's! Wo meine vier Kinder essen, da mag das fünfte auch noch dabei seyn." — Mit diesen Worten trug er das Kästchen ohne Widerwillen zu seiner Frau, und gab ihr auf, daß sie des Kindes pflegen solle. — „Ich will's gerne thun; aber wenn es nun nicht zureicht?" fragte die Frau. — „Gott wird schon helfen" — sagte der Mann — „ich muß künftig mehr arbeiten: laß es nur gut seyn;" und damit gieng er wieder an seine Arbeit. Als er Abends nach Hause kam, und es eben an Holz fehlte, um Suppe kochen zu können, kam er auf den Gedanken, das Kästchen zu zerschlagen, das ihm weiter zu nichts nützlich zu seyn schien, packte hierauf die Betten und das Stroh aus, und warf es auf den Boden hin. — „Halt, Frau, das klingt ja wie Geld!" — Sie suchten und fanden ein Papier mit fünfzig Stück Louisd'or. „Ei" — sagte der Knecht, nun können wir das Kind wohl nicht behalten, da so vieles Geld dabei ist. — Geschriebenes konnte weder er noch die Frau lesen, und gleichwohl war er begierig zu wissen, was auf dem Papier stehe. „Geh' zum Pfarrer" — sagte die Frau — „er ist ja ein so guter Mann, der wird dir sagen, was darauf stehet." Martin gieng hin, und staunte, als er den Pfarrer lesen hörte: „Die Eltern dieses Knaben bitten den Pächter, daß er für die Erziehung desselben alle

mögliche Sorgfalt trage; sie dürfen zwar, durch Umstände gedrungen, sich jetzt nicht als die Eltern des Kindes bekannt machen: dessen ungeachtet wollen sie keine Kosten scheuen, damit demselben nichts abgehe, sie legen hier fünfzig Louisd'or bei, und versprechen heilig und theuer, daß alljährlich eben so viele überschickt werden sollen. Sie setzen in die Rechtschaffenheit des Pächters kein Mißtrauen." — Als der Pächter die Sache erfuhr, forderte er das Kind mit dem Gelde von seinem Knechte zurück. Martin aber, auf Belehrung des Pfarrers, verweigerte die Zurückgabe, und die Sache kam endlich vor das Parlament, von welchem der Pächter des Zutrauens für unwürdig erklärt wurde, das die Eltern des Kindes in ihn gesetzt hatten.

503. Der ehrliche Gantmann.

William Hall, ein Metzger zu London, ließ 1784 in die Zeitungen setzen: „Vor 20 Jahren kam ich durch Unglücksfälle in den Gant, und konnte meinen Gläubigern nur 30 Procente zahlen. Seitdem hat mich aber Gott so gesegnet, daß ich jetzt meine alten Schulden befriedigen werde. Deßhalb lade ich alle meine Gläubiger auf den 1. Juli zu einer Mahlzeit in den Gasthof zum goldenen Löwen ein, um ihnen hier das zu vergüten, wozu mich zwar nicht die Gesetze, aber mein Gefühl für Recht und Billigkeit verpflichtet." — Er bezahlte wirklich seine alten Gläubiger.

504. Der vernichtete Kaufbrief.

Acht Tage vor dem großen Brande zu Port au Prince (Port oh Prainß') auf der Insel St. Domingo im J. 1784 hatte der Bankier Roberjol de Lastigne (Roberschol de Lastinj') daselbst seinem Freunde Giraud (Schiro) ein Waarenmagazin für 180,000 Livres (Liwer, gegen 84,000 Gulden) verkauft. Die Bedingungen dabei waren, daß 60,000 Livres sogleich baar und die übrigen 120,000 erst nach Verfluß von drei Jahren bezahlt wer-

den sollten. Hr. Giraud hatte bereits die 60,000 Livres ausbezahlt. Der Kauf ward wirklich nach allen Formen geschlossen. In der unglücklichen Nacht waren beide, der Käufer und Verkäufer, beisammen, und Zeugen der fürchterlichen Feuersbrunst. Da der erste bemerkte, mit welcher Wuth die Flammen um sich griffen, wird er äußerst niedergeschlagen, und klagte, daß dieses Unglück ihn zu Grunde richten werde. „Trösten Sie sich, mein Freund," — sagte hierauf Roberjol — „als ich Ihnen mein Magazin verkaufte, stand es Ihnen frei, die Bedingungen zu machen, und Sie glaubten einen vortheilhaften Handel zu schließen. Keiner von uns war im Stande, das gegenwärtige Unglück vorauszusehen; ich würde mich indessen nie zufrieden geben können, auch nur entfernterweise den Vermögens-Untergang eines Vaters von vielen Kindern und meines Freundes veranlaßt zu haben. Wird das Magazin erhalten, so gilt der Kauf, und ist dann um so vortheilhafter für Sie; brennt es aber ab, so ist der Verlust mein." — Bald nachher ward dasselbe von den Flammen ergriffen und von Grunde aus verzehrt. Den andern Morgen um 7 Uhr sandte Roberjol seinem Freunde die 60,000 Livres zurück nebst dem vernichteten Kaufbriefe.

505. Je mehr Liebe, desto weniger Eigennutz.

Rühr, ein rechtschaffener Landmann im Mistel-Gau bei Kulmbach im Baireuthischen, bewies, daß er die große Ermahnung JEsu: „Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch!" nicht bloß im Kopfe, sondern auch im Herzen habe. Als im Frühjahre 1785, wo das Heu in sehr hohem Preise stand, einige Männer aus Kulmbach diesem braven Bauer für den Centner zwei Gulden boten, und ihm das Geld schon baar auf den Tisch legen wollten, da schlug dieser Mann den angebotenen Vortheil mit edlem Herzen aus, und gab im Gegentheil das, was er an Heu entbehren konnte, seinen Mitbauern und Nachbarn, die daran Mangel hatten, für Einen Gulden.

506. Das heimbezahlte Almosen.

Ein alter, schwacher Silberarbeiter in Wien war ganz verarmt, und erhielt aus dem Armeninstitute eine Armen-Portion, damit er nicht der Noth, Hunger zu leiden, ausgesetzt wäre. Im Jahr 1785 wurde ihm unvermuthet ein Schuldposten heimbezahlt, den er schon längst für verloren gehalten hatte. Sogleich gieng er zum Amtsvorsteher und sagte: „Ich kann für die Zukunft kein Almosen mehr annehmen. Gott half mir zur Erlangung einer Schuld, die ich für verloren gehalten hatte, und die mich nun in den Stand setzt, als ein ehrlicher und genügsamer Mann meine übrigen wenigen Lebenstage ohne Sorgen zuzubringen. Ich habe nun schon Unterhalt genug aus der Armenkasse erhalten, und wünsche, daß ein Armer künftig diese Wohlthat genieße. Ich bitte Sie daher, mein Herr, nehmen Sie dieß (hier überreichte er dem Vorsteher einen Beutel mit Geld) zur Unterstützung eines Dürftigeren an, als ich nun bin. Sollten meiner übrigen Tage nur wenige seyn, so soll mein übriges Geld dem wohlthätigen Institute auch zufallen. Indeß danke ich Ihnen und jedem guten Herzen für die in meinem grauen Alter mir bisher zugetheilte Unterstützung. Gott lohne Ihnen dafür!“ —

507. Der glückliche Fund.

Im Jahre 1790 fand Anna Christine Köllnerin aus Winterstein, einem Dorfe am Thüringer Walde im Gothaischen, als sie mit Himbeeren nach Sondra gieng, auf dem Wege 1800 Thaler in Münze, die in einer Gurte waren. Niemand war bei ihr, sie hätte sie im Walde oder im Getreide verbergen, gelegentlich abholen, und sich so, zwar nicht glücklich, aber doch reich machen können, denn sie war arm. Sie schleppte mit vieler Mühe die Gurte mit sich nach Sondra, verkaufte die Beeren und wanderte so nach Hause. Ehe sie noch anlangte, kam ein junger Bursche und fragte nach der Gurte. Offen und gutmüthig

antwortete sie: da ist sie im Korbe, ich habe mich fast todt daran geschleppt. Der Bursche nahm sie mit sich zu seinem Vater, dem Fuhrmann Wilhelm Köhler aus Schmeerbach, denn dieser hatte das Geld von seinem Karren verloren. Man denke sich seine Freude! Zur Belohnung gab ihr der dankbare Mann sogleich einen Laubthaler, dazu von allerlei Lebensmitteln und Sachen, die er im Hause hatte, mit dem Versprechen, ihr jährlich, so lange sie lebe, eine Metze Lein auf seinen Acker zu säen.

508. Lassen Sie uns einen Theil Ihres Schadens tragen.

Dem Hofkommissär Greiner, Direktor und Eigenthümer einer Porzellanfabrik zu Rauenstein, war in der Leipziger Ostermesse 1794 eine beträchtliche Summe geraubt worden. Bei der nächsten Monatszahlung, die er nach seiner Zurückkunft an seine Fabrikarbeiter leistete, weigerte sich gerade der Aermste unter ihnen, solche anzunehmen. „Ich weiß" — sagte er — „daß Sie in Leipzig beraubt worden, und dadurch in großen Schaden gekommen sind; ziehen Sie jedem Ihrer Arbeiter einen Louisd'or an seinem Lohne ab, und entschädigen Sie sich dadurch in etwas! Hier ist der meinige! Bezögen Sie die Messen nicht, so würden auch wir von dem Brode verlieren, das Sie uns Arbeitern geben, und deßhalb sind wir auch schuldig, Ihren Schaden mit zu tragen." Greiner fühlte das Edle der Denkart dieses Mannes zu tief, als daß er sein Anerbieten hätte annehmen können, zumal da der ganze Monatsgehalt dieses Mannes in etlichen 20 Thalern (etwa 40 Gulden) bestand; aber herzlich freute er sich der Theilnahme des guten Mannes.

509. Die befreiten Negersklaven.

Renaudet (Renodeh), der Befehlshaber eines französischen Kapers (privilegirten Raubschiffes), nahm im Monat April 1795 bei den karaibischen Inseln zwei englische Fahr-

zeuge weg, die 450 Negersklaven an Bord hatten. Nach den damaligen französischen Gesetzen war jeder leibeigene Mensch frei, sobald er das Gebiet der Republik betrat. Renaudet hätte aber diesem Gesetze ausweichen können, ohne es zu übertreten; er hätte mit den Sklaven in einen neutralen Hafen einlaufen und sie daselbst zu seinem Vortheil um eine sehr große Summe verkaufen können. Allein der edle Mann, über jede Gewinnsucht erhaben, zumal in einem Falle, wo es die Rechte der Menschheit galt, landete mit seiner Beute auf Domingo in der französischen Stadt Cayes (Käh), und erklärte ihnen, nachdem er sie ausgesetzt hatte, daß sie nun des ihnen vom Gesetze eingeräumten Vortheils theilhaftig seyen. Unter dem Jubel und Beifallgeschrei des Volkes zogen die Gefangenen durch die Straßen der Stadt; der dort kommandirende General Rigault (Rigohlt) kündigte ihnen die Freiheit an; sie wurden unter die Bürger der Stadt ausgetheilt, und wohlthätige Menschen drängten sich hinzu, um die 30 Kinder, die mitgefangen waren, in ihre Häuser zur Erziehung mitzunehmen.

510. Es ist der General Desaix, wir können bleiben!

Unter andern vortrefflichen Eigenschaften des französischen Generals Desaix (Desäh) zeichnete sich besonders auch seine Uneigennützigkeit aus. Nach beendigtem Feldzuge vom Jahr 1796, wo die französische Armee eine geraume Zeit in den reichsten Gegenden Deutschlands zugebracht hatte, kam er so arm zurück, daß er bei der Abreise von Neu-Breisach nicht einmal so viel Geld bei sich hatte, um die Zeche bezahlen zu können, sondern einen Freund um die Berichtigung derselben in seinem Namen bitten mußte. Wenn mit irgend einem Fürsten Frieden geschlossen wurde, pflegte man gewöhnlich den ersten Generalen Geschenke zu machen. Desaix schlug sie beständig aus, indem er sagte: „Was Andern erlaubt ist, dürfen sich diejenigen nicht erlauben, die über Soldaten zu befehlen haben.“ Dieß

verschaffte ihm auch bei den Feinden Achtung und Ehrfurcht. Als eines Tages die französischen Truppen unerwartet in eine Gegend von Süd-Deutschland einrückten, glaubten die Bauern, die für ihr Leben zitterten, mit ihren Familien ihre Hütten verlassen zu müssen. Einige aber unter ihnen erkannten Desaix, und riefen den übrigen zu: „Wir können nun bleiben, es ist der General Desaix, der wird unsere Hütten beschützen.“

511. Einem solchen Menschen kann ich nichts abnehmen.

Ein Müllerknecht in einer ansehnlichen Stadt in Westfriesland, der mit Frau und Kindern sein ordentliches Auskommen hatte, wurde von seinem Bruder, einem Krämer, ersucht, ein gewisses Paket auf eine gewisse Zeit in Verwahrschaft zu nehmen. Er, der Landesgesetze ganz unkundig, verstand sich gerne dazu, und ließ auch das Paket ganz unverholen liegen.

Nicht lange hernach kamen die Zollbeamten, fanden das Paket, und brachten es vor die Richter, als eine Waare, wovon keine Abgabe entrichtet war. Der Müllerknecht wurde vor Gericht gerufen, und als ein Uebertreter der Landesgesetze in die darauf gesetzte Strafe von 1400 holländischen Gulden verurtheilt; sein kleines Vermögen reichte aber nicht zu, die Strafe zu erlegen.

Nun hätte er zwar bei seinem unverschuldeten Unglück durch den Rath gewissenloser Menschen leicht verleitet werden können, entweder ein kleines Kapital oder einen Theil seiner Mobilien zu verhehlen; aber er war ein Gerechter, der auch in seinem Unglück als ein solcher bestand, und sein Gewissen unverletzt bewahrte.

Er erschien vor den Richtern und sagte freimüthig: „Meine Herren! auf Erfordern könnte ich es eidlich darthun, daß mir das Landesgesetz unbekannt gewesen ist, und daß ich nicht wußte, was mein Bruder in meinem Hause niederlegte; aber dieß kann mir nicht zu Statten kommen. Ich bin nun einmal nach dem Willen Gottes in die Strafe

der Obrigkeit verfallen, bin aber nicht im Stande, meine Schuld völlig ohne meinen gänzlichen Ruin zu bezahlen. Hier ist eine Obligation von 600 fl., diese will ich meinen Herren sogleich an Zahlungsstatt geben, und hier ist ein Verzeichniß von meinem ganzen Vermögen. Ich kann es vor Gott bezeugen, daß ich aus dem Verzeichniß nichts mit Wissen weggelassen habe, und daß ich von zeitlichen Gütern sonst nichts in der Welt besitze. Nehmen Sie beides an und erzeigen Sie mir nur eine Gunst, um welche ich gehorsamst bitte: „Lassen Sie mir vor der Hand meine Mobilien, damit ich mit meiner Frau und Kindern in der Haushaltung bleiben kann. Ich hoffe aber doch, meine Herren redlich zu bezahlen. Ich verdiene jährlich 250 fl.; ich will mit meiner Haushaltung mich einschränken, und jährlich 100 fl. für meine Herren zur Bezahlung stehen lassen, wovon ich einen Versicherungsschein einzubringen verspreche. Läßt mich Gott noch acht Jahre leben, so habe ich meine Herren völlig bezahlt; sterbe ich aber vorher, so behalten meine Herren noch immer ihr Recht an die Mobilien.“

Einer der Richter, von der Ehrlichkeit des Mannes überzeugt, sprach zuerst sachte für sich: „Einem solchen Menschen kann ich nichts abnehmen.“ — Ein Anderer sagte stärker: „Ich auch nicht.“ — Ein Dritter und endlich Alle sprachen den Müllerknecht von der ganzen Strafe frey, und er durfte nur wenige Kosten bezahlen.

512. Nehmet das, damit ich Ruhe bekomme.

Einer von den Communikanten des Missionars Kießling in Sierra Leone kam einst in großer Angst des Herzens zu ihm, und sagte: „Ich bin ein großer Sünder, ein großer Sünder!“ Auf die Frage, was ihn denn drücke, erwiederte er: „Ich bin eines großen Verbrechens schuldig. Vor ungefähr 10 Jahren erhielt ich von einem Schreiner mehrere Stücke Werkzeug, die ich seitdem dem Eigenthümer nicht wieder zurückgegeben habe.“ Als ihm Kießling sagte,

daß Betrug allerdings eine große Sünde sey, rief er noch heftiger: „Was soll ich thun?“ Der Missionar rieth ihm, er sollte die Werkzeuge sogleich an einen gewissen Mann zurückgeben, der für Besorgung solcher Sachen aufgestellt ist; über die etwaigen Folgen müsse er hinwegsehen. Er befolgte diesen Rath ohne Verzug. Bei der Ueberlieferung der Werkzeuge sagte man ihm, er sey ein Thor, kein Mensch habe sie von ihm verlangt, worauf er erwiederte: „Mein Gewissen läßt mir keine Ruhe, so lange ich diese Sachen in meinem Hause habe; nehmet sie von mir, damit ich Ruhe haben möge.“ —

513. Ich will mein Gewissen nicht damit beschweren.

Claude Pechon (Clohd Päschon) ein armer Weingärtner in Mombre les Reines nahm den 10. März einen kränklichen und den Seinigen lästigen Schwager in sein Haus auf, nachdem er sich anheischig gemacht hatte, demselben für die Schenkung eines geringen Gutes, das 400 Livres (ungefähr 184 Gulden) werth geschätzt wurde, auf seine übrige Lebenszeit Kost und Wohnung zu geben. Der Kostgänger wird gleich am folgenden Tage krank, und stirbt schon am 12. März. Man begibt sich nach dem Leichenbegängnisse in die Hütte des Verstorbenen; und hier sagt sich Claude Pechon, der Vorstellungen des Pfarrers und des Notarius ungeachtet, von seinen Ansprüchen an das ihm vermachte Gut los, und erklärt: „er wolle um der zwei Tage willen, die er seinen Kostgänger bei sich gehabt hätte, sein Gewissen nicht dadurch beschweren, daß er ein Gut, welches er um einen so wohlfeilen Preis erhalten habe, zum Nachtheil der Verwandten des Armen behielte.“

514. Das erwachte Gewissen.

Auf der Insel Eimeo predigte einst Missionar Nott über die Worte: „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr ꝛc.“ Er widerlegte besonders die falsche Meinung der Insulaner, daß der Diebstahl kein Verbrechen, sondern ein Verdienst

sey, wenn er listig ausgeführt werde; er drang auch zuletzt darauf, nicht nur für die Folge ehrlich zu seyn, sondern daß die gestohlenen Gegenstände müßten zurückgegeben werden. Als er nun am andern Morgen aufgestanden war, sah er eine Menge Eingeborner vor seiner Thüre sitzen. Sie hatten die Nacht nicht schlafen können vor Unruhe, die ihnen die Predigt gemacht hatte, und brachten eine Menge gestohlener Sachen. Einer hob ein Beil auf, ein Anderer einen Meißel, und sagte: „Dieß stahl ich dem Zimmermann von dem Schiffe Charlotte.“ Andere brachten Sägen, Messer, Stricke, mit dem reumüthigen Bekenntnisse, daß sie gestohlen seyen. Nott sagte: „Aber, lieben Leute, was soll ich damit; habt Ihr Euern Landsleuten Etwas gestohlen, so gebt es ihnen sogleich zurück, und den Schiffen, wenn sie wieder kommen.“ Darauf sagten Alle: „O nein, wir können die Sachen nicht wieder mitnehmen; wir haben keine Ruhe, so lange die Sachen in unsern Häusern sind, wir bitten dich, sie zur dir zu nehmen, und sie den Eigenthümern zurückzugeben.“ So stark war die Kraft des Gewissens. Ja, Einige, welche einem Missionar auf der Insel Tahiti Etwas gestohlen hatten, bestiegen ihren Kahn, und segelten mit dem ersten günstigen Winde 70 Meilen weit hinüber, um dort dem rechtmäßigen Eigenthümer die gestohlenen Sachen wiederzubringen.

XIII.

Gerechtigkeitsliebe.

Ein König, der die Armen treulich richtet, deß Thron wird ewiglich bestehen. Sprüchw. 29, 14.

---

515. Opfer des Vaters für die Gerechtigkeit.

Unter den würdigen Männern, die sich in den griechischen Staaten als Gesetzgeber um ihre Nation verdient

gemacht haben, nennt die Geschichte auch den Zaleucus, einen Schüler des Pythagoras. Ihm verdankte die Stadt Lokris, deren Bewohner sich zuvor in einem rohen, ungebildeten Zustande befanden, die Einrichtung ihrer Gesetze. Ueberzeugt, daß das Glück eines Staates vorzüglich auf der guten Einrichtung der Familien beruhe, und besonders durch die Unverletzlichkeit der Ehe erhalten werden könne, hatte er unter Andern das Gesetz gegeben: daß jeder überwiesene Ehebrecher mit dem Verluste seiner beiden Augen bestraft werden sollte. — Sein eigener Sohn, ein junger, feuriger Jüngling, glaubte durch seinen Stand, als der Sohn des ersten Mannes im Staate, weniger als Andere an die Gesetze gebunden zu seyn, und war einer der Ersten, der als ein Uebertreter jenes Gesetzes angeklagt wurde. Das Verbrechen war erwiesen. Sein Urtheil hieng jetzt von der Entscheidung des Vaters ab. Wollte dieser der Empfindung des väterlichen Herzens nachgeben, so war es um das Ansehen der Gesetze geschehen. Er sprach für das Gesetz, und verdammte den Sohn zu der bestimmten Strafe. — Die ganze Stadt wurde darüber zum Mitleid bewegt; man fühlte, welche Ueberwindung es den Vater gekostet habe, die Liebe zum Sohne der Liebe zur Gerechtigkeit nachzusetzen; man bat, man beschwor ihn, das Urtheil zu widerrufen. Lange blieb der Greis unerbittlich; endlich entschloß er sich zu einiger Nachsicht; der Vollstrecker der Strafe wurde vorgefordert, um sie zu vollziehen. Er selbst setzte sich zuerst nieder, und ließ sich das eine Auge ausnehmen, dann mußte der Sohn das andere hergeben, und so erhielt er durch den getheilten Verlust sich und dem Sohne das Gesicht, ohne das Ansehen des Gesetzes zu schwächen.

516. Der das Gesetz gibt, soll es zu allererst achten.

Der dänische König Cnud der Große gab ein Hofrecht, wodurch gewisse Verbrechen mit Strafe belegt wurden. Er selbst war der erste, der aus Uebereilung das

Gesetz übertrat, indem er einen seiner Diener tödtete. Als der Zorn des Königs sich gelegt hatte, fühlte er seine Missethat. Er ließ demnach das Gericht versammeln, stieg herab von seinem Thron, setzte sich auf die Erde, gab selbst sein Verbrechen an, und befahl dem Gericht, ihn ohne Ansehen der Person, nach dem Gesetz zu richten, das er erst vor Kurzem gegeben. Die Richter, ebenso verwundert über die edle Demüthigung des Königs, als verlegen, wie sie sich des ihnen aufgetragenen Richteramts hier bedienen sollten, lehnten dasselbe ab, und überließen dem König selbst, das Urtheil zu sprechen. Der König verurtheilte sich also zu einer Todschlagsbuße von 360 Mark Silber, obgleich die gewöhnliche Buße in solchen Fällen nur 40 Mark betrug.

517 Der König vor dem Gesetz dem Unterthanen gleich.

Gustav Adolph, König in Schweden, hatte mit Sibblat, einem Edelmann, wegen eines Rittergutes einen Prozeß. Die Sache wurde von dem obersten Justizgerichte entschieden, und der König war selbst dabei gegenwärtig, als der Ausspruch geschehen sollte. Die Räthe wollten aus Ehrerbietung vor dem Könige aufstehen; aber er verbot es ihnen, und sagte: „Erinnern Sie sich jetzt ja daran, daß Sie hier im Namen des Königes sitzen, um Recht und Gerechtigkeit zu verwalten! Vergessen Sie jetzt ganz, wer ich bin, und bei dem Urtheile, das Sie heute fällen werden, sprechen Sie nur allein nach Ihrem Gewissen!“ — Die Richter erkannten zum Vortheile des Edelmanns. Der König sagte kein Wort. Er verlangte nur die Akten zu sehen. Und als er sich aus denselben von der Rechtmäßigkeit ihres Ausspruches überzeugt hatte, so lobte er ihre Rechtschaffenheit, und versicherte sie, daß es ihm höchst mißfällig gewesen seyn würde, wenn sie anders geurtheilt hätten.

518. Helfen Sie mir Gott danken, der mich vor Ungerechtigkeit bewahrte.

Ein Fremder hielt sich zu Wien in einer für ihn wichtigen aber sehr verwickelten Angelegenheit auf. Einst berief die Kaiserin Maria Theresia einen Kapuziner, der in einem vorzüglichen Rufe der Frömmigkeit und Tugend stand, in ihr Kabinet, um sich, wie sie öfters zu thun pflegte, mit ihm zu erbauen. Die Unterredung leitete den guten Pater auf das Unglück, worein mancher rechtschaffene Mann gerathe, ein Opfer der Unterdrückung, der Kabale und der Bosheit zu seyn, und er nannte hiebei zufälligerweise den Namen jenes Fremden. Im Innersten erschüttert, warf sich jetzt die fromme Fürstin auf die Kniee. »Helfen Sie mir der Vorsehung Gottes Dank bringen,« — sagte sie zum Pater — »daß ich auf den Gedanken kam, heute mich mit Ihnen zu besprechen! Ich war im Begriff, eine Handlung zu begehen, die mich sehr viel Reue gekostet haben würde. Sie retteten mich davon. Der Mann, von dem Sie eben sprachen, sollte nach den Vorstellungen, die man mir von ihm gemacht hat, heute noch aus Wien verwiesen werden.« Diesen Worten folgte auf der Stelle ein Befehl, die Sache des Mannes unpartheiisch zu untersuchen, und noch an demselben Tage wurde er aus dem Arreste, worin er war, befreit, und von der Kaiserin reichlich beschenkt.

519. Ja, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre!

Das Schloß Sanssouci (Sangsusi) bei Potsdam war der Lieblingsaufenthalt Friedrichs II., Königs von Preußen, den auch noch die Nachwelt den Großen nennt. Einige Zimmer dieses Schlosses sind nur im Innern verändert worden; die Arbeits-, Bibliothek- und Schlafzimmer des großen Königs sind aber ganz in ihrer frühern Gestalt geblieben. So erinnert hier Alles noch an den Gründer des Schlosses, an den großen Herrscher. Aber

auch eine Windmühle, die nahe bei dem Schloß steht, ist ein merkwürdiges Denkmal für den König; und dieß Denkmal hat nicht, wie manche, die von der Nachwelt errichtet werden, den eigenen Ruhm zum Zwecke. Diese Mühle war dem von Friedrich dem Großen entworfenen Plane des Schlosses und Gartens zuwider. Der König ließ den Müller zu sich kommen, und trug ihm an, die Mühle zu verkaufen. Der Müller hatte sie vom Vater geerbt, und wollte sie auch auf seine Kinder bringen. Der König versprach ihm eine bessere Mühle anderwärts zu bauen, und auch die Summe baar auszahlen zu lassen, die er für seine Mühle fordern würde. Aber der Müller bestand auf seinem Kopf. Nun wurde der König unwillig. „Weißt du wohl, daß ich dir deine Mühle nehmen kann, ohne einen Groschen dafür zu geben?“ sagte er in der Hitze. „Ja, Ew. Majestät,“ antwortete der Müller, „wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre.“ Dem König gefiel die rasche Antwort, sein Eifer legte sich, und der Müller blieb ungestört im Besitze der Mühle. So war es auch dem König damals bei der Erbauung des Schlosses und der Errichtung des Gartens verdrießlich, daß die Allee zum Haupteingange von Sanssouci nicht in gerader Richtung geführt werden konnte, sondern nur so, daß sie einen Winkel macht. Bei der Tafel des Königs machten seine Gesellschafter verschiedene Vorschläge, wie dem abzuhelfen wäre. Die Schwierigkeit lag hauptsächlich in der unüberwindlichen Liebe einer armen Frau zu ihrem kleinen Hause, einem Erbstück, das sie um keinen Preis verkaufen wollte. Der General Graf von Rothenburg behauptete, der König könne sie zwingen, einen dreifachen Ersatz des Werthes, oder ein viel besseres Haus auf einer andern Stelle dafür anzunehmen. Der Marquis d'Argens (Marki d'Arschang) wurde hierüber aufgebracht, und behauptete mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit, die Könige dürften Niemand das Seinige, auch gegen bessern Ersatz, mit Gewalt nehmen; denn sonst könnte man es auch bald von einem Hause auf die Frau oder Tochter

eines Mannes anwenden, in welchem Falle der hohe Werth des Verlorenen durch Geld gar nicht ersetzt werden könne. Der König sagte: „d'Argens hat Recht.“ Die Allee macht noch jetzt einen Winkel. Aber diese winklige Allee und die Mühle bei dem Schlosse sind sprechende Denkmäler der Gerechtigkeitsliebe des Königs.

320. Die Strafe des Unbarmherzigen.

Als Kaiser Joseph II. einst durch Ungarn reiste, zog unter den Strafgefangenen, welche die Gassen kehren mußten, ein schöner alter Mann seine Aufmerksamkeit an sich. „Warum arbeitet Ihr in Eisen?“ fragte der Monarch. — „Ich schlug einen Hasen todt, der sich in mein Haus geflüchtet hatte!“ war des Mannes Antwort. „Was habt Ihr sonst verbrochen?“ — „Nichts!“ — „Sonst nichts?“ — „Nein, gnädigster Herr!“ — „Wer ist Euer Oberer? ich will für Euch bitten.“ — „O nein, Euer Gnaden! nur das nicht. Es hat schon einmal so ein gnädiger Herr für mich gebeten, hat mir aber nur hernach 50 Prügel eingetragen, als er weg war.“ — Der Kaiser gieng hin zum Verwalter, erfuhr, daß die Aussage sich bestätigte, ließ den Gefangenen losmachen, und dem Verwalter dieselben Eisen anschlagen, auch sogleich 50 Prügel zurückzahlen.

321. Gutmüthigkeit ohne Gerechtigkeit ist eine Schwäche.

Der berühmte Oberrichter Matthias Hale in London war so großmüthig, daß es ihm äußerst schwer fiel, dem ungestümen Anhalten eines Bittenden etwas abzuschlagen. Sein Mitleiden gegen Arme war größer als sein Bestreben nach Reichthum und Ansehen. Dennoch ließ er sich dadurch nie von dem Wege der Gerechtigkeit abbringen. Einst wurde ein Staatsdiener wegen seiner übeln Aufführung von seinem Dienste entsetzt. Dieser Unwürdige lag dem Lord Hale beständig in den Ohren, er möchte ihn doch wieder in sein Amt einsetzen oder ihm eine andere Stelle anweisen. Er sagte ihm aber deutlich: das Verbrechen,

wodurch er sich dieses Dienstes verlustig gemacht hätte, wäre so groß, daß er seinem Verlangen unmöglich entsprechen könne. Der Abgesetzte ließ aber nicht nach, auf das Inständigste darum anzuhalten, fiel sogar auf die Kniee, und flehte den Lord mit vielen Thränen um die Gewährung seiner Bitte. Da er aber sah, daß er nichts ausrichten konnte, versuchte er den Lord auf andere Weise zu bewegen. Er fieng an, den Verzweifelten zu spielen, und sagte dem Lord frei in's Gesicht: Er würde ganz arm und unglücklich werden, wenn er in sein Begehren nicht willigte, und dem Lord deßwegen täglich fluchen. Und als er auch damit seinen Zweck nicht erreichen konnte, so brach er endlich in die heftigsten Schmähungen aus, die Zorn und Verzweiflung ihm nur immer eingeben konnten. Lord Hale hörte sie ganz gelassen an, und seine Antwort war nur folgende: »Ich für meine Person kann diese Schmähreden wohl ertragen; Ihr aber macht Euch dadurch des verscherzten Amtes nicht würdiger.« Weil aber der Lord sah, daß der Mann arm war, so gab er ihm ein reichliches Almosen, und ließ ihn damit gehen.

XIV.

Gute Anwendung des Reichthums.

Den Weisen ist ihr Reichthum eine Krone. Sprüchw. 14, 24.

---

522. Der Reiche, ein guter Haushalter Gottes.

Der berühmte athenienſiſche Feldherr Cimon (449 vor Christo) zeichnete sich durch den edlen Gebrauch, welchen er von seinen Reichthümern machte, auf eine nachahmungswürdige Weise aus. Er wandte sein Vermögen zu einer wohl überlegten Freigebigkeit an, wodurch er die Liebe und die Hochachtung seiner Mitbürger zu gewinnen

suchte. Seine mäßig, aber doch anständig besetzte Tafel stand für Jeden, der sein Mahl nirgends anders zu finden wußte, offen. Er versagte sich jeden unnöthigen Prachtaufwand, Alles, was zum Luxus und Wohlleben gehört, und gewann bei seinen beträchtlichen Einkünften dadurch eine reiche Hilfsquelle nicht allein für die nöthigen Ausgaben seines Hauswesens, sondern auch für die Bedürfnisse seiner Freunde, seiner Bedienten und eines großen Theils seiner Mitbürger. Wenn er ausgieng, mußte ihn immer einer seiner Diener begleiten, der den Armen, die ihm begegneten, ohne Aufsehen zu erregen, Geld zustecken, und diejenigen sich merken mußte, die etwa an Kleidung oder einem andern Lebensbedürfnisse Mangel hatten. Zuweilen, wenn er einen Armen sah, der schlecht gekleidet war, gab er ihm den Mantel, den er selbst trug, und gieng im bloßen Unterkleide nach Hause. Er ließ seine Gärten offen stehen, ohne jemals einen Wächter darüber aufzustellen, damit Jeder, dem es beliebte, Früchte nehmen könnte. Wenn ein Armer gestorben war, und nicht so viel hinterlassen hatte, daß davon die Kosten seines Begräbnisses bestritten werden konnten, so nahm Cimon die Kosten über sich. Kurz, er versäumte keine Gelegenheit, die sich ihm darbot, Werke der Wohlthätigkeit auszuüben. Was aber allen diesen Handlungen ihren eigentlichen Werth gab, war der Umstand, daß er sie nicht that, um sich unter dem Volke in Ansehen zu bringen, und daß er sich dabei weder vom Eigennutz noch Ehrgeiz leiten ließ. Denn er suchte so wenig einen Anhang unter dem Volk, er hatte so wenig Interesse dabei, die Stimmen desselben für sich zu gewinnen, daß er vielmehr sich immer für die entgegengesetzte Parthei, für die der angeseheneren Bürger im Staate erklärte.

523. Wo ist der Neunte der Sklaven?

Tamerlan oder Timurleng, der berühmte Eroberer von Asien und zugleich der Schrecken desselben, ge-

boren in der großen Tartarei (1335), war ein Unterthan Hussеins, welcher damals die Provinz Turkestan besaß. Er schwang sich durch seine Tapferkeit auf den Thron dieses Fürsten, stellte sich an die Spitze der Tartaren, eroberte Parthien, Assyrien, Persien und einen großen Theil von Indien. Jede neue Eroberung machte seine Länderbegierde nur noch brennender. Als er sich Schirwan näherte, das unter Ibrahims gerechter und menschenfreundlicher Regierung im blühendsten Wohlstand sich befand, versammelte dieser, weniger für sich selbst als für seine Unterthanen besorgt, sogleich seine Minister, um sich mit ihnen über die Maaßregeln zu berathschlagen, welche bei dem, ihnen drohenden, gewaltigen Sturme zu ergreifen wären. Osmann, der Oberfeldherr Ibrahims, ein tapferer Soldat, erklärte sich sogleich für den Krieg, und meinte, er sey Mann's genug, um den Stolz des kühnen Eroberers zu beugen, und ihn durch die Stärke seines Armes zu demüthigen. Mit feurigem Ungestüme versprach er, den letzten Blutstropfen für seinen Fürsten zu vergießen, und eher zu sterben als zuzugeben, daß sich Ibrahim unter das Sklavenjoch Tamerlans beugen sollte. Als Osmann geendet hatte, nahm Usbeck, der Schatzmeister Ibrahims, das Wort, und versicherte, daß er nicht weniger als Osmann bereit sey, Blut und Leben für seinen Fürsten zu lassen, sobald dieser sich für den Krieg erkläre und glaube, durch die Gewalt der Waffen sich und sein Volk am sichersten retten zu können. Doch, fuhr er fort, wird wohl ein Volk, so gering an Zahl, und durch einen langen Frieden der Waffen entwöhnt, sich mit einem mächtigen, sieggewohnten Heere messen dürfen? Ich sehe daher keine Rettung als in der Flucht. Meine Meinung ist also: Deine Schätze und deine Person so schnell als möglich in eine andere Gegend zu flüchten, wohin wir dich als treue Unterthanen unweigerlich begleiten werden. Es ist, setzte er hinzu, nicht wahrscheinlich, daß Tamerlan sich in einem leeren Lande lange aufhalten wird. Sein Ehrgeiz treibt ihn gewiß zu

entfernten Eroberungen — und ist der Sturm vorüber — so kehren wir dann in unser Vaterland zurück, um mit desto größerem Vergnügen die Ruhe zu genießen. — So waren die Meinungen der Großen getheilt. Die wenigsten stimmten für den Krieg, die meisten für den Frieden oder für die Flucht. Ibrahim hörte Alles, was man ihm rieth, mit Ruhe an, dankte für die guten Gesinnungen, welche man für seine Person zeigte, und setzte endlich hinzu: „Es ist wahr, Flucht würde meine Person am besten sichern: aber meine Unterthanen würden unstreitig am meisten dabei leiden. Schrecklich würde die Rache des Eroberers mein armes Land treffen, wenn ich solches aller Mittel der Vertheidigung selbst beraubte. Ich danke dem Himmel, daß mir ein besseres Mittel noch zu Gebot steht, euch Alle zu retten. Bald sollt ihr mehr hören; bittet jedoch den Himmel, daß er mein Vorhaben gelingen lassen wolle!“ Nachdem die Versammlung mit großer Spannung aus einander gegangen war, und keines der Mitglieder dieses hohen Rathes errathen konnte, was für ein Rettungsmittel der Fürst gewählt, ließ unterdessen Ibrahim reiche Geschenke zubereiten; und da Tamerlan den Befehl hatte ergehen lassen, daß von jeder Art der ihm darzubringenden Geschenke allezeit neun Stücke seyn sollen, ließ Ibrahim neun schöne Pferde, mit Gold und Perlen reich geschmückt, eben so viel Leoparden mit goldenen Halsbändern, neun seidene Zelte, eben so viel indische Teppiche und mehrere ähnliche Geschenke fertig machen. Zu diesem fügte er noch acht Sklaven hinzu, und begab sich, in Begleitung dieser und einiger andern Diener, gerade zu Tamerlans Hauptquartier. Der siegreiche Eroberer warf einen stolzen Blick auf die Geschenke, und fragte sogleich, bei Erblickung der acht Sklaven, wo der neunte sey? „Hier zu deinen Füßen!“ — antwortete Ibrahim, indem er sich vor Tamerlan niederwarf. — „Du sollst“ — fuhr er fort — „keinen gehorsamern Sklaven haben als mich; und ich werde mich glücklich, selbst in Ketten, schätzen, wenn mein Volk ver-

schont bleibt! Ja, mächtigster Fürst, schenke meinem Volk die Freiheit, und laß mich deinen Sklaven seyn! Nie sollst du einen dir ergebenern Diener besitzen, wenn du meine Bitte erhören willst.« Tamerlan wurde durch dieses edle Benehmen Ibrahims so gerührt, daß er den Knieenden mit Huld aufhob. »Du sollst« — sprach er zu Ibrahim — »hinfort mein Freund, nicht aber mein Sklave seyn; eine solche Tugend verdient ein besseres Loos als Sklavenketten. Bestimmte mich mein Schicksal nicht zu weit aussehenderen Unternehmungen, ich würde mich in einem kleinen Reiche, wie das deinige, nach dir bilden, und dir ähnlich zu werden trachten. Du bist indeß frei; kehre zu deinem Volk zurück, und mache es ferner so glücklich, als du es bisher thatest!« Mit stiller Bewunderung entließ Tamerlan den neuen Freund; mit lautem Jubel empfieng seinen ihm wiedergegebenen Fürsten das beglückte Volk!

524. Der Kinderkäufer.

Als im siebenjährigen Kriege die Russen nach Preußen kamen, und auch einen großen Theil der Provinz Litthauen verheerten, wurden vielen Eltern ihre Kinder von den Feinden geraubt, nach Kurland, Polen und Liefland weggeführt und daselbst verkauft. Einem Bauer, Namens Bohrmann, aus dem Dorfe Bitthenen unweit Ragnit, waren auf diese Weise auch zwei Kinder weggekommen. Die väterliche Liebe trieb ihn an, mit Lebensgefahr durch die feindlichen Armeen zu gehen, und seine Kinder in Kurland zu suchen, wohin, wie er gehört hatte, viele solcher Kinder verhandelt worden seyen. Auf dieser Reise traf er mit einem Präcantor (Vorsänger) aus dem Dorfe Kinten am kurischen Haff, der ein eben so unglücklicher Vater wie er war, und in gleicher Absicht reiste, zusammen. Ihr gleiches trauriges Schicksal machte sie bald zu Freunden, und gegenseitig sich ermunternd, den Muth nicht sinken zu lassen, kamen sie von einem Edelhof zum andern, fanden aber nicht, was sie suchten. Endlich erfuhren sie glücklicherweise,

daß auf Rossau, einem dem Herrn von Mirbach gehörigen Gute, sich viele der von den Russen verkauften Kinder befänden. Dieser hatte nämlich viele solcher unglücklichen Kinder angekauft, in der edlen Absicht, sie entweder ihren Eltern, wenn sie sich meldeten oder ausgemittelt werden könnten, wieder zu geben, oder sie zu guten und nützlichen Menschen erziehen zu lassen. Schon pochte das Herz der Reisenden vor Freuden, ihre geliebten Kleinen daselbst wieder zu sehen. Als nun die Reisenden zu Herrn v. Mirbach kamen, wurden sie von ihm mit Freundlichkeit aufgenommen, und sie fanden jetzt bestätigt, was sie Gutes von diesem Manne gehört hatten. Kaum konnten sie die Zeit erwarten, da er sie in das Zimmer führen würde, wo die Kinder waren. Jetzt öffnete er ihnen ein geräumiges Zimmer. — Welch' ein Anblick! Fünfzehn ihren Eltern entrissene Knaben und Mädchen von 4 bis 11 Jahren waren da beisammen, und wurden von einer zu ihrer Bedienung angestellten Weibsperson gereinigt und gepflegt. Jedes Kind hatte eine besondere Schlafstelle, und da einige derselben durch die üble Behandlung, die sie auf der Reise bei'm Fortschleppen erfahren hatten, gefährlich krank geworden waren, oder die Füße erfroren hatten, so ließ der menschenfreundliche Gutsbesitzer denselben dienliche Arzneimittel reichen. Mit schnell umherlaufenden Blicken suchten die Väter den Haufen der Kleinen durch; doch nur Einer, der Cantor von Kinten war so glücklich, seine sechsjährige Tochter zu finden; aber ihre Füße waren bis an die Kniee erfroren gewesen, und fiengen erst an zu heilen. Gleichwohl war die Freude des Vaters eben so groß als die Betrübniß seines Reisegefährten, der keines von seinen beiden verlornen Kindern fand. Doch bald ward das frohe Entzücken des Cantors durch den Gedanken unterbrochen, wie er als ein geplünderter Mann nun seine Tochter auslösen wolle, da der gnädige Herr 500 Rubel (1200 fl.) für diese Kinder gegeben habe. Wie niederschlagend war daher für ihn die Frage des Herrn von Mirbach, als er

ihm den Wunsch, seine Tochter mitnehmen zu dürfen, äußerte: „Wie viel wirst du mir für deine Tochter geben? wie viel Geld hast du?“ — „Herr! ich habe nur 2 Rubel“ — antwortete der Cantor — „die ich von edlen Menschenfreunden unterwegs geschenkt erhalten habe, und diese will ich Ihnen geben.“ — „Zeige mir dein Geld“ — sagte hierauf Hr. v. Mirbach. — Der Cantor zog seine 2 Rubel hervor, und legte sie auf den Tisch. — „Wovon willst du denn leben, wenn ich dir dieses Geld nehme? du mußt ja vor Hunger umkommen, — da nimm dieß dazu“ — mit diesen Worten reichte ihm v. Mirbach 10 Rubel (24 fl.) aus der Tasche — „und kaufe Brod für dich und deine Tochter! Jedoch wie willst du sie nun fortbringen?“ — „Ich habe ein Pferd, das im Hofe unten steht, auf dieses will ich sie setzen, und mit ihr zu ihrer weinenden Mutter eilen.“ — „Armer Mann!“ — erwiederte ihm Herr von Mirbach — „deine Tochter ist ja gefährlich krank; nimmst du sie auf's Pferd, so läufst du Gefahr, bei dieser Kälte sie todt nach Hause zu bringen. Hinten in meinem Hof steht eine kleine russiche Kalesche, gehe hin und spanne dein Pferd davor, und führe dein Kind nach Hause.“ Hierauf ließ er ihm noch einige Stücke Bett reichen, um das Kind einzuwickeln, und so fuhr der Cantor ab. Den guten Bohrmann behielt der edle Mirbach noch drei Tage bei sich, unterhielt sich mit ihm in freundschaftlichen Gesprächen, sprach ihm Trost zu, und ließ ihn so von sich, zwar von seinem Kummer über den Verlust seiner beiden Kinder nicht geheilt, doch merklich erleichtert durch das liebevolle Betragen dieses Menschenfreundes.

525. Lebt man in der Welt, um reich zu werden?

Im Jahr 1787 erhielt ein Faßbinder zu Addington in England, der zugleich eine Bierschenke hielt, 2800 Pfund Sterling (etwa 30,000 fl.) als ein Vermächtniß von einem seiner Verwandten aus Ostindien. In solchen Fällen pflegen viele Leute sogleich ihre Lebensart zu än-

dern, und den unerwarteten Reichthum auf Befriedigung ihrer Lüste zu verwenden. Nicht so der Faßbinder. Das Erste, was er that, war, daß er in seinen Schuldenbüchern alle Posten tilgte, die er bei armen Leuten für erhaltenes Bier zu fordern hatte. Hierauf versprach er allen denen, welche ihm Gutes gethan hatten, einen Antheil an seinem Erbe. Als er eben einen alten Schuhflicker sah, der alle Abend eine Kanne Bier bei ihm zu trinken pflegte, sagte er zu ihm: »Heute trinkst du umsonst, und morgen will ich dir so viel Leder schicken, daß es nicht alles in deiner Werkstatt soll liegen können.« Einem Bürger, dem sein Haus abgebrannt war, ließ er solches wieder aufbauen, und einem verarmten Kaufmanne lieh er eine ansehnliche Summe, um wieder einen Handel anfangen zu können. Auf diese Weise hatte er bereits mehr als die Hälfte seines Erbes weggegeben oder versprochen. Ein harter, eigennütziger Mann, der das Geld über Alles liebte, machte ihm darüber Vorwürfe. »Bist du nicht ein Thor,« — sagte er zu ihm, — »daß du dein schönes Geld so weggibst? Was für ein reicher Mann hättest du nicht werden können, wenn du dein schönes Kapital recht zusammen gehalten und durch Zinse vergrößert hättest!« — »Ei, wie weise du doch bist!« — antwortete der rechtschaffene Faßbinder. — »Lebt man denn nur darum in der Welt, um ein reicher Mann zu werden? Ich bekam mehr als ich brauchte, und so, denke ich, sollten es alle reiche Leute machen. Wenn die Leute, denen ich geholfen habe, jetzt glücklich sind, so bin ich mehr als ein reicher Mann, und wenn ich fortfahre, zu arbeiten, so habe ich noch immer zu viel.« — Diese unerwartete Antwort fiel dem Geizigen auf's Herz. Er gieng in sich, und lernte einsehen, daß Jeder, der mehr hat, als er bedarf, verbunden ist, von seinem Ueberflusse Aermeren Gutes zu thun. Und so ward der redliche Faßbinder nicht nur Wohlthäter vieler Nothleidenden, sondern besserte auch einen Geizigen, der bis dahin das Geld mehr als seine Nebenmenschen geliebt hatte.

526. Die guten Tapeten.

Christian S., ein reicher angesehener Kaufmann in Hamburg hatte sich ein großes und schönes Haus bauen, die Wände aber nicht mit Tapeten behängen, sondern bloß mit Gyps überziehen lassen. Als bald darauf verschiedene gute Freunde zu ihm kamen, sein Haus zu besehen, so äußerten sie gleich: »Schade! — ewig Schade, daß die Tapeten fehlen! Das Haus ist sonst unvergleichlich, und Alles sehr niedlich und vortrefflich; aber — wie gesagt — die Tapeten!« — Indessen schickte der Hausherr in die Stadt, und ließ zwölf Kinder holen, welche er in der Kleidung unterhielt, und die nun eben wieder neue Kleidungsstücke von ihm erhalten hatten, stellte sie im Zimmer vor der ganzen Gesellschaft in eine Reihe und sagte: »Da sehen Sie, meine Herren, meine Tapeten! Ist's nicht tausendmal besser, statt das Geld, was mich die Tapeten kosten würden, um Wände, um todte Mauern, zu hängen, an diese armen Kinder zu verwenden, um diese lebendigen Geschöpfe, unsere kleinen Mitmenschen, zu bekleiden, da sie sonst nackend gehen und wohl gar umkommen müßten? — Gewiß, meine Herren!« — fuhr er fort, — »es ist wahrlich Pflicht für uns, von unserem Ueberflusse einen Theil auf solche hilflose Geschöpfe zu verwenden; gewiß will es so unser gütiger Vater im Himmel, wenn Er ausdrücklich spricht: »»So du einen Nackenden siehest, so kleide ihn!««

527. Die freiwillige Zehntabgabe.

Vor einigen Jahren ließ sich ein junger Mann von Portland in Newyork nieder, errichtete eine Handlung, war aber unglücklich und gerieth in Gant. Er kehrte nach Portland zurück, und brachte sich und seine Familie ein paar Jahre lang mit einer Sekretärsstelle fort. Später aber begann er auf's Neue zu speculiren; er kaufte Ländereien, und gewann zuerst 1000, sodann 3000 Thaler. Sobald er aber bemerkte, daß er bei diesem neuen Handel

Glück habe, so setzte er von freien Stücken das schriftliche Gelöbniß auf, daß er den zehnten Theil seines ganzen Gewinns für wohlthätige Anstalten verwenden wolle. Er setzte seine Länderspeculationen mit so glücklichem Erfolge fort, daß er bald 200,000 Thaler erworben hatte. Und er hat Wort gehalten, der zehnte Theil wurde zu wohlthätigen Zwecken verwendet. Als seine erste Pflicht erkannte er es, sich der achtungswerthen Wittwe des Dr. Payson anzunehmen, durch den er zur Religion zurückgekehrt, von dessen Kirche er ein Mitglied geworden war; er sandte dieser mit ihren zahlreichen Kindern in großer Bedrängniß befindlichen Frau einen Wechsel von 10,000 Thalern, sodann gab er für das theologische Seminar in Bangor 2000 Thaler, 500 Thaler für das Bethaus der Seeleute in Portland, 100 Thaler für einen Kirchenbau im Staate Illinois u. s. w. Aber, fragt vielleicht der geneigte Leser, wie hielt es John B. Croß (denn dieß ist der Name des Ehrenmannes) mit seinen alten Gläubigern, zum Theil armen Handwerksleuten, die bei seinem Gant in Newyork zu Schaden kamen? Er hat auch dieser nicht vergessen; denn er ließ in die Zeitungen eine Anzeige einrücken, es möchten alle diejenigen, welchen er aus irgend einem Grunde etwas schuldig geblieben sey, sich bei ihm melden, indem er bereit sey, sammt den Zinsen Jeden auf's Vollständigste zu befriedigen. Ehre, dem Ehre gebührt!

528. Für jedes Jahr eine Guinee.

Eine Dame zu Bristol in England, die es sich besonders angelegen seyn läßt, zur Förderung der Sache der Bibelgesellschaft das Ihrige beizutragen, entschloß sich, einen bekannten, alten reichen Herrn, der menschenfreundliche Gesellschaften bisher nicht unterstützte, einen Besuch abzustatten, um ihn um einen Beitrag zur Bibelgesellschaft zu bitten. Freunde, die den alten Herrn auch kannten, riethen ab, den Weg zu machen, da er doch vergeblich seyn würde, aber die Dame ließ sich nicht irre machen. Sie gieng und gab dem

Greise die Ankündigungen und Aufforderungen, welche die Gesellschaft hatte drucken lassen. Sie erzählte ihm von der Thätigkeit und Wirksamkeit der Gesellschaft, allein Alles blieb ohne Wirkung. Endlich fragte sie ihn: »Haben Sie eine Bibel?« — »Ei freilich!« — »Unter welchen Bedingungen wollen Sie mir dieselbe überlassen?« — »Unter keiner Bedingung!« — »Gut denn; es gibt Tausende in unserem Lande, welche das Gut entbehren, das Sie selber so hoch schätzen. Ein leichtes Opfer von Ihrer Seite könnte einem Ihrer Brüder das Buch verschaffen, von welchem Sie sich um keinen Preis trennen wollen.« — Das traf den Greis, aber er verbarg seine Bewegung und fragte: »wie viel er wohl geben müßte?« Als die Dame erklärt hatte, daß jede Gabe angenommen werde, wandte er sich zu seinem Schreibtisch, nahm aus demselben eine Rolle Goldstücke und zählte ganz gemächlich: eins, zwei, drei u. s. f. Die Dame meinte, daß der alte Herr das aus Unart thue, um sich mit ihr nicht weiter einzulassen, und wollte sich daher verabschieden; aber er bat: »Nur noch einen Augenblick,« zählte bis 73 Goldstücke, gab diese der Dame und sagte: »Hier ist mein Beitrag, für jedes meiner Lebensjahre eine Guinee.«

529. Der wohlangewendete Thaler.

Vor Kurzem erhielt ich (erzählt ein frommer Nordamerikaner) von P....., einem armen Holzmacher, einen Thaler, um ihn zur Förderung des Reiches Gottes anzuwenden. Er hatte nämlich Gelegenheit gefunden, einen außerordentlichen Verdienst zu machen, und dieß bestimmte ihn, mir den Thaler zu geben. Nach etlichen Tagen bot sich mir zur Verwendung desselben eine Gelegenheit dar, von der ich denken mußte, sie werde seinem Herzen erfreulich seyn. Nicht weit von unserer Niederlassung traf ich 20 Arbeiter auf einer Wiese, mit Heumachen beschäftigt. Sie waren Sklaven und kamen von drei verschiedenen Dörfern aus weiter Entfernung. Ich trat unter sie und fragte: »Kann

Einer von euch lesen?« — »Nur zwei von uns,« — war die Antwort; — »aber diese können es recht gut.« — »Wie viel Leute leben auf euern Dörfern?« — »Ungefähr 80 auf dem einen, auf dem andern 120, auf dem dritten 800, also zusammen 1000 ohne Weiber und Kinder.« — »Habt ihr in euern Dörfern auch Schulen?« — »Nein! diejenigen von uns, welche lesen können, lernten es durch eigene Uebung und durch gegenseitige Nachhilfe.« — »Möchtet ihr denn nicht, daß eure Kinder lesen lernten?« — »Wie wäre es möglich, daß sie ein solches Glück erlangten? Wir haben keine Bücher, keine Schule, keinen Lehrer.« — »Aber könnten nicht die, welche im Stande sind, zu lesen, die Andern unterrichten, wenn sie Bücher hätten?« — »Ganz gewiß, und sie würden es mit Freuden thun.« — »Nun gut, Brüder, morgen sollt ihr Bücher haben; ich werde euch welche bringen.« — Ich verließ die Leute bei ihrer Arbeit, und dachte nicht, sie an diesem Tage noch einmal zu sehen; aber Nachmittags kam Einer von denen, welche lesen können, mit einem Andern, welcher ganz durchdrungen war von Verlangen, seinen Kindern Unterricht zu verschaffen, zu mir wegen der Bücher. Nun dachte ich: hier ist eine geschickte Gelegenheit, den Thaler anzubringen. Ich gab daher den Leuten auf Rechnung meines amerikanischen Freundes ein Neues Testament, einen Psalter und einige Schulbücher, wie sie solche jetzt nöthig hatten und versprach ihnen, ehe sie abreisten, noch mehr zu schicken. Etliche Tage darauf gieng ich mit meiner Frau auf demselbigen Wiesenfeld spazieren, und fand die Leute in einer Gruppe versammelt. Alle saßen auf dem Boden und beschäftigten sich offenbar mit einer wichtigen Angelegenheit. Wir traten näher und sahen nun, daß Einer von ihnen vorlas, die Andern aber horchten auf, und das Buch, aus dem er las, war nichts Anderes als das Neue Testament, das ich ihm gegeben hatte. Wir luden sie sodann ein, mit uns zu gehen; nachdem sie vor unserem Hause angekommen waren, schloßen sie einen Kreis und Jeder erhielt

Bücher und Traktate für sich und seine Familie. Sie werden nun dieses ihnen ungemein theure Geschenk in ihre finstern Dörfer mitnehmen; dort wollen sie damit ihre Kinder unterrichten, ihnen den Weg zum Himmel zeigen, und wir dürfen hoffen, daß derselbe Gott, der es dem P. in's Herz gegeben hat, den Thaler herzugeben, und der mir diese Leute zugeführt hat, den ausgestreuten Samen segnen werde, daß er Frucht bringt, dreißigfältig, sechszig und hundertfältig.

330. Erfreuliche Amtserfahrung eines russischen Predigers.

„An diesem Morgen," schreibt ein evangelischer Prediger im südlichen Rußland unter dem 24. Oktober 1838, „bereitete mir der HErr eine recht angenehme und segensreiche Frühstunde. Ein Greis aus einer meiner Filialgemeinden erschien bei mir zu einem freundschaftlichen Besuche und erzählte: ""Ich gieng gestern nach P. und wohnte dem Gottesdienste bei. Die Schlußaufforderung Ihrer Predigt: Nur allein dem HErrn, der uns mit Seinem Blut erkauft hat, zu leben, und Ihm rückhaltslos das Herz, das ganze Leben zu geben, bewog mich, an demselben Tage noch nach C. zu eilen, wo ich am Nachmittag der Bibelsitzung, Ihrer gottesdienstlichen Abendfeier und der Austheilung der Bibeln und Neuen Testamente beiwohnte, und von meinem lieben Heilande so gesegnet wurde, daß ich mich in meinem Herzen gedrungen fühle, Ihnen hier, als dem Diener meines lieben HErrn, die Hand zu reichen mit dem Entschluß: das, was ich noch im Fleische lebe, ganz meinem Heilande und im Glauben an Ihn zu leben, wozu Er mir Seine Gnade und Seines Geistes Kraft schenken wolle! In der Bibelsitzung gestern Nachmittag war Ihre Aufforderung an die versammelten Mitglieder: auch der durch Jesu Blut theuer erkauften armen Heiden vor dem HErrn zu gedenken, und ein mildes Scherflein zum Ankauf des Wortes Gottes für

sie an den Missionsverein in Barmen abgehen zu machen, meinem Herzen so wohlthuend, daß ich nach meinem Vermögen Ihnen hier eine Gabe mittheile, die ich halb für unsern Hilfsverein der Bibelgesellschaft, und halb für die Barmer Mission bestimme. Ich bin alt und schwach, und offenbare Ihnen, als meinem Seelsorger meinen letzten Willen: Ich fühle mich in meiner ganzen Seele aufgefordert, einen Theil meines Vermögens zum Ankauf des Wortes Gottes für meine armen Heidenbrüder testamentlich zu bestellen. Es ist meines Herzens größte Freude, dieß thun zu können. Der Name meines Heilandes sey gelobt in Ewigkeit!«« — »Tief gerührt erwiederte ich dem Manne: Nehmen Sie auf's Neue meine Hand, die ich gestern meinen Beichtkindern reichte, mit der Versicherung, daß Ihre Aeußerungen meinem Herzen werth und theuer sind. Lassen Sie uns durch die Kraft dessen, der in den Schwachen mächtig ist, gewisse Schritte thun auf dem Wege des Lebens! Denn es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade. Fühlen Sie die erbarmende Liebe des guten Hirten täglich mehr und mehr, die Sie gestern und heute mächtig zog! Bleiben Sie Ihm getreu bis in den Tod, so gilt auch Ihnen Seine große Verheißung: »»Ich will dir die Krone des Lebens geben.«« — Ich danke Ihnen für das liebevolle Scherflein im Namen unseres Hilfsvereins der Bibelanstalt und im Namen der Heidenbrüder, die weiland in der Irre giengen, nun aber bekehrt werden zum Bischof ihrer Seelen. Der HErr sey Ihr großer Lohn!« — Hierauf entließ ich den lieben gottseligen Greis, und fühlte tief, daß ich zu gering bin aller Gnade und Barmherzigkeit, die der HErr auch gestern und heute wieder Seinem Diener erwiesen hat. Seinem herrlichen Namen sey Preis und Ehre in Ewigkeit!«

XV.

Weise Wohlthätigkeit.

Die Furcht Gottes macht weislich Thun in allen Sachen, und Gottes Gebot lehret klüglich fahren in allem Handel. Sir. 19, 18.

---

531. Der Weise hält gute Ordnung.

In seinen jüngeren Jahren lebte der Römer T. Pomponius Atticus eine Zeitlang zu Athen, allein seiner Jugend ungeachtet wußte er sich doch so zu betragen, daß er sich allgemein Liebe und Hochachtung erwarb, namentlich durch den Gebrauch, den er von seinem Reichthum machte. Kam die Stadt in irgend eine Geldverlegenheit, so durfte sie sicher seyn, daß sie den edlen Fremdling bereit fand, ihr auszuhelfen, und zwar mit solcher Uneigennützigkeit, daß er nie einen Zins von ihr annahm, aber auch mit solcher Ordnungsliebe, daß er es durchaus nie duldete, daß das Geld länger ausstehen blieb, als bedungen war. Außerdem bewährte er seine Wohlthätigkeit dadurch, daß er jedem Bürger sieben Meß Getreide austheilen ließ, auf daß der ärmste wie der vornehmste in der Stadt erkennen möchte, daß er ihnen allen freundlich zugethan sey.

532. Die Wechselbank für Arme.

Ein berühmter englischer Dichter, der zu Ende des 17ten Jahrhunderts lebte, bezog mehr als 30,000 Pfund Sterling (ungefähr 360,000 Gulden rhein.) jährliche Einkünfte. Seine einfache, bescheidene und sparsame Art zu leben, setzte ihn in den Stand, den größten Theil dieses Geldes zur Unterstützung der Armen anzuwenden. Für ihr Elend empfindlich, errichtete er eine Wechselbank, aus welcher jedem gemeinen Manne oder Weibe, die einige Talente besaßen oder irgend ein Handwerk trieben, ohne Bürgschaft, ohne Pfänder oder anderwärtige Sicherheit und

ohne Zinse Geld bis zu etwa 100 Gulden angeliehen wurde. Der Termin der Wiedererstattung wurde bestimmt, und immer nach den Umständen des Schuldners und nach der Größe der Summe eingerichtet. Hierdurch ernährte er viele tausend Personen, unterstützte Talente, ermunterte zum Fleiß und zur Emsigkeit, trug zum Flor der Künste bei, und verhinderte den Müssiggang. Sehr aufmunternd war für ihn die Erfahrung, daß man ihm das gegebene Wort niemals brach; an dem bestimmten Tage giengen die ausgeliehenen Summen der Bank wieder ein, um in andere Hände überzugehen und zu neuen Freigebigkeitserweisungen zu dienen. — Sein Grundsatz war: „Jeder Weise, der Jemand seine guten Rathschläge versagt, — jeder große Herr, der nicht Künste und Talente ermuntert und beschützt, — jeder Reiche, der nicht großmüthig und freigebig ist, — jeder Arme, der die Arbeit fliehet, sind der menschlichen Gesellschaft schädliche und unnütze Glieder.“

533. Pariser Damenverein zur Unterstützung der Armen.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts traten in Paris 40 Damen in eine Gesellschaft zusammen, die den edlen Entschluß faßten, der Verarmung zu steuern, Unglückliche zu berathen und Bedürftige zu unterstützen. Sie hatten unter Andern folgende Gesetze und Einrichtungen getroffen: „Ein Ausschuß von vier Damen zieht die nöthigen Nachrichten ein, erkundigt sich über den Lebenswandel der Armen, und trägt seine selbst gemachten Bemerkungen und erhaltenen Nachrichten der wohlthätigen Gesellschaft vor. Sie berathen sich hierauf gemeinschaftlich über die zweckdienlichsten Mittel, der leidenden Menschheit wirksam beizustehen, und halten ein besonderes Verzeichniß, worin die Namen aller ihnen bekannt gewordenen Armen in alphabetischer Ordnung, und die Art, wie ihnen geholfen worden ist, eingeschrieben stehen. Um sich selbst von der Richtigkeit aller vorgegebenen Umstände zu überzeugen, theilen sie unter einander die Hausbesuche, bei welchen sie zugleich manche

Gelegenheit finden, Sinn für Religion und Tugend durch schickliche Erinnerungen zu wecken und zu erhalten. Jede Dame, welche solche Hausbesuche macht, übernimmt dabei die Obliegenheit, in alle kleinen Umstände der Unglücklichen einzugehen, ihre Bedürfnisse zu erforschen, sie zur Arbeit zu ermuntern, ihnen zu rathen, und wenn sie wirklich einer Unterstützung bedürftig sind, ihnen zu versprechen, daß sie sich ihrer bestens annehmen wolle. Sie befolgt aber den festen Grundsatz, keine Hilfsgaben selbst zu verwilligen, und sich gegen die ihrem Herzen eigene Güte in Acht zu nehmen, wenn sie die Dürftigkeit dieser oder jener Haushaltung sieht; weil viele Arme, um Mitleiden zu erwecken, öfters allerhand Kunstgriffe zu brauchen pflegen, und dadurch, wenn man, ohne vorherige Prüfung, Jedem geben wollte, die gute Absicht dieser Anstalt nicht erreicht werden würde. Jede Dame geht sodann darüber mit der Gesellschaft zu Rathe, welche, da sie allein das ganze Verzeichniß der Armen hat, die Hilfsgaben nach den Bedürfnissen und der Zahl der zu unterstützenden Armen am besten einzurichten weiß.

534. Der wahrhaft edle Gutsherr.

Ehe der berühmte Engländer John Howard seine aus Menschenliebe unternommene große Reise 1785 antrat, hielt er sich einige Zeit auf seinem väterlichen Gute zu Cardington auf; und wie er allenthalben, wo er hinkam, Thatbeweise seiner edeln Gesinnung gab, so wurde er auch hier der Wohlthäter der armen Einwohner. Er munterte sie zum Fleiße auf, besuchte sie in Krankheiten, und wendete durch Rath und That manches Unglück von ihnen ab, unterstützte sie mit Geld, daß sie ihre Hütten, die dem Einsturz drohten, nach einem bequemeren Plane wieder aufbauen konnten, gab jedem ein kleines Gärtchen nebst einem Stücke Acker zum Anbau der Kartoffeln u. s. w. So wußte er durch seine Unterstützungen den Fleiß und das Wohlverhalten aller derjenigen Leute, deren er sich annahm,

zu befördern. Seine Hilfe war immer so beschaffen, daß die Armen sich dabei nie über ihren Stand erheben, oder der Arbeit entziehen durften; und da die wenigsten gehörig hauszuhalten verstehen, so traf er eine solche Eintheilung, daß sie von Zeit zu Zeit etwas, aber nie viel auf Einmal erhielten.

535. Die aufgehobenen Frohndienste.

Der im Jahr 1797 verstorbene Graf Andreas Peter von Bernstorf, welcher sich durch seine Verdienste um den dänischen Staat ein immerwährendes Andenken gestiftet hat, gab unter anderen auch ein vortreffliches Beispiel von weiser Fürsorge für den Bauernstand. Wie in manchen andern Ländern mußten die Bauern auf den adelichen Gütern in Dänemark ihren Herren gewisse Frohndienste leisten, Dienste, welche in den meisten Gegenden von dem Umfang und von der Beschaffenheit waren, daß der Wohlstand der Bauern und das Aufkommen der Güter beständig dadurch gehindert wurde. Bernstorf war einer der wenigen Edlen, die großmüthig genug waren, diese Rechte freiwillig aufzuopfern, um Freiheit und Eigenthum unter ihren Unterthanen einzuführen. Er besaß die Dörfer Gienlofle, Ordruppe, Vangede und Bernstorf, in denen gerade die Frohndienste, welche geleistet werden mußten, für die ökonomischen Verhältnisse des Gutsbesitzers viel austrugen. Mehr als vierzig Familien, die in diesen Dörfern wohnten, waren größtentheils arm oder ganz heruntergekommen. Bernstorf konnte die schlechten Umstände dieser Familien in einer Gegend, die recht dazu geschaffen schien, ihre Bewohner in Wohlstand zu setzen, nicht mit Gleichgültigkeit ansehen. Er wollte vielmehr lieber, daß man in ihm den Wohlthäter glücklicher Menschen ehren, als den harten Gebieter über armselige Sklaven fürchten sollte; und da er die eigentliche Ursache ihrer bedauerungswürdigen Lage darin zu finden glaubte, daß sie von den harten Frohndiensten gedrückt waren, und ihre Höfe nur zur Nutznießung

hatten, ohne versichert zu seyn, daß sie selbst die Früchte der Arbeit, welche sie auf deren Verbesserung wendeten, genießen würden, oder ihren Erben und Kindern überlassen könnten: so beschloß er, ohne lange zu bedenken, ob er nicht zu viel aufopferte, alle Hindernisse ihres Wohlstandes auf einmal zu heben und die dazu erforderlichen Kosten nicht zu scheuen. Er führte auch diesen großmüthigen Entschluß mit der lobenswürdigsten Thätigkeit aus; er ließ zu dem Ende die Felder vermessen und auf eine Art, welche ihm die bequemste schien, eintheilen; er vermochte die Bewohner der Güter, daß sie um die eingetheilten Ländereien looseten, und ermunterte sie durch ausgesetzte Preise, ihre Höfe und Wohnungen auf den Jedem zugefallenen Antheil zu verlegen, um ihn desto besser unter den Augen zu haben und fleißiger bearbeiten zu können. Da Alles dieses zu Stande gebracht war, fertigte er Jedem eine schriftliche Erbpachts- und Uebertragungsakte aus, kraft welcher sie gegen erträgliche und bestimmte Abgaben ihre Güter als Eigenthum und die Befreiung vom Frohndienste erhielten. Zur Beförderung dieser Sache verwendete der edle Graf aus eigenen Mitteln über 7000 Thalern für Vermessungen, Prämien und andere Kosten. Er war aber auch überzeugt, daß dieses Geld auf das Wohlthätigste angewendet sey, weil er dadurch so vielen Familien aufhalf, und er fand die süßeste Belohnung seiner Menschenfreundlichkeit darin, daß er sah, wie in kurzer Zeit Industrie und gemeinnützige Thätigkeit unter diesen Familien auflebte. Doch nicht bloß dieses versüßte ihm sein edles Unternehmen, sondern auch die Wahrnehmung, daß sein Beispiel auch andere Gutsherren zur Nacheiferung bewog.

536. Tafelfreuden eines Oberrichters.

Man erzählt von dem berühmten englischen Oberrichter Hale, daß er oft seine armen Nachbarn zum Essen bat und neben sich sitzen ließ. Waren Einige von ihnen so krank, daß sie nicht selbst kommen konnten, so schickte er

ihnen warmes Essen von seiner Tafel, und beschränkte seine Milde nicht auf die Armen seines Kirchspiels, sondern ließ auch den benachbarten Kirchspielen bei vorkommenden Gelegenheiten Unterstützung zufließen. Stets behandelte er die Alten, Nothleidenden und Kranken mit der Zartheit und Herablassung, die Jedem geziemet, welcher erwägt, daß diese Unglücklichen einerlei Natur mit ihm haben, und ebendenselben Bedürfnissen unterworfen sind, die ihn im ähnlichen Falle selbst drücken würden. Mit ganz andern Augen sah er Leute an, die das Betteln gewerbsmäßig trieben; begegneten ihm dergleichen auf seinen Spaziergängen oder kamen sie vor seine Thüre, so fragte er die, welche ihm zur Arbeit tüchtig schienen, warum sie so müßig umherschwärmten? Gaben sie dann zur Antwort, sie könnten keine Arbeit finden, so schickte er sie auf's Feld, die Steine zusammenzulesen und auf einen Haufen zu bringen, und bezahlte ihnen nachgehends ihre Arbeit sehr freigebig.

XVI.

Freudiges Wohlthun.

Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.
2 Kor. 9, 7.

---

537. Das göttliche Fest.

Einige reiche junge Engländer beschloßen, an dem Geburtstage ihres Königs unter sich ein glänzendes Fest zu feiern. Die Anstalten zu diesem Feste sollte Moringtom machen, ein Mann, auf dessen Geschmack in der Anordnung solcher Feierlichkeiten man sich verlassen konnte. Sie legten deßhalb eine große Summe Geldes zusammen, gaben sie Morington, und sagten: „wir überlassen Alles deinem Geschmacke, aber es muß ein göttliches Fest seyn.“ — „Ja, ja“ — versetzte Morington lächelnd — „ein gött-

liches Fest! verlasset Euch auf mich.« — Die jungen Engländer giengen an dem bestimmten Tage in den verabredeten Gasthof. »Was wetten wir« — sagte Einer zum Andern — »Morington hat für unser Vergnügen gewiß auf's Herrlichste gesorgt! Er weiß den Sinnen und dem Herzen eine gleich angenehme Unterhaltung zu verschaffen.« Sie traten in das Haus. Sämmtliche Zimmer trafen sie nur schlecht beleuchtet, und in der Küche bemerkten sie keine Zubereitung, welche ein kostbares Abendessen erwarten ließ. — »Morington! was ist das?« — riefen sie, als er ihnen aus einer angränzenden Thüre entgegentrat. — »Du scheinst wenig für unser Vergnügen gesorgt zu haben?« — Statt sich zu entschuldigen, erwiederte Morington: »Ihr wolltet doch ein göttliches Fest? Hier ist es!« — Und in diesem Augenblick öffnete er die Thüre eines Zimmers. Hier saßen zehn Londoner Bürger mit ihren Gattinnen, und genoßen ein für sie bereitetes Abendessen. Es waren Leute, die durch unglückliche Umstände in Schulden gerathen waren, und deren Gläubiger sie nach den Landesgesetzen in das für zahlungsunfähige Schuldner bestimmte Gefängniß hatten setzen lassen. Die Schulden dieser Männer hatte Morington mit dem von seinen Freunden erhaltenen Gelde bezahlt, die armen Gefangenen dadurch aus ihrer Haft befreit und hier eine nicht kostbare aber doch gute Mahlzeit für sie zurichten lassen. Den Rest des Geldes hatte er unter sie vertheilt, damit sie sich neues Handwerkzeug und das nöthige Hausgeräthe verschaffen und wieder emporarbeiten könnten. »Ihr wolltet doch ein göttliches, ein himmlisches Fest?« — sagte Morington zu seinen Freunden, die ihn befremdet betrachteten. — »Sehet, hier ist es! So speist Gott alle Tage im Himmel!« Er gab ihnen hierauf über seine ganze Veranstaltung die nöthige Aufklärung. Die geretteten Bürger, die jetzt erfuhren, wer ihre Wohlthäter waren, standen von ihren Sitzen auf, und Thränen der Freude und des Dankes floßen aus Aller Augen. »Sie haben mir meinen Mann, Sie haben uns unsern Vater wieder gegeben!« —

riefen ihre Gattinnen und Kinder. Die jungen Engländer wurden durch diese Scene überrascht und gerührt. Sie reichten Allen die Hand, baten sie, an diesem Tage nur recht vergnügt zu seyn, und setzten sich sodann mitten unter sie an die fröhliche Tafel. Es war nicht für auserlesene aber doch für gute Gerichte gesorgt, und der Anblick so vieler glücklichen Menschen, ihre laute Freude, ihr herzlicher Dank, das Bewußtseyn, sie so glücklich gemacht zu haben, versüßte unsern jungen Engländern das einfache Mahl so sehr, daß sie noch nie köstlicher gespeist zu haben glaubten. Die Bürger tranken auf die Gesundheit ihrer Wohlthäter, und Alle zusammen auf das Wohl ihres Königs. — »Morington!« — sagten seine Freunde bei'm Weggehen — »du hast uns wahrlich ein göttliches Fest gemacht« — und sie unterzeichneten für's künftige Jahr auf eine gleiche Summe zu dem nämlichen Gebrauche.

538. Der Unglückliche fange an Wohlzuthun.

Sir Blackwell, der Letzte seiner Familie, durch eigenes Vermögen und viele Erbschaften einer der reichsten Einwohner in London geworden, unverheirathet, ein Mann von unbescholtenem Charakter und vortrefflichem Herzen, ganz unabhängig, frei von Geschäften, und eben darum unruhig und tiefsinnig, sagte einst zu sich selbst: »wozu nützen meine Schätze, die das Schicksal mir mit verschwenderischer Hand zugeworfen hat? soll ich bloß derselben Hüter seyn? Ich bin zu alt, um an den Thorheiten und an den verschwenderischen Lustbarkeiten der Jugend Vergnügen zu finden; da liegen sie ungenützt, und gewähren mir die Freude nicht, die ich mir von Reichthümern versprochen hatte. Bald ist in meinen Augen der Dürftige eben so glücklich, wo nicht glücklicher als ich.« — In diese Betrachtungen vertieft, geht er einst am Ufer der Themse spazieren. William, einer seiner ehemaligen Arbeiter, sitzt hier mit Netzstricken beschäftigt. Er sieht seinen Herrn traurig mit gesenktem Haupte hin und her gehen. — »Warum so traurig,

Sir? — darf ich fragen — Ein reicher Mann, wie Sie?« — »Eben mein Reichthum ist es, der mich so unwillig macht« — sagte Blackwell — »wozu sollen mir die Millionen?« — »Ei, mein Herr, geben Sie Andern etwas davon, wenn Sie entbehren können. Sie können der Vater vieler Glücklichen werden.« — Blackwell wurde bestürzt bei diesen Worten, der Gedanke, mit seinen Schätzen auch Andere glücklich machen zu können, war ihm nie eingefallen, und er stimmte doch so sehr mit seinem sanften Charakter überein. »Komm« — rief er — »William! bist du doch einer meiner ehemaligen Arbeiter, ich kenne deine redliche Denkungsart, komm, du gibst mir einen guten Rath, du sollst auch die ersten Früchte davon zu genießen haben. Wie viel würdest du wohl auf einmal nehmen, wenn ich dir meine Kasse öffnete?« — »Ich, Sir? nun ja, das wäre artig; wenn es Ihnen Ernst wäre, so würde ich mich nicht lange besinnen, ich würde gleich 400 Guineen (4400 Gulden Rhein.) nehmen, und mir ein Häuschen, Leder und das nöthige Werkzeug, das ich bei dem letzten unglücklichen Brande verloren habe, wieder anschaffen, und so mich und meine Familie durch meine Handarbeit ernähren.« — »Du bist ein ehrlicher, aufrichtiger Mensch, komm mit mir, und ich will dir die verlangte Summe sogleich geben!« — William erhielt sie, und Sir Blackwells Großmuth gieng so weit, daß er ihn überdieß noch allen seinen Freunden nachdrücklich empfahl, und so wurde der ehrliche und in seinem Berufe fleißige William in kurzer Zeit in den Stand gesetzt, seinem großmüthigen Wohlthäter die ihm dargeschossenen 400 Guineen dankbar wieder zurückzahlen zu können. Blackwell nahm das Geld, und schenkte es der ältesten Tochter Williams als ein Heirathgut. Das Mädchen traf eine vortheilhafte Verbindung, und die ganze Familie kam nach und nach in einen blühenden Wohlstand. — Blackwell, der in seinem Leben noch nie eine so reine Freude genossen hatte, dankte der Vorsehung mit der innigsten Rührung für seinen Reichthum, der

ihn in den Stand setzte, sich und Andere zu beglücken. »Ja« — sprach er — »dieß ist der wahre Gebrauch der Schätze, die uns sonst zur Qual werden müßten. Gott gab sie mir, um das Elend meiner Brüder zu lindern; dazu will ich sie auch anwenden.« — Von diesem Zeitpunkte an vergieng kein Tag, den Blackwell nicht durch eine gute Handlung bezeichnete. Sein größtes Vergnügen war, Nothleidende aufzusuchen, um sie in ihrem Elende zu unterstützen. Bald schickte er einem Dürftigen Kleider und Geld mit der Post; bald ließ er diesem oder jenem Kranken Arzneien und stärkende Mittel zustellen; bald half er diesem oder jenem unverschuldet in Zerfall gerathenen Kaufmann durch beträchtliche Summen Geldes wieder auf, die er ihm durch unbekannte Hände zustellen ließ; denn eben das war sein größtes Vergnügen, wenn der von ihm Gerettete nicht wußte, wer sein Wohlthäter gewesen sey, und das nur darum, um bei seinen Danksagungen, die ihn, wie er sich ausdrückte, immer in eine gewisse Art von Verlegenheit setzten, nicht erröthen zu dürfen. Einst gieng er des Abends in seinen Mantel gehüllt durch die Straßen der Stadt, um einen oder den andern Dürftigen aufzusuchen. Zwei schlecht gekleidete Bürger gehen vor ihm her, und unterhalten sich, ohne auf ihn Acht zu haben, von ihren häuslichen Angelegenheiten. »Ach,« — seufzte der Eine — »wenn doch Blackwell, dieser edle Menschenfreund, der schon so Vielen aus der Noth geholfen hat, meine traurige Lage kennte, wie bald würde ich gerettet seyn! 50 Guineen könnten mein Glück machen.« — »Bei mir« — antwortete der Andere — würde das, leider! noch lange nicht zureichen, ich müßte wenigstens 200 haben, wenn ich meine Umstände verbessern wollte.« Jetzt nahte Blackwell mit der lebhaftesten Freude, hier Gelegenheit zu finden, unbekannt Gutes thun zu können. »Meine Freunde!« — so redete er sie an — »vergeben Sie mir, ich habe Sie belauscht; Sie haben Recht, Blackwell würde und könnte Ihrem Mangel abhelfen, wenn er mit Ihren Umständen bekannt wäre, und ich

könnte um diese Summe für Sie bitten, aber er hat zu viele Geschäfte, als daß ich ihn jetzt zu unterbrechen wagen möchte. Doch, sollte denn dieser der Einzige in London seyn? Gibt's nicht auch noch Andere, die eben so geneigt zu einer guten Handlung sind als Jener, wenn sie nur Gelegenheit dazu haben? Ich selbst will Ihnen das Geld leihen, kommen Sie nur morgen zu gleicher Stunde wieder hieher, und bringen Sie mir ein Zeugniß Ihrer guten Aufführung von Ihren Vorgesetzten mit, so sollen Sie das Geld erhalten; nur geben Sie sich keine Mühe, mich auszuforschen; dieß ist die einzige Gefälligkeit, die ich mir von Ihnen ausbitte.« — Mit diesen Worten verließ er sie plötzlich. — Die beiden Männer verstummten, und wußten in der ersten Bestürzung nicht, was sie denken sollten. Sie sahen einander an, unschlüssig, ob sie der Versicherung des Unbekannten trauen könnten. Indessen entschließen sie sich doch, des andern Abends zur bestimmten Stunde wieder an demselben Orte zu erscheinen. Sie kommen, bringen den verlangten Schein mit, und ihr Wohlthäter wartet ihrer schon. Sie händigen ihm ihre Schrift ein, und er übergibt einem Jedem die verlangte Summe; und ohne von ihnen einen Empfangschein zu erwarten, eilt er eben so schnell wie das erste Mal wieder hinweg. Voll Erstaunen und in der größten Verlegenheit, daß sie ihren großmüthigen Wohlthäter nicht kannten, fassen diese redlichen Männer den einmüthigen Entschluß, dieß Darlehen richtig wieder zu bezahlen, und heften zu dem Ende gleich am folgenden Tage einen Zettel an die Börse, in welchem sie den ganzen Verlauf der Sache bekannt machten, und öffentlich versprachen, das Geld zu einer bestimmten Zeit der Obrigkeit wieder zuzustellen, damit diese es dem Ueberbringer jenes Scheines, den sie ihrem unbekannten Wohlthäter eingehändigt hätten, möchte verabfolgen lassen. — Allein des andern Tages fand man jenes Papier abgerissen, und statt dessen eine andere Schrift folgenden Inhalts: »Ich bin vollkommen befriedigt, da ich nun überzeugt bin, Männern

in ihrer traurigen Lage geholfen zu haben, die es verdienen. Ich verlange durchaus keinen Ersatz, und zu mehrerer Bescheinigung dessen habe ich bereits durch den Lordmajor die Handschrift eurer Obrigkeit zustellen lassen.“ Ganz London war begierig, diesen edeln Wohlthäter zu erfahren; aber Blackwell strebte nicht nach dem lauten Beifalle der Menschen; er entdeckte daher auch nicht einmal seinen vertrautesten Freunden diese Begebenheit; und vielleicht wäre sie nie bekannt worden, wenn nicht sein Verwalter sich erinnert hätte, daß er ihm an eben diesem Tage diese Summe habe auszahlen müssen; dieser gab Blackwells Freunden in der Stille davon Nachricht, und so ward nebst andern schönen Handlungen dieses edeln Mannes, auch endlich diese, wiewohl wider seinen Willen, ruchbar.

539. Wohlthun eine Freude auch für die Armen.

In einer der Vorstädte von Berlin gieng einst an einem Regentage ein blinder Greis umher und bettelte. Ein Stab, den er immer vor sich hinhielt, und mit dem er jeden Platz, auf welchen er treten wollte, zuvor untersuchte, war sein einziger Begleiter. Sein Anzug verrieth große Armuth, und seine Miene Ehrlichkeit. Alle Leiden der Menschheit schienen in dem armen Alten vereinigt, und sein Anblick mußte in dem Herzen des Gefühllosesten eine Empfindung des Mitleids erregen. An einer Thüre hielt er still, und sang:

„Hier steht ein alter blinder Mann
Und singt vor eurer Thür!
Ach seht ihn nicht so lieblos an,
Er ist ein Mensch, wie Ihr!
Der Gott, der Reich' und Arme macht,
Und alle Menschen liebt,
Der gab mir zwar nicht Gold und Pracht,
Was Werth bei Vielen giebt.
Doch gab Er mir Gelassenheit,
Zu tragen Noth und Schmerz,
Mit Wenigem Genügsamkeit,
Und ein dankbares Herz.

Oft wünsch' ich mir: ach könnt' ich doch
Sie, die mir wohlthun, seh'n;
Dann, glaub' ich, würd' ich froher noch
Mein Brod zu betteln geh'n.
Doch fühl' ich eure milde Hand
Und dankbar drück' ich sie,
Und denke, Gott sind unbekannt
Der Frommen Thaten nie.
Gott laß es Euch an jedem Ort,
Ihr Edeln, wohlergeh'n,
Und einst in seinem Himmel dort
Mich euer Antlitz seh'n!"

Die Thüre des Hauses, wo der Bettler stand, war verschlossen; aber ein Soldat, der mit einem Schubkarren die Straße pfeifend daher fuhr, und sich vielleicht gerade erst einen Groschen durch Taglohnarbeit verdient hatte, blieb stehen, und hörte dem Liede des alten Mannes zu. Schnell ließ er nach Endigung des Gesanges seinen Karren nieder, und drückte dem Alten einige Pfennige in die Hand. »Gott schenke euch Gesundheit und langes Leben!« — sagte der arme Blinde — »den ganzen lieben Tag habe ich noch keinen Bissen Brod im Munde gehabt!« — Auf diese Worte sprang der Soldat zu einem nahen Bäckerladen, brachte eine Semmel, und steckte sie dem Blinden, ohne daß er es merkte, in die Tasche. In dem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Hauses, vor dem der Blinde gesungen hatte. Ein Herr, der die schöne That des Soldaten gesehen hatte, trat hervor, rief ihn zu sich, und gab ihm, was er gerade in der Tasche hatte. »Du braver Mann!« — sagte er — »dein edles Herz freut mich. Nimm diese Kleinigkeit zum Beweise, wie sehr ich dein gutes Herz schätze.« »Dank, vielen Dank, Ihr Gnaden,« — erwiederte der Soldat — »Gottes Lohn! Aber es ist zu viel Geld, das muß ich theilen.« — Freundlich klopfte er jetzt dem Blinden auf die Schulter, und sagte: »da nimm du die Hälfte: mir gehört kein Dank dafür, sondern dem braven Herrn da, der ein paar Schritte von dir steht. Jetzt geh'

nach Hause, armer Mann! das Wetter ist dir heute nicht günstig. Laß dir eine warme Suppe kochen, und wärme dich, und singe morgen mehr, wenn die Sonne scheint.“ — Mit vergnügtem Sinne gieng nun der Soldat wieder zu seinem Schubkarren, schlang schnell das Tragband über seine Achsel, und fuhr die Straße weiter.

540. Mein Bruder hat seine Schuldigkeit gethan.

Franz Anton Egetmayr aus Bretten in Baden gieng in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Schneider auf die Wanderschaft, und kam bis Petersburg. Dort wurde er Soldat und in das asiatische Rußland geschickt. In der Stadt Pensa ließ er sich als Schneider nieder, und bald spürte seine Gottesfurcht und sein Fleiß den Segen Gottes. Sein Geschäft breitete sich aus, denn Jedermann, der in jener Gegend ein sauberes Kleid haben wollte, ließ es bei dem deutschen Meister machen, weßhalb dieser sechsundzwanzig Gesellen in der Arbeit hatte. Da Egetmayr auch voll Mitleid und Dienstfertigkeit gegen jeden Nothleidenden weit und breit war, stand er in allgemeinem Ansehen, und galt selbst bei dem Statthalter in Pensa so viel, daß ihm von demselben nicht leicht eine Bitte abgeschlagen wurde. Als nun in den letzten russischen Kriegen, insbesondere im Jahr 1812, so viele Gefangene nach Asien gesandt wurden, deren Weg meistens durch Pensa gieng, war Egetmayr unermüdet geschäftig, ihnen wohlzuthun, zu rathen und zu helfen, wo sich ihm eine Gelegenheit dazu darbot. Immer hoffte er, einmal die Freude zu haben, ehemaligen Landsleuten Gutes thun zu können. So oft daher ein Transport von Gefangenen kam, war er stets der Erste auf dem Platze, und: „Sind keine Deutschen da:“ blieb seine nächste Frage. Aus Liebe zu seinem alten Vaterlande wünschte er, daß den Deutschen, die etwa kommen würden, recht viel mangeln möchte, damit er ihnen nach Herzenslust Gutes erweisen könnte. Eines Tages kamen nun wirklich mit vielen Franzosen 16

Rheinländer, baden'sche Offiziere, die unter Napoleon gedient hatten, als Gefangene. Sie waren ermattet, krank, hatten erfrorene Glieder und schlechtgeheilte Wunden, dazu kein Geld, keine Kleidung und keinen Trost. Mit schwerem Kummer belastet standen sie da im fremden unheimlichen Lande, das ihre Sprache nicht verstand, und wußten nicht, was aus ihnen werden sollte. Da rief plötzlich Egetmayr mitten unter ihren Haufen hinein sein freundliches: „Sind keine Deutschen da?“ Er mußte zum zweiten Male fragen, denn sie konnten vor Staunen über das süße deutsche Wort in Asien sich nicht gleich fassen. Und als er hörte: Deutsche genug! und von jedem erfragte, wo er her sey? und einer sagte: von Mannheim am Rheinstrome, als wenn er nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt, und ein anderer sagte: von Bruchsal, und ein anderer: von Heidelberg, und so fort, da war Niemand glücklicher, als er. Und als sie ihn als ihren Landsmann erkannten, traten Thränen der Freude und Wehmuth Allen in die Augen; er aber führte sie im Triumphe in seine Wohnung, und bewirthete sie, so gut es ihm augenblicklich möglich war. Dann eilte er zu dem Statthalter, und bat, seine Landsleute behalten zu dürfen. Es wurde ihm gestattet. Darauf lief er in der Stadt herum und suchte für die, welche in seinem Hause nicht unterkommen konnten, bei Freunden und Bekannten Quartiere aus. Endlich gieng's an die Kleider und Wäsche der lieben Gäste, daß auch hier für das Nothwendige gesorgt würde. Bald saßen alle 26 Gesellen, und arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für die gefangenen Freunde. Vergeblich stellten diese dem Schneider vor, daß sie ja nichts besäßen, um alle diese Ausgaben zu vergüten. „Mich entschädigt die Freude, Ihnen helfen zu können. Benützen Sie Alles, was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an!“ erwiederte er kurz. Sodann führte er sie in der Stadt herum zu seinen Freunden, damit diese Theil nehmen möchten an seiner Freude. Es ist nicht möglich, all' das Gute aufzu-

zählen, das er seinen Landsleuten erwies. So sehr sie aber mit diesem Allem zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag fand er daher neue Mittel, die unangenehme Lage der Gefangenschaft ihnen zu erleichtern, und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimath ein hohes Geburtsfest, es wurde an dem nämlichen Tage, nur etwas früher, weil die Uhren in Pensa anders gehen, mit einem Gastmahle gefeiert. Kam eine frohe Nachricht vom Vorrücken oder einem Siege der Alliirten in Deutschland, der Schneider war der Erste, der sie wußte, und seinen Kindern — er nannte seine Freunde nur seine Kinder — mit Freudenthränen überbrachte, weil ja ihre Erlösung nahte. Als einst Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus ihrem Vaterlande ankam, war ihre erste Sorge, die Auslagen ihrem Wohlthäter zu vergüten. »Kinder!« sagte er, »verbittert mir meine Freude nicht!« — »Vater Egetmayr,« antworteten sie, »thut unserem Herzen nicht wehe!« Da machte er ihnen zum Schein eine Rechnung, um sie nicht zu betrüben, und das Geld wieder zu ihrem Besten anzuwenden. Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Jetzt gesellte sich aber zur Freude ohne Maaß der bittere Schmerz der Trennung und der Noth; denn es fehlte an Allem, was zur Versorgung auf eine so weite Reise und in den Schrecknissen des russischen Winters, in unwirthbaren Gegenden, nöthig war. Die 13 Kreuzer, welche täglich zur Verpflegung eines Mannes während der Reise durch Rußland ausgezahlt wurden, reichten nicht hin. Still und nachdenkend gieng daher in diesen Tagen der sonst so fröhliche Schneider herum, und war wenig zu Hause. Auf einmal kam er mit freudigem Antlitze schnell zurück, und rief: »Kinder! nun ist Rath geschafft, Geld ist da!« — Er hatte für 2000 Rubel sein Haus verkauft, um Reisegeld für seine Landsleute zu bekommen. »Ich will schon eine Unterkunft finden,« sagte er, »wenn nur ihr ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt.« — Zum großen Troste der edeln Gefangenen wurde jedoch der Kauf

wieder rückgängig gemacht, darum brachte er auf eine andere Art einige hundert Rubel zusammen, und nöthigte sie, was er von kostbarem russischem Pelzwerke besaß, mitzunehmen, um es unterwegs im Nothfalle verkaufen zu können. Der Abschied war schwer, und unter tausend Segenswünschen und Thränen des Dankes und der Liebe schieden sie von einander. Dieß sey ihm der schmerzlichste Tag seines Lebens, gestand Vater Egetmayr. — Die Reisenden sprachen unterwegs unaufhörlich von ihrem Vater in Pensa; und schickten, als sie in Bialystock in Polen wohlbehalten ankamen, und Geld antrafen, mit dem innigsten Danke das vorgeschossene Reisegeld ihm zurück. Nach ihrer Rückkehr in die Heimath erfuhren sie, daß Vater Egetmayr noch einen Bruder in Bretten habe, und wollten gegen diesen ihre Dankbarkeit beweisen, allein auch dieser wies Alles zurück und sagte: »Mein Bruder hat seine Schuldigkeit gethan!« —

XVII.

Zartgefühl.

Betrübe den Dürftigen nicht in seiner Armuth. Sir. 4, 2.

---

541. Der kostbare Trunk Wasser.

Unter den alten Persern war die Gewohnheit, daß wenn ihr König das Land durchreiste, jeder Unterthan, durch dessen Besitzungen er kam, ihm ein Geschenk überreichte. König Artaxerxes Mnemon kam auf einer solchen Reise einst vor die Hütte eines armen Mannes, der seinen König nicht weiter gehen lassen wollte, ohne ihm ein Geschenk gemacht zu haben. Er hatte nichts, was er dem König hätte anbieten können; doch lief er hin zu einer Quelle, schöpfte einen Trunk frischen Wassers, und

überreichte ihn dem König mit den Worten: »Hier, großer König, ist Alles, was ich Dir geben kann!« — »Du gibst mir mehr,« — antwortete Artaxerres, — »als mir irgend Einer meiner Unterthanen gegeben hat. Dein redlicher Wille und das freundliche Herz, mit dem du mir diesen Trunk gibst, sind mir lieber als die kostbarsten Gaben.« — Der König überhäufte den Mann mit Wohlthaten und Geschenken.

542. Das ausgetauschte Pferd.

Der berühmte französische Marschall Turenne (Türenn) bemerkte in seiner Armee einen Offizier von alter Familie, der aber arm und sehr schlecht beritten war. Er bat ihn zu Tische, zog ihn nach der Mahlzeit auf die Seite, und sagte voll Güte zu ihm: »Mein Herr! ich habe eine Bitte an Sie, die Sie vielleicht ein wenig dreist finden dürften, deren Erfüllung Sie aber, wie ich hoffe, Ihrem General nicht abschlagen werden. Ich bin alt,« — fuhr er fort — »und zuweilen etwas kränklich; die raschen Pferde ermüden mich, und ich habe eines bei Ihnen gesehen, das mir, wie ich glaube, besser anstehen würde. Wenn ich nicht befürchtete, ein allzugroßes Opfer zu verlangen, so würde ich es mir von ihnen ausbitten.« Der Offizier antwortete bloß durch eine tiefe Verbeugung; holte sogleich sein Pferd, und führte es selbst in Turenne's Stall. Den andern Morgen schickte ihm dieser dafür eines der schönsten und besten Pferde der ganzen Armee. Wie sehr mußte sich der Offizier diesem edeln Manne verpflichtet fühlen, der mit der Sorge für sein Bedürfniß so viel feine Aufmerksamkeit für seine Ehre verband!

Türenne, der sich so gut auf's Wohlthun verstand, verstand sich nicht weniger gut auf's Verweise geben. Seine Soldaten plünderten im Hennegau'schen ein Schloß, das sie im Sturme erobert hatten. Sie fanden in demselben eine Frau von bewundrungswürdiger Schönheit, und brachten diese, als den besten Theil der Beute, ihrem Feld-

herrn. Türenne, der sich durch diese Aufmerksamkeit ganz und gar nicht geschmeichelt fand, ließ sogleich den Mann der Unglücklichen vor sich fordern. „Hier, mein Herr!“ — sagte er — „empfangen Sie Ihre Gattin zurück. Die Erhaltung der Ehre derselben haben Sie diesen meinen wackern Soldaten zu danken. Sie empfanden Achtung für so viel Schönheit, und um sie gegen alle Anfälle eines Nichtswürdigen zu sichern, brachten sie dieselbe zu mir, ihrem Feldherrn.“

543. Ich komme, Ihnen eine Schuld abzuzahlen.

Thomson, der berühmte englische Dichter (geb. 1700 gest. 1748) war bei seiner ersten Ankunft in London in sehr eingeschränkten Vermögensumständen, und ehe seine Schriften ihn in Ruf brachten, oft sogar um eine Mittagsmahlzeit verlegen. Die Schulden, welche er damals machte, drückten ihn noch lange hernach, und einer seiner Gläubiger ließ ihn, nachdem sein vortreffliches Gedicht „die Jahreszeiten“ gedruckt war, in's Gefängniß setzen, weil er hoffte, dadurch desto gewisser zu seinem Gelde zu gelangen. Die Nachricht von diesem Unglücke kam zufälligerweise dem berühmten Schauspieler Quin zu Ohren, der zwar die Jahreszeiten gelesen, aber den Verfasser derselben noch nie gesehen hatte. Nach genauer Erkundigung erfuhr er den Ort, wo Thomson gefangen saß, gieng hin, und sagte, als er in's Zimmer trat, zu ihm: „Sie kennen mich nicht, mein Herr! wie ich glaube: mein Name ist Quin.“ — Thomson nahm ihn höflich auf, und erwiederte: er hätte zwar nicht die Ehre, ihn von Person zu kennen, allein sein Name und seine vorzüglichen Talente wären ihm wohl bekannt. — Nachdem Thomson ihn hatte sitzen heißen, sagte Quin, er sey gekommen, um mit ihm zu Abend zu essen, und habe auch bereits dem Koche befohlen, für eine Mahlzeit zu sorgen, welches Thomson hoffentlich entschuldigen würde. Dieser antwortete ihm hierauf mit der gebührenden Höflichkeit. Bald darauf wußte Quin ihre Unterredung auf

gelehrte Gegenstände zu lenken; und nach geendigter Mahlzeit nahm er die Gelegenheit, seine Absicht zu erklären, indem er sagte: jetzt sey es Zeit, zur Sache zu kommen. Thomson antwortete: „er sey bereit, ihm, so weit es seine Fähigkeiten erlaubten, in Allem zu dienen, was er befehlen werde; denn er glaubte, Quins Besuch beträfe eine Schauspielerangelegenheit. — „Mein Herr!“ — sagte Quin — „Sie verstehen mich unrecht; ich bin in Ihrer Schuld; Sie haben hundert Pfund von mir zu fordern, und ich komme, sie Ihnen zu bezahlen.“ — Thomson antwortete mit einer niedergeschlagenen Miene: er sey sich nicht bewußt, jemals Herrn Quin beleidigt zu haben, und wundere sich daher, daß dieser seines Unglücks zu spotten suche. — „Bei Gott! nein,“ — sagte Quin, indem er seine Stimme erhob, — „davon bin ich unendlich weit entfernt. Ich sage, ich bin Ihnen hundert Pfund (1200 Gulden) schuldig, und da sind sie;“ — und legte eine Banknote von diesem Werthe vor ihn hin. Thomson erstaunte, und bat ihn, sich zu erklären. — „Gut!“ — antwortete Quin — „ich will es thun. — Bald nachdem ich Ihre Jahreszeiten gelesen hatte, fiel es mir ein, mein Testament zu machen, weil ich doch nach meinem Tode Etwas in der Welt zurück zu lassen habe. Unter andern Vermächtnissen bestimmte ich auch dem Verfasser der Jahreszeiten einhundert Pfund; und da ich heute hörte, daß Sie in diesem Hause wären, dachte ich, ich könnte eben so gut das Vergnügen haben, selbst das Geld hieher zu bringen, als den Vollziehern meines letzten Willens aufgeben, es Ihnen zu bezahlen, und zwar zu einer Zeit, wo Sie es vielleicht weniger nöthig haben möchten als jetzt; und dieß, Herr Thomson, ist die Angelegenheit, um welcher willen ich gekommen bin.“

544. Wettstreit zweier Freunde.

Marivaux (Mariwo), ein französischer Gelehrter (gest. 1763), hatte ungefähr 1900 Rhein. Gulden jährlicher Einkünfte, eine Summe, mit welcher er sich in einen

eben so angenehmen als gemächlichen Zustand hätte setzen können, wenn er weniger großmüthige Freigebigkeit bewiesen hätte, und weniger empfindlich für Anderer Unglück gewesen wäre; allein von denselben gebrauchte er für seine eigenen Bedürfnisse nur 700 fl., den Ueberrest wandte er dazu an, den Bedürfnissen Anderer abzuhelfen. — Sehr oft sah man ihn seinen eigenen, nothwendigen Lebensunterhalt aufopfern, um Leuten, die er kaum kannte, die entweder wegen Verfolgung von unerbittlichen Schuldgläubigern, oder aus andern Gründen der Verzweiflung nahe waren, Freiheit und Leben zu erkaufen. — Er wußte aber seine guten Handlungen eben so sorgfältig geheim zu halten, wie Andere ihre Fehler zu verbergen suchten, und verhehlte seine eigenen Bedürfnisse selbst seinen Freunden. Fontenelle, sein vertrautester Busenfreund, vernahm einst, daß er krank wäre; und da er seine außerordentliche Gutherzigkeit und Freigebigkeit kannte, so besorgte er, daß er nun vielleicht selbst einigen Mangel leiden möchte. Er eilte sogleich zu ihm hin, begehrte mit ihm allein zu reden, und sagte mit einem zärtlichen Händedruck zu ihm: »Mein Freund! in dem Zustande, worin du dich jetzt befindest, kannst du sehr leicht etwas Geld bedürfen. Freunde, wie wir sind, sollen nicht warten, bis man von ihnen etwas fordern muß. Eine zärtliche Freundschaft soll die Bedürfnisse derer, die man liebt, errathen. Hier ist mein Beutel mit hundert Louisd'or, der zu deinen Diensten stehet.« — »Ich sehe sie an,« — erwiederte Marivaux, — »als hätte ich sie wirklich empfangen, mein Freund! mein Herz hat sich ihrer schon bedient, und ich gebe sie dir mit all' der Erkenntlichkeit wieder zurück, die ein solcher Freundschaftsdienst verdient. Freunde, wie du bist, sollen solche Dienste ihren Feunden anbieten; Freunde hingegen, wie ich bin, können dieselben, ohne die äußerste Nothwendigkeit, nicht annehmen, und ich habe meine Natur von Jugend auf gewöhnt, sich mit Wenigem zu begnügen.« — Wer war in diesem Wettstreite an Großmuth und Zartgefühl größer — Fontenelle oder Marivaux?

545. Der geringe Arbeitslohn.

David Klaus, Hospitalbewohner in Halberstadt, übte, so arm er war, doch auch Wohlthätigkeit aus, und zwar mit großer Schonung derer, denen er Gutes erwies. Einst hatte er der Wittwe eines angesehenen Mannes, die, wie er wußte, nicht in den besten Vermögensumständen war, einige Klafter Holz gespalten, und wollte ihr den Arbeitslohn gerne schenken. Aber der Gedanke, daß es einer Frau von diesem Stande doch wehe thun möchte, von einem so geringen Manne, wie er war, Etwas geschenkt annehmen zu müssen, bewog ihn, für jedes Klafter nur einige Groschen Arbeitslohn zu fordern, damit es nicht das Ansehen haben möchte, als wenn er ihr etwas schenken wolle. — Von seinen Broden, die er alle vierzehn Tage im Hospital erhielt, pflegte er durch einen Dritten, der seinen Namen verschweigen mußte, einer dürftigen Familie abzugeben. Oft kaufte er in den Auktionen gute erbauliche Bücher, in der Absicht, solche an Andere zu verschenken, oder für einen geringen Preis wieder zu verkaufen, nur um die Freude zu haben, recht viel Gutes dadurch zu stiften.

546. Die schwere Kunst, zu trösten.

Die einzige geliebte Tochter der Frau v. Buchwald (so erzählt Gotter in einer kleinen, ihrem Andenken bestimmten Schrift) verband sich im Jahre 1762 mit dem Grafen v. Werthern, königl. preußischer Staatsminister. Aber kaum hatte die junge Gattin ein Jahr die Pflichten ihres neuen Standes kennen gelernt, als sie durch den Tod hinweggerissen wurde. Die Ursache dieses schnellen Todes war ein verschluckter Knochen, den sie am neunzehnten Tage unter heftigem Blutbrechen wieder von sich gab. Ihre Mutter, Frau v. Buchwald, war gerade damals kränklich, und man hatte ihr nicht erlauben wollen, ihre Tochter zu besuchen. Bei'm Einbruche der Nacht aber vermochte kein Zureden mehr, die Unruhe ihres Herzens zu überwältigen. Sie verlangte eine Sänfte, und ließ sich hintragen. Auf

der Treppe begegnete sie einem Bedienten; sie fragte nach dem Zustande der Kranken; der Mensch erschrickt und verstummt. — »Sie ist todt! Mein Herz sagt es mir, sie ist todt;« mit diesen Worten eilt sie in's Zimmer. Die Anwesenden wollten sie zurückhalten: sie dringt bis zu dem Bette — der bereits in die unsichtbare Welt hingeschiedenen Tochter, ergreift ihre kalte Hand, drückt sie an ihr Herz, sinkt auf ihre Kniee nieder, und ruft im feierlichen Tone: »Der HErr hat dich gegeben; der HErr dich genommen, der Name des HErrn sey gelobet!« Dann erhebt sie sich, geht in's Nebenzimmer, wirft sich auf das Sopha, und betet leise. Niemand hat den Muth, sich ihr zu nähern. Endlich beschwor man sie, an ihre Erhaltung zu denken, und sich in das Schloß (die Gräfin v. Werthern wohnte in Gotha, und die Frau v. Buchwald in dem in einiger Entfernung von der Stadt stehenden herzoglichen Schlosse) zurückbringen zu lassen. Sie gibt nach; ohne eine Thräne zu vergießen, und ohne eine Sylbe zu sprechen, geht sie durch das Nebenzimmer in das Sterbezimmer, sieht ihr geliebtes Kind, und setzt sich wieder in die Sänfte. Die Nacht war schrecklich; sie schloß kein Auge; und ihre Seele schien in düsterer Schwermuth verloren. Man fieng an, ihr zuzusprechen, und — wie man es nennt — sie zu trösten; aber sie verbat sich allen Zuspruch, und wählte das einsamste Zimmer, das sie hatte. Am andern Tage erschien die Herzogin von Gotha. Thränen erstickten ihre Worte; sie setzte sich an ihr Bett, nnd schluchzte laut: »Arme, arme Mutter« (das war Alles, was sie sagen konnte), »Sie haben viel, viel, unaussprechlich viel verloren!« Ihr Gesicht zeigte die herzlichste Theilnahme, und mit Rührung drückte sie ihre Hand an sich. — Dieser Anblick erleichterte das beklemmte Mutterherz; sie weinten gemeinschaftlich. Ein Gleiches geschieht bei'm zweiten Besuche. Erst am dritten Tage versucht es die weise Menschenkennerin, nicht der Lebenden Trostgründe aufzudringen, sondern nur ihre Phantasie unmerklich auf andere

Gegenstände zu lenken. Dann erst, als dieß ihr gelungen war, benützte sie ihre eigene bessere Stimmung zu ihrer Beruhigung, und wahre kindliche Ergebung und Fassung waren die Früchte dieser weisen Behandlung!

547. Es freut mich, wenn ein guter Mensch ein Kleidungsstück von mir trägt.

Der im Mai 1789 zu Göttingen verstorbene Professor der Theologie, Dr. Johann Peter Miller, war ein Religionslehrer, der mit Recht von sich hätte sagen können: „thut nicht allein nach meinen Worten, sondern auch nach meinen Handlungen!“ — wofern die Bescheidenheit, die ihm eigen war, einen solchen Gedanken in seiner Seele hätte aufkeimen lassen können. Die auf der dortigen Universität damals studirenden Jünglinge, reiche und arme, die sich an diesen Mann wandten, fanden an ihm nicht blos einen einflußreichen Gönner und großen Gelehrten, sondern es war Jedem bei ihm zu Muthe, als hätte er seinen leiblichen Vater in ihm wieder gefunden; so liebreich und treuherzig war er in seinem, übrigens höchst lehrreichen und erbaulichen, Umgange. Seine Vorlesungen gab er Jedem frei, der es verlangte, und das Wenige, das er an Honorarien (Geldern für die Vorlesungen) erhielt, schenkte er der Wittwenkasse. Einst bemerkte er, daß einer seiner Zuhörer immer mit sehr schlechten Beinkleidern in seinem Hörsaale erschien. Mit väterlicher Besorgniß, ob nicht eine von liederlicher Lebensart herrührende Armuth die Ursache davon sey, ließ er denselben zu sich kommen, und befragte ihn insgeheim nach seinen Umständen. Da er hörte, daß Armuth die einzige Quelle seines schlechten Anzuges sey, so schenkte er ihm ein paar Beinkleider, die er sich kurz zuvor hatte machen lassen, mit der freundlichen Anrede: „Es gewährt mir immer eine besondere Freude, wenn ein guter Mensch ein Kleidungsstück von mir trägt. Machen Sie mir diese Freude!“ Der Student fand in der Tasche, in einem alten Stückchen Papier, einen Doppel-

Louisd'or. Die Umstände machten es wahrscheinlich, daß Miller von diesem Goldstück nichts wußte; aber der ehrliche Jüngling eilte, das Gefundene dem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zu geben. Statt das Goldstück anzunehmen, sprach dieser mit dem Ausdruck des herzlichsten Wohlwollens: „Ich habe einige schriftliche Ausarbeitungen von Ihnen gelesen, die von Ihren vorzüglichen Geistesgaben zeugen. Um so mehr freue ich mich jetzt, daß Ihr Herz Ihrem Kopfe keine Schande macht. Von nun an werde ich als Vater gegen Sie handeln. Der Doppellouisd'or ist zu einem Kleide für Sie bestimmt; und hier nehmen Sie noch dieses Geld, wovon Sie sogleich das Nöthige in Ihrer bisherigen Wohnung berichtigen, und von morgen an in meinem Hause unentgeldliche Kost und Wohnung nehmen können.“

548. Das huldvolle Begleitungsschreiben.

Der Prediger Ditmar zu Kaselkow in Pommern, der das Unglück hatte, völlig contrakt und blind zu werden, besuchte im Sommer 1784 das Polziner Bad. Hier lernte er den Prinzen Ludwig Eugen (nachmaligen regierenden Herzog von Württemberg), kennen, der den guten Kranken, welcher noch ein junger Mann war, oft besuchte. Bei diesen Besuchen entdeckte dieser edle Prinz gar bald an diesem würdigen Geistlichen einen vortrefflichen Charakter, aber auch — große Dürftigkeit. Um ihm daher seinen traurigen Zustand in etwas zu erleichtern, schickte er, der so gerne die Thränen des Kummers und der Leiden trocknete, seinem unglücklichen Freunde eine Anzahl von Dukaten, mit folgendem Briefe, der noch mehr werth war als die Dukaten:

Würdiger Freund!

„Daß mein Herz ächten, warmen Antheil an Ihrem Schicksale nimmt, davon, schmeichle ich mir, überzeugen Sie Sich; daß ich über Sie jammere, sind Folgen der Menschenliebe. Aber Freund!

gern helfen wollen und nicht können, drückt mehr als die schwerste Last. Gern möchte ich, Sie ganz glücklich zu machen, das Werkzeug meines und Ihres Schöpfers dazu seyn. O Freund, wie sehr bedauerte ich Sie, als ich heute erfuhr, daß Ihre Vermögensumstände nicht die besten sind! Könnte ich doch helfen! dachte ich. Voll Mitleid, voll Wehmuth horchte ich auf die Stimme meines Gottes. Sie rief mir: Hilf nur dem Nothleidenden! — Hier, braver Mann, eine Kleinigkeit! Nehmen Sie sie, und überzeugen Sie Sich von dem ganzen Antheile, den ich an Ihnen nehme, und halten Sie Sich versichert, daß, wenn Sie Alles verläßt, ich Ihre Stütze seyn will. Vertrauen Sie auf mich als ein Diener unsers Gottes! Er wird Sie durch mich nicht verlassen. Verzeihen Sie meine Dreistigkeit! Mein Herz findet Wonne, Würdigen Gutes zu thun. Dazu gab mir Gott mein Weniges. Wäre ich doch so reich, als Sie es, guter Mann, in Ansehung der Gottesfurcht und Tugend sind! Dieß nur ist dauerhafter, einziger, wahrer Reichthum. Fehlt es Ihnen dereinst an irdischen Nothwendigkeiten: nur dreist Ihre Zuflucht zum Herzen Ihres Freundes genommen; stets wird er sein Glück darein setzen, Ihnen von dem Seinigen mitzutheilen, um Ihnen überzeugende Beweise von der Achtung, Liebe und Freundschaft zu geben, womit ich bin

Dero
aufrichtigster treuer Diener und Freund
Louis von Württemberg.“

449. Das verschonte Denkmal.

Unter den zahllosen Opfern, welche das Schwert auf dem blutigen Schlachtfelde von Preußisch-Eylau wegraffte, befand sich auch ein junger Cornet (Fahnenträger) von 17 Jahren, welcher im vierten litthauischen Dragonerregiment unter der russischen Armee diente. Er hatte sich durch seine Herzensgüte, so wie durch seine ausgezeichneten kriegerischen Anlagen die Liebe und Achtung aller seiner Vorgesetzten und Kameraden erworben, und unter seinen Untergebenen war keiner, der nicht gern sein Leben für ihn gewagt hätte. Der Tod ereilte ihn mitten im heißen Kampfe, und die Bauern aus dem nächsten Dorfe, wo das Regiment vorher ziemlich lange gelegen hatte, erkannten bei'm Einscharren der Todten seinen Leichnam.

Sie gruben ihn auf einem besondern Plätzchen ein, und bezeichneten sein Grab durch einen aufgeworfenen Hügel. Als die russische Armee späterhin wieder nach Eylau vorrückte, beschloßen seine Kameraden, ihm ein kleines Denkmal errichten zu lassen, und ein sächsischer Soldat hatte auf dem Marsche nach Friedland Gelegenheit, es zu besehen. Es bestand aus Holz, und war in Form eines Sargdeckels über das Grab gebaut. Die Stelle, wo das Haupt lag, bezeichnete ein starkes hölzernes Kreuz. Auf beiden Seiten der hölzernen Decke befanden sich russische Inschriften. Das Kreuz war mit zwei Tafeln geziert, wovon die oberste Namen, Stand und Alter russisch, die untere deutsch, mit der Bitte enthielt, daß, da der heldenmüthige Jüngling als Mensch und Soldat gleich achtungswürdig gewesen sey, Jeder, welcher Nation er nur immer angehören dürfte, so viel Ehrfurcht für seine Asche haben möchte, dieses ihm errichtete Denkmal zu schonen. Der sächsische Soldat marschirte fünf Monate nach jener mörderischen Schlacht über den Wahlplatz, und ungeachtet der unermeßliche Heereszug der Franzosen diesen Weg genommen hatte, war es doch bis jetzt unversehrt geblieben. Die Gegend war weit und breit umher verwüstet, und in den Dörfern sah man nur noch die leeren Brandstellen. Das Elend der Bewohner war über alle Beschreibung groß, und sechs Monate nach der Schlacht sah man sie immer noch einzeln auf dem Schlachtfelde herumirren, um noch irgend etwas Brauchbares von Eisen oder Leder zu finden, oder auszugraben. Einige Sachsen und Franzosen standen so eben um das einfache Monument, als ein solcher Unglücklicher vorübergieng. Er blieb, als er an das Grab kam, stehen, und zog, indem er es aufmerksam betrachtete, seine Mütze ehrerbietig ab. „Wer war der Mann, der hier liegt?“ — fragten die Soldaten. — „Ach!“ hub er an, — „das war ein guter und braver Herr! — Er hat bei mir im Quartier gelegen, hier steht sein Name und sein Alter. Die Russen waren bisweilen, ob sie gleich un-

sere Freunde waren, sehr schlimm, aber seine Dragoner durften Niemand etwas zu Leide thun, sie waren und mußten überall äußerst genügsam seyn, und doch liebten sie ihn so sehr, daß sie alle das Leben für ihn gelassen hätten. Ach der gute junge Herr, warum mußte er so früh sterben!« Während dieses Gespräches waren mehrere Franzosen herzugekommen, und besonders hatte Einer von ihnen der Rede des alten Mannes mit sichtbarer Rührung zugehört. Mehrere seiner Kameraden, die später auf die Stelle kamen, erblickten kaum das Holz, welches sehr trocken war, als sie sogleich auf den Einfall kamen, sich kurzweg darüber herzumachen, und die Bretterwände in den eine Viertelstunde entfernten Bivouak zu schleppen, um ihr Fleisch dabei zu kochen. Hastig sprang er unter sie, und drängte sie zurück. »Hier liegt ein braver russischer Offizier,« — rief er, — »so viele tausende unserer Kameraden haben sein Grab verschont, und ihr wollt es vernichten? Dort ist Holz genug,« — fuhr er fort, indem er auf einen nahe gelegenen Wald zeigte, — »dort holt euch, so viel ihr braucht!« Seine Kameraden wollten sich durchaus nicht abweisen lassen, weil das Holz, wie sie meinten, dem Todten nichts helfen könne. Der edle Kriegsmann aber kehrte sich nicht daran; und als sie Gewalt brauchen wollten, drohte er, mit ihnen bis zum Regiment zu gehen, und dort die Sache anzuzeigen. Da sie hier ohne Zweifel nicht gut wegzukommen glaubten, standen sie ab, und nahmen zu einem andern Material, nämlich zu gedörrtem Grase, ihre Zuflucht.

XVIII.

Barmherzigkeit und Mitleiden.

So ziehet nun an als die Auserwählten Gottes, Heilige und Geliebte, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld. Kol. 3, 12.

---

550. Thätige Liebe, das Kennzeichen des Christen.

Die Christen, welche in den ersten Jahrhunderten nach der Geburt Jesu lebten, bewiesen ihren edlen Liebessinn auch dadurch, daß sie bei ihrer Wohlthätigkeit auf alle Arten der menschlichen Bedürfnisse und des Elendes ihre Aufmerksamkeit richteten. Sie sammelten Almosen zur Unterhaltung der Armen, zur Verpflegung der Kranken und Alten, zur Versorgung der Waisen, zur Unterstützung der Beraubten, und zum Dienste derer, die um des christlichen Glaubens willen in Sklaverei oder Gefangenschaft gerathen waren. Aber nicht nur ihre Glaubensgenossen und Freunde hatten Antheil an ihren Unterstützungen, vielmehr übten sie diese Wohlthätigkeit selbst gegen ihre Feinde und Verfolger aus. So speiste z. E. der edle Bischof Polykarpus die römischen Offiziere, die abgeschickt waren, ihn gefangen zu nehmen und zum Märtyrertode zu führen. Ein heidnischer Hauptmann kam mit einem Haufen Soldaten, der schon lange Mangel gelitten hatte, an einen Ort, wo viele Christen waren, und diese gaben willig Alles zur Versorgung seiner Leute her. „Dieß“ — rief Pachonius (so hieß der Hauptmann) — „dieß thun die Christen an uns, die wir sie stets berauben und martern!“ Und dieses Beispiel der Gutthätigkeit machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er ein Christ wurde. Der Geschichtschreiber Eusebius erzählt, daß bei der Hungersnoth und Pest, die unter dem Kaiser Maximinus in den asiatischen Provinzen entstand, die Christen die Einzigen gewesen seyen, die während dieses jämmerlichen Zustandes wahre Liebeswerke

ausgeübt haben. Sie theilten Brod unter die Halbverhungerten aus, pflegten der Kranken, begruben die Todten, und das Gerücht von dieser menschenfreundlichen Handlungsweise bewegte die Heiden, den Gott der Christen zu preisen, und die Christen für wahrhaft gottesfürchtige Menschen zu halten. Diejenigen, welche selbst nichts geben konnten, arbeiteten mit ihren Händen zum Besten der Nothleidenden und wagten ihr Leben in Beweisung ihrer Dienstfertigkeit gegen Elende. Sie sahen ihre Armen als ihren Schatz an. — Als der Kaiser Decius von dem Diakon der Kirche zu Rom, Laurentius, verlangte, daß er ihm die Kirchenschätze ausliefern sollte: so ließ dieser alle Arme Blinde, Lahme und Krüppel zusammenkommen, stellte sie drei Tage darauf dem Kaiser in seinem Palaste vor, und sagte dabei: „Dieß sind unsere Kirchenschätze; andere Güter haben wir nicht. Aber diese nehmen niemals bei uns ab, sondern vermehren sich täglich.“ Lactantius rief allen Christen zu: „Lasset uns unsere Gelder in den himmlischen Schatz niederlegen, indem wir den Armen davon mittheilen! Dort sind sie zu unserm ewigen Nutzen unter der Verwahrung Gottes selbst aufgehoben.“

551. Christus kann uns auch mit einem halben Brod satt machen.

Als König Alfred von England (871 bis 900 n. Christo) nach der unglücklichen Schlacht gegen die Dänen zu Athelney in Sommersetshire sich aufhielt, kam ein Bettler zu ihm und bat um Almosen. Die Königin entgegnete ihm, sie und ihr Gemahl hätten selbst nicht mehr als ein kleines Brod für sich und ihre Freunde, die eben nach Nahrung für sie ausgezogen wären, und noch wisse man nicht, ob sie Speise finden würden. Da sprach der König: „Gieb dem armen Christen die Hälfte des Brodes. Der einst 5000 mit fünf Broden sättigte, kann auch uns zusammen mit einem halben Brod satt machen.“

552. Ein italienischer Bischof als Armenvater.

Im J. 1570 entstand eine große Theurung in Mailand. Die Leute auf dem platten Lande und in den Berggegenden strömten, von Hunger beinahe aufgerieben, in die Hauptstadt, und flehten an den Kirchen- und Hausthüren um Brod. Allein der Hunger war auch in die Hauptstadt selbst eingedrungen, und viele Leute konnten sogar um baar Geld kein Brod mehr bekommen. Dieß so weit verbreitete Elend jammerte den vortrefflichen Kardinal und Erzbischof Karl Borromäus im Innersten des Herzens; und er that Alles, was er thun konnte, um dasselbe zu mindern. Vor allen Dingen sorgte er dafür, daß in den Hospitälern, diesen allgemeinen Herbergen der Armuth, die Hungersnoth nicht überhand nehme; hierauf ließ er in großen ehernen Häfen Speise kochen, und zu einer bestimmten Stunde unter das, reihenweise vor seinem Palaste stehende, Volk austheilen, und ernährte auf diese Weise einige Monate lang täglich 3000 Menschen auf seine Kosten. Aber noch hörte die Noth nicht auf; und da er durch diesen Aufwand schon selbst sich in viele Schulden gesteckt hatte, so wendete er sich jetzt an die reichsten Bürger, und wurde bei ihnen der Sachwalter der Armen. Das Wort in eines solchen Mannes Munde ist unwiderstehlich, und es fanden sich edle Menschen, die ihm heimlich große Summen Geldes in den Palast schickten, welche er zur Unterstützung der Dürftigen anwenden konnte. Kaum war die Hauptstadt hinreichend versehen, so ging er auf die Dörfer, um auch der Armuth der Landleute zu Hilfe zu kommen, die nicht nur der gegenwärtige Mangel, sondern auch die Aussicht in die Zukunft drückte.

553. Der Stellvertreter eines Galeerensklaven.

Vincent de Paula, ein katholischer Geistlicher, der im 17. Jahrhundert in Frankreich lebte, war ein Mann, der, ungeachtet er kein Vermögen besaß und kein öffentliches Amt bekleidete, seine höchste Glückseligkeit und Freude im Wohlthun und in Erweisung edler Menschenliebe suchte,

und dem sein Vaterland mehrere Wohlthätigkeitsanstalten verdankt, die lange Zeit zur Erleichterung der leidenden Menschheit dienten, und zum Theil noch jetzt fortdauern. Er suchte die Unglücklichen mit eben dem Eifer auf, mit dem man sonst nur den Glücklichen entgegeneilt; that aber sein Gutes größtentheils im Stillen, nur Gott und den Unglücklichen selbst bekannt, denen er half, ohne Dank oder Ruhm von der Welt zu erwarten. Einst kam er auf einer der vielen Reisen, die er in dieser wohlthätigen Absicht machte, nach Marseille; sein erstes Geschäft daselbst war, die Strafgefangenen auf den Schiffen zu besuchen, wo sich dem Mitleiden und der Erbarmung ein weites Feld öffnete. Ein junger Mensch von 26 Jahren, der sich durch seine sanfte und rührende Gesichtsbildung von den übrigen Galeerensklaven gar sehr unterschied, fiel vor anderen dem Reisenden auf. — „Mein Freund, du weinest?“ — so redete er ihn mit einem Tone an, der das Gepräge des innigsten Mitleidens hatte. — „Bist du einiger Hilfe bedürftig? Ich kann dir zwar leider nur wenig anbieten, aber dieß Wenige ist völlig dein.“ — „Ach! mein Herr, ich flehe nicht um Geld;“ — antwortete dieser, — „ich habe genug, um mein jammervolles Leben durchzubringen. O! nicht mein Unterhalt, der kostet ja so wenig; — liegt mir am Herzen!“ — Hier strömten seine Thränen häufiger. — „Sollte es nicht möglich seyn, dich zu trösten, dein Elend zu erleichtern?“ — „O, mein Herr, sie lindern es bereits durch Ihre Theilnahme an meinem Schicksale. Sie sind der Erste, der sich um meinen Jammer bekümmert; Gottes Lohn werde Ihnen dafür!“ — „Mein Freund, vielleicht finde ich Mittel, deinen Kummer zu mildern!“ „Das Mitleid, welches Sie gegen mich äußern, verdient mein ganzes Zutrauen, hören Sie mich an, Sie sollen Alles wissen, mein Herr! Ich bin der Sohn eines Pächters aus H***, eines braven rechtschaffenen Mannes, der mir lauter gute Lehren und Beispiele gegeben hat. Aber liederliche Kameraden, die sich wenig um die Ehrlichkeit

bekümmerten, verführten mich, so daß ich auf allerhand Abwege gerieth. Einst giengen wir auf die Jagd in dem Gebiete eines Herrn, der in unserer Nachbarschaft wohnt; und da die Leute dieses Herrn uns das verwehren wollten, mißhandelten wir sie so sehr, daß einer von ihnen dem Tode nahe war. Die Justiz bemächtigte sich meiner, man warf mich in's Gefängniß, und ich wurde nach dem Verhör zu sechsjähriger Galeerenarbeit verurtheilt. Vier Jahre schon erdulde ich diese entehrende Strafe. Ich bin auch an dem Unglück meiner Familie schuld; meinen armen Vater tödtete der Schmerz, als er diese Nachricht erhielt, und unser weniges Vermögen gieng über meinem Prozeß zu Grunde; aber was meine Verzweiflung auf's Höchste treibt, ist, daß ich in diesem Augenblick erfahre, daß mein Weib und meine drei Kinder vor Gram und Elend umkommen, weil meine Arme ihnen fehlen, ihnen Lebensunterhalt zu verschaffen. O! wie wollte ich arbeiten, wenn ich bei ihnen wäre! Nun müssen sie Hungers sterben!" — Sein Schluchzen erstickte seine Stimme. — „Du hast gefehlt," — sagte ihm Vincent tief gerührt, — „aber du bist wahrlich unglücklich genug. Jetzt ist der Augenblick nicht da, dir deinen Fehler vorzuhalten; ich will glauben, daß du ihn bereuest. Laß uns also aber lieber von der gegenwärtigen Lage reden; sie durchschneidet mir das Herz. Hast du mir nicht gesagt, du müssest noch zwei Jahre lang deine Strafe aushalten?" — „Ja, mein Herr, noch zwei Jahre, noch zwei Jahrhunderte von Qualen; o, ich werde ihr Ende nicht erleben! Mein armes Weib! Meine armen Kinder! Was wird aus ihnen werden?" — „Sage mir," — fragte ihn jetzt Vincent, — „wenn sich Jemand anböte, in deine Stelle zu treten; wenn er deine Ketten sich anschmieden lassen wollte, würde man dir die Freiheit schenken?" — „Auf der Stelle, mein Herr! aber wo ist auf der Erde der Mensch, der sich ohne Schuld einem solchen Elende und einer solchen Schande preisgeben wollte?.... Alle Schätze der Welt... —" Der Reisende läßt ihn

nicht ausreden — er eilt zu dem Offizier, dem die Aufsicht über die Galeerensklaven anvertraut ist, und spricht: „Mein Herr! lassen Sie diesen jungen Mann frei, lassen Sie ihm seine Ketten abnehmen und mir anlegen; hier sind meine Hände, meine Füße, ich will sie tragen, und die zwei Jahre lang seine Strafe für ihn aushalten.“ — Der Offizier erstaunte, und machte ihm einige Einwendungen; aber der Geistliche antwortete: „Ich weiß Alles, mein Herr! Zwar muß ich mich in den Augen der Menschen beschimpfen lassen. Aber der im Himmel lebt, bestimmt die wahre Ehre. Sein Urtheil und mein gutes Gewissen werden für mich sprechen. Mein Entschluß ist gefaßt. Dieser junge Mann ist seinem Weibe und seinen Kindern nöthig, und zwei Jahre sind bald verflossen.“ — Der Offizier bewilligte ihm seine Bitten. — Dem Geistlichen werden die Fesseln angelegt, und der junge Galeerensklave wird frei. Ganz außer sich vor Freude und Rührung, fällt dieser seinem Wohlthäter zu Füßen, küßt sie, und benetzt sie mit seinen Thränen. — „Nein, mein Herr, nein! So groß auch mein Verlangen ist, meiner Familie wieder geschenkt zu werden, so soll es dennoch auf diese Bedingung nicht geschehen.“ — Der Edle ließ ihm, ohne ihn anzuhören, die Ketten abnehmen, und legte sie sich selbst an. „Geh, mein Freund! ich werde glücklicher seyn als du; ich versichere dich: diese Ketten werden mir leicht scheinen.“ — „Aber, mein Herr, was kann Sie dazu vermögen?“ — Menschenliebe und Religion. Noch einmal, eile, daß du wieder zu deinem Weibe und zu deinen Kindern kommst, um ihr Leben zu retten!“ Dieser unnachahmliche Menschenfreund blieb die ganze Zeit über auf den Galeeren, verbarg sich, so viel er konnte, vor den Augen der Neugierigen, die ihn sehen wollten, brachte den Tag mit Erfüllung seiner mühseligen Verrichtungen zu, war ein Lehrer des Mitleids, der Selbstverläugnung, der Wohlthätigkeit, der Trost und die Stütze für die Galeerensklaven, und brachte deren viele zur Reue und zum Guten zurück.

534. Der kleine Samariter.

Benjamin Kassel, der Sohn eines Verwalters in dem kleinen Dorfe Elguth an der böhmischen Gränze besuchte sehr fleißig die Schule, und blieb nur höchst ungern zu Hause, wenn schlechter Weg oder übles Wetter ihn dazu nöthigte. Die Schule war eine halbe Stunde entfernt, in dem Orte Harndorf. Da Benjamin so eifrig war in seinem Schulbesuche, schloßen sich bald die übrigen Kinder von Elguth so an ihn an, daß sie sich täglich bei ihm im Hofe zur gemeinschaftlichen Reise nach Harndorf versammelten. Einst fanden sie an einem Morgen auf einer solchen Reise einen armen alten Mann unter einem Baum sitzend, der aus Mattigkeit die Nacht hier hatte zubringen müssen. Kaum vermochte derselbe, von Benjamin befragt, seinen Unfall zu erzählen, Thränen machten mehr seine Sprache aus. Sogleich gab ihm Benjamin sein Frühstück, das er unterwegs verzehren wollte, eilte zu einem nahen Bache, und brachte dem Greise in seinem Hute Wasser. Dadurch wurde dieser wieder gestärkt, und dankte Gott und dem Knaben für die ihm gewordene Hilfe. Während die Schulknaben ihre Reise nun fortsetzten, kam der Gutsherr von Elguth, Herr v. Platen, des Weges gegangen, reichte dem Alten, der noch ausruhte, ein Almosen, und erkundigte sich nach der Absicht seiner Reise. Der Greis erzählte, wie er nach Bernstadt zu seiner Tochter reisen wollte, vor Altersschwäche aber erkrankt eine ganze Nacht hier habe elendiglich zubringen müssen; und wie endlich ein vorübergehender Schulknabe Samariterdienste an ihm gethan habe. Sogleich ließ Herr v. Platen den Greis zu sich nach Haus führen, daß er daselbst verpflegt würde, bis er wieder hergestellt sey, und gieng nach Harndorf in die Schule, um den Knaben kennen zu lernen, der sich des kranken Alten erbarmt hatte. Als er erfuhr, daß es Benjamin war, so sprach er: „Weil du das gethan hast, so sollst du mit meinem Sohne unterrichtet werden, und ich will für dich sorgen!“ — Als Benjamin 15 Jahre alt war, brachte

ihn sein Wohlthäter nach Prag zu einem Apotheker in die Lehre, wie er es sich gewünscht hatte. Bald gewann er durch seinen Fleiß und Wohlverhalten die Liebe auch dieses Mannes. Nach seiner Lehrzeit brachte er zu seiner Ausbildung sechs Jahre im Auslande zu, und kehrte dann zu seinem alten Lehrherrn zurück, der bald darauf starb und ihm seine Apotheke und ein Landgut vermachte. Jetzt konnte Benjamin auch ein Wohlthäter seiner alten Mutter werden, die seit zehn Jahren Wittwe war, so wie seiner beiden Schwestern. Er nahm sie Alle zu sich und Gottes Gnade war fortan mit ihm.

555. Der Chorgesang der Afrikanerinnen.

Mungo Park, ein Engländer, der in den Jahren 1795—1797 eine Reise in das Innere von Afrika unternahm, erzählt in seiner Reisebeschreibung folgende Geschichte, die der Gutherzigkeit der Afrikanerinnen zur Ehre gereicht, und der Aufmerksamkeit deutscher Mädchen nicht unwerth ist: „Eines Tages kam ich in ein Dorf. Man betrachtete mich mit Erstaunen und Furcht, und ich mußte den ganzen Tag, ohne etwas zu essen, unter dem Schatten eines Baumes zubringen. Es erhob sich ein Wind, der einen heftigen Regen erwarten ließ, und da die wilden Thiere in der Nähe sehr zahlreich sind, wäre ich (wenn ich mich nicht der Gefahr, gefressen zu werden, aussetzen wollte) genöthigt gewesen, auf einen Baum zu klettern, und mich in die Aeste zu lagern. Gegen Sonnenuntergang, da ich mich anschickte, die Nacht auf diese Art zuzubringen, und mein Pferd abgezäumt hatte, damit es nach Belieben grasen könnte, kam ein Weib des Weges von der Arbeit aus dem Felde. Sie machte Halt, um mich zu betrachten, und ließ sich kürzlich meine Umstände erzählen; worauf sie mit viel Ausdruck von Mitleiden meinen Sattel und Zaum nahm, und mich ihr folgen hieß. Sie führte mich in ihre Hütte, zündete eine Lampe an, breitete eine Matte auf der Scheune aus, und sagte mir,

daß ich die Nacht da bleiben könne. Bald brachte sie auch, da sie merkte, daß ich sehr hungrig war, einen guten Fisch herbei, der, auf heißer Asche geröstet, mir zur Mahlzeit dienen sollte. Nachdem auf diese Art den dringendsten Forderungen der Gastfreundlichkeit gegen den unglücklichen Fremdling Genüge geleistet war, deutete meine Wohlthäterin auf die Matte, und sagte mir, ich könnte mich ohne alle Besorgniß schlafen legen. Nun rief sie ihre weiblichen Hausgenossen, welche die ganze Zeit über wie versteinert um mich her gestanden hatten, daß sie ihre Baumwollenspinnerei wieder vornehmen sollten, womit sie auch einen großen Theil der Nacht beschäftigt blieben. Sie erleichterten sich ihre Arbeit durch Gesänge, von denen einer gewiß aus dem Stegreif verfertigt worden ist, da ich der Gegenstand derselben war. Eine von den jungen Weibspersonen sang, und die übrigen fielen nachher als ein Chor ein. Die Melodie war sanft und klagend, und die Worte lauteten so: „„Die Winde sausten, der Regen fiel; der arme Weiße, matt und verdrossen, kam und setzte sich unter unsern Baum. Er hatte keine Mutter mehr, die ihm Milch bringt, keine Gattin, die ihm Korn stampft.““ — Chor: „„Beklaget den Weißen, keine Mutter hat er, die ihm Milch bringt, keine Gattin, die ihm Korn stampft.““ Ungemein rührend war diese Scene für einen Menschen in meiner Lage; ich fühlte mich so ergriffen von dieser unerwarteten Güte, daß der Schlaf meine Augen floh. Am Morgen schenkte ich meiner mitleidigen Wirthin zwei von den vier metallenen Knöpfen, die noch an meiner Weste saßen, die einzige Erkenntlichkeit, die ich ihr bezeugen konnte.“

556. Die schlaflose Nacht.

Ein längst verstorbener Fürst hatte einem alten ehemaligen Hofbedienten, der zur ferneren Versehung seines Dienstes untüchtig geworden war, viele Jahre ein Haus neben dem Schlosse zu seiner Wohnung einräumen lassen.

Eine neue Einrichtung und Verschönerung des Schloßplatzes machte es nothwendig, daß dieses kleine Haus weggebrochen werden mußte. Der Fürst gieng gegen Abend in dieser Gegend spazieren, um den neuen Plan zu überdenken, als der alte Bediente aus seinem Hause kam, und den Fürsten anredete: „Aber, Ihro Durchlaucht, ich höre, daß das Haus, worin ich bisher gewohnt habe, niedergerissen werden soll; wo soll ich denn mit meinen Kindern bleiben? Ihro Durchlaucht werden doch das Haus stehen lassen?" — „Das geht nicht an" — antwortete der Fürst, — „denn nach der neuen Einrichtung würde Euer Haus den ganzen Platz verunstalten, darin kann ich Euch nicht helfen." — Der Bediente erneuerte seine Klagen und seine Bitte, allein der Fürst stellte ihm vor, wie unbillig er handle, denn so lange das Haus dagewesen wäre, hätte er es ihn gern bewohnen lassen, nun aber, da es weggerissen werden müßte, so könnte er doch nicht seinetwegen den ganzen Bau einstellen, und er müsse also das Haus räumen. Der Bediente gieng weg, und der Fürst gedachte nicht mehr an die Bitte des alten Mannes. Des andern Morgens um drei Uhr rief der Fürst seinen Kammerdiener, und schickte ihn eiligst zu seinem Kabinetsrath. Dieser erschien eilig. „Ach!" — redete ihn der Fürst an, — „ich habe diese ganze Nacht nicht schlafen können! Der arme Mann in dem Nebenhause hat mir so viel Unruhe verursacht; ich stellte mir vor, wie der Alte auch wohl die Nacht zugebracht haben werde, da er selbst nicht mehr weiß, wo er sich hinlegen soll. Ist denn gar kein Haus unbesetzt, das ihm eingeräumt werden könnte?" — „Nein," — antwortete dieser — „alle fürstlichen Gebäude sind besetzt!" — Jetzt ward nach dem alten Bedienten geschickt, welcher sogleich erschien. — „Ich bin gestern zu hart gegen Euch gewesen, guter Alter!" — sprach der Fürst. — „Ihr habt Euch wohl in dieser Nacht viele Sorgen gemacht?" — „Ja, Ihro Durchlaucht, nicht wenig, denn wo soll ich hin, wenn mir das Haus genommen wird?" — — „Nun laßt's nur

gut seyn! ich will Euch jährlich 20 Thaler zur Miethe geben, denn ein Haus für Euch habe ich nicht, und dann will ich Euch für Eure Angst jährlich zwölf Scheffel Roggen anweisen. Seyd Ihr damit zufrieden?" Der Bediente dankte dem Fürsten mit Freudenthränen und gieng. — „Nun können Sie auch nach Hause gehen," — sagte der Fürst zum Kabinetsrathe, — „ich will mich wieder hinlegen, und noch ein paar Stunden schlafen, denn, Gott Lob! nun bin ich wieder ruhig." —

557. Kind! Du hast mich gewählt und sollst es gut finden bei mir!

Durch den zwar kurzen, aber sehr unglücklichen und verheerenden Krieg, welchen einige Schweizer-Cantone zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit den Franzosen führten, wurden viele Kinder ihrer Eltern beraubt, oder ihre Eltern wurden so arm, daß sie nicht mehr vermochten für den Unterhalt ihrer Familie zu sorgen. Daher wanderten (im Winter 1800) solche arme Kinder zu Hunderten aus, und suchten im Auslande, besonders aber in den wohlhabenderen Cantonen ihres Vaterlandes, mitleidige Menschen auf, welche Elternstelle an ihnen vertraten — und Alle fanden, was sie suchten. — Was sie in Basel fanden, zeigt folgender Auszug eines Briefes, welchen um diese Zeit ein Frauenzimmer bei ihrer Durchreise durch Basel schrieb:

„Was mein Herz in Basel am meisten beschäftigte, und dem ich am eifrigsten nachspürte, war das Schicksal der armen verjagten Kinder, die, ihren Eltern und ihrer friedlichen Wohnung entrissen, nur durch das, selbst durch Krieg und Revolution nicht zu zerstörende Gefühl des Mitleidens im Menschen vor Hunger und Kälte geschützt werden. Den Abend nach unserer Ankunft waren auch 120 Kinder bis Basel gekommen. Man hatte ordentlich vorausbestellt, wer eins haben sollte, und in einem Augenblick waren sie alle vertheilt. Wir wollten auch eins mitnehmen; aber als ich den andern Morgen in's Waisenhaus schickte, wo sie einquartirt waren, war auch kein einziges mehr da. Die meisten hatten ihr Unterkommen bei Leuten aus der mittleren oder ärmeren Klasse der

Einwohner gefunden. Handwerker, die mit Mühe fünf eigene Kinder groß zogen, giengen hin, um sich noch ein sechstes zu holen. Mir erzählte ein Arzt, daß er gerade eins dieser Kinder, noch krank von der Reise, bei einem Tischler besucht habe, wo schmale Kost und drei eigene Kinder waren. Die Tischlerfrau erzählte ihm sehr treuherzig, sie habe sich seit dem ersten Kinderzuge vorgenommen, eins zu nehmen; wie sie aber gestern Abend hingegangen, seyen die hübschen Kinder schon ausgewählt, und wenige mehr dort gewesen. Schon habe sie wieder gehen wollen, als es ihr eingefallen sey, wie es doch so gar unrecht wäre, keins zu nehmen, weil sie kein hübsches haben könne, und sie habe gedacht: da ich nicht wählen kann, will ich sehen, ob nicht eins der Kinder mich auswählt. Sie habe sich dann ruhig auf eine Bank gesetzt, und die Kinder betrachtet. Nach einigen Minuten sey dieß kleine achtjährige Mädchen auf sie zugekommen, und habe so freundlich gesagt: „Willst du mich nicht mit dir nehmen und mir zu essen geben?" — „In Gottes Namen! Du hast mich gewählt, mein Kind, und du sollst es gut bei mir haben."

338. Das wohlthätige alte Ehepaar.

In einem Dorfe, nahe bei Neufchateau (Nöschato oder Neuschloß) in Lothringen, lebten zwei achtzigjährige schwächliche Eheleute unter einem bloßen Strohdache in der größten Eintracht und in der drückendsten Armuth. Ihre von ihnen weit in der Fremde herum zerstreut lebenden Kinder konnten ihnen mit der Frucht ihrer Arbeit, die sie selbst kaum ernährte, nicht helfen. Die Last des Elendes drückte dieses rechtschaffene Paar zwar sehr, allein sie konnten die edle Abneigung gegen das Betteln nicht überwinden, ließen sich nicht einmal den Gedanken einkommen, betteln zu gehen und lebten bloß von der dürftigen Hilfe, die ihnen mitleidige Nachbarn von Zeit zu Zeit leisteten. Freilich mußte ein einziges Stück Brod oft auf etliche Tage zu ihrer Nahrung hinreichen, und nicht selten geschah es, daß diese beiden guten Leute ganz vergessen wurden, und weil sie gar nichts hatten, sich ohne gegessen zu haben, schlafen legen mußten. Das Außerordentliche dabei ist, daß Jakob Morie, — so hieß der Greis — bei einer so drückenden Armuth eine

Heiterkeit behielt, wie man sie sonst nur beim Reichen, der alle seine Wünsche zu befriedigen im Stande ist, zu suchen pflegt. Der Prediger des Dorfes hört, da er an einem Abend vor der Hütte des armen Ehepaars vorübergeht, ein Singen in derselben; er erkennt die Stimme des Greises, der mit rauhem und bebendem Tone eine alte Arie hertrillerte. — »He, guter Jakob, ihr seyd ja recht aufgeräumt, sagt mir doch warum?« — »Je nun, lieber Herr Pastor! — um diese Stunde halten andere Leute ihre Abendmahlzeit; da vertreibe ich mir die Eßgedanken mit Singen; freilich, meine arme Katharine! — — aber sie hat mich versichert, daß sie nicht hungere: sonst wäre mir's doch nicht singerlich.« — »Kommt mit mir, Freund, Ihr sollt zu essen haben, und auf meine Gesundheit ein Schlückchen trinken!« Jakob nimmt mit vielen Danksagungen das, was man ihm gab, mit sich; indessen wird der Pastor gewahr, daß er nicht auf seine Wohnung zugeht, er folgt im Finstern nach, und sieht den guten Greis in ein elendes Loch schleichen, in welchem eine Mutter mit ihren Kindern schon seit vorgestern hungerte; der Geistliche hört, daß er zu ihnen sagte: — »Hier, der Herr Pfarrer hat mir's geschenkt, ich habe mit meiner Frau am Drittheile genug, uns schmeckt es nicht so, wie den armen unschuldigen Würmern.« — Der Pastor zeigte sich, und eilt, vor Bewunderung weinend, dem Greise in die Arme. — »Jakob! behaltet das für Euch, was Ihr von Eurem Freunde angenommen habt, ich will für diese ehrlichen Leute Etwas holen lassen; ach, lieben Kinder, daß ich Euch nicht Alle glücklich machen kann!« Als der Pastor mit Jakob allein war, sagte er zu ihm: »Vortrefflicher Mann, Ihr müßt Eure Gutthätigkeit nicht so weit treiben, daß Ihr Euren eigenen nothdürftigen Unterhalt dabei zusetzt!« — »O, Herr Pastor, Sie können sich nicht vorstellen, was mir das für Freude gewesen ist, der armen Familie Gutes gethan zu haben! Gewiß ich habe mich mehr gesättigt, als wenn ich das Alles gegessen hätte, was Sie mir geschenkt hatten!« Nicht anders dachte auch Katharine, Jakobs Weib. Eines

Tages, da sie allein in der Hütte war, meldete ihr eine Nachbarin, daß ein Bettler von einem entlegenen Dorfe, der seine Frau und drei Kinder bei sich hatte, auf einem Lager von Stroh in einer Scheune am Fieber krank liege. Sogleich wird die gefühlvolle Katharine wehmüthig und verlegen; nie hatte sie ihre Armuth gekränkt außer dieß Mal, weil sie nicht gewohnt war, bedrängtere Leute als sich und ihren Mann zu sehen; sie geht an den Ort, wo der Arme lag, um ihn zu trösten, ihm ihr Mitleiden, ihre Thränen zu schenken. Das Herz blutete Jakobs Weib, sie geht hastig aus der Scheune, ohne Etwas zu sagen, und nach Hause: ihr ganzes Bettzeug bestand in zwei groben Leintüchern; sie nimmt eines aus ihrem ärmlichen Lager, läuft wieder zum Kranken, hebt ihn mit ihren kraftlosen Händen auf, breitet das Tuch unter ihn, und sagt: „damit doch der arme Mann nicht auf dem bloßen Stroh liege.“ Da Jakob diese Freigebigkeit seines Weibes vernahm, so war er anfangs verdrießlich und schalt; aber sogleich verwies er sich diese heftige Aufwallung, er bat Gott und sein Weib um Vergebung. Der mitleidige Greis sinnt darauf, wie er seinen Fehler gut machen, und die Wohlthat seiner Katharine vergrößern könne: ihm fällt ein, daß in einem Winkel seiner Wohnung ein altes Fäßchen liege, das er vormals mit Wein füllte, als er noch mit seiner Arbeit Geld verdiente: das schlägt er in Stücken, und bringt das Holz dem Eigenthümer der Scheune, worin der Patient lag, mit dem Worte: „wenn Jemand dem Armen Etwas zu einer Suppe geben wollte, da wäre Holz, wobei sie gekocht werden könnte; es thut mir leid, daß ich nicht mehr thun kann: das ist Alles, was in meinem Vermögen steht.“ Der arme Mann stirbt; seine Frau bringt Katharinen das Tuch wieder, und dankt ihr und dem Manne herzlich. — „Behaltet, behaltet das Tuch, gute Frau“ — spricht Jakob, und stopfte es ihr in die Schürze, — „Ihr könnt auch krank werden, da wird's Euch Dienste thun. Gott schenke Eurem Manne die ewige Ruhe! ich hätte ihm gerne das Leben fristen mögen.“

559. Diesen Dreier sollen die Armen haben.

Folgende zwei Beispiele von Wohlthätigkeit erzählt ein Prediger in Berlin, der nebst einigen andern Personen in der Stadt umhergieng, um von Hause zu Hause eine Kollekte für die Armen zu erheben. „Wir kamen“ — sagte er — „zu einem bejahrten Mann, der ein Schuhmacher ist, und oben in einem Dachstübchen wohnt, und wollten sogleich wieder zurückgehen, als wir bei dem Eingang in ein kleines Kämmerchen die allerbitterste Dürftigkeit gewahr wurden. Er bat uns aber, ein wenig zu verweilen, und holte unter seinem Schurzfelle eine kleine blecherne Büchse hervor. Sein ganzer Schatz, den er sich aus derselben in die Hand schüttete, bestand aus fünf kleinen Dreiern (Kreuzerstücken), die er einen nach dem andern vor sich hinzählte. ““Diesen hier brauche ich heute Abend zu Brod““ — sagte er — ““diesen zu Bier, den zu Licht, den zum Frühstücke, und diesen sollen die Armen haben.““ Wir steckten den Dreier in die Armenbüchse, und gaben dem guten alten Mann etliche Groschen aus unsern Taschen. Er nahm sie mit Dank, und sagte: ““Je nun, ich brauche es wohl, denn ich habe auf morgen noch keine Arbeit, aber es ist mir doch auch sehr lieb, daß Sie meinen Dreier für die Armen nicht verschmäht haben.““ — Ferner kamen wir zu einem alten Juden, der in einem rabbinischen Buche las, hinter ihm standen zwei Knaben. Ich sagte, daß ich mit meinem Begleiter käme, um auch ihn um einen Beitrag zur Abstellung des Bettelns zu ersuchen. Er stand stillschweigend auf, holte aus einem kleinen Schränkchen einen kleinen Beutel hervor, worin nur eine äußerst mäßige Summe zu seyn schien, und gab reichlicher als ich es erwartet hatte. Während der Zeit fragte einer von den Knaben, ob die Sammlung etwa für die französische Kolonie geschehe? Indem ich ihm deßhalb eine genauere Auskunft geben wollte, hub der Greis mit einem warmen aber nicht heftigen Tone an: ““Was fragst du, für wen es ist? Es

ist für Menschen. Was liegt daran, wie sie heißen? Es sind Kinder unsers Vaters, und Er hat es uns gegeben, daß wir ihnen helfen sollen.““

560. Gehe hin und thue deßgleichen.

Ein äußerst armer Jude im Elsaß war nicht mehr im Stande, seinem kleinen eilfjährigen Sohne Benjamin das Nothdürftigste zu geben; er schickte ihn daher auf gut Glück in die Welt hinaus. „Geh' hin“ — sagte er — „vielleicht triffst du einen guten Menschen an, der dich aufnimmt. Ich kann nichts für dich thun!“ — Der arme unglückliche Benjamin macht sich auf den Weg von Colmar im Elsaß nach Paris. Ohne allen Unterricht aufgewachsen, höchst unwissend, schmutzig und arm; wie sollte er durch die Welt kommen! Anfangs gieng's ihm schlimm genug. Er traf auf einen herumziehenden diebischen Juden, welcher ihn mit sich nahm und ihn zum Raub und Diebstahl abrichtete. Einst wollte er durch ihn das Haus eines Bauern bestehlen; er hob den kleinen Dieb in die Höhe, ließ ihn zu einem Fenster hineinschlüpfen, um drinnen aufzupacken, was er von Werth finden würde. Sein abscheulicher Lehrer wartete indessen vor dem Hause. Aber Benjamin wurde von den Leuten im Hause entdeckt, ergriffen und der Obrigkeit überliefert. Bei dem Verhör konnte man nichts aus ihm herausbringen, weil er kein Französisch verstand, und nur wenig deutsche und hebräische Worte hervorzustottern vermochte. Bald sah man, daß er nicht der wahre Räuber war; man spürt dem Verführer des armen Knaben nach, nimmt ihn gefangen, und führt ihn mit dem Knaben nach Versailles (Versallj') ins Gefängniß. Hier wurde die Sache genauer untersucht; der Verführer wurde zur lebenslänglichen Kettenstrafe verurtheilt, und Benjamin sollte in ein Armenhaus gebracht werden, um da Arbeit und Unterricht zu bekommen. — Leider sind die Armen- und Waisenhäuser in Frankreich zum Theil noch in einem solchen Zustande, daß die Kinder darin an Leib und Seele verderben. Da nun bei den gerichtlichen Untersuchungen und Urtheilen

Jedermann freien Zutritt hat, so waren auch jetzt mehrere Leute gegenwärtig, unter Andern ein redlicher Jude aus Versailles, Namens Sançon (Sahnsohn); er wandte sich voll Mitleid an die Richter mit den Worten: „Meine Herren! ich habe eilf Kinder; geben Sie mir dieß noch, es sey mein zwölftes. Sein Vater hat es verstoßen, ich will ihm Vater seyn!“ — Die Richter gaben ihm ihren Beifall zu erkennen; er nimmt den vor Freude und Dankbarkeit weinenden Knaben bei der Hand und führt ihn wie im Triumph davon. Richter und Zuschauer waren gleich sehr gerührt und erstaunt über den edlen Juden, und fragten einander: ob wohl unter ihnen Allen noch ein Einziger wäre, der bei so vielen Kindern und so wenig Vermögen einer so schönen Handlung fähig wäre?

561. Mein Weg führt mich an der Post vorbei.

Der Sohn eines armen Juden in Frankfurt a. d. Oder verließ seine Vaterstadt, in der er keine Aussicht zum Fortkommen hatte, und fieng, durch günstige Verbindungen unterstützt, in Kopenhagen einen Kleinhandel an, der bald so ergiebig wurde, daß er unabhängig leben, und von Zeit zu Zeit seine armen Eltern unterstützen konnte. Seine Lage verbesserte sich täglich, und zog endlich die Aufmerksamkeit der einheimischen Kaufleute so sehr auf sich, daß sie bei der Polizei auf seine Entfernung drangen, dieweil er als Fremdling kein Recht hätte, hier Handel zu treiben. Seine Freunde konnten nicht mehr für ihn thun, als daß sie ihm die Erlaubniß auswirkten, noch vier Wochen in Kopenhagen sich aufhalten zu dürfen, um seine Schulden einkassiren zu können.

Indeß hatte der junge Mensch ausgekundschaftet, daß die verwittwete Königin von Dänemark die Tante des Herzogs Leopold von Braunschweig sey, und von diesem, glaubte er, würden seine Eltern ein Empfehlungsschreiben an die verwittwete Königin erhalten können, das ihm Schutz auf immer verschaffen würde. Er schrieb das Nöthige an seine Eltern, die von der Güte des Herzogs und von seiner

ihnen bekannten Liebe zu der jüdischen Nation Alles hofften. Der Vater läßt sich beim Herzog melden, wird vorgelassen, und erzählte ihm die Lage der Sache mit aller der Rührung, von der er ergriffen war, und die dem Herzog die Wahrheit seiner Erzählung verbürgte. Er wagte seine Bitte um das Empfehlungsschreiben, der gute Herzog ist gleich willig, und äußert überhaupt sich sehr gnädig gegen den unglücklichen Mann. Nur bedauerte er, daß es ihm unmöglich seyn werde, noch heute den Brief ausfertigen zu können; er müsse also bis auf den künftigen Posttag aufgeschoben werden. Doch der Geschäfte des Herzogs waren nicht so viele, oder sie nahmen nicht so viel Zeit weg als er dachte. In der Abenddämmerung ward an der Hütte des Juden gepocht, er öffnete sie, und man stelle sich sein und seiner Frau Erstaunen vor, als sie den Herzog von Braunschweig erkennen. „Da ist der Brief, meine lieben Leute!“ — sagte er — „Ihr müßt ihn eurem Sohne heute noch schicken, und ihm schreiben, daß er ihn der Königin selbst übergeben soll.“ — „Wie sehr bedauere ich,“ — erwiederte der Vater — „daß wir heute von der uns ewig unvergeßlichen Gnade Ew. Herzogl. Durchlaucht keinen Gebrauch mehr machen können. Die Post geht in einer halben Stunde ab, und man nimmt keinen Brief mehr an.“ — „Von mir werden sie ihn wohl noch nehmen, lieber Alter! Schreib Er nur an seinen Sohn geschwind, daß er ihn ja an die Königin selbst abgibt. Ich will hier so lange warten, und dann führt mich mein Weg an der Post vorbei.“ Der Alte muß sich setzen und schreiben. Der Herzog unterhält sich während des Schreibens mit der alten Frau, und trägt dann selbst den Brief auf die Post.

562. Der Kosak und das Findelkind.

Ein russischer Offizier ritt mit einem Kosaken durch ein sächsisches Dorf in der Ober-Lausitz, dessen Bewohner sämmtlich entflohen waren. In einem Gebüsche hörte er eine klägliche Stimme, die von einem Kinde herzukommen

schien. Der Offizier eilte sogleich dahin, um die Sache zu untersuchen. Er fand einen Knaben im Alter von ungefähr einem Jahre, welcher nur in einige Lumpen eingehüllt war. Wahrscheinlich lag er schon länger als 24 Stunden ohne Nahrung hier, und es war zu verwundern, daß er in der kalten Septembernacht nicht vor Frost erstarrt war. Den Offizier jammerte des Kindes, und er befahl dem Kosaken, es aufzuheben. Dieser stieg ab, und nahm es behutsam aufs Pferd. Hierauf gab ihm der Offizier fünf Silberrubel, die er als Geschenk behalten sollte, wenn er es einige Stunden weit transportiren wolle, wo man es sichern Händen übergeben könnte. Der Kosak war sogleich bereitwillig, und erbot sich, in das einige Meilen rückwärts liegende Städtchen zu reiten, wo er sich an den Magistrat wenden wollte. Der Offizier entließ ihn, und der brave Lanzenreiter vollzog seinen Auftrag mit großer Gewissenhaftigkeit. Da sich Anfangs Niemand dazu verstehen wollte, das Kind aufzunehmen, gab der Mann nicht nur die fünf Rubel hin, sondern legte noch sieben aus seiner eigenen Kasse — sein ganzes Vermögen — zu, damit man ja für das Kind sorgen möchte. Er setzte, um seiner Bitte Nachdruck zu geben, hinzu, daß man sicher russischer Seits sich nach dem Kinde weiter erkundigen werde. Als er sich den Knaben nochmals genau besehen hatte, um ihn wieder zu erkennen, setzte er sich aufs Pferd, und ritt davon. Kurze Zeit nachher bei einem Gefechte an der Obermulde hatte er das Unglück, verwundet zu werden. Man brachte ihn zurück, und seine Hauptsorge für jetzt war, daß man ihn durch das Städtchen transportiren möchte, wo er den Findling abgeliefert hatte. Mit vieler Mühe brachte man es dahin. Dort machte er sich, ungeachtet ihm seine Wunde das Gehen sehr beschwerlich machte, auf, und fragte vor allem nach dem Knaben. Er freute sich sehr, daß sich die Eltern desselben wieder gefunden hätten, gieng aber nicht eher von dannen, als bis man ihm ihren Namen und Wohnort schriftlich gegeben hatte.

563. Machen Sie mir die Freude, und nehmen Sie das!

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts starb auf der Insel Jamaika, einer der größten westindischen Inseln, ein englischer Offizier; und da er eben nicht der beste Haushalter, sondern hauptsächlich dem hohen Spiele ergeben gewesen war, so hinterließ er seine Frau mit vier Kindern in den dürftigsten Umständen. Die Wittwe hatte reiche Eltern; allein diese lebten in London, und bis sie Unterstützung von daher erhalten konnte, erforderte es geraume Zeit. Sie suchte zwar in Kingston (der Hauptstadt auf Jamaika) bei den Freunden ihres verstorbenen Mannes Beistand; allein entweder konnte sie es nicht über sich gewinnen, ihre traurige Lage so zu erkennen zu geben, wie sie wirklich war, oder man war vielleicht nicht vermögend, sie so zu unterstützen, wie es der Umfang ihrer Bedürfnisse erforderte; genug sie mußte sich kümmerlich behelfen, und sah mit Sehnsucht der Hülfe aus England entgegen, um mit ihren Kindern nach London zurückzukehren. Eines Morgens wollte sie sich durch einen Spaziergang im freien Felde vor Kingston erheitern, und traf am Wege einen alten Mann, einen Neger, der seine vielen Beulen und Geschwüre verband, und sie um ein Almosen ansprach. Sie gieng anfänglich vorüber, und schien nicht darauf zu achten; allein der Anblick des Elendes hatte tiefen Eindruck auf sie gemacht. Gern, sehr gern hätte sie dem Unglücklichen ein Almosen gegeben, aber sie hatte nichts — nichts als ihr Morgenbrod, welches sie zu sich gesteckt hatte, um es im Freien zu verzehren. Doch auch das konnte dem Unglücklichen willkommen seyn. — Sie brach einige Bissen von ihrem Morgenbrode für sich ab, kehrte um, und gab ihm den größten Theil mit den Worten: »Hier, armer Alter! Das ist Alles, was ich habe! Ich bin auch eine arme Wittwe, und habe vier Kinder!« — Sie eilte fort, und hörte, daß ihr der Neger herzlich dankte und alles mögliche Glück wünschte. Mehrere Tage darauf gieng die Wittwe wieder in dieser Gegend umher, und fand auch den Neger an demselben Orte, wollte ihm

aber ausweichen. Der Neger merkte dieß, und rief ihr nach. Weil sie aber nicht sogleich hörte, so richtete er sich auf, und wollte ihr nacheilen; allein seine Beulen und Geschwüre verstatteten dieß nicht. Er rief also noch stärker, und bat sie dringend um die Güte, nur auf einige Worte zu ihm zu kommen. Sie ließ sich endlich bewegen, und kehrte um. Und was hatte der alte, elende Neger ihr zu sagen? »Gnädige Frau!« — redete er sie an — »die Gabe, welche Sie mir vor einigen Tagen mittheilten, die Art, wie Sie das thaten, und die Worte, die Sie hinzufügten, machten mich nachdenklich, als Sie fort waren. Die Lage eines Frauenzimmers, das Mangel leidet, erregte meine innigste Theilnahme, und mein Herz brach mir, da ich mir vier unerzogene Kinder dazu dachte. Ich habe seitdem unbeschreibliche Angst ausgestanden; ich bin jeden Tag mit dem Frühesten hier gewesen, und ich danke Gott, daß ich Sie wieder sehe. Nehmen Sie hier, gnädige Frau (indem er ihr einen Beutel hinreichte), nehmen Sie — es sind 28 Doppelguineen (gegen 600 Gulden) — ich bedarf ihrer nicht; ich kann mir mein tägliches Bedürfniß erbetteln; das können Sie nicht! — Nehmen Sie, gute Dame!«

Die Wittwe starrte vor Verwunderung über ein Anerbieten der Art von einem armen elenden Neger, dessen Beulen und Geschwüre einen grausenden Anblick darboten. »Wie kommst du zu diesem Golde?« — fragte sie, um nur Etwas zu sagen, indem sie die Hand zurückzog, in welche ihr der edle Alte den Beutel drücken wollte. »Theils ersparte ich's in gesunden Tagen« — antwortete er lächelnd — »theils erbettelte ich es. Mein Anblick erregt Mitleiden, und so erhalte ich immer so viel, daß mir jeden Tag etwas übrig bleibt. Machen Sie mir also die Freude, gute Dame, und nehmen Sie das!« — Die Wittwe dankte dem gutmüthigen Neger, versicherte ihn, daß sich ihre Umstände seitdem in etwas gebessert hätten, daß sie ihre Hilfe aus England ruhiger abwarten könne, und warnte ihn, mit seinem Schatze nicht so offen und freigebig zu

seyn, weil sein kranker Körper sich leicht so verschlimmern könne, daß es ihm nicht mehr möglich wäre, nach Almosen zu gehen. „Das große Wesen" — erwiederte der Neger ruhig lächelnd — „das Alles erhält, wird auch dann mich nicht verlassen." — „Aber bei solchen Gesinnungen" — sagte hierauf die Wittwe — „wie kann es dein Herr zugeben, daß du dir dein Bedürfniß erbetteln mußt?" — „Ich bin ja nun so alt" — erwiederte der Neger — „daß er mich nicht brauchen kann. Freilich hätte er mir wohl ein Gnadenbrod geben können: — ich kam als Knabe zu seinem Vater, habe 54 Jahre in seiner Zuckerpflanzung gearbeitet; da ist mein Körper durch Anstrengung und Arbeit siech und elend geworden; — allein er hat es nicht gewollt. Er schickte mich fort, da er mich nicht mehr brauchen konnte; — und doch habe ich ja auch nicht Noth gelitten." Nun drang der Neger auf's Neue in die Wittwe, ihm die Freude zu machen und seinen Schatz anzunehmen, und ließ sich nur dadurch beruhigen, daß sie ihm versprach, von seinem Anerbieten sicher Gebrauch zu machen, sobald sie in Verlegenheit kommen sollte.

564. Der kleine Tambour.

Im Jahre 1795 waren die Franzosen aus ihrem befestigten Lager vor Mainz durch den österreichischen General Clairfait (Clerfäh) so rasch vertrieben worden, daß ein kleiner Tambour, ein Knabe von 12 Jahren, der kein Wort deutsch verstand, nicht mehr aus dem Städtchen Oppenheim entfliehen konnte. Hilflos lief er auf den öden Straßen hin und her; alle Thüren und Fensterläden waren verschlossen, und Niemand ließ sich sehen. Ohne zu wissen, wo er sich hinwenden sollte, befürchtete er mit jedem Augenblicke sein Leben zu verlieren, und schwebte in der schrecklichsten Todesangst. Dieser schreckliche Zustand dauerte wohl eine Stunde, viele Menschen, die durch die Spalten der Fensterläden seine verzweiflungsvolle Lage sahen, bedauerten und beklagten den armen Knaben, aber — Nie-

mand wollte für seine Rettung sich selbst in Gefahr begeben, bis endlich B...., Gastwirth zur Kanne, die traurige Lage des Verlassenen bemerkte, ihn in sein Haus aufnahm, und die französische Uniform durch Kleider von seinen Kindern ersetzte, wodurch alle Gefahr für den armen Knaben verschwand. Die österreichische Armee drang indessen weiter vor, und es entstand die Frage, was mit dem Geretteten weiter anzufangen sey? Er war munter und thätig, griff gerne überall an, seine Kräfte waren aber noch zu unbedeutend, um wirkliche Dienste zu leisten. Sein Unterhalt war daher für Hrn. B.... mit Kosten verbunden, und mancher Andere würde diesen Gast je eher je lieber fortgeschickt haben, wozu sich mehrere Mal Gelegenheit fand, allein sein Pflegvater konnte sich nicht dazu entschließen, ihn einem Fremden zu überlassen, er hoffte noch immer Gelegenheit zu finden, ihn seinem Vater, der ein Tischler bei Metz war, zurückzusenden. So verflossen acht Monate, und Louis machte sich bei allen Hausgenossen beliebt, denn was ihm befohlen wurde, that er pünktlich; er arbeitete gerne, so viel er konnte, und lernte fleißig; lauter Eigenschaften, die einem Kinde die Liebe vernünftiger Personen gewiß erwerben. Mehrere Gäste, welche den Knaben sahen, nahmen Antheil an seinem Schicksale, vorzüglich ein benachbarter Edelmann, der sogar in einer französischen Zeitung den Eltern desselben Nachricht von seinem Aufenthalte ertheilte. Endlich nach eilf Monaten, trat eines Nachmittags ein Mann von etwa 50 Jahren in das Haus, und fragte die Mutter des Hrn. B...., ob nicht ein Knabe aus Frankreich sich da aufhalte, der im letzten Feldzuge zurückgeblieben wäre, und sein Sohn sey? Der würdigen Großmutter fuhr der Gedanke, den lieben Pflegsohn zu verlieren, wie ein Stich durch's Herz. Sie dachte bei sich selbst, es wäre ja doch möglich, daß der Mann die Unwahrheit sage, und daß er wohl gar aus einer bösen Absicht den Jungen rauben wolle. Ohne also zu sagen, wer da sey, wurde Louis in's Zimmer gerufen, weil ihn Jemand

zu sprechen verlange. Er fand sich sogleich ein. Seine lange Abwesenheit hatte ihm den Vater unkennbar gemacht, der während der Schrecken der Revolution grau geworden war. Sprachlos standen Beide einige Augenblicke vor einander, sahen sich unverwandt an, und wußten nicht, was eigentlich in ihnen vorgieng. Plötzlich aber stürzt Louis auf die Erde, umfaßt die Kniee des Vaters, den er wieder erkannte, und häufige Freudenthränen flossen Beiden über die Wangen. Mit der größten Theilnahme und Rührung sah Frau B.... diese Vereinigung an, und auch sie vergoß Thränen der Freude und des Schmerzes über die bevorstehende Trennung. Sie war indessen selbst Mutter, und wußte die Freude des Vaters zu theilen, dessen Schmerz über den Verlust seines Sohnes sie wohl früher lebhaft mitgefühlt hatte. Hr. B.... und seine Kinder waren während dieses Auftritts nicht zu Hause gewesen; mit Sehnsucht harrte man ihrer Rückkunft, um sie von dem, was vorgegangen war, zu unterrichten. Kaum erblickte Frau B.... ihren Gatten von ferne, als sie ihm entgegen gieng, und die frohe und traurige Nachricht ihm mittheilte, die er wie ein gutdenkender Mann, dem es nicht um seine Freude allein, sondern auch um das Wohl des guten Knaben zu thun war, aufnahm. Sogleich kam auch Louis, mit dem Vater an der Hand zu Hrn. B...., dem nicht Zeit gelassen wurde, in das Zimmer zu gehen. Der gerührte Pflegsohn fiel ihm mit Thränen des Dankes um den Hals, sein Vater aber vermochte kein Wort zu sagen, so voll war sein Herz über alles Gute, welches Hr. B.... seinem Sohne erzeigt, und welches dieser nach dem ersten Augenblicke der Freude ihm erzählt hatte. Auf einmal entstand aber ein neuer Auftritt. Kaum hörten nämlich die Kinder des Hauses, daß Louis sie verlassen werde, als ein allgemeines Klagen und Weinen unter ihnen entstand. Da hieng sich das eine an den Vater, die andern dort an die Mutter und Großmutter und an Louis selbst, und baten, daß er bleiben möge, auch sein Vater solle nicht fortgehen, doch könne Letzterer noch eher

abreisen; von einer Trennung von ihm wollten sie durchaus nichts hören. — Hr. B.... trat also in's Mittel, und bat Louis, wenigstens drei Tage noch zu bleiben, den Kindern aber ward Hoffnung gemacht, daß der Letztere den Vater begleiten, dann aber vielleicht wieder kommen werde, womit sich die kleine Familie beruhigte. Vergnügt brachten sie nun die wenigen Tage hin, die Louis bei ihnen verlebte. Dieser führte den Vater überall herum, erzählte ihm von Allem, was er gesehen und gehört hatte, zeigte jeden Acker und Weinberg seines Pflegevaters und was darauf wachse, und schied mit den Gefühlen des lebhaftesten Dankes und Schmerzes von der guten Familie, bei welcher er eilf Monate so glücklich verlebt hatte.

565. Es wäre Sünde, dich am Gebet zu verhindern.

Martha, die Wittwe eines verstorbenen Juden, Namens Aaron, zu Krackau in Polen, nährte sich, wie viele ihres Volkes in diesem Lande, mit einem Gewerbe, das sehr leicht in die Versuchung zur Gewinnsucht und zum Eigennutze führen kann: sie lieh Geld auf Pfänder aus. Einst brachte ihr eine arme Frau ein mit Silber beschlagenes Gebetbuch. Die Jüdin besah das Buch, und fragte die Ueberbringerin: warum sie gerade ein Gebetbuch versetzen wolle? — „Es ist mein einziges Eigenthum" — sagte sie — „und meine Kinder haben seit gestern kein Brod." — „Wie viel willst du haben?" — fragte die Jüdin. — „Wenn ich zwei (polnische) Gulden (35 kr.) bekommen könnte, so würde ich so lange auskommen, bis mein Mann, der Leinwand nach Deutschland führt, nach Hause kommt" — sagte die arme Frau. — „Da sind zwei Gulden und dein Buch; ich würde mich versündigen, wenn ich dich verhinderte, zu deinem Gott zu beten. Bist du ehrlich, so wirst du mich ohne Pfand bezahlen."

566. Der vergrabene Beutel.

Ein donischer Kosake hatte vor der Schlacht von Eylau einen Beutel mit Dukaten erbeutet. In der Schlacht von Eylau aber verlor er in einem nächtlichen Gefechte bei einem Meierhofe, der abgesondert von einem Dorfe lag, sein Pferd. Mitten im Getümmel rettete er seinen Beutel mit Gold, schlich sich in den anstoßenden Garten des Maierhofes, und vergrub darin den Beutel unter einen Baum. Seine Wunde am Fuße, die ihn sehr schmerzte, fesselte ihn an den nassen Boden. Der Maierhof brannte lichterloh und erhellte die ganze Gegend, so daß der Kosake die Bewohner des Hofes jammernd nach dem Gartenhäuschen flüchten sah. Die Franzosen waren von den Russen zurückgeworfen worden; die Gebäude waren zusammengestürzt, und nichts hörte man mehr als das Jammern der Familie im Gartenhäuschen und der Blessirten auf dem Felde. Es wurde Tag. Der Kosake hinkte nach dem Gartenhäuschen, und erblickte darin einen alten Mann, einige Weiber und acht Kinder, die um Brod baten. Der Kosak verstand Einiges davon, fühlte das Unglück der Familie, und was that er? Als er sich seine Wunde so gut wie möglich hatte verbinden lassen, nahm er den alten Mann bei der Hand, und nöthigte ihn freundlich, ihm zu folgen. Er führte ihn an den Baum, grub mit seinem Säbel den Beutel wieder aus, und indem er ihn dem Alten einhändigte, sagte er zu ihm: „Wod Batuschka, — (da Väterchen) tebe dengi (da hast du Geld)!“ — er wischte sich die Thränen aus den Augen, und sagte: „Proschtschaite drug Brusak (lebe wohl, Freund Preuße)!“ — und entfernte sich. In dem Beutel waren 500 Dukaten; eine Summe, wodurch das Unglück und das Elend der armen Familie sehr gemildert wurde.

567. Der mitleidige Steuereintreiber.

Zu Anfang des Jahres 1811 wurden in der württembergischen Oberamtsstadt Sulz am Neckar die Steuern

ernstlich, im Nothfall durch zwingende Gewalt eingetrieben. Hiezu bediente sich das Kameralamt des Landdragoners B... — Dieser wurde namentlich auch an einen armen Zimmermann M... abgeordnet, um von ihm 2 fl. 24 kr. Steuerrest zu erheben. Er trifft nur die Gattin des Zimmermanns M... an, fordert von ihr die schuldige Steuersumme, und für seine Bemühung 4 kr., kündigt ihr außerdem noch an, daß mit jedem Tage der Zögerung seine Einzugsgebühr um einen Batzen steige, und daß am Ende die Steuer noch durch ernstlichere Exekution eingetrieben werde. M...s Gattin erwiederte: „Mein Mann ist nicht zu Hause, und ich habe kein Geld, habe Er doch Geduld, bis dieser nach Hause kommt! Aber leider! kann auch seine Gegenwart nichts helfen, denn er kann bei gegenwärtiger Jahreszeit nichts verdienen, und hat auch seinen letzten Heller aufwenden müssen, um mich in einer beschwerlichen, vier Wochen lang dauernden Krankheit nicht verschmachten zu lassen. Ich bin noch nicht im Stande, etwas zu arbeiten, sondern bedarf zur gänzlichen Genesung noch einer sorgfältigen Pflege.“ — Diese Schilderung, welche M...s Gattin von ihrer Lage machte, gieng dem Landdragoner durch's Herz. Er griff in seine Tasche, gab der bekümmerten Frau 2 fl. 24 kr. mit der Anweisung, damit ihre Steuergebühr zu entrichten, und ihm selbst, einem armen Vater von mehreren Kindern, mit guter Gelegenheit die Summe wieder zurückzubezahlen. „Für meine Bemühung“ — setzte er hinzu — „nehme ich nichts,“ und verließ die über seinen Edelmuth gerührte Frau, ehe sie im Stande war, ihm zu danken.

568. Der Morgenspaziergang.

Der Dichter Bulgarin erzählt von Karamsin, einem der ausgezeichnetsten russischen Gelehrten, folgende schöne Anekdote: „Morgens acht Uhr begegnete ich einst (1819) Karamsin zu Fuß in einer wenig besuchten Straße. Das Wetter war äußerst ungestüm, und ein dichtes Schnee-

gestöber schlug ihm in's Gesicht. Nur ein äußerst dringendes Geschäft konnte Jemand bestimmen, zu so früher Tageszeit und bei solcher Witterung auszugehen; ich konnte daher nicht umhin, ihm mein Erstaunen darüber auszudrücken. »»Es ist meine Gewohnheit,«« — erwiederte er — »»jeden Morgen bis zehn Uhr einen Spaziergang zu machen, dann kehre ich nach Hause zurück, und frühstücke. Schlechtes Wetter, wie Sie sehen, hindert mich nicht, und weit entfernt, mir unangenehm zu seyn, macht es mir vielmehr mein warmes Stübchen um so erquicklicher.«« »Aber ich erlaube mir, zu bemerken,« — entgegnete ich — »daß Sie nicht den angenehmsten Theil der Stadt zu Ihrem Spaziergang gewählt haben.« »»Ich will Ihnen kein Geheimniß daraus machen,«« — antwortete Karamsin — »»ich bin hieher gekommen, um einen armen Mann aufzusuchen, der mich schon oft um Unterstützung für seine halb verhungerten Kinder angefleht hat. Ich habe da seine Adresse, und will ihn nun aufsuchen, um zu sehen, was ich für ihn thun kann.«« Ich schlug Karamsin vor, ihn zu begleiten, und endlich gelangten wir zu der Wohnung des armen Mannes. Er war nicht zu Hause, aber das Elend der Familie ließ auf den ersten Blick erkennen, daß die Klagen des armen Mannes nur allzuwahr gewesen. Karamsin richtete an die Mutter einige Fragen, und gab ihr etwas Geld. Als wir das Haus verließen, begegneten wir dem Mann selbst, aber in einem Zustande, der uns die Ursache von dem Elend seiner Familie nur allzu deutlich werden ließ. Indeß ließ Karamsin nicht ein Wort des Vorwurfs hören; nur schüttelte er den Kopf, indem er mit einem Lächeln sagte: »»Es thut mir leid, daß mein Geld in so schlechte Hände gefallen ist. Aber die Schuld liegt an mir; ich hätte mich zuerst mit dem Charakter des Mannes bekannt machen sollen; doch ich werde jetzt vorsichtiger seyn, und statt ihm selbst, seiner Familie etwas geben.««

569. Ich will einen Monat lang keine Butter essen.

Ein kleines Mädchen in Amerika hatte all' ihr Geld, das sie erspart hatte, zu einem wohlthätigen Zwecke weggegeben. Eines Abends, da der Hauptagent der amerikanischen Bibelgesellschaft seine Geschäfte für die Gesellschaft in Virginien verrichtete, wurde der Vorschlag gemacht, man solle eine Gesellschaft bilden, welche eine so geringe Summe als Bedingung zur Aufnahme fordere, daß auch Kinder eingeschlossen werden könnten. Die Gesellschaft wurde sogleich gebildet, und der Name jenes Kindes von seinem Vater unterzeichnet. Als er nach Hause kam, erzählte er dem Kinde, was er gethan habe, und fürchtete, die Antwort zu hören: Ich will die Subscription bezahlen, wenn du mir das Geld dazu giebst, oder Etwas der Art. Allein das Kind setzte sich eine Weile nachdenklich nieder, als ob es auf ein Mittel sinnen wollte, dem unerwarteten Anspruche auf seine Freigebigkeit Folge zu leisten. Endlich klärte sich sein Gesicht auf, und es sagte: „Vater, wenn Du die Subscription bezahlen willst, so will ich einen Monat lang keine Butter essen.“ Wirklich gieng das Kind in diese Verläugnung ein, um in den Stand gesetzt zu werden, Etwas zur Verbreitung der heiligen Schrift beizutragen.

XIX.

Menschenretter.

Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde. Joh. 15, 13.

---

570. Schöner Lohn unermüdeter Thätigkeit.

Am ersten Oktober 1722 stürzte im Steinbruche zu Morintra bei Meaux (Moh) das Gewölbe der Grube plötzlich ein, als eben vier Leute in demselben arbeiteten.

Drei derselben kamen noch glücklich davon; der vierte aber, Namens Cellier (Sellié), ward unter dem Schutte begraben. Die drei ersteren, welche der Gefahr entronnen waren, beklagten nun den traurigen Tod ihres Kameraden; aber erst als sie Abends von der Arbeit nach Hause wollten, fiel es endlich einem von ihnen ein, der Verschüttete könne vielleicht doch noch am Leben seyn. Er äußerte diese Vermuthung gegen die Andern, und sie beschloßen auf der Stelle, die Sache zu untersuchen; sie stiegen wieder in den Steinbruch hinab, und klopften in der Gegend, wo sie vermutheten, daß ihr Kamerad etwa stecken könnte, mit einem Hammer an. Und wie groß war ihr Erstaunen, als sie ihn durch ein ähnliches Klopfen antworten hörten! Sogleich beschloßen sie, sich einen Weg zu ihm zu öffnen, und sich durch keine Schwierigkeiten von ihrem Unternehmen abschrecken zu lassen. Um in die Höhlung, in der sich ihr Kamerad befand, einzudringen, mußten sie erst eine Erdlage, welche sich in wagrechter Richtung zwischen zwei Steinschichten befand, durchgraben; und hiebei ist zu bemerken, daß diese Erdlagen nicht mehr als 12—15 Zoll Dicke haben; so daß der in dieser Art von Scheide eingeklemmte Minirer auf dem Rücken liegend arbeiten muß, und nur ein einziger auf einmal arbeiten kann. Trotz dieser großen Schwierigkeit griffen sie die Arbeit sogleich an, und minirten abwechselnd um die Wette; kaum aber waren sie bis auf etwa fünf Fuß eingedrungen, als ein fürchterliches Getöse sie in die Flucht jagte, so daß sie zitternd und bebend nach Hause giengen. Indessen schämten sie sich bald ihrer Schreckhaftigkeit, und kamen am folgenden Morgen mit Tagesanbruch zurück, um einen neuen Versuch zu wagen. Nachdem sie sich versichert hatten, daß der Unglückliche noch lebe, fiengen sie die Arbeit wieder an, liefen aber nach fünf Stunden abermals davon, als sie die Erde mit einem donnernden Gekrache sich unter ihren Füßen öffnen sahen. So standen die Sachen, als Fourmont (Furmohn), der Pfarrer des Orts, von diesem Vorfall

Nachricht erhielt. Von Mitleid durchdrungen, durchlief der menschenfreundliche Geistliche das Dorf, und beschwor verschiedene Gypsbrecher, das unterbrochene Werk von Neuem wieder anzugreifen. Die Leute waren durch das, was sie gehört hatten, so sehr erschreckt, daß sie sich anfangs weigerten; Fourmont aber bat und flehte so lange, bis sie endlich hingiengen. Muthig fiengen sie zu miniren an, und die Arbeit gieng ihnen so glücklich von statten, daß sie gegen Ende des Tages dem armen Steinbrecher, der sie, obgleich halb todt vor Kälte, durch Klopfen an die Wände seiner finstern Höhle auf's Beste leitete, schon ganz nahe waren. Alles gieng nach Wunsch, als ein neues Gekrache, noch fürchterlicher als die vorigen, die Arbeiter verscheuchte, die nun mit dem festen Entschluß, nicht wieder zu kommen, davon giengen. Freitag Morgens ließ Fourmont, der den Gedanken, den unglücklichen Cellier hülflos zu verlassen, nicht ertragen konnte, sich in den Steinbruch hinab, um ihn wenigstens durch Beichte und Absolution zum Tode zu bereiten. Ungeachtet man ihn nur von ferne begleitete, so gelang es dem muthigen Pfarrer doch, nach langem Umherklettern an die Oeffnung der Mine zu gelangen; er rief den bereits dem Tode nahen Steinbrecher bei dem Namen, und fragte ihn, wie er sich befinde? und wer sollte es glauben! der Mann antwortete: er fühle sich noch ziemlich wohl, und klagte sehr, daß man ihn so grausam im Stiche lasse. Gerade in diesem Augenblicke riefen die in der Ferne stehenden Arbeiter mit dem Tone des Entsetzens: „Herr Gott! Alles stürzt zusammen! Jeder rette sich!“ In der That liefen sie Alle davon, und ließen den Pfarrer in größter Verlegenheit an dem fürchterlichen Orte zurück. Nicht ohne große Mühe und Gefahr arbeitete der edle Fourmont sich aus dem Abgrunde wieder hervor, gab aber darum sein Vorhaben nicht auf. Durch flehentliches Bitten, durch Versprechungen und baares Geld, brachte er endlich andere Steinbrecher dahin, zur Rettung des Unglücklichen einen nochmaligen Versuch zu wagen. Er theilte Taback,

Branntwein, Wein und andere bei solchen beschwerlichen Arbeiten erforderlichen Stärkungsmittel auf's Reichlichste unter sie aus; und so arbeiteten sie ununterbrochen bis zum Sonntag Morgen mit dem besten Erfolge. Nachdem die Mine 70 Fuß lang fortgeführt war, erreichten sie endlich den verschütteten und schon halb todten Cellier. Die Arbeiter krochen nun zu ihm hinein, und brachten ihn nach und nach an die Oeffnung. Hier schloß der gute Pfarrer ihn mit Freudenthränen in seine Arme, und goß ihm einige Tropfen Wein in den Mund, um ihn in's Leben zurück zu bringen. Dann ließ er den Unglücklichen in seine Hütte bringen, wo er nach fünf bis sechs Stunden sich erholte, und sein Bewußtseyn wieder bekam.

571. Die letzte Freude eines Kaisers.

Peter I. von Rußland fand kurz vor seinem Tode (1725) noch Gelegenheit, seine unbegränzte Menschenliebe auf eine ausgezeichnete Weise an den Tag zu legen. Bei sehr stürmischem Wetter sah man spät Abends kaum eine Werste von Lachta ein von Kronstadt herkommendes stark mit Soldaten besetztes Boot sich in größter Gefahr mit den Wellen herumschlagen, und endlich nicht weit von Lachta auf der Untiefe stranden. Der Kaiser schickte sogleich eine Schaluppe mit seinen Leuten zur Hilfe, die aber trotz aller angewandten Mühe das Fahrzeug nicht los zu machen vermochte. Peter sah mit unverwandten Augen dahin, entrüstete sich, daß es so lange währte und etliche Menschen von den Wellen hinweggerissen und halb todt aus dem Wasser gezogen wurden. Da konnte er sich nicht länger halten, er entschloß sich, selbst hinzufahren und zur Rettung der Leute Hand anzulegen. Da er nun bis auf etwa 100 Schritte sich dem Boote genähert hatte, konnte er wegen der Untiefe des Wassers nicht mehr weiter kommen, daher sprang er aus der Schaluppe, watete an das gestrandete Boot hin, half es losmachen und rettete die Leute. Bis über den halben Leib durchnäßt und von Kälte fast erstarrt,

kam er nach Hause, aber, obwohl es ihm eine tödtliche Krankheit zugezogen, bereute er es nicht, sondern freute sich darüber, durch seine Anwesenheit und Mithilfe zwanzig Personen das Leben gerettet zu haben.

572. Wie wär's, wenn wir heute nicht Billard spielten!

Graf v. Berthold in Mähren, ein Edler, der den größten Theil seiner Zeit und seines Vermögens zu dem wohlthätigen Zwecke anwendete, Unglückliche aufzusuchen, die Thränen der Leidenden zu trocknen, und diejenigen, die am Rande des Abgrundes standen, der nahen Gefahr zu entreißen, erfuhr, als er mit seinem Regimente zu Brünn in Garnison lag, daß der Blitz in einem benachbarten Wäldchen einen armen Taglöhner erschlagen habe. Er setzte sich zu Pferd, und erreichte den Platz, als man eben im Begriffe war, den Verunglückten in sein Dorf zu bringen. Sein Puls schlug noch. Der Graf eilte in die Stadt zurück, und kam nach einer Viertelstunde mit dem Regimentsfeldscheerer wieder. Man gab dem Kranken ein Brechmittel. Er kam wieder zu sich. Der Wundarzt mußte ihn täglich besuchen, und der Wohlthäter that ein Gleiches. Er stahl sich immer nach Tische von der Gesellschaft weg, und ritt auf das Dorf. Einer seiner Freunde beschlich ihn einmal, indem er dem Kranken eine Brühe reichte, wozu er seinem Weibe täglich das Geld gab. Ein andermal fand man ihn vor dessen Bette sitzend, wo er ihm die Fliegen wehrte, indem die Frau die Küche besorgte. Der Patient ward hergestellt, allein seine Kleider waren halb vom Blitz verzehrt. Der Graf beschied ihn auf die Mittagszeit in das Speisehaus der Offiziere: „Wie wär's meine Herren," — sagte er zu ihnen, als der Genesende hereintrat, — „wenn wir heute nicht Billard spielten, und dafür diesem armen Manne für seinen verbrannten Rock einen neuen kauften?" Der Graf eröffnete die Collekte, die Uebrigen folgten seinem Beispiele, und der Arme wurde gekleidet.

573. Der Tod im Beruf.

Im Oktober des Jahres 1774 wüthete ein so fürchterlicher Sturmwind, daß sich die ältesten Leute keines heftigeren zu erinnern wußten; Jedermann stand in banger Besorgniß und betete für die armen Leute, deren Leben in zerbrechlichen Schiffen der Wuth der Winde überlassen seyn möchte. Bald erblickte man zu Liebau (einem Hafen an der Ostsee, in dem zu Rußland gehörigen Herzogthum Kurland) ein holländisches Schiff, das in den Hafen einlaufen wollte, aber des Sturmes wegen nicht konnte. Drei lange Tage und Nächte war es ein Spiel der Wogen, bis es in der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober, einige hundert Schritte vom Ufer, auf dem Grund sitzen blieb. Der Sturm wüthete immer stärker fort, die tobenden Wellen rissen ein Stück des Schiffes nach dem andern hinweg, Todesangst und Verzweiflung ergriff das arme Schiffsvolk und die darauf befindlichen Reisenden, da ihnen der heulende Sturm und die brausenden Wasserwogen alle Hoffnung benahmen, sich zu retten. Unter den Zuschauern am Ufer waren vielleicht manche, die ihr Leben gerne für ihre leidenden Brüder gewagt hätten, wenn es nicht gar zu sichtbar gewesen wäre, daß die Gewalt der empörten Elemente ihre Bemühungen vereiteln würde. Endlich kam der Fischer und Lootsenanführer Tode, und sah es. Seit mehr als dreißig Jahren war es sein Geschäft, den Schiffen, die mit Wind und Wellen kämpften, beizuspringen, und sie sicher in den Hafen zu führen. Dabei hatte er manche Thräne des Dankes von den Wangen der Geretteten fließen sehen, und manche verirrte Seele war durch die Befreiung aus der Gefahr gerührt und zu Gott zurückgeführt worden, welches seine größte Freude war. Kaum hatte dieser die Noth der Menschen auf dem Schiffe gesehen, so eilte er nach Hause, um die nöthigen Anstalten zu ihrer Hilfe zu treffen. Seine Frau fiel ihm um den Hals, bat ihn und flehte, seines Lebens zu schonen, weil es doch unmöglich sey, das zerbrochene Schiff zu erreichen.

Die Kinder umfaßten seine Kniee, hielten ihn fest und schrieen: „hörst du nicht, Vater, wie das Meer braust, wie die Winde fürchterlich heulen! Bleibe bei uns, wir haben sonst keinen Vater!" — „Was kümmert mich das Brausen des Meeres" — sagte er — „und das Heulen des Windes? Ich höre nichts als das Jammergeschrei der Unglücklichen, das durch das Toben der Elemente hindurchdringt; laßt mich! Sie strecken schon ihre Hände nach mir aus, und — Kinder — ihr habt noch einen Vater im Himmel, der befiehlt es mir, und wird helfen, daß ich wieder komme. Er hat mich schon so vielmal aus den größten Gefahren gezogen; und sterb' ich, so wird Er euch gewiß nicht verlassen." Mit diesen Worten umarmte er Frau und Kinder, und gieng, von acht braven, ihm untergebenen Schiffern begleitet, zum Strande. Sie sprangen in ein Boot, ruderten muthig den Wellen entgegen und dem Schiffe zu, aber vergebens. Viermal versuchten sie es aus allen Kräften, und eben so oft wurden sie, durch die Gewalt des Windes, an's Ufer zurückgeworfen. An Kräften erschöpft und voll Schweiß, kehrte Tode nach Hause zurück, um sich umzukleiden, als eben seine Frau das Mittagessen bereitet hatte. Voller Freuden bat sie ihn, sich nun, nach seiner sauren Arbeit, wieder zu erquicken. „Jetzt ist's nicht Zeit zu essen," — versetzte er, — „noch habe ich Keinen gerettet; erst will ich wieder hin und helfen, dann." — Er kleidete sich um, gieng in die Kammer, fiel auf die Kniee, und betete zu Gott um Muth und Kräfte, und ward erhört. Nach vielen fruchtlosen Versuchen gelang es ihm endlich, daß er an's Schiff kam, und eilf Menschen glücklich an's Land brachte. Sogleich schickte er seiner Frau einen Boten. Er gieng hierauf wieder hinaus, begab sich mit seinen acht Gehilfen in das Schiffchen, und ließ ihr sagen: „eilf Menschen habe ich gerettet; freue dich und danke Gott unterdessen, bis ich die übrigen nachhole." Da knieeten Frau und Kinder nieder, und sangen ein Danklied, während daß er seine letzten

Kräfte anstrengte, wieder an das Schiff zu kommen. Er erreichte es endlich, und schon warfen die Unglücklichen auf dem Schiffe, voll Hoffnung, dem Boote ein Seil zu, um es näher zu sich zu ziehen, als plötzlich eine ungeheure Welle das Boot umstürzte, und den edlen Retter mit seinen acht Gehilfen in den Abgrund begrub. Er selbst stand am Steuerruder, und streckte eben die Hände nach dem Seile aus, um es aufzufangen. Seine letzten Empfindungen waren also wohl der wärmste Dank gegen Gott, und das höchste Entzücken über den glücklichen Erfolg seiner edlen That. So trat er in die Ewigkeit hinüber, um dort die Freude eines Erretters seiner Brüder nun ganz rein und unvermischt zu genießen. Denn auch die noch auf den Trümmern des Schiffes Zurückgebliebenen wurden noch gerettet, und seine Frau und Kinder tröstete Gott, daß sie mit Gelassenheit ihren Verlust tragen konnten.

574. Ein Kaiser rettet seinen Reitknecht.

Kaiser Joseph II. ritt im Winter 1775, nur von einem Reitknecht begleitet, auf ein Dorf unweit Wien. Da sie nicht den ordentlichen Weg ritten, so hatte der Reitknecht das Unglück, mit seinem Pferd in einen großen Schneehaufen zu versinken. Sogleich sprang der Kaiser vom Pferd, und versuchte aus allen Kräften, dem Knecht herauszuhelfen. Allein vergeblich, er sank selbst hinein und konnte sich nur mit Mühe heraushelfen. Er ritt nun, nachdem er dem lebendig Begrabenen baldige Rettung zugesichert hatte, mit aller möglichen Eile nach seinen eigenen Wagen, die im Dorfe waren, ließ schnell einige Pferde abspannen, und Leute zur Hilfe mitkommen, ritt voraus, um ihnen den Ort zu zeigen, und der Reitknecht wurde halb todt herausgezogen, aber glücklich wieder zur Besinnung gebracht.

575. So müssen Christen handeln.

Zu Supplinburg, im Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel, besserte vor mehreren Jahren ein Maurers-

geselle einen nur von gewöhnlichen Feldsteinen aufgeführten und schadhaft gewesenen 22 Fuß tiefen Brunnen aus. Auf einmal hörten ihn die Obenstehenden um Hilfe schreien, und sehen ihn zugleich in der Tiefe an der Leiter vom Schutte bedeckt liegen. In dem Augenblicke stürzt Alles von oben über ihn herein, und der Unglückliche wird lebendig begraben. Die hervorragende Leiter war an der Morgenseite senkrecht gesetzt. Gegen Norden war eine ziemliche Anhöhe, und von der Abendseite her Alles eingeschlossen, so daß nicht mehr als zwei Menschen Raum hatten, um den, der Meinung aller Anwesenden nach, bereits zerschmetterten Mann herauszuziehen. Als sie acht Fuß tief gekommen waren, hörte der Kamerad des Verschütteten ein dumpfes Gewinsel bei der Leiter, und erkannte die Stimme seines Freundes. Er verdoppelte jetzt seine Arbeit, und rief ihm, so laut er konnte, Trost in den Abgrund hinab. Fast zwei Stunden hatte er die äußersten Kräfte angestrengt. Sein Mitarbeiter stieg wegen der Enge des Raumes wieder aus der Gruft herauf, er aber arbeitete unermüdet fort. Nachdem er 16 Schuh tief gekommen war, hörte er die Stimme des Verschütteten noch deutlicher, aber auch ängstlicher, und die Gefahr wurde immer größer; denn je tiefer er kam, desto mehr senkte sich der Erdboden, und er selbst lief mit jedem Augenblick Gefahr, verschüttet zu werden. Besonders hieng die Mauer an der Nordseite stark herunter, und aller Schutz bestand in drei gegen einander überstehenden und durch Hölzer von einander getriebenen Brettern. Der geringste Anstoß an einen Eimer hätte Alles zernichtet. Endlich sah er die an einer Sprosse der Leiter emporgestreckte Hand seines Freundes. Nach drei entsetzlich sauern Stunden verließen ihn die Kräfte, und er mußte sich erholen. Auf sein flehentliches Zureden stieg indessen ein junger Mensch hinein, und wagte sein Leben. Bald aber löfete er denselben wieder ab, und der Eifer, seinen Freund zu retten, gab ihm bewundernswürdige Stärke. Er grub auf den Verschüt-

teten, um dessen Kopf frei zu machen, der ganz an die Leiter gepreßt war. Die Gefahr, zermalmt zu werden, wurde für Beide augenblicklich größer. Der Verunglückte bat seinen Retter, ihn nicht zu verlassen; dieser wälzte ihm die Felsenstücke von dem Rücken, und so konnte der noch halb Begrabene mit befreiter Brust nach fünf Stunden wieder Athem schöpfen, und zu seiner Stärkung trinken. Noch eine ganze Stunde grub und scharrte der edelmüthige Arbeiter Erde und Steine von seinem Freunde weg, bis er ganz frei war, und mit seinem Erretter nun die Leiter emporklimmte, und zum Vorschein kam. Der treue Freund trug die Merkmale seiner edlen Aufopferung in Menge an sich; blutige Hände, zerrissene Nägel, ein zerstoßenes Gesicht, der augenscheinlichen und augenblicklichen Todesgefahr nicht zu gedenken. Und doch lehnte er Lob und Beifall mit den Worten ab: „wenn wir Christen seyn wollen, müssen wir so handeln." Nur mit Mühe ließ er sich eine Kleinigkeit zur Erquickung aufdringen. Dem Geretteten ließ man sogleich zur Ader, und nach vier Tagen konnte derselbe wieder ausgehen.

576. Ist denn Niemand da, der helfen will?

Joseph Chrétien (Chretiän), ein junger Mensch von 17 Jahren, Lehrbursche bei einem Schuhmacher, spielte am 27. Dezember 1785 in der Gegend der königl. Orangerie bei Versailles (Wersallj') mit einigen seiner Freunde, als er hörte, daß drei junge Leute in den Teich gefallen wären, weil das Eis fast in der Mitte desselben unter ihnen gebrochen sey. Er lief mit seinen Freunden nach dem Wasser hin — drängte sich durch den versammelten Haufen, und erstaunte darüber, daß Niemand da war, der den Unglücklichen zu Hilfe zu kommen suchte. Er faßte den Entschluß, zu thun, was Alle zu thun sich scheueten, und begab sich, nachdem er ein kurzes Gebet verrichtet, auf's Eis. Kaum hatte er den halben Weg zurückgelegt, als sein linker Fuß einsank. Er zog ihn bald wieder heraus — gelangte bis

zur Oeffnung — und tauchte unter. Er gerieth in Gefahr zu sinken — konnte nicht länger unter dem Eis Luft schöpfen — gelangte indessen wieder zur Oeffnung, und hielt sich fast ohne Bewußtseyn am Eis. Sobald er wieder den Gebrauch seiner Sinne hatte, bemühete er sich das Eis zu brechen, und eröffnete sich dadurch bald einen Weg nach dem Ufer. Seine Hände waren blutig, er litt am linken Fuß, aber weder der Schmerz noch die Erinnerung der eben überstandenen Gefahr schreckten ihn ab. Er schwamm wieder vom Ufer ab, und tauchte zum zweiten Mal unter. Er brachte einen der Verunglückten unverletzt an's Land. Er tauchte zum dritten Mal unter — und zog den zweiten hervor. Aufgemuntert durch diesen glücklichen Erfolg, eilte er nun den dritten zu retten: diesen, der stärker war als er selbst, fand er schon am Grunde — er ergriff ihn bei den Haaren, und zog ihn mit sich fort. Aber er entdeckte die Oeffnung nicht geschwinde genug — bemühete sich daher, das Eis mit dem Kopfe durchzustoßen — jedoch vergebens! Schon verzweifelten die Zuschauer, und er selbst glaubte sich verloren, als er die Fahrt wieder erblickte — und nun mit blutigem Kopfe sich und seine Beute in Sicherheit brachte. Die drei Verunglückten wurden innerhalb drei Viertelstunden gerettet und nach wenigen Tagen völlig wieder hergestellt. Ihr Erretter aber verfiel, aus Mangel an Vorsicht und Hilfe, in eine längere Krankheit, die er indessen doch überstand.

577. Ich bin ein Mensch wie sie.

Im Frühjahre 1785 richtete die Oder bei Frankfurt schreckliche Verwüstungen an. Die Lehbusche Vorstadt stand ganz unter Wasser. Die Bewohner des Dammes baten, daß man zu ihrer Rettung einen Durchbruch machen möchte. Der edle Herzog Leopold von Braunschweig, der gerade damals mit seinem Regimente sich daselbst befand, machte deßhalb die dringendsten Vorstellungen, konnte es aber nicht durchsetzen. Er eilt nun selbst in früher Mor-

gendämmerung an die gefährlichsten Plätze, schickt Kähne fort; seine Pferde müssen laufen was sie können, und er selbst arbeitet, daß ihm der Schweiß vom Gesicht strömt. Schon wollte er in einem Kahne zur Rettung der Elenden, die jammervoll in den Wind hinausheulten, hinüberschwimmen; aber noch hielt man ihn zurück, indem eben die Fluth die Stadt und Vorstadt durch einen fürchterlichen Dammriß von einander trennte. Nun wird der Jammer größer; denn mehrere Joche der Brücke rissen sich los. Hoch bäumten sich die erzürnten Wogen, die Tiefe eröffnet sich, bebt, und die Wellen schlagen mit tobender Gewalt an's Ufer. Der Herzog sieht's und will fort, umsonst — er findet Keinen, der ihn führt. Schon da er mißmuthig und tief gebeugt durch das Elend, welches er, ohne helfen zu können, mit ansehen mußte, und das seinem menschenfreundlichen Herzen tiefe Wunden schlug, nach Hause geeilt war, reißt ihn ein neuer Ruf empor. Eine Mutter stürzt in sein Zimmer, und bittet, daß der Prinz einen Kahn zur Rettung ihrer Kinder schaffe. — Er konnte nicht helfen. — Jetzt schlug die Glocke zwölf, und die Noth auf der Dammvorstadt war auf's Höchste gestiegen. Wie leichtes Moos schwemmten die Fluthen Häuser weg. Bäume, die den größten Stürmen widerstanden, und Jahrhunderten getrotzt hatten, waren aus der Wurzel gerissen, und das ganze Land umher war Eine wogende weite See. Hier schreit ein Greis auf dem zerschmetterten Dache seines Hauses; dort ringt ein Anderer mit dem tausendarmigen Tode; hoch in die Luft ertönt das Jammergeheul der armen, um Hilfe Flehenden. — Leopold vernimmt's mit Schaudern, und länger hält es sein edles Herz nicht aus, denn die Klage des Jammers klang dreimal schrecklicher darin. „Ich will sie retten diese Unglücklichen, wenn andere Menschenhände zu furchtsam oder zu schläfrig sind! Ich bin ein Mensch wie sie, bin schuldig, meine Brüder zu retten, und traue der Vorsicht!“ — Er sprach diese schönen Worte, stieg in den

Kahn, geführt von einem alten erfahrenen Schiffer, sprach nichts und dachte nur an die Rettung der Elenden. Schon sind sie nahe am Lande; aber ein Weidenbaum, der seine Zweige und Wurzeln unter dem Wasser umherstreckte, stämmte sich gegen den Kahn, und warf den Vordertheil an die Klippe, stieß ihn um, und Prinz und Schiffende versanken in den tobenden Fluthen. Die Schiffleute wurden eine halbe Stunde nach dem Falle gerettet, aber der Prinz war das Opfer seines Heldenmuthes. Wahrscheinlich hat ihn, da er nach einer starken Erhitzung in's Wasser stürzte, ein Schlagfluß getroffen, und es ihm unmöglich gemacht, sich durch Schwimmen zu retten.

578. Welch' Glück, wenn ich alle Vier retten könnte!

Am 31. März 1788 hörte der Abbé de la Breuille (de la Bröllj') zu Noyon, als er gegen 11 Uhr Nachts nach Hause gieng, im Tone der Bestürzung die Worte: „Ach, das Unglück!" rufen. Er gieng der Klagestimme nach, und erfuhr, daß vier Männer in einem Abtritte, den sie geöffnet hatten, von den giftigen Dünsten erstickt wären. In der Ueberzeugung, daß sie bloß betäubt und noch zu retten seyen, forderte er Weinessig, und rieth den Personen, die um ihn waren, die Verunglückten, deren einen man noch schwach und langsam stöhnen hörte, damit zu besprützen. Aber vergebens stellte er ihnen vor, daß bei gehöriger Vorsicht keine Gefahr zu befürchten sey. Nur ein Mädchen, Namens Catharina Vassent (Wassan), 20 Jahre alt und eines Sackträgers Tochter, der sich auch einmal in's Feuer gestürzt hatte, um ein Kind zu retten — schrie: „Ach, wäre ich ein Mann! Wie gern stieg ich hinein! Ach, daß ich doch kein Mann bin!" Allein der erhabene Trieb der Menschenliebe überwand das Gefühl der Schwäche ihres Geschlechtes. In dem Augenblicke, da der Abbé de la Breuille, durch die Seufzer gerührt, die er hörte, den Entschluß faßte, sich selbst in die Grube zu wagen, einen Essigkrug nahm, und sagte: „Nun, ich will's

thun!" — trat Catharina Vassent vor ihn hin, nahm ihm den Krug ab, gieng die Stiege hinunter, wusch sich, nach der Anweisung des Abbé, Hände und Gesicht mit Essig, und begoß die Sterbenden mit dem Ueberreste. Sie gieng wieder herauf, holte noch eine Flasche, und verfuhr damit auf eben gedachte Weise, ohne den dicken stinkenden Dunst zu achten, der aus der Grube aufstieg. Die Herren Cauchié (Coschié), Lannaire (Lannär) und de la Breuille stellten sich in eine Reihe, um ihr Hilfe leisten zu können, wenn sie es bedürfte. Man warf ihr ein Seil zu, welches sie an den Arm des einen Sterbenden befestigte: aber es zerriß, als der Leib bis auf die dritte Stufe kam. Hier hielt sie ihn fest, bis sie ein anderes Seil bekam, das sie vermittelst einer Schlinge an seinen Arm band. Da er herausgezogen war, gieng sie zum zweiten, obgleich der Dunst durch angezündetes Stroh, das man in die Grube geworfen hatte, noch stärker wurde. Auch dieser kam glücklich heraus; sie lief zum dritten, und im Eifer, den Menschen zu retten, der noch ächzte, vergaß sie sich selbst, und unterließ, sich mit Essig zu waschen. Sie sprach dem Betäubten Muth ein, suchte seinen Arm, band ihn an, hielt ihm den Kopf, von dem aus einer starken Wunde das Blut herabfloß, und brachte ihn zu den beiden Andern, welche durch die bekannten Mittel wieder belebt wurden; aber einen Augenblick darauf fiel die Retterin selbst, von den Dünsten betäubt, in Ohnmacht. Man kam ihr zu Hilfe, und unterdessen dachte Herr de la Breuille an den vierten Unglücklichen. Ein Taglöhner, dem man den Untertheil des Gesichts mit einem in starken Weinessig getauchten Tuche bedeckte, entschloß sich, seine Rettung zu versuchen. Er stieg hinab, sah aber nichts, und wollte sich für alle Schätze der Welt nicht noch einmal hinunter wagen. Die heldenmüthige Catharina Vassent rief aber, so bald sie ihrer Sinne wieder mächtig wurde: „linker Hand liegt er!" — und als sie sah, daß sich Niemand fand, der den gefährlichen Gang für den Unglücklichen thun wollte, schrie sie: „Soll denn der vierte allein ver-

lassen bleiben, nachdem wir drei gerettet haben? Nein ... Mein Gott! welch' Glück, wenn ich sie alle Vier retten könnte!" Mit diesen Worten stieg sie in die Grube hinab, so eilig, daß sie kaum die Vorsicht gebrauchte, ein in Essig getauchtes Tuch über das Gesicht zu hängen. Sie fand den Erstickten, hob ihn vermittelst eines Hakens in die Höhe, befestigte das Seil an seinen Arm, ob er gleich schon steif war, und zog ihn heraus. Allein, da er tiefer hineingefallen war als die Andern, und über zwei Stunden in der verpesteten Luft zugebracht hatte, konnten ihn die Bemühungen der Aerzte und Wundärzte nicht wieder zum Leben bringen. Das heldenmüthige Mädchen genoß nun die seligen Empfindungen, drei Männer gerettet zu haben, und zwar aus einer Gefahr, die Männer zurückschreckte. Die beiden ersten kamen den Tag darauf und dankten ihr für ihr Leben. Der dritte, der an mehreren Orten verwundet war, wurde bis zu seiner Genesung in's Spital gebracht. Die edle That der Catharina Vassent blieb auch nicht unbelohnt. Sie wurde von ihren Mitbürgern und mehreren Vornehmen reichlich beschenkt, und der König bestimmte ihr, als ihm ihre That berichtet wurde, 2400 Livres (1100 Gulden) zum Heirathgute.

579. Da ließ er Hochzeit — Hochzeit sein.

Ein gemeiner Soldat vom kaiserl. österreichischen Infanterieregimente Kinsky, das zu Theresienstadt in Böhmen in Garnison war, lag im Julius 1788 im Militärhospital am hitzigen Fieber krank. Im Anfange der Fieberhitze entsprang er aus dem Krankenzimmer auf den Abtritt, und stürzte in denselben hinab. Ein Mann, der gerade anwesend war, sah dieß Unglück, und machte hievon sogleich dem Aufseher des Saales, wo der Entsprungene hingehörte, und dessen Amtspflicht es gewesen wäre, zu seiner Rettung Anstalt zu machen, die Anzeige. Der Aufseher war aber pflichtvergessen genug, mit Ausübung dieser Menschenpflicht zu zögern. Ganz anders dachte

jedoch der verehrungswürdige Garnisonsprediger Johann Siebrich, ein geborner Kroate, der schon durch mehrere, eben so muthige als menschenfreundliche Thaten sich ausgezeichnet, und insbesondere wegen seines Betragens in einer großen Wassersnoth ein kaiserliches Belobungsschreiben erhalten hatte. Dieser war eben im Begriffe, auf ein Hochzeitmahl zu gehen, zu dem er geladen war, als er von dem geschehenen Unglück Nachricht bekam. Da ließ er Hochzeit Hochzeit seyn, versah sich mit starken Essenzen, nahm einen Krankenwärter zu sich, der ihm die Laterne vortrug, entkleidete sich, und kroch in den Hauptkanal des Kloaks hinein. Erst nachdem er vier Seitenkanäle durchgesucht hatte, war er so glücklich, den Kranken tief im abscheulichsten Moraste liegend zu finden. Er schleppte ihn fort bis zu einer Oeffnung, an der schon Volk und Aerzte warteten, die ihn übernahmen, und nach einigen Tagen war der Kranke gänzlich wieder hergestellt.

580. Der fremde Retter.

In Hirsau im Königreich Württemberg badete am 31. Juli 1791 ein Knabe aus dem benachbarten Filial Ottenbronn in dem Flüßchen Nagold. Er bemerkte Zuschauer, und zog sich deßhalb unter die Brücke zurück. Hier gerieth er in die Tiefe unter das Wasser, ward wieder gehoben und sank abermals, bis er endlich unter dem Bogen der Brücke, an deren steinernem Pfeiler Gesträuch herauswächst, etwas davon zu fassen bekam. Ganz entkräftet und angstvoll war der Knabe nahe daran, seine schwankende Stütze und sein Leben selbst den Wellen überlassen zu müssen. Es entstand deßhalb am Ufer Lärm, der auch einen jungen Fremdling, welcher zu Pferd im nahen Wirthshause angekommen war, herbei zog. Dieser entkleidete sich in Gegenwart der vielen umherstehenden, schreienden, aber nichts wagenden Zuschauer, stürzte sich hinein, schwamm hin und zog den Knaben, der schon seiner nicht mehr bewußt war, heraus. Vergeblich wünschten die Um-

stehenden und der Beamte den jungen Mann zu kennen: er entdeckte sich aber nicht. Man wollte ihn beschenken, oder endlich wenigstens zechfrei halten: aber er nahm nichts an, sondern reiste nach einigen Stunden wieder ab. Durch einen besondern Zufall hat man nachher erfahren, daß dieser Reisende ein Herr v. Saussure (Sossühr) war, der damals als Lieutenant unter der herzogl. Gardelegion stand.

581. Ich will mein Leben keinem Mißverständnisse verdanken.

In den stürmischen Zeiten der Revolution hatte ein junger Franzose, Namens Adam, das traurige Schicksal, seiner liebenswürdigen Gattin aus den Armen gerissen, aus einem Gefängnisse in das andere geschleppt, und zuletzt nach Paris in den Palast von Luxemburg, wo die Guillotine aufgestellt war, gebracht zu werden. Einst, um Mitternacht, rief man ihn in die große Gallerie hinunter, wo er eine, leider! nur zu zahlreiche Gesellschaft bereits versammelt fand. Mit einem von Sorgen belasteten Herzen stellte sich Adam in einen Winkel; er dachte an den schrecklichen Augenblick, wo seine Gattin und seine Kinder die Nachricht von seiner Hinrichtung durch die öffentlichen Blätter erhalten würden. — Plötzlich fühlte er einen sanften Schlag auf die Schulter, er sah sich um, und ein kleiner, untersetzter Mann bat ihn um seinen Namen. — „Adam heiße ich" — sagte dieser. — „Richtig! so habe ich mich doch nicht geirrt. Dich suchte ich eben. Du bist ein Thor! gehe nach Hause und schlafe aus!" — „Ich kenne dich nicht," — erwiederte Adam, — „aber dein Scherz ist eben so unzeitig als grausam; laß mich!" ... „Nein, nein!" — rief der kleine Mann, mit dem Lachen verzweiflungsvoller Entschlossenheit, — „wisse: mich, nicht dich, wollen unsere Würger ihrer Freiheitsgöttin opfern; auch ich nenne mich Adam. Und ein Schurke müßte ich seyn, — nicht werth wäre ich, unsers Königs Flagge siegreich nach beiden Indien geführt zu haben, wenn ich mein

Leben einem Mißverständnisse verdanken wollte." — In sich selbst versunken, hatte der unglückliche, junge Mann auf die letzten Worte des Unbekannten nur wenig Achtung gegeben. Der Kommissär erschien mit der Todtenliste in der Hand. Sämmtliche Anwesende mußten sich in Reihe und Glied stellen. — — Jetzt erscholl der Name „Adam!" — „Welcher? (fragte der kleine Mann) es gibt deren zwei hier." — „Der Schiffskapitän" — antwortete der Kommissär. — „Siehst du nun?" — sagte dieser, indem er seinen Namensverwandten zurückstieß, ... „Bürgerkommissär! ich bin dieser Adam. Befiehl diesem andern Adam, sich in's Bett zu verfügen. Der alberne Mensch hätte beinahe den unbesonnenen Streich begangen, sich an meiner Stelle guillotiniren zu lassen." — Betäubt vor Freude und Schmerz umarmte Adam den edlen Schiffskapitän, der zwölf Stunden nachher nicht mehr lebte.

382. Christen von Heiden beschämt.

Der englische Kapitän Robert Backert gerieth mit seinem Schiffe, worauf noch acht Seeleute waren, in den Gewässern bei Afrika durch einen Sturm in die größte Gefahr. Schon drei Tage lang hatten sie nichts gegessen, und die Noth war äußerst groß. Sie ruderten endlich mit unbeschreiblicher Mühe nach dem Ufer zu, wo Portugiesen wohnten; allein diese versagten ihnen nicht nur alle Hilfe, sondern feuerten Kanonen auf sie ab; und wie sie in der Angst näher kamen, warf man mit Steinen nach ihnen, und nöthigte sie, wieder abzusegeln. Nun beschloßen sie, ihr Leben und Glück den Schwarzen zu überlassen. Sie segelten 30 Meilen zurück, und warfen Anker. Sie boten ihnen Geschenke an, um sie zu gewinnen, und flehten, da sie ihre Sprache nicht verstanden, durch Zeichen um Schutz und Beistand in der Noth. Ihre Noth rührte die Schwarzen bis zu Thränen, sie wollten aber keine Geschenke annehmen, versprachen ihnen hingegen alle Hilfe. Indem die Engländer voll Freude und Hoffnung dem Ufer zuruderten,

kamen ihnen bei 500 Schwarze entgegen. Nahe am Lande schlug das Boot um: die Schwarzen sprangen in's Wasser, ergriffen die Seeleute, und brachten sie alle glücklich an's Land. Sie retteten auch das Boot nebst Allem, was darauf gewesen war, und stellten es den Engländern richtig zu; sodann holten sie allerlei Eßwaren, um die Unglücklichen zu erquicken. — Dieß thaten Heiden in Afrika. — O Christ! gehe hin, und thue deßgleichen!

583. Wie ein Pfarrer seine Zuhörer aus der Kirche trägt.

Als bei einer Ueberschwemmung in der französischen Provinz Champagne (Schampanj') das Kirchspiel Boult-sur-Seippe (Buhl-sür-Sepp) ganz mit Eis und Wasser bedeckt war, rettete sich der dasige Seelsorger mit seinen Pfarrkindern in die Kirche, weil man hier vor den Fluthen sicher zu seyn glaubte. Allein es dauerte nicht eine Stunde, so drang das Wasser von allen Orten ein, und die Geflüchteten waren in der größten Gefahr. Der gute Pfarrer besann sich nicht lange, was er selbst und was Andere, durch sein Beispiel aufgemuntert, zu thun hätten. Er hob das älteste von seinen Pfarrkindern auf seine Schuldern, watete mit demselben durch ein vier Fuß tiefes Wasser, mitten durch die Eisschollen durch, achtete der Gefahr nicht, die alle Augenblicke seinem Leben drohete, und setzte seine Last an einem sichern Ort ab. Hierauf kehrte er wieder in die Kirche zurück, holte eine andere alte kraftlose Person, um sie zu retten, und machte sechszehnmal hinter einander denselben Weg, und immer mit dem nämlichen glücklichen Erfolge. Dieser edle Mann hieß Hussón. Als die Obrigkeit des Ortes ihm ihre Dankbarkeit und Zufriedenheit darüber bezeugte, und ihn fragte: wie es möglich wäre, ihn einigermaßen dafür zu belohnen? antwortete er mit ungeheuchelter Bescheidenheit: „Ein Hirte soll selbst das Leben für seine Schafe lassen; es ist also kein außerordentliches Verdienst, daß ich das meinige

preisgegeben habe. Will man mich aber doch für meine Schuldigkeit belohnen, so verlange ich weiter nichts, als daß man meinen armen Pfarrkindern die 300 Livres (137 Gulden) erlassen möge, die ihnen die Wiederherstellung meiner eingestürzten Pfarrwohnung kosten wird."

584. Zurück! das ist ein braver Mann.

In einem Gefechte zwischen den Franzosen und Russen auf dem St. Gotthardsberg drang ein junger, feuriger Franzose in der Hitze des Handgemenges zu rasch vor, und sah sich unvermuthet von Kosaken umringt. Er hörte aber deßhalb nicht auf, sich zu vertheidigen. Plötzlich dringt ein junger Kosakenoffizier, den sein Widerstand erbitterte, durch die kämpfende Menge auf den Entkräfteten zu, und schwingt den Säbel, um ihm den Kopf zu spalten. Doch in demselben Augenblicke wird er gewahr, daß sein Gegner nur Einen Arm habe. Statt auf ihn einzuhauen, grüßt er, nach militärischer Sitte, mit dem Säbel, und ruft seinen Soldaten zu: „Zurück, Kameraden! das ist ein braver Mann, der muß am Leben bleiben." Der Franzose reicht ihm den Degen, und er nimmt ihn an. Dieser will auch Börse und Uhr hinzufügen: „Nein" — sagte der Kosake — „behalte, was du hast, damit du deinen Arm pflegen kannst. Gott sey mit dir!" — In demselben Gefechte war, nach langem Widerstande, eine Parthie Franzosen theils niedergehauen, theils in einen Abgrund gesprengt worden. Die Kosaken blieben Meister des Platzes, und zündeten auf demselben ihr Nachtfeuer an. Plötzlich ertönt ein klägliches Wimmern aus dem Abgrunde herauf. Ein junger Kosake, ohne sich lange zu bedenken, kletterte sofort hinab. Er findet in einer Tiefe von 200 Fuß, unter mehreren Leichen, einen noch lebenden Franzosen, der bloß in der Schulter verwundet ist. Er richtete ihn auf, aber, durch den Blutverlust zu sehr geschwächt, kann der Verwundete nicht aufrecht stehen. Der Kosak löst sein Gewehrgehänk ab, bindet sich

den Franzosen auf den Rücken, und klimmt wieder hinauf. Mehr als einmal stürzt er mit seiner Last nieder, aber er ermüdet nicht, seinen mühsamen Weg von Neuem anzutreten. „Du" —, sagte er zu ihm — „bist entsetzlich schwer!" bindet ihn los, übergibt ihn dem Wundarzt, und geht zu seinem Corps zurück.

583. Gerne wollen wir unser Leben für den Bruder daran geben.

Am letzten Tage des Jahres 1802 ereignete sich bei Altenkirchen auf der Insel Rügen eine jener furchtbaren Scenen, die den Zuschauer mit Schaudern erfüllen. Schon des Morgens gegen vier Uhr war die von Pillau kommende, nach Flensburg gehörende, und mit Getraide, Flachs und andern Produkten beladene Jacht, welche bei einem starken Sturm in der stockfinstern Nacht sich zu tief in den gefährlichen Trempergolf hineingewagt hatte, auf das fürchterliche Riff geworfen worden, das dem Gestade zwar zu einem unüberwindlichen Bollwerk gegen die tobenden Fluthen dient, zugleich aber auch dem unvorsichtigen Seefahrer den unvermeidlichen Untergang bereitet. Das Schiff war in schräger Richtung, und mit solcher Gewalt auf die Sandbank aufgelaufen, daß das Steuerbord tief unter dem Wasser zu liegen kam, das Backbord hingegen, fast bis zum Kiel entblößt, über die Fluth emporstrebte. Die Mannschaft, aus fünf Personen bestehend, welche endlich zu arbeiten aufgehört hatte, war, als der entscheidende Stoß erfolgte, mehr rathlos als rathschlagend, in der Kajüte versammelt, wurde aber durch das zu den Lucken (Oeffnungen) hereinschlagende Wasser genöthigt, eiligst auf's Verdeck zu flüchten, um dort nach schleuniger Rettung ihres Lebens sich umzusehen. Drei davon, der Schiffer, der Steuermann und ein Matrose, stiegen in das stehende und laufende Tauwerk; die beiden andern blieben im Rumpfe des Schiffes, und befestigten sich in der Gegend der Pumpe mit Stricken. In dieser trostlosen Lage,

dem heulenden Sturme, der tobenden See und der grimmigen Kälte preisgegeben, mußten die Unglücklichen sieben lange schreckliche Stunden aushalten, während deren die brandende See sich tausendmal über ihren Häuptern brach. Die Bewohner des neu angelegten Landsitzes Juliusruhe nahmen die Noth der Verunglückten zuerst wahr. Die Schiffer und Fischer des Dorfes Berge wurden von dem Gutsherrn aufgeboten, und ein Boot herbeigeholt. Ehe dieses aber aus dem Eis gelöset, auf einen Wagen geladen, und über die unwegsame Haide mühsam herbeigeschleppt werden konnte, verstrichen mehrere Stunden, und die Lage der Verunglückten ward indeß mit jedem Augenblicke mißlicher und verzweifelter. Schon hatten die in dem Tauwerk Hangenden die Kraft, zu rufen und zu winken, verloren. Von den Beiden, die an der Pumpe sich befestigt hatten, war der eine, der Schiffskoch, durch die Gewalt der Fluth losgerüttelt, in den Bauch des Schiffes hinabgeworfen worden, und dort ertrunken, hierauf von einer hereinbrechenden Welle wieder hervorgehoben, und vor den Augen seiner Unglücksgefährten über den Bord hinaus in den schwarzen Abgrund hinabgesunken. Den Andern sah man, so oft die brandende See wieder ablief, das Haupt emporheben, die triefenden Locken schütteln, und die Salzfluth von sich geben. Eine Stunde vor der Rettung stöhnte er seinen über ihm schwebenden Gefährten zu: „Jetzt ist es mit mir aus.“ Jene ermahnten ihn, den Muth nicht sinken zu lassen, weil die Rettung sich nahe. Der Unglückliche senkte das Haupt und erstarrte. Die Berger Seefahrer hatten sich endlich herangearbeitet. Als sie sich aber der unglücklichen Stelle naheten, da erblaßten auch die Beherztesten. Aber gerührt durch die Noth ihrer Brüder, und angefeuert durch das Zurufen der Anwesenden, beschloßen sie endlich das Wagstück. Ein langes Seil wurde an das eine Ende des Bootes befestigt, und den am Ufer Bleibenden in die Hände gegeben, um

nach gelungener Rettung das Boot durch die Brandung eiligst zurückzuziehen. Hierauf bestiegen eilf beherzte Männer das morsche Fahrzeug; sie waren aber kaum vom Lande abgestoßen, als die wilde See über ihnen zusammenschlug, so daß sie gänzlich verschwanden. Schon gab man sie verloren, als sie auf einmal wieder sichtbar wurden, den nächsten Wogenbrüchen geschickt auswichen, und durch die Gewalt der Ruder an das nahe Wrack, von welchem das Verdeck bereits weggespült war, sich glücklich hinarbeiteten. In dem Augenblick, wo das Boot in die offene See zu schießen drohte, gelang es Einem, ein von dem Wrack herunter hängendes Tau zu ergreifen, und so an dessen Bord anzulegen. Die fast erstarrten Schiffbrüchigen klimmen nun mit Mühe von ihrem schwankenden Zufluchtsorte herab, und werfen sich in's Boot. Der Schiffer, welcher bereits das Bewußtseyn verloren hatte, wurde sammt den erstarrten Matrosen mit Bootshaken herunter- und hineingerissen. Man gab nun die Losung zur Rückfahrt, aber das von dem Wrack gelöste Boot ward von der Brandung ergriffen, in einem Halbzirkel herumgedreht, und würde unfehlbar umgeworfen worden seyn, wenn das gewaltsam angezogene Tau nur einen Pulsschlag später seine Wirkung geäußert hätte. Jetzt wurden sie pfeilschnell durch die Brandung zurückgezogen, und Alle erreichten, die Meisten unbeschädigt, das sichere Gestade. Die Verunglückten wurden augenblicklich nach dem Landsitze Juliusruhe geführt, und hier ward jedes Mittel versucht, um den Erstarrten das Leben und den Erschöpften die Kräfte wieder zu geben. Der Matrose war bereits im Boote verschieden, und der Schiffer starb nach einer Stunde unter den Händen seiner edelmüthigen Retter. Die beiden Uebrigen wurden glücklich erhalten. Von den eilf Rettern gebührt insonderheit den Brüdern Walter die Bürgerkrone; denn diese waren es, welche durch mannhafte Entschlossenheit den sinkenden Muth der Uebrigen anfeuerten, welche zuerst das morsche Fahrzeug

bestiegen, und erklärten: daß sie ihr Leben bei dem Versuche, ihre Brüder zu retten, gerne einbüßen wollten, wenn Gott es also über sie beschlossen hätte.

586. Ich will die Armen retten oder sterben.

Im September 1805 wüthete auf der Ostsee ein so fürchterlicher Sturm, daß die ältesten Leute sich keines ähnlichen zu erinnern wußten; es scheiterten daher viele Kauffahrteischiffe und auch mehrere Transportschiffe, welche russische Truppen nach Deutschland hatten führen sollen. Unter anderen strandeten in der Nacht vom 24.—25. Sept. an der Küste von Kurland mehrere Schiffe, welche theils von Riga kamen, oder eben dahin segeln wollten; es schien fast unmöglich, auch nur Einen Menschen den empörten Elementen zu entreißen, und nur sehr wenige Menschen und Waaren wurden gerettet. Der Oberamtmann Wagner und der Kanzleisekretär Brittler machten treffliche Rettungsanstalten; aber weit mehr that Fritz, der Küster von Kleinjoben, ein lettischer Leibeigener. Zwei Schiffe waren bei seinem Dörfchen gestrandet, nur das Hintertheil des einen ragte noch aus den Wellen hervor, und auf dasselbe hatte sich die Mannschaft geflüchtet, so viel man vor dem niederströmenden Regen, Schnee und Hagel sehen konnte. Die Strandbauern und Fischer standen am Ufer, und Keiner wollte die Rettung der Unglücklichen in den kleinen offenen Fischerböten wagen. Bitten, Verheißungen, Drohungen, Alles war umsonst. Da trat Fritz hervor, der still und staunend dem schrecklichen Schauspiele zugesehen hatte, und rief: „Ich will die Armen retten, oder sterben!“ — Er eilte zu den übrigen Bauern; sein Beispiel, seine Ueberredung wirkte, und fünf entschloßen sich, ihm zu folgen. Es gelang den Braven, durch ein zugeworfenes Seil am Schiffe anzulegen, und acht bis neun Personen, die in das Boot sprangen, glücklich an's Land zu bringen. Doch die Gefahr war zu groß; zu einer zweiten Fahrt wollte sich keiner der Strandbauern entschließen.

Da band Fritz das am Schiffe bereits befestigte Seil auch am Lande fest, setzte sich allein in's Boot, und trieb sich, mit der einen Hand steuernd, mit der andern am Seil sich forthelfend, bis zum Schiffe hin. Sein Muth ward belohnt; er rettete Alle, die auf dem Schiffe waren, 17 Personen. — Durch fortgesetzte Bemühungen wurden von jenen beiden Schiffen zusammen 55 Personen gerettet. 18 Schiffleute und 37 Kosaken.

387. Laßt mich für den armen Vater sorgen.

Am Fuße eines stillen Alpengebirges in der Schweiz lebte Walter Reding, ein Greis von 72 Jahren, in der Familie seines Sohnes, dessen ländliche Wohnung in einem anmuthigen und fruchtbaren Alpenthale lag. Heiter und zufrieden verlebte hier der edle Greis, unter nützlichen Beschäftigungen mancher Art, seine Tage. Doch, so wie kein Erdenglück ganz rein ist, so war auch die Glückseligkeit dieses ehrwürdigen Alten nicht ganz ungetrübt. Noch in seinen späteren Jahren überfiel ihn eine hartnäckige Augenkrankheit, und dieses Uebel verschlimmerte sich mit dem zunehmenden Alter so sehr, daß er in seinem 70sten Jahre auf beiden Augen gänzlich blind wurde. Aber auch dieses Unglück ertrug der redliche Greis mit männlicher Geduld und Gott ergebenem Sinne. Nur darüber hörte man ihn bisweilen klagen, daß seine Blindheit ihn für die ländlichen Arbeiten untüchtig machte, welche er bisher noch mit vieler Munterkeit verrichtet hatte. „Ihr habt ja, guter Vater!" — sprach oft der Sohn, um ihn zu beruhigen, — „Ihr habt ja bisher redlich und lange genug gearbeitet. Genießet jetzt die Ruhe, die der fleißige Arbeiter am Abend seiner Tage so nöthig hat!" Aber diese und ähnliche Vorstellungen konnten den an Thätigkeit gewöhnten ehrwürdigen Alten nicht ganz zufrieden stellen. Nur dann kehrte seine vorige Zufriedenheit zurück, als er einige andere nützliche Beschäftigungen für sich gefunden hatte. Diese bestanden unter Anderem im Spinnen der

Wolle und des Flachses, im Korb- und Bastdeckenflechten und im Schnitzen verschiedener hölzerner Geräthschaften für die Haus- und Landwirthschaft. Bei diesen Arbeiten leisteten ihm die Kinder seines Sohnes freundliche und willige Dienste. Sie holten für ihn die Reiser herbei, aus denen er seine Geflechte machte; sie trugen ihm die Werkzeuge zu, welche er bei seinen Arbeiten nöthig hatte, und halfen ihm, wo und wie sie nur konnten. Dafür suchte denn auch der brave Greis seinen lieben Enkeln auf andere Art nützlich zu werden. Bald erzählte er ihnen eine lehrreiche Geschichte, und besprach sich mit ihnen darüber; bald sang er ihnen ein frohes Jugendlied vor, und übte sie im Nachsingen desselben. Zu einer andern Zeit stellte er mit ihnen Rechenübungen an, und schärfte ihr Gedächtniß durch öftere Wiederholung vorgesagter Denksprüche und Lebensregeln. Nächstdem machte er sie mit der Verfassung ihres Vaterlandes bekannt. Dabei erzählte er ihnen die edlen Thaten ihrer berühmt gewordenen Urväter, und theilte ihnen manche nützliche Erfahrung mit, welche er einst auf seinen Reisen durch die Schweiz und einige benachbarte Länder in Diensten eines reichen Adelichen, des Herrn v. Bruneck, zu machen Gelegenheit gehabt hatte. Diese und ähnliche Unterhaltungen zogen die Herzen seiner Enkel mit jedem Tage mehr zu ihm hin. Die munteren Kleinen waren nirgends lieber als um und bei ihrem lieben Großvater. Zu diesem frohen Kinderkreise gesellte sich auch öfters Wilhelmine v. Bruneck, die zwölfjährige Tochter des Edelmanns, welchem Walter Reding viele Jahre lang mit seltener Treue und Redlichkeit gedient hatte. Der edle Vater Wilhelminens wünschte zwar, seinen alten treuen Diener lebenslang bei sich zu behalten, und ihn bis an seinen Tod zu verpflegen. Allein weil das Augenübel des Greises immer mehr überhand nahm, und er sich zu seiner weitern Verpflegung in den Schooß der Familie seines Sohnes zurückzuziehen wünschte, so gab endlich der Herr v. Bruneck dem Verlangen des alten Reding nach, und

ließ ihn zu seinem Sohne bringen, dessen ländliche Wohnung nur eine kleine Stunde weit von dem Landgute des Herrn v. Bruneck entfernt war. Hier besuchte dieser brave Edelmann von Zeit zu Zeit den Greis, und versorgte ihn mit dem, was er zu seiner Verpflegung im Alter nöthig hatte. Am öftersten kam er in Begleitung seiner Tochter Wilhelmine zu ihm. Diesem Kinde hatte der Greis einst bei dem gefährlichen Umsturze eines Wagens, mit welchem scheue Pferde durchgegangen waren, das Leben gerettet. Seit diesem Vorfalle hieng Wilhelmine mit vorzüglich dankbarer Liebe an dem Retter ihres Lebens, und suchte ihm bei jeder Gelegenheit ihre Erkenntlichkeit zu beweisen. So oft sie daher zu ihm kam, brachte sie ihm in ihrem Handkörbchen kleine Geschenke und mancherlei Erfrischungen mit. An einem heißen Sommertage im Jahr 1808 besuchte Wilhelmine ebenfalls den geliebten Greis, und brachte, außer einigen saftigen Pfirsichen zu seiner Labung, auch noch ein Buch mit, in welchem die Lebensgeschichte edler Schweizer der Vorzeit erzählt war. Aus diesem Buche wollte sie dem alten Reding etwas vorlesen, weil sie wußte, daß der biedere Greis nicht nur selbst gerne von guten Menschen seines Vaterlandes erzählte, sondern sich auch die edlen Thaten derselben gern wieder vorlesen oder erzählen ließ. Wilhelmine führte deßwegen den Greis zu seinem Lieblingsplätzchen, welches eine Rasenbank war, die man unter einem großen schönen Baum in einiger Entfernung von dem Reding'schen Hause angelegt hatte. Hier setzte sie sich neben ihn, und war eben im Begriff, ihre Vorlesung zu beginnen, als Redings Sohn bemerkte, daß schwarze Wolken über den Gipfeln der Alpen heraufzogen und mit Regen drohten. Der sorgsame Landwirth machte deßwegen sogleich Anstalt, das noch auf den Wiesen liegende Heu vor dem Eintritt des Regens so viel wie möglich in Sicherheit zu bringen, und entfernte sich in dieser Absicht mit seiner ganzen Familie von seiner Wohnung. Wilhelmine erbot sich, indessen bei dem Greis zu bleiben, und ihm die Zeit durch Vorlesen

zu verkürzen. Noch hatte sie kein volles Viertelstündchen gelesen, als sich auf einmal ein starker Donnerschlag hören ließ. Wilhelmine sprang eiligst auf, und begab sich mit dem Greise in die Reding'sche Wohnung. Aber kaum waren sie hineingetreten, so war auch das furchtbare Gewitter in seiner ganzen Stärke da. Der Tag verwandelte sich in Nacht, und ein brausender Sturmwind tobte unter heftigen Regengüssen durch das offene Thal. Flammende Blitze durchkreuzten die Luft, und ein unaufhörlicher Donner hallte furchtbar in den Gebirgen umher. Plötzlich fuhr ein Wetterstrahl unter fürchterlichem Krachen in das Strohdach der ländlichen Wohnung, und auf einmal stand dieselbe in hohen Flammen. — „Ach, Walter! Walter! dein Haus!" — Mit diesen Worten faßte das bestürzte, aber dennoch entschlossene Mädchen den biedern Greis bei der Hand, und zog ihn aus dem brennenden Hause. Nicht weit von demselben lag eine Felsenhöhle. Hierher brachte Wilhelmine den Geretteten, und sprang dann bestürzt zu der in Flammen stehenden Wohnung zurück. Jetzt waren auch die erschrockenen Eltern mit ihren Kindern herbeigeeilt. Mit Anstrengung aller ihrer Kraft suchten sie das Feuer zu löschen; doch es war zu spät. — In wenigen Augenblicken war die kleine Wohnung von der wüthenden Flamme gänzlich verzehrt. Traurig, sehr traurig war die Lage der Reding'schen Familie. Ihre erste Sorge gieng indessen dahin, dem blinden Vater vor der Hand anderwärts ein Unterkommen zu verschaffen. Wilhelmine bat, daß man ihr die Besorgung des Greises überlassen möchte. „Laßt mich, ihr guten Leute," — sprach sie zu der Reding'schen Familie — „laßt mich jetzt für euern alten Vater sorgen! Ich nehme ihn mit auf meines Vaters Landgut: dort soll es ihm an nichts fehlen. Ich will ihn an eurer Stelle pflegen und warten. Nicht wahr, guter Alter, du gehst mit mir, und vertraust dich mir an? O, ich bitte dich darum!" — Der Greis konnte den Bitten des edlen Mädchens nicht widerstehen. Nach einigen Einwendungen wil-

ligte er endlich in das Verlangen derselben, und machte sich, sobald das Gewitter vorüber war, mit seiner jungen Wohlthäterin auf den Weg zu ihres Vaters Landgut. Der Weg dahin führte über einige Alpenfelsen, und hatte besonders an einem Orte eine gefahrvolle Stelle, welche für den blinden Greis schwer zu betreten war. Eine Brücke von Baumstämmen führte über eine gefahrvolle Felsenschlucht, in welche sich ein Gebirgsstrom schäumend herabstürzte. Die Brücke selbst lief über einen Wasserkessel, der das strömende Gebirgswasser aufnahm. Mit klopfendem Herzen und angstvoller Besorgniß für das Leben des Greises näherte sich Wilhelmine dieser gefahrvollen Stelle. Ein einziger Fehltritt konnte hier den Greis ohne Rettung in einen furchtbaren Abgrund hinabstürzen. Wilhelmine schauderte bei dem bloßen Gedanken an diese Gefahr. „Jetzt," — sprach sie mit bebender Stimme — „jetzt, Walter, halte dich ja recht fest an mir; ich will voran — wir müssen jetzt über die gefahrvolle Brücke." Zutrauensvoll reichte der blinde Greis seiner so zärtlich besorgten Führerin die Hand, und in wenig Minuten genoß der Greis und das Kind die Freude, der Gefahr glücklich entgangen zu seyn. — Kaum waren die beiden Wanderer auf sicherem Boden, so sank Wilhelmine auf ihre Kniee nieder, und hob ihre Hände gen Himmel. „Nun, Gott sey Dank," — rief sie — „daß die Gefahr glücklich überstanden ist!" und eine Thräne rollte von ihren Wangen herab. „Wohl! edle Seele" — erwiederte der Greis — „Gott wird weiter helfen!" Dieses kindliche Vertrauen ward auch bald mit einem glücklichen Erfolge gekrönt. Kaum war der Greis mit Wilhelmine auf dem Landgute seines ehemaligen Herrn angelangt, und kaum hatte die edle Tochter ihrem menschenfreundlichen Vater, der nun erst nach Hause gekommen war, das Unglück der Reding'schen Familie erzählt, so bot Herr v. Bruneck sogleich seine Kräfte auf, der unglücklichen Familie mit Rath und That beizustehen. In kurzer Zeit stand wieder ein neues Wohnhaus

für sie da. Die benachbarten Dörfer leisteten bei dem Baue desselben thätige Hilfe, und die Reding'sche Familie genoß noch vor dem Eintritt des Winters die Freude, ihren guten Vater und Großvater wieder bei sich zu sehen. Wilhelmine begleitete, nebst ihrem edlen Vater, den guten Greis, als er in seine Wohnung zurückgebracht ward, und fühlte für ihre kindliche Sorgfalt den schönsten Lohn in dem Segen, welchen der fromme Greis für das fromme Mädchen erflehte.

388. Das ist der glücklichste Tag meines Lebens.

Auf der Reise nach Polen kam der Kaiser Alexander von Rußland in die Gegend von Wilna. Er war seinem Gefolge weit und allein vorgeeilt. Da sah er in einiger Entfernung mehrere Personen, welche Etwas auf das Ufer des kleinen Flusses Wilm zu schleppen schienen. Der Kaiser ließ seinen Reisewagen halten, stieg aus und eilte zu dem Haufen. Man brachte einen Todten aus dem Wasser an's Ufer. Der edle Wunsch, zu retten, durchdrang das Herz des Monarchen; er verlangte, daß man schleunigst Alles versuchen sollte, ob noch Leben in dem Verunglückten sey. Man wunderte sich über ein solches Verlangen eines Offiziers, dessen Befehle man freilich beachten mußte, dem man aber deutlich zu verstehen gab, daß hier an kein Zurückrufen in's Leben mehr zu denken sey. Man bezeigte sich daher auch nur lässig zur Hilfe, als der menschenfreundliche Kaiser, den Niemand als solchen erkannte, den Todten selbst vollends auf's Trockene zog, ihm die nassen Kleider abnahm, und ihm Brust und Schläfe mit aller Theilnahme und Raschheit des guten Herzens rieb. Jetzt holte ihn sein Gefolge ein; unter ihnen befand sich, außer dem Fürsten Wolkonsky und dem Grafen von Lieven, auch der Doktor Weilly, erster Chirurg des Kaisers. Alle vereinigten nun ihre Bemühungen. Der Arzt erschöpfte alle Mittel seiner Kunst, der Kaiser und die übrigen hielten den Leichnam, und

suchten ihn durch wärmenden Hauch und Einhüllung in ihre Pelze zu entstarren. Alles vergeblich. Drei Stunden lang hatte bereits die Anstrengung des Kaisers gedauert, noch immer war kein Lebenszeichen zu bemerken, und der Arzt erklärte einmal über das andere, der Ertrunkene sey wirklich todt, und alle Bemühungen vergeblich. Noch immer konnte und wollte der edle Menschenfreund dieß nicht glauben. Auf's Neue legte er wieder Hand an, die Umgebung sah sich genöthigt, seinem Beispiel zu folgen. Auf ausdrücklichen Befehl mußte Weilly das Aderlaßzeug holen, und man sah es ihm an, daß er dem Befehle gegen seine Ueberzeugung gehorchte. Man öffnete dem Verunglückten die Ader. Alexander, dicht am Munde des Entseelten, hatte die unaussprechliche Freude, einen Seufzer zu hören; bald floß auch Blut. Wer schildert seine Wonne! „Großer Gott!" — rief der gekrönte Menschenfreund, — „das ist der glücklichste Tag meines Lebens!" Heiße Thränen rollten ihm über die Wangen herab. Ein Blick in die Wolken sprach seine Empfindung deutlicher aus. Natürlich wurden nun die Bemühungen, die man ohne Erfolg geglaubt hatte, verdoppelt. Der Kaiser verband nun dem freier Athmenden mit seinem eigenen Taschentuch den Arm, an dem ihm die Ader geöffnet war; dann ließ er ihn unter Dach bringen, blieb noch eine halbe Stunde bei ihm, gab ihm alles Geld, das er bei sich trug, untersuchte schnell die Ursache der Verunglückung und fand — Selbstmord, den das Uebermaaß von Noth und Elend veranlaßt hatte. Das Versprechen einer hinreichenden Pension für ihn und seine Familie bis zur baldigen Anstellung söhnte den Unglücklichen wieder mit dem Leben aus. Gleich nach der Zurückkunft erfüllte Alexander sein Versprechen.

589. Der Kampf mit dem Stier.

In dem Dorfe Rülsheim bei Landau fiel am 8. Juli 1816 bei'm Nachhausetreiben der Rindviehheerde von der Waide der Farre (Zuchtstier) unversehens den dasigen Pfarrer

Gerber wüthend an, warf ihn zu Boden, stieß ihm den linken Arm ab, und war eben im Begriff, demselben mit einem Horne die Brust einzurennen, als ein Einwohner des Orts, der Jude Wolf, herbeisprang, und ohne Achtung der eigenen Lebensgefahr den wüthenden Stier am Horne faßte, und mit großer Behendigkeit so lange auf die Augen schlug, bis der Hirte herbeikam, und den Stier vollends mit der Peitsche abtrieb. Ohne diese augenblicklich schnelle und einzig zweckmäßige Hilfe wäre der Pfarrer unausbleiblich ein Opfer der Wuth dieses Farren geworden.

590. Liebevolle Vorsorge.

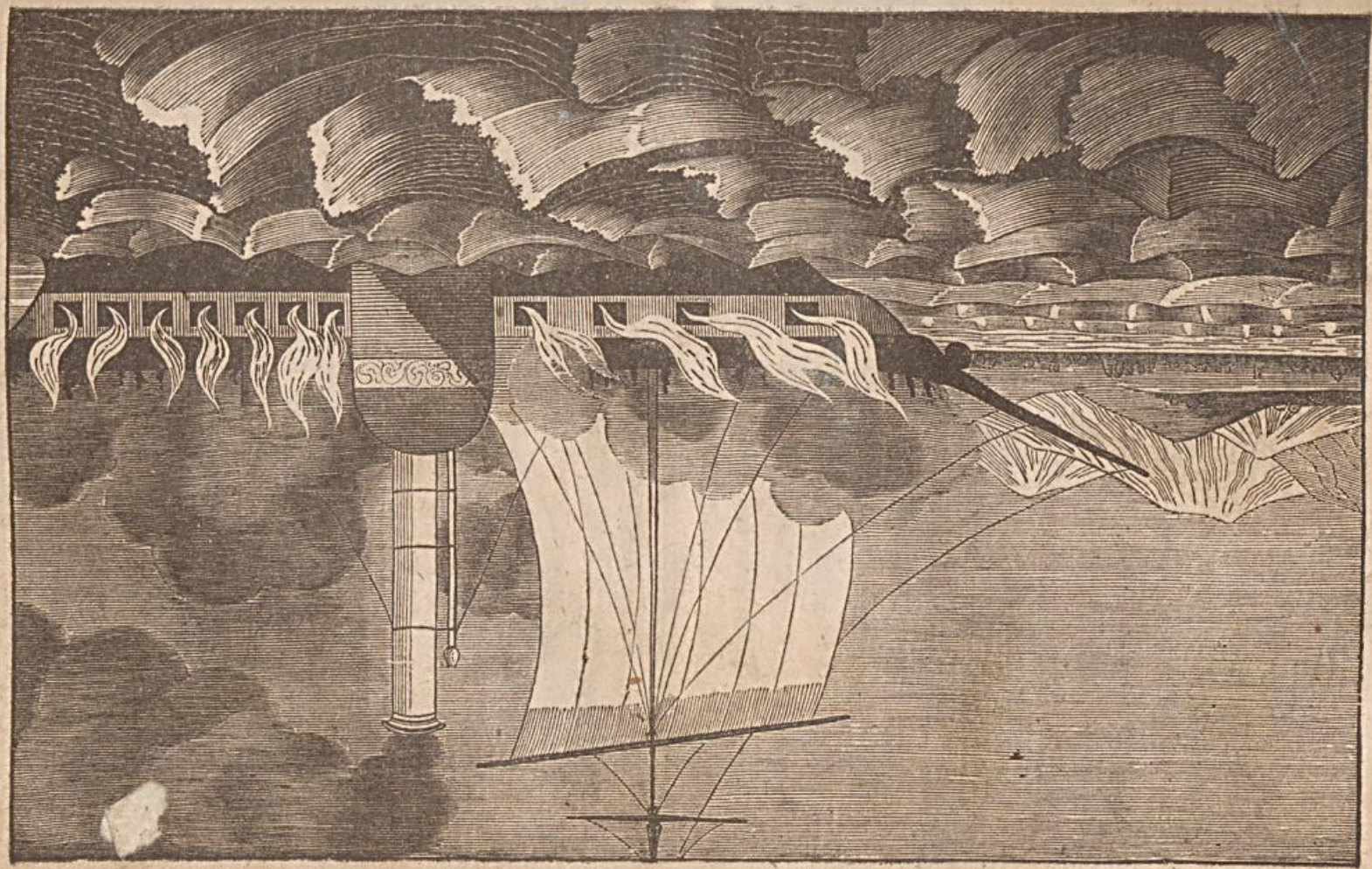
Als im Jahr 1841 eine englische Expedition veranstaltet wurde, um im Innern von Afrika mit den dortigen Fürsten Verträge gegen den Sklavenhandel abzuschließen und Musterwirthschaften zu errichten, so waren Viele der Ansicht, diese Expedition werde um der Schwierigkeiten willen, mit denen sie zu kämpfen haben werde, verunglücken; aber nur ein Liverpooler Kaufmann und Schiffsrheder dachte daran, den nach seiner Voraussetzung gewiß der Hilfe sehr Bedürftigen dieselbe auch zu leisten. Er beorderte zu dem Ende die Führer seiner an der Westküste von Afrika handeltreibenden Schiffe, den Offizieren und Mannschaften der Nigerexpedition allen möglichen Beistand zu leisten. Demgemäß gieng am 6. Oktober das Dampfboot Ethiope von Fernando-Po ab, um den Niger hinaufzusegeln, und namentlich dem Schiffe Albert Hilfe zu bringen. Dieses Schiff hatte wegen überhandnehmender Krankheiten die Rückreise bereits angetreten, und war bis zum 13. Oktober glücklich stromabwärts bis zu der Barre des Nunarmes, einer Stelle welche nicht ohne Gefahr überschritten werden konnte, gekommen. Die geschwächte Mannschaft war eben in der bangsten Erwartung, wie es ihnen jetzt ergehen würde, da wurden ihre Augen vom Anblick des Rauchs des Ethiope erfreut, der das Wasser des Delta rasch herauf dampfte. Kapitain Becroft, der Befehls-

haber dieses Schiffes stellte sogleich seinen ersten Ingenieur an Bord des unglücklichen Albert, auf welchem nur noch ein Offizier und 2—3 europäische Seeleute dienstfähig waren und Naturforscher Vogel, der durchaus keine Maschinenkunde besaß, das Schiff lenken mußte. — Mittelst rastloser Anstrengungen überschritten am 16. Oktober bald nach Sonnenuntergang beide Schiffe die gefährliche Barre des Nunarmes und warfen spät am Abend des folgenden Tages Anker in der Bucht von Clarence. So war durch die freiwillige Hilfe eines Privatschiffes das Schiff und seine Mannschaft gerettet.

391. Die Feuerprobe des Steuermanns.

„Herr Kapitän," sagte James Maxwell, der Steuermann, „Herr Kapitän, mir kommt's vor, als röch' ich Feuer, aber ich kann nicht finden, wo?" Der Kapitän zieht den Athem an sich und riecht's auch; aber bald ist's ihm wieder, als wäre es nichts, bald riecht er's wieder. Er sucht Alles durch und kann nichts finden. Aber je länger, je ärger wird der Brandgeruch, und endlich in der Nacht, da schon das ganze Dampfschiff voll des angsterregenden Gedankens ist, ruft er: „Maxwell, ich hab's gefunden, die Flammen brechen bei dem Rade durch!" — „Dann wende ich das Schiff dem Ufer zu!" rief dieser entgegen, und schlug sich vor die Stirn, denn er erkannte deutlich die furchtbare Gefahr. Aber er faßt sich, und da er sich allein sieht, fällt er auf seine Kniee, und ruft Gott an und betet: „O allmächtiger Gott, verleihe mir Stärke, jetzt treulich meine Pflicht zu erfüllen, und werde Du selbst der Tröster meiner Wittwe und Vater meiner acht Waislein!" Darauf ergreift er wieder das Steuerruder, und steht unbeweglich, das Angesicht der nächsten Landspitze zugekehrt, und das Schiff fliegt darauf los wie ein Pfeil. Die Matrosen wenden alle ihre Kräfte an, das Feuer zu dämpfen, aber die Wuth der Flammen wächst mit jeder Minute und treibt die Maschine mit grausenerregender Gewalt, und das Schiff schießt durch die Wellen hin wie ein Sturmvogel.

Alle Passagiere hatten sich auf dem Vordertheil des Schiffes zusammengedrängt, denn der gewaltige Luftzug ließ keinen Rauch dorthin kommen, sondern trieb ihn allein rückwärts. Da stand aber nun der arme Maxwell an seinem Steuerruder in dem erstickenden Qualm wie ein Märtyrer auf dem rauchenden Scheiterhaufen. Der Kapitän und die Matrosen thaten zwar, was sie konnten, um das Hintertheil mit Wasser zu begießen. Aber das that dem wüthenden Brand keinen Einhalt. Schon fängt der Boden unter Maxwells Füßen an, sich zu entzünden, aber er weicht nicht von seinem Posten, denn an seiner Hand hängt jetzt das Leben von achtzig Menschen. Immer gerade hin schaut sein Blick nach der Landspitze, immer rasender treibt die Flamme das Schiff, immer unbeweglich hält seine Hand das Ruder. Die Leute am Ufer sehen das brennende Schiff und richten Feuerzeichen auf, um den Unglücklichen zu zeigen, wo sie anlanden sollen. Maxwell versteht's, seine Füße fangen an zu braten, aber er bleibt; so sturmschnell das Schiff dahinsaust, er möchte ihm noch Flügel dazu geben, denn er merkt, es kann noch einige Minuten dauern, so sinkt's: und jetzt — jetzt ist's daran — da rückt er sein Steuerruder, und rutsch — rutsch! da sitzt das brennende Schiff auf dem Sande. Alle werden gerettet, und Maxwell wird auch an's Land getragen; aber wie sieht er aus! Seine Kleider fallen ihm wie Zunder vom Leibe, seine Füße sind ganz verbrannt. Doch Gott segnet die Hand des Arztes, und nach mehreren Wochen kann Maxwell wieder das Bett verlassen. Aber seine hohe Gestalt ist gekrümmt, seine Haare sind ganz gebleicht, seine Beine und Füße bleiben schwach, und er hat daran zu leiden sein Lebenlang. Er ist ein Krüppel, und seine Familie hat ihren Ernährer verloren. Doch hat Gott Herzen erweckt, die sich seiner und der Seinen treulich angenommen haben.





592. Errette mich vom großen Wasser.

Die neue Brücke nach Iris-Island am berühmten Niagara-Wasserfall in Nordamerika ist über einer furchtbaren Stromschnelle errichtet, wo der St. Lawrencefluß mit der Schnelligkeit von 20 — 30 Meilen in der Stunde fortrollt. Sie steht ungefähr 100—150 Ellen oberhalb des Kammes, wo sich der Strom von schwindelnder Höhe senkrecht in den Abgrund stürzt. Ein Zimmermann, Namens Chapin, war vor ein paar Jahren mit andern beschäftigt, die Brücke zu überdecken. Er stand, etwa 100 Fuß von Iris-Island, auf einem Gerüst, als sein Fuß zufällig ausglitt, und er in den reißenden Strom stürzte. In einem Augenblicke riß ihn die Fluth hinweg und dem großen Wasserfall zu; schneller, unvermeidlicher Untergang schien seiner zu warten. Glücklicherweise hatte er sich jedoch im Fallen nicht beschädigt, und behielt selbst in dieser hoffnungslosesten Lage seine Geistesgegenwart. Seine Augen auf den einzigen Rettungspunkt über dem schreckbaren Wassersturze gerichtet, gelang es ihm durch große Geschicklichkeit im Schwimmen, ein kleines Eiland zu erreichen, das gegen 20 Fuß lang und breit, und von der Gruppe kleiner Cederinseln, die 30 — 40 Ellen oberhalb der Fälle in der Mitte zwischen Goat-Island und dem amerikanischen Ufer liegen, und dem großen Wasserfall am nächsten ist. Hier stand er eine Stunde lang, seinen Blick ruhig und flehend auf die zahlreichen Zuschauer gerichtet, welche Brücke und Ufer füllten, zu denen er aber wegen der Entfernung und dem Getöse des Wassersturzes nicht sprechen konnte. In dem Dörflein beim Fall lebte ein Mann, Namens Robinson, der ungewöhnliche Muskelkraft und Unerschrockenheit besaß, und dabei der beste Bootsmann weit und breit ist, wahrscheinlich der Einzige, welcher im Umkreise von 50 Meilen gefunden werden konnte, der sich freiwillig erbot, den Versuch zu machen, das Eiland in einem Boote zu erreichen, und Chapin zu retten. Ein leichtes Boot mit zwei Rudern, in Bauart ähnlich den

Whitehall-Rennbooten wurde herbeigeschafft, und er schiffte sich ein. Mit großer Umsicht und entschlossener Gewandtheit steuerte er sein kleines Boot über die reißenden Strömungen und hielt in den dazwischen liegenden Wirbeln an, um seine Lage zu überblicken, und für die nächste Anstrengung neue Kräfte zu sammeln. In wenigen Minuten näherte er sich dem Eilande, aber noch trennte ihn ein mächtiger Stromkanal von demselben, und machte den Versuch einer Landung höchst schwierig. Einen Augenblick Halt, dann glitt er mit aller Anstrengung seiner Kräfte hinüber, und sprang aus dem Boote; — aber sein Fuß strauchelte, und er fiel zurück in die furchtbare Wasserschnelle. Für die in athemlosen Schweigen harrenden Zuschauer war dieß eine erschütternde Scene; sein Boot schien unwiederbringlich verloren und er selbst in der entsetzlichsten Lebensgefahr. Kräftig hielt er sich jedoch am Boote fest, sprang wieder hinein, ergriff die Ruder und brachte sich glücklich auf die Windseite des kleinen Eilandes. Allen schlug das Herz wieder leichter, aber die größte Mühe und Gefahr blieb noch zu überwinden, nur ein ruhiges Gemüth und ein starker Arm konnte ihr begegnen, Robinson war der Mann dafür. Sorgfältig und wohlüberlegt setzte er seinen Gefährten in das Boot und brachte ihn wohlbehalten nach Goat-Island, obgleich die Rückfahrt unendlich schwieriger und gefährlicher war. Hier versammelten sich die Zuschauer um sie herzlich zu bewillkommnen. Es war eine Scene nicht gewöhnlicher Aufregung; man zog das Boot an's Ufer, und augenblicklich wurde an Ort und Stelle für Chapin und seinen edelmüthigen Retter Robinson eine Collekte gesammelt. Sie zeugte von dem Wohlthätigkeitssinn der Geber und wurde dankbar empfangen; aber Robinson's Bewußtseyn, daß er unter diesen Umständen einem Nebenmenschen das Leben gerettet habe, wird seinem edlen Herzen ein viel schönerer Lohn seyn. Robinson und Chapin setzten sich in's Boot und wurden von ihren Nachbarn im Triumphe nach dem Flecken getragen.

Das ergreifende Interesse dieses Vorfalls wurde noch durch die Anwesenheit von Chapins Weib und Kindern erhöht, die am Ufer standen und mit unbeschreiblichem Schrecken dem zusahen, was sein unausbleiblicher und furchtbarer Tod zu seyn schien. Mit welcher innigen und aufrichtigen Dankbarkeit mögen sie ihre Herzen zu Gott erhoben haben, als der Gatte und Vater wohlbehalten wieder in ihrer Mitte stand.

593. Die Retter sind schon bestellt.

Ein englischer Prediger an der Seeküste kam vor einiger Zeit von einer Predigt in einem Nebendorfe gegen Abend zurück und eben vor dem Dunkelwerden an die Stelle, wo sich zwei Wege nach seinem Hause scheiden, der eine über Hügel, ein Umweg, der andere näher, dem Strande entlang. Er besann sich, wann die Fluth eintreten werde, und meinte, sicher die Seinigen erreichen zu können, ehe ihm der Weg durch aufschwellende Wasser verströmt würde. Daher schlug er den näheren ein. Aber noch nicht weit war er auf demselben gekommen, als die Fluth hereinbrach, er spornte sein Pferd zur Eile vorwärts, aber es half nichts: die Fluth rauschte so mächtig und gewaltig hervor, daß das Thier nicht mehr festen Fuß behalten konnte. Er befahl sich dem HErrn, fieng aber sogleich an, zu thun, was noch in seiner Macht stand: um Hilfe zu rufen. Und siehe, nicht lange hat er gerufen, so plätschert neben ihm Etwas, es sind Ruder, und ein Boot ist zur Hand, zwei Männer darin nehmen den Ermatteten vom Rosse herab und binden das Thier hinten an, daß es nachschwimme. So wird er sammt dem Thiere glücklich gerettet. Wie aber kamen die beiden Leute hierher? Ihn wundert es selbst, und sie wundert es auch. Es waren zwei Leute, die sonst nicht zusammen ausfuhren. An diesem Abend aber hatte der Eine keine Ruhe auf dem Bette finden können, sondern sich an's Ufer getrieben gefühlt, war aufgestanden und hingegangen, hatte den Andern zu seiner Verwunde-

rung schon dort gefunden, dieser hatte sich wieder über das Zusammentreffen gewundert, und Beide waren, sie wußten selbst nicht recht, was sie da wollten oder sollten, auf's Meer hinausgefahren, bis sie die um Hilfe rufende Stimme vernommen. Nun begriffen sie, was sie getrieben.

594. Befreiung aus dem Rachen des Panthers.

James Watson, wohnhaft zu Watson im Staate Newyork, gieng Sonnabends den 27. Juli 1839 mit seiner Frau aus, und ließ sein Haus unter der Obhut seiner ältesten Tochter, die 12 Jahre zählte. Gegen Mittag hörte das Mädchen das kleinste seiner Geschwister, 14 Monate alt, welches schlafend im nächsten Zimmer lag, jämmerlich und angstvoll schreien. Als sie herzuspringend die Thüre öffnete, sah sie, wie ein Panther, das Kind in seinem Maule, vom Bett zum offenen Fenster hinausſprang. Die Heldin folgte augenblicklich denselben Weg und erhob ein lautes Angstgeschrei, in das die übrigen Kinder einstimmten. Sie verfolgten den Panther etwa 40 Ruthen, bis zu einigen Querstangen, die das angebaute Land vom Walde trennten. Hier näherte sich das 12jährige Mädchen dem Raubthiere bis auf 12 oder 15 Fuß, als es das Kind fallen ließ, über die Stangen sprang und im Walde verschwand. Nur wenig verletzt durch das Schleifen über Gras und Sand, und durch den Biß der Zähne des Panthers, befand sich der Säugling vollkommen wohl.

Beispiele des Guten.

Dritter Theil.

Menschenliebe in besondern Verhältnissen.

I.

Elterliche Liebe und Sorgfalt.

Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten. Ps. 113, 13.

---

595. Diese Kinder sind mein Schmuck.

Cornelia, die Mutter der berühmten Römer Tiberius und Cajus Gracchus (631 v. Chr.), hatte einmal Besuch von einer Freundin aus Campanien. Von dieser wurde sie gebeten, daß sie ihr doch ihren Schmuck und ihre Kostbarkeiten zeigen möchte. Cornelia erbot sich, dieses zu thun, unterhielt aber ihre Freundin so lange von andern Gegenständen, bis ihre Kinder aus der Schule kamen. Als diese kamen, so sagte sie: »diese Kinder da, die sind mein Schmuck, sonst habe ich keinen!«

596. Ein Kind so vieler Thränen kann nicht verloren gehen.

Monica, die Mutter des Kirchenvaters Augustinus, lebte in der Zeit, wo das Christenthum noch im Kampfe lag mit dem Heidenthum, wo auch der römische Staat, zu dem ihr Wohnort, Tagaste in Nordafrika, gehörte, noch ein heidnischer war, obwohl vom Sauerteig des Evangeliums schon sehr durchdrungen. Monica hatte dessen Kraft an ihrem eigenen Herzen erfahren, und wünschte von ganzer Seele, diesen Segen auch ihren Kindern zuzuwenden, mußte aber die Mühe, die sie darauf wandte, durch ihren

damals noch heidnischen Mann, Patricius, vielfach vereitelt sehen. So gieng es auch bei Augustinus. Das Bestreben des Vaters, einen vor der Welt berühmten Mann aus dem Sohne zu machen, erweckte in diesem den Ehrgeiz in hohem Grade. Bald ward er auch durch schlechte Kameraden auf der hohen Schule zu Carthago zu allerlei jugendlichen Ausschweifungen verführt, und nachdem er durch eine Schrift Cicero's etwas ernster gestimmt worden war, gerieth er auf die Abwege der manichäischen Ketzerei. Monica grämte sich hierüber sehr, flehte für ihn bei Tag und bei Nacht, ermahnte ihn mit vielen und heißen Thränen, den besseren Weg zu erwählen, und als dieß und strengere Mittel nichts fruchteten, verdoppelte sie ihre Gebete, und erhielt von einem frommen Bischof die Versicherung: ein Kind so vieler Thränen könne nicht verloren gehen. Auch dieses sagte sie dem Sohne wieder, und wenn er gleich für jetzt sich noch nicht entschieden zum Guten wandte, so ließen doch ihre Worte einen tiefen Stachel in seinem Herzen zurück. Ehe die Frucht hievon offenbar wurde, mußte Monica noch einen bittern Schmerz erfahren. Augustinus rüstete sich zu einer Reise nach Italien, und da sie ihn zurückhalten wollte, bestieg er heimlich ein Schiff. Trauernd stand sie am Strande, und sah, zu Gott aus der Tiefe ihres Herzens seufzend, dem Schiffe nach, das den ungehorsamen Sohn nach Rom führte. Nach einiger Zeit hörte sie: er sey in Mailand und der fromme Erzbischof Ambrosius habe ihn dahin gebracht, daß er sich unter die Katechumenen aufnehmen ließ (d. h. unter die Zahl derer, welche sich durch Unterricht im Christenthum auf die Taufe vorbereiten ließen). Da kann sie es nicht mehr länger in Afrika aushalten, sondern eilt zu ihrem Sohne; in freudigem Glaubensmuthe besteigt sie ein Schiff, und bleibt so unerschüttert bei den gefährlichsten Stürmen des Meeres, daß sie auch noch ihre Mitschiffenden zu trösten vermag. Sie kommt eben im rechten Augenblick in Mailand an. Der gewaltige Kampf, der in ihrem Sohne gährte, hatte ihn an den Rand der Verzweiflung geführt,

aber ihre mütterlichen Bitten und Ermahnungen beschwichtigten den Sturm seiner Seele, und zu Anfang der Fasten 387 hatte sie die Freude, ihn unter den Täuflingen zu erblicken, welche auf Ostern durch die Hände des Ambrosius das Bad der Wiedergeburt empfangen sollten. Nach empfangener Taufe wollte er mit ihr nach Afrika zurückkehren. In heiliger Freude, das Ziel ihrer sehnsuchtsvollen Wünsche erreicht zu haben, machte sie die eifrigste Dienerin der ganzen Reisegesellschaft. Als sie in Ostia angekommen waren, stand sie allein mit ihrem Sohne an einem Fenster voll ernster Betrachtungen: da brach sie endlich das Stillschweigen und sagte: „Sohn! was mich betrifft, so hat nichts mehr einen Reiz für mich. Eines war's, weßwegen ich in diesem Leben noch etwas zu verweilen wünschte: daß ich Dich als rechtgläubigen Christen sähe, ehe ich sterbe. Ueber meine Erwartung hat mir Gott dieß gewährt, da ich Dich nun als Seinen Diener sehe, der alles Erdenglück verachtet. Was mache ich hier noch ferner?“ — Etliche Tage darauf erkrankte sie und starb am neunten Tage — wohl glücklicher als jener Vater, der vor Freude starb, da seine Söhne bei den olympischen Spielen Sieger geworden waren, denn Augustinus hatte ein höheres Kleinod erlangt.

597. Was ist das Nöthigste für Fürstenkinder?

Der Churfürst von Sachsen Johann der Beständige ließ sich die Erziehung seiner fürstlichen Kinder sehr angelegen seyn. Die Prinzen ließ er in allen wohlanständigen Künsten bestens unterrichten, er brachte die besten Lehrer und Hofmeister mit großen Kosten an seinen Hof, und die Oberaufsicht über sie führte er selbst. Er kam zum öftern in die Informationsstube, ließ in seiner Gegenwart den Katechismus und andere christliche Gebete treiben, er betete selbst mit, hielt jährlich zwei Examina, wozu der Kanzler und die Räthe mitkommen mußten, theilte hernach unter die churfürstlichen Kinder selbst die Ehrengeschenke aus, und vermahnte sie zu fernerem Fleiß und Gehorsam. Diese

seine löblichen Bemühungen wurden von Gott so reichlich gesegnet, daß er viel Freude an seinen Kindern erlebte, indem sie in Sprachen und Wissenschaften bestens zunahmen; wie denn der Churfürst selbst zu Dr. Luther sagte: „Es hat mir mein Sohn Ernst eine lateinische Epistel geschrieben und sie gefällt mir wohl, er bittet um einen Hirsch, den habe ich ihm selbst geschossen und geschickt, ich will, daß er ferner fleißig sey.“ Als einige Vornehme seine Erziehung tadeln wollten, so sagte er: „Es lernt sich wohl von selber, wie man zwei Beine über ein Pferd hängen, der wilden Thiere sich erwehren, oder einen Hasen fangen soll, darum können solches auch meine Reiterjungen; aber wie man gottselig leben, christlich regieren, auch Land und Leuten löblich vorstehen soll, dazu bedürfen ich und meine Söhne gelehrte Leute und gute Bücher nächst Gottes Geist und Gnade.

599. Mir wirf den Koth in's Gesicht, nicht diesen Kindern!

Alexander Menzikof hatte sich durch sein vielumfassendes Genie unter Peter dem Großen vom Pasteten-bäckerjungen bis zum General-Feldmarschall und angesehensten Fürsten des russischen Reiches emporgeschwungen. Er erfuhr aber die Wandelbarkeit des menschlichen Glückes so sehr, daß ihm nach seinem erfolgten Sturze auch nicht die geringste Spur von der ehemaligen Macht und Hoheit übrig blieb, mit der er, als Alles vermögender Minister, zuvor zwei Mal die kaiserliche Krone nach Wohlgefallen ausgetheilt hatte. Entblößt von Allem, und nur in rauhe Bauernkleider eingehüllt, wurde er mit seiner Gemahlin und drei Kindern 1500 Meilen weit hinter Petersburg nach den Wüsteneien von Yakusk im tiefsten Sibirien abgeführt, wohin in Rußland schwere Verbrecher geschickt werden, um daselbst fern von Freunden und Bekannten, entblößt von allen Annehmlichkeiten des Lebens, in einem kalten, unwirthlichen Lande ihre Strafe zu erleiden. Seine

Gemahlin erreichte jedoch das Ziel dieser Reise nicht, indem sie ihm schon auf der Hälfte des Weges durch den Tod entrissen wurde. Auf der Durchreise in Tobolsk erfuhr er von den dortigen Einwohnern öfters eine harte Begegnung. Ein Russe, der während seiner Ministerschaft dahin in die Verbannung geschickt worden war, drang durch den Haufen des aus Neugierde herbeigelaufenen Volkes, und warf mit ausgesuchter Rache dem Sohne und der Tochter Menzikofs Koth in's Gesicht. Als der zärtliche Vater dieses sah, rief er, vom äußersten Schmerze durchdrungen, dem Russen zu: »mir wirf den Koth in's Gesicht, und nicht diesen unglücklichen Kindern, die dir nichts zu Leide gethan haben!« Einem Offiziere, den er ebendaselbst traf, erzählte Menzikof die Geschichte seines unglücklichen Schicksals, und bemerkte dabei: »der Verlust meiner Ehre, all' meiner Güter und sogar meiner Freiheit, würde mir nicht einen einzigen Seufzer ablocken; aber« — er wollte weiter reden, — doch konnte er nicht, — vergoß einen Strom von Thränen, und zeigte auf seine Kinder. »Ihr Anblick« — fuhr er endlich fort — »ist meine einzige Strafe, die ich durch mein ganzes noch übriges Leben auf's schmerzlichste empfinden werde. Diese unschuldigen Opfer sind im Schooße der Größe und des Ueberflusses geboren; jetzt haben sie Mangel an Allem, und ohne Mitschuldige an dem zu seyn, was man mir vorwirft, sind sie doch gleichem Unglück preisgegeben.« — Sobald Menzikof an dem Orte seiner Verweisung angelangt war, ließ er sich angelegen seyn, vor Allem für die Bedürfnisse seiner Kinder zu sorgen, und das fürchterliche Aussehen ihres Aufenthalts zu mindern. Zu diesem Ende vergrößerte er mit Hilfe der ihn begleitenden Bedienten die ihnen angewiesene kleine Hütte, erbaute auch ein eigenes Gebetzimmer, und arbeitete ein großes unangebautes Stück Feld in einen Acker um. Seine älteste Tochter, die einst mit dem Kaiser Peter II. verlobt gewesen war, übernahm die Sorge für die Küche, die jüngeren Kinder die Sorge für die Kleidung und das Hausgeräthe.

So lebte diese Familie in häuslicher Geschäftigkeit und eifriger Gottesfurcht. Alle Morgen, so wie Mittags und Abends, versammelte sich das ganze Haus zu einem gemeinschaftlichen Gebete, und das schöne Beispiel der Gottergebenheit des Vaters hatte auch auf seine Kinder den wohlthätigsten Einfluß, so daß auch sie ihr Elend mit heldenmüthiger Verläugnung ertragen lernten. Sechs Monate hatten sie in dieser fürchterlichen Einöde verlebt, als die älteste Tochter von den Blattern (Pocken) befallen wurde. Der unglückliche Vater verschaffte seinem geliebten Kinde alle mögliche Erleichterung, wachte bei ihrem Lager, betete mit ihr, und war ihr Arzt. Aber vergebens waren alle seine Bemühungen; denn seine Tochter näherte sich ihrem Ende. Sobald sie verschieden war, drückte er sein Antlitz auf das ihrige, und benetzte es mit seinen Thränen; bald aber bedachte er, daß es Pflicht sey, sich selbst seinen übrigen Kindern zu erhalten; er ermannte sich daher, dem Schmerze zu widerstehen, und sagte bloß zu seinem Sohne und seiner Tochter: „lernet so wie eure Schwester sterben!“ Er sang hierauf mit ihnen und seinen Bedienten einige Mal diejenigen Gebete, die nach griechischem Gebrauche den Todten gewidmet sind, beerdigte den Leichnam in dem Gebetzimmer, und bezeichnete die Stelle, wo er nach seinem Tode an der Tochter Seite begraben werden wollte. Kaum hatte er dieses traurige Geschäft geendigt, so wurden auch seine beiden andern Kindern von den Blattern befallen; er verdoppelte seinen Eifer und seine Sorgfalt, und leistete den zwei Kranken dieselbe Hilfe, welche er zuvor der einen nun Verstorbenen erzeigt hatte, jedoch mit besserem Erfolge: denn sie wurden bald wieder hergestellt. Aber nun wurde Menzikof selbst krank. Das Ungemach, das er erduldet hatte, die Erinnerung an sein voriges Leben und das Unglück seiner Kinder erfüllten sein Herz mit tiefem Kummer, der seine Kräfte allmählig verzehrte. Er wurde endlich von einem schleichenden Fieber befallen, das um so gefährlicher ward, weil er die Sorge für sich selbst einige

Zeit versäumt hatte, um seine Kinder der Gefahr zu entreißen. Als er nun den Augenblick herannahen sah, der ihn für dieses Leben auf immer von seinen Kindern trennen sollte, ließ er sie vor sein Bette kommen, und redete sie also an: »Meine Kinder! ich nähere mich der letzten Stunde meines Lebens. Der Tod, mit dessen Vorstellung ich seit meinem Hierseyn sehr vertraut worden bin, würde nichts Schreckliches für mich haben, wenn ich dem höchsten Richter weiter keine Rechenschaft von meinem Leben als seit der Zeit meines hiesigen Aufenthaltes zu geben hätte. Die Religion, von der ich mich vormals, vom Glanze meines Glücks geblendet, nicht hatte leiten lassen, hat mich gelehrt, daß die Barmherzigkeit Gottes sowohl als seine Gerechtigkeit unendlich ist. Dieß Einzige beruhigt mich, daß ich euch hier noch mit dem Beispiele der Frömmigkeit vorangegangen bin. Bis jetzt, meine Kinder, sind eure Herzen noch frei von dem Verderben der Welt, und ihr werdet eure Unschuld in dieser Wüste leichter als am Hofe erhalten. Wenn ihr aber ja einst dahin zurückkehren solltet, so erinnert euch nur immer des Guten, das ihr hier von mir gesehen und gehört habt!« — So sprach er, hob zuletzt noch seine Hand auf, wie wenn er seinen Kindern den Segen geben wollte, — und schlummerte, nach einer leichten Verzuckung, in jenes Leben hinüber.

599. Eine liebende Mutter erzieht ihre Kinder für den Himmel.

Die Gattin des Professors Klevesahl, eine Frau von vorzüglicher Geistes- und Herzensbildung, war auch eine ungemein zärtliche und treu besorgte Mutter. Unter allen Gesellschaften blieb ihr immer die ihrer Kinder die liebste. Sie begab sich gern nur dahin, wo sie ihre Kinder mitnehmen durfte, und selten gieng sie ohne dieselben mit ihrem Gatten spazieren. Willig that sie auf jede Bedienung Verzicht, wenn nur ihre Kinder gut besorgt wurden. Alle Pflege und Sorge für Reinlichkeit, so wie

den Anzug, bekamen ihre Kinder aus ihren Händen, oder doch unter ihrer beständigen Aufsicht. Nie war sie vergnügter, als wenn sie ihre Kinder alle gesund und munter um sich her sah. „Nie“ — sagte sie einmal zu einer Freundin, die sich beklagte, daß sie so viele Kinder bekäme — „nie habe ich so sehr den Werth eines Kindes empfunden, als da ich selbst Mutter geworden bin. Eine Mutter, die ein Kind zur Welt bringt, gibt der Welt einen Menschen, und wenn sie es gut erzieht, dem Himmel einen Engel. Sehr wichtig“ — setzte sie hinzu — „ist es freilich, seine Kinder gut zu erziehen. Sie haben aber auch einen himmlischen Vater und einen Heiland, der der größte Kinderfreund ist. Sollte Gott uns, wenn wir Seinen Segen von Ihm auf unsere Kinder herabflehen, nicht hören?“ — Sie hatte den richtigen Grundsatz, daß man das Erziehungsgeschäft mit den Kindern nicht frühe genug anfangen könne; daß eine Mutter schon Unarten des Kindes entdecke, wenn sie es noch an der Brust habe, daß sie darauf aufmerksam seyn, und den Samen des Bösen im Aufkeimen ersticken müsse. Sie war die erste Lehrerin ihrer Kinder, und wenn sie auch noch nicht lesen konnten, hörten sie ihr gern zu, wenn sie las, oder ihnen kurze Geschichten, besonders aus der Bibel, erzählte, die sie hernach durch Fragen ihnen nützlicher zu machen wußte. Wenn sie dann z. B. in einen Streit geriethen, sich etwa beneideten, so durfte sie nur fragen: „wer war Kain? was that er?“ — und sie kamen zur Erkenntniß ihres Fehlers, und bereueten ihn. Ihre älteste kleine Tochter hatte sie durch vernünftige Liebe so für sich eingenommen, daß es dieser sehr wehe that, wenn sie ihr die Unterweisung oder gar den Umgang versagte. Sie hielt viel auf frühen Religionsunterricht, und ertheilte ihn nach der Fähigkeit ihrer Kinder. Um sie beten zu lehren, hatte sie folgende Methode: sie fragte z. B. wie hast du geschlafen, mein Kind? Wie befindest du dich? Wer hat dich vor allen Gefahren behütet, die dich hätten treffen können? Was ist man dem, der uns Gutes erweiset,

schuldig? Du fängst jetzt einen Tag an; um was ist es dir zu thun? Von wem kannst du es erwarten?" u. s. w. Hatte sie so ihren Kindern den Stoff zum Gebet bereitet, so ließ sie dieselben selbst beten.

600. Vater und Sohn sind ja eins.

Ein junger verheiratheter Bauer ward wegen eines Vergehens auf vier Jahre zur Schanzarbeit verurtheilt. Sein noch ziemlich rüstiger Vater erbot sich, statt seiner die Strafe zu tragen, und führte als Ursache an: er habe noch Kräfte genug, vier Jahre zu arbeiten, so daß die Herrschaft nichts verliere; — sterbe er dann, so wäre der Schaden nicht so groß. Sein Sohn dagegen sey ein junger, starker Mann, der müsse seine Schande lange Jahre hindurch tragen, und auch seine armen, unschuldigen Kinder würden darunter leiden. Nun könne er sich bessern, während der vier Jahre seiner Wirthschaft abwarten, und noch lange ein braver Mann seyn. Damit wäre den Kindern und der Herrschaft mehr gedient als mit ihm, einem alten Manne, den das Unglück seines Kindes doch bald zu Boden drücken würde. Der Justizpfleger G** stellte dem Vater vor, er könne den Unschuldigen nicht statt des Schuldigen strafen. — Der Alte antwortete: „Vater und Sohn sind ja eins!" — Euer Sohn, sagte G**, würde das nicht für Euch gethan haben! — „Darum" — erwiederte der Alte — „ist er auch mein Sohn, und ich bin sein Vater!" — Hr. G** erstattete Bericht an die Regierung, und der junge Bauer ward seines treuen Vaters wegen begnadigt.

601. Ach mein Sohn, mein Sohn!

In dem traurigen Augenblicke, als die Stadt Messina in Sicilien im Jahr 1783 einen von den schrecklichen Stößen erlitt, welcher sie beinahe in einen Steinhaufen verwandelte, nahm ein großer Theil der unglücklichen Einwohner seine Zuflucht nach dem Hafen, und unter diesen

befand sich auch der Graf von Spadara. Kaum hatte das Erdbeben sich spüren lassen, so trug er seine — vor Schrecken in Ohnmacht gefallene Gemahlin in seinen Armen fort, erreichte ein kleines Schiff, und sah sich so mit ihr in Sicherheit. Hier schlug sie ihre Augen wieder auf, und ihr erster Gedanke war ihr Kind. „Wo ist mein Sohn? Er ist ja nicht bei uns!“ rief sie jammernd aus. Ihr Gemahl versicherte sie, daß es unmöglich gewesen sey, auch ihn zu retten; er bat sie, sich zu beruhigen, und Gott zu danken, daß wenigstens sie beide gerettet seyen. Aber vergebens waren seine beweglichsten Vorstellungen. Fest entschlossen, selbst ihren Sohn zu retten, koste es auch was es wolle, eilt sie ihrem Hause zu, das noch mitten unter dem Schutte benachbarter Gebäude unversehrt da stand, wegen dessen fester Bauart sie vielleicht gehofft haben mochte, daß sie mit ihrem Kinde noch unbeschädigt wieder herauskommen könnte. Sie rennt hinein, stürzt sich auf die Wiege ihres schlafenden Kindes, und will mit diesem kostbaren Schatze davon fliehen; aber kaum war sie an die Treppe zurückgekommen, so fiel diese ein, und nun läuft die Mutter, das Kind in den Armen haltend, von einem Zimmer in das andere, während hinter ihr Alles zusammenstürzt. Flammenströme vereinigen sich jetzt mit dem Erdbeben, sie nahen der unglücklichen Mutter; sie sucht endlich auf einem Erker ihre letzte Zuflucht, ruft kläglich um Hilfe, und zeigt ihr weinendes Kind vom Erker herab. Allein leider! vergebens. — „Ach!“ —.ruft sie, ihr Kind fest in ihre Arme drückend — „ach mein Sohn! mein Sohn!“ — und die fürchterliche Flamme verschlingt Beide vor den Augen des untröstlichen Gatten und Vaters.

602. Ist's etwas Besonderes, daß ich mein Kind liebe?

Manglou, ein Chinese, verheirathete sich zum dritten Male. Von seiner ersten Gattin hatte er fünf, und von der zweiten drei Kinder. So gut sich auch die Stiefmutter gegen die fünf Kinder erster Ehe betrug, so konnte sie doch

ihre Liebe nicht gewinnen; ja diese Unwürdigen bezeugten sich so feindselig gegen sie, daß sie die drei Kinder zweiter Ehe von ihnen trennen mußte, damit das böse Beispiel der älteren Geschwister nicht auch für diese nachtheilige Folgen haben möchte. Nun geschah es, daß der dritte von den fünf Brüdern eines Verbrechens wegen gefangen gesetzt und zum Tode verurtheilt wurde. Die Stiefmutter, hierüber untröstlich, erleichterte jetzt dem Gefangenen den Aufenthalt im Kerker, so gut sie konnte, und gab sich alle ersinnliche Mühe, ihn vom Tode zu retten. Alle Nachbarn bewunderten das edle Betragen der Frau, und fragten, wie sie sich gegen einen Undankbaren, der sie nur hasse, so verhalten könne? „Ich betrachte ihn," — antwortete sie, — „als meinen eigenen Sohn, und daran werdet ihr doch nichts Besonderes finden, daß ich mein Kind liebe; wo ist die Mutter, die dieses nicht thäte? Sein Vater heirathete mich, daß ich Mutterstelle vertreten sollte, es ist also meine Pflicht, seine Hoffnung zu erfüllen. Hat gleich der Sohn eine Abneigung gegen mich, so spricht mich diese doch nicht von der Pflicht gegen den Vater frei." Diese Großmuth der Stiefmutter und ihre treffliche Antwort kam vor die Ohren des Kaisers. In Rücksicht auf die rechtschaffene Handlungsweise dieser Frau ließ er dem Verurtheilten Gnade widerfahren. Von nun an ehrte und liebte sie nicht nur der Gerettete, sondern auch die vier andern Brüder; ja durch die Sorgfalt der Mutter wurden sie so brav, und machten sich so brauchbar, daß sie in der Folge die ansehnlichsten Aemter erhielten, und dieselben mit vieler Ehre verwalteten.

603. Der Wunsch eines treuen Vaters.

Ein Revierförster, der bei einem mäßigen Gehalte sieben Kinder zu erziehen hatte, nahete sich einst seinem Landesvater Franz Ludwig, Fürst-Bischof von Bamberg und Würzburg, mit der Bitte, ihn von einem schweren Kummer zu befreien, der ihm auf dem Herzen liege. „Gnädigster Herr!" — sprach er, — „ich habe viele

Kinder, ich ernähre sie von dem Ertrage meines Dienstes, und bin damit zufrieden; nur der Wunsch ist mir übrig, meine Kinder im Christenthum, im Lesen und Schreiben und andern nützlichen Kenntnissen unterrichten lassen zu können; ich wohne aber in einer Gegend, wo sich keine Schule in der Nähe findet; und einen eigenen Hauslehrer zu halten, dazu reichen meine Einkünfte nicht hin, auch möchte ich sie nicht anderwärts in die Kost thun, da ich sie nicht gerne aus meiner Aufsicht lasse.“ Der edelgesinnte Fürst, der gerne jedem Bedürfnisse seiner Unterthanen abhalf, und dessen schöne Erziehungsanstalten besonders bewiesen, wie sehr er sich den Kinderunterricht angelegen seyn ließ, hörte ihn ruhig an, und erwiederte: er sollte einmal einen Vorschlag thun, wie ihm zu helfen wäre. „Gnädigster Herr,“ — antwortete der Förster, — „in der Gegend von N.... wohnt ein anderer Förster, nahe bei einem Dorfe, wo eine gute Schule ist, und dieser hat keine Kinder; wenn nun Euer Fürstliche Gnaden erlaubten, und der Förster auch damit zufrieden wäre, so wollte ich meine Stelle mit der seinigen vertauschen; zwar trägt diese 100 Thaler mehr ein als die meinige, aber diese Summe will ich ihm jährlich herauszahlen: denn es ist mir nicht gerade um die Einkünfte zu thun, sondern nur darum, daß meine Kinder den nöthigen Unterricht erhalten, den ich ihnen jetzt nicht geben kann.“ Diese väterliche Sorgfalt für die Bildung seiner Kinder gefiel dem gnädigen Fürsten, er genehmigte den Vorschlag, ließ den andern Förster zu sich kommen, und stellte ihm selbst die Sache vor. Dieser hatte auch ein gutes Herz, und war es werth, einem solchen Fürsten zu dienen. „Von Herzen gern“ — sagte er — „willige ich in diesen Vorschlag, nur soll der Mann mit seinen sieben Kindern die 100 Thaler auch behalten; ich habe keine Kinder, und kann diese Summe leicht entbehren.“ Den Fürsten rührte es sehr, solche brave Diener zu haben, und zum Beweise seines Wohlgefallens schenkte er dem Förster

mit den sieben Kindern 100 Dukaten, und ließ ihm den ganzen Ertrag seines neuen Dienstes, dem andern aber legte er 100 Thaler aus seiner Privatkasse zu.

604. Kann auch eine Mutter ihres Kindleins vergessen?

Frau von C. aus Martinique (Martinik), einer französisch-westindischen Insel, reiste mit ihrem Sohne nach Frankreich. Als sie auf dem Meere sich befanden, fiel sie aus Unvorsichtigkeit mit ihrem Kinde in's Wasser. Sie hatte einen Neger bei sich, der ihr sehr ergeben und ein geschickter Taucher und Schwimmer war. Dieser sprang ihr nach, erhaschte sie, und zog sie aus der See empor. Allein Frau v. C. stieß ihn von sich, und gab ihm durch Zeichen zu erkennen, daß er nach ihrem Kinde eilen solle. Der Neger verstand anfangs nicht, was sie wollte, und bemühte sich, seine Gebieterin auf's Trockene zu bringen. Sie sah aber immer nur nach ihrem Sohne, und winkte ihrem Sklaven, daß er sich nach der Gegend hinwenden sollte, wo jener mit den Wellen kämpfte. Endlich begriff der Neger ihre Wünsche; er ließ die Mutter im Wasser los, und eilte, jedoch schon mit abnehmender Kraft, dem Kinde zu Hilfe. Er war auch noch so glücklich, es gerettet an Bord des Schiffes zu bringen; aber in dem Augenblick sank die zärtliche Mutter unter, und wurde so ein Opfer ihrer mütterlichen Liebe.

605. Die feine väterliche Zucht.

Hofrath v. Schubert in München erzählt aus seiner Jugendgeschichte: „Eines Sonntags Nachmittags stand ich etwa gegen das Ende meines sechsten Jahres auf dem kleinen Berge vor der Kirche; da zog ein Schwarm fröhlich sprechender Knaben an mir vorüber, welche sagten: »Komm, Pfarrheinrich, gehe mit uns, wir holen Narzissen.« Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, ich lief, von einem der größern an der Hand geführt, mit den Buben fort. Wir zogen von einem Garten in den andern;

endlich durch eine Oeffnung im Zaun kriechend, gelangte der schreiende Zug in den Garten eines Seilers, worin hie und da unter den Aepfelbäumen die schöne gelbe Narzisse in Menge wuchs. Wir pflückten uns ab nach Herzenslust, und da einige der Buben für mich abpflückten, andere mir von ihrem Strauße schenkten, kam ich fröhlich wie ein Sieger über Zehntausend gegen Abend mit einem Büschel Blumen, den ich kaum tragen konnte, wieder im Pfarrhause an. Die Mutter sah mich ernst an: „Wo hast du die Blumen her, Heinrich?“ — „Wir haben sie uns in Seilers Garten geholt.“ Sie schwieg und schien sich gar nicht über die Blumen zu freuen. Etwas betroffen gieng ich in das Zimmer; da saß der Vater und las. Er sah vom Buch hinweg mich und meine Narzissen ernsthaft an. Mir war auf einmal mein ganzer Strauß verleidet: er roch mich an wie Sünde, gerne hätte ich ihn weggeworfen, ich wagte das aber nicht vor solchen Blicken des Vaters. Ich legte die Blumen auf meinen kleinen Tisch, ganz in die Ecke hinein. Der Vater sah mir zu: „Komm her zu mir, Heinrich.“ — Ich kam. — „Wo hast du die Narzissen her?“ — Ich schwieg hocherröthend. Endlich stotterte ich die Antwort her: „Aus unserm Garten.“ — „In unserm Garten wachsen keine solche Narzissen,“ sagte der Vater sehr ernst, „wo hast du sie her?“ „Der Herr Nachbar Bahrd hat sie mir gegeben.“ Der Vater erfaßte mich bei der Hand, womit ich verlegen mit einem Messer oder einem Löffel spielte, die auf dem Tische lagen, zog mich näher an sich hin, sah mir sehr ernst in's Gesicht und sagte: „Nachbar Bahrd hat keine Narzissen, sage die Wahrheit, Heinrich, wo hast du sie her?“ — Ich gestand nun ein mit verhaltenen Thränen. — „Als dir neulich der Nachbar Karl deinen Ball weggetragen hatte, war dir das recht?“ — „Nein.“ — „Als er, da du ihn darum fragtest, es leugnete, daß er ihn habe, und dir einreden wollte, du habest ihn in den Teich fallen lassen, und du dann doch den andern Tag den Ball bei ihm sahest, gefiel dir das?“

— „Nein.“ — „Nun,“ sagte der Vater weiter, „es gefiel dir so übel, daß du ganz roth im Gesichte zu mir kamst, und mir sagtest: ich soll des Nachbars Karl mit dem Stock schlagen, denn er sey ein sehr gottloser Junge, und habe gelogen. Ich aber sagte zu dir: Heinrich, nimm dich in Acht, und bitte Gott, daß du nicht selber in eine solche Sünde fällst. — Du hast mir ja erst vorgestern erzählt, der Herr Cantor habe gesagt, du habest die zehn Gebote recht schön gelernt, bete mir doch einmal das siebente.“ — Ich betete mein: „Du sollst nicht stehlen“ sammt der lutherischen Auslegung ohne Anstoß her. Der Vater wiederholte mir noch einmal das Gebot sammt der Auslegung, welche er mir mit andern für diesen Augenblick noch leichter anzueignenden Worten umschrieb, dann sprach er weiter: „Der Ball, den dir des Nachbars Karl nahm, der gehörte dein und nicht dem Karl; als er ihn dir heimlich wegnahm, sag, was hat er da gethan?“ — Ich antwortete ziemlich kleinlaut: „Er hat gestohlen!“ — „Die Narzissen in des Seilers Garten gehörten dem Seiler, und nicht dein; als du sie heimlich, ohne des Seilers Wissen und Willen, nahmst, was hast du gethan?“ — Ich erschrack über des Vaters Art, vom Fernen auf's Nahe zu schließen, und mit Mühe stotterte ich die Antwort: „Ich habe gestohlen!“ — „Als neulich des Nachbars Karl sagte, er hätte deinen Ball nicht, du habest ihn in den Teich fallen lassen, und er hatte ihn doch, das war gelogen. Du warst sehr böse darüber und du hattest Recht; denn das Lügen ist eine große Sünde und Schande. Unser Herr Jesus nennt auch den Teufel einen Vater der Lüge. Der kleine Karl hat gegen dich, seinen kleinen ungezogenen Kameraden, eine Lüge gesagt, das war sehr böse; aber ich weiß nicht, ob er nicht, wenn ihn sein Vater darum gefragt hätte, würde gesagt haben: ja, Vater, ich habe den Ball genommen. Als du vorhin, da ich dich wegen der Narzissen fragte, zu mir sagtest: Du hättest sie aus unsrem Garten, dann, der Nachbar Bahrd habe sie dir gegeben, was hast du da ge-

sagt?« — Ich wollte nicht gerne mit dem rechten Wort heraus. Ich hätte so gerne in meinem kindischen Sinne ein wohllautenderes gefunden, aber der Vater drang, und die Antwort mußte heraus: Eine Lüge. Der Vater sprach weiter: »Du hast vor mir, deinem Vater, der dich so lieb hat, gelogen, aber weißt du nicht, wo wir auch sind und was wir auch thun, da ist Gott um uns und sieht uns und die Augen Seiner heiligen Engel sind auf mich und dich gerichtet. Du hast also nicht nur vor mir, deinem Vater, sondern auch vor Gott und Seinen heiligen Engeln gelogen und gestohlen, darum, ehe du heute Abend dich zu Bette legst, und morgen früh, und gebe Gott, noch manchen Tag, bete zum HErrn Jesus: »Ach, lieber HErr Jesu, ich habe sehr an dir gesündigt. Ich habe gestohlen und meinen Vater belogen. Vergib du mir meine Sünde, und schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist, damit ich nicht mehr solche Sünde thue.« Ich weinte nun sehr. Der Vater sagte: »Siehe, du weinst nun bitter. Du thust recht daran. Die Sünde ist bitter; das zeigt uns Gott durch die Strafe, welche er auf die Sünde gelegt hat. Junge Kinder, wenn sie gesündigt haben, straft Gott durch den Arm ihrer Väter, damit sie daran gedenken, wie bitter die Sünde sey. Dort bei der Wanduhr steht mein Stock, geh' und bring mir ihn.« — Ich brachte ihn und empfieng von der Hand meines Vaters die wohlverdiente Züchtigung. Ob diese sonst so schwere und starke Hand mich wenig züchtigte oder viel, weiß ich nicht mehr; das weiß ich aber, daß mir die Strafe von des Vaters Hand nicht so wehe that als das Gefühl, daß ich Gott und meinen Vater betrogen und belogen habe. Dieses Katechismus-Examen wirkte tief und lange in meiner jungen Seele nach. Das Lügen war mir schändlich erschienen. Gott gab auf viele Jahre meinem jungen Herzen eine Aufrichtigkeit, welche oftmals, wenn ich gefehlt hatte, die liebe schwere Hand des züchtigenden Vaters entkräftigte, so daß er den Stab »Wehe« aus der

Hand legte, und zu mir sagte: „Weil du so aufrichtig bist, und deinen Fehler treulich bekennst und bereust, so will ich dir für dießmal noch die Strafe erlassen.“

606. Weißt du, daß du ein kleines unnützes Mädchen bist?

Frau Masson, die Gattin eines Kaufmanns in einer ansehnlichen Handelsstadt, war eine Mutter, die frühe schon den Samen der wahren Gottesfurcht in die Herzen ihrer Kinder legte. Eines Morgens kam ihre Tochter nicht, wie gewöhnlich, zur gemeinschaftlichen Hausandacht und zum Genusse des Frühstücks. Sie gieng also in die Kinderstube, um zu sehen, wo sie bliebe. Als sie vor der Thüre stand, hörte sie eben ihre Tochter Marie sagen: „denkt einmal, ich soll ihr nicht befehlen — wohl gar bitten? Weiß Sie wohl, daß Sie unsere Magd ist, und wer ich bin?“ — „Wer du bist?“ unterbrach sie die Mutter, „ein kleines unnützes Mädchen, das blos deßwegen bedient wird, weil es sich selbst nicht helfen kann.“ Marie fuhr erschrocken zusammen, und die Mutter sprach weiter: „Weil du das Mädchen, das zehn Jahre älter, als du, ist, so unschicklich behandelt hast, so sollst du dich nun selbst bedienen. Unterdessen werde ich mit deiner Schwester Karoline, die bescheidener ist, frühstücken, und dann spazieren gehen.“ Nach ihrer Rückkehr vom Spaziergange ließ sich die Mutter mit Marie in ein liebreiches Gespräch ein. Die Mutter sagte unter anderm: „Ein Mensch ist dem andern unterworfen, daß sie sich gewöhnen sollen, einander zu lieben, und mit einander Geduld zu haben. Einer bedarf des andern. — Du hast noch keine Untergebenen. Ich lasse dich bedienen, weil du noch ein ungeschicktes und unbeholfenes Kind bist. Du mußt wissen, daß ich Achtung vor jedem rechtschaffenen Dienstboten habe, aber vor keinem Kinde. Sie sind schon in ihrer Art, was Ihr in der euerigen erst werden sollt. — Wie lieb hat dich unser Dienstmädchen, wie oft hat sie dich gewartet und gepflegt! —

Ja weine, meine Tochter, du hast eine Person beleidigt, der du Dank schuldig bist. Gehe hin zu ihr, und bekenne ihr, daß du Unrecht thatest! — „Gern, meine Mutter," rief die Tochter unter Thränen, „verzeihen Sie mir nur auch." Marie gieng zum beleidigten Dienstmädchen, und bat sie um Verzeihung, und war von nun an gegen Dienstboten immer bescheiden und freundlich.

607. Die heimliche Mutterfreude.

Ehe noch das Toleranzedikt Josephs II. den Protestanten in Oesterreich freie Religionsübung gestattete, wurden an denjenigen unter ihnen, welche ihre Anhänglichkeit an den evangelischen Glauben kund gaben, nicht selten die empörendsten Grausamkeiten verübt. Gewaltsam wurden Frauen von ihren Männern, Mütter von ihren Kindern getrennt, und nach dem fernen Siebenbürgen versetzt. Dieses widerfuhr unter andrem auch einer Frau, die vor etlichen Jahren in ihrem 91. Jahre zu Wallern in Oberösterreich starb, wohin sie nach Erscheinung jenes Edikts aus Siebenbürgen zurückgekehrt war. Man hatte auch sie vor Gericht gezogen, und obwohl sie ihrer Entbindung nahe war, in's Gefängniß geworfen, dort Monate lang schmachten lassen, und sie endlich, als ihr neugebornes Kind sechs Wochen alt war, auf ein Schiff gesetzt, das die Donau hinabfuhr. Ihr einziger Trost war der, daß sie wenigstens das jüngste ihrer Kinder mitnehmen dürfe; allein auch dieses wurde ihr noch genommen, man riß ihr das Kind aus den Armen, und allein mußte sie in ein fremdes Land fahren. Bald darauf starb ihr Mann; um nicht ganz hilflos zu seyn, entschloß sie sich in Ungarn zu einer zweiten Ehe, aber obwohl sie wieder einige Kinder bekam, so konnte sie doch die Sehnsucht nach den vier Kindern erster Ehe nicht überwinden. Diese Sehnsucht ward endlich so stark, daß sie mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr sich nach Oesterreich hineinschlich, und auf einem bekannten Bauernhofe in der Nähe ihrer Heimath eine Zufluchtsstätte suchte. Ihre

Anverwandten wagten es, sie zu beherbergen, und versprachen ihr dazu zu verhelfen, daß sie die Kinder sehen dürfte, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß es so eingerichtet werde, daß die Kinder sie nicht sähen, weil man keine Verschwiegenheit von ihnen erwarten konnte, und doch daran das Leben der guten Mutter hieng. Es wurde demnach ein Tisch in einer Hinterstube gedeckt, Honigbrod, Obst und Anderes, das die Kinder erfreuen konnte, herbeigeschafft, die Kinder eingeladen und um den Tisch gesetzt. Während sie sich nun an den Eßwaaren ergötzten, lag die Mutter in einer Himmelbettlade, die in demselben Zimmer stand, und sah durch eine Ritze des Umhangs der Freude ihrer Kinder zu. Damit begnügte sich die Mutter und kehrte getröstet nach Ungarn zurück. —

II.

Kindliche Ehrerbietung und Liebe.

Wer seinen Vater ehret, der wird desto länger leben, und wer um des HErrn willen gehorsam ist, an dem hat die Mutter einen Trost. Sir. 3, 7.

---

608. Diese sind nicht Eure Söhne, aber ich.

Ferdinand II., der in der Mitte des zwölften Jahrhunderts das Königreich Leon (jetzt eine spanische Provinz) beherrschte, liebte seinen Sohn so zärtlich, daß er vom Throne stieg, und denselben, ungeachtet seiner Weigerung, an seine Stelle setzte. Alphons, sein Sohn, verdiente diese unbegränzte Liebe: denn er lebte, so zu sagen, bloß für seinen Vater. Wenn er sich genöthigt sah, gegen die Feinde der Christen, die Mauren*), zu Felde zu ziehen, so

*) Ein der muhamedanischen Religion zugethanes Volk, das aus dem nördlichen Afrika mit Heeresmacht in Spanien eingedrungen war und sich des größeren Theils dieses Landes bemächtigt hatte.

gieng er nie aus dem Palaste, ohne den Segen seines Vaters zu haben; und kehrte er dann zurück, so führte ihn sein Herz vor allen Dingen zu Ferdinands Füßen hin. Sein Tagwerk war zwischen der Sorge für den Staat und seinen Vater getheilt. War er nicht um ihn, so brauchte er die Vorsicht, Leute bei ihm zu lassen, deren Eifer und Treue er kannte. Oft stand er des Nachts auf, um selbst zu sehen, ob sein Vater schlafe, oder ob er etwa durch eine ihm zugestoßene Unpäßlichkeit in seiner Ruhe gestört worden seyn möchte. In Ferdinands Gegenwart setzte er sich nicht eher nieder, als bis er die Erlaubniß dazu erhalten hatte. Alphons erfocht einst einen glänzenden Sieg über die Mauren. Ferdinand fühlte ein brennendes Verlangen, seinem Sohne entgegen zu gehen, und über den jungen Helden seine väterlichen Segnungen mit Thränen der Freude zu ergießen. Der gute Greis verlangte durchaus, daß man ihn in seiner Sänfte, ungeachtet seiner Schwächlichkeit und gegen die Vorstellungen derer, die ihm ergeben waren, seinem Sohne entgegen tragen sollte. — Zu den Bedienten, welche durch Berufung auf den Befehl des Königs, für seine Erhaltung zu wachen, ihn zurückzuhalten versuchten, sagte er: „O meine Freunde, daß ich meinen Sohn, daß ich ihn als Sieger umarmen kann, wird mir sicher alle meine Jünglingskraft wieder geben. Versagt mir das nicht, und ich werde glauben, daß ihr mir den wichtigsten Dienst geleistet habt!“ — Ferdinand gieng also dem jungen König entgegen, und kaum hatte ihn Alphons erblickt, als er vom Pferd stieg, und in seines Vaters Arme eilte, von dem man ihn nicht trennen konnte. „O, wenn mein Sieg mir eine süße Trunkenheit einflößt, so ist es, weil er mir durch die Liebkosungen meines Vaters belohnt wird,“ — rief er aus, und folgte der Sänfte Ferdinands zu Fuße nach. Vergebens suchte der Vater ihn zu vermögen, daß er sich wieder auf sein Pferd setzen sollte, weil es doch nicht schicklich sey, daß er, während sein ganzes Gefolge zu Pferd sitze, allein zu

Fuß gehe. — „Dieß sind nicht Eure Söhne," — antwortete Alphons, und ließ sich nicht abweisen. — Als sie vor dem Palaste angekommen waren, nahm er selbst seinen Vater in die Arme, und trug ihn in sein Zimmer. „Mein Vater!" — sagte er zu ihm — „Ihr wisset wohl, wie weit Eure Liebe zur mir geht; aber wie weit die meinige zu Euch reicht, das wisset Ihr nicht; sie schränkt sich noch lange nicht darauf ein, daß ich Euch zu Fuße begleite; ich beneide sogar Eure Bedienten, welche die Sänfte trugen, um des Dienstes willen, den sie Euch dadurch erwiesen. Mehr als einmal gerieth ich in Versuchung, sie stille stehen zu heißen, und Euch auf meinen Schultern fortzutragen." — Ferdinand konnte nur durch Thränen antworten.

609. Wie bringen wir die alte Mutter fort?

Keine Zeit lag so schwer über unserem Vaterlande als die des dreißigjährigen Krieges. Besonders unglücklich für die Markgrafschaft Baden war das Jahr 1634. Markgraf Friederich V., der damals die Regierung führte, hielt treu an dem Bündnisse mit Schweden und Frankreich, obgleich mehrere protestantische Fürsten, eingeschüchtert durch den Wechsel des Waffenglücks, sich bereits davon losgesagt hatten. Die Schlacht bei Nördlingen am 27. August besagten Jahres vernichtete die letzten Hoffnungen der Verbündeten. Unaufhaltsam drang jetzt die kaiserliche Macht an den Rhein vor, und, wie im ganzen Laufe dieses schrecklichen Krieges, so sah man auch jetzt alle Leidenschaften entfesselt, und die wehrlosen Bewohner der Städte und Dörfer jedem Frevel preisgegeben. Der Herzog von Württemberg und der Markgraf Friederich flohen nach Straßburg, und wer von den Bewohnern ihrer Länder noch einige Habe zu retten hatte, suchte irgendwo in der Fremde eine Zuflucht. Tausende und wieder Tausende, denen nach so langen, schweren Trübsalen wenig außer dem Leben geblieben war, verbargen sich, um wenigstens dieses zu retten, in den unDen letzten Schluchten und verborgenen Höhlen der Ge-

birge. Schon näherte sich Ferdinands Heeresmacht, von Württemberg her, der Grenzstadt Pforzheim. Betäubt vor Schrecken, verließen die Einwohner ihren Heerd, den größten Theil ihres Eigenthums, und zerstreuten sich da und dort hin. Damals lebte in Pforzheim Caspar Maler, badischer Amtskeller- und Landschafts-Einnehmer, mit seinen Geschwistern und einer hochbetagten Mutter. Auch Maler beschloß, den Seinigen eine Freistätte im überrheinischen Lande zu verschaffen; aber ein großes Hinderniß stand der Flucht entgegen. Wie die alte, schwache Mutter fortbringen, welche nur mit höchster Mühe den Weg zur Kirche zurücklegen konnte? Ein bespanntes Fuhrwerk war um keinen Preis zu haben, denn wer eines besaß, der dankte Gott, sich und das beste seiner Habseligkeiten damit retten zu können. Wohl war es der guten Mutter einzig um die Sicherheit ihrer Kinder zu thun, und sie meinte, ihre grauen Haare würden sie schützen, und im schlimmsten Falle könnten ihrer Tage doch nur noch wenige seyn. Der wackere Sohn und seine Geschwister hegten jedoch eine ganz andere Gesinnung, und nicht an sich dachten sie, sondern an das Leid, welches ihre gute Mutter treffen könnte. Bei diesem schönen Streite der Mutter- und Kindesliebe fiel Malers Blick auf ein Wägelchen im Hofe. „Hier ist's ja, was wir brauchen," rief er freudig, und die Kinder eilten, der Mutter einen bequemen Sitz zu bereiten, und schickten sich freudig zur Abreise an. Abwechselnd zogen einige das leichte Fuhrwerk, während die andern das Gepäck trugen. Die Liebe gab ihnen Kraft und Vertrauen, und sie erreichten glücklich das linke Rheinufer, und als sie in die Stadt Landau einzogen, da staunte Jung und Alt, und man sah mit Rührung auf die frommen Kinder, welche ihre alte Mutter, als ihre kostbarste Habe, gerettet hatten.

ſein
y, daß
alleir-re

610. Mein höchster Ruhm, Euch gehorsam zu seyn.

Ferdinand, König von Arragonien, der Großmüthige genannt, war der Vater Alphons V. und regierte in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Auf dem Sterbebette bat Ferdinand diesen seinen ältesten Sohn, seinem jüngern Bruder, Johann, doch das Königreich Castilien zu überlassen. — „Mein lieber Vater," — antwortete Alphons, — „der Ruhm, Euch gehorsam gewesen zu seyn, wird von mir immer höher geachtet werden als mein Erstgeburtsrecht. Wenn Ihr glaubet, daß mein Bruder Eure Stelle besser ersetzen wird als ich, so bin ich es gern zufrieden, daß Ihr ihm alle Eure Königreiche hinterlasset. Ich werde Eure Anordnungen so heilig befolgen, als wenn sie von Gott selbst kämen." — Diese Worte rührten Ferdinand so sehr, daß er noch im Sterben Thränen der Rührung über diesen guten Sohn weinte.

611. Ein Sohn stirbt für den Vater.

Leonardo di Casanova, Herr von Tyrsani, (unweit Corte auf der Insel Corsika) und Generallieutenant, wurde von den Genuesern, die in einem Hinterhalt lagen, gefangen genommen. Zum Glück fiel er in die Hände seiner Neffen, die bloß die Feinde seiner Partei waren, und ihm das Leben fristeten. Er wurde jedoch auf Befehl des Senats von Genua in das Gefängniß zu Bastia, der Hauptstadt von Corsika, gebracht. Sein jüngster Sohn Antonio, fest entschlossen, den geliebten Vater aus seiner Gefangenschaft zu befreien, wenn es selbst sein eigenes Leben kosten würde, führte seinen edlen Entschluß auf folgende Weise aus. Da einzig die Magd des Leonardo, welche ihm das Essen brachte, den Zutritt in den Kerker hatte, und jeder andern Person, besonders seinen Verwandten, derselbe streng verweigert war, so legte er sich die Kleider der Magd an, hieng, wie sie, ein leinenes und über's Gesicht, und gieng mit einem Korbe auf dem Den k[illegible] worin das Essen war, durch alle Thüren des Ge-

fängnisses, ohne daß die Wache seine Verkleidung gewahr wurde. Er umarmte seinen Vater, löste seine Fesseln, rasirte ihn in möglichster Geschwindigkeit, welche Arbeit er zu diesem Zweck zuvor erlernt hatte, tauschte seines Vaters Kleidung gegen die seinige, half ihm so glücklich zur Freiheit, und blieb an seiner Stelle im Gefängniß. Die Genueser fällten ein Urtheil, das zur Ehre der Menschheit bis jetzt in der Welt noch unerhört gewesen war. Sie verdammten einen Sohn zum Tode, der nichts verschuldet hatte, als daß er sein Leben wagte, um das Leben seines guten Vaters zu retten. Er erduldete diese grausame Strafe mit eben dem Heldenmuth, womit er sich in die Gefahr begeben hatte, und nahm die Achtung aller Redlichen mit sich.

612. Ein Student unterhält seine Eltern.

Der berühmte deutsche Dichter Jakob Immanuel Pyra, der im Jahr 1744 als Conrektor am köllnischen Gymnasium zu Berlin sehr frühzeitig starb, war der Sohn eines preußischen Advokaten, welcher unter der vorigen Regierung nebst vielen Andern das traurige Schicksal erfuhr, kassirt zu werden. Da er kein eigenes Vermögen besaß, kam er so weit herunter, daß er sich mit seiner Frau und zwei Söhnen sehr kümmerlich als Schreiber ernähren mußte. So wenig Pyra bei dieser äußersten Dürftigkeit seiner Eltern irgend eine Unterstützung von ihnen erwarten konnte, so wagte er es doch im Jahr 1735, auf die Universität nach Halle zu gehen, und eben hier war es, wo er das stärkste Beispiel der kindlichen Liebe gab. Denn unerachtet er hier so kümmerlich leben mußte, daß ihm oft die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens entgiengen, und er außer der Armuth immer mit Krankheiten zu kämpfen hatte, so trieb ihn doch die zärtliche Liebe des Herzens zu seinen armen Eltern, daß er ihnen ein kleines Stipendium, das er erhalten hatte, sogleich freiwillig überschickte. Als ihn der berühmte Dichter zu Laublingen, der würdige Pastor Lange, welcher zu gleicher Zeit mit ihm, daß dirte und ihn seiner vertrautesten Freundschaf

alleinige

eben acht Tage lang nicht gesehen hatte, traf er ihn endlich von ungefähr an einem öffentlichen Orte an, und erschrack über ihn, so elend sah er aus. Pyra that außerordentlich schüchtern, endlich aber gestand er, nach langem, liebreichem Zureden seines Freundes, daß er seiner armen Mutter sein Stipendium geschickt, und nun seit drei Tagen nichts genossen habe; er habe in diesen Umständen unmöglich Jemand besuchen können, um Niemand seinen Mangel zu verrathen. Lange ward dadurch innigst gerührt, und wurde von der Stunde an, nicht bloß in Ansehung seiner wissenschaftlichen Ausbildung, sondern in aller Betrachtung sein Pflegvater.

613. Ehrenwerthe Ablehnung eines Ehrentitels.

Ein vornehmer Schwede wurde zum Tode verurtheilt, weil er sich ein Verbrechen bei Verwaltung eines hohen Amtes hatte zu Schulden kommen lassen, welches er eine Reihe von Jahren hindurch mit solcher Redlichkeit versehen hatte, daß kein Verdacht oder irgend eine Beschuldidung auf ihm lastete. Kaum hatte sein Sohn, ein Jüngling von achtzehn Jahren, erfahren, welches Elend seinem Vater bevorstehe, so eilte er zu dem Richter, welcher das Todesurtheil ausgesprochen hatte, stürzte zu seinen Füßen, und flehte: „daß man ihn statt seines Vaters sterben lassen möge, den er in hohem Grade liebe und hochschätze, und dessen Verlust er unmöglich überleben könne.“ Der Richter erstaunte über das außerordentliche Anerbieten des Sohnes, und konnte sich nur mit Mühe überreden, daß es sein Ernst sey. Endlich vollkommen überzeugt, daß der Sohn in der That nichts sehnlicher wünsche, als das Leben des Vaters mit Aufopferung des seinigen zu retten, berichtete er den ganzen Verlauf der Sache an den König, und der Erfolg war, daß dieser sogleich einen Eilboten mit dem Befehl abfertigte: den Vater auf freien Fuß zu stellen, und dem unvergleichlichen Sohn einen Ehrentitel verlieh. Den letztern Beweis der königlichen Gnade suchte jedoch

der Sohn mit der größten Demuth abzulehnen, und der Grund seiner Weigerung war nicht weniger edel als sein Verhalten, das ihm diese Auszeichnung verschaffte, groß und uneigennützig war. „Was kann mir," — rief er aus, — „auch der größte Titel helfen, da meine Familie bereits so tief gesunken ist? Ach! würde er nicht viel mehr dazu dienen, in dem Herzen meiner Landsleute fortwährend das schreckliche Andenken an die Schande meines unglücklichen Vaters zu erhalten!" Der König von Schweden konnte sich in der That der Thränen nicht enthalten, als man ihm die Nachricht von dieser großherzigen Aeußerung gab; er ließ den edelmüthigen Jüngling an den Hof kommen, und ernannte ihn sogleich zu seinem Privatsekretär.

614. Den Seinigen gibt Er's schlafend.

Der preußische Husarengeneral Ziethen war in seiner Jugend Page am Hofe Friedrichs I. Er hatte keinen Vater mehr, und seine Mutter nährte sich kümmerlich in ihrem Wittwenstande. Ziethen war daher als ein guter Sohn darauf bedacht, ihr einige Unterstützung zu verschaffen. Allein er wußte kein anderes Mittel, etwas zu verdienen, aufzufinden, als daß er für andere Pagen Nachtwachen übernahm. Einst konnte der König des Nachts nicht schlafen und wollte sich etwas vorlesen lassen. Er klingelte daher, allein es kam Niemand. Er klingelte wiederholt und rief dann auch, aber kein Page ließ sich hören. Da stand er auf und ging in das Nebenzimmer, wo er den jungen Ziethen an einem Tisch sitzend und schlafend traf. Vor ihm lag ein Brief an seine Mutter, den er zu schreiben angefangen hatte, und worüber er eingeschlafen war. Der König schlich herbei und las den Brief, welcher so lautete:

„Meine beste, geliebteste Mutter!

Jetzt ist schon die dritte Nacht, da ich für Geld die Wache bei dem König habe. Beinahe kann ich es nicht mehr aushalten. Indeß freue ich mich, daß ich nun wieder 10 Thaler für Sie verdient habe, welche ich Ihnen hiebei schicke."

Der König, gerührt über die gute Gesinnung des Jünglings, läßt ihn schlafen, geht in sein Zimmer, holt zwei Rollen mit Dukaten, steckt ihm in jede Tasche eine, und legt sich wieder zu Bette. Als Ziethen wieder erwachte und das Geld in seinen Taschen fand, muthmaßte er sogleich, daß der König ihm dasselbe hineingesteckt habe. Er freute sich zwar darüber, weil er nun seine Mutter besser unterstützen konnte, doch erschrack er auch zugleich, daß der König ihn schlafend gefunden habe. Sobald er daher des Morgens zum König kam, bat er kniefällig um Verzeihung, und dankte für das gnädige Geschenk. Der gute König lobte seine kindliche Liebe, ernannte ihn sogleich zum Offizier und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, damit er sich anschaffen könnte, was er zu seiner neuen Stelle brauchte.

615. Wo sind denn Ihre würdigen Eltern?

Der Rittmeister Kurzhagen im Ziethenschen Leibhusarenregiment war eines märkischen Landmannes Sohn, der an der mecklenburgischen Gränze wohnte, und hatte sein Emporkommen weder seinem Geld noch seinen vornehmen Gönnern, sondern einzig seinen schönen Verdiensten zu verdanken. Als ihn nun eines Tages König Friedrich fragte: „Von was für einem Hause stammt Er ab?“ — antwortete Kurzhagen: „Von gar keinem, Eure Majestät; meine Eltern sind gemeine Landleute, aber ich möchte sie um keine andern Eltern in der Welt vertauschen.“ — „Das heißt edel gedacht,“ sprach der Monarch, und eine Freudenthräne floß über seine Wangen herab. Bei seiner Rückkunft aus dem siebenjährigen Krieg ritt Kurzhagen mit seiner Schwadron in Parchim ein, wo er ehemals als gemeiner Husar gestanden. Seine alten Eltern erwarteten ihn auf dem Marktplatz. Sie sehen, vom Pferd steigen, seinem Lieutenant die Schwadron übergeben und die Eltern öffentlich umarmen, war eins. Er behielt sie nachher lebenslang bei sich, und ließ sie stets an seiner Tafel sitzen, auch wenn der vornehmste Besuch da war. Hieran stießen

sich einige adeliche Junker und murrten so laut darüber, daß es vor die Ohren des Generals Ziethen kam. Dieser begab sich darauf zu Kurzhagen, sagte ihm, er wolle sich bei ihm zu Gaste laden, und werde sich freuen, wenn er auch die anderen Offiziere der Garnison bei ihm treffe. Das Mahl wurde bereitet, Ziethen traf bei Zeiten ein, und als vor der Tafel die geladenen Offiziere im Kreise herum standen, sagte er zu Kurzhagen: „Wo sind denn Ihre würdigen Eltern? Ich weiß, daß sie gewöhnlich mit Ihnen speisen; Sie werden mich hoffentlich nicht unter diejenigen rechnen, um derenwillen Sie eine Ausnahme machen müßten.“ Darauf gieng er selbst in's Nebenzimmer, holte die alten Leute herbei, und führte sie an einen Ehrenplatz. Während der Mahlzeit drückte er dem alten Vater mehrmals traulich die Hand und stand endlich, das Glas in der Hand, auf, mit den Worten: „Meine Herren! auf das Wohl dieser würdigen Alten, der braven Eltern eines braven und verdienstvollen Sohnes!“ So ehrte Ziethen, selbst ein liebender Sohn, die kindliche Liebe seines wackeren Rittmeisters!

616. Ich verbeiße den Schmerz um der Mutter willen.

Der siebenjährige Knabe des Schneiders Thiesing zu Diepholz in Westphalen wurde im Herbst 1787 von einem Holzschlitten überfahren. Sein eines Bein war gebrochen, und das Fleisch daran zerquetscht. Unvorsichtigerweise brachte man die Nachricht hiervon seiner Mutter, die eben in den Wochen lag. Sogleich sprang sie aus dem Bett, fiel aber ebenso schnell in Ohnmacht. In dem Augenblicke trug man den Knaben herein, der sogleich sah, was sich mit seiner Mutter zugetragen hatte. Es mußte nun sein Bein eingerichtet, und das Fleisch an demselben wieder in die gehörige Lage gebracht werden. Aber während dieser ganzen, sehr schmerzhaften Operation gab er nicht einen Laut des Schmerzes von sich. Ganz ruhig legte er seine Hände über seinem Kopfe zusammen. Er-

staunt über diese Standhaftigkeit fragte man ihn, ob er denn keine Schmerzen hätte? — Leise antwortete er: „Schmerzen genug, aber ich verbeiße sie, damit sich die Mutter nicht kränke.“ — Am dritten Tage konnte er die Gewalt des Schmerzes nicht mehr überwältigen, aber nur durch leises Gewimmer gab er dieß zu verstehen. Lange mußte er leiden, endlich siegte unter Gottes Hilfe die jugendliche Kraft seiner Natur. Er wurde wieder hergestellt.

617. Der harte Gläubiger durch Kindesliebe erweicht.

Ein Handelsmann in Frankreich, ein Mann von geprüfter Rechtschaffenheit, hatte durch Bankerotte seiner Handelsfreunde und andere Unglücksfälle starken Verlust erlitten, und war dadurch in dürftige Umstände gerathen. Er gieng nun nach Paris, in Hoffnung, dort einige Unterstützung zu finden. Er versicherte diejenigen, denen er noch schuldig war, daß ihre Befriedigung ihm ein ernstliches Anliegen sey, und daß er nur dann vergnügt sterben werde, wenn er diese bewerkstelligen könne. — Von Mitleid über das unverschuldete Unglück dieses rechtschaffenen Mannes gerührt, versprachen sie ihm zu helfen. Nur ein Einziger, dem er tausend Thaler schuldig war, blieb unerbittlich, und ließ ihn ohne Barmherzigkeit in's Gefängniß werfen, fest entschlossen, ihn lieber darin darben zu lassen, als von seiner Forderung abzustehen. Kaum hatte der 22jährige Sohn dieses verhafteten Handelsmannes von dem betrübten Zustande seines Vaters Nachricht erhalten, so eilte er nach Paris, fiel dem harten Gläubiger zu Füßen, bat mit heißen Thränen bei Allem, was nur immer rühren kann, um die Loslassung seines Vaters, und betheuerte, daß, wenn er ihnen die Liebe erzeigen, und den Hilfsmitteln, die sie sich mit gutem Grunde versprechen könnten, keine Hindernisse in den Weg legen wollte, er zuerst bezahlt werden sollte; beschwur ihn, daß, wenn ihnen auch Alles fehlschlagen sollte, er doch Mitleiden mit seiner Jugend haben, und die Noth einer alten Mutter, die mit ihren

unversorgten acht Kindern an den Rand des tiefsten Verderbens gebracht würde, sich zu Herzen gehen lassen solle. Alle Umstehenden, und besonders die Tochter des Kaufmanns, zerflossen in Thränen bei dieser rührenden Scene, und vereinigten ihre Bitten mit denen des flehenden Jünglings. Allein der Gläubiger ward nicht bewegt. „Je nun,“ — sprach der unglückliche Sohn, und drückte noch fester die Kniee des unbeugsamen Mannes, die er mit seinen Thränen benetzte — „so bitte ich Sie denn um die einzige Gnade, mich an der Stelle meines Vaters in's Gefängniß zu werfen; gern will ich Hunger und Elend ertragen, gern die ganze Last Ihres Unwillens fühlen, nur retten Sie meine Eltern, meine armen, unschuldigen Geschwister, — seyen Sie nicht der Mörder einer ganzen, schuldlosen Familie!“ — Gerührt durch diese Stärke der kindlichen Liebe und diese Großmuth, riß sich jetzt der Kaufmann von dem jungen Manne los, umarmte ihn, und sagte mit Thränen in den Augen zu ihm: „Ja, mein Sohn, Ihr Vater soll seine Freiheit erhalten. So viele Liebe und Treue für ihn machen, daß ich mich schäme. Ich habe lange widerstanden. Lassen Sie mich die Erinnerung dessen auf immer austilgen! Ich habe eine einzige Tochter, die Ihrer werth ist. Sie würde eben das für mich thun, was Sie für Ihren Vater gethan haben. Ich gebe sie Ihnen mit meinem ganzen Vermögen. Lassen Sie uns zu Ihrem Vater eilen, ihm seine Freiheit geben, und ihn um seine Einwilligung bitten!“

618. Nehmet mich zum Sklaven statt meines alten Vaters!

Ein Agraffi-Neger auf der Küste Guinea in Afrika war durch Unglücksfälle in Schulden gerathen, die er nicht bezahlen konnte. Er gieng zu seinem Gläubiger, und zeigte ihm an, daß er zur Bezahlung nichts weiter habe als seinen Körper, den er, wenn er wolle, verkaufen könne. Der durch diese Erklärung aufgebrachte rohe Gläu-

biger gieng sogleich mit ihm auf das benachbarte dänische Fort Königstein, und verkaufte ihn daselbst an einen Sklavenhändler, welcher ihn alsbald in der Halskette abführen ließ. Schon war der Sklavenhändler im Begriffe, mit seinem Schiffe, das mit mehreren Hunderten unglücklicher Schwarzer vollgepfropft war, nach Westindien abzusegeln, als der Sohn des Negers am Bord erschien. Nach den ersten Augenblicken der zärtlichsten Herzensergießungen zwischen Vater und Sohn machte letzterer jenem auf eine kindlich-ehrerbietige Art Vorwürfe, daß er nicht von der Gewalt Gebrauch gemacht habe, welche die dortigen Gesetze den Eltern einräumen, nach denen ein Vater seine Kinder für seine Schulden hingeben kann, und bestand nachdrücklich auf dem edlen Vorsatz, den Platz seines Vatees auf dem Schiffe einzunehmen. Jetzt begann ein rührender Wettstreit. Der alte Vater, nicht minder großmüthig als sein Sohn, wollte schlechterdings nicht einwilligen; letzterer, unerschütterlich in dem Entschlusse, sich für seinen guten Vater aufzuopfern, sah, daß er ungeachtet der inständigen Bitten nicht durchdringen würde; er gieng also zu dem Eigenthümer des Schiffes, bat und flehte, ihn statt seines Vaters anzunehmen, stellte demselben vor, wie sehr er bei dem Tausche gewinnen werde, da er in ihm statt eines alten, matten und gebrechlichen, einen jungen, kraftvollen und muntern Sklaven erhalten würde. Es fiel ihm nicht schwer, den Kapitän für sich zu gewinnen, und die Sache ward richtig: der Sohn, welcher Thränen der Freude und des Dankes weinte, daß er so glücklich sey, seinen Vater befreien zu können, wurde in Ketten gelegt, und der Vater, der höchst traurig war, daß er sich außer Stande sah, seines Sohnes Vorhaben zu vereiteln, in Freiheit gesetzt. Der dänische Wundarzt Isert, der sich damals in jenem Lande aufhielt, war Augenzeuge dieses rührenden Auftritts; seine Empfindung über einen so rührend-schönen Beweis von Vater- und Kindesliebe war zu stark, als daß er ihn nicht dem dänischen Gouverneur (spr. Guwernör)

hätte bekannt machen sollen. Voll Freude über einen so seltenen Vorfall hatte nun dieser würdige Mann nichts Angelegentlicheres zu thun, als den Sklavenhändler zu bitten, daß er ihm für das ausgelegte Geld, welches er ihm aus seinem Beutel bezahlte, den braven Sohn zurückgab, und er führte denselben seinem bekümmerten Vater wieder in die Arme.

619. Die gute Tochter.

In dem hannöver'schen Dörfchen Tespe an der Elbe war ein unbemittelter geringer Einwohner, Namens Bergmann, durch Ueberschwemmungen und andere Unglücksfälle sehr zurückgekommen. Eine ärmliche Hütte und dabei ein kleiner Garten war Alles, was er mühsam erhalten konnte. In diesem kümmerlichen Besitze hatte er unter schwerer Arbeit und mannigfaltiger Entbehrung das achtzigste Jahr erreicht, seine Frau war noch einige Jahre älter; er konnte nicht mehr recht sehen, und sie wurde kindisch. Ein unglücklicher Brand raubte ihnen in wenigen Augenblicken ihre Hütte und ihre ganze, kleine Habe. — Krank, schwach, unfähig, sich selbst zu helfen, wurden sie in's äußerste Elend versetzt. Ihre Tochter Dorothea, das einzige Kind, welches ihnen der Tod übrig gelassen hatte, stand in einem andern Orte in einem sehr guten Dienste. Sie erfuhr das Unglück ihrer armen Eltern mit unsäglichen Schmerzen. Der Entschluß, ihren Eltern beizustehen, Zeit, Vermögen und Kräfte ihnen aufzuopfern, nicht zu ruhen, bis sie ihren Zustand verbessert hätte, erhob sich kühn und feurig in ihrer Seele, und sogleich schritt sie zur Ausführung. Sie verließ mit tausend Thränen ihren Dienst, wo man, vollkommen mit ihr zufrieden, sie ungern missen wollte, eilte ihrer Heimath zu, fand die schon dem Grabe nahen verlassenen Eltern jämmerlich in einer Scheune liegen, brachte sie in ein nahegelegenes Haus, und versprach, für sie zu sorgen. Durch ihren Fleiß, ihre Häuslichkeit und Ordnung hatte sie sowohl einige gute

Kleidungsstücke als auch eine kleine Summe Geldes zusammengespart. Dieser mühsam erworbene Lohn vieljähriger, zum Theil beschwerlicher Dienste ward sogleich auf die dringendsten Bedürfnisse ihrer Eltern verwandt. Bald war der kleine Vorrath aufgezehrt, und sie mußte auf neue Mittel denken, die Hilflosen zu ernähren, die nun immer bettlägerig waren, und keine groben Speisen mehr genießen konnten. Jeden Augenblick, den die sorgfältige Pflege, die sie ihnen gab, ihr übrig ließ, wandte sie mit der äußersten Anstrengung zur Arbeit an, und erwarb so viel, daß sie den Hunger der Alten stillen konnte. Aber das genügte ihrer zärtlichen Seele nicht; sie trachtete, ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch sie ihnen dann und wann einige angenehme und stärkende Erquickungen verschaffen könnte. Auch dieses gelang ihr, da sie nach und nach jeder Bequemlichkeit des Lebens, unter andern dem Schuh- und Strümpftragen, entsagte, und sich durch diese Ersparung in den Stand setzte, wöchentlich einige Mal etwas Weißbrod und einen stärkenden Labetrunk zu kaufen. Einige edelgesinnte Menschen erfuhren die Geschichte, und machten sie bekannt. Das Mädchen ward unter dem Namen der guten Tochter in öffentlichen Blättern empfohlen. Bald liefen von allen Seiten ansehnliche Beiträge für die gute Tochter ein, und die Landesregierung unterstützte sie mit rühmlichem und thätigem Eifer. Es gelang den wohlthätigen Anstalten der Menschenfreunde, das Schicksal dieser Menschen glücklicher zu machen, als es vor ihrem Unfalle gewesen war. Es ward ein neues, gutes und reinliches Haus für sie erbaut, mit allen nöthigen Bedürfnissen versehen, und der edelmüthigen Tochter von einer menschenfreundlichen Gesellschaft ein Brautschatz bestimmt, welcher, sobald sie sich verheirathen würde, ausbezahlt werden sollte. Wirklich fanden sich auch unter solchen Umständen mehrere Freier bei ihr ein, manche freilich einzig um ihres Vermögens willen, manche aber doch auch darum, weil sie mit Recht erwarten konnten: eine so

ausgezeichnet gute Tochter werde auch eine überaus gute Frau werden. Sie erklärte indeß jetzt ein für alle Mal, daß sie sich erst nach dem Tode der Eltern zum Heirathen entschließen würde, indem sie nicht glaube, wie sie sagte, daß sich, bei solchen Umständen ihrer Eltern, die Pflichten der Tochter mit den Pflichten einer Gattin ganz vereinigen ließen, und daß ein Schwiegersohn der Last mit den Alten bald überdrüssig werden möchte; sie aber könne und wolle ihren hilflosen Eltern, bis sie ihnen die Augen zugedrückt habe, nicht einen Augenblick die bestmögliche Hilfe entziehen. Kaum war die Wohnung fertig, und die Familie darin eingerichtet, so erkrankten die Alten an der Ruhr, welche damals in der ganzen Gegend wüthete. Auch in dieser betrübten und gefährlichen Lage blieb das standhafte Mädchen sich gleich. Sich selbst und ihre eigene Gefahr ganz vergessend, pflegte die Edle ihrer sterbenden Eltern mit unermüdeter Liebe, Sanftmuth und Treue, und mit frommen Thränen drückte sie dem Vater wie der Mutter die Augen zu. Ihre Bestimmung für diese Welt mußte wohl damit vollendet seyn: denn am nämlichen Tage, da sie die letzte kindliche Pflicht erfüllte, und die Leichen ihrer geliebten Eltern zur Erde bestattet hatte, befiel die nämliche Krankheit auch sie, und nach einigen leidenvollen Wochen starb sie den sanften ruhigen Tod einer Gerechten.

620. Das hat mein Sohn gethan!

B. M., ein zugebrachter unehelicher Sohn einer in ihrem Betragen ziemlich rauhen, aber ihre Kinder allerdings herzlich liebenden und eifrig für sie besorgten Mutter, welche vor mehreren Jahren sich an den armen Taglöhner C. H. zu R. im Königreich Württemberg verheirathete, stund ungefähr als achtzehnjähriger Jüngling als Dienstknecht bei einem Bauer in einem benachbarten Orte, als seine Eltern durch einen Unglücksfall ihre einzige Kuh, und mit derselben ihr fast einziges Nahrungsmittel verloren, ohne Hoffnung, bald wieder eine andere kaufen zu

können. Das gieng dem Sohne zu Herzen, und er war bald entschlossen, was er thun wollte, um seinen Eltern aus der Noth zu helfen. „Gebt mir eine von Euren Kühen," — sagte er zu dem Bauer, bei welchem er diente — „ich will Euch dafür ein Jahr lang umsonst dienen." Und der Bauer, der den Vorschlag vortheilhaft fand, willigte bald ein. Des andern Morgens, als die Mutter erwachte, hörte sie eine Kuh in ihrem Stalle brüllen. Hastig lief sie dahin und rief: „das hat mein B. gethan." Jetzt gieng sie in das andere Dorf, wo dieser ihr Sohn diente, um sich bei demselben des Näheren zu erkundigen, hörte wie er's gemacht, und wie er in der vorigen Nacht die Kuh in ihren Stall geführt habe, und als sie's erfahren, brach sie in lautes Weinen aus. „Du mußt nicht so viel aus der Sache machen," — sagte B. — „gib dich zufrieden, Mutter, du hättest doch nicht gleich wieder eine Kuh kaufen können." Derselbe edle B. M. wurde nach einigen Jahren Soldat, und brachte, so oft er in Urlaub kam, seiner Mutter und seinen jüngern Stiefgeschwistern Geschenke an Kleidungsstücken mit, einem Jeden etwas Besonderes, und unterstützte seine Eltern mit dem Gelde, das er sich durch außerordentliche Dienste in der Garnison verdiente.

621. Wenn er noch lebt, so ist das Bruder Wilhelm.

Eine vornehme Gesellschaft hatte einst das Glück, folgende rührende Scene in Glasgow, wo sie sich wegen eines Fehlers am Fuhrwerk etwas verweilen mußte, mitanzusehen. Sie trat in einem Wirthshause ab, das dem öffentlichen Gefängnisse gerade gegenüber lag. Als sie hier am Fenster stand, kam eine Person angeritten, welche zwar nicht reich, aber nett gekleidet war. Der Mann trug einen blauen Reiserock, seine eigenen, kurz abgestutzten Haare, und einen Hut mit einer goldenen Tresse. Er stieg vor eben dem Gasthofe ab, übergab mit einer befremdenden Eilfertigkeit sein Pferd dem Wirthe, und gieng auf

einen alten Mann zu, der das eben gelegte Steinpflaster feststampfte. Nach einer liebevollen Begrüßung bat er sich von dem Alten die Rammel aus, und fieng damit an zu stoßen. „Das ist saure Arbeit für einen alten Mann," sagte er zu ihm; „habt Ihr denn keinen Sohn, der Euch die Arbeit abnehmen könnte?" — „O ja, hochgeehrter Herr!" versetzte der Alte, „ich habe drei wackere Bursche, aber die sind nur nicht bei der Hand." — „Nennt mich nicht hochgeehrter Herr," rief der Fremde, „es schickt sich besser für mich, Euere grauen Haare zu ehren. Wo sind denn die Söhne, von welchen Ihr sprechet?" Der alte Steinpflästerer sagte: sein ältester Sohn wäre Offizier in Ostindien, und der jüngste hätte sich neulich unter einem Regimente anwerben lassen, in Hoffnung, auch so etwas zu werden, wie sein Bruder. „Nun," fragte der Fremde hastig, „wie steht es denn mit dem mittelsten unter Euern Söhnen?" Bei dieser Frage wischte der Alte die Augen und sagte schluchzend: „Er ist für mich Bürge worden, der arme Junge! Er hat versprochen, meine Schulden zu bezahlen, und weil er sein Versprechen nicht ganz erfüllen konnte, so hat man ihn in das Gefängniß, da gerade neben an, gesetzt." — Der Reisende that drei schnelle Schritte nach dem Gefangenhause, kehrte aber schnell wieder um, und sagte zu dem Alten: „Hat Euch denn der ausgeartete Sohn von Offizier gar Nichts geschickt, Euch Euer Leben zu erleichtern?" — „O mein Herr!" fiel ihm der Alte in's Wort, „er ist gar nicht ausgeartet; wahrlich, er ist es nicht. Gott segne den guten Jungen! Er hat mir Geld, viel mehr Geld geschickt, als ich nöthig hatte; aber ich bin nicht klug damit umgegangen. Ich ward Bürge für einen Herrn, von dem ich gemiethet hatte, und dadurch verlor ich mein Geld und Alles, was ich sonst noch in der Welt hatte, dazu." — In diesem Augenblick steckte ein junger Mensch seinen Kopf bis an die Schultern durch die eisernen Stangen des Gefängnisses, und rief laut: „Vater! Vater! Wenn er noch lebt, so ist das Bruder Wilhelm!"

— „Ja, ja!“ rief der Fremde, indem er den alten Mann in seine Arme drückte, wobei ihm die Thränen aus den Augen stürzten, „ich bin Euer Sohn Wilhelm! Ich bin's!“ Noch ehe der Vater, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, diese Zärtlichkeit erwiedern konnte, stürzte eine reinliche alte Frau aus der Thüre einer armseligen Wohnung, und rief: „Wo ist mein Sohn? Wo ist mein lieber Wilhelm?“ Der Kapitän ließ, sobald er sie erblickte, seinen Vater los, und rannte in ihre Arme. Die Gesellschaft, die dieß Alles mit ansah, war eben so ergriffen, als irgend eine von den Personen, welche diese rührende Wiedererkennung eigentlich angieng. Alle, die zu derselben gehörten, liefen im Affekt herunter auf die Gasse, während dem der Kapitän mit seinen Eltern in ihr Haus gegangen war, und wo sich die Einwohner des Orts bereits vor der Thüre versammelt hatten. Einer von der Gesellschaft kehrte sich daran nicht, sondern drängte sich durch in's Haus hinein, und sagte: „Herr Kapitän, ich ersuche Sie um Ihre Bekanntschaft. Fünfzig Meilen hätt' ich reisen wollen, diesen rührenden Auftritt anzusehen; und Sie werden uns eine große Freude machen, wenn Sie und Ihre Eltern heute Mittag bei uns im Wirthshause speisen wollen.“ Der Kapitän dankte für die gütige Einladung, die er, wir er sagte, mit Vergnügen annähme; allein er könne nicht eher an Essen und Trinken denken, bis sein armer Bruder erlöset wäre. Er legte auch alsobald in die Hände des Stadtrichters eine Summe nieder, die so viel betrug als die Forderung, und der wagte es, seinen Bruder ohne ferneren Prozeß in Freiheit zu setzen; und darauf kam die ganze Familie mit der Gesellschaft nach dem Wirthshause, wohin sie das versammelte Volk begleitete, von welchem Einer nach dem Andern dem wiedergekommenen Landsmanne die Hand gab, und deren Liebkosungen er ohne das geringste Zeichen von Hoffahrt oder Vornehmthun erwiederte. Dieser redliche Mann, welcher Brown hieß, erzählte hierauf der Gesellschaft, daß er die Leineweberpro-

fession gelernt, vor ungefähr 18 Jahren aber, als ein wilder Knabe, sich unter die Soldaten der ostindischen Compagnie habe annehmen lassen. Während seines Dienstes habe es sich gefügt, daß der Lord Clive ihn bemerkt habe, und mit seiner Aufführung zufrieden gewesen sey; dieser habe ihn dann von einer Stufe zur andern befördert, bis er endlich Kapitän und Regimentsquartirmeister geworden, in welchem Posten er ehrlicher Weise über 12,000 Pfund zusammengespart, und nach dem Frieden seinen Abschied genommen habe. Er hatte seinem Vater verschiedene Male Gelder übermachen lassen, von welchen er aber nur einen Wechsel von 100 Pfund empfangen hatte; der zweite war in die Hände eines Gantmanns gerathen, und der dritte war an einen Kaufmann in Schottland übermacht, welcher vor seiner Ankunft gestorben, so daß dieser noch aus der Verlassenschaft zu berechnen war. Nunmehr suchte er seinem wohlthätigen Herzen völlige Genüge zu thun. Er schenkte seinem alten Vater sogleich fünfzig Pfund zu seinen nöthigsten Ausgaben, außer den hundert Pfund in Banknoten, die er für seines Bruders Freiheit deponirt hatte. Er brachte auch eine bereits vollzogene Schenkungsakte mit sich, vermöge deren er seinen Eltern auf beständige Zeit jährlich achtzig Pfund aussetzte, welche nach ihrem Tode auf die beiden andern Söhne fallen sollten. Er versprach, dem jüngsten Bruder eine Offiziersstelle zu kaufen, und den andern mit sich in Compagnie zu nehmen; denn er war gesonnen, eine Manufaktur anzulegen, um armen fleißigen Mitbürgern Arbeit und Nahrung zu verschaffen. Seiner Schwester, die an einen Pächter verheirathet war, der sich nicht zum Besten stund, wollte er fünfhundert Pfund als einen Brautschatz geben. Endlich theilte er auch noch unter die Armen des Fleckens, worin er geboren war, fünfzig aus, und gab allen Einwohnern ohne Unterschied ein Traktement.

und erblickte ein junges barfußgehendes Bauernmädchen, das an einem Brunnen Wasser schöpfte und so viel Anstand zeigte, daß er sie eine Zeitlang aufmerksam betrachtete. Er bat sie um einen Trunk. „Gerne, mein Herr!“ — war ihre Antwort, indem sie ihm mit der rührendsten und unschuldigsten Anmuth Wasser reichte; — „aber erlauben Sie, daß ich mich nicht lange bei Ihnen verweile; meine Mutter braucht mich, und ich kann nicht schnell genug bei ihr seyn.“ — „Du hast noch eine Mutter?“ — „Ja, mein Herr, ich bin so glücklich; sie ist aber arm, meine Mutter, und hat ohne mich keinen Menschen in der Welt, der sie verpflegen würde.“ — „Wo wohnt sie?“ — „Dort unten, mein Herr!“ — „Wie, in jener elenden Hütte?“ — „Mein Herr, sie ist unsere Wohnung!“ — Der König stieg vom Pferde, und führte es am Zügel fort. — „Nun, mein gutes Kind! ich will dich begleiten, will die Mutter kennen lernen, die du so herzlich zu lieben scheinst.“ — — „O, ich liebe meine Mutter von ganzer Seele, wenn ich nur so glücklich wäre, es ihr recht beweisen zu können.“ — Unter diesem Gespräche war das Bauernmädchen an ihre armselige Wohnung gekommen. Gustav gieng mit ihr hinein, und hörte schon von außen das Seufzen der Mutter. Das Mädchen trat an ein schlechtes Bett hin: „Liebe Mutter! da ist ein Herr, dem ich zu trinken gegeben habe, und der euch sehen will.“ — Der König war schon bei'm Anblick einer Hütte, welche ganz die Wohnung hilfloser Dürftigkeit zu seyn schien, gerührt worden; noch höher aber stieg seine Rührung, als er eine alte Frau, von vielen Schmerzen gemartert, auf einem elenden Strohbette liegen sah. — „Arme Mutter!“ — rief er aus — „wie bedaure ich euch!“ — „Ach, mein Herr,“ — erwiederte die Kranke — „mein Zustand würde noch weit trauriger seyn, hätte mir Gott nicht diese liebe, zärtliche Tochter gegeben, die ihn durch alle nur ersinnliche Sorgfalt mir zu erleichtern sucht. Sollten Sie's glauben, Tag und Nacht arbeitet sie, und ihrem Fleiße habe ich meine Erhaltung zu danken. Gott lohne, Gott belohne sie!“ — setzte sie mit Thränen

hinzu. — „Würdige Tochter!“ — rief Gustav, bis zu Thränen gerührt — „höre, mein liebes Kind! wolltest du wohl mit mir nach Stockholm gehen? Ich will dich daselbst glücklich machen, will dir einen braven Mann verschaffen.“ — „O mein Herr! meine Mutter verlasse ich nicht, wenn ich auch Königin werden sollte.“ — Der Monarch lächelte über die naive Antwort. — „Nun denn, gutes Mädchen, wenn du durchaus hier bleiben, und dich nicht von derjenigen trennen willst, die dir das Leben gab, so will ich doch deine Treue belohnen; nimm hier diesen Beutel!“ — „Geld, mein Herr? — Soll ich's annehmen, liebe Mutter?“ — „Fürchte dich nicht, liebes Kind, und nimm diesen schwachen Beweis meiner Hochachtung an!“ — „O, dieß ist für meine Mutter!“ — und alsbald gab sie ihr den Beutel. „Du kannst dieß Geld“ — fuhr Gustav fort — „unbesorgt annehmen; ich habe das Recht, dir beizustehen, dich zu unterstützen: ich bin dein König.“ — „Unser König!“ — riefen Mutter und Tochter zugleich. Die erste wollte dem Monarchen zu Füßen fallen, das Mädchen aber lag schon vor ihm auf den Knieen. Gustav eilte auf die Kranke zu und zwang sie, im Bette zu bleiben. — „Bleibt, gute Mutter; ja ich bin euer König, euer Vater, und will euch Proben meiner Liebe geben!“ — Zum jungen Mädchen sprach er: „fahre fort, so für deine Mutter zu sorgen!“ — nahm hierauf huldvoll Abschied, und sagte: „Ihr Guten! — durch euch hab' ich einmal wieder die Wonne gefühlt, König zu seyn, und ich werde euch mein Mitleiden und mein Wohlgefallen an eurer Rechtschaffenheit durch die That beweisen.“ — Kaum war der König in Stockholm angelangt, so setzte er für die beiden wackeren Personen einen lebenslänglichen Gehalt aus, der nach der Einen Tod auf die Andere fallen sollte. Und als er in der Folge erfuhr, daß ein junger Bauer aus ihrem Dorfe das Mädchen zu heirathen wünsche, so ließ er ihr bezeugen, daß ihm diese Verbindung gefalle, und fügte zu jenem Gehalte noch eine Summe zur Aussteuer hinzu.

Sie heirathete dann, und vergaß als Gattin so wenig ihre Mutter, daß dieselbe vielmehr noch immer der Gegenstand ihrer zärtlichsten Sorgfalt blieb.

626. Ich freue mich, daß ich verwundet bin!

In der Schreckensperiode der französischen Revolution ließen die Volksanführer Marat, Robespierre ꝛc. Tausende von Menschen, besonders aus den gebildeten Ständen, auf die unmenschlichste Weise hinrichten. Mit diesen unschuldigen Schlachtopfern war bereits auch die Mutter des Generals Desaix (Deſäh) gefänglich eingebracht, gerade da ihr Sohn an den Grenzen seines Vaterlandes sich befand, um dasselbe gegen die eindringenden Feinde zu vertheidigen. Sie saß zu Rioms (Riohm) mit ihrer Tochter in einem Gefängniß, wo es ihr nicht nur an den Bequemlichkeiten des Lebens, sondern sogar an den nothwendigsten Dingen fehlte. Desaix gab sich alle erdenkliche Mühe, Mutter und Schwester die Freiheit wieder zu verschaffen; er entzog sich, was er nur konnte, um es ihnen zukommen zu lassen. Als er hierauf bei den Linien von Weissenburg verwundet worden war, schrieb er an seine Mutter: „Mutter, zärtlichgeliebte Mutter, ich habe endlich eine Wunde erhalten; aber ich freue mich darüber, ja ich wünsche mir Glück dazu, weil ich mit meinem Blute Ihre Freiheit wieder erkaufe.“ Aber er irrte sich. — Auf die Nachricht von seiner erhaltenen Wunde begaben sich die Volksdeputirten dieser Gegend in das Gefängniß, um der Mutter Glück zu einem Sohne zu wünschen, der sich so großmüthig für die Republik aufopfere. Dieß war aber auch der einzige Trost, den sie ihr jetzt brachten: denn erst lange hernach ward sie in Freiheit gesetzt.

627. Mag die Flamme das Haus verzehren, genug daß du gerettet bist.

Am 4. Juli 1811 brannten in dem französischen Dorfe Pontoise (Pontoahs) bei Noyon vier Wohnhäuser

ab. In einem derselben befand sich während des Brandes ein schwacher, blinder, 73jähriger Greis, Namens Gohard, den man in der Eile der Flucht herauszuführen vergessen hatte. Als seiner 20jährigen Tochter, Honorie, beifiel, daß sie ihn nicht habe aus dem Hause herausgehen sehen, kehrte sie zu demselben zurück. Obschon es bereits in lichten Flammen stand, steigt sie doch durch ein inwendig verriegeltes Fenster, dessen Scheiben sie mit ihren Händen einschlägt, wodurch sie sich ganz blutig macht, hinein. Sie eilt nun auf ihren Vater zu, bei dem die Flamme schon ganz nahe war, umschlingt ihn mitten um den Leib, schleppt ihn mit sich fort, und trägt ihn durch die Flammen zum nämlichen Fenster hinaus, durch welches sie hineingestiegen war, und so gelingt es ihr, ihn völlig unbeschädigt in der Straße niederzusetzen. Erschöpft durch diese übernatürlichen Anstrengungen — denn ihr Vater war groß von Wuchs, sie aber jung, zärtgliederig und klein, — und vor Freude, ihren Vater glücklich gerettet zu sehen, fällt sie in Ohnmacht; jedoch kommt sie auf die angewandten Mittel wieder zu sich. Jetzt wirft sie sich zu den Füßen ihres Vaters nieder mit den Worten: „Wie bin ich doch so glücklich! Immerhin mag das Haus jetzt die Flamme verzehren! Du bist gerettet; der Verlust alles Uebrigen macht mir keinen Kummer.“ Sie dachte hiebei so wenig an sich selbst, daß sie weder darauf achtete, wie das Blut aus den Wunden floß, die sie sich durch das Einschlagen der Glasscheiben verursacht hatte, noch daß ihr der Verlust ihrer Kleidungsstücke und alles dessen, was sie besessen, den geringsten Kummer machte.

628. Er schickt mir jährlich, was er erspart.

Auf einer Reise des russischen Kaisers Alexander durch die Krimm ereignete es sich, daß auf einer der Stationen am Wagen des Monarchen eine Achse brach. Während dessen Ausbesserung war der Kaiser eine Strecke Weges voraus zu Fuße gegangen, und hatte selbst das

Sprachen, und die Prinzessin in der Religion und Geschichte. Der bei dieser Gelegenheit ertheilte Beifall, welcher mit kleinen Belohnungen verknüpft war, trug nicht wenig bei, die Lust zum Lernen in den jungen Seelen zu unterhalten. Menschlichkeit hieß die große Lehre, die er ihnen vorzüglich eingeprägt wissen wollte. »Führt meine Kinder« — sagte er — »in die Hütten des Landmannes, zeigt ihnen Alles, was sie zu sanften Gefühlen stimmen kann. Sehen sollen sie das schwarze Brod, mit welchem der Arme sein Leben fristet, und mit ihren Händen das Stroh berühren, das dem Dürftigen zum Lager dient.« Eben so sorgfältig wachte er über die Unschuld ihres Herzens, und entfernte Alles, was der Reinigkeit ihrer Sitten nachtheilig werden konnte. Besonders suchte er zu verhüten, daß sie nicht durch Lesung von Romanen oder leichtfertigen Erzählungen eine Abneigung vor ernsthaften und nützlichen Beschäftigungen erhalten möchten. »Ich erinnere mich,« — sagte er einst — »daß ich in jüngeren Jahren durch Vorschub meines Kammerdieners Romane zu lesen bekam, die ein schädliches Gift enthielten; ich würde untröstlich seyn, wenn sie meinen Kindern in die Hände fielen.« Er nützte eine jede Gelegenheit, ja er veranstaltete manchmal besondere Anlässe, um seinen Kindern tief eindringende Belehrungen zu ertheilen. Einst ließ er das Taufbuch holen, in welchem die Prinzen eingetragen waren. Als er ihre Namen aufschlug, fand er, daß der zunächst vor ihnen eingeschriebene der Sohn eines Handwerksmannes war. »Seht, meine Kinder!« — sagte er — »vor Gott sind alle Stände gleich; nur die Tugend gibt in Seinen Augen einen entschiedenen Werth. In der Meinung des Volks werdet ihr einst größer seyn als dieses Kind, aber vor Gott wird dieses Kind größer als ihr seyn, wenn es tugendhafter ist.«

638. Die seltene Hochzeitfahrt.

Ein beurlaubter Kanonier, Namens Wendeler, der sich zu Pyritz in Hinterpommern aufhielt, heirathete in

seinen jüngeren Jahren eine arme und alte Soldatenwittwe, die Schwachheits halber nichts mehr verdienen konnte. Niemand konnte begreifen, in welcher Absicht er diese Frau geheirathet habe. Es offenbarte sich aber bald nachher, daß es bloß darum geschehen war, um diese alte und elende Frau, die er hochschätzte, durch seiner Hände Arbeit zu ernähren und zu verpflegen. Mehr denn zwanzig Jahre lebten sie zusammen in einer höchst zufriedenen Ehe, und Jedermann bewunderte den Mann, daß er zu dieser Frau so viele Liebe hat, wovon man eine außerordentliche Probe in folgender Begebenheit sieht: Die Frau hatte einen Sohn erster Ehe, der sich eine Meile von Pyritz in einem Dorfe niederließ, und daselbst im Herbst 1783 heirathete. Ihr Mann, des Sohnes Stiefvater, gieng den Tag vor der Hochzeit nach Stargard, der Hauptstadt in Hinterpommern, drei Meilen von Pyritz, und holte von daher Fische zur Hochzeit, weil er von seinem geringen Vermögen doch Etwas zu dem Freudenfeste geben wollte. Nun wünschte die Frau, der Hochzeit ihres Sohnes beizuwohnen, und war doch nicht vermögend, dahin zu gehen, noch weniger ein Fuhrwerk zu bezahlen. Aber ihr guter Mann dachte, er müsse ihr doch die Freude machen, und schaffte Rath. Er führte sie am Arm bis vor das Thor hinaus; hier nahm er sie auf den Rücken, und trug sie fort. Da es nun schlüpfrig zu gehen war, und er theils müde geworden, theils aber auch besorgt war, weil er oft ausruhen mußte, zu spät zur Hochzeit zu kommen, so miethete er in dem nächsten Dorfe, durch das sie kamen, einen Handkarren, setzte die Frau darauf, und brachte sie zu rechter Zeit an Ort und Stelle. Hier genoß er mit ihr, was Gott beschеert hatte, freute sich über die jungen Eheleute, als ob's seine Kinder wären, und führte den andern Tag sein geliebtes Weib auf dem Karren wieder nach Hause. Obgleich diese Frau öfters wünschte, daß Gott sie nur bald aus der Welt abfordern möge, damit sie dem guten Manne nicht so lange zur Last lebe, so

wünschte doch dieser ihr dagegen, daß sie nach Gottes Willen noch lange leben möchte, und tröstete sie damit, daß er die Last gerne tragen wolle.

639. Das rechtschaffene Maurersweib.

Ein armer Taglöhner, Namens Schüler, aus Sulzfeld bei Heilbronn gebürtig, arbeitete in Karlsruhe als Handlanger bei den Maurern. Seine Gattin erfüllte ihre Pflicht, Hand in Hand mit ihm das Erdenleben zu durchwandern, jede seiner Freuden mit ihm zu theilen, und die Mühseligkeiten desselben tragen zu helfen, mit musterhafter Treue. Sie war nicht nur in ihrer Hausarbeit sehr fleißig, sondern benützte auch jede Gelegenheit, außer dem Hause etwas zu verdienen, und ihre Ehe war glücklicher bei ihrer Armuth, als wenn sie große Güter, aber weniger Herzenseintracht zusammengebracht hätten. Nach einiger Zeit zogen sie nach Pforzheim, und fanden auch da ihr Brod durch Fleiß und Sparsamkeit. Allein der Mann verfiel bald darauf in eine auszehrende Krankheit, wahrscheinlich eine Folge seiner Arbeiten im Steinbruche. Nun hörte nicht nur sein Arbeitsverdienst auf, sondern es fanden sich bei seiner Krankheit auch neue Ausgaben, welche die brave Frau ihres unermüdeten Fleißes unerachtet nicht bestreiten konnte. Doch ließ sie den Muth nicht sinken; Vertrauen auf Gottes Vorsehung und Liebe zu ihrem Manne, mit dem sie nun seine Leiden, wie ehemals seine Freuden, theilen wollte, stärkten sie. Er lag drei Vierteljahr krank, und beide Ehegatten zeigten sich bei diesem Elende als Muster christlicher Tugend; er durch Geduld auf seinem einsamen und beschwerlichen Lager (denn einsam war er fast immer, da sie den Tag über um der Arbeit willen von Hause abwesend war, und sogar auch andern Kranken bisweilen Nachts wachte, um nur zur größeren Erleichterung ihres Mannes einige Kreuzer mehr zu verdienen, und die Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die beide noch in die Schule giengen, auch in der übrigen Zeit Et-

was durch kleine Geschäfte zu erwerben suchen mußten); — sie, die Gattin, durch Ausharren in ihrem aufopferungsvollen Benehmen. Sie war nie ungeduldig, wenn sie nach einem ermüdenden Tagewerk durch sein Husten in der nächtlichen Ruhe gestört wurde. Sie begegnete ihm immer liebreich, legte das Beste von dem in den Häusern, wo sie arbeitete, ihr vorgesetzten Essen für ihren kranken Mann bei Seite, und pflegte seiner so zärtlich, als ob sie noch so viel von ihm zu hoffen hätte. Sie war zu gewissenhaft, um sich um öffentliche Almosen zu melden, weil sie Dürftigeren nichts entziehen wollte, und bei ihrem Fleiße und ihrer Dankbarkeit immer Arbeit und wohlthätige Menschen fand, ohne Jemand ansprechen zu müssen. Es reuete sie auch nicht, sich mit einem Manne verbunden zu haben, mit dem sie so kümmerlich lebte, und dessen langsamem und unvermeidlichem Tode sie entgegensehen mußte. Das Bewußtseyn, Gott wohlgefällig zu handeln, und der herzliche Dank des Leidenden waren ihre Belohnung, und die Hoffnung, daß ihre Kinder, die sie christlich und zu einem arbeitsamen Leben erzog, in der Welt auch nicht darben, sondern sie vielmehr im Alter wieder unterstützen würden, war ihr Trost. Der Mann wurde endlich durch den Tod von seinen Leiden befreit, und gieng, geläutert durch das Gefühl der Dankbarkeit und Liebe, in die Ewigkeit hinüber.

640. Wie konntest du so lange geduldig seyn!

„Willst du nicht so gut seyn, Vater, und mir ein Paar Schuhe kaufen, damit ich in die Schule gehen kann?“ sagte ein hell aufschauendes kleines amerikanisches Mädchen zu seinem Vater. Der Vater zog einen Schilling aus der Tasche, zeigte ihn dem Kinde, und sagte: „Das ist alles mein Geld, das ich habe. Wenn ich einmal Geld genug habe, mein liebes Kind, so will ich dir ein Paar Schuhe kaufen.“ Nachdem er noch eine Weile gesessen und seine Cigarre geraucht hatte, so rief er einen kleinen, zerlumpten, barfußen Knaben herbei, und sagte ihm: „Nimm dieß Stück Geld, gehe damit in den Kramladen, und hole mir

etwas Rum (Branntwein von Zuckerrohr) und ein Päckchen Taback.« Die Mutter warf ihm einen Blick der Betrübniß und Unzufriedenheit zu, und das kleine Mädchen sprang von seinem Stuhl auf, und sagte: „O Vater, ich möchte, du spartest dieß, um mir Schuhe zu kaufen. Ich will dir einen Becher Wasser bringen; denn die Mutter sagt: das ist das Getränke, das Gott für uns bestimmt hat.« Darauf sagte der Vater: „Eure Mutter füllt euch immer den Kopf mit ihren Sonderbarkeiten« — und stieß das Kind vor sich hin. Der kleine Johannes kam bald mit dem Rum und Taback zurück, und der Vater trank ein Glas, ehe er sich zu dem magern und ärmlichen Mittagsmahle niedersetzte. Er verdünnte etwas Weniges, und bot es dem kleinen Kind an den Mund. Die Mutter äußerte mit schwacher Stimme, als fürchtete sie, die älteren Kinder möchten es bemerken: „Nicht doch, lieber Mann!« und nahm das Kind weg. Der Vater schüttete das, was im Kelche war, auf den sauber gescheuerten Fußboden, murmelte zugleich Etwas über ihre wunderlichen Einfälle, und sagte dann noch etwas leiser: „Ich merke, wo dieß hinaus will; meine Kinder sollen mich in meinem eigenen Hause über die Achseln ansehen lernen.« — „Mein lieber Mann,« — sagte freundlich das Weib — „ich weise sie vielmehr an, dich zu lieben und zu achten; aber ich weiß, daß wenn du auch nur ein wenig darüber nachdächtest, so würdest du deinen Kindern zulieb den Branntwein aufgeben. Wir wollen jetzt nicht weiter davon reden. Ich weiß, du bedauerst so gut wie ich die traurige Lage, in der wir uns befinden, und ich glaube, du wirst jetzt entschlossen seyn, ihr ein Ende zu machen.« Der Vater blickte rund um sich her, Alles war in traurigem Zustande, da traten Thränen in seine Augen, er blickte auf sein bleiches, zartfühlendes Weib, und sagte: „Hanna, du bist nicht dazu geboren, in solch' einem Hause zu wohnen.« — „Lieber Mann!« — erwiederte sie — „meine eigenen Entbehrungen kümmern mich nicht, aber um deiner und der Kinder willen möchte

ich wünschen, wir befänden uns in einer andern Lage. Unsere Armuth hindert uns, uns an diejenige Klasse von Menschen anzuschließen, in der wir uns recht wohl befinden könnten, und in welcher doch" — fügte sie mit sanftem Lächeln hinzu — „ein solcher Aufzug nicht ganz gewöhnlich ist. Ja, und dieser unglückselige Aufzug ist Schuld daran, daß wir bleiben müssen, wer wir sind. Wenn du es erlaubst, lieber Mann, so will ich dir den Beweis dafür geben. Du weißt, wir waren diesen Sommer nicht im Stande, irgend eine gottesdienstliche Versammlung zu besuchen, aus Mangel an Kleidern. In den letzten zwei Monaten habe ich einen Ueberschlag gemacht von dem, was Johannes, um Branntwein und Taback zu kaufen, forttrug; du wirst es kaum glauben, aber es würde mehr als hinlänglich seyn, um dem kleinen Hannchen eine Mütze und ein Paar Schuhe zu kaufen, und mir eine anständige Kleidung." — „Aber wie konntest du, Hanna, alle Annehmlichkeiten des Lebens entbehren, und mich auf dieser verderblichen Laufbahn fortgehen lassen? Wie konntest du so lange nachsichtig und geduldig seyn?" — Das Weib brach in Thränen aus — der Mann kannte den Charakter seines Weibes zu gut, als daß er vorausgesetzt hätte, sie verlange jetzt demüthigende Geständnisse und Versprechungen von seiner Seite, daher sagte er nichts von seinem künftigen Betragen; aber er entschloß sich in der Stille, und blieb nachher auch diesem Entschlusse treu, sich nicht mehr mit den verderblichen Reizmitteln (Branntwein und Taback) einzulassen. Nun ist es eine liebenswürdige Familie, welche ein niedliches, geschmackvoll eingerichtetes Haus bewohnt, das sie sich durch Fleiß und Mäßigkeit erwarb, und sie sind versehen mit allerlei kleinen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens. Und der Vater ist nun eben so geachtet wegen seiner Mäßigkeit, Rechtschaffenheit und seines gesunden Verstandes, als seine Frau wegen ihrer Gutmüthigkeit, Mildthätigkeit und Frömmigkeit.

IV.

Geschwisterliebe.

Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen. Psalm 133, 1.

---

641. Liebevolle Beilegung eines wichtigen Erbstreits.

Artemenes und Xerxes machten beide nach ihres Vaters, Darius Hystaspes, Tode (480 vor Chr. Geb.) Anspruch auf den persischen Thron. Da Artemenes, der ältere Bruder, auf die Welt gekommen war, ehe noch sein Vater die Regierung angetreten hatte: so betrachtete sich Xerxes, der jüngere Bruder, als den eigentlichen Sohn des Königes Darius. Weil nun ihr Vater über die Erbfolge nichts festgesetzt hatte, so mußte erst entschieden werden, wer von ihnen die persische Krone erhalten solle. Inzwischen da Artemenes eben abwesend war, als Darius starb, so nahm Xerxes sogleich alle Zeichen der königlichen Würde an, und übte alle ihre Gewalt aus. Als aber sein Bruder nach Hause kam, verließ er den Thron, legte die Krone und den königlichen Schmuck ab, gieng ihm entgegen, und empfieng ihn auf das Liebreichste. Sie kamen nun miteinander überein, daß sie ihren Oheim Artaphernes zum Schiedsrichter in ihrer Angelegenheit machen, und sich bei seinem Ausspruche beruhigen wollten. Ehe dieser darüber entschieden hatte, gaben sich beide Brüder gegenseitige Beweise einer aufrichtigen Liebe, machten einander Geschenke, und stellten Gastmahle an, wobei Achtung und Zutrauen von beiden Seiten alle Furcht und allen Argwohn entfernten. Als Artaphernes sich zu Gunsten des Xerxes erklärt hatte, warf sich sein Bruder, nach Landessitte, vor demselben nieder, erkannte ihn als seinen Herrn, und setzte ihm mit eigener Hand die Krone auf.

642. Seltener Streit um das Erstgeburtsrecht.

Während der Streitigkeiten zwischen Antonius und Augustus, die um das Jahr 30 v. Chr. Geburt den ganzen römischen Staat beunruhigten, war Adiatorix, aus dem Geschlechte der Vierfürsten in Gallo-Grăcien, von Antonius zum Oberherrn der Stadt Heraklea in Pontus gemacht worden. Ein Theil dieser Stadt war durch eine römische Kolonie bewohnt. Adiatorix, der die Römer haßte, und sich von ihnen unabhängig zu machen wünschte, suchte aus den Zwistigkeiten derselben Vortheile zu ziehen; er überfiel einst, unter dem Vorwande eines Befehls von Antonius, des Nachts die Einwohner dieser Stadt und ließ sie alle umbringen. Nach der Niederlage des Antonius gerieth Adiatorix in die Gewalt des Augustus, gegen den er sich zwar dieser ausgeübten grausamen Handlung wegen mit dem Vorwissen des Antonius selbst zu entschuldigen suchte, der aber hierauf nicht achtete, sondern ihn und den ältesten seiner drei Söhne zum Tode verurtheilte. Vor Vollziehung des Urtheils mußte erst Adiatorix nebst seiner Gemahlin und seinen drei Söhnen den Triumpheinzug des Augustus in Rom noch glänzender machen helfen. Nach dieser erlittenen Demüthigung wurde die ganze fürstliche Familie zum Richtplatz geführt, wo die Mutter mit ihren übrigen Söhnen der Hinrichtung der Verurtheilten zusehen sollte. — Was geschah? Die Soldaten konnten den Vater von den Söhnen wohl unterscheiden, aber den ältesten nicht von dem zweiten, weil dieser für den ältesten sich ausgab, und durchaus für seinen Bruder sterben wollte. Dytevus, der älteste, fühlte tief die Seelengröße des Bruders, vergalt seine Liebe mit Liebe, und behauptete standhaft sein Erstgeburtsrecht. Da standen die Soldaten, wußten nicht, welchen von beiden sie hinrichten sollten. Der Wettstreit der Brüder dauerte fort, ward immer heftiger, und setzte alle Zuschauer in Erstaunen. Jeder von ihnen wollte der Aelteste, beide wollten hingerichtet seyn. Wer konnte den Streit entscheiden als die Eltern? Und wie

entschieden sie ihn? Der scheidende Vater und die hinterbleibende Mutter nahmen den Aeltesten auf die Seite, und redeten ihm zu, dießmal der zweite zu seyn. — Komm du, Dytevus, nicht mit mir, sprach jener. — Bleib du, Dytevus, lieber bei mir, sprach diese: — du kannst, als der Aelteste, — sprachen beide, — am besten deine Mutter und deinen andern Bruder beschützen. — Dieser letzte Beweggrund allein vermochte den Dytevus, nachzugeben, und sein jüngerer Bruder wurde an seiner Statt enthauptet. Ein so außerordentliches Beispiel zärtlicher Liebe wurde selbst von den Feinden der unglücklichen Familie bewundert. Augustus, als er es hörte, ließ es nicht dabei bewenden, daß er über diese auf seinen Befehl geschehene Hinrichtung Thränen vergoß. Er ließ den edeldenkenden Bruder an seinen Hof kommen, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen, und suchte dadurch den Hinterbliebenen einigen Ersatz für ihren erlittenen Verlust zu leisten.

643. Schieße, aber triff meinen Bruder nicht!

Als der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Sanftmüthige, eine Zeit lang mit seinem Bruder Wilhelm gemeinschaftlich regiert hatte, theilten sie das Land unter einander. Dieß gab auf Anstiften Apels von Vitzthum zu einem weitläufigen Kriege Anlaß. Während dieses Krieges recognoscirte einst Wilhelm das Lager seines Bruders. Ein Kanonier, der ihn erkannte, erbot sich gegen den Churfürsten, ihn, sofern er es verlangte, sogleich niederzuschießen; allein dieser anwortete ihm, er möchte schießen, wenn er wollte, nur sollte er seinen Bruder nicht treffen. Diese Rede ward dem Herzog Wilhelm hinterbracht, und rührte ihn dergestalt, daß er sich sogleich mit dem Churfürsten verglich, Apeln von Vitzthum aber mit seinem Anhange alsbald von sich entfernte.

644. Böses mit Gutem vergolten.

Die beiden Brüder Johannes und Jakob J... lebten mit einander im väterlichen Hause, bis im Jahr 1754

ein sonderbarer Zufall den jüngern veranlaßte, in aller Eile zu entfliehen. Nach halbjährigem Hin- und Herirren ließ er sich endlich in einem benachbarten Thale bei einem Wiedertäufer nieder, und machte sich durch Fleiß und Treue so beliebt, daß der Meister ihm nach einigen Jahren seine Tochter gab. Er lebte mit seiner Frau ununterbrochen in zärtlichster Liebe und in ungestörtem Frieden, erzog seine Kinder in der Furcht Gottes, und ward so gesegnet im Leiblichen, daß im 40. Jahre seines Alters eine der schönsten Maiereien sein Eigenthum wurde. Unterdeß war sein ältester Bruder als Schuhmachergeselle in der Fremde gewesen, hatte nach seiner Rückkunft in's väterliche Haus geheirathet, und mit seinem und Jakobs Vermögen bei einem schlechten Lebenswandel so übel gewirthschaftet, daß er sich endlich genöthigt sah, entweder den Bettelstab zu ergreifen, oder, was ihm lieber war, nach dem Rath gewissenloser Sachwalter, einige Güter wieder an sich zu ziehen, die er vor seiner Majorennität (Mündigkeit) verkauft hatte. Er versuchte es und es gelang. Aber das eroberte Geld ward theils den Sachwaltern zur Beute, theils so segenlos in den Händen des Verprassers, daß er mit seinem Weibe sich bald wieder in den nämlichen elenden Umständen befand wie zuvor. Weil's denn nun gebettelt seyn mußte, so wollte er's lieber bei dem Bruder thun. Er reiste zu ihm hin, und hatte er sich gleich in 22 Jahren nicht das Mindeste um ihn bekümmert, sondern vielmehr des Bruders Erbtheil verthan, ihn überall verläumdet und verflucht, so wurde er doch auf's Brüderlichste von Jakob empfangen, und sollte lebenslänglich mit seiner Frau Tisch und Wohnung bei ihm bekommen. Wirklich zog er mit ihr zu seinem Bruder in's Haus, und dieser that noch mehr, er schenkte ihm eine seiner schönsten Kühe und ein Stück Wiese; nur sollte er ohne Jakobs Einwilligung nie das Geschenk veräußern, nie mehr ganz müssig gehen, nie mehr spielen und sich in Wirthshäusern herumtreiben. In den ersten vier Wochen

gieng es gut; die Elenden waren neu gekleidet und der Armuth entrissen, sie arbeiteten Beide emsig, hielten ihr Weniges zu Rathe, und versprachen immer das Allerbeste. Aber nicht lange hatte sich der Wohlstand wieder eingefunden, als auch der Uebermuth wiederkehrte und mit ihm die vorigen Laster. Der Mann fieng an zu spielen, zu saufen, im Rausche den Bruder zu beschimpfen, und da dieser ihn einst ernstlich und brüderlich vermahnte, drohte er ihm mit entsetzlicher Rache, die auszuüben, leider! in seiner Gewalt stand. Dazu gab der obenerwähnte sonderbare Vorfall, der Jakob zur Flucht genöthigt hatte, dem Bösewicht Anlaß. Jakob nämlich war damals, in seinem 18. Jahre, mit vier Kameraden in der Schenke gewesen; die jungen Leute hatten sich lange um ein Mädchen, das zwei von ihnen heirathen wollten, erst gezankt, dann geprügelt, und durch einen unglücklichen Schlag war Einer von ihnen todt zur Erde gefallen. Alle waren entflohen in der Angst, und weil keiner sich vor Gericht stellte und vertheidigte, wurden Aller Namen und Bildnisse an den Galgen geschlagen. Jakob war unter den Flüchtenden gewesen, und noch wußte man in seinem Geburtsorte nicht, daß und wo er lebte; sein eigener Bruder war es, der der Obrigkeit zu M... anzeigte, daß der vor 22 Jahren wegen einer Mordthat verurtheilte Jakob F.... sich in B.... in der nämlichen Provinz aufhalte. Jakob wurde in Ketten nach seinem Geburtsort abgeführt, von seiner höchst bestürzten Frau und seinen weinenden Kindern begleitet, und zu den Missethätern in's Gefängniß gesetzt. Aber Jedermann bebte vor der Schandthat seines unnatürlichen Bruders zurück, Jeder bemitleidete den unglücklichen Jakob und verwandte sich für ihn. Die Obrigkeit selbst nahm sich seiner an, und in weniger als drei Wochen gab ihm ein Gnadenbrief seinem Hause und seinen Freunden zurück. Und was that nun der Edle? Nicht ruhen konnte er, als bis sein Bruder wieder bei ihm war, und statt Einer Kuh

schenkte er ihm nun zwei; denn durch ihn, sagte er, hätte er jetzt das Glück, seine liebe Heimath wieder zu besuchen, wann er wollte.

645. Der aus der Sklaverei befreite Bruder.

Der berühmte englische General Elliot hatte im Jahr 1786 durch eine Gesandtschaft und durch die Ehrfurcht, welche sein Name einflößte, den Dey von Algier bewogen, vierzehn Engländer, welche ein Jahr vorher auf einem portugiesischen Schiffe von einem Seeräuber waren weggenommen und in Algier als Sklaven verkauft worden, wieder loszugeben. Einer von ihnen — er hieß John Williams (Dschon Willjähms) — bediente sich der erhaltenen Freiheit, ehe sie von Algier abreisten, die verschiedenen Sklavenbehältnisse zu besehen, und fand in einem derselben ganz unvermuthet seinen älteren Bruder, den er lange für todt gehalten hatte. Die Freude des Wiedersehens, welche die beiden Brüder genoßen, läßt sich nur empfinden, nicht beschreiben. Aber der ältere hatte die Ketten schon zehn Jahre lang getragen, und unter der anstrengenden Arbeit, die ihm sein Herr auflegte, seine Kräfte und Gesundheit völlig zugesetzt. Der jüngere Bruder konnte es nicht über's Herz bringen, ihn in einem so betrübten Zustande zurückzulassen. Das süße Geschenk der Freiheit, und die Hoffnung, sein Vaterland wiederzusehen, verlor allen Reiz für ihn, weil sein geliebter Bruder so elend war. „Weißt du was, Bruder!“ — sagte er zu ihm — „ich bin jung und stark. Ich kann eine solche Lebensart noch länger ausdauern. Kehre du statt meiner nach England zurück; ich bleibe hier als Sklave. Gibt dir Gott Vermögen oder Freunde, so weiß ich gewiß, daß du für meine Loslassung sorgen wirst.“ — Der Kranke weigerte sich lange: aber endlich gab er den Bitten seines jüngern Bruders nach, den er auch bald darauf aus der Sklaverei loskaufte. —

646. Nicht den demüthigen, den ungehorsamen Sohn wollte der Vater enterben.

Der Sohn eines reichen Kaufmanns zu London hatte sich in seiner Jugend allen Ausschweifungen ergeben. Statt auf die Erinnerungen und Warnungen seines guten Vaters zu achten, verachtete er dieselben, und verursachte dadurch seinem Vater so vielen Kummer, daß er krank wurde und starb. Vor seinem Tode errichtete er aber noch ein gerichtliches Testament, nach welchem er diesen seinen jüngern Sohn, der Dorval hieß, enterbte. Dorval stellt, da er den Tod seines Vaters erfährt, ernstliche Betrachtungen an, geht in sich, und beweint seine vorigen Verirrungen. Er hört bald, daß er enterbt sey. Diese Nachricht entreißt seinem Munde kein Murren. Er ehrt dieß Andenken selbst noch in der seinem Interesse so äußerst nachtheiligen Lage; er sagte weiter nichts als: „ich habe es verdient.“ Diese Mäßigung kommt seinem ältern Bruder Jenneval zu Ohren, welcher voll Freude über Dorvals glückliche Herzens- und Sinnesänderung ihn sogleich aufsucht, ihn umarmt, und mit folgenden Worten anredet: „Lieber Bruder! unser gemeinschaftlicher Vater hat nach seinem Testamente, das du hier siehst, mich zu seinem einzigen rechtmäßigen Erben eingesetzt, aber er wollte nur den Menschen ausschließen, der du sonst warst, und nicht denjenigen, der du jetzt bist; ich gebe dir den Theil, der dir zukommt!“ —

647. Mein Bruder ist den Eltern nützlicher als ich.

Ein Transport portugiesischer Truppen, die nach Indien schifften, litt unterwegs Schiffbruch. Ein Theil der Geretteten trat auf der Küste der Kaffern an's Land, und der Rest stach auf einem aus den Trümmern des Schiffes erbauten Boote in die See. Als sie eine ziemliche Strecke weit gesteuert hatten, nahm der Steuermann wahr, daß das Fahrzeug überladen war, und bemerkte dem Anführer, daß es in Kurzem untersinken müßte, wenn man nicht ein

Dutzend Schlachtopfer in's Meer würfe. Das Loos fiel unter andern auf einen Soldaten, dessen Namen die Geschichte nicht aufbehalten hat. Sein jüngerer Bruder fällt dem Commandanten des Schiffes, Eduard v. Mello, zu Füßen, und bittet flehentlich, die Stelle seines ältern Bruders vertreten zu dürfen. „Mein Bruder" — sagte er — „ist geschickter als ich; er ernährt meinen Vater, meine Mutter, meine Schwestern; wenn sie ihn verlieren, so müssen sie Alle im Elend verderben. Erhalten Sie ihr Leben, indem Sie das seinige erhalten, und lassen Sie mich umkommen, der ihnen keine Hilfe leisten kann." Mello willigte darein, und ließ ihn in's Meer werfen. Der Jüngling schwimmt dem Boote sechs Stunden lang nach; endlich erreichte er es. Man droht ihm mit dem Tode, wenn er es versuchen würde, sich hineinzuschwingen. Die Liebe zu seiner Erhaltung siegt über die Drohung; er kletterte hinauf, man will ihn mit einem Degen durchstoßen, er fängt ihn auf, und hält ihn fest, bis er sich in's Boot geworfen hat. Diese außerordentliche Standhaftigkeit gieng Jedermann zu Herzen. Es ward ihm erlaubt, bei den Andern zu bleiben; und so gelang es ihm, sein und seines Bruders Leben zu erhalten.

648. Der älteste Bruder für den jüngsten.

Bei der im Jahr 1793 im Hannöver'schen gemachten Truppenaushebung war auch der Meier Heinrich Christoph Weber, aus dem Flecken Grohnda an der Weser, mit seinen drei Söhnen vor Oberamt zu erscheinen bestellt, damit einer von den letztern zum Rekruten ausgewählt werden könnte. Den ältesten Sohn Ludwig Weber, als künftigen Erben der Meierei, konnte und durfte man dem alten Vater und dem väterlichen Hofe nicht wohl entreißen; auch den zweiten Sohn trug man Bedenken, wegzunehmen, weil seine an einen Meier in der Nachbarschaft verheirathete Schwester, die keine Kinder hatte, diesen Burschen von Jugend auf erzogen, und gleichsam an

Kindesstatt angenommen hatte, und er deren Meierhof antreten sollte. Das Loos traf also den jüngsten der drei Brüder, einen Jüngling von 17 Jahren; er wurde, da er groß und stark genug war, als Rekrut aufgezeichnet. Die Augen schwer von Thränen, umarmten sich nun Vater und Sohn, Bruder und Bruder, und sagten einander ein Lebewohl auf immer; kurz, es eröffnete sich ein Auftritt, der alle Anwesenden erschütterte, und den kein Mann von Gefühl ohne innige Theilnahme mit anzusehen vermochte. Der älteste Bruder war am meisten bewegt, und jeder aufmerksame Menschenbeobachter konnte in seinem Gesichte den Kampf, der im Innersten seiner Seele vorgieng, und den Schmerz über die Trennung von seinem geliebten Bruder gar leicht entdecken; er erbot sich, statt seines Bruders dem Vaterlande zu dienen, wenn er unter die Kavalerie abgegeben würde, welches man ihm jedoch nicht versprechen konnte. Des andern Tages, einige Stunden vorher, ehe der Rekrutentransport abgeführt werden sollte, kam Ludwig Weber vor das Amt, und bat, ihn unter die Rekruten aufzunehmen und seinen Bruder loszugeben. „Er habe" — sagte er — „diesen Schritt reiflich überlegt, und nichts könne ihn nunmehr von der Ausführung desselben abhalten." — Als Hauptbeweggrund seines Entschlusses führte er vorerst an: die große Anhänglichkeit seiner Eltern an seinen jüngsten Bruder, denen die Trennung von diesem ihrem Lieblinge gar zu nahe gehe; sodann das noch jugendliche Alter desselben, welches zu den im Kriege unvermeidlichen Strapazen noch nicht abgehärtet genug, auch den Verführungen mehr als ein reiferes Alter ausgesetzt sey, und endlich Vaterlandsliebe, er könne nämlich, da er schon 24 Jahre alt sey, dem Feinde thätigeren Widerstand thun als sein Bruder. — Der würdige Beamte rief ihm zu: „Ihr seyd ein edler Mann!" — reichte ihm dabei die Hand, und sagte: „bleibt künftig mein Freund, und ein eben so biederer deutscher Mann, wie Ihr Euch jetzt zeigt; ich kann Euch zwar nicht belohnen, aber bewundern muß

ich eure erhabene Seele; Ihr habt meine ganze Hochachtung und zugleich die Versicherung, daß Euch, nach der landesherrlichen Bestimmung, das nächste Recht zu dem väterlichen Maierhofe zustehe.“ — Ludwig Weber, der bei diesen Worten seinem Obern die Hand drückte, und dem die Thränen aus den Augen rollten, sagte weiter nichts als: „Sorgen Sie für mich!“ und ward jetzt in die Mannschaftsliste eingetragen und mit den andern Rekruten abgeführt.

649. Seyd eben so gute Söhne als Brüder.

Während der Revolutionszeit wurde im Jahr 1793 die Stadt Lyon in Süd-Frankreich von den Republikanern belagert. Hier lebte ein glücklicher Vater zweier Söhne, von denen der eine nicht gar 15, der andere 12 Jahre alt war. Der ältere mußte das Gewehr tragen, und hatte sich bei den Ausfällen gegen die Republikaner sehr ausgezeichnet. Der Vater verlor schon während der Belagerung sein Leben, und nur die Mutter blieb erhalten. Als Lyon einige Monate darauf eingenommen wurde, setzte man den Jüngling, weil er das Gewehr getragen hatte, in das unter dem Namen „der schwarze Keller“ bekannt gewordene schreckliche Gefängniß, und verurtheilte ihn zum Tode. Sein jüngerer Bruder, der ihn überall gesucht und nirgends gefunden hatte, kam endlich auch an das Kellerloch, das auf die Straße Lafond hinaus geht, und rief ihm bei seinem Namen. Als der kleine Gefangene seines Bruders Stimme hörte, streckte er, freilich vergebens, seine Hände durch das Gitter, um ihn zu umarmen, und dieser richtete sich auf den Zehen in die Höhe, um wenigstens des gefangenen Bruders Hand berühren und küssen zu können. — „O mein Bruder,“ — rief der jüngere — „dich wollen sie umbringen, und ich soll dich nicht wiedersehen? Hast du denn nicht gesagt, daß du noch nicht 15 Jahre alt bist?“ — „Ja, Bruder!“ — antwortete jener — „ich habe Alles gesagt, aber sie wollen nichts hören. Geh,

und tröste unsere gute Mutter! O, nichts macht mir mehr Kummer, als daß ich sie krank hinterlasse. Sage ihr aber noch nicht, daß ich sterben muß!« — Der Kleine zerfloß in Thränen. Er legte sich auf die Erde nieder, winselte und rief unaufhörlich: »Ach, er soll sterben und ist noch nicht 15 Jahre alt!« — Man drohete ihm, daß er schweigen und sich entfernen solle; aber er blieb unbeweglich auf seiner Stelle, bis er durch eine Wache mit Gewalt hinweggerissen, und vor einen der Kommissäre gebracht wurde. Zum Glück war dieser nicht ganz taub gegen die Stimme der Menschlichkeit. Er redete dem Knaben zu, sich zu beruhigen, und sich in sein Geschick zu fügen. — Aber wie konnte er das? — Er warf sich nun, da alle seine Bitten zurückgewiesen wurden, nieder vor dem bisher Unerbittlichen, blickte zu ihm hinauf, und flehte so herzlich und so dringend: er möchte ihn doch für seinen Bruder sterben lassen, — daß dieser gerührt wurde, ihn freundlich aufhob und einige Zeilen schrieb, die er sogleich absendete, indem er ihn warten hieß. Nach einer Viertelstunde erschien der Gefangene, begleitet von einer Wache, aber ohne Fesseln. — »Gott im Himmel,« — riefen beide — »mein Bruder!« — Sie umarmten sich einige Minuten, und dann waren die ersten Worte des Kleinen: »Nun verlasse ich dich nicht wieder!« — »Das sollst du auch nicht! — sagte der Kommissär — »geht zu eurer Mutter, und seyd eben so gute Söhne, als ihr gute Brüder seyd!«

630. Nein, wir wollen Geschwister bleiben.

Ein Herr von Remonsat zu Marseille (Marselj') ließ kurz vor seinem Tode seine zahlreiche Familie um sein Bett versammeln. Er dankte seinen Kindern für die Freude, die sie ihm durch ihren Gehorsam und ihre Ergebenheit gemacht hatten, besonders durch die zärtliche Geschwisterliebe, die unter ihnen herrschte. — »Aber,« — fügte er hinzu, — »ich habe euch ein Geheimniß zu ent-

decken, das einen von Euch aus Eurem Kreise entfernen wird. So lange ich Hoffnung hatte zu leben, verschwieg ich es Euch; aber Eure Rechte bei der Theilung meines Nachlasses darf ich nicht schmälern. Einer von Euch ist ein von mir angenommenes Kind; das Kind der Amme, an deren Brust mein wahres Kind starb. Soll ich ihn nennen?" — „Nein, nein!" riefen alle, „wir wollen alle Geschwister bleiben."

651. Die Eine Bruderhand.

Zu Vernanton (Wernanton) an der Yonne (Yonn) im südwestlichen Frankreich, lebte noch vor wenigen Jahren ein Floß-Schiffer, Namens Aubry (Ohbry), arm an Gütern und Schätzen, aber reich durch eine Reihe würdiger Kinder, die in der innigsten Eintracht und Zärtlichkeit mit einander lebten. Furchtbare Ueberschwemmungen der Yonne, eines reißenden Flusses, auf welchem sehr viel Bauholz abwärts geführt wird, hatten die Floßgassen und Wehre zerstört: man hatte neue unternommen und mit großen Kosten zu Stande gebracht. Am letzten Oktober 1800 wurde das neue Fahrwasser eröffnet, und auf dem Floße, welches zuerst Gebrauch davon zu machen bestimmt war, sollte der kaum 13jährige Sohn Aubry's seine erste Fahrt machen. Es war ihm aufgetragen, das hintere Ende des Floßes zu leiten. „Nein," — sagte sein Vater, — „diese Stelle ist zu gefahrvoll für dein zartes Alter, und die Gewalt des Wassers ist zu groß; ohne mich sollst du dieses Wagestück nicht beginnen, ich werde dir zur Seite stehen." Der Sohn lehnte des Vaters Hilfe ab. „Wenn ich unglücklich wäre, verlören meine übrigen Geschwister nicht viel," — sagte er, — „noch bin ich nicht im Stande, Vieles für sie zu thun; aber wenn auch dich mein Unglück mit hinab in die Wellen risse, guter Vater, alsdann hätten sie Alles verloren, ihren Rathgeber, ihren Freund und Helfer. Darum laß mich allein, mich beschirmt die Vor-

sehung, und ich habe die frohe Hoffnung, dich bald wieder zu sehen!" — Der Vater, ohne auf diese Rede seines Sohnes zu achten, bestieg das Floß mit dem Sohne, und stand schützend neben ihm; er hatte den einen Arm um den Jüngling geschlungen, der muthig steuerte, mit dem andern hielt er sich am Gebälke fest. Kaum war das Floß im Gange, als die hintere Hälfte 4 bis 5 Fuß tief sank. Die schäumenden Wellen tobten so ungestümm, und mit solcher Gewalt, daß es der stärksten menschlichen Kraft unmöglich war, ihrer Wuth zu widerstehen. So fest der Vater den Sohn umklammert hielt, so konnte dieß doch die Wogen nicht hindern, beide von einander loszureißen. Laut auf schrie Aubry, als er seinen geliebten Sohn von dem Strudel ergriffen sah; noch suchte er Alles anzuwenden, um seinen Sohn zu retten, aber bald ergreift auch ihn der Strudel, und verschlingt ihn wie jenen. Am Gestade hatte sich eine Menge neugieriger Personen eingefunden, die das schreckenvolle Schauspiel mit ansahen; man ruft inständig um Hilfe und Rettung für die Unglücklichen; gute Menschen eilen herzu, und bieten den im Schwimmen geübten starken Strandbewohnern Geld zur Belohnung an. Aubry und sein Sohn kämpfen mit den Wellen; der Alte, erfahrener in ähnlichen Gefahren, hält sich lange empor: sein Blick sucht Hilfe, für seinen Sohn mehr als für sich selbst. Auch der Jüngling kämpft rüstig, aber der Strudel ist zu gewaltig, seine Kräfte ermatten. Jetzt eilen noch andere menschenfreundliche Einwohner herbei mit Stangen und Schlingen und Tauen, die sie dem kämpfenden Aubry zuwerfen, so weit sie können; einige wagen sich bis über die Hälfte des Leibes, und so gelingt ihnen die Rettung des Vaters; er wird an einem Taue, das er ergriffen hat, an das Gestade gezogen; sinnlos liegt er hier, denn jetzt erst hemmt ihm die schreckliche Begebenheit den Gebrauch seiner Sinne. Indessen waren auch Aubry's Töchter, welche die Angst kaum aufrecht erhalten hatte, herbeigekommen;

dankbar und flehend zugleich erhoben sie die Hände gen Himmel: in ihrem Danke für den wiedergeschenkten Vater lag zugleich die heiße Bitte um des geliebten Bruders Rettung. Aber mit jedem Augenblicke verschwand die Hoffnung mehr und mehr: vergebens waren die Thränen und Bitten des durch die Pflege seiner Töchter wieder erwachten Vaters: Niemand wollte sich in den Strudel wagen, in welchem jetzt nur noch eine Hand, jetzt ein Theil des Kopfes auf Augenblicke sichtbar wurde. Jetzt war auch der ältere Bruder, den die Trauerbotschaft zuletzt erreicht hatte, herbeigeeilt. „Weh uns, mein Sohn!" — ruft ihm der Vater entgegen, und reckt die Hände nach dem Strome aus. — „Ach," — seufzte der Jüngling, dem einige Jahre zuvor in Italien eine Kanonenkugel den linken Arm genommen hatte, — „armer Bruder! Ist denn Niemand, der ihn rettet! Erbarmt sich kein Mensch dieses Hilflosen?" So rief er, und zeigte mit thränenvollen Blicken auf den elenden Rest seines in der Schlacht verlorenen Armes. Umsonst ist sein angstvoller Hilferuf; er stürzt sich zu den Füßen seines Vaters und ruft: „ich rette ihn, oder ich sterbe mit dem Bruder! Gott mit mir!" — Mit diesen Worten rafft er sich auf, und stürzt sich besonnen in den rauschenden Strom. Nur eine Hand blieb ihm zum Schwimmen: dennoch gelangt er an die gefahrvolle Stelle, erreicht den Bruder, hebt ihn durch eine geschickte Wendung auf seinen Rücken, und ist so glücklich, ihn unter lautem Jubel der anwesenden Menge an das Gestade und in die Arme des geliebten Vaters zu bringen. Zwar schien der 13jährige Knabe jetzt ohne Leben; aber Gott segnete den Gebrauch der zu seiner Erhaltung angewandten Mittel, und er ward wieder glücklich in's Leben gebracht und völlig hergestellt.

652. Der ältere Bruder als Erzieher des jüngeren.

Poirese (Poarehs), der Sohn reicher und vornehmer Eltern in der ehemaligen Provence (Prowahnß', Name einer

Provinz im mittäglichen Frankreich), zeigte schon in seiner frühen Jugend eine ungewöhnlich große Lernbegierde. Bei Allem, was ihm vorkam, fragte er immer nach dessen Namen, Ursprung und Nutzen, und nicht selten wurden, bei seinem Scharfsinn und frühreifen Verstande, selbst die Erwachsenen um ihn her durch seine Fragen dergestalt in Verlegenheit gesetzt, daß sie nicht wußten, was sie ihm antworten sollten. Sein liebenswürdiges, zuvorkommendes Betragen gewann ihm die Herzen Aller, die ihn näher kennen lernten. Vorzüglich verdient hier auch seine edle Bruderliebe als Muster aufgestellt zu werden. Er war noch nicht älter als sieben Jahre, da er seinen fünfjährigen Stiefbruder Valave (Walaw') unter seine Leitung nahm. Er ordnete nicht nur seine Geistesbeschäftigungen, sondern wachte auch über seine Sitten; er leitete seine Handlungen mit der Geduld und mit dem Eifer eines in der Erziehungskunst erfahrenen Mannes. Das Anziehendste bei diesem Benehmen war, daß der kleine Lehrer seinen Schüler nie die Ueberlegenheit seines Alters, seines Geistes und seines Geschäftes empfinden ließ, seinen kleinen Zögling, auch wenn er fehlte, mit brüderlicher Schonung behandelte, beim Unterrichte alle Geduld und Aufmerksamkeit auf ihn wandte, in den Erholungsstunden aber voll Frohsinns, ganz nach Kinderart, mit ihm spielte. So gab nun dieser verständige und rechtschaffene Knabe, indem er selbst mit anhaltendem Eifer studirte, seinen Lehrern pünktlich gehorchte, und seine Pflichten mit größter Strenge beobachtete, dadurch seinem Bruder ein sehr einladendes Beispiel zu einer guten Aufführung. Und dieß schöne Bezeugen des jungen Erziehers war keineswegs nur von kurzer Dauer; er setzte vielmehr seine Bemühungen bis in's Jünglingsalter fort. —

V.

Freundschaft.

Ein treuer Freund ist ein starker Schutz, wer den hat, der hat einen großen Schatz. Ein treuer Freund ist mit keinem Geld noch Gut zu bezahlen. Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens; wer Gott fürchtet, der kriegt solchen Freund. Sir. 6, 14—16.

---

653. Die giftige Wunde.

Als Kaiser Karl V. nach dem Tode seines Großvaters, Königs Ferdinand von Spanien, nach Madrid gieng, um das Reich in Besitz zu nehmen, befand sich unter seinem Gefolge ein junger französischer Graf aus dem Hause de Bossu (Bossüh). Des Jünglings vorzügliche Größe und Bildung, seine körperliche Gewandtheit, die ihn zum trefflichen Reiter machte, seine zuvorkommende Dienstbeflissenheit und seine übrigen liebenswürdigen Eigenschaften hatten ihn dem Kaiser so werth gemacht, daß er immer um ihn seyn mußte. Einst hatte Karl eine große Jagd veranstaltet, und setzte einem Eber tief in den Wald hinein mit solcher Hitze nach, daß ihm Niemand zu folgen wagte als de Bossu, der sich aber dabei unversehens an einem vergifteten Dolche, welchen er, nach damaliger Gewohnheit der spanischen Jäger, bei sich trug, verwundet hatte. Karl bemerkte das hervorströmende Blut an seinem Liebling, und fragte erschrocken, ob ihn der Eber verwundet habe. De Bossu sagte die Wahrheit, wie es zugegangen sey, mit dem Beifügen, daß er Niemanden als sich selbst Vorwürfe zu machen habe. Karl kannte die tödtliche Wirkung des Giftes, sobald es in's Blut übergehe. Um seinen Liebling zu retten, dachte er nicht an eigene Lebensgefahr: er sprang vom Pferd, befahl dem Grafen auch abzusteigen, und sich unbedingt seinem Willen zu unterwerfen. Der Graf machte Einwendungen;

allein Karl bestand darauf, riß die Kleidung von der Wunde, sog das Blut zu wiederholten Malen aus, und spuckte es weg. Diese entschlossene Handlung lohnte den königlichen Freund mit der Freude, seinem Freunde das Leben gerettet zu haben, ohne nachtheilige Folge für das seinige, und stiftete ihm bei der Nachwelt ein schöneres und bleibenderes Denkmal als tausend andere.

654. Nicht Einen, beide Arme gäbe ich für ihn.

Heinrich II., Herzog von Montmorency (Monmorahnsy), der letzte dieses berühmten Hauses in Frankreich, hatte sich in den Händeln, welche König Ludwig XIII. mit seinem Bruder, dem Herzog von Orleans, führte, auf des Herzogs Seite geschlagen. Als es im Jahr 1632 bei Chatelnau (Schatelno) d'Arry in Languedoc zu der für den Herzog so unglücklichen Schlacht kam, ward unter andern auch der Herzog v. Montmorency gefangen und verurtheilt, als ein Empörer den Kopf zu verlieren. Keiner von den Großen des Hofes, die ehemals seine Freunde waren, wagte es, bei dem König eine Fürbitte für ihn einzulegen: nur Herr v. Chatelet bewies sich als Freund in der Noth. Er warf sich dem erzürnten König zu Füßen, und flehte, wiewohl vergeblich, um des Herzogs Begnadigung. Als der Monarch seine Bitte abschlug, setzte er die Worte hinzu: »Ich glaube, Ihr würdet wohl gar Einen Arm darum geben, wenn Ihr den Herzog bei'm Leben erhalten könntet?« — »Ich würde beide hingeben, allergnädigster Herr,« — antwortete der großmüthige Freund — »wenn ich den Einen damit retten könnte, der ehemals für Euer Majestät so viele Siege gewonnen hat und gewinnen kann.«

655. Helft nur meinem Freunde!

Zwei Matrosen, Antonio und Roger (Roschehr), der eine ein Spanier, der andere ein Franzose, geriethen auf einer Reise zur See in die Hände eines algierischen

Seeräubers, der sie beide als Sklaven verkaufte; doch blieben sie glücklicherweise bei einander. Sie bekamen Einen Herrn, und wurden zu allerlei Arbeiten gebraucht. Ihre gegenseitige Freundschaft erleichterte ihnen ihr gemeinschaftliches Elend. Sie arbeiteten an der Anlegung einer Straße, die durch ein felsigtes Gebirge geführt werden sollte, welches unten das Meer bespülte. Eines Tages bemerkte Antonio in der Entfernung ein Schiff. „Vielleicht, vielleicht kommt eine Rettung für uns," — sagte er zu Roger, und zeigte ihm das Schiff. — „Hoffentlich" — fuhr er fort — „ist das Schiff ein christliches, und wird nahe an der Küste vorbeisegeln." — Roger wußte nicht, was er damit sagen wollte. Antonio erklärte es ihm. „Wenn" — sprach er — „dieses Schiff nicht weit von unserer Küste ist, so stürzen wir uns von dieser Felsspitze in's Meer, und schwimmen nach dem Schiffe hin. O theurer Roger, dann sind wir frei!" Roger stimmte nicht in sein Entzücken ein. Rette du dich, du Lieber!" — sprach er — „ich werde dann mein Elend ruhiger tragen, wenn ich dich nur frei weiß." Antonio verstand nicht, was sein Freund mit diesen Worten sagen wollte, bis er endlich hörte, daß derselbe nicht schwimmen könne. „O!" — sagte er hierauf — „ich kann sehr gut schwimmen, du sollst dich an meinem Gürtel halten, wir werden uns beide retten, denn ich bin stark." Während dieses Gespräches schlug die Stunde, welche die beiden Freunde wieder an die Arbeit rief; schon fiengen auch die Aufseher an ihr Gespräch zu bemerken. Roger war in großer Unruhe; er wäre so gern frei gewesen, und hatte ein so sehnliches Verlangen, seine Eltern wieder zu sehen, aber es schauderte ihn vor der Lebensgefahr, die sein Freund zu seiner Rettung übernehmen müßte, um so mehr, da es leicht geschehen konnte, daß ihm die Last zu schwer würde, und sie beide untersanken. „Nein," — sagte er — Antonio, rette dich; ich will gerne bleiben!" Nach zwei Stunden war das Schiff da. — Antonio kam. — „Jetzt, Freund,

jetzt" — rief er — „ist es Zeit. Deine Hände — und fort!" — Roger sträubte sich. „Rette dich allein, mein Theurer!" — sagte er — „ich will dir deine Arbeit nicht noch erschweren." — Er fiel ihm mit diesen Worten in die Arme, und weinte einen Strom von Thränen. „O theurer Roger," — erwiederte Antonio — „jetzt keine Thräne, jetzt brauchen wir Muth und Entschlossenheit! Zaudern wir noch ein Paar Minuten, so sind wir vielleicht auf immer Sklaven. — Komm, Freund, wenn du nicht willst, daß ich mich vor deinen Augen von diesem Felsen in den tiefen Schlund hinabstürze und meinem Leben ein Ende mache." Antonio umschlingt jetzt seinen Freund, der sich ihm zu Füßen geworfen und gefleht hatte, daß er sich allein retten möchte, mit seinen starken Armen, erreicht in vollem Laufe mit ihm den Gipfel des Felsen, und stürzt sich mit ihm muthig in's Meer hinab. Im Hinabspringen bat Antonio seinen Freund, sich nur fest an seinen Gürtel zu halten. Beide sinken unter, erscheinen aber bald wieder auf der Oberfläche; Antonio arbeitete mit der größten Anstrengung, um bald das Schiff zu erreichen. Jetzt bemerkte man auch auf dem Schiffe den Vorfall, obwohl man nicht wußte, was man daraus machen sollte. Die Aufseher der Sklaven hatten aber auch die Flucht der beiden Freunde bemerkt, und sprangen in eine Schaluppe, welch eam Ufer stand, um die beiden Flüchtlinge wieder einzuholen. Antonio, welcher sie erblickte, verdoppelt seine Kräfte, um ihnen zu entkommen. Auch Roger hatte sich umgesehen, und die Gefahr entdeckt, worin sie schwebten. — „Rette dich, Theurer!" — ruft er seinem Freunde zu — „ich halte dich nur auf." Mit diesen Worten ließ er den Gürtel fahren, und sank unter. Antonio stürzt ihm nach, und ergreift ihn auf's Neue. Beide blieben eine Zeit lang unsichtbar unter dem Wasser, und so wußten ihre Verfolger in der Schaluppe nicht, wo sie seyn möchten, und hielten einige Zeit ungewiß stille. — Indessen hatte man auch vom Schiffe ein Boot ausgesetzt, und ruderte heran.

Nach einer kurzen Zeit erscheint Antonio wieder mit seinem Freunde auf den Wellen — und das Boot eilt ihnen entgegen. Aber alle seine Kräfte sind erschöpft. Jetzt ruft man ihm vom Boote aus zu; er ermannt sich auf's Neue, kämpft gegen die Wellen, ermattet wieder, und will so eben untersinken, als glücklicherweise das Boot da ist, und sie aufnimmt. Beide waren im Verscheiden. Antonio hatte nur noch so viel Kraft zu rufen: »Helft nur meinem Freunde!« — und fiel dann ohnmächtig nieder. — Roger lag schon ohne Lebenszeichen ihm zur Seite. Man suchte Beiden zu helfen, und Roger kehrte zuerst in's Leben zurück. Wie erschrack er, als er seinen Retter erblaßt zu seinen Füßen sah! Er wirft sich mit lautem Geschrei auf den erstarrten Körper desselben, und erfüllte die Luft mit seinem Wehklagen. Endlich holte auch Antonio wieder Athem, und nun war Roger vor Freuden außer sich. Man verdoppelte jetzt die Bemühung, durch Reiben und Erwärmen den Erstarrten wieder zum völligen Leben zu bringen, und es gelang. Antonio öffnete seine Augen wieder, und Roger drückte ihn an seine Brust. So kamen sie an's Schiff. — Die rohesten Matrosen hatten Ehrfurcht vor ihrer Freundschaft, und beeiferten sich um die Wette, ihnen Dienste zu erzeigen. In wenigen Tagen waren die Kräfte Beider hergestellt. Roger kommt nach Frankreich, und wurde Gondelfahrer zu Versailles (Wersallj'). Antonio aber geht zu seiner Frau und Kindern nach Spanien zurück; jedoch trennte auch dieser weite Raum ihre Herzen nicht, und sie unterhielten, bis Roger starb, den zärtlichsten Briefwechsel. Ueberall erstaunte man über ihr Schicksal, und bewunderte die Stärke und den Muth ihrer treuen Freundschaft.

656. Die Lust, an dem Freunde recht viel thun zu können.

John Smith, ein armer Schneider in England, gieng nach Ostindien. Er kam nach etwa 16 Jahren

glücklich und mit einem sehr ansehnlichen Vermögen nach London, seiner Vaterstadt, zurück. Hier suchte er sogleich seinen Herzensfreund, einen gewissen Leineweber, auf, den er bei seiner Abreise äußerst arm verlassen hatte, und jetzt auch noch in großer Dürftigkeit fand. „Wie geht's? Thoms!“ — fragte ihn der ehrliche John Smith. Thoms kannte den vornehmen Herrn nicht, und hielt ihn wenigstens für einen Lord. — „Sehr kümmerlich, Mylord!“ — „Kümmerlich? Es ist gut, daß ich's weiß. Habt Ihr immer noch nichts im Vermögen, guter Thoms?“ — „Bei Gott! Nichts, Mylord!“ — „Sehr gut, sehr gut, lieber Thoms! Habt Ihr auch noch kein Haus!“ — „Ach! wie sollt' ich zu einem Hause kommen?“ — „Auch gut, auch gut! Aber eine Frau habt Ihr doch? lieber Thoms!“ — „Ach! Sie belieben zu spaßen, gnädiger Herr! Wie sollt' ich armer Leineweber an eine Frau denken, da ich mich selbst nicht zu ernähren im Stande bin?“ — „Desto besser, Thoms, desto besser. Lebt wohl, Thoms.“ — Hier gieng John fort, und ließ den guten Thoms in einer nicht geringen Verwunderung über diesen Auftritt. „Wie ist mir?“ — fragte sich Thoms — „War's Traum oder Wirklichkeit? Ich muß doch wissen, woran ich bin.“ Schnell sprang er auf und vor die Thüre, aber der Lord war schon verschwunden. Thoms brachte indessen einen sehr verdrießlichen Tag zu, und eine noch viel unruhigere Nacht. Er konnte sich das Abenteuer, welches ihm begegnet war, keineswegs erklären, und bat Gott recht flehentlich um Aufschluß darüber. Er durfte auch nicht lange warten, so war sein Wunsch erfüllt; denn ganz früh kam ein Wagen vor seine Thüre, in welchen er sich setzen mußte, so wie er gieng und stand. Vor einem ansehnlichen Bürgershause hielt der Wagen still. Thoms stieg aus, oder ward vielmehr aus dem Wagen gerissen, denn er war halb nackend. Bei'm Eintritte in's Haus umarmte ihn der seltene Freund John Smith, und gab sich ihm zu erkennen. „Höre, Thoms!“ — sagte er — „da ich nichts

hatte, gabst du mir oft ein Stück Brod und einen Trunk Wasser, und du gabst mir's allezeit aus treuem Herzen und redlicher Freundschaft. Gott hat mich gesegnet, und nun sollst auch du glücklich seyn! Wohl mir, daß ich dir helfen kann! Hier nimm einige Beutel Geld zum Anfang, und ein Haus schenke ich dir auch; und hier ist meiner Frau Schwester, ein gutes braves Mädchen, das in Batavia geboren ist, beten und arbeiten kann, und unfehlbar eines der bravsten Weiber Englands werden wird, die mußt du auf der Stelle heirathen, Thoms; auf der Stelle, denn ich will schlechterdings dein Hauswesen vollzählig wissen. Komm!« — Hier führte John den Thoms in ein Zimmer, wo ein Geistlicher sogleich die Trauung verrichtete. Alles dieses geschah dem Thoms wie im Traume, und er hatte Mühe, sich von der Veränderung zu überzeugen, daß er ein Haus und Güter, und eine so liebe Frau besitze.

657. Hier im fremden Lande bin ich ihm der Nächste.

Einst trafen auf ihrer Wanderschaft zwei Handwerksbursche zusammen, der eine ein Schmied, der andere ein Schneider. Sie reisten mehrere Wochen mit einander, bis sie endlich nach Polen kamen. Während dieser Zeit hatten sie sich genauer kennen gelernt, einander ihr Herkommen und ihre Lebensgeschichte erzählt, und endlich Brüderschaft mit einander gemacht. Sie theilten gewöhnlich, was sie von Lebensmitteln hatten, unter sich, und halfen sich gegenseitig in Allem brüderlich aus. Es fügte sich, daß der Schmied in Polen krank wurde, und in einem Dorfe unter fremden Leuten, die nicht einmal deutsch verstanden, liegen bleiben mußte. Hier wäre er übel daran gewesen, wenn er seinen Kameraden nicht bei sich gehabt hätte; denn er hatte kein Geld, und sein Felleisen war mit Allem, was sich darin befand, kaum einige Thaler werth. Dieß wurde nun freilich verkauft, aber das daraus gelöste Geld war bald verzehrt, und noch sah

man keine Besserung. Nun bewies sich der Schneidergeselle recht brüderlich gegen ihn, und verließ ihn nicht in seiner Noth. Hier in diesem fremden Lande bin ich ihm ja der Nächste! dachte er bei sich selbst; und als solcher handelte er auch. — Er verkaufte daher von seinen Sachen ein Stück nach dem andern, bis ihm nichts mehr übrig blieb; aber er hatte dafür die Freude, seinen Kameraden durch seine Pflege wieder hergestellt zu sehen. Dieser konnte ihm die Treue, die er an ihm bewiesen hatte, nicht genug verdanken, und weinte manchmal an seinem Halse aus Bekümmerniß, daß er ihm seine verkauften Kleidungsstücke nicht wieder ersetzen könne; aber der Schneider tröstete ihn darüber, und sagte: Gott werde es ihn wohl nicht vermissen lassen; ein Mensch sey dem andern einen solchen Liebesdienst wohl schuldig, und besonders in der Fremde müsse Keiner den Andern verlassen! Sie reisten darauf noch mit einander bis nach Warschau, der Hauptstadt in Polen, wo der Schmied Arbeit bekam, der Schneider aber nicht. Beide Freunde mußten sich also hier trennen. Als der Schneider wieder auswanderte, gab ihm der Schmied eine Stunde weit das Geleite, und unter Vergießung häufiger Thränen schieden sie, als wenn sie leibliche Brüder gewesen wären, von einander, ohne eben hoffen zu können, daß sie sich in dieser Welt jemals wieder sehen würden. Der Schneider wanderte hierauf durch Böhmen, Sachsen, Hessen, Lothringen bis nach Frankreich, wo er beinahe zehn Jahre blieb, und bald in dieser bald in jener Stadt arbeitete, ohne irgendwo sein Glück zu finden. Endlich kehrte er nach Deutschland zurück, und gerieth in Frankfurt am Main unter die Werber, welche ihn überredeten, kaiserliche Dienste zu nehmen, und ihn als Rekruten nach Wien transportirten; da er aber schwächlich und fast beständig krank war, so ließ man ihn nach einigen Jahren wieder laufen, wohin er wollte. Fast nackt und bloß kam er nach Sachsen, um daselbst wieder Arbeit zu suchen; allein da ihn in seinem elenden Aufzuge Niemand zur Ar-

beit annehmen wollte, so mußte er endlich betteln. Eines Abends spät sprach er in einem Dorfe (es war gerade an einem Sonnabende) bei einer Schmiede auch um einen Zehrpfennig an: da dünkte dem Meister, welcher mit vier Gesellen vor der Esse arbeitete, die Stimme des Ansprechenden sehr bekannt. Er nahm die Hängelampe in die Hand, schaute dem Bettler in's Gesicht, und — „je Bruder! bist du's oder bist du's nicht?" riefen Beide fast zu gleicher Zeit; und in der That waren es die beiden Kameraden, die seit der Trennung in Warschau nichts weiter von einander gehört hatten. Der Schmied, welcher unterdessen in dieser Werkstatt in Arbeit gestanden, und durch die Heirath der Wittwe, der sie gehörte, reich geworden war, war ganz außer sich vor Freuden. Er herzte und küßte den Schneider, und schämte sich seiner nicht, ob er gleich ein zerlumpter Bettler war. Er führte ihn mit lautem Jubel in seine Stube, drückte ihn in den Großvaterstuhl am Ofen nieder, sprang auf einem Beine wie ein Knabe, und alle seine Hausgenossen sperrten vor Verwunderung die Augen weit auf. „Lene!" — sprach er zu seiner Frau, — „geschwind springe hinauf, und hole ein feines Hemd und meinen Sonntagsstaat herunter, daß der gute Freund da sich ankleiden kann!" Der Schneider wollte Allerlei dagegen einwenden, aber der Meister hielt ihm den Mund zu, und sagte: „schweig, und sprich mir kein Wort dagegen! Du hast's wohl um mich verdient, daß ich mein bischen Hab und Gut mit dir theile." Es half nichts, der Schneider mußte sich putzen, und aus einer langen Pfeife rauchen. Der Meister gebot ihm, sich gerade so zu pflegen, als ob er in seinem eigenen Hause wäre, und nachdem er in möglichster Eile sein Tagwerk vollends geendet hatte, setzte er sich mit ihm zu Tische, und ließ alle seine Leute hereinkommen, daß sie den Fremden nun recht genau besehen mußten. Dabei erzählte er ihnen dann, wer der Fremde eigentlich sey, und was es mit ihrer beiderseitigen Freundschaft für eine Bewandtniß habe. Da hatten

Alle eine herzliche Freude über den Ankömmling und besonders die Frau vom Hause, die ihren Mann sehr liebte, und oft dem guten Schneidergesellen, der in Polen eine so treue Stütze ihrem Mann gewesen war, ehe sie ihn persönlich kannte, Gottes Segen gewünscht hatte. Der Meister ließ noch am nämlichen Abend zwei fette Gänse schlachten, und auf den folgenden Tag alle Freunde und Gevattern des Dorfes zu sich zu Gaste laden. „Juchhei! das soll mir ein Freudentag werden," — rief er laut auf, und schwang dabei seine Mütze vor Freuden. Der Sonntag kam, und in der Schmiede gieng's so fröhlich her, als wenn es Kindtaufe gewesen wäre. Nachdem die Mahlzeit geendigt war, erzählte der Schmied alle seine Begebenheiten, und besonders was er seinem Kameraden für einen Liebesdienst zu verdanken habe. Der Schneider mußte dann seine Begebenheiten auch erzählen, und die Gäste gewannen ihn so lieb, daß sie durchaus darauf bestanden, er solle sich in diesem Dorfe häuslich niederlassen und ihr Schneider werden. Der Schmied jauchzte darüber laut, und versprach, ihn mit Geld zu unterstützen, so viel er könne. Er hielt auch Wort; der Schneider fand sein reichliches Brod im Dorfe, verheirathete sich mit einer guten Wirthin, und lebte froh und glücklich.

638. Im Verscheiden hat er mir seine Kinder übergeben.

Moritz Maroni war in einem Alter von zwei und zwanzig Jahren ohne Eltern; diese hatten ihm außer einer bürgerlichen Erziehung bei ihrem Tode nur ein geringes Vermögen hinterlassen. Um es zu vergrößern und Mittel zu finden, sich anständig zu ernähren, hatten ihm, der der deutschen Sprache mächtig war, einige Freunde gerathen, sein Glück in der Hauptstadt des Reichs zu versuchen. Mit wichtigen und ehrenvollen Zeugnissen versehen, gieng er nach Wien, und stellte sich den Leuten vor, an die er gewiesen war. Unter diesen befand sich ein gewisser Ludwig

Görtz, ein sehr redlicher und thätiger Mann, welcher des vollen Vertrauens des Fürsten von Lichtenstein sich erfreute, und der Unterhändler in seinen Angelegenheiten und Verwalter seines ungeheuren Vermögens war. Damals brauchte der Fürst einen Sekretär, und Görtz schlug ihm den jungen Italiener vor, der sogleich und auf eine ehrenvolle Weise angenommen ward. Nach einiger Zeit sah dieser unter den vielen Personen, deren Bekanntschaft er in Wien zu machen Gelegenheit hatte, eine junge Dame, Julie Heilmann. Diese nebst ihrer Mutter immer mit den Sorgen für das Hauswesen beschäftigt, kannte nicht die eitlen Künste der Gefallsucht, war jedoch immer mit anständiger Einfachheit gekleidet. Er wünschte sie zur Frau zu bekommen, und erhielt sie. Er ward Vater mehrerer Kinder, wie dieß auch Görtz war. So fand sich also Moritz in einem ehrenvollen und einträglichen Amte, war mit einer verständigen und würdigen Frau verheirathet, hatte Kinder, die die Hoffnung seines Alters waren: und von so viel Glück mußte er allein Görtz als den Urheber ansehen. Es vergiengen viele Jahre, wo sie mit einander stritten, wer dem andern lebhaftere Beweise des Wohlwollens zu geben vermöge; aber Görtz, obgleich noch nicht sehr alt, wurde von einer heftigen Krankheit ergriffen, welche sich mit dem Tode endigte. Als er in den Armen des tugendhaften Moritz verschied, empfahl er ihm seine Kinder mit der ganzen Macht väterlicher Liebe. Seine Wittwe war in die größte Betrübniß versetzt. Umgeben von einer zahlreichen Familie, deren einzige Stütze sie verloren hatte, konnte sie, wenn sie auch an des Fürsten Wohlwollen nicht zweifelte, sich doch nicht schmeicheln, er werde an die Stelle des verstorbenen Vaters den ältesten seiner Söhne setzen, da sie ihn durch Alter und Erfahrung noch nicht einem solchen Geschäft gewachsen glaubte. In der That ließ der Fürst Moritz rufen, und sprach zu ihm: „Sie sehen, daß ich in Görtz den tüchtigsten Mann verloren, den ich je gehabt habe; nur

die Gewißheit, daß ich in Ihnen einen eben so eifrigen und getreuen Mann in der Leitung meiner Angelegenheiten finden werde, vermindert den Schmerz über einen solchen Verlust. Ihnen also übergebe ich die ganze Verwaltung, die er hatte, und hoffe, Jemand zu finden, der mir Ihre Stelle versehe." — „Aber Görtz hat Söhne hinterlassen," — antwortete Moritz mit ehrfurchtsvoller Freimüthigkeit. — „Und was wollen Sie damit sagen?" — „Ich meinte damit, ein so verdienter Vater könnte einen Sohn zum Nachfolger haben." — „Und würden Sie mir rathen, meine Angelegenheiten einem Jüngling von so unreifem Alter anzuvertrauen?" — „Gnädigster Herr! Sie bedürfen meines Raths nicht; nur das möchte ich sagen, daß die Erziehung, die Görtz seinen Söhnen gegeben hat, mir die Ueberzeugung gibt, daß ihre Fähigkeit und Klugheit nach Jahren nicht abgemessen werden darf." — „Ich hätte gedacht," — antwortete der Fürst — „Sie würden meine Absichten besser begünstigen. — — Doch für jetzt genug, sprechen wir ein anderes Mal davon." — Obgleich Moritzens Söhne gut erzogen wurden, waren sie doch noch zu jung, um Pflicht und Schuldigkeit recht zu erkennen; sie konnten daher ihr Mißfallen nicht verhehlen, als sie ihren Vater eine Stelle ausschlagen sahen, die so sehr ihre Umstände verbessert hätte. Julie selbst, obgleich eine verständige Hausfrau und voll hoher Achtung für ihren würdigen Gemahl, wollte, von mütterlicher Zärtlichkeit getrieben, ihm einige bescheidene Vorstellungen machen. „Ach Julie!" — antwortete Moritz, mit dem Ausdruck der Bewegung und des Schmerzens — „habe Mitleid, versuche nicht auch noch meine Tugend in dem Streit der Pflichten des Vaters und des Freundes. Ganz Wien würde mich mit Recht falsch und undankbar nennen. Wenn ich gestorben wäre, würde Görtz meine Kinder nicht verlassen haben;" — so sprechend verließ er sie, die Augen voll Thränen. Indeß wollte der Fürst seine Angelegenheiten nicht länger unbesorgt lassen, und da er glaubte, Moritzens Widerstreben komme

von etwas ganz Anderem her als von dem Trieb einer aufopfernden Freundschaft, ließ er ihn nochmals rufen: „Nun," — sagte er zu ihm, — „wann werden Sie Ihr Amt als mein Verwalter antreten?" — „Ich hoffe, gnädigster Herr, Sie werden mich zu einem solchen Geschäft nicht nöthigen." — „Es ist ja aber doch keine Gnade, die ich von Ihnen fordere, und das Amt, das ich Ihnen anbiete, ist nicht ohne Vortheil. Ich dächte doch, ein Familienvater dürfe nicht so wenig auf seinen eigenen Nutzen bedacht seyn, da es auch zugleich der Nutzen seiner Kinder ist." — „Ach, gnädigster Herr, Sie zerreißen mir das Herz; es ist Ihnen doch bekannt, daß ich mein ganzes Glück Görtz verdanke. Als er in meinen Armen verschied, wiederholte er mir: „„Ach meine Kinder, meine Kinder!"" würde ich gegen einen solchen Freund nicht undankbar seyn? Nein, nie werde ich glauben, meine Kinder zu vernachläßigen und sie arm zu lassen, wenn ich sie reich an Ehrlichkeit und guten Eigenschaften zurücklasse." — „Aber glauben Sie denn nicht, daß es unklug von mir seyn würde, meine Angelegenheiten einem Jüngling anzuvertrauen, der kaum das sechszehnte Jahr zurückgelegt hat?" — „Wenn dieses, gnädigster Herr, das Einzige ist, was Sie zurückhält, und Sie mich für tüchtig erachten, Ihre Angelegenheiten wohl zu verwalten, so ist Alles im Reinen. Es sey Görtzens Sohn Ihr Verwalter, und ich will auf jeden seiner Schritte ein wachsames Auge haben, und immer Bürge seines Verhaltens seyn." Ganz Wien sprach mit Bewunderung von dem edlen Moritz; Görtzens Familie betrachtete ihn wie einen vom Himmel geschenkten Beschützer, und seine Söhne wagten nicht mehr, sich über ihn zu beklagen. Der Fürst, der bei allem Glanze, der ihn umgab, das Gefühl für Tugend und Freundschaft nicht verloren hatte, ward nach und nach von Moritzens Festigkeit ergriffen, und fühlte sich zu edler Nacheiferung getrieben. Er ließ daher den ältesten von Görtzens Söhnen rufen, und übergab ihm das Amt und die Einkünfte seines verstorbenen

Vaters, indem er ihm zugleich bemerkte, daß diese seine Entschließung nur Folge einer wiederholten Weigerung des edlen Moritz sey; dann ließ er Moritz selbst kommen, und sagte zu ihm: er wolle seinem Rath folgen; er habe schon Görtzens Sohn das Amt übergeben, und ihm selbst bewillige er von diesem Tage an den Gehalt, den die Annahme des ihm angetragenen Amtes eingebracht hätte. Moritz, ganz außer sich vor Freude, eilte nach Hause, und während er Entzücken in seiner Familie verbreitete, indem er die Großmuth des Fürsten verkündigte, erschien Görtzens Wittwe mit allen ihren Kindern, welche, Thränen wahrer Dankbarkeit vergießend, Moritz ihren Wohlthäter und Vater nannten. So sah Moritz mit Einem Male alle seine Wünsche erfüllt; er sah, wie des Fürsten Gunst und Achtung gestiegen war; wie er seiner Dankbarkeit gegen Görtz Genüge geleistet, und sich seine Angelegenheiten zugleich verbessert hatten. Indeß wuchs sein guter Ruf, seine edelmüthige Handlung gelangte bis zum Thron, und der Kaiser, der die Söhne nach ihrem Vater beurtheilte, vertraute ihnen nach und nach die ehrenvollsten Aemter.

639. Eine edle Schweizerfrau.

Catharine, geb. Ziegler (gest. 1796), die vortreffliche Gattin des Helfers Johann Conrad Pfenninger in Zürich, war ein Muster treuer Zärtlichkeit und theilnehmender, immer gleichmüthiger Freundschaft. „Was sie dem Freunde that," — sagt Lavater in seinem ihr gewidmeten kleinen Denkmale — „das war ihr Alles wie nichts; — das Geringste, was ihr gethan ward, war ihr wichtig. Ihre Fragen waren die bescheidensten Fragen der Lernbegierde, der Theilnahme, der schwesterlichen Liebe. Ihre Augen leuchteten vor Freude, wenn sie ihre Freunde froh und glücklich, und im Guten, oder in heilsamer Erkenntniß wachsen sah. Ward in Abwesenheit eines Freundes etwas an ihm getadelt oder geahndet, oder sah man etwas aus

einem lieblosen, schiefen Gesichtspunkte an — oder beurtheilte man etwas an ihm mit Schärfe, so nahm sie sich sogleich seiner mit der gelassensten Sanftmuth, mit der bescheidensten und edelsten Würde, mit der weisesten Treue und mit der delikatesten Wahrheitsliebe an, und beleuchtete, was zweideutig oder fehlerhaft scheinen mochte. Sie hatte besonders die eben so seltene als unschätzbare Gabe: Einzelnes, das allein genommen, abgesondert von dem ganzen Sinne und Charakter des Freundes, herausgehoben aus dem Zusammenhang der Umstände, und aus dem ganzen Gedanken- und Empfindungssysteme des Freundes — schief angesehen werden konnte, sogleich an seine rechte Stelle zurückzusetzen, in seinem wahren Zusammenhange und in der Harmonie mit dem Geiste und den Grundsätzen des Freundes darzustellen, und den Vorwurf von Nichtübereinstimmung mit sich selbst von ihm abzulehnen. Sie beurtheilte das Einzelne aus dem Ganzen, und verlor dadurch den Hauptcharakter des Freundes nie aus dem Gesicht.

660. Nehmen Sie mein Leben als Bürgschaft seiner Unschuld.

Während des Einfalls der Franzosen in Sachsen im Herbste 1806 flüchteten K. v. S... und der Finanzkommissär K...., welche Beide in Einem Dorfe Güter besaßen und sehr nachbarlich befreundet lebten, sich mit ihren Familien nach einem nahe gelegenen Städtchen, weil sie sich dort vor Gewaltthätigkeiten und Plünderungen sicherer glaubten. Letzterer verspätete sich aber, indem er noch manche Anordnungen wegen seiner Haushaltung zu treffen hatte, und mußte der Gesellschaft in ziemlicher Entfernung zu Fuße folgen. Glücklich hatten die Familien ihren Zufluchtsort erreicht, und erwarteten jetzt nur noch mit banger Besorgniß den nachkommenden Vater und Freund. Mit jeder Minute vermehrte sich ihre Angst, und stieg endlich auf den höchsten Grad, als schon einige Stunden ver-

flossen waren, ohne daß der Erwartete bei ihnen eingetroffen war. Händeringend jammerten die Kinder um ihren schon für verloren geachteten Vater, und unaussprechlich war der Schmerz der besorgten Gattin. Gerührt durch diesen jammervollen Anblick eilt der würdige S. — ohne auf eigene Sicherheit Rücksicht zu nehmen, nach der Heimath zurück; vor dem Thore begegnet ihm, als er sich durch eine zahllose Menge Soldaten gedrängt hatte, sein unglücklicher Nachbar, der gewaltsam fortgeschleppt wird. Er umarmte ihn voll Bestürzung; aber außer aller Fassung und fast von Sinnen gekommen, konnte Jener ihm nicht einmal die Ursache seiner mißlichen Lage angeben. Er war sogleich ergriffen worden, da eine bekannte Frau seinen Namen und seinen Charakter genannt hatte. Man brachte ihn zum Obersten der Gensd'armerie (Schandarmerie); S. folgte auf dem Fuße nach, und erfuhr nun dort, da er der fremden Sprache mächtig war, daß dieser Commissaire des finances (Commissär dä Finahn's) eine viel zu wichtige Person sey, als daß man ihn wieder frei geben könne; vielleicht werde er gar für einen Spion gehalten, weßhalb er jetzt verhört und sodann bestraft werde. Auch zum Obersten drängt sich nun der edle S. mit der Vorstellung, daß dieses Prädikat in Sachsen keinen Bezug auf die höheren Staats-Angelegenheiten habe, und bat, weil es der Befreiung seines Freundes und der Beruhigung einer gebeugten Familie galt, mit der größten Innigkeit für denselben. Man wies ihn ab. — Ein Blick auf die kummervolle Lage seines Freundes, dessen Schmerz sich in Thränen auflöste, vermehrte seine zum Herzen gehende Beredtsamkeit, die den härtesten Krieger rühren mußte. Der Oberst — berief sich auf seine Pflicht, zuckte die Achseln und schwieg. Als aber der Finanzkommissär, der Sache unkundig, meinte, man verurtheile ihn zum Tode, und alle Kräfte ihn zu verlassen schienen, da erhob sich der würdige S. mit Nachdruck, und sagte entschlossen: „So haben Sie denn kein Weib, keine Kinder, die Sie erinnern könnten,

menschlich zu seyn? Hat nie das häusliche Glück sanfte Gefühle in Ihrer Brust rege gemacht? Nein, gewiß nicht, sonst wären Sie zu bewegen, diesen schuldlosen Mann frei zu geben, um dessen Rettung jetzt eine liebende Gattin mit ihren Kindern Gott auf den Knieen anfleht! So behalten Sie mich statt seiner in Verwahrung; nehmen Sie mein Leben als Bürgschaft seiner Unschuld!" — „Nein!" — erwiederte der Oberst jetzt vom Gefühl ergriffen — „nehmen Sie ihn, Freund! mit sich, geben Sie ihn seiner Familie zurück; Gott wird auch mich dafür glücklich in die Arme der Meinigen zurückkehren lassen!" — Und so führte der treffliche S. den Finanz-Commissär K.. zurück, bereitete sich eine Stunde des schönsten Vergnügens, und erhöhte die Achtung, die man schon früher ihm zollte.

661. Er gieng aus Liebe zu mir in den Tod.

Unmittelbar nach der schrecklichen Schlacht bei Borodino (Mosaisk) unweit Moskau (7. Sept. 1812), ritt ein sächsischer Offizier über den Wahlplatz. Er erblickte unter den vielen tausend Todten einen jungen russischen Offizier, der von seinem Pferde gestiegen war, und sich über einen Leichnam hingeworfen hatte. Der sächsische Offizier wurde durch das sonderbare Schauspiel veranlaßt, näher hinzureiten. Ein junger gemeiner Russe, dessen schöne Züge auch der Tod nicht hatte entstellen können, lag, mitten durch die Stirne geschossen, auf dem Boden. Der russische Offizier hielt ihn fest in seine Arme geschlossen, und der Sachse stieß unvermuthet auf eine Scene, die sein ganzes Herz ergriff. „Michailow, guter Michailow!" — rief der junge Offizier unaufhörlich — „warum willst du nicht mehr hören?" Er hatte sein Gesicht dicht auf die Wangen des Entseelten gelegt, und benetzte sie mit einem Strome von Thränen. Er wollte ihn durchaus in's Leben zurückrufen, und war viel zu sehr mit dem geliebten Todten beschäftigt, als daß er an die Nähe des Feindes hätte

denken sollen. Auf den weiten Gefilden des Mordens und der Vernichtung, wo alle sanftern Gefühle gewöhnlich schweigen, brachte er hier der Freundschaft ein Opfer, wie es wohl selten auf ihrem Altare erscheint. Erst als ihm der sächsische Offizier, welcher mehrere seiner Leute bei sich hatte, zurief, sich zu ergeben, sah er, daß er gefangen war: — „Schießt mich todt, Kameraden," — sagte er — „wie diesen da, ich mag ohne den treuen Michailow nicht mehr leben. Er gieng aus Liebe zu mir in den Tod." Der sächsische Offizier erfuhr nun, daß der Gebliebene auf den Gütern des jungen Grafen mit ihm aufgewachsen, und sein Spielgenosse und unzertrennlicher Freund gewesen war. Da sein junger Herr in Kriegsdienste getreten war, hatte ihn nichts abhalten können, ihm zu folgen und Soldat zu werden. Er stand bei derselben Compagnie, und war zugleich Bedienter des Grafen gewesen. Dieser hatte ihn am Morgen durchaus zum Train schicken wollen, wogegen sich aber Michailow aus allen Kräften gesträubt hatte. Er mußte neben seinem Herrn fechten, und wurde ein Opfer seiner Liebe. Dieser hatte ihn kaum vom Pferde sinken gesehen, als er von dem seinigen sprang, um dem schwer Verwundeten beizustehen, welcher aber indessen sogleich verschieden war. Ohne auf das fürchterliche Kampfgewühl, auf die weit und breit donnernden Feuerschlünde zu achten, die auf beiden Seiten tausend auf tausend Leichen thürmten, hatte er sich neben seinem treuen Michailow niedergeworfen, um ihn in's Leben zurückzurufen. Er verließ den Leichnam nicht, ohne das Haupt des Gebliebenen noch unzählige Male an seine Brust gedrückt zu haben. Die sechs sächsischen Reiter, die den edlen Jüngling mit hoher Achtung betrachteten, schienen, da sie ihn wegführten, ihm mehr als Ehrenwache zu dienen, als ihn für ihren Gefangenen anzusehen.

VI.

Dankbarkeit gegen Wohlthäter.

Den bösen Buben, die nicht danken für die Wohlthat, wird's nicht wohl gehen.
Sir. 12, 3.

---

662. Leben meine Wohlthäter noch?

Der kaiserlich-österreichische Hauptmann, Graf Aloysius Ferdinand Marsigli, ein edelmüthiger, in allen Kriegswissenschaften erfahrner und sehr tapferer Mann, wurde in einem Feldzuge, der im 17. Jahrhundert wider die Türken geführt ward, auf einem weit entfernten Vorposten von einem großen Haufen Tataren überfallen. Er vertheidigte sich lange mit einem Löwen gleichen Muthe, fiel aber endlich, von vielen Pfeilen verwundet, unter sein Pferd, und wurde, in seinem Blute schwimmend, gefangen genommen. Er erfuhr alle Mißhandlungen und Beraubungen, die nur der unglücklichste Kriegsgefangene leiden kann. Mehr noch als seine erhaltenen Wunden und selbst erlittenen Kränkungen schmerzte ihn der unbeschreibliche Jammer, den die Tataren auf ihrem verheerenden Zuge durch das österreichische Land überall anrichteten. Nach vielen ausgestandenen Drangsalen wurde er in das türkische Hauptlager vor Wien geschleppt, und an einen Bassa aus Temeswar verkauft. Hier mußte er, wie andere Sklaven, in des Sultans Achmet Küchenzelte die geringsten Dienste verrichten: er that es mit solcher Emsigkeit und Sorgfalt, daß er seiner Vorgesetzten Zutrauen gewann. Da Achmets Zelt auf einer Höhe stand, so beobachtete er mitten unter seinen niedrigen Arbeiten auch der Türken Art, Krieg zu führen, zu belagern und Sturm zu laufen; und benützte in der Folge diese in Sklavenfesseln gesammelten Bemerkungen in seinen militärischen Schriften. Er behielt aber diesen Herrn nicht lange, denn der oberste türkische Befehlshaber ließ

denselben aus Rache vergiften. Graf Marsigli empfand dankbaren Kummer über Achmets Tod, und Lebens lang sprach er mit Achtung von ihm, weil er ihm öfters vorzügliche Gnade bewiesen, und Hoffnung zur Freiheit gemacht hatte. Nun aber gerieth er erst in die Gewalt eines grausamen Arabers, der ihn sehr unbarmherzig behandelte. Er faßte daher den Entschluß, zu entfliehen, wurde aber auf der Flucht ergriffen, und von seinem Tyrannen nun noch wüthender mißhandelt. Zuletzt erhielt er die schreckliche Nachricht, daß er sich auf den folgenden Tag frühzeitig fertig halten solle, weil er bestimmt sey, mit nach dem Platze geführt zu werden, wo alle Christensklaven hingerichtet werden sollten. Dieß sein bevorstehendes trauriges Schicksal klagte er zwei Reitern aus Bosnien, die in das Zelt seines Tyrannen kamen, um Kaffee zu trinken. Beide, Brüder und gutherzige Männer, versprachen ihn zu retten, wenn er ihnen treu bleiben und nicht entfliehen wollte. Er gelobte ihnen dieses; nun kauften sie ihn, und fanden Mittel, ihn vor der Vollstreckung jenes Mordbefehls zu sichern. Sie giengen gelinde mit ihm um, und erzeigten ihm noch mehr Gutes, als er ihnen versprach, daß sie ein ansehnliches Lösegeld für ihn erhalten würden, wenn er nur einmal seinen Verwandten erst Nachricht von seinem Aufenthalte geben könnte. Die Türken wurden vor Wien geschlagen, und mußten schnell die Flucht ergreifen. Der Graf kam auf dieser Flucht mit seinen Rettern nach Bosnien. Er hatte einen Wechsel zu seiner Auslösung in der Hauptstadt dieser Provinz zu heben; aber der Kaufmann, auf den er gestellt war, weigerte sich zu bezahlen. Darauf wurden seine Retter härter gegen ihn, weil sie ihn für einen Betrüger hielten. Aus Gemüthskränkung über diesen Argwohn, und weil sie ihm härtere Arbeit auflegten, ward er todtkrank. Dieß sein Leiden rührte doch Einen von ihnen dergestalt, daß er sich alle Mühe gab, bei dem türkischen Oberrichter die Erlaubniß auszuwirken, daß ein katholischer Geistlicher ihn besuchen durfte. Marsigli wurde

wieder gesund, fand sichere Gelegenheit, an seine Brüder nach Venedig wegen seines Lösegeldes zu schreiben, erhielt es nun sogleich, und wurde frei aus seiner Sklaverei. Nach seiner Befreiung trat er wieder in kaiserliche Dienste, und fand Gelegenheit, gegen die beiden Erhalter seines Lebens seine Dankbarkeit auf die thätigste Art zu beweisen. Denn nachdem der Friede zwischen dem Kaiser und dem Sultan geschlossen war, wurde der Graf Marsigli nach Ungarn abgeschickt, um die Grenzscheidung zwischen beiden Reichen zu berichtigen. Bei der Ausführung dieses Geschäftes kam er auch in die Gegend der Stadt Rama in Bosnien, wo er vor einigen Jahren als Sklave gelebt hatte. Er ließ sich sogleich erkundigen: ob die beiden Brüder, Amar und Gelikke, noch dort leben, und als er Nachricht von ihnen erhielt, ließ er sie bitten, sie möchten zu ihm kommen. Einige Tage darauf, als er mit einem großen Gefolge die Grenzen besichtigte, kamen zwei geringe Männer auf ihn zu, wiesen mit Fingern auf ihn, und sagten, Einer zum Andern: „Sollt' es dieser wohl seyn? Er ist es gewiß!" Er hörte dieses, bemerkte sie, und erkannte in ihnen seine vormaligen Herren. Sie liefen auf ihn zu, umarmten seine Stiefeln, und benetzten sie mit unzähligen Thränen, die auch er bei ihrem Anblicke häufig vergoß. Er stieg vom Pferde, umarmte sie, hieß sie auf seine besten Handpferde sich setzen, und ihm in sein Lager folgen. Hier wartete für sie ein Zelt, gleich neben dem seinigen aufgeschlagen; er gab ihnen einen seiner Kammerdiener zur Aufwartung, und seinen Leuten den Befehl, daß sie für die beste Bewirthung und Pflege derselben sorgen sollten. Allgemeines Erstaunen war im kaiserlichen und türkischen Feldlager über die große Güte, womit er ihnen begegnete. Er ließ sie bisweilen zu sich kommen, und erkundigte sich nach ihren Weibern, Kindern und häuslichen Umständen. Mit Offenherzigkeit erzählten sie ihm freiwillig: „Wir sind jetzt arme Leute; denn nach der Zeit, da wir für Ihre Auslösung das Geld erhalten haben, sind wir immer weiter herab gekommen,

und haben daraus ersehen, daß der gerechte Gott dergleichen, durch den Menschenhandel erworbenes Geld nicht segnen kann. Viel Ungemach und Noth haben wir für dieses Geld ausstehen müssen." Da sie nun einige Tage bei ihm gewesen waren, ließ er sie nach Hause bringen, gab ihnen, ihren Weibern und Kindern gute Kleider und Wäsche, 200 Thaler, allerlei Hausgeräthe und eine auserlesene Heerde von Schafen, schrieb auch für sie an den obersten türkischen Pascha, und bat ihn, zu sorgen, daß sie für das ihnen wieder abgenommene Lösegeld eine Erstattung und Unterstützung zum ferneren guten Fortkommen mit ihrer Familie erhielten, welches dieser auch that, mit größter Bewunderung der außerordentlichen Dankbarkeit des Grafen. Der edelmüthige Marsigli aber schrieb an einen Freund über diese Begebenheit: „Es ist schwer zu entscheiden, ob die unbeschreibliche Freude dieser armen Leute über die unerwartete große Verbesserung ihrer Glücksumstände, oder das Vergnügen größer gewesen ist, welches ich darüber gefühlt habe, daß ich, nach meinen Wünschen, so glücklich gewesen bin, eine Gelegenheit gefunden zu haben, meinen ehemaligen Rettern und Wohlthätern meine Dankbarkeit zu beweisen."

663. Wie wäre es, wenn wir den armen Menschen glücklich machten!

Auf einem Kaffeehause in London kamen alle Tage gegen die Mittagsstunde zwei Kaufleute zusammen. Sie tranken ihren Kaffee, sprachen vom Geldcours, von Zeitungen, und bisweilen auch, als vertraute Freunde, von solchen Dingen, die ihre häuslichen Angelegenheiten betrafen. Eines Tages kam ein Mausfallenjunge in ihr Zimmer. Sein Elend machte ihn demüthig, und seine einnehmende Miene verursachte, daß man ihn gerne anhörte. Mit dieser zweifachen Empfehlung bot der Unglückliche seine Dienste diesen beiden Herren an. Allein sie wiesen ihn mit einigem Unwillen ab. Der Junge, dieser un-

freundlichen Aufnahme schon gewohnt, machte ruhig die Thüre zu, und schlich sich langsam wieder fort. Kaum war er weggegangen, als der eine Kaufmann etwas nachdenklich wurde. Er dachte, daß man diesen Jungen mit einigen Groschen hätte befriedigen können, und wirklich erregte in ihm die Härte einigen Kummer, die er gegen ihn bewiesen. „Wie wäre es," — sagte er zu seinem Freunde — „wenn wir einmal ein gutes Werk thäten, und einen elenden Menschen glücklich machten? Wollen wir den armen Menschen zurückrufen lassen?" — „Ich bin es herzlich gern zufrieden," — sprach der Andere — „bin ich doch selbst einmal in meiner Jugend von einigen beträchtlichen Spielschulden und Gewissensbissen durch Menschenfreunde befreit und dadurch gerettet worden." Sie ließen also den Burschen zurückrufen. — „Armer Schelm," — sagte der eine Kaufmann — „wünscheſt du deiner elenden Lebensart los zu seyn?" — „Warum nicht?" — antwortete der Junge; — „aber da kommt es auf's Wünschen nicht an." — „Muth gefaßt, Junge! Du sollst mit der Zeit ein reicher Mann werden." — „Es beliebt Ihnen zu scherzen, meine Herren! aber haben Sie die Güte, und geben Sie mir etwas Weniges, meinen Hunger zu stillen, denn es ist Mittag, und ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen: Gott im Himmel wird Sie dafür segnen. Ach!" — seufzte er, und hier kamen ihm Thränen in die Augen, — „ich hatte auch einen liebreichen, wohlthätigen Vater, der manchem Elenden aus der Noth half, aber zu frühe für mich, leider! starb." Seine edle Dreistigkeit machte ihn diesen Herren wohlgefällig. „Wohlan," — sagte der Eine — „du sollst von einem Jeden unter uns 100 Pfund Sterling (etwa 1100 Gulden) haben. Wir wollen das Geld auf einige Jahre in unsern Handel stecken, du sollst bei einem von uns die Handlungswissenschaft erlernen, und hernach dein Kapital mit den Zinsen auf eine dir beliebige Art nützen." Der gute Junge wußte nicht, wie ihm geschah; er dankte seinen Wohlthätern mit Mund und Her-

zen; sie hielten auch ihr Wort redlich, und der junge Mensch führte sich so auf, daß sie Ursache hatten, mit ihm vollkommen zufrieden zu seyn. Nach einer Zeit von 6 Jahren kaufte man ihm eine kleine Bude, in welcher er auf eine so glückliche Art handelte, daß er bald darauf in eine andere Stadt zog und seinen Handel vergrößerte. So glücklich er war, so vergaß er doch nie den armseligen Zustand, in welchem er sich zuvor befunden, und versäumte eben so wenig die Pflicht, Bedrängten beizustehen, Andere glücklich zu machen, und das Gute, was er von Andern empfangen hatte, wieder auf Hilfsbedürftige zurückfließen zu lassen. Einst fand er einen alten Kalender, der seinem seligen Vater zugehörte, wo dieser verschiedene Merkwürdigkeiten seines Lebens eingezeichnet hatte. Er las unter Anderm auch die Nachricht: „Den 19. März 1698 habe ich einen jungen Menschen, Namens A** G**, der mir seine dringende Noth klagte, mit 20 Pfund Sterling (240 Gulden) von seinem gänzlichen Untergang gerettet und zur Tugend zurückgebracht.“ Wie erstaunte er nicht, als er die Entdeckung machte, daß der hier angeführte unglückliche Mann der Name desjenigen Kaufmannes war, der ihn selbst einst auf dem Kaffeehause so glücklich gemacht hatte! Er schrieb sogleich an ihn, machte ihm diese Entdeckung bekannt, und bat ihn zugleich flehentlich, ihm Mittel und Wege zu zeigen, wie er ihm auch seine Wohlthaten vergelten könne. Die Antwort blieb lange aus. Endlich erhielt er durch den Freund des Kaufmanns die Nachricht, daß sein großmüthiger Wohlthäter nach vielen erlittenen Unglücksfällen zur ewigen Ruhe eingegangen sey, er habe zwar einen Sohn hinterlassen, man wisse aber den Ort seines Aufenthalts nirgends zu entdecken. Hierauf wird der gute Mann sehr betrübt; er suchte indessen dieß für ihn harte Gefühl einigermaßen dadurch zu lindern, daß er nothleidende Hausarme durch seine Wohlthaten ganz im Stillen erquickte. Noch ein anderer Umstand machte ihm viel Kummer. Miß Sara, seine einzige Tochter, war mit einem benachbarten

Handlungsdiener in Bekanntschaft gerathen, und hatte sich mit demselben, in der Hoffnung, ihres Vaters Einwilligung zu erhalten, verlobt. Sie wollte sich durch keine Vorstellung von ihrem Geliebten trennen lassen, der Vater mochte ihr zu Gemüthe führen, was er nur immer wollte. Sie schilderte ihm ihren Geliebten von der vortrefflichsten Seite, und bat in den rührendsten Ausdrücken um die väterliche Einwilligung zu ihrer Verheirathung, so daß endlich der Vater, der seine Tochter recht zärtlich liebte, dem jungen Menschen, um seine Aufführung und seinen Charakter kennen zu lernen, den Zutritt in sein Haus gestattete. Der Jüngling kam, und that Alles, um den Vater auf seine Seite zu bringen. Er wird um seinen Namen und seine Eltern gefragt, und, wie groß war die Ueberraschung des Vaters, als eben dieser junge Mensch, der seither bei einem Kaufmanne die Stelle eines Buchhalters vertreten hatte, der Sohn seines ehemaligen Wohlthäters war. Nunmehr stand der glückliche Vater keinen Augenblick an, in die Heirath dieser beiden Verlobten mit Freuden einzuwilligen, und bald darauf überließ er seinem geliebten Schwiegersohne sein Vermögen und seine große Handlung.

664. Ich will mit meinem Freund sterben.

Nach des Ritters Fourbin (Furbein) Erzählung ereignete sich zu Algier, während die französische Flotte unter Duquesne's (Dügeh'n) Befehlen die Stadt beschoß, Folgendes: Die Algierer waren wegen des Schadens, den sie durch das Bombenwerfen leiden mußten, auf die Franzosen so erbittert, daß sie alle gefangenen Franzosen erschossen. Unter diesen Gefangenen war auch ein französischer Schiffskapitän, der schon vorgeführt und angebunden war, und eben erschossen werden sollte, als ein daneben stehender Türke ihn als seinen Wohlthäter erkannte. Dieser Türke war nämlich vorher des Kapitäns Gefangener gewesen, von demselben sehr gütig behandelt, und wieder freigegeben worden. Der Türke erinnerte sich alles dessen mit Dank-

barkeit, und bat für den Gefangenen, aber vergebens; der Befehlshaber blieb unerbittlich. Der Türke erbot sich, den Gefangenen zu kaufen, um welchen Preis es auch seyn möchte; allein man verwarf auch dieses Anerbieten. — Als jetzt der Gefangene eben erschossen werden sollte, umarmte der Türke den Unglücklichen, schloß sich fest um ihn herum, und rief dem Kanonier zu: „Zünde an, ich will mit meinem Freunde sterben, dessen Tod ich nicht verhindern kann." Dieser Anblick rührte alle Umstehenden, und der Gefangene ward mit Gewalt befreit.

665. Sehen Sie da meinen Pflegevater.

Die berühmte Frau v. Maintenon (Mántenohn), die am französischen Hofe in großem Ansehen stand, rief sich ihren vorigen niedrigen Stand oft in's Andenken zurück, um desto mehr Aufmunterung zu haben Gutes zu thun. Bei dem Anblicke eines Unglücklichen wurde ihr Innerstes gerührt. Um ihr Mitleid zu erwecken, hatte sie nicht erst nöthig, die Orte aufzusuchen, wo die Dürftigkeit zu Hause ist; sie durfte nur an ihre früheren Jahre zurückdenken. „Meine Lage" — sagte sie oft — „hat viele unangenehme Seiten; aber sie verschafft mir doch auch das Vergnügen wohl zu thun." Das Gerücht von ihrer Wohlthätigkeit verbreitete sich bis in die Provinzen. Von allen Seiten lief man ihr, als der Beschützerin der Unglücklichen, zu. Vornehme und Geringe hatten bei ihr gleichen Zutritt. Bald sah man den Prinzen mit seinem ganzen Prunke, bald den Armen, nur mit seinen Lumpen bedeckt, in ihrem Zimmer. Einst erschien auch ein alter Mann in ihrem Vorzimmer, der sich durch den Haufen durchdrängte, und sie mit ehrfurchtsvoller Dreistigkeit folgendergestalt anredete: „Madame, es sind nun vierzig Jahre, daß ich Sie nicht gesehen habe: Sie werden mich wohl nicht mehr kennen; aber ganz vergessen haben Sie mich gewiß nicht. Erinnern Sie sich wohl noch, daß Sie einst zu Rochelle (Roschell) alle Donnerstage vor der Thüre des Jesuiten-

klosters sich einstellten, wo die jungen Mönche Suppe unter die Armen vertheilten? Auch ich wurde mit zu dieser Vertheilung gebraucht, und zog Sie immer den übrigen Bittenden vor. — Ohne Furcht erinnere ich Sie an diese Begebenheit, die Sie, ohne zu erröthen, anhören. — Der Edelmuth, der aus Ihren Gesichtszügen hervorleuchtete, rührte mich; Sie schienen mir für einen so niedrigen Stand nicht geschaffen; ich bemerkte Ihre Verlegenheit, wenn Sie die Almosen in Empfang nahmen, es gieng mir nahe." — „Sie sind also" — fiel Frau v. Maintenon ein — „der Mann, der, um mir die Schande, mit den übrigen Elenden verwechselt zu werden, zu ersparen, mir die Suppe in's Haus bringen, und mir dabei sein Bedauern bezeugen ließ, daß er mich nicht thätiger unterstützen könne? Sie retteten mir zweifach das Leben, indem Sie mir Nahrungsmittel verschafften und zugleich den Kummer ersparten, öffentlich betteln zu müssen." Frau v. Maintenon fragte hierauf den Fremden, was sie für ihn thun könne, und ersuchte ihn, gleichsam um nun auch ihrerseits ihm die Erniedrigung zu ersparen, sein Anliegen in Anderer Gegenwart vorbringen zu müssen, in ihr Kabinet zu kommen. Hier erzählte ihr nun der Greis, daß er einige Jahre hernach das Kloster verlassen habe; daß er jetzt Schulmeister auf einem Dorfe sey; daß er alle seine Wünsche auf die Erlangung einer Pfarrstelle einschränke, die er, nach dem, was er durch den Ruf von ihr gehört habe, von ihrem Schutze oder vielleicht von ihrer Erkenntlichkeit gewiß zu erhalten hoffe. Frau v. Maintenon dankte ihm für sein Zutrauen, sagte ihm aber, sie mische sich nicht gern in die Vergebung der Pfründen; auch wisse sie ja nicht, ob er zu einer Seelsorgerstelle die nöthigen Eigenschaften besitze; aber das wisse sie, daß er ein menschenfreundlicher Mann sey; sie bitte ihn daher für jetzt, mit hundert Louisd'or (1100 Gulden), die sie ihm alle Jahre geben wolle, zufrieden zu seyn. „Gern" — setzte sie hinzu — „wollte ich mehr thun, aber ich muß auch meine Verwandten unterstützen;

denn Sie sind nicht der Einzige, der sich meiner in meiner Jugend angenommen hat." In diesem Augenblicke trat der König zu ihr in's Zimmer. „Sehen Sie da, Sire," — sagte sie zu ihm — „meinen Pflegevater; nun werden Sie sich nicht mehr wundern, daß ich Ihnen bisweilen mit Bitten für Nothleidende beschwerlich falle."

666. Ich kann nur dann ruhig sterben, wenn ich mich dankbar erwiesen habe.

Die fürstliche Familie Woronitzky in Polen war durch verschiedene Zufälle im Anfange des 18. Jahrhunderts so tief herabgesunken, daß der letzte zu derselben gehörige Prinz sich entschloß, seinen Stand zu verläugnen, und bei einem Edelmann, der sich durch des Prinzen Vorfahren bereichert hatte, in Dienste zu treten. Einst hielt er mit den Pferden seines Herrn vor einer Schenke. Der Wirth, ein Jude, erkannte ihn, und behandelte ihn mit derjenigen Ehrerbietung, die ihm seiner Geburt wegen gebührte. So sehr ihn auch der Prinz versicherte, daß er keinen Titel annehmen könne, dessen Würde er nicht zu behaupten im Stande sey: so blieb der Wirth doch gebückt vor ihm stehen, und bat ihn dringend, mit ihm in seine Stube zu gehen. „Gnädiger Herr," — fieng er hier an — „Ihr Großvater und Ihr Vater haben mich mit Wohlthaten überhäuft. Es ist billig, daß ich mich gegen ihren letzten Abkömmling dankbar beweise. Gott hat mich gesegnet, und ich freue mich Gelegenheit gefunden zu haben, diesen Segen mit Andern theilen zu können. Ich kann nur dann ruhig sterben, wenn ich mit dem Bewußtseyn hinscheiden kann, Etwas zur Wiederherstellung des alten Glanzes Ihrer Familie beigetragen zu haben." Darauf drang er so lange in den Prinzen, bis er sich entschloß, den Dienst seines Herrn zu verlassen. Der brave Israelite hielt auch vollkommen Wort. Kleider, Pferde, Equipage, Bediente, Alles schaffte er von seinem Gelde dem jungen Prinzen dessen Stande gemäß an, und zuletzt sorgte er ihm

noch für eine glückliche Vermählung, wodurch die Umstände des Prinzen dergestalt verbessert wurden, daß er von nun an die Würde seines Hauses wieder behaupten konnte. Von zwei Söhnen, die ihm geboren wurden, hinterließ der Eine eine zahlreiche Nachkommenschaft, die es sich nun zur gemeinschaftlichen Pflicht machte, die Nachkömmlinge des braven Juden, der ihrer Familie den alten Glanz wieder verschafft hat, mit Wohlthaten zu überhäufen.

667. Das Loch in der Mauer.

Ein Soldat von der Schweizergarde zu Paris wußte, daß einer seiner Kameraden einen Mord begangen hatte. Ob er nun gleich dieses Geheimniß keinem Menschen entdeckt hatte, so kam es doch endlich an den Tag, und beide wurden in Arrest geworfen. Dem Mörder wurde das Rad, und dem Andern, weil er es nicht angezeigt hatte, die Galeerenstrafe zuerkannt. Letzterer aber mußte im Gefängnisse des St. Bernhardsthores so lange liegen, bis eine hinlängliche Anzahl Unglücklicher beisammen war, um auf die Galeeren geschickt zu werden. Während der Zeit wußte sich dieser Schweizer bei dem Kerkermeister so beliebt zu machen, daß er ihm mehr Freiheit gestattete als den Andern, und dieses gab demselben verschiedene Mittel an die Hand, sich wieder auf freien Fuß zu setzen, auch war er schon im Begriffe, die Flucht zu ergreifen. Er hatte nämlich nach und nach ein Loch durch die Mauer gearbeitet, das geräumig genug war, seine Flucht zu befördern, und das er indessen mit seinem darüber aufgehangenen Rocke bedeckt hatte. Als er völlig fertig damit war, fiel ihm ein, daß durch seine Flucht der Kerkermeister, von dem er doch so viele Wohlthaten erhalten hatte, könnte unglücklich gemacht werden. Dieser Gedanke machte solchen Eindruck auf ihn, daß er auf der Stelle seinen Entschluß änderte. Ja, er gieng so weit, daß er selbst dem Kerkermeister das Loch entdeckte, durch welches er sehr leicht hätte entrinnen können. Er gestand ihm auch, daß er bloß aus Erkennt-

lichkeit die That nicht vollbracht habe, und gieng kurz darauf mit den andern Missethätern ruhig an den Ort ab, wo er seine Strafe ausstehen sollte. Der Kerkermeister erzählte die seltene Gewissenhaftigkeit dieses Schweizers öffentlich, so, daß sie auch dem Hofe und dem Könige selbst zu Ohren kam, welchem diese schöne Handlung so wohl gefiel, daß er den Schweizer begnadigte und ihn wieder in Freiheit setzen ließ.

668. Das gestrandete Schiff.

Ein englischer Schiffskapitän, Namens Richardson, wurde einst von einem heftigen Sturme nahe bei Danzig ergriffen; nur mit großer Mühe lief er endlich in den Hafen ein. Ein anderes Schiff, welches ihm folgte, war nicht so glücklich; denn es wurde auf eine Sandbank geworfen, und 16 Menschen, welche die Schiffsbesatzung ausmachten, erwarteten schon, daß es scheitern, und sie selbst eine Beute der Wellen werden würden. Richardson sah die Gefahr, welche diese Menschen bedrohte; allein sein eigenes Schiff war in einem so schlechten Zustande, und seine Leute waren von Ermattung und Schrecken so sehr erschöpft, daß es ihnen unmöglich war, zurückzukehren, um den Unglücklichen Hilfe zu leisten. Inzwischen war es ihm nicht möglich, ein bloßer Zuschauer der Gefahr seiner Mitmenschen zu bleiben. Er lief zum Kapitän eines andern Schiffes, welches auch vor Anker lag, und bat ihn, eine Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen, welche er selbst zu erfüllen außer Stande wäre. Allein dieser Mann gehörte zu den niedrigen und unempfindlichen Seelen, welche, wenn es darauf ankommt, Andern Dienste zu leisten, immer zunächst fragen: „setze ich mich nicht selbst der Gefahr aus? Ist etwas für mich zu gewinnen?“ — So konnte denn dieser Mann durch alle, noch so rührenden Vorstellungen nicht bewogen werden, sich der Gefahr auszusetzen, um einigen seiner Mitmenschen das Leben zu retten. Richardson bat ihn, ihm wenigstens sein Schiffs-

boot zu leihen, weil es größer und zuverläßiger wäre als das seinige. Allein er schlug ihm auch diese Bitte ab, weil, wie er sagte, bei dem heftig fortdauernden Sturme der Verlust seines Bootes unvermeidlich seyn würde. Voll edeln Unwillens kehrte darauf Richardson zu seinem Schiffe zurück, und rief seinen noch ganz ermüdeten Matrosen zu: „Gefährten! habt ihr noch Kraft und Muth genug, im Namen Gottes ein Werk der Liebe zu verrichten? Sehet dort die Unglücklichen, welche ihrem Untergange nahe sind! Wer ein Herz hat, der folge mir!" Mit diesen Worten sprang er in das Boot, und sechs brave Matrosen folgten ihm. Sie ruderten eifrig mitten durch die schäumenden Wellen, und kamen endlich bis zum gestrandeten Schiffe. Aber ihr Boot konnte nur sechs Menschen aufnehmen. Sie fiengen damit an, sechs Menschen an's Land zu bringen, dann kehrten sie zurück, um die übrigen zu holen. Die Unglücklichen, denen sie das Leben gerettet hatten, zeigten ihre Erkenntlichkeit durch Freudenthränen, und die schöne Handlung, welche die Retter eben verrichtet hatten, gab ihnen Vorschmack von der Freude der Glücklichen. Unter diesen 16 Geretteten befand sich auch ein reicher Kaufmann aus Smyrna in der asiatischen Türkei. Dieser besuchte Richardson am folgenden Tage, und wollte ihm ein Geschenk von 1000 Stück Dukaten machen. „Wozu dieses Geld? — fragte Richardson. — „Für dich," — antwortete der Kaufmann — „nimm es an als einen schwachen Beweis meiner Erkenntlichkeit." — „Für mich?" — erwiederte Richardson — „für mich? Gott bewahre mich davor! Glaubst du, daß ich für Geld geholfen habe?" Da der Kaufmann fortfuhr, Richardson zu bitten, er möchte das Geld annehmen, so fragte ihn dieser endlich: „Wie groß ist denn dein Vermögen, daß du so ansehnliche Geschenke machst?" — „Groß genug," — versetzte der Kaufmann — „um dich und dein Schiffsvolk zu erhalten, ohne daß ich dadurch arm würde." — „Wenn das ist," — sagte Richardson — „so kann ich das Ge-

schenk annehmen." Er nahm hierauf das Geld, ließ seine Matrosen auf das Verdeck kommen, und vertheilte Alles unter sie, ohne Etwas für sich zu behalten. Während das Schiffsvolk sein Freudengeschrei hören ließ, floßen dem Kaufmanne Thränen von den Wangen. „Was fehlt dir?" — fragte Richardson. — „Die Ursache meiner Traurigkeit ist die: daß der Mann, dem ich das Leben schuldig bin, mich nicht der Erlaubniß würdigt, ihm meine Erkenntlichkeit zu beweisen." — „Ach gewiß! Du irrst dich;" — sagte Richardson — „nicht aus Eitelkeit habe ich dein Geschenk getheilt, sondern weil die Matrosen das Geld nöthiger hatten als ich, und weil ich ohne ihre Unterstützung dich nicht hätte retten können." — „Glaubst du denn," — versetzte der Kaufmann — „daß ich sie würde vergessen haben? Siehe!" — er zeigte auf einen Geldbeutel — „dieses war für sie bestimmt. Aber, leider! muß ich sehen, daß du meine Erkenntlichkeit verachtest." — „Bei Allem, was heilig ist," — versicherte jetzt Richardson — „ich verachte sie nicht." — „So nimm denn dieses an," — sprach der Kaufmann, und zog einen kostbaren Ring vom Finger, welchen er Richardson darbot, der ihn endlich annahm.

669. Wenn er schön genug ist, darf er auch mehr kosten.

Durch ein Rescript vom 23. Juli 1785 hatte der Markgraf Carl Friederich von Baden (gest. 1810), in seinen gesammten Ländern die Leibeigenschaft aufgehoben, auch seine Unterthanen von allen Abgaben bei dem Ueberzuge aus einem Landestheile in den andern, die seit Jahrhunderten hergebracht waren, völlig befreit. Dankbar hiefür reisten acht Bauern nach Frankfurt am Main zu dem dasigen geschickten Sattlermeister Wagner, und verlangten Kutschen zum Kauf zu sehen. Dieser zeigte ihnen verschiedene, aber alle waren ihnen nicht gut und prächtig genug. Endlich sahen sie einen Wagen, von dem er sagte, daß er ihn nicht unter 400 Louisd'or erlassen

könne. „O, wenn er uns schön genug dünkt," — antworteten die Bauern — „so darf er auch mehr kosten." Darauf erfuhr Wagner, daß sie Abgeordnete einer Gemeinde aus dem Badischen wären, die ihrem Herrn für die vielen Wohlthaten, welche er ihnen erweise, einigermaßen ihre Erkenntlichkeit bezeugen wollten. Der Kauf ward geschlossen, und Wagner war damit so wohl zufrieden, daß er die Bauern in den damals vornehmsten Gasthof zu Frankfurt, in das rothe Haus führte, und sie wie Standespersonen behandeln ließ.

670. Fleiß und Sparsamkeit hilft zur Dankbarkeit.

Als ein armer Knabe wurde Friederich Günther von dem Saifensieder Burkhardt zu Altenburg freundlich und unentgeldlich in Haus und Lehre aufgenommen. Mit aller Treue unterwies ihn sein Lehrherr; mit Gewissenhaftigkeit benützte Friederich seine Zeit. Er sammelte sich so gute Kenntnisse in seinem Berufe, daß man ihn später, nach seinen Wanderjahren, gern in Karlsruhe als Saifensieder aufnahm. Dort verheirathete er sich mit einem braven Mädchen, das wohlhabend war. Dadurch und mit Fleiß und Ordnung brachte er es schnell zu einem sehr ansehnlichen Vermögen. Um nun seinem früheren Lehrherrn seine Dankbarkeit zu beweisen, nahm er zwei Söhne desselben in die Lehre, unterwies und erzog sie mit aller Treue, und sandte sie wohl ausgerüstet in die Fremde. Und als sie aus derselben wieder zurückgekehrt waren, verschaffte er dem einen eine Versorgung, und gab ihm 10,000 Gulden Aussteuer mit; den andern nahm er in seine Fabrik auf und sicherte ihm zu seinem Auskommen eine Aussteuer von 5000 Gulden zu. — Die größte Freude blieb es fortan für Günther, Nothleidende zu unterstützen, wozu er sich die Mittel dadurch zu erhalten wußte, daß er von seinem eigenen Haushalt stets alle Verschwendung und Ueppigkeit fern hielt.

671. Dank sey Gott, daß ich vergelten kann.

In einem der letzten russisch-türkischen Kriege ritt der russische Lieutenant Pfuhl, von Geburt ein Deutscher, den Tag nach der Schlacht bei Choczim, mit einem Haufen Dragoner aus, um Futter für die Pferde zu holen, und hörte aus einem nahen Waldgraben eine klagende Stimme. Er ließ zwei seiner Reiter absitzen, um zu untersuchen, ob diese Stimme von Freund oder Feind herkomme. Ein lautschallendes Gelächter, das die Dragoner bei ihrer Ankunft erhoben, bewog ihn, mit noch einigen Leuten nachzufolgen. Hier sah er einen alten türkischen Juden, der ein ehrwürdiges, redliches Aussehen hatte, und, von einigen russischen Reitern verwundet, in diesen Graben aus Furcht geflüchtet war, wo ihn aber der Schmerz und Blutverlust gehindert hatte, wieder heraus zu kommen. Pfuhl, nachdem er das Gelächter seinen Leuten ernstlich verwiesen hatte, ließ den Juden in sein eigenes Zelt tragen, wohin er bald selbst nachfolgte, und dann von demselben, der einstweilen gehörig verbunden und verpflegt wurde, unter Thränen dankbarer Freude mit den Worten: „Herr, Du hast Vieles an mir gethan, wer mag Dir solches vergelten?“ angeredet wurde. Der edle Krieger lehnte jeden Dank ab, versah den Juden mit Pässen, sammelte bei seinem Regiments-Chef und andern russischen Offizieren Geld für ihn, und schickte ihn nach Kaminiek in Podolien, um dort seine vollkommene Besserung abwarten zu können. Die russische Armee rückte indessen tiefer in das türkische Gebiet ein, und Pfuhl, der sich immer als tapferer Krieger und als Beschützer wehrloser Unschuld auszeichnete, wurde sehr hervorgezogen, einst aber bei einem Angriffe des Feindes von einem andern Offiziere, wahrscheinlich aus Neid, im Stiche gelassen, so daß er, seines tapfern Widerstandes ungeachtet, in türkische Gefangenschaft gerieth. Er wurde nach Adrianopel abgeführt, und dort an Abdul-Melek, einen aus Sicilien gebürtigen, zur muhamedanischen Religion übergetretenen Christen, der eben

nach Servien reiste, als Sklave verkauft. Abdul-Melek, ein reicher, aber höchst grausamer, wollüstiger Mensch, ertheilte Pfuhl, der sich ihm durch seine Kenntniß der italienischen Sprache und geschickte Behandlung der Pferde nützlich zu machen wußte, anfänglich die Aufsicht über seinen Stall und seine Gärten. Als aber eines seiner liebsten Pferde, jedoch ohne Pfuhls Schuld, gefallen war, so ließ dieser ihn 48 Stunden lang in einen schauerlichen Kerker werfen, und verurtheilte ihn zu den beschwerlichsten Feldarbeiten. So fühlte dann der unglückliche Pfuhl, dessen Sklavenname jetzt Ibrahim war, das Drückende seiner Lage in vollem Maaße, und mußte bei dem geringsten Versehen die grausamste Behandlung erfahren, als ein unerwarteter Vorfall seiner Lage eine andere Wendung gab. Ein junges Frauenzimmer, die Tochter des Obersten B., war ebenfalls in türkische Gefangenschaft und Abdul-Meleks Gewalt gerathen. Standhaft hatte dieses tugendhafte Mädchen den ihr Gefühl empörenden Anträgen ihres wollüstigen Herrn widerstanden. Sie hatte die Gegenwart ihres Landsmanns entdeckt, und ihn durch eine vertraute Sklavin dringend bitten lassen, sie der Gewalt ihres Herrn zu entreißen. Das Freundschaftsbündniß ward bald geschlossen, die Anstalten zur Flucht waren getroffen, beide Liebende schon im Begriffe, ihre Flucht anzutreten, als ihr ganzer Plan von einem Sklaven, Namens Hassan, dem sie sich selbst anvertraut hatten, ihrem Herrn entdeckt ward. Die Folge davon war, daß Beide mit Ketten belegt und in zwei dicht an einander stoßende Behältnisse gebracht wurden. Acht Tage lang wurde Ibrahim auf das Grausamste mißhandelt, und das Geschrei Nataliens — dieß war des Mädchens Name — ließ Ibrahim vermuthen, daß sie nicht gelinder behandelt werde. Er hörte endlich ihren Kerker von keinem Klaggeschrei mehr ertönen, und dieß erfüllte seine Seele mit schrecklichen Ahnungen wegen ihres Schicksals, die ihn um so mehr beunruhigen mußten, da alle Fragen, die er an die Sklaven, die ihm sein Essen

brachten, that, mit einem finstern mürrischen Stillschweigen beantwortet wurden. Einst als er, in tiefe Melancholie versunken, in seinem Kerker saß, und keinen einzigen tröstenden Gedanken festzuhalten vermochte, trat sein Herr in Begleitung zweier Sklaven zu ihm herein, und kündigte ihm an, daß er ihn, ob er wohl den schmählichsten Tod verdient hätte, an einen andern Herrn verkauft habe. Hiemit befahl er, ihn demselben zuzuführen. Man brachte ihn in einen Wagen, der mit größter Schnelligkeit davon fuhr. Drei Tage dauerte die Reise, ohne daß Pfuhl wußte, wohin sie gieng, ohne daß er auf alle deßhalb gemachten Fragen von seinen Begleitern, die ihn übrigens nicht als einen Sklaven, sondern als ihren Gebieter behandelten, eine andere Antwort erhielt, als: er solle nur ruhig seyn, und nicht das geringste Uebel erwarten. Am Abend des dritten Tages kamen sie endlich in einen großen Ort; der Wagen hielt in einem Hofe still, Pfuhl stieg aus, und die erste Person, die ihm der Fackelschein erkenntlich machte, war — der Jude, dem er bei Choczim das Leben gerettet hatte. „Dank sey Gott!“ — rief derselbe aus — „daß ich dir vergelten kann, Herr, was du an mir gethan hast: tritt in das Haus deines Knechtes, an dem du Barmherzigkeit übtest!“ Pfuhl wußte sich nicht zu besinnen; eine Frage drängt jetzt die andere, die ihm der brave Jude den kommenden Morgen zu beantworten versprach. Aber wer schildert Pfuhls Entzücken, als des andern Morgens der Jude in Begleitung eines Frauenzimmers zu ihm trat, die er sogleich für Natalien erkannte! Nach dem ersten Taumel der Freude erzählte der Jude: Er sey zufälligerweise zu Abdul-Melek gekommen, welcher ihm ein Frauenzimmer zum Verkaufe ausgeboten habe, welches Natalie gewesen war. Die Thränen seiner neuen Sklavin hätten ihn bewogen, sie nach der Ursache derselben zu fragen, und er hätte von ihr erfahren, daß ein russischer Offizier, mit Namen Pfuhl, noch im Kerker schmachte. Der Name seines Retters bei Choczim sey ihm noch in frischem Andenken

gewesen, und so habe er auf der Stelle den Entschluß gefaßt, ihn wiederum zu retten. — „Ich reiste“ — fuhr der Jude fort — „augenblicklich zu deinem Tyrannen, der dich eines elenden Todes wollte sterben lassen; aber eben so geizig als grausam, überließ er dich mir auf mein Versprechen, daß ich dich an einen recht harten Herrn verkaufen wolle. Auf diese Weise gelang es mir, dich in meine Hände zu bekommen. Gott sey gepriesen, daß ich dir habe vergelten können, was du an mir thatest! In einigen Tagen reise ich in's Lager, und da nehme ich dich und Natalien mit, mache einen Seitenweg, und bringe euch, mit Gottes Hilfe, glücklich zu euren Landsleuten zurück.“ — Weinend und tief gerührt hiengen Natalie und Pfuhl an des Juden Hals. Er brachte sie glücklich nach Bukarest in der Wallachei, wo damals russische Besatzung lag, und es wurde ihnen schwer, sich von ihrem großmüthigen Erretter zu trennen. Als er weg war, fand Pfuhl, zu Vermehrung seines Erstaunens und seiner dankbaren Bewunderung des Juden, einen Beutel mit — 1000 Dukaten und einen kostbaren Ring für Natalien: Geschenke, die der dankbare Israelite ganz unvermerkt in Pfuhls Kleid zu stecken gewußt hatte. Natalie fand ihren Vater noch am Leben, der sie und Pfuhl auf immer mit einander vereinigte.

672. Ich habe nur gethan, was ich schuldig war.

Nach der unglücklichen Schlacht von Auerstädt und Jena (J. 1806) reiste ein gefangener und auf sein Ehrenwort entlassener preußischer Offizier mit seiner sehr geringen Baarschaft, die glücklicherweise die Sieger nicht entdeckt hatten, nach Berlin, und logirte sich in einem mittelmäßigen Gasthofe ein. Er hatte sogleich an seine Eltern geschrieben, die an der äußersten Gränze von Schlesien wohnten, und sie um Geld gebeten, damit er die Reise nach Hause machen könnte. Gezwungen, in seinem jetzigen Aufenthalte die Antwort abzuwarten, vertrieb er sich die Zeit mit traurigen Betrachtungen über sein und seines Vater-

landes Schicksal. Seine kleine Baarschaft gieng unterdessen zu Ende; er war gezwungen, die unglückliche Rolle eines Schuldners zu spielen, und erfuhr dabei die Demüthigung, daß ihn sein unbarmherziger Wirth, der ihm die Geldverlegenheit schon lange angesehen, mit der größten Grobheit und Erniedrigung behandelte.

Eines Morgens kam der grobe Gastwirth in sein Zimmer, legte ihm eine Rechnung von 32 Thalern (56 fl.) auf den Tisch, und sagte: „mein Herr, belieben Sie zu bezahlen, länger kann ich nicht mehr warten.“ —

Offizier: Ich habe Ihnen gesagt, daß ich auf Geld warte, — und — —

Wirth: Und ich warte nicht! ich will bezahlt seyn, und das den Augenblick. —

Offiz.: Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. —

W.: Ihr Ehrenwort? Das ist keinen Groschen werth, — das habt ihr Herren bei Jena größtentheils gelassen. Mein Geld! oder ich jage Sie nackend zum Hause hinaus.

Offiz. (drohend): Herr! Sie sind ein grober, unmenschlicher, und —

W.: Nicht grob, Herr Offizier! ich rufe meinen Hausknecht und dann mache ich mit Ihnen kurzen Prozeß.

Offiz.: O ich Unglücklicher! Wenn Sie wüßten, mit wem sie so umgehen, Herr, so —

W. (spöttisch): Doch wohl mit keinem Prinzen? Und wenn Sie auch einer wären, und mich nicht bezahlten, so gieng ich doch nicht besser mit Ihnen um. Jetzt kein Wort weiter, entweder bezahlt, oder Sie lassen Ihre paar Lumpen hier, und verlassen mein Haus.

Offiz.: Gott! ist es möglich, daß ich so schändlich behandelt werde!

Dieser Auftritt fiel in einem Zimmer vor, welches durch eine dünne bretterne Wand von einem andern geschieden war. Ein angesehener Kaufmann aus Hamburg, der nebenan logirte, und dem keine Sylbe von dem Wortwechsel entgangen war, trat plötzlich in's Zimmer, und

sagte zum Wirth: „Herr, Er ist ein recht grober Mensch, es ist mir von seinen Unverschämtheiten gegen diesen Herrn da (auf den Offizier deutend) nicht eine Sylbe entgangen, und sie offenbaren Seine schlechte Seele. Der Hr. Offizier da ist Ihm eine Summe Geldes schuldig (die Rechnung vom Tische nehmend), da — hier sind die 32 Thaler, den Augenblick quittirt! und Sie, mein Herr, wenn Sie noch einige Zeit in Berlin bleiben müssen, so werde ich Sie hier einem Freunde empfehlen, der Sie herzlich aufnehmen wird.“ — „Edler Mann,“ — erwiederte der gerührte Offizier — „Sie sehen, daß ich von der lebhaftesten Erkenntlichkeit durchdrungen bin; wie soll ich das gut machen! Ihr edelmüthiges Betragen wird meinem Herzen stets in Erinnerung bleiben. Ich wage es, Ihre Wohlthat anzunehmen, aber ein paar Zeilen“ — „Damit könnten Sie mich beleidigen,“ — entgegnete der edle Hamburger, — „es ist nur eine Kleinigkeit: ich würde Sie freilich beleidigen, wenn ich Ihnen diese kleine Summe als ein Geschenk anböte; Sie sollen mir's wieder geben, so bald es Ihre Umstände erlauben. Hier ist meine Adresse, und ich bin überzeugt, daß wenigstens die Hälfte Offiziers der unglücklichen preußischen Armee Männer von Ehre waren und sind.“ — Der Offizier eilte, um einen Aufenthalt zu verlassen, wo er so hart beleidigt worden war, verließ auf der Stelle mit seinem edeln Freunde den Gasthof, und nahm ein Quartier bei dessen Freunde ein. Sein Wohlthäter reiste noch denselben Tag ab; er schied von ihm wie von einem alten Freunde, mit der Versicherung, daß er baldigst Nachricht von ihm bekommen sollte; verschwieg ihm aber seinen Namen. Der Kaufmann war schon seit einem halben Jahr wieder in Hamburg, und hatte seinen Offizier vergessen. Eines Tages erhält er einen Brief mit einer Anweisung von 32 Thaler preuß., und sieht aus dem Inhalte, daß er einem jungen schlesischen Baron, Erben eines der reichsten und vornehmsten Häuser in Schlesien, sich gefällig erwiesen hatte. Der junge Mann hatte sich nach einigen Wochen,

die er in seinem neuen Quartiere verlebte, da er auf abermaliges wiederholtes Schreiben keine Antwort erhielt, aus Berlin entfernt, und war mit Mangel kämpfend, indem er viele Umwege nehmen mußte, um nicht von den in Schlesien streifenden feindlichen und freundlichen Corps aufgehalten zu werden, zu Fuß nach Hause gegangen. Seine Eltern hatten keinen von seinen Briefen erhalten, und ihn schon als todt beweint. Er schloß seinen Brief an den Kaufmann mit den Aeußerungen der herzlichsten Dankbarkeit. — Ein paar Jahre darauf, es war im Jahr 1809 während des Krieges gegen Oestreich, verlor der Kaufmann durch verunglückte Spekulationen fast sein ganzes Vermögen. Er wagte es unter der französischen Zwingherrschaft, um sich und seine Familie von der gräßlichsten Armuth zu retten, eine Quantität Waaren heimlich einzubringen. Unglücklicherweise wurde es verrathen; die Waaren, worin der Rest seines Vermögens bestand, wurden konfiszirt, und er noch zu zehntausend Franken (über 4600 Gulden) Strafe verurtheilt. Die Zollbeamten schleppten ihn als einen auf der That ertappten Schmuggler in's Gefängniß. Seine Frau, seine Kinder umklammerten ihn, benetzten ihn mit ihren Thränen; vergebens baten sie um Schonung; er wurde von ihnen gerissen, und endloser Jammer und Elend war über die unglückliche Familie verbreitet, keine Rettung, keine Hilfe mehr zu hoffen. — Unterdessen war der junge Baron in Geschäften nach Hamburg gekommen. Er erkundigte sich sogleich nach seiner Ankunft nach der Wohnung seines Freundes und Wohlthäters, und hört mit Schrecken, daß er im Gefängnisse schmachte, und wahrscheinlich nicht eher loskomme, als bis er zehntausend Franken Strafe erlegt hätte. Er erkundigte sich näher nach den Umständen, und erfuhr nun das schreckliche Elend der unglücklichen Familie. Ohne Säumen eilte der edle Jüngling zur Behörde, und zahlte als Unbekannter die Strafsumme. Mit dem Freiheitsbefehle lief er nach dem Gefängniß, und übergab das

Papier; schneller eilt er von da nach der Wohnung der Unglücklichen, und gibt sich bei der ganz in Kummer und Schmerz versunkenen Frau des Kaufmanns als ein Schuldner ihres Mannes an; übergibt der Frau einen Wechsel von 500 Friedrichsd'or (über 4800 Gulden), und entfernt sich. Gleich darauf erscheint der befreite Gatte, und kann vor Bewunderung und Freude über seine Freiheit nicht sprechen. „Wo ist mein Wohlthäter?“ — ruft er weinend aus, — „wo werde ich ihn finden, den Edlen, daß ich seine Kniee umfasse und ihm danke?“ — Die frohe Gattin hängt an seinem Halse, und erzählt ihm, daß eben ein junger Mann da gewesen sey, und als schuldige Summe diesen Wechsel zurückgelassen habe. Der Kaufmann betrachtete den guten Wechsel, erstaunt, und kann sich auf einen so redlichen und großen Schuldner nicht besinnen. Er läßt sich den jungen Mann beschreiben, und eilt fort, er durchläuft alle Gasthäuser, betrachtet neugierig alle Menschen, findet aber keine Aehnlichkeit unter ihnen mit dem ihm beschriebenen jungen Mann. Ermüdet muß er spät des Abends nach Hause zurückkehren, er durchwacht die Nacht, und setzt früh des Morgens seine Nachforschungen fort. Bis gegen Mittag war er schon Straße auf Straße ab gelaufen, ohne nur eine Spur von dem Gesuchten zu finden, bis er endlich auf dem Jungfernstieg einen Fremden erblickt, der ihm bekannt vorkommt, und auch der Gesuchte zu seyn scheint. Er verfolgt ihn bis in seine Wohnung, geht ihm bis in's Zimmer nach, und erkennt in der Person den Offizier, dem er im Winter 1807 die Rechnung in Berlin im Gasthof bezahlt hatte.

„Herr Baron!“ — rief der Erfreute, — „Sie sind mein Retter, mein Befreier! wie soll ich Ihnen danken?“ — „Keinen Dank, unglücklicher Freund,“ — erwiederte der Baron, ihn herzlich umarmend, und gestand ihm, daß er sein Retter sey. — „Ein glücklicher Umstand führte mich nach Hamburg“ — fuhr er fort; — „ich erkundigte mich nach Ihrer Wohnung, und erfuhr Ihr Unglück. Ich habe

gethan, was ich thun sollte, und wollte nicht, daß Sie etwas davon erfahren sollten. Ich habe Ihnen, glauben Sie es, die süßeste Freude zu verdanken, die das Menschenherz fühlen kann. Die Umstände machen die Wohlthat zur Wohlthat, und dem Gefühle nach werden Ihre 32 Thaler meine zehntausend Franken immer überwiegen.“ — „Aber mein Gott! der Wechsel von“ — „Still! Sie müssen doch leben, und für Ihre Familie sorgen; ohne Nichts können Sie Nichts anfangen. Ich bin reich, und kann die Summe entbehren; und verbessern sich mit der Zeit Ihre Umstände, so können Sie mir die Summe nach Gefallen abtragen.“ — „Ach Gott!“ — sagte der Kaufmann seufzend, — „dazu ist wenig Hoffnung. Der ganze Handel liegt darnieder, und Spekulationen? die sind alle so gewagt, daß unter tausend kaum Eine gelingt.“ — „Nun, probiren Sie's noch einmal“ — fiel der Baron ein — „gelingt's nicht, nun so kommen Sie zu mir nach Schlesien; Sie werden dort Beschäftigung und Brod finden.“ Weinend lag der Getröstete in des Edlen Armen, und konnte keine Worte finden, um ihm zu danken. „Kommen Sie,“ — sagte er — „meine Frau und Kinder sollen ihrem Wohlthäter danken, kommen Sie, ich bitte Sie darum.“ — Der Baron schützte Geschäfte vor, seinen Wunsch sogleich zu erfüllen, versprach ihm aber, ihn am Abend zu besuchen. Der Kaufmann versprach, ihn selbst abzuholen, und verließ ihn, um Alles zu seinem Empfang zu bereiten. Er gieng am Abend in die Wohnung des Barons, und vernahm, daß er vor zwei Stunden abgereist sey. Ein Billet erinnerte ihn mit wenigen Worten an ein baldiges Wiedersehen in Schlesien. „Edelster der Menschen,“ — rief er — „Gott begleite dich, und belohne deine That, denn kein Mensch ist es im Stande zu thun!“ —

VII.

Gastfreundschaft.

Gastfrei zu seyn vergeßt nicht; denn durch dasselbe haben Etliche ohne ihr Wissen Engel beherbergt. Ebr. 13, 2.

---

672. Gott bewahre mich, daß ich das Geständniß mißbrauchen sollte.

Ibrahim, der letzte Khalife aus dem Geschlechte Ommiah's, erzählt folgende Geschichte aus seinem Leben: „Als der Thron von meiner Familie auf das Haus der Abbassiden übergieng (718 vor Chr. G.), lebte ich zu Kufa, ohne die großen Unglücksfälle zu muthmaßen, welche nachmals meinem Hause begegneten. Ich sah von einem Fenster meines Palastes aus auf dem benachbarten Felde ein Truppenkorps sich ausbreiten. Die schwarzen Fahnen, welche unter ihnen wehten, gaben mir bald zu erkennen, daß sich diese Soldaten im Dienste der Abbassiden befänden. Da ich keine Macht ihnen entgegenzusetzen hatte, so faßte ich den Entschluß, mich ihren Nachforschungen zu entziehen. Ich wechselte schleunigst meine Kleider, eilte ganz erschrocken, aber unerkannt in die Wohnung eines Mannes, von welchem ich wußte, daß er ein Feind meiner Familie sey, und bat ihn um einen sichern Ort, ohne mich zu nennen. Er nahm mich mit Güte auf, und wies mir ein geheimes Zimmer an, wo ich mehrere Tage hindurch alle Annehmlichkeiten des Lebens fand. Da ich bemerkte, daß dieser edelmüthige Wirth täglich ausritt, und Nachsuchungen anstellte, um einen Feind zu finden, so gab ich ihm zu erkennen, daß um des Dankes willen, den ich ihm schuldig sey, dieser Feind auch der meinige geworden sey, und daß ich gern selbst Rache an ihm üben wolle, wenn er mich wissen lassen möchte, über wen er sich zu beklagen habe. — „„Ibrahim ist es, den ich suche,““ — sagte er — „„ein Tyrann,

der meinen Vater umgebracht hat. Seitdem sein Haus nicht mehr den Thron besitzt, ist er meiner Rache preisgegeben. Warum kann ich ihm nicht alles Uebel vergelten, das er mir gethan hat!«« Ich gab meinem Wirthe zur Antwort, daß ich selbst der Feind sey, den er suche; und daß, ob ich mich gleich dadurch seiner Rache preisgebe, seine Großmuth gegen mich mir dennoch dieses Geständniß abnöthigte. — „Gott behüte, daß ich es mißbrauchen sollte!“ — antwortete Osman. — „Wenn ich dir außer meinem Hause begegne, so weiß ich, was die Blutrache mir gestattet; aber ich weiß auch, was die Rechte der Gastfreundschaft verlangen.“ — Als er dieß gesagt hatte, gab er dem Bedienten, der die Aufsicht über sein Haus hatte, Befehl, mir tausend Zechinen zu zahlen, und mich zu Pferd aus Kufa zu begleiten, um mich in Sicherheit zu setzen. Man kann leicht urtheilen, wie sehr diese Handlung mich mit Bewunderung, Scham und Erkenntlichkeit erfüllte.“

673. Schenke deinen Gästen das Leben.

Maan Beezaid, König von Arabien, hatte in einem Treffen 100 Gefangene gemacht, die er sämmtlich zum Tode verdammte. Einer von ihnen warf sich dem Fürsten zu Füßen und beschwor ihn, er möchte doch erlauben, daß man ihm Wasser geben dürfe, um den grausamen Durst, von dem er geplagt werde, zu löschen. Maan sagte zu seinem Mundschenken, er solle ihm zu trinken geben. „Meine Kameraden“ — erwiederte der junge Mensch, — „sind nicht weniger durstig als ich; sey auch gegen sie eben so gnädig, wie du es gegen mich warst.“ — Der König willigte gern in diese Bitte, und befahl, daß man allen Gefangenen zu trinken geben solle. Nachdem sie getrunken hatten, sagte der junge Mensch zum König: „Wir sind, großer Monarch, deine Gastfreunde; deine erhabene Großmuth wird nicht zulassen, daß du denen, die einer so großen Ehre von dir gewürdigt worden sind, solltest das Leben nehmen können.“ Der Fürst, dem nach den Religionsgrundsätzen der Araber die Beobachtung des Gastrechtes

heilig war, konnte sich nicht enthalten, diesen glücklichen Einfall zu bewundern, und widerrief das Urtheil, das er gefällt hatte.

674. Wir betrachten einen Besuch als ein Ehrengeschenk.

Der Baron Tott berichtet in der Geschichte seiner Reisen folgenden Vorfall, der ihm in Bessarabien begegnet ist. In dieser, zur Türkei gehörigen Landschaft am schwarzen Meere, sah er sich eines Tages genöthigt, in einem Dorfe still zu liegen. Sein Führer ließ ihn auf einem freien Platze Halt machen, der ringsum mit Häusern bedeckt war. Jeder Hausbesitzer stand an der Thüre, und beobachtete den Fremden mit unverwandten Blicken, während der Tschoadar, d. i. sein Führer, jeden nach der Reihe herum mit aufmerksamen Augen betrachtete. „Wo sollen wir nun einkehren?" — sprach der Reisende — „ich sehe, daß sich Niemand unserer annehmen will." — „Mit nichten," — versetzte der Tschoadar — „Jedermann wünscht und erwartet darin den Vorzug. Derjenige, dessen Wohnung Ihnen am meisten ansteht, wird sich glücklich schätzen." — Während dessen bemerkte Tott einen Greis, der ganz allein an der Thüre stand. Sein ehrwürdiges Ansehen bewog den Baron, bei ihm einzukehren; und kaum hatte er diesen Entschluß zu erkennen gegeben, als die Uebrigen sogleich in ihre Wohnungen zurückgiengen. Mit sichtbarer Freude führte der Alte den Fremden in ein gut aufgeräumtes Zimmer. Die Frau des Alten brachte ihm gleich ein Becken mit Wasser, um sich die Hände zu waschen, und die Tochter desselben breitete hierauf eine Serviette über seine Hände, um sie zu trocknen. Dieser bezeugte dem Greise seine Verwunderung darüber, daß der bloße Anblick seine Landsleute zur Gastfreundschaft verbände, und machte die Bemerkung, daß der, auf den die Wahl zu oft fiele, leicht dabei zu Grunde gehen könne. Der Alte antwortete: „Der Vorzug, den Du mir gegeben hast, hat mir wahres Vergnügen verursacht. Wir betrachten das Recht der Gastfreundschaft

für den, der es ausübt, nicht anders als ein Geschenk. Sollte Jemand unter uns diesen Vorzug ununterbrochen genießen, so würde er bei den Uebrigen nur Eifersucht rege machen; indessen erlauben wir uns keinen Schritt, um die Wahl der Reisenden zu bestimmen. Daß wir uns an die Thüren unserer Wohnungen stellen, geschieht bloß, um zu zeigen, daß sie bewohnt sind. Die Gleichförmigkeit der Häuser erhält übrigens das Gleichgewicht, und ich habe es bloß meinem guten Gestirne zu verdanken, welches Dich zu mir geführt hat." —

675. Der Todfeind als Gastfreund.

Der Anführer eines Soldatentrupps des Dey von Tripoli, durch Araber verfolgt, verirrte sich, als der Abend einbrach, und fand sich auf einmal in der Nähe des feindlichen arabischen Lagers. Von Durst gequält, stieg er, da er gerade ein Zelt offen sah, von seinem Pferde und bat um Aufnahme. Der Araber ersuchte den feindlichen Kriegsmann, hereinzutreten, und empfieng ihn mit der Gastfreundschaft, welche diesem Volke stets zum Ruhme gereicht. Das beste Lamm der Heerde wurde geschlachtet, gebraten, und nebst Datteln und trockenen Früchten dem Reisenden zu Abend vorgesetzt. Um den Gast noch mehr zu ehren, hatte die Frau des Arabers eine Art Mehlpudding mit Rosinen, auf Kohlen gebacken, rund um mit geräuchertem Schaffleisch eingelegt, zum Abendmahl noch hinzugefügt. So speisten sie freundschaftlich zusammen, und obwohl beide Feinde waren, sprachen sie dennoch sehr friedlich von ihren Heldenthaten, als auf einmal der Araber blaß wurde, sich entfernte, und nach einigen Augenblicken seinem Gaste sagen ließ, daß sein Nachtlager bereit sey, daß er ihm aber beim Abendessen nicht länger Gesellschaft leisten könne. — Da er aber gesehen habe, daß das Pferd seines Gastes ganz abgemattet sey, und nicht im Stande, die Reise fortzusetzen, so wolle er ihm am folgenden Morgen ein frisches Pferd vor das Zelt besorgen; da-

gegen ersuche er ihn, sich so früh als möglich zu entfernen, hoffe aber ihm vorher noch Lebewohl zu sagen. Der Tripolitaner verwunderte sich über dieses sonderbare Betragen, legte sich aber doch, ohne weiter darüber nachzudenken, mit Vertrauen zur Ruhe. Sehr früh ward er von dem Araber geweckt, damit er noch vor seiner Abreise frühstücke; doch Niemand von der Familie des Gastwirths kam zum Vorschein. Als aber der Augenblick seiner Abreise nahte, sah er seinen Gastwirth vor dem Zelte stehen, Zügel und Steigbügel (als höchsten Ehrenbeweis) haltend. Der Türke war kaum aufgestiegen, als der Araber zu ihm sagte: „Du hast diese Nacht bei dem größten Feinde, den du im Lager hast, geschlafen, mit ihm gespeist, von seinem Brode gegessen, aus seinem Becher getrunken. Als du gestern mir deine Thaten erzähltest, da entdeckte ich, daß du es seyest, der meinen Vater getödtet. Sieh her! Dieß (ihm ein Gewand zeigend) ist das blutige Gewand, was er im Augenblicke, wo du ihn niederschlugst, trug. Oft habe ich in Gegenwart meiner Kinder geschworen, seinen Mörder aufzusuchen vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne, um seinen Tod zu rächen. Du aber warst gestern mein Gastfreund, und so lange du in meinem Zelte warst, war dein Leben mir heilig. Denn der Prophet befiehlt, den Gastfreund zu ehren. Kehre daher heim, noch ist die Sonne nicht aufgegangen, bis dahin bist du sicher vor meiner Verfolgung. Sobald sie aber zum Vorschein gekommen ist, werde ich dich verfolgen, und meinen Schwur erfüllen. Darum eile! Das Pferd, das ich dir gebe, ist eben so gut wie das meinige, und von der Schnelligkeit beider hängt das Leben von einem von uns Beiden ab.“

Darauf drückte er die Hand seines Gegners und verließ ihn. Der Türke machte Gebrauch von dem ertheilten Vorsprung, und erreichte glücklich das Lager des Dey; indeß der Araber ihm auf den Fersen folgte, und erst in der gefahrvollen Nähe des feindlichen Lagers von der Verfolgung abließ.

676. Lieber will ich mich umbringen lassen, als meine Gäste preisgeben.

Bei dem bekannten Einfalle, welchen die Franzosen im J. 1793 in Frankfurt am Main, von wo sie aber bald wieder verdrängt wurden, gemacht hatten, zeichnete sich die Frau eines ziemlich dürftigen Bürgers und Gärtners, Peter Theobaldus, in der Vorstadt Sachsenhausen besonders aus. In dieses ihr kleines, dicht am Walle gelegenes Häuschen, hatten sich, als die Hessen vom Affenthore herein auf den Wall zu drangen, 32 Franzosen, Nationalgarden und Linientruppen, durch's Fenster hinein geflüchtet, da gerade weder sie, noch ihr Mann, noch sonst Jemand sich zu Hause befanden. Mit nicht geringer Verwunderung traf sie bei ihrer Heimkunft diese Gäste an, welche inständig und mit kläglichen Geberden sie um Schutz und verborgenen Aufenthalt in ihrem Hause baten. Sie versprach es ihnen, gab aber eine goldene Uhr und Geldbörse, welche ihr ein Offizier anbot, mit Unwillen zurück. Indeß ward es aber von einigen Nachbarn verrathen, daß sich Franzosen in dieses Haus geflüchtet hätten, worauf sogleich ein hessischer Offizier mit einem Kommando kam, und deren Auslieferung verlangte. Doch unerschrocken trat die Wirthin nebst ihrem Manne vor die Hausthüre, und schwur, sich lieber umbringen zu lassen, als jetzt sie herauszugeben. „Es sind unsere Feinde," — sagte sie — „aber kommt erst in einer Stunde wieder, wenn sich eure Mordlust abgekühlt haben wird; oder versprecht ihr mir gleich jetzt, ihnen kein Leid zu thun, sondern sie als Kriegsgefangene zu behandeln, so sollt ihr sie haben." — Die Unerschrockenheit dieser Frau gefiel dem hessischen Offiziere; er bestand zwar noch einige Minuten auf unbedingter Auslieferung; doch da die Frau auf ihrer Rede blieb, versprach er ihr Schonung der Gefangenen, und hielt auch Wort. Er selbst sowohl als auch die Franzosen wollten nachmals diesem rechtschaffenen Weibe ein ansehnliches Geschenk machen; aber sie schlug es wieder aus, schickte hingegen ihren Sohn noch bis zum Thore den Gefangenen nach, um zu

sehen, ob ihnen auch wirklich nichts Feindliches widerfahre, und sie freute sich, als sie hörte, daß sie ganz ungekränkt geblieben seyen.

677. Wie es Gäste regnet.

Auch unter den Christen gibt es Leute, die nicht vergessen, gastfrei zu seyn. — An einem Sonntag kamen zu Pfarrer Machtholf in Möttlingen 10—15 Gäste, um ihn predigen zu hören. Nachdem sie durch das Wort des Lebens, das er verkündigte, geistlich gespeist worden waren, theilte er auch seine Mittagsmahlzeit mit ihnen. In seinem erquickenden Umgang gieng ihnen die Zeit schnell hin und sie dachten an ihre Heimreise. Aber der Himmel war ganz mit Wolken überzogen und der Regen floß in Strömen herab, daß sie unmöglich fortgehen konnten. Da sitzen sie nun verlege.. in der Stube herum, fragen einander mit ängstlichen Blicken, was zu thun sey; bald geht Der, bald geht Jener an's Fenster, um zu sehen, ob denn die Wolkendecke noch nicht zerreiße und der Regen nicht aufhöre. Doch der Regen strömte fort und immer höher stieg ihre Besorgniß; bei solchem Wetter fortgehen — denken sie — können wir nicht, und in so großer Anzahl im Pfarrhause über Nacht bleiben, können wir wieder nicht. Da tritt der liebe Pfarrer Machtholf auch an's Fenster, nimmt sein Käppchen ab, faltet die Hände und spricht mit zum Himmel gewandtem Blick: „Lieber Vater! ich danke Dir, daß Du mir Gäste regnen lässest.“ Als die Gäste das hörten, wurde es ihnen auf einmal wieder leicht um's Herz, und da der Regen nicht so bald aufhörte, gaben sie den freundlichen Bitten des Pfarrers nach und blieben da. So gut als möglich wurde für sie gesorgt, und in Betten, besser als sie gewohnt waren (es waren meistens Bauersleute), schliefen sie bis zum andern Morgen. Ein guter Freund, der selbst dabei war, wollte nun auch wissen, wo denn der Herr Pfarrer geschlafen habe; er forschte nach und fand eine Backmulde, in der ein Teppich lag. Das war des Herrn Pfarrers Nachtlager gewesen.

VIII.

Ehrerbietung gegen die Alten.

Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren.
3 Mos. 19, 32.

---

678. Mein königlicher Sitz rette dir das Leben.

Auf einem seiner Feldzüge ward Alexander der Große durch einen häufig fallenden Schnee aufgehalten. Er setzte sich auf einen erhabenen Platz, der ihm zum Throne diente, neben ein großes Feuer. Aber in eben dem Augenblick bemerkte er einen macedonischen Soldaten, welcher der Schwäche des Alters und der Strenge der Witterung unterliegen zu müssen schien. Er überlegte sogleich den Abstand, nicht des Ranges, sondern des Alters, der sich zwischen ihm und diesem Soldaten befand. Er stand auf, und die siegreichen Hände, die das Reich des Darius zerstört hatten, trugen den vor Kälte erstarrten Greis auf den Sitz hin, welchen er selbst vorhin eingenommen hatte. „Bei den Persern“ — sagte er — „ist es ein Verbrechen, das mit dem Tode bestraft wird, sich auf den Thron der Könige zu setzen; aber unter einem menschlichen Monarchen soll eben diese Handlung dir das Leben retten!“

679. Der Unterschied zwischen Wissen und Thun.

Unter den Völkern des Alterthums waren die Spartaner, das tapferste Volk des alten Griechenlandes, besonders wegen ihrer Ehrerbietung gegen die Alten berühmt. Daher sagte auch ihr Feldherr Lysander, der sich im peloponesischen Kriege großen Ruhm erwarb, an keinem Orte wohne das Alter mit so vieler Ehre wie in Sparta. Einst suchte ein Greis bei den olympischen Spielen, einem Volksfeste der Griechen, zu dem sich alle Stämme versammelten, einen Platz. Er gieng lange umher bei Alten und Jungen;

Niemand zeigte sich bereit, ihm einen Platz einzuräumen. Als er aber an den Ort kam, wo die Spartaner saßen, standen alle jungen Leute ehrerbietig auf. Darüber erhob sich nun ein allgemeines Beifallrufen, und der erfreute Greis rief aus: »Ihr Götter! alle Griechen kennen die Tugend; aber nur die Spartaner üben sie aus!«

680. Die Höhle des Erbarmens.

Auf einer Reise, welche einige Holländer in das Innere des Küstenlandes von Guinea in Afrika machten, trafen sie in einer Höhle unweit des großen Schlangentempels zwei Neger an, wovon der eine, eine hochbejahrter Greis, dem von den Feinden die Zunge ausgerissen und die Beine abgehauen waren, durch einen jungen Menschen, den sie für einen Sohn dieses Alten hielten, bedient wurde. Er nährte ihn mit Reis und Ananas, breitete die Häute der Thiere, die er getödtet hatte, unter ihm aus, und um ihn zu erfrischen, trug er ihn täglich auf seinen Schultern längs des Ufers hin, wenn die große Hitze durch die Annäherung der Nacht vermindert wurde. Das Mitleiden allein hatte ihn vermocht, seine Verwandten zu verlassen, um sich an diesen Unglücklichen anzuschließen. Sechs in der Einsamkeit verflossene Jahre und der Anblick von tausend Gebrechlichkeiten hatten seinen Eifer für dieses Opfer der Zeit und der Grausamkeit nicht geschwächt. Diese so schöne Entdeckung rührte sogar die Eingebornen des Landes, die diese Freistätte — die Höhle des Erbarmens nannten.

681. Kinder, wir wollen leiser reden!

Als der tapfere General Ziethen hochbetagt war, konnte es ihm zuweilen begegnen, daß er an der Tafel König Friedrichs II. von Preußen einschlief. Allein dieser, weit entfernt es dem grauen Krieger zu verübeln, sagte vielmehr zu denen, welche ihn mit spöttischem Lächeln darauf aufmerksam machten: »Kinder! wir wollen leiser reden, daß wir den Alten nicht im Schlafen stören. Er

hat genug für uns gewacht!« Ziethen war schon 86 Jahre alt, als er noch einmal zu Berlin zur Parolezeit auf das Schloß gieng, um seinen König nach einer Zwischenzeit von sechs Monaten wieder zu sehen. Schon hatte der König an seine Generäle seine Befehle ertheilt und wandte sich so eben zu den anwesenden Prinzen, als er den betagten Ziethen gewahr ward, der entfernt unter andern Offizieren stand. Da eilt er sogleich auf ihn zu mit den Worten: »Da ist ja mein alter Ziethen! Ach, warum hat Er sich bemüht, die vielen Treppen zu steigen, ich wäre ja gerne zu Ihm gekommen! Nun wie geht's denn mit der Gesundheit?« — »Eure Majestät! Meine Gesundheit ist gut, auch schmeckt mir das Essen, aber ich spüre eine Abnahme meiner Kräfte,« — »das Erste höre ich gerne,« sagte der König, »aber das Stehen muß Ihm sauer werden. Geschwind einen Lehnstuhl!« Die Adjutanten eilten einen zu holen. Ziethen weigerte sich und erklärte, daß er nicht müde sey, mußte aber endlich dem dringenden Zureden des Königs nachgeben, der ihm einmal über das andere sagte: »Setz Er sich, alter Vater! setz Er sich; sonst gehe ich weg; denn ich will Ihm durchaus nicht zur Last fallen.« Und so stand Friedrich der Große, selbst schon dem Greisenalter nahe, vor dem hochbetagten General mit freudigem Blicke, fragte ihn noch über seine Umstände und sagte endlich: »Leb' Er wohl Ziethen! nehm' Er sich ja vor Erkältung in Acht und erhalt Er sein Leben, damit ich noch oft das Vergnügen habe, Ihn zu sehen!«

IX.

Verpflegung der Kranken.

Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht. Matth. 25, 36.

---

682. Wie findet man den Weg zu den Herzen?

Beata Sturm, welche zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in ledigem Stande in Stuttgart lebte und schon in ihrer Kindheit durch eine Augenkrankheit in der Schule der Leiden geübt worden war, war stets bedacht, Hilfsbedürftigen aller Art leibliche und geistliche Erquickung darzubieten. Insbesondere genoßen ihre Liebe diejenigen, welche derselben am bedürftigsten waren, die verborgen Leidenden, die sich kümmerlich Nährenden, Wittwen und Waisen, Kranke, die in Spitälern, Lazarethen, in abgelegenen Dachstübchen und armseligen Kammern wohnen, bei denen nicht so leicht Jemand einzukehren pflegt. Personen dieser Art suchte sie auf, erforschte ihre Bedürfnisse, theilte ihnen von ihrem Eigenen mit, was sie vermochte, und verwandte sich bei Andern für sie. Sie tröstete sie, brachte ihnen zu essen und zu trinken, was ihre Hand fand, und suchte sich hiedurch Gelegenheit zu bahnen, an ihr Herz zu kommen und ihre Seele an den Seilen der leiblichen Wohlthaten aufwärts zu den geistlichen Gütern und zu Gott zu ziehen.

683. Die aufgegebene Carnevalsfreude.

Um das Jahr 1760 herrschte in dem Dorfe Sauvigni (Sowinji) in Frankreich eine gefährliche ansteckende Seuche. Der damalige Herr des Dorfes, Marquis v. M., kam im Anfange des Februar mit seiner Familie dahin. Seine Gattin, eine Dame, welche Schönheit, Anmuth, Witz und Lebhaftigkeit in sich vereinigte, gedachte nur kurze Zeit auf dem Lande zuzubringen, und hatte schon

Anstalten getroffen, um an den Belustigungen des Carnevals in der Hauptstadt Paris Antheil nehmen zu können. Als sie zu Sauvigni anlangte, bewog sie der Anblick des Elendes, das dort herrschte, ihre Plane aufzugeben. Ihr gefühlvolles Herz widmete sich ganz dem Dienst ihrer unglücklichen Unterthanen. Nicht nur wurde all' das zu den Festen und Schmäusen bestimmte Geld auf die Rettung der noch lebenden Bauern angewendet; nicht nur schrieb sie selbst an den Arzt Maret zu Dijon (Dischohn), daß er auf ihre Kosten alle zur Erleichterung der Noth dienenden Anstalten treffen solle; gab nicht nur alle ihre Bedienten zur Wartung der Kranken her, sondern sie besuchte auch selbst mit ihrem Gemahle die Krankenstuben, und verpflegte die gefährlichsten Kranken, sorgte, daß in ihren Häusern Reinlichkeit hergestellt wurde, und mehr als zwanzig todtkrank gewesene Patienten verdankten, nächst Gott, ihrer angewandten Sorgfalt ihre Wiederherstellung.

684. Der verpflegte Hutmachergeselle.

Rosine Frühtrunk, eine arme, 62jährige Bürgerswittwe zu Schrobenhausen in Ober-Bayern, die vom Waschen um den Lohn sich kümmerlich nährte, nahm aus Mitleiden einen sehr kranken, fremden Hutmachergesellen in ihre Wohnung auf, wovon sie selbst jährlich eine theure Miethe zahlen mußte. Da es gerade Winter war, räumte sie dem Kranken eine Lagerstätte in ihrer Stube ein, und pflegte seiner mit einer solchen Sorgfalt, daß, wenn er ihr eigener Sohn gewesen wäre, sie ihm nicht mütterlicher hätte beistehen können, als sie bei Tag und Nacht that. So ermüdet und entkräftet sie auch von ihrer täglichen Handarbeit war, so brachte sie doch manche Nacht mit der Pflege für ihren Kranken schlaflos zu, und litt bei seiner Verpflegung viel Ungemach, übeln Geruch und Unruhe, mußte dabei noch von dem mürrischen, etwas ungeduldigen Kranken manche harte Worte ertragen, und von Uebelredenden sich manche schiefe Auslegung ihrer Wohlthätigkeit

gefallen lassen. Sie überwand aber alle diese Unannehmlichkeiten und Beschwerden mit edler Standhaftigkeit, und entließ den Verpflegten erst nach vier Wochen, als er völlig wieder hergestellt seine Reise fortsetzen konnte.

685. Die zwei Sterbenden.

Johann Caspar Lavater, Pfarrer in Zürich, gab wenige Tage vor seinem, am 2. Januar 1801 erfolgten Ende, einen rührend schönen Beweis seines bis in den Tod nicht ermüdenden Eifers, Leidenden und Kranken Liebe zu beweisen. Auf seinem äußerst schmerzlichen Krankenlager hatte er vernommen, daß die Gattin seines Bruders todtkrank liege. Noch hatte er selbst an diesem Tage nicht gewagt, von seinem Lager sich zu erheben; indeß waren seine Umstände doch so weit leidlich, daß seine Frau es wagen durfte, die sterbende Schwägerin zu besuchen. Jetzt fühlte er auf einmal, im Andenken, wie herzlich ihn diese liebte, einen außerordentlichen Trieb, sie, die Todtkranke, noch einmal zu sehen, stand — sich selbst ganz vergessend, — ungeachtet der dringendsten Ermahnung der Seinigen, sich doch zu schonen, mit unbegreiflicher Anstrengung seiner Kräfte, allein aus seinem Bette auf, zog sich mit weniger Hilfe selbst an, und ließ sich in einer Sänfte hintragen. Kaum daselbst angekommen, fällt er einige Mal in Ohnmacht; doch erholt er sich bis auf den Grad, daß er neben die Sterbende hingesetzt werden, und noch einige Worte sprechen konnte. „Da sitzen wir — beide sterbend, neben einander, — aber die Liebe stirbt nicht, und nicht der Dank, den ich dir, du theure, treue Schwester, schuldig bin; Gott wird dir bald die Liebe alle lohnen, die deine Schwestertreue mir erwies!“ Er sprach's, und sank dann in matten Schlummer und unmächtiges Schmerzgefühl hin, indem er sein Haupt auf seinen Tochtermann Geßner anlehnte. Nach wenigen Minuten erwachte er wieder aus seinem Schlummer, bei dem es offenbar war, nicht der Geist, nur die Werkzeuge der äußern Sinne im Körper seyen so sehr geschwächt. Nun fuhr er wieder fort: „O es muß

gewiß eine große Freude seyn, wenn sie wieder so Einen dem Gestade nahen sehen. Auch der geht nicht verloren! gerettet aus dem Schiffbruche des irdischen Lebens ist er bald da. Bald ruft er: Land! Land!« Kaum konnte er sich halten, in seinen Schmerzen laut aufzuschreien, und doch hielt er sich, um die Sterbende zu schonen, und sank dann selbst wieder in Schlummer, aus dem er höchst ermüdet erwachte und mit dem Worte des Abschiedes: »Jesus Christus, der unerforschliche Erbarmer, sey mit dir und mit deinem Geiste, ihn zu erlösen!« sich von ihr wegtragen ließ.

686. Die Liebe Christi dränget mich also.

»Während meines Aufenthalts bei Verwandten in der Nähe von R. in dem westlichen Theil der schottischen Gebirge war es,« erzählt eine Engländerin, »mein größtes Vergnügen, meine Base auf den Besuchen, die sie armen Landleuten abstattete, zu begleiten. Eines Tages kamen wir zu einer äußerst armseligen Wohnung. In dieser wurden wir eine alte, niedergedrückte und kranke Frau gewahr, welche in einer Ecke unbeweglich saß, und an der Seite derselben eine andere Frau von gleichem Alter, aber von starkem Aussehen, welche mit Emsigkeit arbeitete. Die Kranke hieß Bell Mac-vicor und die andere Isabelle Turner. Meine Base fieng nach ihrer Gewohnheit damit an, daß sie ein Kapitel aus der Bibel las. Dieses that sie einerseits, weil sie für die Seelen der Landleute, welche oft nicht lesen können oder mögen, nichts Nützlicheres thun konnte; andererseits, weil sie für sich selbst in diesem Lesen eine Quelle des Trostes fand, der ihr wohl that, und sie sich auch dadurch vorbereitete, auf eine kräftige Art mit den Armen, die sie besuchte, zu reden. Nach dem Lesen fieng sie eine Unterredung mit Isabelle an, aber ich konnte kaum einige Worte von dem schlechten, mit Gälischem vermischten Englisch verstehen, das die Letztere sprach. Deßwegen fieng ich an, in mir selbst zu unter-

suchen, was mir in dieser erbärmlichen Hütte so heilsame Lehren geben sollte. Und nun war ich desto aufmerksamer, was die alte Isabelle sagte, indem ich dachte, daß dieses ohne Zweifel eine Belehrung für mich seyn sollte. Ich wurde nun gewahr, daß sie alle ersinnliche Sorgfalt auf das alte simpelhafte Weib verwendete, welches kein Glied bewegen konnte. Sie sprach mit einer rührenden Zärtlichkeit von der Kranken; besonders wurde ich von ihrer frommen Sorgfalt gerührt, daß die Seele dieser elenden Kreatur möchte gerettet werden, und daß sich Gott ihr in Gnaden offenbaren möchte, ungeachtet der unüberwindlichen Schranke, welche ihren Geist von jedem menschlichen Einfluß abschloß. Diese gute Frau konnte sich nicht verbergen, daß in der armen Frau weder Gedächtniß noch Selbstbewußtseyn, noch Verstand mehr war. Dennoch, sobald es sich von dem Interesse dieser unsterblichen Seele handelte, konnte sie auf die Hoffnung, daß es damit anders werde, nicht Verzicht thun. Unvergeßlich bleibt mir der Ton des Mitleids, mit dem sie uns fragte: »»Glauben Sie nicht, daß meine Gebete für sie anstatt der ihrigen aufgenommen werden mögen?«« worauf wir ihr leider nur so viel sagen konnten, daß die Kraft des Blutes und des Verdienstes Christi keine Gränzen habe, daß sie, auf diesen Grund gestützt, in aller Einfalt fortfahren, für ihre arme Kranke beten, hernach aber die Sache dem HErrn überlassen und ihre Hoffnung bis an das Ende bewahren solle. Wir giengen nun still von dem Hause wieder heim. Unsere Gedanken waren von dem Anliegen der Isabelle erfüllt, daher redeten wir auf dem Heimwege noch weiter von ihr. — Was die arme Bell betrifft, so vernahm ich, daß sie nicht immer in diesem Zustande gewesen war, und daß die Besorgniß ihrer Freundin um so tiefer gegründet war, weil sie während ihres langen Lebens ihr Herz niemals Jesu zuzuwenden geschienen hatte. Groß war mein Erstaunen, als ich überdieß erfuhr, daß keine Blutsverwandtschaft, kein altes Freundschaftsverhältniß zwischen Isabelle Turner und

der armen Mac=vicor bestand, und daß keine Pflicht, außer der der christlichen Liebe sie verbinde, für sie zu sorgen. Als eine kranke, obdachlose Bettlerin war sie an die Thüre der frommen Isabelle gekommen, und hatte gebeten, sie möchte sie nur eine Nacht beherbergen, und da sie von Niemand mehr zurückgefordert wurde, so hatte Frau Turner es nicht gewagt, sie des andern Tages wieder fortzuschicken, und behielt sie seit sechs Jahren bei sich, verdoppelte ihre Arbeit, um den Unterhalt für Beide zu erwerben, und erwies ihr schwesterliche Dienste, so wie ihre Gebrechlichkeit zunahm. Ein Geschenk von Kleidern von Seiten eines christlichen Frauenvereins ist die einzige Unterstützung, die sie während dieser Zeit für dieses unglückliche Geschöpf erhalten hat. Sie bekommt auch nichts aus dem Kirchenalmosen. Ehemals arbeitete Isabelle im Taglohn, aber jetzt ist sie dadurch, daß ihr Gast ihre Dienste nicht entbehren kann, zu Hause gehalten, und auf den geringen Verdienst beschränkt, den sie sich mit grober Stickerei erwirbt, die sie zu Hause für Glasgower Fabriken verfertigt. Und wenn sie je die Kranke auf einige Minuten verläßt, so geschieht es nur, um ihre Lebensmittel einzukaufen, oder in einer benachbarten Brennerei Branntwein zu holen, womit sie die Wunden der armen Bell verbindet. Nur durch einen anhaltenden Fleiß in der Arbeit ist es ihr möglich, der Kranken so viele Linderungsmittel zu verschaffen. Diese Liebesdienste sind ihrerseits um so rührender, da ihre Kranke bei der Stumpfheit ihres Wesens für Genuß und Entbehrungen der Art ziemlich unempfindlich scheint; dennoch behandelt sie Isabelle, wie wenn sie die lebhaftesten Erkenntlichkeitsbezeugungen von ihr empfienge. Ich habe diese aufopfernde Frau ihren letzten Kreuzer hinlegen sehen, um ein Ei zu kaufen, und es ihrer stumpfen Gesellschafterin anzubieten, welche nicht mehr Genuß von dieser Speise zu haben schien, als wenn man ihr ein wenig Erde in den Mund gesteckt hätte. — Wir besuchten diese Strohhütte oft, und jeder Besuch bestätigte die Erzählung meiner Base, indem er

uns zeigte, wie genau es Isabelle mit dem Spruche nahm: »»Seyd Niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch unter einander liebet.«« — Noch mehr aber rührte mich das, daß ich wahrnehmen durfte, sie thue alles das an dieser Unglücklichen nicht aus Werkheiligkeit, sondern aus lauter Drang der Liebe und der Dankbarkeit gegen den HErrn. »»Wollen Sie«« — sprach sie einst, als wir von ihrer Krankenpflege redeten, — »»die Gründe wissen, die mich zur Verpflegung der Bell Mac-vicor antreiben? Ich thue es, weil mein Gott, dem ich diene, mir es befiehlt.«« Hierauf setzte sie sich, und las in ihrer gälischen Bibel Jes. 58, 6. 7., während wir in unserer englischen nachlasen. »»Das ist das Gebot, das ich von meinem Gott erhalten habe,«« — sagte sie, indem sie den siebenten Vers wiederholte — »»Brich den Hungrigen dein Brod, und die, so im Elend sind, führe in dein Haus.«« Hernach hielt sie einen Augenblick stille, und wiederholte endlich: »»das ist es, was mein Gott mir zu thun befiehlt, und darum thue ich es. Aber, meine Frauen, denken Sie ja nicht, daß ich in mir etwas Gutes zu finden glaube, das mich zum Gehorsam bestimmte. O nein, ich bin so zu handeln genöthigt, weil die Liebe Christi mich drängt, und in Wahrheit, es ist sehr wenig, was ich für Den thue, der so viel für mich gethan hat!«« Diese Aeußerungen freuten mich ungemein; und gewiß war es für mich eine gesegnete Lektion, die ich nie zu vergessen hoffe, den großen Glauben dieser Frau zu sehen, welche einfältig gehorchte, weil der HErr es ihr befohlen hätte. Als sie ihr Lesen geendigt hatte, konnte ich mich nicht enthalten, ihr die Verheißungen der Verse, die unmittelbar auf die folgten, die sie uns anführte, zuzueignen: »»dein Licht wird im Finstern aufgehen und der HErr wird dich immerdar führen u. s. w.«« — Die Leiden der armen Mac-vicor wurden immer schwerer. Sie bekam eine Wassersucht, welche den Umfang ihres Körpers so sehr vergrößerte, daß ihre treue Wärterin viele Mühe hatte, sie von dem Bette zum Herde zu bringen. Doch unterließ

sie es nicht bis an das Ende, weil das arme Geschöpf weniger Bangigkeit hatte, und weniger Seufzer ausstieß, wenn sie aufrecht war. An einem Abend erhielt meine Base die Nachricht, die Kranke sey sehr elend, aber es war zu spät, als daß sie sich am nämlichen Tage noch hinbegeben konnte. Des andern Tages kam sie frühe hin, und traf die arme Mac-vicor todt an. Sie bemühte sich, Isabelle zu trösten, welche weinte, wie wenn sie eine theure Freundin verloren hätte. »»O das liebe Geschöpf,«« — rief sie aus — »»daß sie diese Welt verlassen hat, ohne mir einen Blick, oder ein Zeichen des Bewußtseyns zugewendet zu haben, und besonders ohne einen Beweis zurückzulassen, daß sie auf Christum geschaut, und Ihn als ihren Heiland erkannt habe!«« — Meine Base brachte den Tag des Leichenbegängnisses bei Isabelle zu, welches so armselig war als das Leben der Entschlafenen. Der Armenkasten bezahlte den Sarg, und die Kirchenvorsteher trugen sie auf den Todtenacker. Niemand folgte ihr weinend nach; ihre arme Wohlthäterin, welche traurig zu Hause blieb, vermißte sie. Gleich nach dem Begräbniß sammelte Isabelle alle Kleidungsstücke, welche ihr für die arme Bell beigesteuert worden waren, und gab sie dem Frauenverein zurück, der sie angeschafft hatte; es kam ihr nicht einmal in den Sinn, daß sie berechtigt wäre, sie für sich zu behalten. Meine Base las ihr noch 2 Kor. 5. vor. Dieses Lesen gab ihr viel Trost, sie fühlte sich lebhaft gedrungen, dem Wort Christi Zeugniß zu geben, welcher aus dem, das ehemals todt in Uebertretung und Sünde war, eine neue Kreatur geschaffen hat. Als meine Base darin zum 14. Verse kam: »»denn die Liebe Christi dränget uns ꝛc.«« so rief Isabelle aus: »»Ja, ich habe den süßen Drang gefühlt! O welche Macht liegt in dieser Liebe!««

687. Aufopfernde Liebe.

Unter der im J. 1841 in Syrien siegreich kämpfenden östreichischen Armee befand sich auch der Graf Rittmeister

Andr. Szechenyi mit seinem Reitknechte Joh. Krippel. Den 24. Februar befiel ihn bei'm Erwachen Morgens ein Unwohlseyn, das ihn jedoch nicht hinderte, dem General Zochenus seine Aufwartung zu machen. Hier überfiel ihn jedoch plötzlich Fieberschauer. Lieutenant v. Dumont, der ihn bis dahin kaum kannte, begleitete ihn nach Hause, und nöthigte ihn, zu Bett zu gehen. Erleichterung trat ein, verschwand aber wieder, und der Kranke klagte über Schmerz unter dem linken Arm, worauf Dumont gegen seinen Willen einen Arzt holen ließ, der sogleich Umschläge um den Arm und 25 Blutegel verordnete, zugleich aber dem Dumont ankündigte, es seyen Anzeichen vorhanden, daß der Graf die Pest habe, das Haus müsse daher abgeschlossen werden, und er rathe ihm, dasselbe noch bei Zeiten zu verlassen. Allein Dumont dachte zu edel, als daß er den Grafen hätte verlassen können. Er schrieb an den östreichischen Konsul, wie sich die Sache verhalte, und erklärte, daß er und der Reitknecht Krippel sich mit dem Grafen wollen abschließen lassen. Indeß nahm die Krankheit mehr und mehr überhand, die Beule dehnte sich gegen die Brust und den Rücken aus, und am Elbogen bildete sich am vierten Tage eine zweite Verhärtung. In dieser Zeit bediente Dumont mit Krippel den Kranken auf's Sorgfältigste, sie trugen ihn von seinem Bett auf das Sopha, und wieder zurück, wenn das Lager gewechselt werden mußte; denn er konnte nicht gehen, weil seine rechte Seite gelähmt war. Endlich sorgte er auch noch dafür, daß dem armen Leidenden die Tröstungen der Kirche zu Theil wurden und hielt bis zum letzten Athemzuge bei ihm aus. Von da an mußte er mit Krippel noch zehn Tage Quarantaine halten, aber sein Leben ward beschützt, und vollkommen gesund konnte er dieselbe nach abgelaufener Frist verlassen.

X.

Feindesliebe.

Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen. Matth. 5, 44.

---

688. Die Liebe bessert.

Der Kirchenvater Gregor von Nazianz (geb. 300 v. Chr.) wurde einst mit Steinen bis in seine Kirche verfolgt. Man verwunderte sich, daß er nicht auf ernstliche Bestrafung dieser Gottlosigkeit drang; er aber antwortete: »Es ist gut, wenn die Boshaften gestraft werden, damit sich die Andern bessern; es ist aber besser, und mehr nach Gottes Willen, zu leiden, denn die meisten Menschen werden weniger durch Worte als durch Handlungen gerührt. Das Eine hält also die Gottlosen zurück; das Andere beschämt und bekehrt sie. Wir wollen daher eine Gelegenheit, durch Güte unsere Feinde zu überwinden, begierig ergreifen, und sie mehr durch Bestrafung ihres eigenen Gewissens als durch das Gefühl unserer Rache zum wahren Christenthum hinleiten. Wir wollen auf uns selbst wohl Acht haben, daß uns der Teufel nicht übereile, und uns schnell einen großen Vortheil entziehe!« —

689. Fliehe und bessere dich.

Heinrich VII., der im J. 1309 zur deutschen Kaiserwürde gelangte, und um das römische Reich in seiner vorherigen Größe herzustellen, unter andern auch Mailand und Florenz wieder zu erlangen sich bemühte, wurde bei seiner Rückreise aus dem Florentinischen auf Anstiften einiger feindselig gesinnten Männer zu Bonconvento unweit Siena am 14. August 1313 durch den Dominikanermönch Bernhard de Monte Politiano vermittelst einer vergifteten Hostie um's Leben gebracht. »Sobald« — sagt

ein Geschichtschreiber dieser Zeit — „der Kaiser spürte, daß das Brod vergiftet war, sagte er heimlich zu dem Mönche: du hast mir das Brod des Lebens zum Tode gegeben. Fliehe nun, so schnell du kannst, damit du nicht von den Meinen ergriffen und um's Leben gebracht werdest. Bessere dich aber; denn Gott hat kein Gefallen am Tode des Sünders u. s. f.“

690. Das Kreuz erinnert mich an Den, der unsere Sünden vergibt.

Ludwig XII., König von Frankreich, hatte sich bei seiner Thronbesteigung 1498 ein Verzeichniß von allen Höflingen und Dienern seines Vorfahren Karl VIII. geben lassen, und die Namen seiner heftigsten Gegner, welche am meisten Schuld an seiner Gefangennehmung unter der vorigen Regierung waren, mit einem Kreuze bezeichnet. Diese flohen jetzt vom Hofe, aus Furcht, der König werde sich an ihnen rächen. Allein der gute König Ludwig ließ sie Alle zurückberufen, und sagte ihnen: „das Kreuz, das ich eurem Namen beigesetzt habe, sollte euch keineswegs meine Rache anzeigen. Aehnlich dem Kreuze unsers Erlösers soll es euch der Vergebung eurer Beleidigungen versichern. Der König denkt nicht mehr an das Unrecht, welches dem Herzoge von Orleans widerfuhr.“

691. Verzeihung ist besser als Rache.

Herzog Christoph von Württemberg hielt sich, während sein Vater Herzog Ulrich von Land und Leuten getrennt lebte, einige Zeit am französischen Hofe auf. Seine vortrefflichen Herzens- und Geisteseigenschaften verschafften ihm die Gunst und Freundschaft des damaligen Königs Franz I. Er mußte aber erfahren, daß Andere ihm als einem Fremden diese Auszeichnung mißgönnten und deßhalb seine Feinde wurden. Als er einst Nachts vom königlichen Hoflager zu Chatellereau (Chatellero) in Gesellschaft von etwa zwölf jungen Deutschen heimkehrte, wurde er mit

seinen Gefährten von mehr denn 60 Franzosen mit bewaffneter Hand angegriffen, wobei er einige jedoch unschädliche Stichwunden erhielt, aber selbst auch mit seinem Gefolge sich so ritterlich wehrte, daß einige Franzosen todt auf dem Platze blieben. König Franz, der diesen Vorgang erfuhr, ließ die vornehmsten Urheber dieser Frevelthat ergreifen, und übergab sie dem Prinzen, um mit ihnen nach seinem Gefallen zu handeln. — Er aber, ohne irgend eine Rache an ihnen zu nehmen, setzte sie wieder in Freiheit.

692. Da Gott mir vergibt, will ich auch vergeben.

Als Heinrich IV. Paris eroberte, bekam er viele seiner tödtlichen Feinde in seine Gewalt; aber er bestrafte keinen von allen. Die Herzoginnen von Nemours und von Montpensier gehörten unter dieselben, und durften nichts Geringeres erwarten, als ihre Freiheit und ihr Vermögen zu verlieren; allein sie bekamen eine Schutzwache, und der König besuchte sie noch an demselben Tage. Als die Spanier und der päpstliche Legat an diesem Tage auszogen, nahmen sie eine Anzahl wüthender Anhänger der Ligue mit sich; und man ermahnte den König vergebens, diese zur Strafe zurückzubehalten. »Ich will Alles vergessen,« — sagte er — »denn kann man wohl diesen Leuten ihre Handlungen mehr verargen als einem Rasenden, wenn er zuschlägt, und als einem Unsinnigen, wenn er ganz nackt umhergeht?« — Viele, welche bis dahin die abscheulichsten Ausschweifungen begangen, und sich durch öffentliche Räubereien bereichert hatten, bekamen bloß Befehl, sich aus Paris wegzubegeben, und manche derselben erhielten sogar in der Folge Erlaubniß zurückzukommen. Man stellte dem König vor, daß sich seine rechtschaffenen Unterthanen daran ärgerten; allein er antwortete darauf: »Meine Siege kommen von Gott, und da Er mir vergibt, ob ich es gleich nicht verdiene, so will auch meinen Unterthanen vergeben.«

693. Gott sey Dank, ich weiß keinen Menschen, dem ich feind wäre.

Der fromme Hofprediger Phil. J. Spener (I. Thl. S. 102), der sein ganzes Leben hindurch für die Beförderung des lebendigen Christenthums mit unverrücktem Eifer arbeitete, mußte in seinem Leben viel Spott, Lästerung und üble Nachreden erdulden — überhaupt viel kämpfen, und den Undank der Menschen erfahren. Er antwortete aber seinen Widersachern stets mit der größten Gelindigkeit und Sanftmuth. Statt harte Urtheile über seine Feinde zu fällen, und ihnen Bosheit des Willens Schuld zu geben, entschuldigte er vielmehr ihr Bezeigen gegen ihn mit der Heftigkeit ihrer Leidenschaften. Wenn er auch Gelegenheit bekam, sie das ihm zugefügte Unrecht wieder fühlen zu lassen, so vergalt er nicht Böses mit Bösem. Hingegen war es ein Theil seines täglichen Gebetes, namentlich für einen jeden seiner unbekannten Feinde Gott zu bitten, daß Er ihnen ihre Sünden vergeben, und sie ihre Ungerechtigkeiten gegen ihn möchte einsehen lassen. Noch auf seinem Sterbebette sagte er mit Thränen im Auge: „Ach! Gott sey Lob und Dank, daß ich keinen Menschen in der Welt habe, dem ich feind wäre!“ — Voll Hoffnung einer bessern Zukunft und voll des Glaubens, Gott werde der guten Sache den Sieg gewiß noch geben, war es die letzte Bitte des sterbenden Greises: daß man ihm keinen Faden von schwarzer, trauriger Farbe mit in das Grab geben möchte; weiß gekleidet sollte sein Leichnam noch die frohe Hoffnung besserer Zeiten bezeichnen, mit der er in die bessere Welt hinübergieng.

694. Ich bitte um Begnadigung meines Gegners.

Als der russische General Fürst Gallizin die Festung Schlüsselburg erobert hatte, sagte der Kaiser Peter I. zu ihm: „Fordern Sie, was Sie wollen, nur Moskau und

meine Katharina nicht!« — Gallizin bat um die Begnadigung seines alten Gegners, des Fürsten Repnin, welchen Peter vom Marschall zum gemeinen Soldaten gemacht hatte. Er erhielt das Gesuchte und mit ihm das Vertrauen seines Monarchen, die Hochachtung Repnins und das Lob Aller, die von seinem Edelmuthe hörten.

693. Sie können nicht warten, bis ihr Brod gebacken ist.

Während der großen Theurung des Winters 1779 ritt ein Pächter, einige Meilen von Paris, aus der Mühle nach Hause, vor sich auf dem Pferde einen Sack mit Gerstenmehl. Auf einmal sprang Einer seiner Nachbarn aus dem Gehölze hervor mit einem Prügel bewaffnet. »Dein Mehl her!« Rasch sprang der Pächter herab, warf den Räuber nieder, und entriß ihm den Prügel. »Kamerad, du siehst, daß dein Leben in meiner Hand steht!« — »Ermorde mich entweder,« — antwortete der Räuber — »oder gib dein Mehl her! Ich muß es haben, oder Hungers sterben mit Weib und Kindern.« — »Hungers sterben mußt du?« — sagte der Pächter gerührt. — »Steh auf, nimm den Sack, er sey dir geschenkt. Ich will dir ihn aufladen helfen. So! und nun packe dich, rede kein Wort weiter davon.« Im nämlichen Augenblicke lief das Pferd fort nach Hause. Frau und Gesinde erschraken sehr, als es ankam. Endlich kam der Herr auch und erzählte bald seiner Frau die traurige Geschichte. »Der arme Mann,« — fügte er hinzu — »muß schrecklich im Elende seyn, daß er mich anzufallen wagte.« Der Pächterin traten Thränen in die Augen. Schnell nahm sie einen Laib Brod, verbarg ihn in ihre Schürze, und sagte zu ihrem Manne: »Ach! wenn die armen Leute so sehr hungern, so können sie nicht warten, bis ihr Brod gebacken ist.« Sie eilte hin und legte das Brod auf den Tisch. »Da esset, und vertrauet auf Gott!« und im Nu war sie wieder verschwunden.

696. Mutter, bereite den Arbeitern ein gutes Morgenbrod.

Als im vorigen Jahrhundert viele Wiedertäufer aus dem Emmenthale, im Canton Bern, gewaltsam vertrieben wurden, machten sich auch die Nachtbuben daran, einem betagten Lehrer derselben die Vorzüglichkeit ihres Glaubensbekenntnisses damit zu beweisen, daß sie ihm mitten in der Nacht das Dach seiner Wohnung zu zerreißen und zu zerstören anfiengen. Durch dieses geräuschvolle, frevelhafte Werk der Finsterniß aufgeweckt, trat er vor die Thüre, und erblickte mit Schrecken die Verwüstung seines Daches. — Was that nun dieser Mann Gottes? Sein Herz mag wohl bewegt, vielleicht empört worden seyn bei diesem Anblicke. Aber dem folgt er nicht, er folgt dem Willen seines Meisters in der Kraft Seines Geistes. Schweigend und betend kehrt er in die Schlafkammer zurück, und spricht zu seinem Weibe: „Mutter, stehe auf, bereite ein gutes Morgenbrod; wir haben Arbeitsleute bekommen.“ — So wird nun ein reichliches Essen bereitet, während die wilden Buben ihre Bosheit auf dem Dache üben. Endlich tritt der Mennonit hinaus und ruft ihnen zu: „Ihr habt nun lange und wacker gearbeitet und müßt hungrig seyn; kommt nun auch herein zum Essen.“ — Das schien den Buben zu lustig, daß sie dem gefoppten Mann auch sein Brod verzehren sollten, und sie kamen gutes Muths vom Dache, wuschen sich die Hände, und setzten sich um seinen Tisch. Nun entblößte der Greis sein ehrwürdiges Haupt, faltete seine Hände, und die Nachtbuben — thaten deßgleichen. — Er betete mit ihnen und für sie so herzlich, so liebevoll, so kräftig zu seinem und ihrem Gott und Erlöser, daß ihr Herz weich, ihr Gewissen wach wurde, und sie sich vor Gott ihrer Bosheit schämten mit heißen Thränen der Reue. — Nach dem Mahle bestiegen sie wieder das Dach, aber — um es nach Kräften wieder herzustellen, und der feurigen Kohlen auf ihrem Haupte wieder los zu werden.

697. Räche den Vater durch Fortsetzung seiner Wohlthaten.

Vor mehreren Jahren starb in Berlin ein Edelmann C. L. P., reich an zeitlichen Gütern, aber auch nicht minder reich an wahrer Gottes- und Menschenliebe. Kurz vor seiner seligen Vollendung ließ er seinen einzigen Sohn, der sich gerade auswärts befand, zu sich kommen; und als derselbe mit den zärtlichsten Thränen sich dem Bette seines sterbenden Vaters näherte, richtete er sich auf und sprach zu ihm: „Mein Sohn! du wirst in meinen Rechnungen jährlich einen Posten von 500 Thalern (gegen 900 Gulden) finden, die ich seit zwanzig Jahren jeden 4. Februar an den Kaufmann R. übermacht habe, um solche unter der Hand dem verarmten Herrn v. M. und nach dessen Absterben seinen eben so dürftigen Kindern zuzustellen. Dieser Herr v. M. war derjenige, der kurz nach meiner Verheirathung, aus Rache dafür, daß deine Mutter seine Hand ausgeschlagen hatte, den 4. Februar, nachdem er zwei Tage zuvor einen Pistolenschuß nach mir gethan, mir Gift beibringen ließ, von dessen tödtlichen Wirkungen mich aber Gott durch eine sonderbare Hilfe befreite. Einige Jahre nachher gerieth dieser Herr durch seine verschwenderische Lebensart in die äußerste Armuth, die für ihn um so drückender war, weil er inzwischen sich verheirathet hatte. Ich ergriff diesen Umstand mit freudiger Danksagung gegen Gott, meinem Feinde Gutes zu thun, und wählte dazu eben den Tag des Jahres, an welchem Gott so wunderbar über mich gewacht hatte. Und nun bitte ich dich, mein lieber Sohn, als Freund, und befehle dir als Vater, die gemeldete Summe an eben dem Tage an den Kaufmann, auf dessen Verschwiegenheit du dich sicher verlassen kannst, so lange zu übermachen, als sie diese dürftige Familie wird nöthig haben, insonderheit aber auch, daß du dieses dir entdeckte Geheimniß mit dir in das Grab nehmest.“

698. O könnte ich meinen Mörder wissen lassen, wie ich ihm danke.

Bei der am 26. September 1799 durch die Franzosen geschehenen Einnahme der Stadt Zürich hatte der bekannte Pfarrer Lavater das Unglück, von einem französischen Soldaten, der ihm auf eine grimmige Art mehr Geld abforderte, als er ihm geben konnte, einen Schuß erhalten, der ihm die Kugel unmittelbar unter der Brust durchtrieb, so daß die Wunde nur um etwa einen Messerrücken außer den Gränzen der Tödtlichkeit war. Als der edle Dulder nach Hause gebracht wurde, war es nun eine seiner ersten Bitten, daß weder die Seinigen noch sonst Jemand nach dem Namen des rohen Kriegers auf irgend eine Weise nachfragen, und wenn sie ihn zufällig erfahren würden, ihn als ein anvertrautes Geheimniß verschweigen sollten: indem er unter seinen, oft heftigen Schmerzen, noch mehr leiden würde, wenn jenem etwas Uebels geschähe. — Wie sehr Lavater auch in der Liebe gegen feindselige Beleidiger dem hohen Vorbilde, das uns JEsus, unser HErr und Heiland, hinterlassen hat, nachzustreben suchte, davon gab er kurze Zeit vor seiner irdischen Vollendung einen schönen Beweis. Nicht nur hörte man ihn mitten im größten Schmerze oft für den obgedachten Soldaten, der ihn verwundet hatte, beten, und mit wahrer Menschenliebe von ihm sprechen, sondern er schrieb auch an denselben, auf dem Bette, folgende schöne Denkzeile:

„Gott vergebe Dir so, wie ich Dir von Herzen vergebe!
Leide nie, was ich um Deinetwillen gelitten!
Ich umarme Dich, Freund! Du thatest unwissend mir Gutes.
Kommt dieß Blättchen zu Dir, es sey Dir Pfand von des HErrn Huld,
Welcher reuende Sünder begnadigt, entsündigt, beseligt!
Lege Gott mir für Dich in die Seele große Gebete,
Daß kein Zweifel mir bleib': „wir umarmen uns einst vor des HErrn Aug'!"

Und in seinen letzten Lebenstagen, als er vor Schmerz und Beklemmung seine Brust nicht mehr aufrecht halten, und

sein Mund kaum mehr sprechen konnte, sagte er zu den geliebten Seinigen: „Wenn ich nur auch das von Gott erflehen mag, daß der, welcher mich verwundete, nie ein solches Leiden erfahren muß, wie das meinige jetzt ist!“ — Er erzählte einst einem Freunde die Geschichte seiner Verwundung, und setzte dann hinzu: „Ich mag den, der die tödtliche Kugel auf mich abschoß, nicht kennen; aber ich wünschte, daß ich ihn könnte wissen lassen, wie ich von Herzen ihm verzeihe, wie ich ihm danke. Denn, glauben Sie mir, ich verdanke diesen Wunden und meinen jetzigen schweren, unsäglichen Leiden sehr viel.“

699 Neue Art, die Pasquillanten abzustrafen.

Pfarrer Machtolph in Möttlingen konnte nichts weniger leiden als Schmeicheleien, nichts war ihm lieber als offene freie Wahrheit, wie er sie Andern auch in aller Einfalt und Liebe sagte. Auch wenn ihn irgend eine Beschuldigung vor Gottes Augen gar nicht treffen konnte, dankte er dafür, wie für eine ihm doch vielleicht nützliche Wahrheit. — So hatte ihm auch einmal Einer ein sehr scharfes Pasquill zugeschickt. Am nächsten Sonntag dankte Machtolph am Schlusse der Predigt öffentlich dem unbekannten Freunde aus seiner Gemeinde, der ihm die Wahrheit so frei und so ganz ohne alle Schmeichelei in einem Briefe gesagt habe; er solle nur zu ihm in's Haus kommen, damit er ihm eine Wohlthat erzeigen könne. Es kam aber Niemand zum Pfarrer. Da wiederholte dieser am nächsten Sonntage seine Aufforderung; sie war abermals vergeblich. Am dritten Sonntage sagte er nach der Predigt, da sein unbekannter Wohlthäter nicht zu ihm kommen wolle, um seinen herzlichen und thätigen Dank von ihm anzunehmen, so müsse er ein anderes Mittel ergreifen, um ihm seine Liebe zu zeigen. Er wolle nämlich allen Einwohnern des Dorfes den Zehnten, den sie ihm zu geben hätten, dieses Jahr erlassen, um gewiß den mit zu treffen, der ihm jene Wohlthat erwiesen. Mehrere von den

reicheren Einwohnern wollten zwar von des guten armen Pfarrers Geschenk keinen Gebrauch machen, aber er willigte nicht ein. „Es könnte ja gerade der," sagte er, „welchen ich belohnen will, unter diesen Reicheren seyn."

700. Feurige Kohlen auf des Feindes Haupt.

Pache, ein französischer Protestant aus Morges, hatte während seines Aufenthalts in den Bädern zu Aix in Savoyen einige Traktate vertheilt, und war in Folge dessen durch Betrieb der römischen Geistlichkeit von dem Provinzial-Senat gefänglich eingezogen und zu Chambery zu dreijähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden, wo er mit 40 der abscheulichsten Verbrecher zusammenleben mußte. Sobald er bei ihnen eintrat, verlangten sie, er solle ihnen seine Geschichte erzählen; er sagte ihnen hierauf, daß er durchaus kein Verbrechen begangen habe, sondern einzig darum in dieses Gefängniß geworfen worden sey, weil er Schriften evangelischen Inhalts verbreitet habe. Zugleich nahm er hievon Gelegenheit, auch seinen Leidensgefährten das Evangelium zu verkündigen und sie anzuweisen, bei Jesu Ruhe für ihre Seelen zu suchen. Aber auch ihnen war das Kreuz Christi Aergerniß und Thorheit, auch sie feindeten ihn an, weil er es wagte, Christi Namen zu bekennen. Am ärgsten machte es ihm derjenige, mit dem er in dem dumpfen Kerker die halbverfaulte Ruhestätte theilen sollte, der ein Mörder und einer der Ruchlosesten in der ganzen Gesellschaft war. Es blieb ihm am Ende nichts übrig, als bei der Gefängniß-Commission über den gottlosen Menschen Klage zu führen. Man erwiederte ihm, er habe zwar dieses Alles, und noch mehr als das verdient, doch um die Ordnung im Gefängniß aufrecht zu erhalten, wolle man seinen Plagegeist in ein anderes Gefängniß versetzen. Sobald dieser hörte, was ihm bevorstehe, rief er aus: „Ich bin verloren in jenem mörderischen giftigen Loch, ich weiß, daß ich darin in wenigen Tagen erkranken und sterben muß." Weinend und schluchzend stieß er noch

mehrere heftige Reden aus. Dieß gieng unsrem Pache so nahe, daß er nicht umhin konnte, Fürbitte für seinen Verfolger einzulegen. Diese wurde zwar beachtet, aber unter der ausdrücklichsten Bemerkung, künftig dürfe er mit keiner ähnlichen Klage mehr kommen. Pache ließ sich das gefallen und überbrachte selbst seinem Widersacher den günstigen Bescheid. Damit hatte er feurige Kohlen auf sein Haupt gesammelt. Es brach dem ruchlosen Menschen das von so vieler Liebe überwältigte Herz, er entsagte von Stund an jeder Feindschaft gegen seinen Wohlthäter, und ein gleiches Gefühl von Scham und Ehrfurcht ergriff auch die übrigen Bewohner des Kerkers. Sie erkannten jetzt Alle, daß er nicht nur dem Worte, sondern auch der That nach ein Christ sey. In dem Gespräche, das Pache bei dieser Gelegenheit mit der Gefängniß-Commission hatte, stellte er dieser höchst eindringlich vor, wie gefährlich und schädlich es sey, daß man die Menschen so müßig und unwissend dahinleben lasse, daher sie sich gegenseitig noch mehr verdürben, und am Ende noch schlechter aus der Haft kämen, als sie hinein gekommen seyen. Es sey daher höchst nöthig, sie lesen zu lehren und mit guten Büchern zu versorgen, die ihr Gemüth zu dem heiligen Gott hinleiten. Ungeachtet das Letztere verweigert wurde, so gab man doch zu, daß Leseunterricht gut wäre, und nahm das Erbieten Paches, solchen zu besorgen, unter der Einschränkung an, daß die Commission die Bücher dazu hergeben würde. Aber wer will aussprechen, was der HErr vermag, wenn Er seine Gnade wirken läßt. Denselben Abend noch gab irgend ein frommer Mensch, vielleicht ein im Gewissen gerührtes Mitglied der Commission, unsrem Pache durch ein niedriges Fenster des Kerkers das Buch von der Nachfolge Christi. Obgleich dieser nun unstreitig noch lieber die Bibel selbst gehabt hätte, so war ihm doch diese Gabe weit angenehmer als die Bücher, die ihm die durchaus nur weltlich gesinnte Behörde gegeben haben würde. Er dankte dem HErrn dafür, und sammelte

um sich eine Reihe von Schülern, die bis in das dreißigste, bis vierzigste Jahr noch nie das A b c gelernt hatten. Nach einer Uebung von sieben Monaten trat Arbeit an die Stelle des Faulenzens, Liebe zum Lesen belebte die Nachlässigen, und das Buch war zum vierten Mal durchgelesen, als Pache befreit wurde, und von denjenigen sich trennte, denen er durch Gottes Schickung so nützlich geworden war, und denen er bei jeder Gelegenheit jene Grundwahrheit verkündigt und ausgelegt hatte, welche den Inhalt jenes Traktats ausmacht, um dessen Willen er war gefangen gesetzt worden. „Einige Zeit nach Paches Freilassung," so erzählt der Genfer Prediger Cäsar M a l a n, „besuchte mich ein Mann reiferen Alters, der auch dort unterrichtet worden war, und jetzt fleißig in einem Neuen Testamente las, das er bei sich führte."

XI.

Treue Lehrer und Erzieher.

Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz. Dan. 12, 3.

---

701. Ein treuer Lehrer wagt sein Leben für seinen Schüler.

M i c h a e l T i f f e r n u s, der im Jahre 1555 als Kanzler in Stuttgart starb, ward im Jahr 1489 bei Gelegenheit eines türkischen Einbruchs im Kriege als ein neugebornes Kind nebst andern erwachsenen Christen in die Sklaverei mit fortgeschleppt, aber nachdem die Türken wieder zum Lande hinausgetrieben wurden, von denselben in ihrem Lager zurückgelassen, und von einem Bürger zu Tybein unweit Triest als ein Findelkind aufgehoben, der als ein christlicher Mann auch dafür Sorge trug, daß der Knabe nicht nur sogleich getauft, sondern auch nachher zur

Schule angehalten, und endlich so weit gebracht wurde, daß er auf die Universität nach Wien gesandt werden konnte. Als hierauf Herzog Ulrich zu Württemberg von dem schwäbischen Bunde aus seinem Lande vertrieben, und sein Herzogthum vom König Ferdinand in Besitz genommen, zugleich aber des vertriebenen Herzogs minderjähriger Prinz Christoph auf des Kaisers Befehl zuerst nach Innsbruck, und darauf 1529 nach Wienerisch-Neustadt in Verwahrung gebracht worden war, so ward gedachter Tiffernus vor Andern dazu ernannt, diesen Prinzen in den nöthigen Sprachen und Wissenschaften zu unterrichten, welche Bedienung er nicht nur über drei Jahre mit aller Treue und Nutzen verwaltete, sondern auch dem Prinzen, der nachher an den kaiserlichen Hof gezogen ward, auf seinen Reisen als sein Hofmeister allenthalben zur Seite war. Nachdem aber dem Prinzen von seinen fürstlichen Verwandten im Vertrauen war entdeckt worden, wie man damit umgienge, ihn, als den einzigen Erben des Herzogthums Württemberg, nach Spanien zu schicken und in ein Kloster zu stecken: so war ihm sein getreuer Tiffernus, dem er dieß Geheimniß offenbarte, dazu behülflich, daß er nebst demselben sich von dem kaiserlichen Hoflager in der Stille entfernte, und sie mit einander, in Abwesenheit des Kaisers, zu Pferde über das kärnthische Gebirge, Salzburg und Baiern zu, flüchteten. Und als der Prinz Christoph wegen Entkräftung und Mattigkeit seines Pferdes nimmer fort konnte, und es wirklich an dem war, daß er von den Spaniern, die ihn verfolgten, entweder gefangen oder gar getödtet worden wäre, so setzte ihn sein getreuer Lehrer Tiffernus auf sein Pferd, und schickte ihn mit einem sichern Wegweiser fort, bis endlich Christoph unter göttlichem Geleite zu Landshut bei seinem Oheim, Herzog Ludwig von Baiern, glücklich ankam, und nach einem verborgenen Aufenthalte von sechs Monaten sich nach Frankreich an des Königs Franz I. Hof begab. Tiffernus selbst blieb aber in einem dunklen Gebüsche ohne Speise und Trank so lange verborgen, bis die Verfolger vorbei waren.

702. Sie wissen nicht, wer Sie sind, und wer ich bin.

Fenelon, der fromme Erzbischof von Cambray, hatte als Hofmeister des Herzogs Ludwig von Burgund nicht eben eine leichte Aufgabe, indem es eben so viel Klugheit als Geduld und Beharrlichkeit kostete, demselben sein wildes, ungestümes Wesen abzugewöhnen. Allein er wußte seine Aufgabe auf eine musterhafte Art mit dem glücklichsten Erfolge zu lösen. Dieses zeigt namentlich folgendes Beispiel: Ein Tischler arbeitete im Vorzimmer, wurde aber von dem Prinzen häufig in seiner Arbeit gestört. Bald verdarb er ihm seine Werkzeuge, bald hielt er ihn mit allerlei unnützen Fragen hin, und wählte hiezu nicht immer den wohlanständigsten Ton. Der Tischler beklagte sich bei Fenelon und erhielt von ihm den Auftrag, dem Prinzen offen die Wahrheit zu sagen. Als dennoch eines Tags der Prinz sein altes Spiel wieder trieb, hob der Tischler mit einiger Heftigkeit an: Sie werden endlich einmal so gut seyn, mich und mein Werkzeug in Ruhe zu lassen! Da tobte der Prinz und fieng an zu schimpfen, als der Tischler nicht nachgeben wollte. Nun brauste auch der Tischler auf und sagte: „Hören Sie einmal, Prinz, seyen Sie, wer Sie wollen, machen Sie, daß Sie mir aus dem Wege kommen; denn sehen Sie, wenn ich einmal in Wuth gerathe, so sind Sie bei mir mit Armen und Beinen nicht mehr sicher.“ Da erschrack der Prinz gewaltig und lief eilig zu Fenelon, um sich über den Tischler zu beschweren, und ihm zu sagen, daß er wünsche, der Tischler werde seines Dienstes entlassen. — Fenelon entgegnete: Er ist doch ein guter Arbeiter. Prinz: Ei was! er soll und muß fort, er soll und muß bestraft werden. — Fenelon: Ich glaube, er verdient mehr Mitleiden als Strafe. Ist es nicht ein Unglück, daß er nicht über sich Herr werden kann? Der Prinz: Das ist doch wahr, erbärmlich gehen Sie mit mir um; einem armseligen Tischler geben Sie Recht. Fenelon: Weil er Recht hat. Der Prinz: Und mich, den Prinzen, lassen Sie ohne Genugthuung! — Fenelon: Der Tischler ist

ein Mensch, und Sie sind ein Mensch, darum muß einem wie dem andern sein Recht widerfahren. Der Prinz: Herr, ich bitte, schweigen Sie; denn ich weiß, wer ich bin, und wer Sie sind! — Darauf gieng Fenelon ganz ruhig fort und ließ den Prinzen stehen. Am andern Tag aber nahm er ihn wieder vor und sagte ihm in festem Ton: „Prinz, Sie werden sich erinnern, was Sie mir gestern sagten. Es ist meine Pflicht, Sie zurechtzuweisen. Es scheint, Sie wissen nicht, wer ich bin, und wer Sie sind. Einige Ihrer Bedienten mögen Ihnen wohl gesagt haben, Sie seyen mehr als ich. Aber da haben sie Ihnen etwas ganz Falsches gesagt. Ohne Stolz muß ich Ihnen bekennen, daß ich mehr bin als Sie. Ihre Geburt kommt dabei gar nicht in Anschlag. Daß Sie als Fürst geboren sind, damit hat Sie die Vorsehung nur auf die Probe stellen wollen, ob Sie auch fürstlich handeln können. Aber bis jetzt haben Sie noch durchaus kein persönliches Verdienst. Sodann aber werden Sie mir einräumen, daß ich weit mehr Kenntnisse besitze als Sie; denn woher haben Sie die Ihrigen als von mir? Und was endlich die Herrschaft betrifft, so bin ich mein eigener Herr und Sie stehen unter mir. Glauben Sie das nicht, so wird Sie der König, und Ihr Herr Vater, der Dauphin, dessen überführen. Sollten Sie sich aber etwa schmeicheln, es sey ein großes Glück, eine hohe Gnade, die Stelle, die mir anvertraut worden, bei Ihnen zu bekleiden, so muß ich Ihnen auch diesen Irrthum benehmen. Bloß aus Liebe für Ihren Herrn Vater habe ich den mühevollen Auftrag, der ungleich mehr Bitte war, übernommen, Ihr Lehrer zu werden. Nun aber sehen Sie, wie leicht es mich ankommt, diese Stelle niederzulegen. Kommen Sie mit mir zu Sr. Majestät dem König, ich will ihn bitten, Ihnen einen andern Lehrer zu geben, und Sie dürfen überzeugt seyn, daß ich ihm ohne allen Neid wünschen werde, in seinen Bemühungen glücklicher zu seyn, als ich es von der meinigen erwarten kann.“ Versteinert stand der Prinz da. Reuevoll bat er den Abt um Verzeihung, bat

ihn mit Thränen sogar, ihn doch ja nicht zu verlassen. Und von diesem Augenblick an änderte er sich und entsprach für die Zukunft den Hoffnungen seines frommen Lehrers.

703. Mich und eure Kinder überlasset Gott.

Nach der Belagerung von Schweidnitz im Jahr 1806, als die bairischen und württembergischen Truppen sich nach Glatz und Silberberg wandten, marschirten zwei Regimenter über Wüste-Waltersdorf, Ober- und Nieder-Hausdorf nach Neurode. — Wie ein Donnerschlag traf die Nachricht von der Annäherung des Feindes die Bewohner von Ober- und Nieder-Hausdorf, und erregte allgemeinen Schrecken und unbeschreibliche Verwirrung. Mit ängstlicher Geschäftigkeit war Jung und Alt auf die Rettung und Verbergung seiner werthvollsten Habe bedacht, und Ueberlegung und Fassung war überall gewichen. Nur der alte Dorfschulmeister des Orts, Paul Ignaz Richter, verlor seine Besonnenheit nicht. Tröstend gieng er von Haus zu Haus, sprach Muth und Fassung ein, unterstützte die erschrockenen Familienväter durch seinen Rath, und tröstete mit liebreichem Ernste die Verzweifelnden. Bleibe Jeder von Euch bei seinem Eigenthum, sprach er, und mich und Eure Kinder überlaßt Dem, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche. Jedes Herz hieng vertrauensvoll an dem alten ehrwürdigen Mann, der im ganzen Dorfe wie ein Vater verehrt wurde. Sein Rath fand daher Eingang. Alles wurde wieder ruhig und trat in die gewöhnliche Ordnung zurück. Der alte Richter blieb in seiner Schule, und um ihn seine sehr gehorsame, aus ungefähr hundert Köpfen bestehende Schuljugend, der er freundlich Muth einsprach. Die Kinder mußten ihm versprechen, Alles zu thun, was er ihnen sagen würde. Darauf führte er sie dem Feinde entgegen, und stellte sie, sobald dieser herannahte, in drei lange Reihen. Ehrfurchtsvoll begrüßte er die ankommenden wilden Krieger; die Kinder sprachen seinen Gruß nach. Dann trat er mit festem, ernstem Schritte zu den Offizie-

ren des Regiments, bat auf eine herzlich rührende Weise um Schonung für die beiden Gemeinden, die durch wiederholte Lieferungen schon sehr mitgenommen seyen, und nichts mehr als leere Hände und Häuser und diese lieben, unschuldigen Kinder hätten. Bei diesen Worten hoben die Kleinen ihre Händchen in die Höhe, und baten um Schonung für ihre armen Eltern. Gerührt standen die Offiziere da, und sahen — vielleicht mancher mit Thränen in den Augen — diese seltene Scene an. In ihrer Brust wohnte noch ein menschliches Gefühl, das sich bei einem solchen Anblick unmöglich verläugnen konnte. Die Soldaten beschenkten die Kinder mit Brod und Geld, und wem es selbst daran fehlte, der gab ihnen die leere Branntweinflasche oder andere Kleinigkeiten, um doch wenigstens Etwas zu geben. Der Befehlshaber willigte gern und augenblicklich in die Bitten des ehrwürdigen Schulmeisters, und ertheilte die strengsten Befehle, daß kein Mann während des Marsches aus dem Gliede treten durfte. Dem Schulmeister aber rieth er, stehen zu bleiben, um dem bald nachfolgenden zweiten Regimente ebenfalls seine Bitte vorzutragen. Dieses blieb nicht lange aus. Richter trug dem Generale desselben, einem Hrn. v. Schröter, sein Gesuch auf dieselbe Weise vor, nachdem er sammt seinen Kleinen der wilden Kriegerschaar ein noch furchtloseres Willkommen zugerufen hatte. Auch hier ward er erhört, und das Regiment zog ebenfalls mit der strengsten Ordnung und Mannszucht vorüber, und durch die Dörfer Ober- und Nieder-Hausdorf. Auch nicht das Geringste durfte gefordert oder genommen werden, und wer einen der Einwohner beleidigte oder gar mißhandelte, sollte ohne Ansehen der Person erschossen werden. Der Schulmeister erhielt überdieß durch eine von dem General unterzeichnete Schrift den Auftrag, daß er, wenn von deutschen, vielleicht noch nachkommenden Truppen nur die geringste Gewaltthätigkeit verübt würde, ihm sogleich durch einen Eilboten Nachricht davon geben sollte. Um den Kin-

dern eine Freude zu machen, ließ der gerührte General auch, während diese Schrift abgefaßt wurde, durch sein ganzes Musikkorps einige fröhliche Stückchen blasen. Zwar wurden nachher noch oft von andern Feinden große Forderungen an beide Dörfer gemacht, aber fast immer wurden sie durch Richters Ernst und die ihm übergebene Schrift zur Ruhe verwiesen, und die beiden Dörfer konnten sich im Vergleich gegen manche andere sehr glücklich preisen.

704. Das schöne Tagwerk eines treuen Lehrers.

Im September 1813 endete seinen Erdenlauf Christoph Friedrich Roth, Professor am Gymnasium in Stuttgart, ein Lehrer der wenig seines Gleichen hatte. Indeß waren das Besondere an ihm nicht ausgezeichnete Kenntnisse, auch nicht eine außergewöhnliche Tiefe und Schärfe des Geistes. Eben so wenig wußte er im Unterricht durch äußerliche Dinge, durch Modulation der Stimme, durch freundliche Annäherung, durch Anregung der Phantasie und dergl., die Jugend zu gewinnen. Aber er war Eins mit seinem Berufe, und was er in diesem Berufe that und sprach, das that und sprach er nicht für sich, sondern nach Gottes Willen und zu Gottes Ehre. Es war nicht bloß sein Tag durch die Berufspflichten, sondern auch seine Seele vom Berufe gleichsam ausgefüllt, das Denken daran und darüber fieng mit dem Erwachen an und begleitete ihn bis zum Einschlafen, und wenn er etwa Nachts eine halbe Stunde schlaflos war, machte er einen lateinischen Vers. Es wäre für ihn eine der fremdartigsten und seltsamsten Sachen gewesen, wenn man ihn eingeladen hätte, einen Abend oder mehrere in der Woche oder gar täglich eine gewisse Zeit bei'm Wein oder Bier in einem öffentlichen Hause oder Garten die Annehmlichkeiten der Gesellschaft zu genießen. Wenn er nicht in der Schule war, so war er zu Hause, ausgenommen die nothwendige Bewegung in freier Luft, die er aber oft auch im Dienste seiner Pflicht noch sehr beschränkte. An vier Wochentagen hatte er sieben, an zweien

vier Lehrstunden zu geben, nur daß in den letzten Jahren von den sechs und dreißig öffentlichen Lehrstunden zwei abgiengen. Wenn er aber Sommers nach dem Unterrichte von 7—11 Uhr heimkam, hatte er regelmäßig wieder Arbeit bis zwölf Uhr mit dem einen oder andern Schüler, dem er nachhelfen sollte. Denn solche, die früher versäumt worden oder nicht recht fleißig gewesen waren, wurden ihm gar häufig zugeführt, damit er noch Etwas aus ihnen zu machen suche; außerdem kamen andere, denen es selbst, oder deren Eltern es am Herzen lag, daß sie schneller gefördert würden. Im Winter war zum Theil selbst die Stunde von 1—2 auf diese Art ausgefüllt. Eine eigentliche Bezahlung nahm er für diese außerordentlichen Leistungen nicht, obwohl seine Lage der Armuth näher stand als der Wohlhabenheit, und wenn ihm Väter ihre Dankbarkeit bezeigen wollten, so schickte er nicht selten die Geschenke zurück, namentlich wenn seine auf den Schüler verwandte Mühe durch dessen Hartköpfigkeit vergeblich geblieben war. Der Abend nach den Schulstunden wurde nach einer kurzen Erholung wieder wie die übrige Tageszeit verwandt, er arbeitete mit den Kostgängern, deren er immer welche halten mußte, um einen Beitrag zu den Kosten der Haushaltung zu bekommen, und mit den Söhnen in Einem Zimmer an einer langen Tafel, und hier wie im Uebrigen mußte sich das ganze Hauswesen nach den Forderungen des Berufes richten; die Zeiteintheilung, auch die Befugniß laut zu sprechen, oder die Pflicht zu schweigen, hieng für alle Hausgenossen davon ab. Daß durch Gebet der Anfang und das Ende der Tagesarbeit geheiligt, daß jede Mahlzeit damit begonnen und beschlossen, daß auch der Sonntag als Tag des HErrn gefeiert worden sey, braucht kaum erwähnt zu werden. Sein Sinn war so, daß ihm Alles eitel und verfehlt erschien, was nicht als vor den Augen und im Namen Gottes angefangen oder unternommen wurde. In diesem einförmigen Leben war er vergnügt in seiner Art, denn sein Inneres war heiter, obgleich sein Angesicht streng

aussah. Seine Art, die Aufmerksamkeit zu wecken und die Ordnung zu erhalten, war allerdings streng, und wurde ihm oft verdacht von Solchen, die, ohne die Schwierigkeiten des Unterrichts zu kennen, zwar den Zweck, aber nicht die Mittel wollten, oder auch den Zweck gering schätzten und die Schule nur für eine Art von Durchgang für irgend einen Stand betrachteten. Auch sprach er selbst in späteren Jahren davon, daß er auf seiner ersten Lehrstelle in Vaihingen an der Enz der schärferen Zuchtmittel sich zu oft bedient habe, und gestand, daß er auch mit deren seltnerer Anwendung dasselbe hätte erreichen können. Aber seine Gerechtigkeitsliebe, wie die Richtung seines Eifers allein auf die Sache, ward von Allen und überall anerkannt; er faßte leicht persönliche Neigung für wackere Schüler, mit einer besonderen Freude am Gelingen des Unterrichts bei Kindern aus solchen Häusern, deren Ton, Stand oder Erziehungsweise mit dem Gegentheile zu drohen schien; aber von der Abneigung hielt er seine Seele frei, und Jeder, der vom Unfleiß und der Unart umwandte, erfüllte ihn mit Freude, während er allerdings den Schlaffen, Träumerischen, Leichtsinnigen, Verstockten unaufhörlich zusetzte. Ueberzeugt, daß der aufgewecktere und begabtere Knabe nur weniger Leitung bedürfe, dagegen aber die Schule an den andern gerade am meisten thun könne und solle, richtete er seine stärkste Aufmerksamkeit in der Schule immer vorzugsweise auf die Schwächeren und Trägeren, und fand, daß die Art, wie er diese zu beleben und zu heben suchte, mittelbar auch für die Besseren bildend war, sie wurden fester in den Elementen, auf die man die Schwächeren immer zurückführen mußte, und ließen den Ernst, womit er den Unarten und der Zerstreuung begegnete, auch auf sich einwirken, während sie, bei völlig gleicher Behandlung im Allgemeinen, doch durchfühlten, daß er ihnen etwas Besseres zutraute, und so die Meinung der tüchtigeren Schüler immer für den Lehrer war. Das Lernen war unter ihm eine beständige moralische Uebung, deßwegen nahmen auch die, welche

er streng behandelt hatte, eine gute Meinung von ihm aus der Schule mit, und eben darum gedieh auch sein Unterricht so gut, weil er, wie ein guter Landwirth, während er pflanzte, zugleich auch den Boden verbesserte, auf dem das Gepflanzte wachsen sollte. Das bloße Dressiren war ihm ein Gräuel, er erkannte darin eine moralische Faulheit, bei welcher der Lehrer einen scheinbaren Erfolg vor der Welt erzielen will, ohne sich selbst die Anstrengung zuzumuthen, die das Lehren und das Lernen allein fruchtbar macht. — Als er vierzig Jahre so gedient hatte, war seine Kraft dahin. Sein Tag war heiß, sein Abend trüb; aber was er in Glauben, Liebe und Hoffnung gethan hat, das ist geblieben und trägt noch jetzt gesegnete Früchte.

703. Schon lange habe ich dich getragen, warum nicht auch heute?

Der vor einigen Jahren verstorbene Ph. H. Werner, Lehrer an der lateinischen Schule in Tübingen, hatte viele Knaben bei sich in der Kost, deren wissenschaftliche Bildung und christliche Erziehung er sich mit großer Treue angelegen seyn ließ. Einstmals, als seine Schüler aus der Nachmittagsschule nach Hause gekommen waren und ihrer Gewohnheit nach sich in der Zeit zwischen Licht und Dunkel auf der Straße vor dem Hause herumtummelten, geschah es, daß einer derselbigen, weil es eben Glatteis war, sich den Fuß bei'm Springen so verrenkte, daß er kaum mehr im Stande war zu gehen. Mühsam schleppte er sich in das im Erdgeschoße befindliche Zimmer, wo die Knaben unter der Aufsicht ihres Lehrers zu arbeiten pflegten. Die Zeit zum Nachtessen kam herbei; die Hausmutter rief zu Tische. Die Knaben giengen nun mit ihrem Lehrer in das obere Zimmer; einer gieng mit dem Lichte voran, die andern in ziemlicher Dunkelheit hintendrein. Unser Patient war der Letzte; und als er an die Treppe kam, war es ihm fast nicht möglich, mit seinem verrenkten Beine dieselbe hinaufzukommen. Da ergriff er ohne Weiteres

seinen Vordermann, hieng sich an seinen Rücken und flüsterte ihm die Bitte in's Ohr, daß er ihn die Treppe hinauftragen möchte. Dieser, ohne ein Wort zu reden, nahm seine Bürde bereitwillig auf. Als sie im obern Hausgange an der Küche vorüber kamen, warf ein Licht aus dieser seinen Schein auf die Vorübergehenden. Da erkannte der Knabe an den vom Lichte beleuchteten weißen Haarlocken sogleich, daß sein Träger Niemand anders sey als sein ehrwürdiger Lehrer selbst. Voll Bestürzung und Beschämung wollte er sogleich herunter, und fieng an bitterlich zu weinen. Der Lehrer aber ließ dieß nicht zu, sondern trug den Knaben in's Zimmer hinein, setzte ihn auf seinen Stuhl am Tische nieder, und tröstete ihn mit den Worten: „Schon lange habe ich dich getragen, warum sollte ich es nicht dieß Mal gerne wieder gethan haben?“ — Dieser liebevolle Trost beruhigte nicht nur den Knaben, sondern machte auch einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Inneres, und auch die Herzen der übrigen Schüler wurden noch fester an den treuen Lehrer gefesselt, von dessen liebevoller Gesinnung auch folgende Aeußerung zeugt. Es war einmal davon die Rede, daß Manche die Gebote des Christenthums so schwer finden, darauf sagte er: „Das kann ich nicht recht begreifen; ich habe mich immer an das Wort gehalten: das kleinste Kind kann ja die Mutter lieben.“

XII.

Dankbare Schüler.

Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach. Ebr. 13, 7.

706. Was ich bin, bin ich durch sie.

Der römische Kaiser Marcus Aurelius hegte stets die größte Hochachtung und Dankbarkeit gegen seine Lehrer;

und was sein Herz für sie empfand, davon zeugten auch seine Handlungen. So hat er sich für Fronto und den Rusticus Ehrensäulen von dem Senate aus, und erhob den Julius Proculus zu der Würde eines Consuls. Als die Dürftigkeit des Letztern mit dieser Würde, welche zu den ersten im römischen Staate gehörte, sich nicht zu vertragen schien, gab er die zu dessen standesmäßiger Lebensart erforderlichen Kosten aus seinen eigenen Mitteln her. Diesen seinen Lehrer hielt er auch so werth, daß er ihm, so oft er ihn sah, mit einem Kusse seine Ehrfurcht bezeigte, und ihn vor allen übrigen Vornehmen immer zuerst zu grüßen pflegte. Einen andern schönen Beweis seiner dankbaren Gesinnungen gegen seine Lehrer legte er dadurch ab, daß er ihre Namen mit großen Lobsprüchen seinem unter dem Titel: „Betrachtungen über sich selbst" geführten Tagebuche vorsetzte, und öffentlich bekannte: wie vortreffliche Männer sie in ihren Gesinnungen gewesen, wie rechtschaffen sie an ihm in seiner Jugend gehandelt, und wie viele Verdienste sie um sein sittliches Wohlseyn hätten. Nachdem er sie, so lange sie lebten, mit Ehre und Gütern überhäuft hatte, ließ er nach ihrem Tode ihre Bildnisse aus Gold verfertigen, stellte dieselben unter die Hausgötter seiner Kapelle, besuchte ihre Gräber, beehrte dieselben mit Opfer, und bestreute sie mit Blumen.

707. Die Söhne des Lehrers.

Ein schönes Beispiel fortwährender Dankbarkeit gegen seinen Lehrer gab der vor mehreren Jahren verstorbene Freiherr Christian Heinrich von Palm, ein Edler, der seine Ehre und Freude im Wohlthun fand, und dem viele junge Männer die großmüthigste Unterstützung auf ihrer wissenschaftlichen Laufbahn verdanken. Er hatte vernommen, daß die zwei Söhne seines ehemaligen Hofmeisters Friedr. Molters in einem Alter von 10 und 12 Jahren Merkmale eines besondern Fleißes und aufkeimender Talente zeigten. Die guten Knaben dachten wohl schwerlich, auf

der Laufbahn ihrer Studien bemerkt zu werden, als ihnen unvermuthet ein ansehnliches Kapital, nebst folgender schöner lateinischen Inschrift von dem edelmüthigen Freiherrn zugeschickt ward:

Molteriis, Friderici filiis, tironibus, in castris Minervae strenue militantibus, leve peculium dat Palmus Veteranus, veteris cum Patre initae amicitiae, quo duce imbellis militaverat, memor. V. Non. Oct. MDCCLXXXVI.

welche deutsch etwa folgendermaßen lautet:

„Den beiden Söhnen Friederich Molters, jungen wackern Streitern unter der Fahne der Wissenschaft, gibt Palm, ein alter Streiter, eingedenk seiner ehemaligen Freundschaft mit dem Vater, unter dessen Anführung er in der Jugend ebenfalls auf diesem Kampfplatz sich übte, dieses kleine Taschengeld, den 3. Oktober 1786."

708. Ich bitte für die Familie meines Lehrers.

Ein Goldarbeiter zu Berlin, der fünf unerzogene Kinder hatte, war aus Mangel an Arbeitsverdienst in große Noth gerathen. Ein Geselle, der bei ihm ausgelernt hatte, und ein Lehrbursche, ertrugen diese Noth mit ihrem Herrn, ohne ihn verlassen zu wollen. Jener (er hieß Willmann) beobachtete lange im Stillen das Härmen und den oft lauten Unmuth desselben, und wenn er ja etwas mit ihm sprach, so waren es Worte des Trostes, mit denen er die gedrückte Seele desselben aufzurichten, und Hoffnung auf eine bessere Zukunft in ihr zu erwecken suchte. Endlich, da es so weit gekommen war, daß die Kaufleute, für die er um den Lohn arbeitete, ihre Waare nicht mehr absetzten, und daher auch nicht fortarbeiten lassen konnten: so mußte der Goldarbeiter Schulden machen. Da wurde dieser Geselle der Retter seines unglücklichen Herrn. Ohne Vorwissen desselben setzte er an den Bankier Schickler in Berlin ein Schreiben auf, das dem Kopfe und Herzen des Jünglings Ehre machte. Folgendes ist ein kurzer Auszug da-

von: „Ich nehme Zuflucht zu Euer Hochedeln für eine unglückliche Familie, deren Vater, ein Goldarbeiter, mein Lehrer gewesen ist. Sie ist ohne ihre Schuld äußerst arm. Da entsteht in mir der Gedanke, ob sich nicht Jemand auffinden ließe, der diesem unglücklichen Vater, um sich und die Seinigen zu retten, eine gewisse Summe vorstreckte. — So dachte ich lange, aber ich getraute mir nicht, Jemand darum zu bitten, aus Furcht, abgewiesen zu werden. Jetzt ist kein anderes Mittel. Ich wage es daher getrost, auf den Ruf des Edelmuthes E. H., Sie zu bitten, diesem unglücklichen Manne 100 Rthlr. gegen Zinsen zu leihen. Sie werden eine Familie wieder fähig machen, Freuden des Lebens zu fühlen, und den Segen Gottes, der keine gute Handlung unbelohnt läßt, würden die Geretteten für E. H. erflehen.“ — Der treffliche Jüngling trug diesen Brief ohne Namensunterschrift zu dem Bankier hin, und erhielt mündlich die Antwort: daß man sich nach den wahren Umständen der Sache erkundigen wolle. Ein dortiger Kaufmann erhielt diesen Auftrag, und fand Alles so, wie es in dem Briefe vorgestellt war. Auf diesen Bericht hin händigte Schickler dem Goldarbeiter 100 Rthlr. ein, mit der Versicherung, daß diese ein Geschenk für ihn seyn sollen. Erstaunt erfuhr dieser jetzt erst, daß sein Geselle die Veranlassung dazu gewesen, und Thränen der Freude und des Dankes waren Alles, was er in den ersten Augenblicken erwiedern konnte. Der Menschenfreund Schickler konnte die Treue und Rechtschaffenheit eines so guten Menschen, wie der Geselle war, nicht unbelohnt lassen, und machte ihm ein Geschenk, das aber dieser, zufrieden, seinen Herrn gerettet zu sehen, sich lange weigerte, anzunehmen. Um dieser Familie noch mehr Gutes zu thun, bat sich der edle Wohlthäter auch eines von den fünf Kindern, ein zehnjähriges Mädchen aus, und sorgte dafür, daß dasselbe in das Berliner französische Waisenhaus aufgenommen wurde.

709. Vater! ich lasse dir das Beste zurück, das ich besitze.

Der edle spanische Missionar Bartholomeo de las Casas, der unermüdete Wohlthäter der amerikanischen Indianer, war bereits ein hochbetagter Greis, als der wilde Eroberer Pizarro nach Hispaniola kam, und da dieser hörte, daß dieser edle Menschenfreund, dem auch er seine Hochachtung nicht zu versagen vermochte, an einer tödtlichen Krankheit darnieder liege, so eilte er ihn zu besuchen. Bei'm Eintritt Pizarros raffte der Greis sich auf, reichte ihm freundlich die welke Hand, und sagte: „Bald werde ich bei Gott seyn, Ritter! bei dem Gott, der die Liebe ist, und auch uns zur Liebe schuf. Seht, Ritter, wie freundlich dem das Bild des Todes erscheint, dem sein Gewissen das Zeugniß gibt, er habe nie einem Menschen Seufzer und Thränen ausgepreßt. Ich bin zwar ein Sünder; doch suchte ich meinem Herrn darin nachzufolgen, daß ich weinte mit den Weinenden; und ich hoffe, Er wird es nicht verschmähen, wenn ich die Hände jetzt um Erbarmen flehend zu Ihm emporhebe, mit denen ich so oft, obwohl in Schwachheit, die Leiden der Brüder zu lindern suchte. Ach, Pizarro, ich wünsche Euch einst einen Tod, sanft wie der meinige seyn wird. Sucht ihn zu verdienen durch Gerechtigkeit und Menschlichkeit!“ Der rührende Ton und der ausdrucksvolle Blick des frommen Greises erschütterte die sonst nicht leicht zu rührende Seele des rauhen Pizarro, er drückte Las Casas Hand fest in die seinige und sprach: „O mein Vater! lebt, um Augenzeuge davon zu seyn, daß ich nach Eurem erhabenen Beispiele handeln werde.“ Las Casas erkundigte sich hierauf nach Alonzo, einem jungen Spanier, und nachdem er erfahren, daß er Pizarro's Fahne verlassen habe, und zu den Indianern übergegangen sey, lobte er seinen Entschluß, und sprach mit steigender Heftigkeit und verstärkter Theilnahme von dem unmenschlichen Verfahren der Spanier gegen die hilflosen Indianer, und von der schweren Verantwortung, die sie damit auf ihr Gewissen laden. Während dieser Unterredung war die Nacht

eingebrochen, Alles schlief. Da hörte man ein leises Klopfen an der Thüre der Hütte. Gonzalvo Davila, der junge Gehilfe des Las Casas, stand auf, gieng nach der Thüre, und kam beunruhigt zurück: er neigte sich leise über Las Casas Bett, und flüsterte ihm etwas in's Ohr. »Laß ihn kommen,« — sagte der Greis — »Pizarro denkt edel, es wäre eine Beleidigung, ein Mißtrauen in ihn zu setzen.« Darauf wandte er sich gegen den Ritter und sagte: »Ihr werdet jetzt einen indianischen Kaziken (Häuptling) kennen lernen, der sich vor ungefähr 10 Jahren in die Gebirge dieser Insel zurückgezogen hat, und sich hier durch Tapferkeit und ächten Christensinn auszeichnet. Ich selbst habe ihn im Christenthum unterrichtet, und zähle ihn unter meine liebsten Schüler. Er wohnt in einem unzugänglichen Schlupfwinkel, 300 tapfere Männer stehen unter seinem Befehle; obwohl er es selbst mit ansehen mußte, wie sein Vater und Großvater und mehrere seiner Verwandten grausam hingemordet wurden, und er schon oft Gelegenheit gehabt hätte, sich an seinen Feinden zu rächen, hat er sich doch stets damit begnügt, sie zu entwaffnen und wehrlos zurückzusenden. Und nun, da er von meiner Krankheit gehört hat, kommt er mit Gefahr seines Lebens hieher, um mich zu besuchen.« Kaum hatte Las Casas geendet, als Davila mit dem Kaziken und einer Indianerin hereintrat. Heinrich, so war der Indianer bei der heiligen Taufe genannt worden, stürzte sich mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Theilnahme über Las Casas Bett hin, küßte ihm wiederholt mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit die Hände und rief: »O mein Vater, mein Vater! Muß ich dich so wiedersehen!! Ach, wie verlangte mich so sehnlich nach dir! Da mir meine Freunde von deiner Krankheit erzählten, konnte ich's im Gebirge nicht mehr aushalten, ich mußte herabkommen und dich noch einmal sehen, und wenn es mich auch das Leben kosten sollte. — Man sagte mir, du leidest an einem Uebel, gegen das die Milch eines Weibes ein kräftiges Heilmittel sey. Hier bringe ich dir meine

Gattin. Der Tod hat ihr den Säugling in diesen Tagen entrissen, sie ist ihrer Mutterpflichten jetzt entbunden; o, wie wünschte ich, daß du Gesundheit und Leben aus ihren Brüsten saugen möchtest.« — Las Casas richtete seinen Blick auf Pizarro, und freute sich innig über den Eindruck, den die Gutmüthigkeit des Kaziken auf das Herz des Ritters machte. Der junge Davila vergoß Thränen der Rührung, und die schöne Indianerin warf einen Blick voll Zärtlichkeit und Ehrfurcht auf den Greis, und wartete in züchtiger Bescheidenheit auf ein Wort aus seinem Munde, das ihr gestatte, den Wunsch ihres Gatten zu erfüllen. Las Casas aber versuchte, die dargebotete Hilfleistung abzulehnen, da wurde der Kazike heftig und sprach: „Grausamer Mann! Wenn du uns stirbst, sage, wer bleibt uns übrig zum Freunde und Beschützer! Du weißt ja doch, daß du unser einziger Trost, unsere einzige Hoffnung bist. Wenn du uns liebst, wenn du Mitleid mit unserem Zustande hast, wenn ich selbst dir theuer bin, so versage mir meine Bitte nicht.« Nach diesen Worten faßte er seine Gattin am Arme, führte sie an das Bett des Greises und sagte: „Lebe wohl, mein Vater, ich lasse dir das Liebste zurück, das ich besitze, und begehre meine Gattin nicht eher wieder zurück, bis sie dir neue Lebenskraft eingeflößt hat.« Jetzt ließ sich die Indianerin an dem Bette des Greises auf ihre Kniee nieder, und begann mit der den Indianern eigenen Beredtsamkeit die Bitte ihres Gemahls fortzusetzen. „Warum willst du unsere Bitten nicht stattfinden lassen? Mann des Friedens und der Liebe! Bin ich nicht deine Tochter? Bist du nicht unser Vater? Heinrich sagte oft, er gäbe gerne sein Blut für dich hin; ich biete dir meine Milch, vielleicht das einzige Opfer, das ein schwaches Weib dir darbringen kann u. s. w.« — Der rührende, gutherzige Ton, in dem die Indianerin bat, vermochte endlich den Greis, ihre Bitte zu gewähren. Und siehe da, er genas wieder, und lebte noch viele Jahre zum Besten der armen Indianer.



710. Ach, ihr wollt meinen Wohlthäter zum Tode führen!

Ein junger Savoyarde hatte es durch sein rechtschaffenes und verständiges Betragen so weit gebracht, daß er als Schließer eines Gefängnisses in Paris angestellt wurde, und bewies hiebei auch so viel Menschenliebe, daß er sich nie harte Drohungen oder gar Beleidigungen gegen die Gefangenen erlaubte. Einst erfuhr er, daß derjenige, der ihn bei seinem ersten Ausfluge aus seiner Heimath in Paris aufgenommen, ihn unterrichtet und für alle seine Bedürfnisse auf das Väterlichste gesorgt hatte, daß der Pflegevater aller seiner Landsleute, der menschenfreundliche Salignac de la Motte-Fenelon (Salinjak de la Mott' Fenelohn), ein Nachkomme des berühmten Erzbischofs gleichen Namens, auf der Liste der Gefangenen stehe, welche aus dem Kerker zum Blutgerüste geführt werden sollten. Eiligst suchte er ihn jetzt auf, stürzte sich in die Arme dieses seines Wohlthäters, herzte ihn, und weinte die heißesten Thränen. Und als man den ehrwürdigen Greis wegführen wollte, nannte er ihn seinen Vater, hielt den Arm der Soldaten, die ihn wegführen wollten, zurück, und wollte ihn nicht von der Stelle lassen. »Tröste dich, mein lieber Joseph,« — sagte Fenelon zu ihm — »der Tod ist kein Uebel für den, der kein Gutes mehr thun kann. Deine Theilnahme ist in diesem Augenblicke ein süßes Labsal für mein Herz. Lebe wohl, lieber Freund, und erinnere dich von Zeit zu Zeit meiner!« — »Ach, niemals werde ich Ihrer vergessen,« — rief der dankbare Savoyarde, und vergoß einen Strom von Thränen. — Nur mit den bittersten Schmerzen und der größten Ueberwindung konnte er sich aus den Armen desjenigen, den er seinen Vater nannte, losreißen.

711. Wer verdient größere Hochachtung als ein treuer Lehrer!

Als sich der Erbgraf Joseph Karl v. Ortenburg im Herbst 1798 mit einer Gräfin v. Erbach vermählte,

und dessen bisheriger Lehrer und Erzieher, Herr H., nun auf eine anderwärtige Anstellung abgehen wollte, fand dieser, der mit Gewissenhaftigkeit, Thätigkeit und Treue seinem Posten 13 Jahre vorgestanden hatte, auf seinem Arbeitspulte folgendes Schreiben von der Mutter seines bisherigen Zöglings, mit der Aufschrift: „Denkmal mütterlicher Dankbarkeit, dem verdienstvollen Freunde und Lehrer meines Sohnes gewidmet mit herzlicher Ergebenheit."

Mein lieber Freund!

„Wem könnte ich mit mehrerem Rechte diesen Namen geben, wem bin ich mehr Verbindlichkeit, höheren Dank schuldig als dem Manne, der meinem einzigen Sohn Freund, Leiter und Versorger war; wer verdient wohl größere Hochachtung als derjenige, welcher dreizehn Jahre lang allen seinen Pflichten so pünktlich Genüge leistete, der sie sogar übertraf an Sorgfalt, Wachsamkeit und liebreicher Behandlung gegen den Zögling? Wer ist wohl dieser Mann? — mein lieber Herr H.! dieser sind Sie! Ich schätze mich für die glücklichste Mutter, nicht allein, weil Gott mich mit wohlgerathenen Kindern segnete, sondern weil mir auch eine gute Schickung an Ihnen, theuerster Freund, den Mann zum Erzieher meiner Kinder schenkte, der ganz dazu gemacht war, meinen einzigen Sohn, der aller meiner Erwartung entsprochen hat, auf den Weg der Tugend, der Rechtschaffenheit und des Edelmuths zu leiten. Glück wünsche ich Ihnen und mir zur erwünschten Vollendung Ihres wichtigen Amtes. Heil sey Ihnen gesagt für diese Wonne! Der Segen Gottes, der jede schöne That belohnt, vergüte Ihnen alle diese Wohlthaten, die Sie meinem Sohne erzeigt haben! Die Erziehung ist nun zwar zu Ende: aber das Gefühl meiner Dankbarkeit und meiner wahren Verehrung für Sie wird erst mit meinem Leben endigen. Bleiben Sie der Freund meines Sohnes, bleiben Sie auch der meinige! Gott segne Sie! Mit gerührtem Herzen, mit der ganzen Empfindung der mütterlichen Liebe schreibe ich diese Zeilen; mein Herz flößt mir jedes Wort ein, es wird ewig für Sie schlagen; leben Sie wohl, mein Freund!

Geschrieben in Ortenburg, am 25. Okt. 1799.

Ihre verbundenste, dankbare Dienerin
Christiana v. Ortenburg.

Beiliegendes geringfügiges Andenken (es waren 1000 fl. Rh.) bitte ich gütigst und nachsichtsvoll von der Hand der Dankbarkeit und der Freundschaft anzunehmen."

712. Die königliche Schülerin.

Ein schon ziemlich bejahrter Schreibmeister, welcher der vor mehreren Jahren verstorbenen, allgemein verehrten Königin Louise von Preußen in ihrer Jugend zu Darmstadt im Schönschreiben Unterricht ertheilt hatte, faßte den Entschluß, nach Berlin zu reisen, um die Freude zu haben, seine Schülerin vor seinem Ende noch einmal zu sehen. Er kam in Berlin an, und ließ sich bei der Königin als ein alter Bekannter aus Darmstadt melden. Die Königin ließ ihn sogleich vor sich kommen, und freute sich sehr, ihn wieder zu sehen. Sie unterhielt sich einige Stunden mit ihm, und auch der König, der dazu kam, nahm Antheil an ihrem Gespräche. Die Königin fragte ihn endlich, ob er denn kein Anliegen habe, indem sie sich nicht vorstellen könne, daß er so ohne alles Interesse diese weite Reise unternommen habe. Allein er versicherte, daß er nichts brauche, sondern sein gutes Auskommen habe, und daß der einzige Beweggrund seiner Reise gewesen sey, seine ehemalige Schülerin nun als Mutter zu sehen. Der König machte ihm hierauf den Vorschlag: daß er die Merkwürdigkeiten Berlins sehen, und um Ein Uhr sich wieder einfinden, und zu Mittag mit ihnen essen sollte. Der alte Mann nahm aber Anstand, das Letztere anzunehmen, und entschuldigte sich. Allein der König wiederholte es ihm in vollem Ernst, und sagte ihm noch: sie wären ganz allein; er solle nur kommen. Der Schreibmeister fand sich also wirklich zur bestimmten Zeit ein, und aß mit an des Königs Tafel. Als sie aufstanden, übergab ihm die Königin ein kostbares goldenes Etui (Etwi), auf welchem ihr mit Edelsteinen eingefaßtes Bildniß befindlich war, und sagte zu ihm: „Nehmen Sie, mein lieber alter Lehrer! diese Kleinigkeit zum Andenken von Ihrer ehmaligen Schülerin, die sich recht herzlich freut, ihrem Lehrer noch einmal danken zu können.“ Der alte Mann, im höchsten Grade überrascht und gerührt, konnte keine Sylbe hervorbringen; einige Thränen, die ihm über die Wangen herabrollten,

zeigten zur Genüge seine dankbaren Gefühle. Der König sagte ihm hierauf noch, daß dafür gesorgt sey, daß er, sobald es ihm beliebe, von Berlin nach Darmstadt mit Extrapost frei zurückreisen könne.

713. Er war einst mein Lehrer.

Der Erzherzog Karl von Oestreich erfuhr einst, daß sein ehemaliger Lehrer, der kaiserliche General Spanochi, in französische Gefangenschaft gerathen sey. Sogleich schrieb er an den Obergeneral Moreau: „Ich weiß es, es ist nicht Kriegsgebrauch, die Befreiung eines tapfern Generals, der in Kriegsgefangenschaft gerathen, zu begehren; allein meine Pflicht fordert mich auf, mich für den General Spanochi zu verwenden. Er war einst mein Lehrer, als solcher hat er meine ganze Hochachtung!“ — Gerührt durch diesen Zug edler Dankbarkeit antwortet Moreau: „Meine unbegränzte Hochachtung Ihro Königlichen Hoheit zu bezeugen, gebe ich sogleich Befehl, daß der wackere General Spanochi in 48 Stunden in Wien eintreffen muß.“

714. Kennen Sie den armen Jakob nicht mehr?

Als zu Anfang dieses Jahrhunderts die französischen Kriegsvölker nach Deutschland kamen, ward unter andern auch der baierische Marktflecken Alberswied sehr unfreundlich von ihnen heimgesucht. Auch in die Wohnung des Schullehrers Gruber war das Militär mit Uebermacht eingedrungen. Schon hatte dieser Ursache, für sein kleines Eigenthum zu zittern, als ein Krieger herbeigeilt kam, in welchem der geängstigte Schullehrer einen neuen Feind zu erblicken fürchtete, der aber wider Erwarten sein Freund und Beschützer werden sollte. Er trieb mit drohenden Worten den Haufen auseinander, und Jeder achtete in ihm die Stimme eines Befehlshabers. Gruber sah diesem Auftritte mit Verwunderung zu, und wußte nicht, wie ihm geschah. Aber noch mehr erstaunte er, als ihm sein Retter, sobald er mit ihm allein war, um den Hals fiel, und ihn ungestüm an seinen Busen drückte. Stumm und verwirrt sah ihm Gruber in das Gesicht, und konnte

sich nicht besinnen, wer es wohl seyn möchte. — »Mein Gott!« — rief der narbige Kriegsmann — »kennen Sie Ihren armen Jakob nicht mehr?« — Nun war das Räthsel gelöst, und Gruber erwiederte mit Innigkeit die Umarmung. Die Geschichte verhielt sich nämlich so: In den ersten Jahren von Grubers Lehramte kam einst eine arme Frau vor seine Thüre und bettelte. Sie trug ein Kind auf dem Rücken, eines unter dem Herzen, und zwei Knaben führte sie an den Händen. Der eine davon, ein Junge von sieben Jahren, fiel dem Schullehrer durch seine blühende Gesichtsfarbe, sein schön gekräuseltes blondes Haar und sein offenes, gescheidtes Aussehen besonders auf. — Er fragte scherzhaft die Frau: ob sie ihm den Krauskopf nicht abtreten wolle, und erhielt die Antwort: es solle ihr lieb seyn, wenn sie einen Brodesser weniger in der Kost hätte. Gruber machte nun Ernst, hielt es für verdienstlich, den Kleinen einer gefühllosen Mutter zu entreißen, und da das Bettelweib, welches nicht weit von dem Orte zu Hause war versprach, öfters Kundschaft über ihren Jakob einzuziehen, so kostete es nicht viel Mühe, auch den Knaben zur Einwilligung zu bereden. Gruber behielt ihn sogleich bei sich. Jakob saß seinem Pflegevater stets zur Seite, horchte achtsam auf das warme, seelenvolle Wort des Unterrichts, und erwarb sich in kurzer Zeit mancherlei Kenntnisse. Auf allen Spaziergängen war er des Schullehrers beständiger Begleiter, und wurde von ihm auf manche Merkwürdigkeiten der Natur und des menschlichen Kunstfleißes aufmerksam gemacht, die man sonst zu übersehen pflegt. Im Schreiben und Lesen machte er die schleunigsten Fortschritte, und da er sich zum Rechnen so gut anließ, daß er die gewöhnlichen Rechnungsarten schnell begriff, so gieng sein Lehrer mit ihm nach und nach zu den höheren mathematischen Kenntnissen über. Jakob hatte vor allen andern Schülern den Vortheil, daß er nicht nur die allgemeinen Lehrstunden mit ihnen theilte, sondern auch außer der Schulzeit im Umgang mit seinem

Lehrer die nützlichsten Uebungen anstellen konnte. Kein Wunder, daß er bei vorzüglichen Fähigkeiten allen andern Schülern den Vorsprung abgewann, so daß der arme Bettelknabe bald ein Gegenstand der Nacheiferung und des Neides für viele Schüler reicher Eltern wurde. Jakob stand im vierzehnten Jahre seines Lebens, und war unschlüssig, welches Fach er ergreifen sollte, als eine benachbarte Herrschaft einen Bedienten suchte, wozu der Pfarrer von Alberswied unsern Jakob empfahl. Um seiner schönen Geistes- und Leibesbildung willen wurde er mit Freuden angenommen. Späterhin machte seine Herrschaft eine Reise auf ihre Güter am linken Rheinufer. Durch ein Zusammentreffen verwickelter Umstände ward Jakob wie im Sturmwinde vom französischen Kriegsheer, wider seinen Willen, in Reihe und Glied mit fortgerissen. Seiner Tapferkeit und seltenen Geschicklichkeit verdankte er die baldige Beförderung zum Offizier, und als solcher trat er als Beschützer seines ehemaligen Wohlthäters auf. Der Schullehrer begnügte sich aber nicht bloß mit seiner eigenen Rettung, sondern verwendete sich auch bei dem Biedermann für den kräftigen Schutz der übrigen Einwohner des Dorfes. Mit Vergnügen bot dieser Alles auf, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Mit vielen jungen Leuten des Dorfes, die ehedem mit ihm in die Schule gegangen waren, erneuerte er seine alte, größtentheils innige Bekanntschaft; er besuchte sie alle in Gesellschaft des gemeinschaftlichen Lehrers, und ward überall mit großer Ehrerbietung und Dankbarkeit aufgenommen. Drei Tage rastete er in dem Hause seines Lehrers, dann zog er mit seiner Kriegsschaar gegen die Erbstaaten des österreichischen Kaisers. Die Segenswünsche des ganzen Dorfes begleiteten ihn, und der Schullehrer riß sich mit der Bitte aus seiner langen und stummen Umarmung, daß er allenthalben der Schutzgeist der Bedrängten und Wehrlosen seyn möchte.

XIII.

Gute Mitschüler und Gespielen.

Bleibe treu deinem Freunde in seiner Armuth, damit du dich mit ihm freuen mögest, wenn es ihm wohl geht. Sir. 22, 28.

---

715. Die Ermahnung des Mitschülers.

Der berühmte Abt Steinmetz in Klosterbergen, der in seinem elterlichen Hause eine wahrhaft christliche Erziehung genossen hatte, kam nach dem Tode seines Vaters auf das Gymnasium zu Brieg. In dem ersten Jahre seines dortigen Aufenthalts gewann er sich durch sein sittlich gutes Betragen und durch seine glücklichen Fortschritte im Lernen den Beifall und die Liebe seiner Lehrer. Allein die Macht des Beispiels von ungesitteten Mitschülern hatte bald einen so mächtigen Einfluß auf den Jüngling, daß er auf Abwege gerieth; und Jeder, der es gut mit ihm meinte, war seinetwegen in banger Besorgniß. In dieser unglücklichen Periode, — es war im sechszehnten Jahre seines Alters — wurde einer seiner Mitschüler sein Retter. Dieser sah die Verirrungen des so fähigen Jünglings, und redete ihn also an: »Im Innersten schmerzt es mich, mein theurer Freund, Dich an dem Rande eines so tiefen sittlichen Verderbens zu erblicken. Wie konntest Du deinem eigenen Glücke so muthwillig zuwider handeln! Hätte ich das Talent von Gott erhalten, das Du besitzst, so wollte ich recht fleißig studiren, und meine Zeit recht weise auskaufen; aus Dir könnte einmal ein recht brauchbares Werkzeug der Kirche Gottes werden.« — Diese treuherzige Anrede fand bei dem noch nicht ganz verdorbenen Jüngling Eingang. »Hast du« — dachte er — »ein Talent von Gott, so mußt du es besser anwenden als bisher.« Und dieser Gedanke wurde in ihm so lebhaft, und die Rührung durch das herzliche wiederholte Zureden seines Freundes so stark,

daß er nun den festen Vorsatz faßte, sein Leben zu ändern, seine bösen Gesellschaften zu verlassen, und aus allen Kräften zu studiren. Diesem Vorsatze blieb er auch getreu, und erwarb sich durch seine Fortschritte in Sprachen und Wissenschaften auf's Neue die Werthschätzung seiner Lehrer, die sich seine so schnelle und glückliche Veränderung kaum erklären konnten.

716. Der losgekaufte Mitschüler.

Clermont, ein edler Jüngling, befand sich in einer Erziehungsanstalt zu Colmar im Elsaß. Seine Mutter lebte, von ihrem Gatten verlassen, in Armuth, und ein edelmüthiger Freund zahlte für Clermont das Kostgeld. Leider starb aber dieser Wohlthäter kurze Zeit vor vollendeter Erziehung des Jünglings, ohne für dessen fernere Versorgung etwas verfügen zu können. Dieser sah nach dem Tode des Edelgesinnten wohl ein, daß seine arme Mutter die Kosten zu seinem fernern Unterhalt in der Anstalt nicht mehr zu bestreiten vermochte, weil sie selbst Noth litt. Da er nun lieber, der Stimme seines Herzens zu folgen, sie selbst zu unterstützen als ihre Sorge durch sich zu vergrößern, bereit war, so faßte er den Entschluß, die Anstalt, seine Erzieher und seine Gefährten freiwillig zu verlassen. Groß und wohlgewachsen, in blühender Jugend, wurde es ihm nicht schwer, Aufnahme in die königliche Leibwache zu finden, und ein reichliches Handgeld dadurch zu gewinnen. Dieses überreichte er sofort seiner Mutter, begab sich hierauf zu seiner Bestimmung, und sparte von seinem täglichen Solde so viel, daß er monatlich der, die für ihn Schmerzen, Nachtwachen und viele Sorge getragen hatte, eine nicht unbedeutende Unterstützung zukommen zu lassen vermochte. Nachdem ein Jahr so verflossen, und die Sehnsucht, seine Mutter und Freunde wieder zu sehen, in seinem jungen Herzen erwacht war, unternahm er die Reise nach Colmar. Seine Mutter empfieng ihn mit derjenigen Rührung, welche jede edle Mutterseele empfinden

würde, die das Herz ihres Sohnes auf solche Art kennt. Herzlich freuten auch die früheren Freunde sich seiner Erscheinung, und bestürmten ihn mit Fragen über die Ursache seiner Entfernung aus der Anstalt. Allein er wich ihren Fragen aus und erst als einige seiner vertrautesten Freunde sich an seinen Arm hängten und ihn in ein kleines Gehölz, unfern der Stadt führten, wo er einst oft mit ihnen zusammen gewesen, öffnete er ihnen sein Herz, und gestand die Ursache seiner Entfernung. Ihr weiches, gefühlvolles Herz ergoß sich in Thränen der Rührung, und noch lieber war jetzt den Freunden der edle Freund. Ihre nächste Unterhaltung, nachdem sie sich von ihm getrennt hatten, betraf die Befreiung ihres Freundes, und mancherlei Plane wurden dafür entworfen. Endlich beschloß man, an den Befehlshaber der Leibwache, bei dessen Abtheilung er stand, zu schreiben, und um seine Loslassung zu bitten. Wirklich führten die jungen Leute diesen Entschluß aus; und obwohl Jener hundert Thaler für des Freundes Entlassung verlangte, schlug doch auch diese für sie so große Forderung die Ausführung ihres Wunsches nicht nieder; sie veranstalteten unter sich insgeheim eine Sammlung, und brachten durch diese vorerst einundzwanzig Thaler zusammen. Dieß reichte freilich noch lange nicht zu, jener Forderung zu genügen; indessen verzweifelten die jungen redlichen Freunde keineswegs daran, endlich alles zusammenzubringen. Um dieß zu erreichen, wurde beschlossen, das monatliche Taschengeld so lange jener ersten Sammlung beizufügen, bis diese endlich den Betrag der Forderung erreicht, und ihnen die Freude der Ausführung ihres Entwurfes gewährt haben würde. Indessen nahm Clermont, nach abgelaufenem Urlaub, von seiner Mutter und seinen Freunden Abschied, und gieng auf's Neue seiner Bestimmung entgegen. Bisher hatten die jungen Leute ihr Vorhaben sowohl den Eltern als Lehrern auf das sorgfältigste verborgen gehalten; ein aufgefundener Brief verrieth jedoch dasselbe den Letztern. Gerührt von dem ganzen Vorgange und der edlen Gesinnung der Schüler theilten die Lehrer

den Eltern sowohl die Begebenheit als auch den Plan mit, und Beide, Eltern und Lehrer, erfreut über das Geschehene, machten jetzt nicht nur den Betrag jener Forderung vollzählig, sondern es blieb auch noch ein beträchtlicher Ueberschuß zu der jungen Freunde Verfügung. Diese sandten indessen das Ganze dem Befehlshaber, mit der Bitte: den Ueberschuß für ihres Freundes weitern Bedarf zu verwenden. Wie froh klopfte ihr Herz, als sie dieß in's Werk gesetzt hatten; aber wie gerührt und froh wurde auch Clermont, als ihm jener Befehlshaber bei seiner Entlassung zugleich die Urheber derselben entdeckte. Der edle Jüngling erhielt hierauf seinen völligen Abschied und mit diesem den Ueberschuß jenes Betrags, welchen er jetzt zur Anschaffung einer anständigen bürgerlichen Kleidung und zur Bestreitung der Reisekosten verwandte. Die Begebenheit wurde bald bekannt und fand überall Theilnahme, und Clermont hatte die Freude, nicht nur seine arme Mutter von vielen Seiten durch edle Menschen unterstützt und ihrer Noth entrissen, sondern auch sich selbst durch einen seiner Verwandten, den er nicht einmal dem Namen nach kannte, versorgt zu sehen. Dieser, ein nicht unbegüterter Amtmann, nahm unsern Clermont auf, und verschrieb, da er kinderlos lebte, dem edlen Jüngling, welcher sich redlich, achtsam und gewandt der Bewirthschaftung annahm, bei seinem Tode sein ganzes Vermögen. Jetzt konnte Clermont seinem edlen Herzen gänzlich genügen; er nahm seine arme Mutter sogleich zu sich, pflegte sie bis an ihr Ende, that wohl und unterstützte in seinem Kreise wieder, wie ihm wohlgethan und wie er unterstützt worden war, und vererbte endlich, glücklich verheirathet, mit seinem Besitz zugleich seinen Geist, seine Gesinnung und sein Herz auf seine Kinder.

717. Das abgetretene Stipendium.

Ein armer junger Mensch, der sich der Theologie widmete, und in einem der Berliner Gymnasien sich auf die Universität vorbereitete, hatte sich während der ganzen Zeit

seiner Schulstudien so vorzüglich gut gehalten, daß ihm bei seinem Abgang auf die Universität zwei Stipendien auf drei Jahre, eines von 100 und das andere von 75 Reichsthalern zu Theil wurden. Einer seiner Mitschüler, eben so reif als er, die Schule zu verlassen, auch eben so arm, hatte sich gleichfalls zu einem Stipendium Hoffnung gemacht, ja Hoffnung machen müssen, wenn er es irgend für möglich hätte halten dürfen, seine Studien fortzusetzen, und — gieng leer aus. Schon hatte dieser alle Hoffnung dazu aufgegeben, als sein glücklicherer Mitschüler, der übrigens in keiner nähern Verbindung mit ihm stand, zeigte, daß nicht Eigennutz, sondern einzig der Trieb, sich zu vervollkommnen, die Ursache seines Wohlverhaltens gewesen sey. Er trat ihm das kleinere Stipendium auf alle drei Jahre ab, zufrieden mit den ihm noch übriggebliebenen 100 Rthlrn., entschlossen, wenn es auch kümmerlich gienge, sich zu behelfen, und glücklich durch das Bewußtseyn, seinen Schulfreund gerettet zu haben.

XIV.

Treue Seelsorger.

Ich will euch Hirten geben nach meinem Herzen, die euch waiden sollen mit Lehre und Weisheit. Jer. 23, 1.

---

718. Folge ihm auch in seiner Reue.

Unter Kaiser Theodosius war in Thessalonich ein Aufstand ausgebrochen, und mehrere kaiserliche Beamte waren dabei getödtet worden. Der Kaiser, rasch und auffahrend, wollte Rache nehmen, aber auf die Fürbitte des Bischofs Ambrosius (gest. 397 n. Chr.) verzieh er den Aufrührern. Doch seine Räthe reizten nachher auf's Neue seinen Zorn, daß er seinem Kriegsheere befahl, die Thessa-

lonicher zu züchtigen. Bald darauf besann er sich wieder, schickte Boten mit Begnadigung nach; aber der frühere Befehl war schon ausgeführt, und 7000 unschuldige Menschen vom Schwerte erwürgt. Ambrosius schrieb darüber an den Kaiser ehrerbietig und ernst und hielt ihm sein Unrecht vor. Theodosius antwortete nicht. Am nächsten Sonntage wollte der Kaiser mit seinem ganzen Gefolge am Gottesdienste und Abendmahle Theil nehmen; aber an der Schwelle des Gotteshauses trat ihm Ambrosius entgegen, hielt ihn zurück und sprach: »füge zu der begangenen Sünde nicht noch eine neue hinzu, indem Du dich erkühnst, das heilige Abendmahl unwürdig zu genießen!« Theodosius berief sich auf das Beispiel des Königs David, aber der Bischof sagte: »Folge ihm in seiner Reue, wie Du ihm folgtest in seiner Sünde!« — Der Kaiser gieng in sich, legte seinen kaiserlichen Schmuck ab, mied acht Monate lang die Versammlung der Gläubigen, und that dann öffentlich vor allem Volk Kirchenbuße, indem er sich zur Erde warf und ausrief: »Meine Seele klebt am Staube, gieb mir das Leben nach Deiner Verheißung.« Ambrosius erklärte ihn wieder aufgenommen, nachdem Theodosius noch ein Reichsgesetz erneuert hatte, daß jedes Todesurtheil erst nach 30 Tagen vollzogen werden solle, damit nicht wieder blinder Zorn sich an die Stelle der Gerechtigkeit setzen könne, und der Milde und Reue hinlänglich Raum gegeben sey.

719. Ich bleibe, wenn Ihr es mit mir wagen wollt.

Johann Brenz, der als Probst an der Stiftskirche zu Stuttgart im Jahr 1570 starb, war einer der thätigsten Mitarbeiter Luthers bei der Verbesserung der Kirche. Durch die ihm aufgetragene Abfassung der württembergischen Confession, welche überall ungetheilten Beifall erhielt, und seine Auslegung des Katechismus, so wie durch die Reformation der Universität Tübingen, erwarb er sich große Verdienste. Er stand 26 Jahre lang als Prediger

zu Schwäbisch-Hall mit großem Nutzen bei einer Besoldung von jährlichen 50 Gulden. Vom Jahr 1547 an mußte er aber um seiner Standhaftigkeit in Ausbreitung der evangelischen Lehre, und besonders seiner Widersetzlichkeit gegen das bekannte Interim*) willen, viele Gefahren und Mühseligkeiten erfahren. So schickte z. B. Kaiser Karl V. im Jahr 1548 einen Commissär nach Hall, mit dem Befehle: Brenz entweder lebendig oder todt zu liefern, und nur durch die Hilfe eines Freundes, der ihn vor der ihm drohenden Gefahr bei Zeiten warnte, gelang es ihm, derselben durch die schleunigste Flucht zu Fuße zu entgehen; er verweilte jedoch noch einige Zeit in der Nähe von Schwäbisch-Hall, versteckte sich des Tages immer in einem dichten Walde, und schlich erst mit einbrechender Nacht in ein Dorf zu den lieben Seinigen, die ein Edelmann in der Stille beherbergte. Seine Gewissenhaftigkeit gestattete ihm nämlich nicht, sich weiter zu entfernen, ehe er der Stadt, die an ihm so viele Jahre ihren Prediger gehabt hatte, das Anerbieten hatte machen lassen: er sey bereit, auf seinem Dienste zu verharren, wenn man es mit ihm wagen wolle. Und erst als die Gemeinde ihm erklärt hatte: man könne es um des Kaisers willen nicht wagen, glaubte er sein Heil anderswo suchen zu müssen, und trat in die Dienste Herzog Christophs von Württemberg, der sich seiner treulich annahm, und durch ihn manche treffliche Anstalten in der Württembergischen Kirche treffen ließ.

720. Der Prediger sey einer unversieglichen Quelle gleich.

Ein berühmter Theologe des 16. Jahrhunderts, Johann Sebastian Pfauser, erst Hofprediger und Rath des Kaisers Maximilian II., dann Pfarrer zu Lauingen an

---

*) Die Kaiserliche Verordnung, wie der öffentliche Gottesdienst indessen (interim), bis die Religionsstreitigkeiten durch eine Kirchenversammlung ausgemacht wären, gehalten werden sollte.

der Donau, reiste einst nach Stuttgart, um den berühmten württembergischen Reformator, Probst Johannes Brenz, kennen zu lernen. Da er hörte, daß Brenz am folgenden Morgen predigen würde, gieng er schon beim ersten Läuten in die Kirche, weil er fürchtete, später keinen Platz mehr daselbst zu finden. Aber siehe, der größte Theil der Kirche blieb leer. Die Predigt hatte ihn vollkommen befriedigt. Da er aber es für unmöglich hielt, daß die Bewohner Stuttgarts die Predigt eines solchen Mannes, der in ganz Deutschland für die Hauptstütze des Protestantismus galt, nicht dankbarer benützen sollten, zweifelte er, ob der Geistliche, der gepredigt hatte, wirklich Brenz sey. Er gieng daher nach dem Gottesdienste in die Sakrastei, und hörte zu seiner großen Freude, daß er wirklich den Reformator gehört habe, welcher ihn brüderlich grüßte, und mit sich in seine Wohnung nahm. Unterwegs äußerte Pfauser sein Befremden über die geringe Zahl von Zuhörern, welche Brenz gehabt hatte, und versicherte, so wenig Menschen zu Liebe würde er kaum die Kanzel bestiegen haben. Da sie gerade an einem Brunnen vorbeigiengen, fragte Brenz, ob Pfauser wohl wüßte, was die größte Tugend dieses Brunnens sey? Und als dieser solches verneinte, sagte Brenz: „Das ist das Lob dieses Brunnens, daß er immer gleich reichlich Wasser giebt, es mögen Viele oder Wenige aus ihm schöpfen. Es ist ein Vorbild der Prediger des göttlichen Worts. Auch diese müssen fortan, unbekümmert, ob sich viele oder wenige Durstige um sie her versammeln, das Wasser des Lebens aus sich quellen lassen!“ —

721. Wenn ich nur Gott zum Freunde habe!

Dr. Jakob Weller, Churfürstlich Sächsischer Oberhofprediger zu Dresden, bestrafte das wilde, zügellose Leben und die außerordentliche Schwelgerei am churfürstlichen Hofe daselbst mit vieler Freimüthigkeit. Deßhalb sagte einst der Churfürst zu ihm: „Ich bin mit Ihm zufrieden, wenn

Er nur nicht so sehr und so oft wider den Trunk eiferte, und sich dadurch die Hofleute zu Feinden machte!« — »Wenn ich nur Gott zum Freunde habe,« antwortete Weller, »so kann mir aller Hofleute, ja selbst des Fürsten Ungnade nichts schaden!« — Diese Worte verdrossen den anwesenden Minister so, daß er den Churfürsten immer mehr gegen Weller zu erbittern suchte. Da zog dieser seine Bestallung hervor, legte sie auf den Tisch und sagte: »In diesem Briefe steht geschrieben, ich solle mein Amt mir treulich lassen angelegen seyn, für Euer Durchlaucht und dero hoher Angehörigen theure Seelen sorgen und wachen, und Nichts unterlassen, was zu Ihrem Heil und zu Ihrer Seligkeit nöthig ist. Ich habe dieß bisher treulich gethan, und werde es ferner thun; wenn mir aber dieß nicht mehr freistehen soll, so kann ich auch mit gutem Gewissen mein Amt nicht mehr verwalten, bitte vielmehr unterthänigst, Eure Churfürstliche Durchlaucht wollen die Vocation wieder von mir nehmen, und mich meines Amtes gnädigst entlassen.« — »Nein,« antwortete der Churfürst, »Ihr seyd ein redlicher und gewissenhafter Prediger, und meint es besser mit mir als alle Hofleute! Prediget ferner, wie es Euer Amt erfordert. Wir haben freilich der Sache zu viel gethan, können uns nicht rechtfertigen, und brauchen wohl Strafe und Vermahnung! Wir bleiben Euch mit Gnaden gewogen!« —

722. Ich bin der Gesandte eines noch höhern HErrn.

Der Superintendent Nikolaus Lange zu Brandenburg war früher Gesandtschaftsprediger bei dem Grafen von Horn zu Wien. Er war ein treuer Seelsorger und achtete kein Ansehen der Person. Dieß zeigte sich besonders bei folgender Gelegenheit. Es hatte der Graf Horn eines Abends einen seiner Bedienten im blinden Zorn mit dem Degen durch's ganze Haus verfolgt, so daß sich dieser in das Zimmer des Predigers flüchtete. Als am folgenden Morgen die Betstunde, welcher der Gesandte dießmal nicht

beigewohnt hatte, vorüber war, läßt sich Lange bei'm Gesandten anmelden, und obgleich dieser untersagt hatte, Jemand vom Gesandtschaftspersonal vor ihn zu lassen, so tritt Lange unangemeldet in des Grafen Zimmer. Dieser Dreistigkeit wegen rief ihm der Gesandte, ohne auf Entschuldigungen zu hören, mit Heftigkeit entgegen: „Weiß der Herr nicht, daß ich ein Abgesandter bin?“ Lange erwiederte: „Ich erkenne auch Eure Excellenz dafür mit aller gebührenden Submission. Allein wissen Eure Excellenz nicht, daß ich auch ein Abgesandter und Bote eines noch größeren Königs bin? Euer Excellenz sind Gewissens halber verbunden, Ihres höchsten Principals Interesse sorgfältig zu beobachten. — Ei, wie sollte ich dazu kommen, solches in den Wind zu schlagen? Gnädiger Herr! Nichts als Ihre Seele suche ich; und da ich nun gestern wahrgenommen habe, in welcher Gefahr dieselbe stehe, so bin ich im Namen Jesu Christi jetzt erschienen, Ihnen solche Gefahr vorzustellen. Hiebei versichere ich Eure Excellenz von Grund der Seele, daß, wenn mir diese Freiheit in dem Hause sollte genommen werden, ich in dem Augenblick bereit bin, mein Amt niederzulegen.“ — Der Graf wurde durch diese Anrede so gerührt, daß er seine Uebereilung erkannte, und Lange bat, ihm in Zukunft alles Ungöttliche und Sündliche vorzuhalten. Die Unterredung wurde mit einem Gebete geschlossen.

723. Es hat nie ein Mensch geredet wie dieser.

Als der fromme Abt Steinmetz zu Klosterbergen noch Prediger zu Töpliwoide in Schlesien war, fand er die Leute dort roh und wild, nicht achtend auf Gott und sein Wort; aber er vertraute auf den mächtigen Beistand des HErrn. Und siehe! sein Amt war mit überschwenglichem Segen begnadigt. Ein Gemeindeglied bekehrte sich nach dem andern. Bald war im ganzen Dorfe kein Haus, in welchem nicht eine Seele gewesen wäre, die ihr Herz dem HErrn weihte; ja sogar die drei Schenkwirthe und 24

Spielleute bekehrten sich, und verwandelten ihre Sauf- und Spielhäuser in Bethäuser. Rastlos thätig in dem Weinberge des HErrn, hielt Steinmetz auch in seinem Hause besondere Belehrungsstunden. Viele selbst aus fremden Orten nahmen daran Theil. Das machte aber großes Aufsehen, und erweckte viel Geschrei, welches bis zu den Ohren der Regierung kam. Diese schickte daher einige Untergebene hin, um nachzusehen, was in jenen Zusammenkünften geschah. Aber es gieng ihnen wie den Knechten Joh. 7, 46., sie antworteten: »Es hat nie ein Mensch also geredet wie dieser Mensch.« — Das Wort der Wahrheit hatte auch ihr Herz ergriffen; ja sie erzählten noch Anderen, was sie Herrliches gesehen und gehört hatten. Kamen nun die Gegner Steinmetz's mit ihren Klagen zu der Regierung, so antwortete diese: »Laßt ihn doch beten!«

724. Mein Kopf steht alle Tage zu Diensten.

Samuel Urlsperger (gest. 1772), ein Freund A. H. Franke's, war seit 1714 Hofprediger in Stuttgart. Es gieng zu jener Zeit am württembergischen Hofe sehr ausschweifend zu, was den Hofprediger sehr schmerzte, aber Menschenfurcht und Menschengunst banden seine Zunge. Franke, der 1717 eine Reise nach Süddeutschland machte, erfuhr dieß; er gieng in die Kirche des Freundes, und sagte nach der Predigt voll Wehmuth zu Urlsperger: »Ich höre, Bruder, daß deine Vorträge evangelisch sind, aber die Sünden deines Hofes berührst du mit keinem Worte. Ich komme also, dir im Namen Gottes zu sagen, daß du ein stummer Hund bist (Jes. 56, 10), und wenn du nicht umkehrst, und als öffentlicher Lehrer die Wahrheit frei herausssagst, so gehst du verloren, trotz aller deiner Erkenntniß.« — Betrübt nahm Franke Abschied und gieng. Sonntags darauf redete der Hofprediger mit viel Ernst und Freimüthigkeit. Der Herzog ließ ihm sagen, er sey schon Willens gewesen, ihn von der Kanzel zu schießen; wenn er künftigen Sonntag seine Predigt nicht widerrufe,

so werde er sich beim Reichskammergericht beschweren, und da könnte er, weil er ein Majestätsverbrechen begangen habe, leicht den Kopf verlieren. Urlsperger ließ antworten, widerrufen könne er auf keinen Fall, er müsse daher Seiner Durchlaucht überlassen, zu thun, was Dieselben für gut fänden. Nun wurde er arretirt, und alle Veranstaltungen zu seiner Verurtheilung gemacht. Nachdem man ihn noch einmal befragt hatte, wurde ihm für künftige Woche sein Todestag bestimmt. Darauf ließ er seine Frau und vier Kinder kommen, und fragte sie, was sie zu seiner Sache sagten. — Die Frau antwortete: „Lieber Mann! Dein Tod wird mich und unsere Kinder in das größte, leibliche Elend stürzen; ich bitte Dich aber um Gottes willen, verläugne die Wahrheit nicht, sonst bliebe der Fluch auf mir und meinen Kindern liegen.“ Getröstet über diese Antwort, ließ er dem Herzog sagen, sein Kopf stände ihm alle Tage zu Dienst. Dieser legte nun das Todesurtheil seinem Minister zur Unterschrift vor, allein der Minister übergab sein Amt und seinen Degen, und sagte: „Euer Durchlaucht! hier ist mein Amt und meine Ehre, ich unterschreibe keine Blutschulden!“ Der Herzog erstaunte, und um seinen ersten Rath nicht zu verlieren, setzte er den Hofprediger bloß ab, aber nicht nur ohne alle Versorgung, sondern sogar mit dem Verbot, auswärtige Dienste zu suchen, und gleich darauf wurde ein anderer Hofprediger gewählt. Einige Jahre darauf war derselbe Minister mit dem Fürsten bei der Wachparade, als eben der damalige Hofprediger vorbeigieng; der Minister machte den Fürsten aufmerksam auf ihn und sagte: „Euer Durchlaucht hatten, so lange jener rechtschaffene Mann noch im Amte war, Glück und Segen; aber seitdem wir einen Schmeichler hier haben, geht Alles unglücklich. Wollen Sie das Böse wieder gut machen, so suchen Sie ihn wenigstens zu versorgen.“ Dieß geschah. Urlsperger ward Dekan in Herrenberg, und bald darauf evangelischer Prediger in Augsburg.

725. Wie freut mich die Lebensrettung dieser Menschen.

Georg Ludwig Herrnschmied, der als erster Pastor an der Michaeliskirche zu Hamburg 1779 starb, wurde einmal, als er noch preußischer Feldprediger war, von seinem Regimente getrennt; er konnte es nicht wieder erreichen, und den Verwundeten, die sehnlich nach ihm verlangten, Rath und Trost zusprechen, wenn er sich nicht selbst der äußersten Lebensgefahr aussetzen wollte, weil der Weg nahe an einem Schlosse vorbeiführte, in welches sich eine feindliche Parthei geworfen hatte, die aus den Fenstern auf die Vorübergehenden schoß. Der Gedanke aber, es sey seine Pflicht, zu den Kranken und Verwundeten seiner Gemeinde zu eilen, gab ihm solchen Muth ein, daß er keine Gefahr scheute, und durch einen Regen von Kugeln eilte, bis er zu den Verwundeten kam. — Wie unermüdet standhaft und geduldig er in Ertragung der Beschwerlichkeiten des Lebens und seines Amtes gewesen sey, zeigte er vorzüglich nach dem Treffen bei Mollwitz. Neben dem geistlichen Geschäfte für sein Regiment wurde ihm noch die Seelsorge bei einem Lazarethe von 4000 Mann, wovon der dritte Theil tödtlich Verwundete waren, anvertraut, und geraume Zeit hindurch mußte er sie allein führen, da sein ihm zugegebener Gehilfe gleich darauf in eine schwere Krankheit fiel. Er verrichtete indessen diese unglaublich sauren Geschäfte mit großem Muthe und Eifer. Endlich erlag auch er unter der schweren Bürde; er wurde von dem Lazareth-Faulfieber angesteckt, und brachte ein halbes Jahr zu, ehe er wieder genas. Unter allen Mühseligkeiten und Plagen des Krieges wurde aber weder seine Amtstreue noch seine innige Menschenliebe erschüttert, sondern vielmehr gestärkt. Er half und diente Jedem, dem er helfen und dienen konnte. Einst, da das schlesische Städtchen Zuckmantel in Brand gesteckt worden war, und er durch die brennenden Häuser reiten mußte, kam er an eine Hütte, worin er durch's Fenster eine alte Frau, von allen den Ihrigen verlassen, hülflos auf dem Krankenbette und in

Gefahr zu verbrennen liegen sah. Gerührt durch ihr klägliches Schicksal, bat er zwei Feldscherer, die ihm begegneten, mit ihm diese Unglückliche aus den Flammen zu retten. Menschenfreundlich legten sie vereint Hand an, um sie mit dem Bette, auf dem sie lag, herauszutragen; aber die Thüre war zu enge, um dieses thun zu können. Er übergab sie daher der Aufsicht eines armen Mannes, dem er vorher schon das Leben gerettet hatte, eilte zu dem Obristen, und bat ihn, daß dieß Häuschen möchte verschont werden, welches auch geschah. — Bei Erzählung dieses Vorfalles in seinem Tagebuch setzt der selige Herrnschmied die Worte bei: „Ich kann es nicht beschreiben, wie große Freude mein Herz darüber empfand, daß ich diesen beiden unglücklichen Menschen das Leben gerettet habe.“ Mit großer Thätigkeit, Rechtschaffenheit und anhaltender Treue fuhr er fort, sein Amt im Felde zu verwalten, und als ihm bald darauf ein bequemes, einträgliches Archidiakonat, mit einer Consistorialrathsstelle verbunden, angeboten wurde, so nahm er es aus dem edlen Grunde nicht an, weil er sein Regiment, das er kannte, mit dem er viele Jahre Glück und Unglück, Freud' und Leid getheilt hatte, und das ihn so sehr liebte, vor geendigtem Kriege nicht verlassen und einem Fremden anvertrauen wollte. Er blieb dessen treuer Begleiter im Kriege, und zog mit ihm, als der Friede geschlossen war, nach Berlin. In dem bald darauf erneuerten Kriege war er in seinem Amte wieder eben so thätig. Er erfüllte auch außer demselben alle Pflichten eines seinem König treu ergebenen Mannes. Verschiedene Male, da demselben in wichtigen Angelegenheiten sollte Nachricht gebracht werden, und Keiner da war, der es thun konnte, that er es. Er erwarb sich dadurch die Hochachtung des Königs, und wurde von ihm selbst, zur Belohnung seiner Dienste, weiter befördert.

726. Er hat seine Pflicht gethan.

Die Kaiserin Maria Theresia hatte für einige Zeit die öffentlichen Audienzen ausgesetzt. Nun aber trat der

Kaiserin Hofprediger auf die Kanzel und sprach: „Wie sollen die Könige von dem, was ihre Völker leiden, Nachricht erhalten, wenn sie sich vor jedem Auge hinter eine undurchdringliche Mauer verbergen? Könige, seyd die Väter der Armen, der Wittwen und Waisen! Hört ihr Klagen an, helft ihnen, oder legt euere Kronen ab, denn ihr seyd unwürdig, sie länger zu tragen, wenn ihr jene Pflicht nicht erfüllt!“ — Mit Thränen im Auge gieng Maria Theresia heim und sprach: „Nun sollen alle Thore meines Palastes den Unglücklichen offen stehen! In Zukunft will ich sie Alle selber anhören.“ Und als die geistlichen Oberen des Hofpredigers ihn für seine Kühnheit zur Rechenschaft ziehen wollten, verbot ihnen die Kaiserin dieses mit den Worten: „Er hat seine Pflicht gethan, ich werde die meinige thun. Man lasse den redlichen Mann in Ruhe.“ — Der Zutritt zur Landesmutter wurde wieder Allen gestattet.

727. Ich verdanke ihm den schönsten Tag meines Lebens.

Der protestantische Geistliche von Saintonge, Jarousseau, wurde von dem Marschall von Senneterre, dem Statthalter der Provinz, von einer Wildniß in die andere verfolgt; denn er war zum Tode verurtheilt worden, weil er einige seiner Landsleute nach evangelischem Kultus getauft und getraut hatte, während man es zur Zeit dieser Regierung auf Unterdrückung des evangelischen Gottesdienstes angelegt hatte. Dieser Mann kam nun auf den Gedanken, daß der König Ludwig XVI. von Frankreich, weil er für einen gerechten und gutmüthigen Herrn galt, ihm wohl das Leben und die Gewissensfreiheit schenken könnte. Er versammelte daher in dem Walde von Valeret seine Gemeindeglieder und redete sie also an: „Meine Brüder, ich verlasse Euch auf einige Zeit, um unsern geliebten König um die Erlaubniß zu bitten, daß wir Gott in unserer Sprache und nach dem Glauben unserer Väter anrufen dürfen. Ich beauftrage während meiner Abwesenheit den Jean Chauvin, Euch das Evangelium vorzu-

lesen.« Die Anwesenden nahmen ehrerbietig ihre breiten Hüte ab und riefen: »Es lebe der König!« Aber in dem nämlichen Augenblicke, als der Pfarrer nach dem Vaterunser seine Zuhörer entließ, indem er zuletzt noch ihre Ernte dem HErrn empfahl, fielen einige Flintenschüsse. Es war die berittene Polizeiwache, welche ohne Weiteres diese friedliche Versammlung von Betenden auseinander jagte. Der Pfarrer hatte drei Schüsse in seinen Hut erhalten; er bedeckte sich wieder mit ernsthafter Miene, ohne sich zu beklagen oder zu erschrecken. Den folgenden Tag machte er sein Testament, verabschiedete sich von seiner Gattin, segnete seine zwölf Kinder, setzte sich auf seinen kleinen Esel und begab sich auf den Weg nach Paris. Mangel an Geld nöthigte ihn, auf dem ganzen Wege, den er in kleinen Tagreisen zurücklegte, zu betteln. Wenn sein Thier ermüdet war, machte er Halt, und nicht selten zog er das Concept der Bittschrift hervor, die er dem König überreichen wollte, und verbesserte den einen oder andern Ausdruck. Er legte den Weg von Saintonge nach Paris in zwei Monaten zurück, und kam eines Abends in dieser Hauptstadt an. Nachdem er die erste und zweite und dritte Straße durchzogen hatte, kam er in große Verlegenheit, er suchte vergebens ein Wirthshaus, wo er sein Thier einstellen konnte; er las aufmerksam alle Schilde, und fand keinen »goldenen Löwen,« kein »weißes Rößlein,« wo er hätte herbergen können; er ritt immer weiter zum großen Ergötzen der Gassenjungen, welche ihm, seiner Verlegenheit spottend, folgten. Endlich erbarmte sich seiner ein Vorübergehender, ergriff den Zaum seines Thieres, und führte den Pfarrer an einen passenden Ort. Den folgenden Tag übergab er seine Bittschrift dem Minister Malesherbes, und fand so geneigtes Gehör, daß wir ihn nach einigen Tagen seinen grauen Rock mit einem Frack und Hosen von schwarzem Atlas vertauschen, einen Degen anhängen und einen Wagen besteigen sehen, den ihm Malesherbes gesandt, um nach Versailles zur Audienz bei dem König zu fahren.

Als er in das Schloß eingelassen war, und nun vor dem König stand, verlor der einfache Prediger des Dörfleins Saintonge ein wenig die Fassung; er fühlte, daß seine Kniee wankten. Der König hieß ihn mit freundlicher Miene sich setzen. Der Pfarrer wurde dadurch noch viel bestürzter, und bei jeder Bewegung, die er machte, um sich zu setzen, verwickelte sich die Degenspitze in den Sammt des Lehnstuhles. Da ergriff er endlich das beste Theil: er blieb stehen. Und nun sprach er so beredt, so kräftig und ergreifend von den Leiden und Ungerechtigkeiten, denen seine Glaubensbrüder ausgesetzt seyen, daß der König bis zu Thränen gerührt, sich bewogen fand, augenblicklich an seinen Minister einen Befehl zu unterzeichnen, welcher die Ehe von Protestanten für gesetzlich erklärte, und ihnen freie Religionsübung zusicherte; es ist dieß das wichtige Dekret von 1787. Der Pfarrer verbeugte sich vor dem König und entfernte sich. Unglücklicherweise war die Thüre durch ein daran befindliches Spiegelglas unkenntlich gemacht, was er in seiner Unerfahrenheit nicht bemerkte; verlegen suchte er daher mit den Händen an der Wand den Ausgang. Die Höflinge lachten; aber was bekümmerte das unsern guten Pfarrer? Hatte er ja doch in seiner Tasche den königlichen Befehl. Er wurde endlich aus seiner Verlegenheit gerissen durch einen neuen Ankömmling: es war ein Mann mit langen ungepuderten und ungekräuselten, auf eine braune Bauernweste herabfallenden Haaren. Als derselbe vor seinem Eintritt seinen Stock von wildem Apfelholz im Vorzimmer abgelegt hatte, und Pfarrer Jarousseau ihm gegenüberstand, begrüßten sie einander, wie wenn sie längst sich gekannt hätten. Der Eine war der Vorläufer der Freiheit in Religionssachen, und blieb unbekannt; der Andere war der Vorläufer der politischen Freiheit, der weltberühmte Amerikaner, Dr. Franklin. Malesherbes sagte oft, daß er die erfreulichste Handlung während seiner Amtsführung und den schönsten Tag seines Lebens der beredten Bittschrift des guten Pfarrers Jarousseau verdanke.

728. Der Freimüthige soll Bischof seyn.

Als Georg IV., König von England, einige Jahre vor seinem Tode Irland besuchte, verweilte er auch einige Tage in Dublin, und in der Erwartung, daß er dem öffentlichen Gottesdienste beiwohnen würde, wurde ein ausgezeichneter Kanzelredner beauftragt, vor ihm zu predigen. Dieser erkrankte aber plötzlich, und man wählte den Dr. Magee zu seinem Stellvertreter, einen frommen eifrigen Prediger, der wegen seiner freimüthigen evangelischen Gesinnung sehr geachtet war. Er übernahm den Auftrag, und wählte zu seinem Text Apostelg. 16, 31: „Glaube an den Herrn Jesum, so wirst du und dein Haus selig.“ In seiner Rede zeigte er die Nothwendigkeit der Buße, des Glaubens und der Heiligung. Bei der göttlichen Forderung des Glaubens zeichnete er sehr rührend den Charakter Dessen, an den wir glauben sollen, und setzte mit großem Ernste auseinander, wie wichtig es für uns selbst und für Andere, insbesondere für unsere Hausgenossen sey, an Christum zu glauben, indem dieser Glaube mit den größten Segnungen für den einzelnen Menschen, für den Ort, wo er lebe, und für die ganze bürgerliche Gesellschaft verbunden sey. Alles dieses wurde mit Wärme und Beredtsamkeit dem Könige und dem ihn begleitenden Hof vorgelegt. Ganz besonders drang der Doktor, nachdem er die Rechtfertigung des Menschen vor Gott allein durch den Glauben gezeigt hatte, auf eine gänzliche Herzensänderung, ohne welche Keiner das Reich Gottes sehen könne. Der Ernst und die Freimüthigkeit, womit er redete, machten großen Eindruck auf die Versammlung. Aber mehrere Höflinge, welche eine so offene und deutliche Sprache noch nie gehört hatten, fürchteten, daß der König sich dadurch beleidigt fühlen, und sein Mißfallen darüber äußern möchte. Nach Beendigung des Gottesdienstes wurden über die Predigt von den Hofbedienten allerlei Bemerkungen gemacht; der König sagte indeß nichts dazu, und erwähnte derselben in mehreren Monaten mit keinem Worte.

Während dieser Zeit starb der Erzbischof von Armagh, und Lord J. Beresford, Bischof von Dublin, wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Da die Krone den hiedurch erledigten Bischofssitz zu besetzen hatte, so legte man dem König eine lange Liste der Bewerber vor, deren jeder seine Freunde hatte, die sich für ihn verwandten. Georg IV. aber fragte nach dem treuen, gelehrten und beredten Mann, der vor ihm in Dublin gepredigt habe, und als ihm der Name, Dr. Magee, genannt wurde, sagte er: „Nun, der Mann, der sich nicht fürchtete, vor seinem Könige die ganze Wahrheit zu predigen, soll geehrt werden und Bischof in Dublin seyn!“ Darauf nahm er die Feder und setzte den Namen Magee in's Anstellungsdiplom.

729. Ich bin der Lehrer, den ihr suchet.

Vor mehreren Jahren wurde Barnabas Shaw von der Wesley'schen Missionsgesellschaft nach dem Kap der guten Hoffnung geschickt. Als er glücklich dort angekommen war, verboten die Behörden daselbst ihm ausdrücklich, eine Mission zu beginnen. Er wußte nicht, ob er in sein Vaterland zurückkehren, oder durch die Wüste zu den Hottentotten ziehen sollte; und er war um so mehr unschlüssig, ob er diese beschwerliche Reise unternehmen sollte, da seine Frau eine schwächliche Gesundheit hatte. Da sagte sie zu ihm: „Es scheint mir, weil der HErr uns hat glücklich hier ankommen lassen, daß es Sein Wille ist, uns zu den Hottentotten zu schicken.“ — „Aber,“ — versetzte der Missionar — „ich habe keine Vollmacht erhalten, für Rechnung der Gesellschaft Wagen und Ochsen zu kaufen und einen Dolmetscher anzunehmen.“ — „Wohlan,“ — erwiederte die fromme Frau — „wenn die Missionsgesellschaft diese Ausgaben nicht übernehmen will, so haben wir einiges Eigenthum in England, das wir verkaufen können, um diese Schuld zu bezahlen.“ Gesagt, gethan. Sie reisten ab, und trafen in einem Raume von 400 englischen Meilen keinen einzigen Volksstamm an. Endlich bemerkten sie eines

Morgens, als sie früh aufbrechen wollten, unter dem Vorsprung eines Felsen sechs Männer auf der Erde liegend, die die Nacht neben ihnen zugebracht hatten, ohne daß sie sich gegenseitig bemerkten. Shaw näherte sich diesen Leuten mit seinem Dolmetscher, und erfuhr von ihnen, sie seyen Hottentotten, und reisen nach dem Kap; sie seyen von ihrem Stamme abgeschickt, um einen Lehrer des Christenthums zu suchen. Shaw dankte Gott aus der Tiefe seines Herzens, und sagte ihnen, er sey ein Lehrer, der das Hottentottenvolk aufsuche, aber den Weg nicht wisse. Als die Wilden das hörten, fielen sie mit dem Angesicht auf die Erde, und erfüllten die Luft mit Freudengeschrei. Der Missionar und seine Gattin fielen ebenfalls auf ihre Kniee, und priesen Gott für diese Leitung. Hierauf machten sie sich auf den Weg, kamen glücklich in dem Hottentottendorfe an, wo sie mit vieler Freude aufgenommen wurden. Sie errichteten dort eine Niederlassung, und arbeiten noch daselbst mit gutem Erfolge.

XV.

Edle Regenten.

Ein wüster König verderbet Land und Leute; wo aber die Gewaltigen klug sind, da gedeihet die Stadt. Sir. 10, 3.

---

730. Einer für Alle.

Unter der Regierung des letzten athenienſischen Königs Kodrus fielen die Dorier, ein Schwarm herumziehender Griechen, in das athenienſische Gebiet ein, und drohten der Hauptstadt Athen mit einem furchtbaren Angriffe. Der König zog ihnen an der Spitze seiner Krieger entgegen; es kam zu einigen blutigen, aber nicht entscheidenden Gefechten; jetzt verbreitete sich die Sage, diejenige Parthei würde

siegen, deren König fallen würde. Man hielt dieses für einen Götterspruch, und sowohl die Athenienser als ihre Feinde glaubten daran; die Ersteren waren in Sorge, den Sieg über ihre Feinde so theuer, mit dem Verluste ihres guten Königs erkaufen zu müssen, und in dem feindlichen Heere wurden die strengsten Befehle ertheilt und alle Vorsicht angewendet, ja das Leben des Königs von Athen zu schonen. Kodrus, dem die Erhaltung seiner Mitbürger theurer als sein Leben war, hatte kaum gehört, daß die Entscheidung dieses Krieges von seinem Leben abhänge, als er sogleich den großmüthigen Entschluß faßte, sich für sein Vaterland freiwillig aufzuopfern. Er theilte ihn seinen Mitbürgern mit, und weder ihre Bitten noch Thränen konnten ihn zurückhalten, ihn auszuführen. Da er im offenen Gefechte die feindliche Schonung befürchtete, so legte er seinen Schmuck und alle Zeichen seiner königlichen Würde ab, verkleidete sich in einen Holzhauer, verließ seine geliebte Vaterstadt, und begab sich in dieser Gestalt in's feindliche Lager. Hier wurde er schon von den Vorposten angehalten. Indem er nun einem von diesen Soldaten den Säbel, welcher nach Art einer Sichel gekrümmt war, aus den Händen reißen wollte, brachte er denselben dergestalt wider sich auf, daß ihn dieser auf der Stelle niederstieß. Kurz darauf kamen einige Abgesandte der Athenienser in's Lager, und erbaten sich den Leichnam ihres erschlagenen Königs. Dieß setzte die Feinde in die äußerste Bestürzung; die Sache wurde untersucht, der Leichnam des Königs fand sich, man ließ ihn, nach damaliger Kriegssitte, auf Schilden und Spießen forttragen, und mit Einem Male verbreitete sich eine solche Muthlosigkeit im feindlichen Heere, daß es alle Hoffnung eines glücklichen Erfolges aufgab, und sich von den Mauern Athens zurückzog.

731. Ich habe diesen Tag verloren.

Der Kaiser Titus zählte die Tage seiner Regierung nur nach den Wohlthaten, die er ausgetheilt hatte. Daher

sagte er einst bei einer Abendmahlzeit, als er sich erinnerte, daß er an dem verflossenen Tage keinem Menschen etwas Gutes erwiesen habe, in einem Anfalle von Traurigkeit: „Meine Freunde, ich habe diesen Tag verloren.“

732. Der Reichthum ist besser bei meinen Unterthanen als bei mir verwahrt.

Constantius Chlorus, minder berühmt als sein Sohn Constantin der Große, erscheint in mancher Beziehung des Ruhmes würdiger als dieser. Zwar verrichtete er nicht so viele und so glänzende Thaten als dieser; aber er hat sich zu Regententugenden erhoben, die diesem fremd waren, und hat sein Leben mit einer Würde geschmückt, die den prunkvollen Beifall, der diesem gezollt wird, weit überstrahlt. Unbekannt ist es, wann und wo er geboren wurde. Nur so viel ist gewiß, daß er ein Neffe des Kaisers Claudius II. war. Wissenschaftliche Bildung besaß er nicht, wohl aber gute Anlagen, hohen Muth und, was selten damit verbunden ist, überaus viel Sanftmuth und Liebenswürdigkeit. Die früheren Jahre seines Lebens brachte er unter den Waffen zu. In der Kriegsschule der Kaiser Aurelianus und Probus zum Feldherrn gebildet, bewährte er sich zuerst als einen solchen durch einen wichtigen Sieg, den er im Jahre 274 nicht weit von Bern über die Alemannen erfocht. Hierauf wurde er (282) vom Kaiser Carus zum Statthalter von Dalmatien ernannt. Kaiser Diocletian aber erhob ihn (1. März 292) zum Reichsgehilfen (Cäsar), und übertrug ihm die Verwaltung von Spanien, Gallien und Britannien. Sein erstes Geschäft in dieser neuen Würde war, daß er Ruhe und Ordnung in den ihm anvertrauten Ländern wieder herstellte. Und als ihm dieß gelungen war, als er den Aufstand des Carausius unterdrückt (293), Gallien von einem räuberischen Einfall der Franken befreit (294), und das abgefallene Britannien wieder erobert und beruhigt hatte (296): so ließ er es seine wichtigste Sorge seyn, seine Unterthanen

durch die Segnungen des Friedens zu beglücken. Sie alle, so wünschte sein menschenfreundliches Herz, sollten die Früchte ihrer Arbeiten und ihres Fleißes genießen. Er selbst begehrte für sich nichts, und man hörte ihn oft sagen: „es sey besser, daß die Reichthümer eines Landes in den Händen der Privatpersonen wären, als daß sie in den einzigen Kasten des Fürsten eingeschlossen würden.“ Auch strebte er so wenig nach Pracht und äußerlichem Gepränge, daß er, wenn er an feierlichen Tagen einer größern Zahl von Freunden ein Gastmahl gab, von Haus zu Haus das nöthige Tafelgeschirr zusammen borgte. Diese Mäßigung mißfiel dem Kaiser Diocletian, schickte daher Gesandte an ihn ab, die ihm vorwerfen sollten, daß er das kaiserliche Ansehen herabwürdige und niemals Geld vorräthig habe. Constantius Chlorus hörte die Gesandten stillschweigend an, bat sie dann einige Tage bei ihm zu verweilen, und machte inzwischen den begütertsten Einwohnern seiner Provinzen bekannt, daß er Geld nöthig habe. Mit der größten Bereitwilligkeit brachten diese sogleich unermeßliche Schätze zusammen. Hierauf führte Constantius die Gesandten in seine Schatzkammer, und zeigte ihnen deren Reichthum, mit der Bemerkung: daß die Liebe der Unterthanen der kostbarste und sicherste Schatz eines Fürsten sey. Dieß, sagte er, sollten sie ihrem Herrn melden. Als hierauf die Gesandten wieder abgereist waren, ließ er diejenigen zu sich rufen, die ihm so bereitwillig beigestanden hatten, dankte ihnen für ihre Liebe, und — gab Jedem das Dargeliehene zurück. Die Mäßigung und Billigkeit, die er allenthalben zeigte, machte ihn auch duldsam gegen Andersdenkende, und wenn sich auch nicht beweisen läßt, daß er sich zum Christenthum bekannte, so ist doch gewiß, daß er im Geiste desselben handelte. Dieß erhellt, außer dem bereits Angeführten, auch noch aus Folgendem. Diocletian verhängte im Jahr 303 eine blutige Verfolgung über die Christen, und verlangte von seinen Reichsgehilfen, daß sie in ihren Provinzen dasselbe

thun sollten. Constantius Chlorus konnte, ohne widerspenstig zu scheinen, sich diesem Verlangen nicht ganz entziehen; doch verhinderte er den Ausbruch roher Gewaltthätigkeiten, so viel er konnte, und nirgends waren die Christen ungestörter und sicherer als in seinen Provinzen. Inzwischen befahl er denjenigen seiner Hofbedienten und Statthalter, welche Christen waren, entweder ihrer Religion oder seinen Diensten zu entsagen. Einige wählten das Erstere. Er aber, der jenen Befehl, mehr um sie zu prüfen als sie zu strafen, gegeben hatte, ward über ihr Betragen unwillig. Er dankte sie ab, und sagte: „Wer seinem Gott nicht treu bleibt, der wird auch niemals seinem Fürsten treu bleiben.“ Als Diocletian sammt dem Maximian (1. Mai 305) die Regierung niederlegte, ward Constantius Chlorus sammt dem Galerius zur Würde eines obersten Regenten (Augustus) erhoben. Auch diese Erhebung zog keine Veränderung in seinem Benehmen und Wirken nach sich. Er nahm nicht einmal die Verwaltung von Italien und Afrika an, die ihm zugefallen war, sondern war zufrieden mit den Bezirken von Spanien, Gallien und Britannien, die er schon vorher verwaltet hatte. Auch in seinem einfachen und prunklosen Leben blieb er sich gleich, und die höhere Macht, die er nun erhalten hatte, gebrauchte er nur zur größeren Beglückung seiner Unterthanen. Aber nicht lange genoß er dieses süße Vergnügen. Schon 15 Monate nachher starb er (am 26. Juli 306) zu Eboracum (York) in Britannien, wo er sich gewöhnlich aufhielt, mitten unter seinen Kindern. Seine Völker betrauerten ihn als ihren Vater. Er hatte sein Glück in ihrem Glück gefunden.

733. Setzt euch zu mir auf das Pferd, Alter!

Als sich einst der Kaiser Canchi von China auf der Jagd von seinem Gefolge verirrte, traf er einen armen, alten Mann an, der bitterlich weinend, über irgend ein ihm zugestoßenes Unglück außerordentlich bekümmert zu seyn schien. Er ritt zu ihm hin, und von dem Zustande, in welchem er ihn erblickte, gerührt, fragte er, ohne sich zu erkennen

zu geben, nach der Ursache seines Kummers. „Ach, mein Herr,“ — antwortete der Greis — „wenn ich sie Euch auch erzählen wollte, so könntet Ihr mir doch nicht helfen.“ — „Vielleicht, mein guter Mann,“ — erwiederte der Kaiser — „vielleicht kann ich Euch mehr helfen, als Ihr denkt. Macht mich zu Eurem Vertrauten; Ihr könnt ja nicht wissen, was sich etwa zu Eurem Vortheile zutragen möchte.“ — „Je nun, mein Herr,“ — sagte der alte Mann — „wenn Ihr es so gar gerne wissen wollt, so muß ich Euch sagen, daß an meinem ganzen Leiden ein Aufseher über eines von des Kaisers Lusthäusern Schuld ist. Da er sah, daß ihm mein kleines Gütchen, unweit dem kaiserlichen Landhause, gut gelegen war, so nahm er es mir, und brachte mich dadurch an den Bettelstab. Mit dieser unmenschlichen Behandlung war er noch nicht zufrieden, sondern er zwang meinen Sohn, sein Sklave zu werden, und raubte mir dadurch die einzige Stütze, die ich in meinem Alter hatte. Dieses, mein Herr, ist die Ursache meiner Thränen.“ Der Kaiser ward durch diese Rede so stark gerührt, daß er sich augenblicklich entschloß, ein Verbrechen zu bestrafen, das man unter dem Schutze seines Ansehens begangen hatte. Er fragte also den alten Mann, wie weit sie von gedachtem Hause entfernt wären; und da der Greis antwortete, daß die Entfernung kaum eine Viertelstunde betrage, so sagte er, er wäre gesonnen, mit ihm hinzugehen, und den Aufseher zu ermahnen, daß er ihm sein Gütchen und seinen Sohn wieder zurückgeben möchte; er zweifle keineswegs, ihn dazu zu bewegen. „Ihn zu bewegen?“ — versetzte der alte Mann. — „Ach, mein Herr, habt die Güte und bedenkt, daß ich gesagt habe, daß dieser Mann in des Kaisers Diensten steht. Es ist weder für Euch noch für mich sicher, ihm einen solchen Antrag zu thun. Er wird mir nur noch härter begegnen; auch Ihr werdet seine Heftigkeit empfinden müssen.“ — „Macht Euch meinetwegen keine Sorge,“ — antwortete der Kaiser — „ich bin einmal dazu entschlossen, und hoffe, unsere Sache soll einen besseren Ausgang gewinnen, als Ihr Euch einbildet.“ — Der alte

Mann, welcher an dieser unbekannten Person sichtbare Merkmale der Hoheit erblickte, glaubte, er dürfe sich dessen guten Absichten nicht länger widersetzen, und machte bloß den Einwurf, da er ein alter schwacher Mann, und zu Fuße wäre, so würde es ihm unmöglich fallen, so hurtig zu gehen als das Pferd, welches der Kaiser ritt.“ — „Ich bin noch jung,“ — antwortete der Kaiser — „setzt Ihr Euch auf das Pferd, und ich will zu Fuß gehen.“ — Da der alte Mann dieses Anerbieten nicht annahm, so erbot sich der Kaiser, ihn hinter sich auf das Pferd zu nehmen. Doch der alte Mann entschuldigte sich abermals mit dem Zusatze, daß er aus Armuth sich nicht öfters anziehen könnte, er befürchte also, er würde ihn mit dem Ungeziefer verunreinigen, dessen er sich nicht hätte erwehren können. „Kommt, mein Freund,“ — sagte der Kaiser — „macht Euch hierüber keine Gedanken; setzt Euch auf, ich darf nur andere Kleider anziehen, um diese Gäste wieder los zu werden.“ Endlich setzte sich der alte Mann auf, und sie langten Beide in kurzer Zeit bei dem Hause an. Der Kaiser fragte nach dem Aufseher, und dieser erschrack nicht wenig, da der Kaiser bei der Anrede sich entdeckte, und ihm den gestickten Drachen zeigte, den er zum Zeichen seiner Würde auf der Brust trug, und welchen ein Jagdkleid verdeckt hatte. In diesem Augenblicke stießen die vornehmen Hofbedienten, die den Kaiser auf der Jagd begleiteten, zu ihm. Vor dieser erhabenen Versammlung verwies nun der Kaiser dem Verfolger des rechtschaffenen Mannes seine entsetzliche Ungerechtigkeit auf's Strengste, und nachdem er ihm sein Gütchen und dem Sohne die Freiheit hatte zurückgeben müssen, befahl der Kaiser, ihm augenblicklich den Kopf abzuschlagen. Der Monarch that noch mehr. Er setzte den alten Mann an des Ministers Stelle, und erinnerte ihn, sich wohl vorzusehen, damit nicht, wenn das Glück seine Sitten verschlimmert hätte, ein Anderer über seine Ungerechtigkeiten klagen dürfe, so wie er jetzt über die Mißhandlungen jenes Mannes geklagt hätte.

734. Ruhig schlafe ich im Schooße jedes meiner Unterthanen.

Von Eberhard I., Herzog von Württemberg, der vom Jahr 1459 bis 1496 regierte, sagt ein berühmter Geschichtschreiber: »Es gebe in der Geschichte der deutschen Staaten wenig so vortreffliche Regenten-Charaktere als den seinigen.« — Und als Kaiser Maximilian I. sein Grab sah, gab er ihm das eben so schöne als wahre Zeugniß: »Hier liegt ein Fürst klug und tugendhaft wie keiner im Reiche; sein Rath hat mir oft genützt.« — Eberhard war auch einer der glücklichsten Fürsten. Er rühmte einmal vor einer ganzen Reichsversammlung: »mitten im Walde, in der dicksten Finsterniß, im Schooße jedes seiner Unterthanen ruhig schlafen zu können.« — Eine seiner verdienstvollsten Handlungen war die Stiftung der Universität Tübingen. — Die Erziehung dieses Fürsten war nach Gewohnheit der damaligen Zeit, wo noch der Fehdengeist mächtig in Deutschland sich regte, größtentheils auf ritterliche Leibesübungen und tüchtigen Gebrauch der Waffen beschränkt gewesen. Nur im Lesen und Schreiben war er unterrichtet worden; gegen die lateinische Sprache war sein Vater, Ludwig, so sehr eingenommen, daß die Hofleute ihm noch auf seinem Todtenbette einen Eid schwören mußten, sie wollen seinen Sohn jene Sprache nie erlernen lassen. Alle Bildung, die wir an Eberhard wahrnehmen, und seine Achtung für höhere Bildung war aus ihm selbst, aus seinem eigenen regen Wahrheitsgefühl hervorgegangen. Es war ihm daher Ernst und seine innigste Ueberzeugung, wenn er in späteren Jahren die Verwahrlosung seiner Erziehung und Bildung herzlich bedauerte*), und sich äußerte: »Kenntniß der Wissenschaften und Spra-

*) Als Johannes Kaisersberger, Prediger zu Straßburg, ihn nach Sitte jener Zeit einst lateinisch anredete, so entschuldigte er sich, daß er es nicht verstände, und klagte bitterlich über den Befehl, den sein Vater seinen Hofleuten gegeben hatte.

chen sey für Niemand unentbehrlicher als für einen Fürsten.“ — Nicht so dachte der größere Theil der damals regierenden deutschen Fürsten, welche ganz unbekümmert um Künste und Wissenschaft, keinen Bedacht darauf nahmen, Anstalten zur geistigen Bildung ihrer Unterthanen zu gründen. Unser Eberhard war wirklich der erste Graf in Deutschland, der ein solches Werk unternahm, und es gab nicht wenige größere Länder, die dazumal noch keine Universität hatten. Kam doch der Churfürst von Brandenburg z. B., der ein weit ausgedehnteres Land besaß, erst 29 Jahre später (1506) auf den Gedanken, eine Universität (Frankfurt an der Oder) zu stiften. Ueberhaupt bestanden damals in ganz Europa kaum 50 Universitäten, als Eberhard eine in Tübingen zu gründen sich entschloß. War aber Eberhard einmal von dem Nutzen und der Nothwendigkeit *) einer Universität überzeugt, und hatte er sich wirklich entschlossen, seinem Lande eine solche Anstalt zu geben, so erhob sich von selbst die beherzigenswerthe Frage: aus welchen Quellen die gewiß nicht unbedeutenden Kosten der ersten Gründung und der ferneren Unterhaltung der neuen Anstalt geschöpft werden sollten? Zwar gab das Kirchengut großentheils die erforderlichen Summen her, aber doch mußte Eberhard noch manches Opfer bringen. Und wenn der Stifter die junge Anstalt nicht sehr freigebig bedacht zu haben scheint, indem die Besoldungen der öffentlichen Professoren, wenn ihnen nicht besondere Zulagen bewilligt wurden, in der Regel nur achtzig Gulden betrugen, so darf man nicht vergessen, wie ganz verschieden

*) In dem der Universität ertheilten Freiheitsbriefe sagt Eberhard: „So haben wir, der guten Meinung, helfen zu graben den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unversiechlich geschöpft werden mag tröstliche und heilsame Weisheit zur Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit, uns auserwählt und fürgenommen, eine hohe gemeine Schul in unserer Stadt Tübingen zu gründen.“

gegen unsere Zeit die Geldverhältnisse und Preise der Lebensmittel damals waren. Zudem besaß Eberhard nur die Hälfte vom damaligen Württemberg; sein Oheim Ulrich, der die andere Hälfte inne hatte, trug nichts zur Erhaltung der Universität bei. — Alle diese Hindernisse besiegte Eberhard. So konnten denn am 4. Oktober 1477 die ersten Vorlesungen gehalten werden, und am 9. Oktober desselben Jahrs war die erste Senatssitzung. Die junge Anstalt hatte unter Eberhards Schutz und Leitung ein glückliches Gedeihen, und gewann auch bald im Auslande ein so entschiedenes Ansehen, daß die ersten Lehrer der 1502 zu Wittenberg gestifteten Universität zum Theil von Tübingen verlangt wurden, und wirklich dahin abgiengen. Männer, wie Johann Reuchlin, die beiden Brüder Vergenhause und Andere, welche Eberhard für seine Universität gewonnen hatte, gehörten aber auch wirklich zu den größten Gelehrten ihres Zeitalters. Eberhard hatte seine herzliche Freude an dem Gedeihen und Wachsen der ihm so theuren Anstalt. Monate lang verweilte er von Zeit zu Zeit in Tübingen, und war da am liebsten im Kreise seiner gelehrten Doktoren, in deren vertraulichem Umgang er für seinen nach höherer Bildung unermüdet strebenden Geist reiche, und nach ermüdenden Staatsgeschäften süße Erholung fand.

735. In Frieden verschied dieß Kind des Friedens.

Nachdem Friederich der Weise, Churfürst von Sachsen, am Tage seines Todes, den 5. Mai 1525, das heilige Abendmahl empfangen hatte, wendete er sich zu seinen umstehenden Räthen und Dienern, und sprach: „Liebe Kindlein! ich bitte Euch um Gottes willen, wo ich Euer einen irgend erzürnt hätte, es sey mit Worten oder Werken, Ihr wollt mir's um Gottes willen vergeben, und wollet mir andere Leute auch um Gottes willen bitten, sie wollten mir's auch um Gottes willen vergeben, denn wir

Fürsten thun den armen Leuten allerlei Beschwerung und solches das nicht taugt!« — Als ihn Spalatin bei seiner zunehmenden Schwachheit fragte, ob er einige Beschwerniß empfinde, antwortete er heiter: »Der Seele ist wohl, nur der Leib empfindet Schmerzen!« — Nach diesen Worten entschlief er so unmerklich und sanft, daß der Leibarzt Heinrich Stromer ausrief: »Er war ein Kind des Friedens, und friedlich ist er verschieden!« —

736. Das gute Gewissen im Tode.

Der gottselige Markgraf von Bayreuth, Georg Friederich Karl, war so glücklich, auf seinem Sterbebette versichern zu können, sein Gewissen beiße ihn nicht seines ganzen Lebens halber, und er wünschte, daß alle Regenten dieses möchten sagen können, vermuthete es aber von den wenigsten. Bald hierauf erklärte er sich gegen den Hofprediger Silchmüller, daß er solches von seinem Regentenamte verstehe, als welches er so zu führen getrachtet, daß er mit Wissen, Willen und Vorsatz darinnen keine Ungerechtigkeiten begangen. Nicht als ob er in dem Gedanken stünde, gar keiner Fehler vor Gott sich schuldig gemacht zu haben; nein, vielmehr bekenne er, daß er als ein Mensch seine Fehler gehabt, und vor Gott ein armer Sünder wäre; was aber von ihm in seiner Regierung Unrecht geschehen wäre, das wäre wider sein Wissen und Willen geschehen, wenn er entweder eine Sache nicht genug eingesehen, oder von Andern ungleich berichtet worden wäre, welches ihm Gott nicht zurechnen würde. Aber Jene, die ihn durch ungleichen Vortrag zu etwas Unrechtem vermocht hätten, würden es vor Gott schwer zu verantworten haben. Im Uebrigen gäbe ihm sein Gewissen das Zeugniß, daß er seine Unterthanen als ein Vater geliebt, für die Gerechtigkeit einen redlichen Eifer gehabt; daß Alles ordentlich zugehen sollte, sorgfältig getrachtet und mit Bedacht, Wissen und Willen keine Ungerechtig-

keiten habe zu Schulden kommen lassen. Außerdem aber spreche er sich nicht rein, wisse, daß er ein großer Sünder wäre, hätte aber auch von Gott die gewisse Versicherung erlangt, daß er ihm alle Sünden vergeben hätte. —

737. Lieber will ich das Wildprät als das Gebet meiner Unterthanen verlieren.

Dem Churfürsten Ludwig VI. von der Pfalz ward einst in der Rathssitzung vorgetragen, wie sehr die Unterthanen über den von dem Wildprät erlittenen Schaden klagten, und der vortragende Rath bediente sich der Worte: „Wenn Eure Churfürstliche Gnaden nicht bei Zeiten der Sache Rath schaffen, werden Sie das Gebet der Unterthanen verlieren.“ Der christlich gesinnte Fürst antwortete darauf: „Ich wollte viel lieber allen Wildpräts mangeln, als das Gebet der Unterthanen verlieren; das Wildprät ist mir lieb, aber meine Unterthanen sind mir noch viel lieber, so will ich lieber meiner Lust entsagen, um meiner Unterthanen Nutzen zu befördern;“ worauf er sogleich Befehl gab, es haufenweise zu erlegen und zu fangen.

738. Väterliche Vorsorge für die Unterthanen.

Im dreißigjährigen Kriege, der über Deutschland so unbeschreiblich vieles Elend brachte, war Thüringen insonderheit ein Sammelplatz der feindlichen Armeeen. Manche Städte und Dörfer lagen in der Asche oder waren von den meisten Einwohnern durch Hunger und Pest und andere Verheerungen entblößt. Mitten unter diesen Landplagen ward der damalige Herzog Ernst von Gotha, genannt der Fromme (der 1675 starb), seinen armen Unterthanen recht als ein Vater zugesandt; dieser durch seinen edlen Christensinn und seine Menschenliebe berühmte Fürst scheute keine Mühe und Gefahr, reiste zu allen Häuptern der kriegführenden Armeen in Person, erhielt, wiewohl gegen starke Abgabe, Neutralität und Sicherheitsgeleit, vertrat also, bei fast gänzlicher Aufopferung seines

Vermögens und einer zugleich beobachteten rühmlichen Sparsamkeit, so viel immer möglich war, Land und Leute, und traf die besten Anstalten zur Steurung des Raubes und der Plünderungen, so daß man in kurzer Zeit wieder pflügen und säen konnte, und dem bis auf den Grund verderbten Lande wieder in etwas aufgeholfen wurde.

739. Eine Reihe trefflicher Regenten.

Als Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, mit dem Zunamen der Große, der Wiederhersteller seines Vaterlandes, zur Regierung gelangte, floßen kaum 400,000 Thaler jährlicher Einkünfte in die Kasse des Staats. Seine Provinzen waren durch den dreißigjährigen Krieg auf das Schrecklichste verwüstet worden. Ueberall erblickte man Ruinen eingeäscherter Städte, Trümmer verlassener Dörfer, verarmte und muthlose Bürger. Das ganze Land war mit Elend bedeckt. Kaum hatte aber Friedrich Wilhelm sich auf dem Throne befestigt gesehen, als auch Alles eine andere, bessere Gestalt gewann, und durch seine weisen und zweckmäßigen Veranstaltungen, unter Gottes Segen, überall Glück und Wohlstand auf's Neue emporblühte. Er ließ die verwüsteten Dörfer und Städte wieder aufbauen, verwandelte Haiden und Forste, bisher eine Freistatt wilder Thiere, in lachende Fluren, ließ die Festungen des Landes in gehörigen Stand setzen, vergrößerte die Hauptstadt seines Churfürstenthums, und errichtete ein Heer von 25,000 Mann der schönsten Truppen seiner Zeit. Und diese ganze große Umschaffung eines Staates, den er wie in Schutt und Graus vergraben gefunden hatte, bewirkte er durch Ordnung, Wirthschaftlichkeit und weise Sparsamkeit. Sein erhabenes Beispiel befolgte späterhin König Friedrich Wilhelm I., sein Enkel. Dieser fand bei'm Antritte seiner Regierung das Land durch Pest und Theurung verwüstet, und in der Kasse des Staats keinen Vorrath an Geld. Aber er, der alle Eigenschaften eines wirthschaft-

lichen Hausvaters: Wachsamkeit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit besaß; er, der immer zu sagen pflegte, daß ein Fürst mit dem Gute und Blute seiner Unterthanen haushalten müsse, gab, wie sein großer Ahnherr, der Welt auf's Neue ein glänzendes Beispiel, wie man durch Ordnung und gute Wirthschaft einen Staat blühend und groß machen könne. So wie er den Thron bestiegen hatte, ließ er einen großen Theil der königlichen Geräthschaften verkaufen. Das goldene und silberne Geräth, das in dem Schlosse zu Berlin befindlich war, wurde in die Münze geschafft. Selbst der Marstall, einer der schönsten Deutschlands, blieb nicht verschont; Alles wurde zu Geld gemacht. Durch diese Veräußerungen und die Einschränkungen, die er mit seinem Hofstaate vornahm, erhielt er beträchtliche Summen, womit die alten Schulden bezahlt und der Anfang zur Sammlung eines Schatzes gemacht wurde, über den er selbst die persönliche Aufsicht zu führen sich vornahm. Unter seinen Wohnzimmern wurden die Gewölbe zur Aufbewahrung des Schatzes angelegt, und eine geheime Treppe führte aus seinem Schloßkabinete in die Gewölbe hinab. Er selbst war jedesmal nebst dem Geheimenrathe v. Luck, als Rendanten, bei Aufnahme der Summen gegenwärtig; ließ dann, sobald die Summen aufgenommen waren, die Eingänge in seiner Gegenwart wieder verschließen, und behielt die drei Schlüssel zu den Gewölben in seiner Verwahrung. Auch die allgemeine Rechnung über den Schatz führte er selbst. Nur erst späterhin, vom Jahre 1738 an, wo er viel am Podagra litt, trug er dem Geheimen Finanzrath v. Boden, der damals die Würde eines Staatsministers begleitete, das Geschäft auf, wenn in dem Schatze etwas zu verrichten war, dabei gegenwärtig zu seyn. Diese außerordentliche Sorgfalt des Königs, seinen Schatz zu vergrößern, und die damit verbundene Sparsamkeit, artete aber nicht bei ihm in Geiz und Habsucht aus. Er sammelte und sparte für den Staat, und indem er mit der einen Hand empfieng, theilte

er mit der andern wieder aus. Er beförderte durch Wohlthaten, Freiheiten und Geschenke jeden nützlichen Fleiß, suchte allenthalben der Industrie und den Manufakturen aufzuhelfen, verwendete große Summen auf die Herbeiziehung von Kolonisten, ließ eine Menge wüster Gegenden urbar machen, eine eben so große Menge unangebauter Stellen bebauen, und verschaffte dem Staate sehr beträchtliche Domänengüter, deren Ankauf viele Millionen betrug. Dabei hinterließ er noch seinem Nachfolger einen Schatz von 8,700,000 Thalern (über 16 Millionen rhein. Gulden), und ein Heer, das aus 70,000 Mann der auserlesensten Truppen bestand. Eben so leitete auch seinen Thronfolger, Friedrich den Einzigen, der Geist der Ordnung, der Thätigkeit und einer weisen Sparsamkeit. Nur dadurch war es ihm möglich, denjenigen Theilen seines Reiches, die durch Krieg, Ueberschwemmungen und andere Unglücksfälle gelitten hatten, durch große, in jedem Jahre bewilligte Summen zu Hilfe zu kommen. Ungeachtet der langwierigen Kriege, die er zu führen gezwungen war, brachte er sein Land auf einen Gipfel von Kultur und Größe, der das Erstaunen anderer Völker erweckte; hinterließ einen Schatz von mehr als 100 Millionen Gulden, und ein Heer von 200,000 Mann, von dessen Kriegszucht und Tapferkeit nur Eine Stimme des Lobes und der Bewunderung durch ganz Europa schallte.

740. Der Unterthanen Wohl ist der Regenten Glück.

Leopold, Herzog von Lothringen, der im Jahr 1690 zur Regierung gelangte, gab durch seine Regierung einen Beweis, was ein Regent, der seine Unterthanen liebt, auch unter eingeschränkten Umständen zu thun vermag. Bei'm Antritt seiner Regierung fand er viele Dörfer, ja das ganze Land öde und verwüstet. Er traf daher Anstalten, die zur Aufnahme der Bevölkerung und des Wohlstandes dienen konnten, und erhielt demselben, während das übrige Europa durch Krieg verwüstet wurde, stets die

Wohlthat des Friedens. Er verschaffte seinen Unterthanen den Ueberfluß wieder, den sie schon lange Zeit her nicht mehr kannten. Der Adel, der ganz herunter gekommen war, wurde durch seine Freigebigkeit in Wohlstand versetzt. Sah er, daß das Haus eines Edelmanns verfallen war, so ließ er es auf seine Kosten wieder aufbauen, und wenn er viele Schulden hatte, bezahlte er dieselben und stattete seine Töchter aus. Er vertheilte seine Geschenke mit der seltenen Kunst zu geben, die noch mehr ist als die Wohlthaten selbst; es herrschte darin die Pracht eines Fürsten und die Feinheit eines Freundes. Einer seiner Minister stellte ihm einst vor, daß der Aufwand, den er zum Besten seiner Unterthanen mache, ihn um sein ganzes Vermögen bringe, und daß seine Unterthanen ihn ruinirten. „Um so besser," — antwortete er — „ich werde dann um so reicher seyn, weil sie glücklich sind." — Ein anderes Mal erzählte man ihm von einem Fürsten, der seinen Unterthanen einige Vortheile verschafft habe. „Das war seine Pflicht," — antwortete der Herzog — „morgen würde ich die Regierung aufgeben, wenn ich nichts Gutes zu thun im Stande wäre."

741. Warum gab mir Gott diese Krone?

Aureng Zeb, der am 4. März 1707 als Kaiser des großen mongolischen Reiches starb, arbeitete, nachdem er angefangen hatte, sich von einer schweren Krankheit zu erholen, wieder in den Regierungsangelegenheiten, und zwar mehr als seine Kräfte verstatteten. Einer seiner Minister stellte ihm vor, daß ihm diese Anstrengung schaden und schlimme Folgen haben könnte. Aureng Zeb blickte ihn unwillig an, und sprach zu den übrigen anwesenden Hofleuten: „Müßt ihr nicht eingestehen, daß es Umstände gibt, in welchen die Monarchen durchaus verpflichtet sind, ihr Vaterland zu vertheidigen, ihr Leben zu wagen, und mit den Waffen in der Hand sterbend niederzusinken? Und dieser niedrige Schmeichler will mich hindern, daß ich meine

wiedererlangten Kräfte dem Wohle des Staates aufopfere? Kann er glauben, es könne mir unbekannt seyn, daß die Gottheit mir nur darum meine Krone verliehen hat, um die Glückseligkeit aller der Millionen zu befördern, welche sie mir unterthänig gemacht hat?«

742. Fürbitte einer Prinzessin.

Die königlich preußischen Truppen hatten im siebenjährigen Kriege die Einwohner des Mecklenburg-Strelitzischen Landes, in welches sie eingerückt waren, sehr hart zu behandeln angefangen. Als die Prinzessin Sophie Charlotte, Tochter des damals regierenden Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, von diesen Leiden und Bedrängnissen der hilflosen Unterthanen ihres Vaters hörte, faßte sie sogleich den schönen Entschluß, sich ihrer anzunehmen, und zur Rettung derselben Alles anzuwenden. In dieser Absicht schrieb sie, von Menschenliebe durchdrungen, an Friedrich II. einen Brief, der ein treuer Abdruck des hohen Verstandes, des guten Herzens, der edlen Gesinnungen, kurz — des erhabenen Charakters dieser vortrefflichen Prinzessin ist. Hier ist dieser merkwürdige Brief:

„Sire!

Ich weiß nicht, ob ich über Ew. Majestät letzteren Sieg fröhlich oder traurig seyn soll, weil eben der glückliche Sieg, der neue Lorbeern um Dero Scheitel geflochten hat, über mein Vaterland Jammer und Elend verbreitet. Ich weiß, Sire, in diesem unserm lasterhaft verfeinerten Zeitalter werde ich verlacht werden, daß mein Herz über das Unglück des Landes trauert, daß ich die Drangsale des Krieges beweine, und von ganzer Seele die Rückkehr des Friedens wünsche. Selbst Sie, Sire, werden vielleicht denken, es schicke sich besser für mich, mich in der Kunst zu gefallen zu üben, oder mich nur um häusliche Angelegenheiten zu bekümmern. Allein, dem sey wie ihm wolle, so fühlt mein Herz zu sehr für diese Unglücklichen, um eine dringende Fürbitte für dieselben zurückzuhalten. Seit wenigen Jahren hatte dieses Land die angenehmste Gestalt gewonnen. Man traf keine verödeten Stellen an; Alles war angebaut. Das Landvolk sah vergnügt aus, und in den Städten herrschte Wohl-

stand und Freude. Aber welch' eine Veränderung gegen eine so angenehme Scene! — Ich bin in pathetischen Beschreibungen nicht erfahren, noch weniger kann ich die Greuel der Verwüstung mit erdichteten Schilderungen schrecklicher darstellen. Allein gewiß selbst Krieger, welche ein edles Herz und Gefühl besitzen, würden durch den Anblick dieser Scenen zu Thränen bewegt werden. Das ganze Land, mein liebes Vaterland, liegt da gleich einer Wüste. Der Ackerbau und die Viehzucht haben aufgehört. Der Bauer und der Hirte sind Soldaten worden, und in den Städten sieht man nur Greise, Weiber und Kinder; vielleicht noch hie und da einen jungen Mann, der aber durch empfangene Wunden ein Krüppel ist, und den ihn umgebenden kleinen Knaben die Geschichte einer jeden Wunde in einem so pathetischen Heldentone erzählt, daß ihr Herz schon der Trommel folgt, ehe sie recht gehen können. Was aber das Elend auf den höchsten Gipfel bringt, sind die immer abwechselnden Vorrückungen und Zurückziehungen beider Armeen, da selbst die, so sich unsere Freunde nennen, bei'm Abzuge Alles mitnehmen und verheeren, und wenn sie wiederkommen, gleich viel wieder herbeigeschafft haben wollen. Von Dero Gerechtigkeit, Sire, hoffen wir Hilfe in der äußersten Noth. An Sie, Sire, mögen auch Frauen, ja selbst Kinder, ihre Klagen bringen. Sie, die sich auch zur niedrigsten Klasse gütigst herablassen, und dadurch, wenn es möglich ist, noch größer werden als selbst durch Ihre Siege, werden die meinigen nicht unerhört lassen, und zur Ehre Dero eigenen Ruhmes, Bedrückungen und Drangsalen abhelfen, welche wider alle Menschenliebe und wider alle gute Kriegszucht streiten.

Ich bin ꝛc. ꝛc."

Friedrich der Große schenkte diesem Schreiben seinen Beifall, und gab seinen im Lande stehenden Truppen Befehle zur Schonung. Dem (im Jahre 1820 verstorbenen, damals jungen) Könige von England, Georg III., aber, der eine Gemahlin von aufgeklärtem Verstande und gutem Herzen suchte, und dem dieser Brief zugesandt wurde, brachte derselbe so hohe Begriffe von dem Herzen und Geiste dieser Prinzessin bei, daß er gleich darauf um ihre Hand warb, sie auch wirklich erhielt, und durch sie einer der glücklichsten Gatten wurde. Sie starb im Jahr 1818 als Mutter einer zahlreichen Familie, allgemein verehrt.

743. Der musterhafte Fürst-Bischof.

Franz Ludwig, Fürst-Bischof zu Bamberg und Würzburg, der am 15. Februar 1795 starb, war unstreitig einer der edelsten Fürsten, die uns die Geschichte kennen lehrt. Sein ganzes Regentenleben war eine aneinanderhängende Kette von trefflichen, großartigen Bemühungen zur Gründung, Befestigung und Erhöhung der Wohlfahrt seiner Mitbürger. Das Gefühl der doppelt schweren Pflicht, für die geistige und leibliche Wohlfahrt so vieler tausend Menschen zu sorgen, erfüllte seine ganze Seele. Tiefer, männlicher Ernst ruhete immer in seinem von Vaterliebe gemilderten Blicke, und gedrungen von dem rastlosen Triebe, Gutes außer sich zu wirken, schien er nie für sich, bloß für seinen Beruf da zu seyn. — Er entzog sich fast allen Ergötzlichkeiten des Lebens, schränkte den Aufwand des Hofes ein, und zog die Einsamkeit dem Geräusche und Prunke desselben vor; sogar setzte er seine Neigung zu den schönen Künsten dem reinen Willen der Pflicht in jedem Falle nach. Er glaubte von der Anwendung jeder Stunde Gott und seinem Gewissen Rechenschaft schuldig zu seyn, unterhielt daher nie Gesellschaften zum bloßen Zeitvertreibe, sondern begnügte sich an der Unterhaltung mit seinen Räthen über die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung und Landeswohlfahrt. Als Bischof und oberster Seelsorger in seinen Landen genügte ihm nicht die Leitung der äußerlichen Einrichtungen beim Gottesdienste; vielmehr suchte er die Religion in die Herzen seiner Untergebenen zu pflanzen, damit seine Heerde durch richtige Erkenntniß und redliche Ausübung des Wortes Gottes wirklich selig werden möchte. Da er nun sah, daß viele seiner Zeitgenossen ihr Christenthum in leeres Wortgepränge und Beobachtung äußerer Gebräuche setzten, ohne sich um den Geist desselben weiter zu bekümmern, und daß die Diener der Religion selbst große Schuld an ihrem Verfalle hatten, so hielt er es für nöthig, die ihr gebührende Achtung durch Beispiele von oben herab wieder zu erwecken. — Dieser

angesehene deutsche Reichsfürst hielt es daher seiner Würde und Pflicht gemäß, die Kirchen seiner Sprengel in eigener Person zu visitiren, die bischöflichen und priesterlichen Handlungen selbst zu verrichten, und auch die Kanzeln kleiner Landstädte zu besteigen, um das Wort Gottes zu verkündigen. So durchreiste er ohne allen Prunk mit wahrhaft apostolischer Einfachheit in den ersten Jahren seiner Regierung beide Hochstifte, und dann erst (1785) predigte er einmal in seiner Domkirche damit, wie er am h. Pfingstfeste zu Bamberg in der Predigt sagte — »er nicht scheine, auf dem Lande nur ein Bischof, in der Stadt aber ein Fürst zu seyn.« Eben auf diesen Visitationsreisen hatte er Gelegenheit, den moralischen und politischen Zustand seines Landes kennen zu lernen, und die besten Mittel zur Entfernung der Hindernisse des Guten zu finden. Er entwarf sich hierauf einen wohl überdachten und zusammenhängenden Regierungsplan, machte dessen Ausführung zum Hauptgeschäfte seines noch übrigen Lebens, sann Tag und Nacht auf die einfachsten und wirksamsten Mittel dazu, und widmete diesem erhabenen Berufe alle Kräfte seines Geistes und Leibes, bis der Tod seine irdische Thätigkeit unterbrach. Noch am Tage seiner Auflösung kamen von seiner Hand unterzeichnete Rescripte an die Landesstellen. Von dem, was zur Besserung des Schulwesens, der Armen- und Krankenpflege, mit den größten Aufopferungen von seiner Seite, gethan worden, zeugen herrliche Denkmale: das durch ihn ganz neu erbaute und errichtete Hospital in Bamberg, welches ein Muster seiner Art und eines der besten in Europa ist, das große Julius-Hospital in Würzburg, so wie das Arbeits-, Zucht- und Waisenhaus, das Kurhaus in Bocklet, und noch andere treffliche Anstalten.

744. Danke deine Rettung deiner Frau und deinen Kindern.

Einer der edelsten Regenten unseres Jahrhunderts war unstreitig Alexander I., Kaiser von Rußland. Schon

bei'm Antritt seiner Regierung bethätigte er auf die mannigfaltigste Weise seine wohlwollende Gesinnung. Das Manifest, das er zu Moskau am 15. September 1801 bei Gelegenheit seiner Krönung erließ, befreite für dieses Jahr alle Stände im ganzen Reich von der Rekrutenaushebung; von dem üblichen Kopfgelde wurde jedem Unterthanen der vierte Theil erlassen, so wie noch mehrere andere Abgaben. Viele wegen politischer Vergehungen oder Kronschulden Verhaftete wurden entlassen und Letzteren ihre Schuld geschenkt, Entwichenen wurde Straflosigkeit zugesichert. Die Abgaben der Viertelzinse bei Testamenten wurden für immer abgeschafft, die Offiziere erhielten den vierten Theil ihrer Jahreseinnahme als Geschenk u. s. w. Als ein Großer des Reichs um ein Erbgut bat, erhielt er zur Antwort: „Ich habe ein Gelübde gethan, keinen Bauern als Eigenthum zu verschenken; darum gebe ich Ihnen das Gut nur in Erbpacht für Sie und Ihre Nachkommen. Das läuft ungefähr auf eines hinaus, nur mit dem Unterschied, daß der Bauer nicht verkauft oder veräußert werden darf wie das Vieh.“ Graf Rumanzoff bat, daß er seinen Bauern dadurch die Freiheit zusichern dürfe, daß er ihnen seine Ländereien käuflich abträte. Der Kaiser ertheilte ihm mit Freuden die Erlaubniß und gab ihm noch als Zeichen seiner Zufriedenheit ein ansehnliches Geschenk. Von Anfang an pflegte der Kaiser in der einfachsten Kleidung spazieren zu reiten. Einst traf er einen Todtengräber, der sein Grab bei Weitem nicht tief genug machte; er stellte ihn darüber zur Rede, erhielt aber von dem Mann, der ihn nicht kannte, die trotzige Antwort: „So macht man's einmal.“ Da rief der Kaiser den Polizeioffizier des Stadttheils herbei, und fragte: „Warum hier die Gräber nicht tiefer gegraben werden?“ — „Was geht Sie das an?“ war die Antwort. — „Was es mich angeht? Es ist einmal gegen ein heilsames Gesetz, darum verlange ich, daß es anders werde.“ — „Guter Mann,“ — erwiederte der Polizeioffizier — „gehen Sie ruhig nach Hause,

und bekümmern Sie sich nicht um Dinge, die Sie nichts angehen u. s. w.« Während er also redete, entdeckte sich der Kaiser. Nun fiel der Offizier vor ihm zu Boden und bat um Gnade! — »Du verdienst allerdings Strafe wegen deines Betragens, denn solche Antworten solltest du keinem Menschen geben; die Strafe soll dir auch werden.« — Wiederholt bat der Offizier um Verzeihung. — »Hast du Frau und Kinder?« — »Ja, eine Frau und 5 Kinder.« — »So gehe nach Hause und danke deinem Weib und deinen Kindern deine Rettung.«

744. Gleich treu im Kleinen wie im Großen.

Franz I., östreichischer Kaiser, ward zu Florenz am 12. Februar 1768 geboren. Obwohl deutschen Stammes und in Deutschland erzogen, behielt er doch immer eine Vorliebe für sein italienisches Geburtsland; allein diese Vorliebe hinderte ihn nicht, alle seine Völker mit gleicher Liebe zu umfassen, und sich so sehr die Wiener Sprache und Manieren anzueignen, daß er stets für einen ächten Oestreicher galt. Von seiner Jugendgeschichte ist wenig bekannt, außer daß er ein Liebling Joseph's II. und scheinbar durch keine außerordentlichen Anlagen auffallend ausgezeichnet war, wie die meisten wohlthätigen, leidenschaftlosen Menschen. Ein Sohn Leopold's II., trug er alle Eigenthümlichkeiten der Habsburg-Lothringischen Familie an sich. Sein Wuchs war hoch und in jüngeren Jahren schlank, seine ganze Gestalt und Physiognomie regelmäßig und schön, seine Muskeln zwar nicht stark, aber ausdauernd. Die eigenthümlich aufgeworfene Oberlippe ließ den Oestreicher nicht verkennen. Seine hohe Stirne mit einem später kahlen Vorderhaupte, beleuchtet von hellen, fest und ruhig blickenden Augen, gab seiner Physiognomie mehr Sanftmuth, als Joseph sie hatte. Mitten auf der Wange, vom Backenknochen sich herabziehend, bemerkte man den ihm eigenthümlichen Zug des Wohlwollens und der heitern Unbefangenheit. Der Mund war etwas groß, und

die hier getrennte, unterste Partie des Gesichtes war das Einzige, was in seiner Physiognomie hart zu nennen war. Hier saß der alle Leiden und Leidenschaften überlebende spanische Ernst, seine Einfachheit, seine Festigkeit und Strenge. Die Haare trug er schlicht und einfach. Der ganze Kopf hatte den Ausdruck eines frommen, strengen, einfachen, bürgerlichen Sinnes. Ebenso war auch seine Kleidung. Vor Allem liebte er einen braunen, bequemen Rock, dessen Schnitt einfach, nicht modisch, aber auch nicht alterthümlich, seine Entfernung von aller Prachtliebe anzeigte. Den Kleiderwechsel liebte er nicht, weßhalb man nicht selten seinem Oberrock ansah, daß er nicht mehr ganz neu war. Der Hut vollends trug noch mehr Spuren eines langen, beschwerlichen Dienstes; denn der Kaiser dankte auf jeden Gruß. Seine Haltung war einfach, ohne Ziererei, aber voll Würde, sein Schritt langsam und fest. Auf Spaziergängen mitten unter seinem Volk trug er die Hände meistens auf dem Rücken. Der Ausdruck seines Gesichtes veränderte sich selten. In jeder Art des Genusses war er sehr mäßig und streng gegen sich selbst. Früher trank er zu Tisch sehr mäßig Wein, doch seit langer Zeit mied er ihn mit Rücksicht auf seine Gesundheit gänzlich und trank nur Wasser. Sein Mahl war äußerst frugal und seine ganze Lebensweise einfacher und geordneter als die der meisten Wiener Bürger. Alles hatte seine Zeit, und die kleinste Verrichtung fand der Ordnung nach ein Plätzchen angewiesen, wie das wichtigste Staatsgeschäft. Störungen waren ihm höchst zuwider, doch hat er sich solche in seinem bewegten Leben häufig gefallen lassen müssen. In seiner Haushaltung und Regierung wich er nicht gerne von dem einmal eingeschlagenen Wege, gleichviel, ob er bequem oder beschwerlich, wenn er nur sicher war. Kurze, energische Kraftbewegungen, wie sie viel und Wunderbares in Augenblicken vollbringend, großen Männern eigenthümlich sind, fanden bei ihm nicht statt, doch besaß er hinreichenden Ersatz dafür in einer großen Thätigkeit und

Ausdauer. Seine Arbeitsamkeit war wirklich außerordentlich und trug schöne Früchte. Er arbeitete in der Regel von 7 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags, wo er speiste. Von 4 bis 7 Uhr saß er wieder an seinem Schreibtische, und dann brachte er zur Erholung eine oder zwei Stunden im deutschen Schauspiele zu. Um 10 Uhr war er meist schon zu Bette. An Audienztagen aber ließ er von Morgens 6 Uhr bis Nachmittags 2 Uhr — also während voller acht Stunden, Alle, die sich bei ihm melden ließen, vor sich, nahm ihre Gesuche und Bittschriften an, und erlaubte Jedem die freieste Sprache; mit Jedem sprach er in dem gebührenden, mit Allen im verständlichsten Tone; man durfte ihm ungeahndet Alles sagen, nur durfte es nicht Verläumdung oder Lüge seyn, die erstere wußte er stets aufzudecken und zu ahnden; die zweite verzieh er nie. Schmeicheleien verachtete er, und ließ dieß stets so deutlich merken, daß kein Mißverständniß und keine Wiederholung möglich war. Er, der unfähig war, ein Wort zu sagen, das nicht seine wahren Gedanken kundgab, hatte Mühe, zu begreifen, daß man anders handeln könne. »Sich irren,« — sagte er oft — »ist menschlich, betrügen zu wollen, sündhaft.« Bei seiner Arbeitsamkeit kam ihm ein außerordentliches Gedächtniß sehr zu Statten. Es ist erstaunlich, wie viele seiner Unterthanen er persönlich kannte, und wie genau er ihre Laufbahn und früheren Verhältnisse wußte. Nicht allein in der Rechtskunde war er einer der kenntnißreichsten Männer seines Reiches, sondern er war auch so bekannt mit den einzelnen Partieen seiner Regierung, daß er unmittelbar ohne Verlegenheit das Präsidium jeder einzelnen seiner Hof- und Landesstellen, ja die Leitung jedes Kreisamtes seiner Monarchie hätte übernehmen und glücklich fortsetzen können. Er überlegte sehr lange und sehr sorgfältig, ehe er sich zu einer neuen Maßregel entschloß, und ließ sich gerne vom entschiedensten Gegner derselben vorher einen Bericht darüber machen; aber wenn sie einmal gefaßt war, so unterwarf er selbst sich ihr am

gehorsamsten. Das Regierungsgeschäft wurde dadurch zwar etwas in die Länge gezogen, aber es gewann an Sicherheit. Eben das konnte man von seiner Gewohnheit sagen, auch minder bedeutende Entscheidungen nicht von einzelnen Räthen, sondern stets in der vollen Rathssitzung geben zu lassen. Zu seiner Erholung betrieb er Naturwissenschaft und praktische Landwirthschaft, aber er erlaubte sich dieselbe nur in den wenigen Vakanztagen, die er sich im Sommer herausnahm, um seine Familienherrschaften zu besuchen. Seine Ordnungsliebe, sein häuslicher Sinn, der sich um die kleinsten Bedürfnisse seiner Familie, ja seiner Dienerschaft bekümmerte, und nirgends duldete, daß etwas fehle, aber auch nicht, daß Ueberflüssiges und Ungebräuchliches dazu komme, stehen in vollkommenem Einklang mit seinen übrigen Neigungen. Sein Hofstaat war prunklos, ein Muster an Einfachheit, aber für ein fremdes Auge fast etwas altväterisch in Kostüm und Sitte; Verschwendung irgend einer Art war ihm unmöglich; in allen Theilen der Verwaltung war ein äußerst strenges Ersparungssystem eingeführt. Bis in der neuesten Zeit wurden noch immer bedeutende Verminderungen vorgenommen. Nie hat ein Regent zwischen Kron- und Staatsvermögen und seinem Privatvermögen eine strengere Gränzlinie gezogen als Franz, ohne daß ihn landständische Erörterungen zu dieser Strenge genöthigt hätten. Er benützte seinen Privatschatz, um persönlich und mit eigenen Mitteln da abzuhelfen, wo die Staatseinrichtung nicht erlaubte, auf gesetzlichem Wege einzuschreiten. Daher hat er auch ein sehr unbedeutendes Privatvermögen hinterlassen, das obendrein seine Neigung zur Wohlthätigkeit meist in uneinbringliche Schuldposten verwandelt hat. Allbekannt und allberühmt ist seine Leutseligkeit, die besonders bei den schon oben berührten Audienzen sich bewährte. Streng im Urtheil über sich, und bereit, seinen begangenen Fehler einzugestehen, eben so streng in seinen Sitten, war er stets der Erste, die Schwächen Anderer zu entschuldigen. Sein

Charakter, in dem unzerstörbarer Gleichmuth ein Hauptzug war, ließ den Anwandlungen des Gefühls, welche man durch Launen oder Humor zu bezeichnen pflegt, keinen Spielraum. Alle diejenigen, welche in täglicher Berührung mit ihm standen, können kein Beispiel einer sichtbaren Laune aufweisen, und da, wo ihn manche Dinge besonders ergriffen, konnte man sicher seyn, daß er stets die Regel befolgte, die er oft aussprach: „Darüber müsse man schlafen.“ Besonders charakteristisch war sein strenges Festhalten an der juridischen Form. Er selbst war den Gesetzen in allen Dingen am gehorsamsten, und gefiel sich darin, sich überall denselben zu unterwerfen. Seine eigenen Aussprüche und Verordnungen tastete er in keinem Falle an, und wenn er sie aufhob, so geschah dieß mit aller Formalität, auf demselben Wege, auf welchem das Gesetz erlassen worden. Weder das Mitleid noch das Wohlwollen, weder Verstimmung noch Abneigung konnte ihn bewegen, von den Gesetzen abzuweichen. Machtsprüche waren bei ihm sehr selten, desto häufiger aber wahre Aufopferung von seiner Seite für das Gesetz. Unerschütterlich fest war sein Glaube, man müsse die Religion, das herkömmliche Gesetz und die bestehende Ordnung der Gesellschaft aufrecht zu halten suchen, man müsse Gut und Blut daran wenden, die Nation von dem Schwindel des Revolutionsgeistes zu befreien und Jedem sein angestammtes Recht zu lassen. Diese Grundsätze hatte er mit eiserner Beharrlichkeit festgehalten und ist nie, weder im Glück noch im Unglück, von ihnen gewichen. — Seine Regententugenden, welche Oestreich unter den schwierigsten Umständen so ungemein segensreich geworden sind, waren vornehmlich die: eine unerschütterlich treue Anhänglichkeit an den Glauben seiner Väter, eine unwandelbare, sich stets gleichbleibende Liebe zur Gerechtigkeit, die in dem Rechte und seiner Handhabung den wichtigsten Grundstein aller irdischen Herrschaft erkannte, eine in allen Verhältnissen des Lebens dieser Ueberzeugung entsprechende Handlungsweise, eine unaus-

gesetzte Sorge für das Wohl der ihm anvertrauten Völker, die er eigentlich als seine große Familie ansah, und endlich eine nicht aus Streben nach Volksgunst, sondern aus dem tiefen Bewußtseyn seiner Pflichten gegen Gott hervorgehende Leutseligkeit und Herablassung, die unwiderstehlich das Herz eines Jeden gewann, der sich ihm näherte. — Wie weit die Zutraulichkeit gieng, die er damit ungesucht gewann, geht daraus hervor, daß nicht selten ohne irgend eine Nebenabsicht Wiener Bürgerfamilien bei ihm, wie bei einem alten Hausfreunde, anfragten: ob sie die Heirath ihrer Tochter mit diesem oder jenem jungen Handwerker zugeben sollten? u. s. w. Bezeichnend für seine Leutseligkeit ist auch die oben S. 654 erwähnte Anekdote, daß, als dem Kaiser einst zur Cholerazeit vier Todtengräber mit einem Sarge begegneten, dem Niemand folgte, er sogleich sich hinter sie stellte, „damit doch Jemand mitgehe und für den Verstorbenen ein Vaterunser bete.“ — Das Familienleben des Kaisers zeigt uns einen liebenswürdigen Hausvater, Gatten und Bruder. Sein Hang zum häuslichen Leben veranlaßte ihn zu vier Heirathsbündnissen. Sein Herz war an Liebe unerschöpflich; Verluste konnten es kränken, aber nicht entleeren und verbittern. Die kaiserliche Familie war den Einwohnern der Residenz immer ein Muster von Häuslichkeit, Eintracht und Sittenreinheit. Alle Mitglieder derselben waren dem Herzen des gekrönten Hausvaters gleich theuer, und erwiederten seine Liebe mit all' der Zärtlichkeit, deren das menschliche Gemüth fähig ist. Ihre Anhänglichkeit blieb sich in allen Verhältnissen gleich, und selbst das Unglück, das so gerne Zwietracht im Hause stiftet, konnte sie seinem Herzen nicht entfremden. Mit besonderer Innigkeit hieng er an seinem Enkel, dem Herzog von Reichstadt (Sohne Napoleon's von Marie Louise), der seine Jugendzeit in seiner nächsten Umgebung zubrachte. In den Zimmern des Kaisers hatte das Kind sein eigenes Plätzchen und dort an Spielzeug, was seinem Alter ziemte; es war des Großvaters Freude und Erho-

lung, dessen Gewandtheit, Beweglichkeit, sowie die Ausbrüche seiner Heiterkeit zu sehen. Das Kind sprach zu ihm mit voller Hingebung, weil es sicher war, wohlwollende Antworten zu erhalten, die seiner Fassungskraft angemessen waren. Wenn der Kaiser in der schönen Jahreszeit auf dem Lande sich aufhielt, war das Kind immer mit ihm. Sie wurden täglich mehr gewöhnt an einander. Sie aßen zusammen, und wenn wegen Gesundheit oder Geschäften der Kaiser allein zu speisen verlangte, so wußte die Dienerschaft schon, daß dieser Befehl sich nicht auf den Herzog von Reichstadt, den unzertrennlichen und nothwendigen Gefährten des Kaisers, bezog. Nicht minder rührend war das Verhältniß zwischen dem Kaiser und seiner letzten Gemahlin, Karoline Auguste, deren Pflege offenbar mit beitrug, sein Leben so lange zu fristen. In seiner letzten Krankheit verrichtete sie alle Liebesdienste einer schlichten Hausfrau, wachte an seinem Lager, und verkürzte ihm die peinlichen Stunden.

XVI.

Gewissenhafte Beamte.

Ein kluger Knecht gefällt dem Könige wohl. Sprüchw. 14, 28.

---

746. Ich habe den Oberbefehl nicht für mich, sondern für's Vaterland.

Der rechtschaffene und tapfere König der Spartaner, Agesilaus, war auch ein Muster des Gehorsams gegen die Gesetze seines Vaterlandes. In Sparta gab es außer dem Rathe der Alten, der aus 30 Personen bestand, noch fünf obrigkeitliche Personen, welche Ephoren hießen. Diese hatten die Pflicht auf sich, darüber zu wachen, daß der Rath der Alten und die Könige ihre Gewalt nicht mis-

brauchten, und sie konnten diesen auch Befehle geben. Agesilaus befand sich gerade in Asien, als ein Krieg in Griechenland ausbrach, und die Ephoren zu Sparta dadurch veranlaßt wurden, ihm Befehl zu ertheilen, daß er sogleich nach Hause kommen solle. Er antwortete sogleich darauf: »Wir haben einen großen Theil von Asien erobert, die Barbaren in die Flucht geschlagen, und starke Zurüstungen in Jonien zum Kriege gemacht; da Ihr mir aber befehlt, zurückzukommen, so folge ich gleich diesem Briefe nach, der Euch von meinem Abmarsche benachrichtigt, und ich würde noch vor ihm eintreffen, wenn es möglich wäre. Ich habe den Oberbefehl nicht für mich, sondern für mein Vaterland und dessen Bundesgenossen übernommen, und ich weiß, daß ein Feldherr diesen Namen nicht verdient und mit Wahrheit führt, wenn er sich den Gesetzen nicht unterwirft.«

747. Wir dienen dem Staate und nicht der Willkühr.

Einst gab König Ludwig XI. von Frankreich äußerst ungerechte Befehle und schickte sie in das Parlament, damit dieses sie bekräftige und bekannt mache. Allein das Parlament nahm Anstand, dieser Weisung zu folgen und sprach sich dahin aus, daß es sich niemals heranlassen werde, Gesetze zur Einführung zu bringen, welche der Verfassung und dem Wohl des Staats zuwider wären. Kaum hatte Ludwig dieses erfahren, so verlangte er unter den härtesten Drohungen von dem Parlament die schleunigste und unbedingteste Unterwerfung unter seinen königlichen Willen. Da zieng La Vaquirie, Präsident des Parlaments, in Begleitung vieler andern Parlamentsräthe, alle in feierlicher Staatskleidung, zu dem König und erklärte ihm: »Wir dienen dem Staate und nicht der willkürlichen Gewalt. Vollstrecker der Gesetze sind wir, aber nicht Vollstrecker der Nachtsprüche gegen die Gesetze. Sire! hier haben Sie die Wahl; entweder heben Sie die gegebenen Befehle wieder auf, oder wir legen alle hiemit unsere Aemter in Ihre

Hände nieder. Männer, wie wir, wollen keine Werkzeuge öffentlicher Ungerechtigkeit werden, und ziehen sich lieber in die Einsamkeit zurück, um da dem Vaterland ihre Thränen zu heiligen, wenn sie ihm auf andere Weise nicht mehr dienen können.« Eine solche Entschlossenheit hatte Ludwig von seinen Räthen nicht erwartet. Die Würde, mit der so viele Edle vor ihm standen, der Ernst, mit dem der Präsident sprach, kam dazu, er konnte nicht umhin, die gegebenen Befehle auf der Stelle zurückzunehmen, und gieng, hingerissen von den Eindrücken, welche ihre Standhaftigkeit auf ihn gemacht hatte, noch weiter. Er lobte sie, er bat sie, in Verwaltung der Gerechtigkeit mit derselben Treue fortzufahren, die sie so eben bewiesen, und schwur ihnen, nie wieder einen Befehl in's Parlament zu schicken, den sie nicht mit gutem Gewissen bestätigen und ausführen könnten. —

748. Hüten Sie sich vor schwerer Strafe Gottes.

Der französische Staatsminister Ph. von Mornay (s. oben Seite 307) schrieb an König Heinrich IV., nachdem derselbe zur katholischen Kirche übergetreten war: »Die Veränderung, die in der Person Ihro Majestät vorgegangen, wenn sie gleich meinen religiösen Ueberzeugungen widerspricht, wird keine Veränderung in meiner Treue und Gehorsam gegen Dieselben verursachen; denn außer dem Eifer, den ich seit sechszehn Jahren in Dero Diensten bewiesen, bin ich auch von Gott gelehrt, daß der Unterschied der Religion uns von der Treue gegen unsere Könige gar nicht losspricht. Wollte Gott, daß alle Unterthanen im Reiche in Absicht dieser Sache ebenso gesinnt wären!« Er bewies auch seine unveränderte Treue wirklich durch mehrere ausgezeichnete Proben; hauptsächlich aber legte er sie dadurch noch ferner zu Tage, daß er den König bei guter Gelegenheit, auf eben die Art, wie er sonst gethan hatte, auf sein wahres Heil aufmerksam zu machen suchte. Die that er insonderheit nochmals, als der König jener große

Gefahr seines Lebens glücklich entgangen war, indem ihn Johann Castellus durch einen Stich zu ermorden versucht hatte, der aber, weil sich der König eben beugte, um Jemanden, der in's Zimmer trat, das Kompliment zu machen, nur in die Zähne und obere Lippe gieng. Der König ließ Gott in allen Kirchen seines Reiches öffentlich dafür danken, und schrieb deßfalls auch an Mornay, daß er ein Gleiches in den Kirchen der Reformirten thun lassen sollte. Mornay that es und äußerte bald darauf seine redlichen Gesinnungen gegen ihn, in einem Antwortschreiben, besonders da er gehört, daß jenes abscheuliche Attentat in dem Zimmer der bekannten Gabriele geschehen, unter Anderem auf folgende Weise: „Meine Treue darf noch ein Wort sagen, Sire, Gott will gehört seyn, wenn Er redet; Er will, daß wir es auch fühlen, wenn Er schläget, vornämlich die Großen, welche Niemand anders züchtigen kann als Er. Ich halte mich also versichert, daß sich Ihre Majestät diesen Zufall zu Nutze machen werden; nicht so wohl um sich vor dergleichen Anfällen in Acht zu nehmen, denn Er wird Ihr Schutz seyn, als vielmehr seine Hand zu beachten, welche uns wegen unserer Sünden züchtiget, um uns nur zu bewahren, daß wir nicht durch den Mißbrauch der göttlichen Geduld uns schwerere Strafen zuziehen, vielmehr dieselben durch eine wahre Bekehrung abwenden, dahero Sie Sorge tragen werden, daß Sie künftig alles das vermeiden, was Seinen Zorn wider Sie erwecken könnte.“

749. Nur dieß Kleid, das ich in Ihre Dienste brachte, nehme ich mit.

St Wilhelm der Gute, Graf von Holland, hatte einen Oberkassier, Namens Duvenhoorde. Die Gunst, in welcher dieser Mann stand, erweckte den Neid, und ward seinen Feinden eine Aufforderung, seine Treue bei seinem Herrn verdächtig zu machen, als hätte er sich mit dem Gelde desselben bereichert. Dieser forderte auch wirklich Rechenschaft von ihm, und drohte, ihn exemplarisch zu

strafen. Am angesetzten Tage erschien der Beamte in einem einfachen Kleide und mit seinen Schlüsseln in der Hand. »Ich komme,« — sprach er — »gnädiger Herr! um Ihnen die verlangte Rechnung abzulegen. Lassen Sie uns indessen das Langweilige und Mühsame des Rechnens ersparen! Sie sollen vollkommen befriedigt werden. Ich habe hier ein Schloß bauen lassen, es gehört Ihnen, hier ist der Schlüssel! Jenes Landgut habe ich für Sie gekauft, der Kaufkontrakt liegt in Ihrem Archive. In Ihrem Schatze befinden sich 20,000 Rthlr. an baarem Gelde. Uebrigens hatte ich, als ich in Ihre Dienste trat, dieß Kleid, welches ich jetzt trage, und das ich mitnehme, da ich dieselben wieder verlasse.« Der Graf ward über dieß offene Benehmen seines treuen Dieners so beschämt, daß er bereute, ihm eine Strafe angedroht zu haben, er schenkte ihm sein ganzes Vertrauen wieder, und übergab die Angeber, die ihm gegen den guten Duvenhoorde Verdacht beigebracht hatten, den Händen der Gerechtigkeit.

750. Nichts wird mich dem Vaterlande untreu machen.

Verlassen vom Hofe, ohne Bedienung, da man seine Dienste zu Friedenszeiten eben nicht sehr nöthig zu haben glaubte, und durch mancherlei Unglücksfälle, war der berühmte englische Seeheld, Admiral Rodney, in eine so große Schuldenlast gerathen, daß er deßhalb sich nach Paris flüchtete. Aber auch in diesen bedrängten Umständen blieb Rodney noch der treue Freund seines Vaterlandes, als welchen er sich bei so vielen Gelegenheiten gezeigt hatte. Der französische Marschall von Byron, der den Britten mit sich aufs Land geführt hatte, suchte ihn für den Pariser Hof zu gewinnen, und nachdem er einige Wochen lang alle Künste der Politik vergebens versucht hatte, um Rodney's Gesinnungen über einen so delikaten Punkt zu erforschen, sagte er ihm endlich, auf Veranlassung des damaligen See-Ministers Sartine, gerade heraus: »der König, sein Herr, würde einen so verdienstvollen Offizier mit größtem Vergnü-

gen in seine Dienste nehmen, er wünschte ihm ein Commando in Westindien zu übertragen, und werde ihn sogleich in den Stand setzen, unabhängig und seinem Stande gemäß zu leben.“ — Rodney, der diesen Antrag kaltblütig anhörte, antwortete hierauf: „Meine zerrütteten Vermögens-Umstände haben mich genöthigt, mein Vaterland zu verlassen; aber bei dem allem soll nichts in der Welt meine Pflichten gegen dasselbe mich vergessen, und mich von seinem Dienste abwendig machen können.“ Byron mußte den treuen Engländer bewundern, und bot ihm, zur Bezeugung der Ehrerbietung gegen seinen heldenmüthigen Patriotismus, seine Unterstützung zur Heimreise in sein Vaterland mit 1000 Louisd'or an. Rodney ließ sich dieselben von dem edelmüthig-gefälligen Marschall leihen, reiste damit nach England zurück, befriedigte damit einige seiner Schuldner, und bot seinem Vaterlande auf's Neue seine Dienste an, um welches er sich in dem bald darauf ausgebrochenen englisch-amerikanischen Kriege ein unsterbliches Verdienst erwarb.

751. Laßt uns zuvor ein Vater unser beten.

In der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebte zu Sörup, in der Landschaft Angeln, im Herzogthum Schleswig, ein biederer, einfacher Landmann aus dem Bauernstande, Namens Schölting, welcher Beisitzer des dortigen Bendengerichts — einer Art Jury — Sandmann, wie es dort heißt, war. Als sich einst ein hartnäckiger Zwist unter zweien seiner Nachbarn entsponnen hatte, welcher einen langwierigen, kostspieligen Prozeß zur Folge haben konnte, suchte er nach Vermögen die Sache in der Güte beizulegen und die streitigen Partheien zu vergleichen. Da aber alle deßhalb angewandten Bemühungen vergeblich waren, lud er sie noch einmal mit mehreren Freunden und Nachbarn zu sich ein. Als nun alle Betheiligten in seinem Hause versammelt waren, redete er sie folgendermaßen an: „Liebe Freunde und Nachbarn! Unsere Vorfahren pflegten,

wenn sie zu solch' einem wichtigen Werk, als wir vorhaben, schreiten wollten, zuvor ein andächtiges „Unser Vater" mit einander zu beten. Laßt uns ihrem Beispiel folgen." Nun entblößte er sein Haupt, und mit gefalteten Händen sprach er laut, mit Inbrunst und Andacht das Gebet des Herrn vor ihnen aus, worin alle Anwesenden mit ihm einstimmten. Nach dem Amen wandte er sich an die streitenden Partheien und fragte: „Nun, Brüder! wollt ihr noch Prozeß gegen einander führen? Und ergriffen vom Geist des Gebets und der Macht des Wortes sprachen beide wie aus Einem Munde: Nein! gaben sich brüderlich die Hände, und ein auf billige Grundsätze gebauter Vergleich kam zu Stande.

752. Gott segne dieß Land und den König.

Nachdem der dänische Staatsminister Graf Johann Hartwig Ernst v. Bernstorf, einer der größten Staatsmänner des 18. Jahrhunderts, seinem Vaterlande 38 Jahre mit Aufopferung seiner Kräfte, seiner Ruhe und seines großen Vermögens als erster Staatsminister die wichtigsten Dienste geleistet hatte, wurde er im Jahr 1770 seiner hohen Stelle entsetzt, da es der Bosheit eines Nebenbuhlers gelungen war, ihn in den Augen seines Herrn verdächtig zu machen. Das Schreiben des Königs, welches ihm seine Entlassung ankündigte, erhielt Bernstorf gerade in dem Augenblick, als er sich zur Arbeit in Staatsgeschäften niedergesetzt hatte. Er las es mit ernsthafter Stille, und stand mit einem Blicke des Schmerzens auf. „Ich bin meines Amtes entsetzt" — sprach er mit einem gesetzten bescheidenen Tone, und fügte mit gegen Himmel gehobenen Händen hinzu: „Allmächtiger, segne dieß Land und den König!" — Er brachte nur noch einige Tage nach seiner Entlassung in Dänemark zu, und nützte sie, um seine Freunde zu trösten. Ihm entfiel keine Klage, kein empfindliches Wort. Er beschuldigte Niemand, er vertheidigte sich nicht; er gieng aus der Versammlung seiner Ankläger, statt aller Verantwortung, Gott dankend für alle Dienste, die er dem Staate geleistet hatte.

753. Wie ein Geistlicher auch leibliche Hilfe bereitet.

Der treffliche evangelische Missionar Schwarz hielt es, obwohl zunächst zur geistlichen Wirksamkeit berufen, doch in Zeiten der Noth für Pflicht, seinen Einfluß auch für das zeitliche Wohl seiner Mitbürger anzuwenden, so schrieb er von Tanjore in Ostindien den 18. Aug. 1783: »Im Februar, da eben das Getreide geschnitten wurde, befürchteten wir einen neuen Ueberfall der Feinde. In der Vestung hatten wir nur noch wenig Proviant. Des Königs Leute sagten, daß sie keine Ochsen verschaffen könnten, und folglich nicht wüßten, wie sie das Getreide hereinbringen sollten. Die wahre Ursache war, weil des Königs und der Compagnie Bediente keine Treue und keinen Glauben hielten, und also die Einwohner mit Grund besorgten, daß, wenn sie ihre Ochsen hergäben, sie solche verlieren, oder doch Alles umsonst herschaffen und geben müßten. Endlich kamen die Compagnie und der König auf den Vorschlag, daß ich an die Einwohner schreiben, sie der Bezahlung und des Schutzes versichern, und sodann ermahnen möchte, ihre Ochsen zu senden, damit Proviant in's Fort kommen, und nicht Alles verloren gehen möchte. Ich hatte meine Bedenklichkeiten, mich in die Sache zu mischen, indessen trieb mich die große Noth dazu an, diese Arbeit und Unruhe zu übernehmen. Gott half gnädiglich. Die Einwohner trauten meinem Worte, schickten ihre Ochsen und die Lebensmittel herein. Es kamen über 1000 Ochsen und endlich mehr, als wir brauchten. Ich gab mir alle Mühe, daß ihnen Gerechtigkeit widerfahren möchte. Einen Jeden bezahlte ich redlich, und sandte sie nebst der Bezahlung für ihre $1^1/_2$ monatliche Arbeit mit einem Geschenk fröhlich zurück. Einen Katecheten sandte ich mit den Einwohnern in's Land, daß er die Aufsicht auf die Sache haben möchte. Bei dieser Gelegenheit hat er den Vornehmen und Geringen den Namen Christi reichlich verkündigt, worauf Gott seinen Segen legen wolle. Wegen der Armen schaffte der gnädige Gott auch Rath, so daß ich über 17

Monate täglich viele speisen konnte. Manchmal kamen über 800 Arme zusammen. Manche von den Europäern sandten mir etwas Geld, und baten, den Armen damit zu helfen. Ich durfte ihnen aber nicht Geld geben, sondern ich mußte Speise kochen und austheilen lassen. Denn viele von den Armen hatten keinen Topf, sich Etwas zu kochen. Solchen Jammer habe ich nie gesehen. Gott bewahre uns, daß wir ihn nie wieder sehen mögen!"

754. Der ehrliche Mann hat vollkommen Recht.

Besonders in der Zeit der Noth erweisen tüchtige Männer ihren Werth. — Ein solcher in jeder Hinsicht tüchtiger, wackerer Mann war Benjamin Lieberkühn, Arzt und Bürgermeister zu Halberstadt, der bis zu seinem Tode 17. April 1789 überall, an Krankenbetten wie an der Spitze seiner Bürgerschaft, unermüdet Gutes vollbrachte. Für das Beste seiner Halberstädter zu sorgen, den Armen zu helfen, Unschuldige zu vertheidigen, Zwistige zu versöhnen, Zornige zu beschwichtigen, lieber selbst Schaden zu übernehmen als irgend Jemand zu bedrücken, die Kinder zu erfreuen — war ihm Herzensangelegenheit. Zu keiner Zeit aber hatte er mehr Gelegenheit, sich um seine Mitbürger verdient zu machen, als im siebenjährigen Kriege. Seine männliche Gestalt, seine starke Stimme, seine Fertigkeit in der französischen Sprache, seine Geschicklichkeit, mit Menschen aller Art umzugehen — dieses Alles kam ihm dabei sehr zu Statten. Als 1757 das französische Heer unter Richelieu (Rischeliö) Halberstadt besetzte, war Lieberkühn auf dem Rathhause von Franzosen umdrängt, denen er Anweisungen auf Quartiere und dergleichen ertheilen sollte. Jeder dieser ungeduldigen Soldaten wollte der Erste seyn, der abgefertigt wurde, und forderte den Vorzug vor den Uebrigen. Der Lärm und das Ungestüm war so groß, daß nicht mehr durchzukommen war. „Meine Herren!" — fuhr Lieberkühn plötzlich mit seiner Donnerstimme auf, richtete seine riesenhafte Gestalt empor, warf Dintenfaß

und Sandbüchse zu Boden, ergriff Hut und Stock, und machte sich fertig, hinwegzugehen. — „Meine Herren! ich kann nicht wissen, wer von Ihnen den Vorzug hat. Vergleichen Sie sich darüber unter einander, so soll dann Ihnen Allen gedient werden; wollen Sie aber das nicht, so lassen Sie sich Ihre Anweisungen schreiben, von wem Sie wollen!“ — Die Franzosen wurden plötzlich still. Einige sagten: „Der ehrliche Mann da hat vollkommen Recht!“ — Sie machten nun selbst unter sich Ordnung, suchten ihn durch Artigkeit wieder zu besänftigen, und so brachte er nicht nur dieses Geschäft in Ruhe zu Stande, sondern mäßigte auch manche übertriebene Forderung. Ein anderes Mal ließ Richelieu selbst ihn holen, und that Forderungen, welche die Stadt nicht leisten konnte, und welche Lieberkühn deßhalb unerschütterlich verweigerte. „Wissen Sie wohl,“ — fuhr ihn der Franzose an, — „daß ich Sie aufhängen lassen kann, wenn Sie meinem Befehle nicht augenblicklich Gehorsam leisten!“ — „Ich weiß,“ — antwortete Lieberkühn, ohne sich im Geringsten aus der Fassung bringen zu lassen, — „daß ich jetzo unter den Befehlen des großen Ludwig, Königs von Frankreich, stehe; dieser aber denkt viel zu edel, als daß er einen armen halberstädtischen Bürgermeister flugs ohne ein erhebliches Verbrechen sollte aufhängen lassen. Auch weiß ich, und bin von der edlen Denkungsart Ew. Excellenz zu sehr überzeugt, daß dieses nicht geschehen wird; denn ich bin hier ja nicht unter den Händen der grausamen Türken, sondern christlicher Franzosen.“ — Das wirkte. Der Herzog war zufrieden, und ließ ihn mit Lächeln von sich. Einen härteren Stand hatte er aber, als 1759 ein Haufen Oesterreicher unter Ried einrückte und eine Brandschatzung, die schlechterdings nicht aufgebracht werden konnte, von der Stadt verlangte. Die Soldaten standen schon auf dem Domplatze aufmarschirt, und erwarteten den ersten Schall der Sturmtrommel, um über die unglückliche Stadt herzufallen und sie auszuplündern. Keine Vorstellung wollte fruchten. Da that Lieber-

kühn einen Fußfall vor dem Generalfeldzeugmeister Ried, redete ihn, der des Deutschen nicht sonderlich kundig war, lateinisch an, und stellte ihm die Güte der großen Maria Theresia so rührend vor, daß er des Feindes Herz gewann und eine bedeutende Verminderung der geforderten Summe zuwege brachte. — Im Jahr 1760 bemächtigten sich die Franzosen unter Stainville (Steinwill) der Stadt abermals, um eine rückständige Contribution einzutreiben. Es war unmöglich, in der ausgesogenen und ganz verarmten Stadt die geforderte Summe zusammenzubringen. Die Franzosen nahmen unsern Lieberkühn und seine Mitbürger, den Rathmann Bodenstein und den Hofapotheker Hecht, als Geißeln mit sich fort. Jedoch auch dieses Mal war Lieberkühn's Beredtsamkeit siegreich. Zuerst verschaffte er seinen Leidensgenossen, Bodenstein und Hecht, ihre Freiheit wieder. Er selbst gieng noch bis Wiethe in Sachsen mit, Hier benützte er die Freundschaft eines französischen Stabs-Wundarztes, um auch für sich die Erlaubniß zur Heimkehr zu erlangen. — So hat er böse und gute Tage mit seinen Mitbürgern getheilt, ist Tag und Nacht zur Hilfe bereit gewesen, und hat seine süßeste Freude besonders daran gehabt, wenn er im Stillen Gutes thun konnte.

755. Sagt uns doch eure Noth, wir wollen gerne helfen.

Mit dem Ausgang des Monats Mai 1796 brachen die Einwohner von 7—8 böhmischen Dörfern, bewaffnet mit Keulen, Stangen und Hacken, in das sächsische Amt Grünhayn ein, und fingen förmlich zu plündern an. Die Sachsen, die sich dieses Anfalles nicht versehen hatten, trauten ihren Augen kaum, als sie eine so zahlreiche Menge böhmischer Bauern in ihren Gehöften hausen sahen, und da ihnen der Feind weit überlegen war, wagte es Keiner von ihnen, Widerstand zu leisten, sondern man berichtete es in größter Eile dem Amtmann Hermann. Dieser, ein frommer Mann, schwang sich eiligst auf sein Roß, und jagte, was das Pferd laufen konnte, bis mitten unter den

Haufen der tollkühnen Plünderer. Er zog seinen Hut ab, und bat sich auf einige Minuten Gehör aus, welches ihm die Menge, die über die Herzhaftigkeit dieses Mannes erstaunte, sogleich bewilligte: »Nachbarn und Brüder!« — begann er nun freimüthig, aber mit sanfter Stimme — »fast sollte ich glauben, die Bande der Freundschaft und Blutverwandtschaft, die durch die Verheirathung unserer Kinder so oft geknüpft worden sind, wären gänzlich zerrissen. Ihr kommt nicht als Freunde und Söhne, nicht als Väter und Brüder, sondern — daß ich durch keinen harten Ausdruck eure erhitzte Leidenschaft von Neuem reize, — als beleidigte Feinde über unsere Grenze, stört unsere Ruhe, nehmt uns das, was wir euch gerne in Güte geben würden, mit Gewalt, und verderbt uns die gute Meinung, die wir von euch hatten. Seyd ihr bedrückt und gedrängt? Sollen wir euch beistehen? — Von Herzen gern, mit Rath und That, mit Leib und Leben! Wir sind ja Eines Gottes Kinder, wenn auch zweier Herren Unterthanen; und nicht nur Beruf, sondern unsere Pflicht ist es, euch, unsern Brüder, beizustehen, wo wir nur können. — Hier habt ihr die Zügel meines Pferdes! Sehet, ich trete mitten unter euch, ohne Eisen und ohne Stahl; aber mein gutes Gewissen, meines Heilandes Schutz, meine Liebe zu euch, sind mehr als Waffen gegen eure Mordgewehre! Jetzt sagt mir euren Kummer, schüttet euer Herz vor mir aus! Ich meine es gut, recht von Herzen gut mit euch, und wenn ihr mir die Ursachen eurer Unruhen eröffnet habt, so wollen wir mit einander berathschlagen, wie wir euch am besten helfen können!« Die Ruhestörer sahen sich bei dieser einfachen Rede des frommen Mannes erstaunt an, und Keiner erlaubte sich den Mund aufzuthun. — Endlich ergriff einer von ihnen des biedern Amtmanns Hand, schüttelte sie, und sprach: »Bei Gott, Herr! wir Alle sind blind gewesen; aber wenn Kummer und Jammer uns immer auf dem Nacken folgen, so kann man wohl endlich alle fünf Sinne verlieren. — Die Stützen unsers Alters,

unsere Söhne, die bravsten Jungen von der Welt, müssen sich vom Feinde zusammenhauen lassen; unsere Weiber und Töchter heulen und schreien, daß es einen Stein in der Erde rühren möchte; unsere Lebensmittel gehen für die Einquartierung auf, das Brod wird täglich seltener, und so sind wir herübergekommen, um uns Lebensmittel zu holen, sonst müssen wir und unsere Kinder verhungern. Aber wir sehen es ein, daß wir Unrecht gethan haben, und es ist uns Allen herzlich leid.« Der Amtmann war äußerst gerührt über die mißliche Lage der armen Leute, machte Anstalten zur schleunigen Hilfe, und ohne viele Mühe brachte er seine gutwilligen Bauern dahin, daß diese freiwillige Beiträge an Korn, Waizen, Gerste und allerlei Arten von Gemüße zusammenschoßen, wozu er selbst ein Ansehnliches beitrug. Alles wurde auf Wagen geladen und in die Behausung der beschämten Plünderer gebracht, auf deren Haupt christliche Liebe feurige Kohlen gesammelt hatte. Hand in Hand begleiteten jetzt die Bewohner von Grünhayn mit ihrem Amtmann die Böhmen bis an ihre Grenze, wo Hermann sie zur Ruhe und gegenseitiger nachbarlicher Treue ermahnte, und von ihnen mit heißen Thränen der Reue und des Dankes gesegnet ward.

756. Ich bleibe auf meinem Posten, bis Alle gerettet sind.

William Todd, Kapitän auf dem englischen Admirals-Schiffe Königin Charlotte, das 110 Kanonen und 1200 Mann Besatzung zählte, segelte am 17. März 1797 von Livorno, wo es vor Anker gelegen hatte, ab. Als dasselbe zwei Seemeilen vom Hafen entfernt war, entstand durch ein in's Heu gefallenes brennendes Stück Lunte Feuer, und die Flamme griff so schnell um sich, daß keine Rettung möglich war. Todd, der auch bei dem größten Unglück seine Fassung behielt, ließ sogleich die Pulverkammer mit Wasser anfüllen, und traf alle möglichen Anstalten, das große mit so vielen Menschen angefüllte Schiff zu

retten; aber die Flamme griff so schnell um sich, daß alle Theile des Schiffes in Brand geriethen, auch die Kanonen nach und nach entzündet wurden und losgiengen. Unter diesen Umständen konnte von Außen her nur geringe Rettung kommen, denn die auf Booten von der übrigen im Hafen liegenden englischen Flotte herbeieilenden Seeleute fürchteten die losgehenden Kanonen, in der Meinung, sie seyen scharf geladen, und so wagten sich also nur diejenigen an's brennende Schiff, die vom Geiste ihres großen Landsmanns Todd beseelt waren. Unter Letzteren zeichnete sich ein Matrose durch seine edle Liebe für seine unglücklichen Kameraden sehr schön aus. Er schwamm nämlich von seinem Boote aus fünf Mal an's brennende Schiff, packte jedes Mal einen herunterspringenden Landsmann, und trug ihn schwimmend auf seinem Rücken an's Boot. Als er diese edle That zum sechsten Mal verrichten wollte, ward er ohnmächtig. Und so wurden durch außerordentliche Anstrengungen noch 209 Menschen gerettet. Auch Todd hätte auf diesem Wege dem schrecklichsten Tode entgehen können; aber dieser vortreffliche Offizier hielt es für Pflicht, als erster Mann des Schiffes der letzte darauf zu bleiben, und zur Rettung desselben auch das letzte Mittel zu versuchen. Der Eifer für seine Pflicht und seine Vaterlandsliebe war so groß, daß er, rings umher von Flammen umgeben, mit kaltem Blute den Bericht an den Admiral Keith über die Entstehung dieses Unglücks schriftlich, und zwar doppelt (in zwei Abschriften) aufsetzte, und beide Papiere zwei sich rettenden Matrosen einhändigte. So fand endlich auch Todd selbst den Heldentod in den Flammen. Und mit ihm kamen 837 Mann auf eine eben so traurige Art um's Leben, worunter viele blühende Jünglinge aus den vornehmsten englischen Häusern waren, die sich, um den Seedienst zu lernen, auf dieses Schiff begeben hatten.

757. Der wackere Dorfschultheiß.

Das Dorf Bonlanden, unweit Stuttgart, war vor etwa 53 Jahren ein sehr armer und verdorbener Ort. Ein großer Theil der Einwohner zog die meiste Zeit in und außer dem Lande umher, trieb einen Handel mit Leinwand, Wildbret und andern Dingen, und verzehrte den Gewinn davon in den Schenken. Die gewöhnlichen Folgen des Unfleißes zeigten sich sehr bald auch hier, und der Aufenthalt in den Schenken, auf der Kegelbahn und am Spieltische gefiel den Bauern zu Bonlanden besser als der freilich beschwerliche, aber immer doch sehr wohlthätige Feldbau, der je länger je mehr vernachläßigt wurde. Nun riß die Armuth ein, und die Gemeinde, welche Steuern und Abgaben nicht mehr bezahlen konnte, gerieth in eine beträchtliche Schuldenlast. Da fügte es die Vorsehung, daß Adam Adam, der bisherige Müller zu Bonlanden, zum Schultheißen gewählt wurde; und dieser rettete seine Bauern aus dem Verderben. Er war gerade der rechte Mann für diese Leute, denn er besaß ein vortreffliches Herz und vielen Verstand. Schüchternheit und Menschenfurcht waren ihm unbekannte Dinge. Daher griff er das Uebel sogleich bei der Wurzel an, indem er die schlechten Haushälter seines Dorfes zu bessern Wirthschaftern zu machen suchte. In dieser Absicht visitirte er die Wirthshäuser und Schenken oft in eigener Person; und wenn er daselbst einen liederlichen Hausvater, der sich eben gütlich thun wollte, während sein Weib und seine Kinder zu Hause darbten, antraf, so schickte er ihn mit einem dringenden Verweise, oft auch wohl mit einer Tracht Prügel nach Hause; denn der Trunkenbold und jeder Wollüstling kann, weil er sich dem Vieh gleich macht, oft auch nicht anders als hart behandelt werden. Eben so streng war er in Eintreibung der öffentlichen Abgaben, um dadurch den Verdorbenen unter seinen Bauern den Hang zum Schwelgen mit Gewalt zu benehmen, und sie zur Arbeit zu nöthigen. — Dagegen suchte aber auch sein gutes Herz der Gemeinde zu Hilfe zu kom-

men, wo er nur konnte. Er half ihr zu manchen, bisher unbenützt gebliebenen Gerechtigkeiten, endigte mehrere langwierige Prozesse, in welche das Dorf verwickelt war, schlichtete jede Streitigkeit selbst, und strafte diejenigen mit aller Strenge, die bei einem höheren Gerichte eine Klage vorbrachten, ohne erst bei ihm Hilfe gesucht zu haben. Nun sah die Gemeinde recht deutlich ein, daß Adam ein rechtschaffener Diener seines Landesherrn, und zugleich ein guter Vater seiner Bauern sey; und es konnte nicht fehlen, daß alle wohlgesinnten Leute im Dorfe ihm ihr Zutrauen schenkten; so wie die noch wenigen schlechten Einwohner ihn fürchten mußten. Dieß hatte die Folge, daß das Dorf sehr schnell aus seiner Armseligkeit zum Wohlstande emporstieg; und jetzt ist Bonlanden unter den württembergischen Dörfern eben so sehr durch seinen Wohlstand bekannt, als es sich vor der Amtsführung unsers Schultheißen durch Armuth auszeichnete; — denn Fleiß und Sparsamkeit werden überall von Gott gesegnet. Dieser Segen vermehrte sich durch Gottes Hilfe und durch die Klugheit des braven Ortsvorstehers außerordentlich. Er hatte nämlich im Jahr 1767 der Gemeinde einige wüste Güter für die geringe Summe von 70 fl. erworben. Diese Güter setzte er in so guten Bau, daß sie von genanntem Jahre an bis zum Jahr 1783, nach Abzug aller Kosten, dem Dorfe 3,260 fl. reinen Gewinn brachten, und einige Jahre nachher wurden aus diesen Gütern 4,430 fl. gelöst, so daß also die Gemeinde mit ihrer kleinen Auslage 7,680 fl. gewonnen hatte. Nun reizte diese aufrichtige und thätige Liebe des Schultheißen den Magistrat des Dorfes und alle Einwohner zur allgemeinen Dankbarkeit. Sie baten den Herzog um Erlaubniß, diesem ihrem Retter und Versorger einen halben Morgen des gewonnenen Landes, der um 108 fl. verkauft war, schenken zu dürfen. Der Herzog billigte nicht allein diese Erkenntlichkeit, sondern ehrte auch den rechtschaffenen Mann, zum Beweise seines Wohlgefallens an dessen guter und rühmlicher Amtsführung, und zur Aufmunterung für Andere, durch eine Denkmünze.

758. Das lebendige Gesangbuch.

Daß auch Aemter, welche ganz gering und unbedeutend scheinen, durch christlichen Sinn höchst segensreich geführt werden können, zeigt folgendes Beispiel des vor wenigen Jahren verstorbenen Berliner Nachtwächters Christian Mende. Mende, welcher schon als Soldat Christum als den mächtigen Führer zu allen guten Werken erkennen gelernt, gewann sein von Manchen so geringgeschätztes und aufopferungsvolles Nachtwächteramt, das er 25 Jahre lang führte, so lieb, daß er sagte: „Es ist die herrlichste Profession, ein Nachtwächter zu seyn.“ Damals galt noch in Berlin die löbliche Gewohnheit, daß die Nachtwächter, nachdem sie die Stunde gerufen und mit dem Horn das Zeichen derselben gegeben hatten, einen Vers aus einem bekannten Liede sangen. Mende war ein lebendiges Gesangbuch. Er sang die schönsten, kräftigsten alten Kirchenlieder auf eine so erbauliche Weise aus dem innersten Herzensgrunde, wie wohl selten ein Nachtwächter sie gesungen haben mag. Bald lernte er in seinem Revier die Leute genauer kennen, um beurtheilen zu können, auf welchem Glaubensgrunde sie stehen, und was sie etwa zu ihrer Aufmunterung und Glaubensstärkung bedurften, und nun benützte er seine reiche Liederkenntniß zu ihrer Aller Erbauung; gieng er Abends auf seinen Posten, so sang er nach dem Abruf der ersten Stunde den ersten Vers eines Abendlieds; einige Häuser weiter sang er den zweiten Vers und so bis zu Ende des Lieds. Da er ein großes Revier hatte, so wurden bei der ersten Wache wenigstens zwei Lieder gesungen. Morgens, bei'm sogenannten Abdanken, sang er Morgenlieder auf die gleiche Weise. In der Zwischenstunde wählte er Liederverse, wie sie ihm bald für dieses bald für jenes Haus passend schienen. Sein Hauptaugenmerk hatte er auf schlaflose Kranke gerichtet, die er bald tröstete, bald zur Geduld ermahnte, bald zur wahren Buße ermunterte. Gerne sang er auch Lieder zur Aufmunterung der Armen und Bedrängten, selbst bei Hochzeiten

und Kindtaufen wußte er den betreffenden Familien noch eine geistliche Speise von der Straße aus zu bereiten. Am liebsten war es ihm, wenn der Anlaß der Art war, daß er Lob- und Danklieder wählen konnte. Außerdem nahm er gerne auf die Festzeiten oder die Evangelien und Episteln des Sonntags Rücksicht. Nicht selten geschah es, daß Kranke und Sterbende ihn ausdrücklich um ein passendes Lied bitten ließen. Er kam hiedurch nach und nach in eine ehr nahe Verbindung mit den Bewohnern des Reviers und erwarb sich je länger je größeres Zutrauen, so daß manches Herz ihm seinen Kummer entdeckte, das sonst gegen Jedermann verschlossen blieb. Er besuchte zwar aus christlicher Bescheidenheit äußerst selten Jemand unaufgefordert, aber er war sehr herzlich und theilnehmend, wenn ihn Jemand ansprach, sey es zu Hause oder auf der Straße. Auf diese Weise war er ungemein vielen Leuten zum Segen. Zuweilen erlaubte er sich auch, den Vorübergehenden ermahnende oder warnende Bibelworte zuzurufen, und scheute sich nicht, wo er Einen auf Sündenwegen antraf, ihn an die Worte zu erinnern: „die Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht ererben. — Hurer und Ehebrecher wird Gott richten.“ — Unter den Vielen, welche sich den guten Mende zu Nutzen zu machen suchten, war insbesondere der Fabrikant D. Diesen hörte man öfters äußern: „Ich sehe es für ein besonderes Glück an, daß ich in dieses Revier gezogen bin. Denn hier habe ich nicht allein die trefflichen Predigten unsers Woltersdorf, sondern auch die mir bei meiner Schlaflosigkeit so schätzbare nächtliche Erbauung durch Mende. Es hatte nämlich dieser D. an ihm einen heimlichen Genuß, der keinem Andern zu gut kam. Es war an seinem Fenster ein zu der Feuerlöschanstalt gehöriger Wasserbehälter, den Mende am Ende seines Umgangs jedes Mal zu visitiren pflegte, und wobei er gerne diesen entlegenen Posten benützte, um sich in der Stille auf seine Kniee niederzuwerfen und zu beten; obgleich er nur leise mit seinem Gott redete, so hörte doch das wache Ohr

unsers D. sein Flüstern, und lauschte mit brennender Heilsbegierde auf die Ergießungen dieses frommen Herzens, in welchen sich ein seltener Gedankenreichthum offenbarte. Von der gesegneten Wirksamkeit des nächtlichen Gesanges unsers Mende zeugen noch folgende zwei Geschichten: Er hatte in Erfahrung gebracht, daß in einem gewissen Hause ein Mann eingezogen war, der seine Frau erst vor Kurzem verloren hatte, an seinem Sohn Schande erlebte, statt Beförderung, Zurücksetzung erfuhr, durch einen Verwandten fast um sein ganzes Vermögen gebracht worden war, und in seiner verzweiflungsvollen Lage evangelischen Trost in hohem Grade bedurfte. Da sang Mende an dem Hause das Lied: „O Wunderanfang, herrlich's Ende!“ — tiefgebeugt hörte es jener zum ersten Mal in seinem Leben, und ihm war, als ob mit jeder Strophe das vierfache Kreuz von seiner niederdrückenden Schwerkraft verlöre, ja daß es ihm zum Besten dienen müsse. Von Stunde an war der Getröstete Mende's vertrauter Freund. Ein ander Mal hatte dieser gehört, daß in einem Hause ein Schwärmergeist sich eingeschlichen hatte, der unter dem Vorwande besonderer Heiligkeit von der Kirche abmahnte, da sang Mende Gerhards Lied: Ist Gott für mich, so trete ꝛc. namentlich Vers 3, und bewirkte dadurch, daß der Hausbesitzer dem Verführer den Abschied gab.

XVII.

Getreue Unterthanen.

Erinnere sie, daß sie dem Fürsten und der Obrigkeit unterthan und gehorsam und zu allem guten Werk bereit seyen. Tit. 3, 1.

---

759. Freiwillige Besteurung.

Als im ersten punischen Kriege die Römer den Anschlag faßten, ihre Herrschaft auch über das Meer auszu-

breiten, so wurde in kurzer Zeit eine Flotte erbaut, und die große Seemacht der Karthager damit angegriffen. Aber sie mußten erst durch Schaden klug werden, ehe sie das Recht treffen lernten. Die römische Flotte gieng mehr als einmal völlig durch die Unerfahrenheit ihrer Admirâle verloren, welche bei der Uebermacht eines im Seewesen geübten und gebildeten Feindes mehr auf ihren Muth als auf ihre Geschicklichkeit rechneten, die gefährlichsten Oerter des Meeres zu wenig kannten, und oft den Sturmwinden trotzen wollten. Alle diese Unglücksfälle schlugen indeß den Muth des römischen Volks nicht nieder. Der Senat beschloß zwar, vor der Hand nicht weiter zu Wasser gegen den Feind zu kämpfen. Allein als es sich in der Folge zeigte, daß die Insel Sicilien unmöglich ohne eine Flotte behauptet werden könne, ließ man sich die nochmalige Ausrüstung einer Flotte äußerst angelegen seyn. Aber der öffentliche Schatz war bereits erschöpft. Woher sollen die Kosten genommen werden? — Siehe, da vereinigten sich sogleich einige Bürger mit unbeschreiblichem Eifer zum Dienste ihres Vaterlandes. Die Senatoren giengen mit gutem Beispiele voran, und die reichsten unter ihnen ließen auf eigene Kosten jeder ein Kriegsschiff erbauen. Andere Bürger folgten diesem Beispiele, und legten sich eine freiwillige Schatzung auf, so daß von dem Gelde, welches mehrere Personen nach ihrem Vermögen zusammenschossen, immer ein Schiff erbaut werden konnte. Auf diese Art wurde endlich eine Flotte von zweihundert Schiffen ausgerüstet, und der Republik fiel dabei nichts weiter zur Last, als daß sie den Bürgern das ausgelegte Geld unter günstigeren Umständen wieder erstatten mußte. Rom behauptete nun durch seine neue, in trefflichem Zustande befindliche Flotte Sicilien, und zwang die Karthager zu einem ehrenvollen Frieden.

760. Auch der Kaiser steht unter dem Gesetz.

Als Trajanus das Consulat angenommen hatte, bestieg er die auf dem Marktplatze in Rom befindliche

Rednerbühne und that den feierlichen Schwur: daß er die Gesetze befolgen und sich ihnen unterwerfen wolle. — Diesen Schwur legten zwar in der Regel die römischen Consuln ab, aber die Kaiser hatten bisher, wenn sie Consuln wurden, ihn nie gethan. Trajanus hingegen wollte ihnen hierin nicht nachfolgen. Er glaubte, daß dasjenige, wozu Privatpersonen verpflichtet wären, auch die Regenten nicht unterlassen sollten. Gleich am ersten Tage kam er in den Senat, und munterte alle Mitglieder auf, mit Freimüthigkeit zu reden und zu handeln, und mit ihm für das Wohl des Staates zu wachen. Die anderen Kaiser hatten das Nämliche gesagt, aber bei'm Trajanus glaubte man, daß es ihm Ernst damit sey, und daß er es mit Aufrichtigkeit sage. Er wollte, daß man in den Gebeten, die man alle Jahre am 3. Januar zu Rom für das ganze Reich und den Kaiser that, nach den Worten: „Gesegnet sey unser Kaiser!" folgende Bedingung hinzusetzte, „wenn er den Staat regiert, wie er soll, und wenn er das Wohl Aller zu befördern sucht," und in dem Gebete, das er selber that, setzte er hinzu, „dieses, was er bitte, möge geschehen, wenn er unausgesetzt der Achtung und der Liebe des Senats würdig bleibe."

761. Wenn Keiner zu gehen wagt, so gehe ich.

Die oberhalb Schottland liegenden Faroer-Inseln waren schon in früheren Zeiten dem König von Norwegen zinsbar. Oluf der Heilige, der um das Jahr 1000 König war, hatte schon einige Mal Deputirte dahin abgeschickt, um die Schatzungen einzutreiben, allein ohne seinen Zweck zu erreichen, da die Faroer entweder unter leeren Ausflüchten die Entrichtung des Schuldigen abwiesen oder sogar die Abgeordneten um's Leben brachten. Noch einmal wollte Oluf einen Versuch dießfalls machen. Er berathschlagte sich mit seinen Leuten über diese Angelegenheit und fragte: ob Jemand unter ihnen Lust habe, zu dieser Verrichtung dahin abzugehen; aber Keiner hatte

das Herz. Sie fürchteten nämlich, gleiches Schicksal mit den Vorigen zu haben, und antworteten daher Alle: „Nein!“ Da stand Karl v. Möre auf, erhob seine Stimme über die Andern, und sagte: „Einen guten König habt Ihr, aber Ihr seyd Alle verzagte Leute! Ehre und Wohlthaten nehmet Ihr von ihm an, und doch könnet Ihr Euch weigern zu gehen, wohin er Euch zu gehen befiehlt? Ich habe mich erst vor Kurzem in seinen Dienst begeben, und vor der Zeit war er mir nicht günstig; aber dessenungeachtet will ich für ihn dorthin gehen, wenn sonst Keiner will.“ Wirklich führte er auch diesen Entschluß aus. Er reiste hin, und richtete seinen Auftrag mit möglichstem Fleiß aus, aber ebendeßwegen wurde er, wie die Andern, erschlagen. Die Gefahr hatte er zwar vorausgesehen, das aber konnte ihn nicht abschrecken, sich als einen treuen und eifrigen Unterthanen zu zeigen.

762. Der Hirte vom Wildbad.

Im Jahr 1367 hatte sich Graf Eberhard II. von Württemberg in das Wildbad begeben, um dort von manchen ritterlich bestandenen Fehden auszuruhen, und seinen narbenvollen Leib im wundersam wohlthätigen Bade zu heilen und zu stärken. Nur wenige Begleiter waren mit ihm gezogen; auch diese, nur zu einer Lustreise sich versehend, waren nicht zum blutigen Streite gerüstet. Wohl wußte der Graf, daß die Zahl seiner Feinde, die seinen tapfern Arm schon schwer gefühlt hatten und der Neider seines Ruhms und seiner immer steigenden Macht unter dem schwäbischen Adel nicht gering sey, aber durch den Landfrieden, den der Kaiser kürzlich hatte beschwören lassen, glaubte er sich vor allen Nachstellungen auch in einem offenen, durch keine Mauern geschützten Ort hinlänglich sicher. Doch er irrte sich; ein drohendes Ungewitter hatte sich, ihm unvermerkt, über seinem Haupte zusammengezogen. Die Schlegler, ein Bund schwäbischer Ritter, so sich nennend von den silbernen Schlegeln oder Keulen, die sie an

sich trugen, und besonders ihre Hauptleute, Wolf v. Wunnenstein und die Grafen Wolf und Wilhelm v. Eberstein, waren Eberhard schon lange gram, und hatten den Entschluß gefaßt, ihn im Wildbad zu überfallen, um wenigstens ein schweres Lösegeld von ihm zu erpressen. Eberhard ahnte nichts Böses, als eines Tages die Schlegler das in einem engen Thal gelegene, von zwei Seiten mit hohen Gebirgen umgebene Städtchen plötzlich umzingelten. Eine verzweifelte Lage für den tapfern Greiner,*) der aus seiner stolzen Ruhe mit Schrecken erwachte! Was sollte er thun? Gegen die weit überlegene Macht der wohlbewahrten Feinde anzukämpfen, wäre Tollkühnheit — sich ohne Schwertstreich zu ergeben und in die Gewalt seiner erbitterten Feinde zu gerathen, für den Helden über alle Maßen schimpflich gewesen. Da trat zu ihm ein armer Hirte und erbot sich, auf einem sonst unbekannten Wege durch das waldige Gebirge hindurch ihn zu retten und wohlbewahrt an einen sichern Ort zu geleiten. Eberhard vertraut sich dem Hirten an, fest überzeugt, daß die treue Anhänglichkeit und Liebe seiner Unterthanen keines Verraths fähig sey. Er folgt ihm eiligst die steilsten Berge hinan durch den dichtesten Wald und die wildesten Felsenschluchten; nebenher lief der junge Graf Ulrich, Eberhards Sohn, die Zweige der Bäume zurückbeugend, damit der Vater nicht beschädigt würde. — Da ermattet der Greiner, des Gehens und Bergkletterns nicht gewohnt, und der Hirte beut ihm willig seinen Rücken dar, um ihn weiter fort zu tragen. Und so gelangen sie endlich nach Zavelstein, wo Eberhard in Sicherheit ist. Dieser belohnte den treuen Hirten reichlich und ließ, zum Andenken an diese Begebenheit, eine silberne Münze prägen, mit Kreuz und Hand bezeichnet.

---

*) Greiner (Zänker) wurde Eberhard von seinem Zeitalter genannt, wegen der vielen Kämpfe, die er, besonders mit den damaligen Reichsstädten, bestund.

763. Schließt mit meinem Vater und Bruder Frieden.

Zwei einander durchaus unähnliche Brüder waren Alfons und Friedrich, beide Söhne des Königs Ferdinand I. von Neapel. Alfons, der Kronprinz, regte durch die bloße Voraussicht, daß er nach des Vaters Tode den Thron besteigen würde, die mächtigsten Herren des Reiches noch bei Lebzeiten des Vaters im Jahr 1485 zu einer so schrecklichen Empörung auf, daß der König mit Gewalt sie zu dämpfen verzweifelte. Friedrich, der jüngere Prinz, gewann ohne Waffen, allein durch die Liebenswürdigkeit seines Gemüths, eine solche Kraft über diese wilden Gemüther, daß sie sich freiwillig ihn zum Friedensmittler erbaten. Die Häupter der Empörung waren zu Salerno versammelt. Hieher begab sich der Prinz Don Friedrich als Abgesandter seines Vaters. Antonello Sanseverino, Fürst von Salerno, führte ihn in die Versammlung der Häupter ein. Alle standen ehrerbietig vor ihm auf. Sanseverino aber führte ihn zu einem erhabenen Sessel, und hielt, nachdem sich der Prinz niedergelassen hatte, folgende Rede an ihn: „Don Friedrich! nehmt aus unseren Händen die Krone dieses Reiches. Rettet uns aus der Gewalt des Tigers, Eures grausamen Bruders Alfonso. Nehmet zum Danke unser Gut und Blut; gebietet über Alles, was wir sind und was wir haben. Fürchtet nicht, Euren Vater dadurch zu beleidigen. Er wird sich freuen, einen Sohn zu haben, welcher, ohne Waffen, allein durch die Liebenswürdigkeit seiner Sitten, unwiderstehlich alle Herzen gewinnt. — Prinz! Gott hat Euch das Daseyn gegeben, diesen schönsten Theil Italiens aus der Hand des Verderbens zu retten. O, seyd großmüthig, seyd menschenfreundlich wie immer! Lasset unser Elend Euch zu Herzen gehen! Nehmet unsere unschuldigen Kinder in Schutz! Werdet ein Schirm der Mütter! — Zwingt uns nicht, durch Verzweiflung gedrungen, endlich bei barbarischen Völkern eine Zuflucht suchen zu müssen.“ Als Sanseverino diese Rede unter vielen Thränen geendet

hatte, erhob sich der Prinz von seinem Sitze, dankte durch eine Verbeugung, und antwortete mit sanfter Stimme durch folgende Rede: „Barone des Reichs! Ich würde euer Geschenk mit Vergnügen annehmen, wenn ihr nur das Recht hättet, es mir zu ertheilen. Da ich aber dieses Geschenk mir auf keine andere Weise würde zueignen können als mit Verletzung des Willens meines Vaters, der Rechte meines ältern Bruders und aller göttlichen und menschlichen Ordnung, und da ich es würde behaupten müssen durch eine Menge neuer Gewaltthaten und Frevel, so bleibt mir nichts Anderes übrig als — dieses Geschenk abzulehnen. — Barone! überdem habt ihr nicht hinlänglich bedacht, daß ihr in euren Hoffnungen zu mir euch täuschen würdet. — Es ist wahr, meine Sitten sind mild in dem gegenwärtigen Augenblicke. Aber wie kann dieß anders seyn, da ich mich bisher nur mit den Wissenschaften und Künsten beschäftigt habe, da meine Tage in der Gesellschaft der Philosophen und der Dichter hingeflossen sind? — Mein Bruder Alfonso — ich will und kann es auch nicht läugnen — ja er hat ein schreckendes, trotziges Aussehen; aber wie kann dieses anders seyn bei einem Manne, der unter den Waffen, der in Gesellschaft wilder Krieger aufgewachsen ist? — Gesetzt, ich bestiege den Thron, wie ihr wünschet, so würde auch ich in Zukunft die sanften Sitten, welche euch so sehr gefallen, ablegen, ja, ich würde sie ablegen müssen, ich würde mich selbst nach dem Beispiele meines, euch jetzt so verhaßten Bruders bilden müssen, würde gezwungen seyn, Kriege zu führen, Abgaben aufzulegen, Widerspenstige niederzubeugen; mit Einem Worte, ich würde Alles dasjenige thun müssen, was jetzt meinem Bruder euern Haß zugezogen hat. Darum laßt, edle Herren des Reichs, jene ebenso tadelnswürdigen als irrigen Gedanken fahren, und tretet mit dem Könige, meinem Herrn und Vater, und mit Alfonso, meinem ältesten Bruder, in einen Frieden zurück, für dessen heilige Unverletzbarkeit ich selbst euch bürge.“

764. Ich bitte um nichts als um Loslassung meines Herrn.

Lukas Kranach war nicht nur der größte Maler seiner Zeit, sondern auch ein Mann von edlem Herzen und großem Verstande. Schon in seiner Jugend wendete er seine Zeit vortrefflich an, und daher kam es, daß er weit früher ein nützlicher Mensch ward als Andere. Im neunzehnten Jahre seines Alters lernte ihn der Churfürst von Sachsen, Johann Friedrich, als einen geschickten Jüngling kennen, und nahm ihn auf seiner Reise in's gelobte Land mit sich. Nach der Rückkunft in's Vaterland berief er ihn an seinen Hof nach Wittenberg, und machte ihn daselbst zum Bürgermeister. Hier schenkten ihm Luther und Melanchthon, seines vortrefflichen Herzens und seiner großen Kenntnisse wegen, ihre Freundschaft. Ein einziger Zug seiner schönen Seele ist hinreichend, seinen Charakter zu schildern. Als sein Herr, der unglückliche Churfürst Joh. Friedrich, in dem schmalkaldischen Kriege bei Mühlberg in Sachsen in die Gefangenschaft Kaiser Karls V. gerathen war, ließ der Kaiser, der sich jetzt erinnerte, daß Kranach ihn als Knabe gemalt hatte, diesen edlen Maler zu sich in's Lager kommen. „Wie alt war ich damals, als du mich maltest?“ — fragte der Kaiser. — „Eure Majestät“ — antwortete Kranach — „hatten acht Jahre. Es gelang mir nicht eher, Eure Majestät zum Stillsitzen zu bringen, als bis Dero Hofmeister verschiedene Waffen an die Wand hängen ließ. Unterdessen daß Dieselben diese kriegerischen Instrumente mit unverwandten Augen betrachteten, hatte ich Zeit, Ihr Bild zu entwerfen.“ — „Bitte dir eine Gnade von mir aus, Maler!“ — sagte der Kaiser. Demüthig fiel ihm Kranach zu Füßen, und bat mit Thränen in den Augen, nicht etwa um eine Summe Geldes oder um einen Titel, sondern um die Freiheit seines Churfürsten. Der Monarch gerieth in die größte Verlegenheit; sein Herz war durch diesen gerechten Wunsch eines frommen Unterthanen sehr getroffen, und doch glaubte er den rechtschaffenen Kranach für's Erste abweisen zu

müssen. »Du bist ein braver Mann,« — sagte er zu ihm — »aber lieber hätte ich dich, wenn du um etwas Anderes gebeten hättest.« Als nach einiger Zeit der Churfürst seine Freiheit erlangte, ließ der dankbare Herr diesen seinen getreuen Diener nie von der Seite; er mußte beständig bei ihm wohnen, und selbst bei ehrenvollen Gelegenheiten neben ihm im Wagen sitzen.

765. Ich bringe dem Könige meine Weste.

Als Karl I., König von England, sich nach der unglücklichen Schlacht bei Naseby (14. Juni 1645) nach Ragland Castle begeben hatte, wo er sich in ziemlich mißlichen Umständen befand, erfuhr er folgende Treue eines seiner Unterthanen. Thomas Swift, der Großvater des nachmaligen berühmten Dechant Swift, versetzte ein kleines Gut, das er besaß, für 300 Goldstücke, und nachdem er solche in seine Weste eingefüttert, gieng er nach Ragland Castle. Der Commandant, der ihn sehr wohl kannte, fragte ihn, was er wolle? »Ich bin gekommen,« — sagte Swift — »Ihro Majestät meinen Rock zu geben,« und sogleich zog er ihn aus und übergab ihn. Der Commandant sagte, daß sein Rock nicht viel werth sey. »Wie so?« — sagte Swift — »nehmen Sie meine Weste.« — Bei dieser merkte er gar bald, daß sie, vermöge ihrer Schwere, zu gebrauchen sey, und Lord Clarendon versichert, daß dem Könige den ganzen Krieg hindurch keine Hilfe gelegener und angenehmer gewesen sey, indem sein Mangel sehr groß und ihm alle Zugänge abgeschnitten waren.

766. Das weiße Pferd.

Friedrich Wilhelm der Große, Churfürst von Brandenburg, dieser hochverehrte Vater seines Volks, hatte bereits im Jahr 1674 bei dem Einfalle der Schweden in seine Provinzen durch den allgemeinen Aufstand der Bauern in der Mark gegen seine und des Vaterlandes Feinde den überzeugendsten Beweis von der Liebe und Treue seiner Unterthanen erhalten. Er empfieng in jener denkwürdigen

Schlacht bei Fehrbellin, die das Jahr darauf erfolgte, einen eben so rührenden von seinem Stallmeister. Die Geschichte hat den Namen des Edlen verewigt, er hieß Emanuel Froben. Der Churfürst ritt in jener Schlacht ein weißes Pferd, und da die Farbe des Pferdes vor andern in die Augen fiel, so richteten die Schweden ihr Geschütz vorzüglich nach dem Orte hin, wo sich der Churfürst befand. Froben merkte dieß, und sein Entschluß war augenblicklich gefaßt. Er beschloß, für seinen Fürsten das Leben zu wagen. Unter dem Vorwande, daß das Pferd des Churfürsten schattenscheu sey, that er ihm den Vorschlag, mit dem Pferde zu tauschen, und Friedrich Wilhelm, der jetzt auf nichts Anderes als auf Sieg über die Feinde dachte, war sogleich bereitwillig, den Vorschlag seines Stallmeisters anzunehmen. Kaum hatte aber dieser das Pferd bestiegen, als er auch von mehreren feindlichen Kugeln getroffen herabsank, und so durch seinen Tod das Leben des Churfürsten rettete.

767. Jeder schätze sich nach seinem Vermögen.

Als die Oestreicher im Jahr 1748 im Besitze von Genua waren, mußte dieser Freistaat große Summen aufbringen. Die Herren der Regierung versammelten sich, um über die Art und Weise ihrer Herbeischaffung eine Entschließung zu fassen. Grillo, einer der vornehmsten und reichsten Genueser, wollte durchaus nicht darein willigen, daß das Volk mit neuen Auflagen beschwert werde; er gieng daher auf das Rathhaus, stellte nachdrücklich das Elend des Volkes vor, und bat alle anwesenden Glieder des Senats, wohl zu bedenken, wie sehr erschöpft dasselbe schon durch die bisherigen Kriegskosten sey, man müsse daher auf andere Mittel zur Herbeischaffung der Contributionssumme sinnen. Man antwortete: „Das Geld müsse einmal aufgebracht werden, und woher es wohl sonst genommen werden solle?“ — „Woher es genommen werden solle?“ — erwiederte Grillo. — „Daher, wo es einzig

und allein zu finden ist: aus den Kästen der Reichen und Großen!« — Nun gieng er vom Rathhause, und kam bald mit einigen Bedienten zurück, welche die Summe von 500,000 ital. Lire (225,000 Gulden) in Gold und Silber trugen. Diese ließ er vor der Versammlung niederlegen, und sagte: »So schätze sich ein Jeder nach seinen Vermögensumständen, und die geforderte Summe wird bald aufgebracht seyn.« Man folgte seinem patriotischen Beispiele. Die Großen gaben freiwillige Beiträge, und ohne dem Volk eine neue Last aufzulegen, ward dem Staat geholfen.

768. Zur Rettung des Vaterlands ist kein Opfer zu groß.

Zu den Zeiten des siebenjährigen Krieges fanden sich in den preußischen Provinzen manche Landleute, die nichts mehr hatten als ihre Kinder, und dessen ungeachtet mit einander wetteiferten, ihre Söhne so bald als möglich zu der Armee des Königs zu senden. — Um die königlichen Stuttereien in Preußen zu retten, vertheilten die Bauern die Pferde derselben unter sich, und fütterten sie unentgeldlich. — Da die Armee nach der Schlacht bei Kollin vorzüglich an Pferden Mangel hatte, so gaben die Einwohner von Magdeburg und Halberstadt, der Adel, die Domherren, die Bürger und Bauern freiwillig ihre Pferde zum Dienste der Kavallerie her. Man spannte die schönsten Pferde von Kutschen und Wagen ab, und überschickte sie dem König. Ihre Zahl belief sich auf 4000. Diese freiwillige Aufopferung hatte auf die Ermuthigung des Kriegsheeres den wohlthätigsten Einfluß.

769. In solcher Zeit darf man das Vaterland nicht verlassen.

Die kleinen Inseln Usedom und Wollin an der Ostsee gehörten vormals zum Kanton eines in Pommern stehenden preußischen Infanterieregiments. Selten war es dem Befehlshaber desselben gelungen, die ganze Anzahl Rekruten,

welche diese Inseln zu stellen hatten, zu bekommen; denn, wann die Zeit zur Rekrutenaushebung oder Einziehung der Beurlaubten heranrückte, so waren die Söhne der Inselbewohner mit ihren Vätern gerade in ihrem Berufe auf der See beschäftigt, und man konnte sie daher nicht wohl zur Hand bekommen. Als aber im Jahre 1778 aus Veranlassung eines im Plane gewesenen neuen Feldzuges die Regimenter früher als gewöhnlich vollzählig gemacht werden sollten, und diese Insulaner hievon Nachricht erhielten, gab diese Angelegenheit des Vaterlandes auch unter ihnen zu vielfältigen Gesprächen Anlaß. Sie äußerten unter Anderem, wie schimpflich es sey, den König und sein Vaterland zu einer solchen Zeit zu verlassen; und entflammt von Vaterlandsliebe verbanden sie sich unter einander, daß jetzt, da es nun Ernst sey, Keiner austreten, und wenn je Einer meineidig würde, dieser nicht mehr unter ihnen geduldet werden solle. Voll Verlangen, Thatbeweise ihrer Vaterlandsliebe zu geben, können sie die Zeit, da sie aufgefordert werden, nicht einmal abwarten, lassen sich bei Lassohne auf's feste Land übersetzen, verwerfen unterwegs mit vielem Unwillen verschiedene ihnen gemachte Anerbietungen, den Kriegsdienst mit einem ruhigeren Leben zu vertauschen, kommen nach Anklam, und stellen sich dem Befehlshaber des Regiments dar, mit der Erklärung: daß sie freudig und muthig bis auf den letzten Blutstropfen für's Vaterland streiten wollen.

770. Meinen Namen soll Niemand wissen.

In dem schweren Kriege, welchen Oestreich von 1792 an gegen Frankreich führte, wurden dem Kaiser Franz häufig Geschenke von seinen Unterthanen dargebracht, um sie zur Vertheidigung des Vaterlandes zu verwenden. So verlangte im Jahr 1793 ein schlichter Bauer den Kaiser zu sprechen, und wurde bald und freundlich vorgelassen. »Ich bringe Euch Etwas!« — sagte er, und legte einen Beutel mit tausend Gulden auf den Tisch. Staunend über

Dieses ansehnliche Geschenk aus der Hand eines so geringen Mannes, fragte der Kaiser: „Wie heißt du, und wo bist her?“ — „Das soll Niemand wissen!“ — antwortete kurz der Bauer, und gieng damit fort. Eilig schickte der Kaiser ihm Leute nach, die ihn um Namen und Wohnort fragen sollten. Aber lachend antwortete der Bauer: „Meint Ihr, daß ich es euch sagen werde, da ich es dem Kaiser nicht gesagt habe?“ —

771. Ich möchte Sie wenigstens hören, wenn ich Sie nicht sehen kann.

Ein anderes rührendes Beispiel von Verehrung des Landesherrn und Liebe gegen seine Person gab vor mehreren Jahren ein Landmann im Badischen. Er war seit seinem vierten Jahre blind, und kam, etwa 40 Jahre alt, nach Karlsruhe zu dem damaligen Markgrafen (dem im Jahr 1810 als Großherzog verstorbenen) Karl Friedrich in die Audienz, und sagte zu ihm: „Ich habe Eure Durchlaucht nie gesehen, und werde Sie auch nie sehen; doch möchte ich die Gnade haben, Sie sprechen zu hören.“ — Der Ton, in dem er es sagte, verrieth, daß sein Herz weit mehr empfand, als sein Mund ausdrückte, und der edle Fürst war innig gerührt, als dieser gute Landmann ihm so herzlich seine Liebe bezeugte.

772. Die gute Wahl.

Als die Franzosen im März 1807 bei Steegen und Stutthof nach der sogenannten frischen Nehrung, einem 11 Meilen langen schmalen Landstriche zwischen der Ostsee und der Weichsel, übergesetzt hatten, um Danzig von allen Seiten einzuschließen, und besonders die Verbindung mit Königsberg zu unterbrechen, so verlangten sie von dem Schulzen in dem Dorfe Kahlberg an der Nehrung, daß er sie führen, und ihnen mit seiner Kenntniß der umliegenden Gegend behilflich seyn solle. Der ehrliche Schulze weigerte sich dessen. Man drohte; er beharrte auf seinem

Ver=
rach=
ndes;
vollte
esien,
: Ge=
ir die
)emd,
Reich=
cherf=
t ihr
Hälfte

eich ist,
l. 4, 1.

vieder

)eredt=
Skla=
nk zu=
, der
nachte,
Berun=
folgen=
n Dir
n aus=
, eilig
nrecht,
keinen
zu ha=

Entschlusse, und erklärte, daß er als Unterthan, der seinem Landesvater den Eid der Treue abgelegt habe, den Feinden seines Königs keine Dienste leisten könne und dürfe, die dem Lande nachtheilig werden könnten. Man drohte hierauf, ihn zu erschießen, wenn er nicht sogleich gehorche. — „Nun," — sagte er — „wenn es denn erschossen seyn muß, so will ich mich lieber erschießen lassen, weil ich meine Pflicht gethan habe, als mich erschießen lassen, wenn ich als Landesverräther ergriffen werde." Diese edle, feste Denkungsart flößte dem Feinde Achtung ein, und man ließ den rechtlichen Mann in Ruhe.

773. Der dankbare Schneider.

Die Ereignisse des letzten französisch-preußischen Kriegs veranlaßten den Herzog von Mecklenburg-Schwerin, sein Land zu verlassen und sich in das benachbarte Holsteinische zu begeben. — Kaum war der Herzog einige Tage dort, als ihm durch die Post ein ziemlich kauderwelsch adressirter Brief und ein versiegelter Beutel mit 500 Thalern (900 Gulden) in Gold zugestellt wurden. Neugierig erbrach er den Brief. Er war von einem Schneider in Ludwigslust geschrieben, welcher unter der Regierung des vorigen Herzogs als ein elternloser Knabe im Waisenhause erzogen worden war, und für den jetzigen zuweilen einige Kleinigkeiten verfertigt hatte. Der Schneider erbat sich in seinem Schreiben, aus Besorgniß, sein guter Landesvater möchte bei den jetzigen Umständen Mangel an Geld leiden, die Gnade aus, ihm mit dieser Kleinigkeit beispringen zu dürfen. „Er habe" — sagte er — „der Wohlthätigkeit des herzoglichen Hauses Alles zu verdanken, was er besitze; es sey also seine Pflicht, das wieder zu erstatten, was dieses an ihn verwendet habe."

774. Opfer für das Vaterland.

Als im Jahr 1813 der König von Preußen sein Volk aufrief, um ihm gegen Napoleon Hilfe zu leisten, eilten

von allen Seiten Freiwillige herbei, um sich an die Vertheidiger des Vaterlandes anzuschließen, Andere aber brachten Geld und Geldeswerth zum Wohl des Vaterlandes; Niemand, der irgend etwas zu geben vermochte, wollte zurückbleiben. So brachte im Dorfe Ratsch in Schlesien, Leobschützer Kreises, der älteste und ärmste Mann der Gemeinde, der Taglöhner Wiedeck, als Beitrag für die preußischen Krieger, im Jahr 1813 ein ganz neues Hemd, und die ganz arme Wittwe Friedrich ihren ganzen Reichthum, zwei Bund Heu; und als sie sah, daß ihr Scherflein nicht verschmäht wurde, eilte sie heim, schnitt ihr einziges Betttuch von einander, und lieferte die eine Hälfte zum Verbinden.

XVIII.

Wohlwollende Dienstherrschaft.

Ihr Herrn, was recht und gleich ist, beweiset den Knechten. Kol. 4, 1.

---

775. Nichts freut mich mehr, als wenn du bald wieder gesund wirst.

Cicero, jener gelehrte — durch seine große Beredtsamkeit berühmte römische Staatsmann, hatte einen Sklaven Namens Tiro, den er zu Paträ in Achaja krank zurücklassen mußte. Er schrieb an diesen Menschen, der viele Kenntnisse besaß, und sich ihm sehr nützlich machte, mehrere Briefe voll der zärtlichsten Freundschaftsäußerungen, die wir noch haben, und deren Hauptinhalt folgender ist: „Ich habe es mir leichter vorgestellt, von Dir getrennt leben zu können; aber ich kann es kaum aushalten. Und ob ich gleich, um meiner Ehre willen, eilig nach Rom reisen mußte, so halte ich es doch für unrecht, daß ich Dich verlassen habe. Sey versichert, daß ich keinen angelegentlicheren Wunsch kenne, als Dich bei mir zu ha-

urch
inen
Er=
leich
lich,
aber
die
sehr
ieser
da=
ines

elo
nde,
bsten

ß ich
od ist
t und
affene
Ster=
angen
. Er
ichlich
Trost
, ihn
n bei
Ihm
mich
Leuten
folgt,
c."

ben, wenn es ohne Schaden für Deine Gesundheit geschehen kann; hältst Du aber für nöthig, noch so lange zu Paträ zu bleiben, bis Du ganz wieder hergestellt bist, so handle ganz so, wie es für Deine Umstände zweckmäßig ist! — Wenn Du Alles, was Deiner Gesundheit dienlich ist, thust, so erfüllst Du meinen Willen. Du hast mir viele Dienste erwiesen, aber keine größere Gefälligkeit kannst Du mir erzeigen, als wenn Du bald wieder gesund wirst. Darum bitte ich Dich, lieber Tiro! daß Du keine Kosten spareſt, um Deine Gesundheit wieder zu erlangen. Ich habe dem Curius aufgetragen, daß er dem Arzte so viel in meinem Namen zahlen solle, als Du für gut findest. Und ich glaube selbst, daß man ihn anständig belohnen muß, damit er sich desto mehr Mühe gebe. Ich kenne Deine Klugheit, Deine Mäßigkeit, Deine Liebe gegen mich, ich weiß also auch, daß Du so bald als möglich zu mir eilen wirst; nur übereile Dich nicht! So sehr ich Dich zu sehen wünsche, so bitte ich Dich doch, daß Du Dich, ohne wieder recht gesund zu seyn, nicht auf eine so weite Reise im Winter begebest. Uns Allen wird Deine Ankunft werth und erwünscht seyn.“ — Dieß liebreiche Verfahren Cicero's gegen seine Bedienten erwarb ihm auch die ganze Liebe derselben. Als sie daher hörten, daß Antonius Mörder abgeschickt habe, um ihren guten Herrn umzubringen, trugen sie ihn, theils mit Bitten theils mit Gewalt, von seinem Landgute, wo er sich aufhielt, in einer Sänfte gegen das Meer zu, damit er zu Schiffe gehen und seinen Feinden entfliehen möchte. Allein er ward eingeholt. Seine Bedienten stellten sich um ihren Herrn, mit dem Vorsatz, ihn, auch mit Aufopferung ihres Lebens, gegen seine Mörder zu vertheidigen. Doch Cicero verbot ihnen, den geringsten Widerstand zu thun.

776. Ihr kennt den Werth eines treuen Dieners nicht.

Der Spanier Franz Pizarro gab auf einer Reise einen vortrefflichen Beweis seiner Liebe gegen einen treuen

Bedienten. Als er zu Verkürzung seines Weges durch einen Fluß setzte, führte der überaus schnelle Strom einen von seinen indianischen Dienern mit sich fort, dessen Ergebenheit und Treue er kannte. Er schwamm ihm sogleich nach, ergriff ihn bei den Haaren, und rettete ihn glücklich, jedoch mit vieler Gefahr, selbst umzukommen. Was aber den Werth dieser Handlung am meisten erhöht, war die Antwort, die er seinen Offizieren gab, als sie ihm sehr lebhaft die große Gefahr vorstellten, der er sich bei dieser Unternehmung ausgesetzt, und daß er selbst sein Leben dabei hätte verlieren können: »Ihr kennt den Werth eines treuen Dieners nicht.«

777. Die Stütze meines Alters ist gefallen.

Der berühmte italienische Maler Michael Angelo (geb. 1474, gest. 1564) schrieb einem seiner Freunde, der ihn wegen des Verlustes seines Bedienten zu trösten suchte, folgenden Brief:

„Lieber Freund Georgio!

Mein Schreiben wird schlecht ausfallen, gleichwohl muß ich Ihnen antworten. Meines Urbino (so hieß der Bediente) Tod ist Ihnen bekannt, der für mich eine große und göttliche Wohlthat und zugleich ein großes Unglück ist; Wohlthat, weil dieser rechtschaffene Mensch, der mich in seinem Leben verpflegte, mich durch sein Sterben nicht nur sterben, sondern auch mich nach dem Tode verlangen gelehrt hat. Er ist sechs und zwanzig Jahre bei mir gewesen. Er war ein treuer und seltener Diener, und nachdem ich ihn reichlich versorgt hatte, und nun dachte, an ihm eine Stütze und einen Trost in meinem Alter zu haben, verliere ich ihn, ohne Hoffnung, ihn wieder zu finden, außer im künftigen Leben. Sein Verhalten bei seinem herannahenden Ende versichert mir seine Seligkeit. Ihm that's nicht leid, daß er zu leiden aufhören, sondern daß er mich mit meinen Schwächlichkeiten unter bösen und betrügerischen Leuten lassen sollte. Der größte Theil von mir ist ihm schon nachgefolgt, und Alles, was ich noch übrig habe, ist Plage und Schmerz ꝛc.“

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 100 101 102 103 104 105 106 107 108 109 110 111 112 113 114 115 116 117 118 119 120 121 122 123 124 125 126 127 128 129 130 131 132 133 134 135 136 137 138 139 140 141 142 143 144 145 146 147 148 149 150 151 152 153 154 155 156 157 158 159 160 161 162 163 164 165 166 167 168 169 170 171 172 173 174 175 176 177 178 179 180 181 182 183 184 185 186 187 188 189 190 191 192 193 194 195 196 197 198 199 200 201 202 203 204 205 206 207 208 209 210 211 212 213 214 215 216 217 218 219 220 221 222 223 224 225 226 227 228 229 230 231 232 233 234 235 236 237 238 239 240 241 242 243 244 245 246 247 248 249 250 251 252 253 254 255 256 257 258 259 260 261 262 263 264 265 266 267 268 269 270 271 272 273 274 275 276 277 278 279 280 281 282 283 284 285 286 287 288 289 290 291 292 293 294 295 296 297 298 299 300 301 302 303 304 305 306 307 308 309 310 311 312 313 314 315 316 317 318 319 320 321 322 323 324 325 326 327 328 329 330 331 332 333 334 335 336 337 338 339 340 341 342 343 344 345 346 347 348 349 350 351 352 353 354 355 356 357 358 359 360 361 362 363 364 365 366 367 368 369 370 371 372 373 374 375 376 377 378 379 380 381 382 383 384 385 386 387 388 389 390 391 392 393 394 395 396 397 398 399 400 401 402 403 404 405 406 407 408 409 410 411 412 413 414 415 416 417 418 419 420 421 422 423 424 425 426 427 428 429 430 431 432 433 434 435 436 437 438 439 440 441 442 443 444 445 446 447 448 449 450 451 452 453 454 455 456 457 458 459 460 461 462 463 464 465 466 467 468 469 470 471 472 473 474 475 476 477 478 479 480 481 482 483 484 485 486 487 488 489 490 491 492 493 494 495 496 497 498 499 500 501 502 503 504 505 506 507 508 509 510 511 512 513 514 515 516 517 518 519 520 521 522 523 524 525 526 527 528 529 530 531 532 533 534 535 536 537 538 539 540 541 542 543 544 545 546 547 548 549 550 551 552 553 554 555 556 557 558 559 560 561 562 563 564 565 566 567 568 569 570 571 572 573 574 575 576 577 578 579 580 581 582 583 584 585 586 587 588 589 590 591 592 593 594 595 596 597 598 599 600 601 602 603 604 605 606 607 608 609 610 611 612 613 614 615 616 617 618 619 620 621 622 623 624 625 626 627 628 629 630 631 632 633 634 635 636 637 638 639 640 641 642 643 644 645 646 647 648 649 650 651 652 653 654 655 656 657 658 659 660 661 662 663 664 665 666 667 668 669 670 671 672 673 674 675 676 677 678 679 680 681 682 683 684 685 686 687 688 689 690 691 692 693 694 695 696 697 698 699 700 701 702 703 704 705 706 707 708 709 710 711 712 713 714 715 716 717 718 719 720 721 722 723 724 725 726 727 728 729 730 731 732 733 734 735 736 737 738 739 740 741 742 743 744 745 746 747 748 749 750 751 752 753 754 755 756 757 758 759 760 761 762 763 764 765 766 767 768 769 770 771 772 773 774 775 776 777 778 779 780 781 782 783 784 785 786 787 788 789 790 791 792 793 794 795 796 797 798 799 800 801 802 803 804 805 806 807 808 809 810 811 812 813 814 815 816 817 818 819 820 821 822 823 824 825 826 827 828 829 830 831 832 833 834 835 836 837 838 839 840 841 842 843 844 845 846 847 848 849 850 851 852 853 854 855 856 857 858 859 860 861 862 863 864 865 866 867 868 869 870 871 872 873 874 875 876 877 878 879 880 881 882 883 884 885 886 887 888 889 890 891 892 893 894 895 896 897 898 899 900 901 902 903 904 905 906 907 908 909 910 911 912 913 914 915 916 917 918 919 920 921 922 923 924 925 926 927 928 929 930 931 932 933 934 935 936 937 938 939 940 941 942 943 944 945 946 947 948 949 950 951 952 953 954 955 956 957 958 959 960 961 962 963 964 965 966 967 968 969 970 971 972 973 974 975 976 977 978 979 980 981 982 983 984 985 986 987 988 989 990 991 992 993 994 995 996 997 998 999 1000

rablassung des
aber aus Ehr=
auszusprechen.
Wort aus dem
eners vernom=

s Wohl?

gen suchte die
n zu beobach=
losterhofe, den
Ihr auch für
ohl ab; sorgt
l? Ihr müßt
, und denken,
ich für Euren
Ihr im Geist=
roß wird nicht
Euch reichen,
n kein Mensch
he und Arbeit
der, dem er
ung. Nur ist
es werth!" —
ten wieder er=
n Diensteifer.
nit knechtischer
d liebten ihn
g ihrer Treue
t besorgt war.

on N., einer
ens die größte
musterhafteste
um Gesetz ge=

778. Sie sollen es auch nach meinem Tode gut haben.

Thomas Cromwell, der berühmte Staatsmann, den König Heinrich VIII. von England zur Würde eines Grafen von Esser erhob, hatte an Gottesfurcht, Treue gegen seinen König, Klugheit in Verwaltung seiner Geschäfte, Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter, Gehorsam, Liebe und Gutthätigkeit, wenig seines Gleichen. Unter Anderem forderte er alle Jahre einmal seine Bedienten zu sich, daß sie ihm Rechenschaft geben mußten, was sie sich in seinen Diensten erworben, und was sie noch von ihm verlangten. Er ermahnte sie, auf die Verbesserung ihrer Umstände bedacht zu seyn, und sorgte für sie auf seine eigenen Kosten und vermittelst seines Ansehens so treulich als für seine eigenen Kinder, damit sie nach seinem Tode eben so bequem leben könnten, als sie bei seinen Lebzeiten gethan.

779. Saget, daß Ihr mir verzeihet.

Jakob I., König von England (geb. 1566), fand einst einige wichtige Papiere nicht an dem Orte, wo er sie glaubte aufbewahrt zu haben, und forderte sie daher von seinem Sekretär, einem seiner ältesten, vertrautesten und treuesten Diener. Aber der betheuerte, von den Papieren nichts zu wissen. Da fuhr ihn der König hart an, beschuldigte ihn der Nachlässigkeit, ja der Untreue, und stieß den erschrockenen Diener, der auf seinen Knieen seine Unschuld behauptete, zornig mit dem Fuße hinweg. Bestürzt über diese Behandlung stand der alte Mann auf, erinnerte den König an seine treuen Dienste, die eines andern Dankes werth gewesen, erklärte, daß er jetzt nicht mehr dienen könne, und gieng sogleich vom Hofe hinweg. Kaum war er fort, da fanden sich die Papiere. Sogleich sandte der König dem treuen Diener Boten nach, von denen er kaum genöthigt werden konnte, wieder vor Jakob zu erscheinen. Doch jetzt warf sich der König vor dem Diener nieder, und versicherte, nicht eher aufstehen, nicht eher essen und trinken zu wollen,

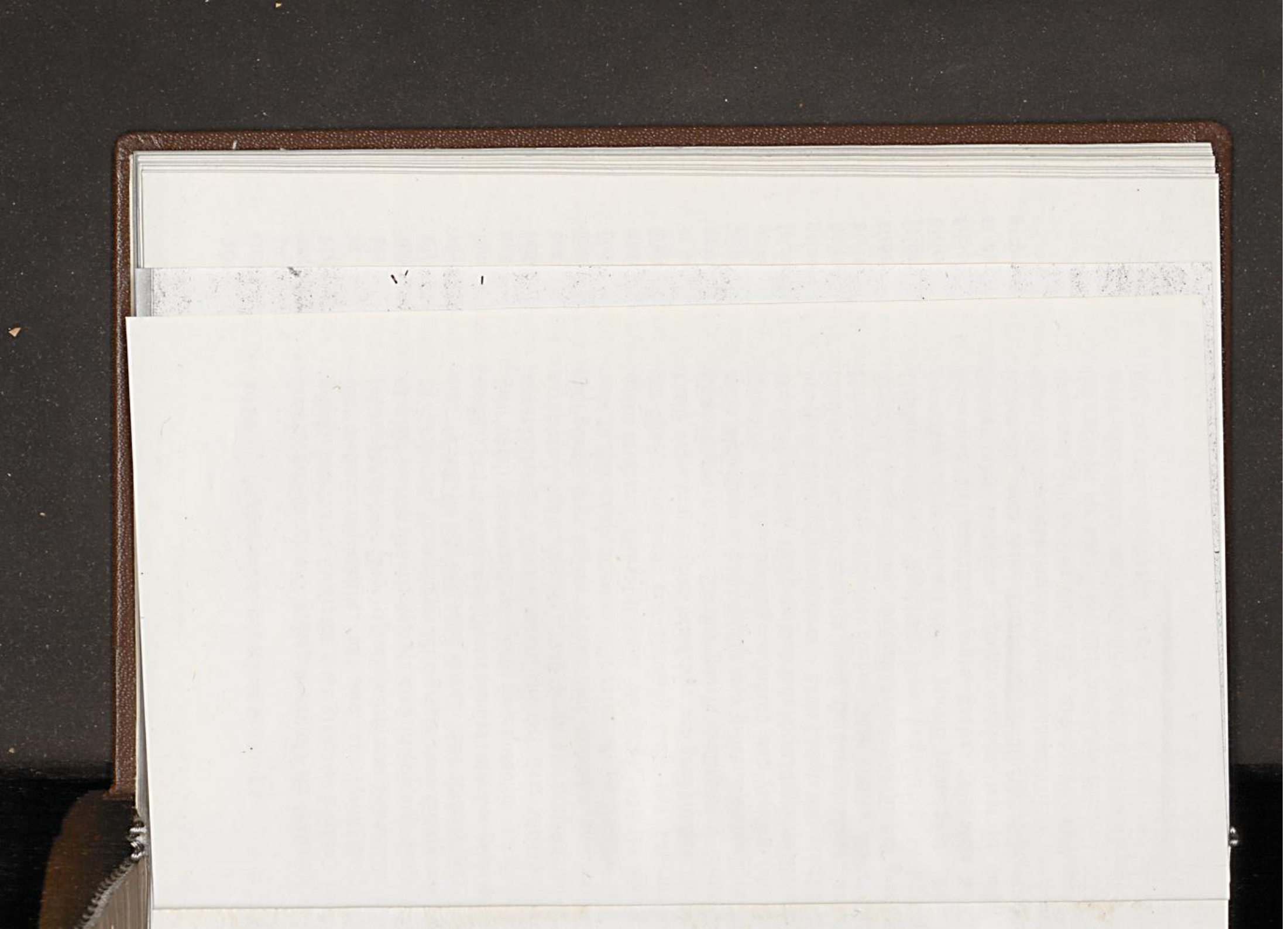
bis daß dieser ihm verziehen habe. Diese Herablassung des Königs rührte den Sekretär bis zu Thränen, aber aus Ehrfurcht weigerte er sich, das Wort Verzeihung auszusprechen. Jakob stand aber nicht eher auf, bis er dieß Wort aus dem Munde des schwergekränkten alten treuen Dieners vernommen hatte.

780. Sorgt Ihr auch für Euer ewiges Wohl?

Der sel. Abt Breithaupt in Klosterbergen suchte die Pflicht eines christlichen Herrn in allen Fällen zu beobachten. Einst fand er einen Knecht auf dem Klosterhofe, den er also anredete: „Was macht Ihr? Sorgt Ihr auch für Eure Seele? Ihr wartet Eurer Pferde wohl ab; sorgt Ihr denn auch gehörig für Euer eigenes Wohl? Ihr müßt bei Eurer Arbeit stets gute Gedanken haben, und denken, daß Ihr dem HErrn JEsu dienet, der Euch für Euren Dienst den Gnadenlohn geben will. Thut Ihr im Geistlichen und Leiblichen, was Ihr sollt, wie groß wird nicht Euer Lohn einst seyn! — Der Lohn, den wir Euch reichen, hat nur den Namen, und bedeutet nichts, denn kein Mensch kann dem andern auch nur die geringste Mühe und Arbeit bezahlen. Der Arbeiter ist viel zu edel, und der, dem er arbeitet, viel zu unvermögend zur Vergeltung. Nur ist das so Ordnung: der Arbeiter ist seines Lohnes werth!“ — Dieser Zuspruch wurde den übrigen Dienstboten wieder erzählt, und ermunterte alle zum redlichsten Diensteifer. Niemand diente einem so leutseligen Herrn mit knechtischer Furcht und aus Zwang; vielmehr ehrten und liebten ihn alle wie einen Vater, der für die Vergeltung ihrer Treue und für ihr wahres Wohl mehr als sie selbst besorgt war.

781. Die gute Hausfrau.

In dem Hause der deutschen Gräfin von N., einer Dame, die von Seiten ihres Geistes und Herzens die größte Hochachtung verdiente, herrschte die schönste, musterhafteste Ordnung. Unter Anderem hatte sie es sich zum Gesetz ge-



macht, an Sonn- und Festtagen niemals ein Gastmahl zu geben, damit ihre Bedienten nicht gehindert würden, dem Gottesdienste abzuwarten, und auch aus ihrem Beispiele sähen, wozu diese Tage eigentlich bestimmt seyen. Da sie es nicht hindern konnte, daß oft auch leichtsinnige Personen zu ihr kamen, die aus dem Tischgebete einen Scherz machten, so ließ sie sich das nicht irren. Sie schämte sich so wenig, diesen Theil des Gottesdienstes mit der gehörigen Feierlichkeit zu verrichten, daß sie es endlich durch den unveränderlichen Ernst, womit sie bei ihrer Gewohnheit verharrte, dahin brachte, daß auch die Leichtsinnigsten wenigstens den äußern Schein der Andacht annahmen, und so den aufwartenden Bedienten ein gutes Beispiel geben mußten. Und dieß hatte die Folge, daß ihr Haus ein Muster der Zucht und Ordnung war, und daß man darin unter dem Gesinde von keiner der gewöhnlichen Ausschweifungen hörte. In der ganzen umliegenden Gegend ward diese Familie hochgeschätzt und geliebt. Liebe, Treue, Begierde, der Herrschaft zu gefallen, und Freude, sobald der Graf oder die Gräfin etwas wünschten, leuchtete überall bei ihren Untergebenen hervor. Man schätzte sich glücklich, in ihren Dienst zu kommen, und sie hatte Gesinde, das ihr ganzes Leben bei ihr blieb. Ihre Weise, sich diese Leute so zu gewinnen, bestand darin, daß sie sich gegen dieselben ernsthaft bezeigte, ohne hochmüthig zu seyn, freundlich, ohne sich mit ihnen gemein zu machen. Den Lohn gab sie pünktlich; gegen Fehler, die nicht aus Bosheit oder Leichtsinn begangen wurden, war sie nachsichtsvoll; wenn ihren Dienstboten ein Unglück begegnete, nahm sie den lebhaftesten Antheil daran. Sie machte ihnen von Zeit zu Zeit Geschenke, und belehrte sie freundlich, wie sie ihr erworbenes Gut anwenden könnten. Noch mehr aber wirkte das persönliche Beispiel der Eingezogenheit der edeln Herrschaft.

782. Die Kunst, seine Diener lange zu behalten.

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen erprobte seine Menschenfreundlichkeit insbesondere auch in der Behandlung derjenigen Personen, welche zunächst zu Bedienung seiner Person da waren. Er hatte eine ausgezeichnete Gabe, die Leute schon auf den ersten Blick so richtig zu beurtheilen, daß er sehr selten in ihrer Wahl irrte, und dann behielt er sie auch so lange wie möglich.. Fragte man sie, wie geht es euch in eurem Dienste? so war die Antwort gewöhnlich die: »Mit Kunststücken kommt man hier nicht durch, Hinterthüren gibt's da gar nicht; die hat man aber auch nicht nöthig, wenn man immer wahr und aufrichtig, kurz und bestimmt sich zeigt. Die Abhängigkeit von der Person des Königs verliert sich in der Abhängigkeit von der Pflicht, und wer diese gewissenhaft immer zur rechten Zeit thut, ist und bleibt angenehm. Wir wissen, wie wir jedesmal daran sind, und so sind und bleiben wir auch frei und können uns die zuweilen eintretenden Verstimmungen leicht unschädlich machen. Der König ist ernst, fest, konsequent, und dabei mild, schonend und gütig. Er wird es mit den Jahren immer mehr; darum fühlen wir uns glücklich in seiner Nähe und wünschen darin zu bleiben bis an unser Ende.« — Diener als Werkzeuge zu benützen, so lange es geht, dann aber sie wie ausgedrückte Citronen wegzuwerfen, widersprach gänzlich seiner christlichen Denkungsart. Den geringsten, kleinsten Dienst ihm erwiesen, nahm er mit ausgesprochenem Danke an; und den vieljährig Erprobten schätzte er als eine Lebenswohlthat. Den geheimen Kämmerer Walter, der eine lange Reihe von Jahren ihm treu gedient, besuchte er wiederholt auf dem Krankenbette, saß lange an demselben und tröstete ihn durch freundlichen Zuspruch. Als es mit dem redlichen Mann an's Sterben gieng, kam der König wieder. Mit dem sichtbaren Ausdruck schmerzlicher Wehmuth trat er an's Sterbebette, faßte die Hand des Sterbenden und dankte für die Treue, mit der er ihm so lange gedient;

zu dem gerade anwesenden Hofprediger Eylert aber sagte er: „Wird mir lieb seyn, wenn Sie bis an sein Ende bleiben, mit biblischen Sprüchen trösten!“ und dann verließ er still mit einer Thräne im Auge das Sterbezimmer. Als der General v. Köckeritz krank wurde und sich seinem Ende näherte, bewährte ihm der König die wärmste Zuneigung. Bei der Wiederholung schlagartiger Anfälle ließ der König täglich sich nach seinem Befinden erkundigen, und schrieb ihm eigenhändig tröstende Briefe. Als das Uebel zunahm, und Köckeritz seinen Sessel nicht mehr verlassen konnte, besuchte ihn der König und war auf das Liebevollste bemüht, den Kranken zu erheitern, der seinerseits lang in stummem Entzücken die Hand des theuren Königs in der seinigen hielt und mit Thränen im Auge ihn betrachtete. — Nur ungern gab der König den von einem seiner Diener erbetenen Abschied. Er pflegte in solchen Fällen zu thun, als habe er das Entlassungsgesuch gar nicht erhalten, schob aber dann von Zeit zu Zeit bei fortgesetztem Dienst die Frage ein: »Zufrieden?“ — dann einmal wieder: »Fehlt was? Klagen?“ — oder er machte kleine Geschenke, so daß, von solcher Milde und Güte gerührt, Manche ihr Abschiedsgesuch zurücknahmen, und nun selbst um längere Beibehaltung baten. War dieß aber nicht möglich, so ließ er die Entlassung nicht auf einmal, sondern in allmähligen Uebergängen eintreten. Er stellte dem Diener einen Nachfolger an die Seite, und entließ ihn erst dann völlig, wenn dieser gehörig eingeübt war, und durch die Veränderung keine Lücke mehr entstand; für den Entlassenen aber sorgte er auf's Wohlwollendste bis an sein Ende, und ehrte ihn noch im Tode.

XIX.

Treue Dienstboten.

Ihr Knechte seyd unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen. 1 Petr. 2, 18.

---

783. Dieser deckte seinen Herrn mit seinem Leibe.

Im Jahr 1542 that Herzog Moritz zu Sachsen einen Feldzug in Ungarn wider die Türken. Eines Tages wagte er sich etwas zu weit gegen seine Feinde, und hatte Niemand bei sich als seinen Pagen Bartholomäus von Reibisch. Unvermuthet war er von den Türken umgeben, die ihm sein Pferd unter dem Leib todt schoßen. Der Herzog lag auf der Erde, und die Feinde hieben nach ihm. Eilig sprang sein Begleiter vom Pferde, legte sich mit dem ganzen Leib über seinen Herrn, und hielt also die Säbelhiebe von ihm ab. Mittlerweile kamen des Herzogs Leute herbei, und die Türken wurden zurückgetrieben; der treue Diener des Herzogs aber starb bald darauf an den empfangenen vielen Wunden.

784. Das Muster eines guten Dienstboten.

Johanna Magdalene Morg, 1718 geboren, war bis an's Ende ihres Lebens Dienstmagd des Predigers B. M. L. bei Straußburg, und nicht leicht hat man einen musterhafteren Dienstboten gesehen. Stets fand man sie treu, redlich und unverdrossen bei ihrer Arbeit, und obwohl sie nach ihren Gaben und Kenntnissen zu höhern Geschäften geeignet gewesen wäre, gab sie sich doch mit der größten Bereitwilligkeit zur Viehmagd her, und verlangte es nie anders, so oft sie es auch besser hätte haben können. Obgleich ihre Berufsarbeit sie oft bis in die späteste Nacht hinein beschäftigte, war sie doch stets dabei heiter und vergnügt, und erbaute Jedermann durch die Dienst-

fertigkeit, Freundlichkeit und Demuth, die aus ihrem Angesichte hervorleuchtete. Sie verstand es auf eine ausgezeichnete Weise, Gebet und Arbeit so mit einander zu verbinden, daß Eines das Andere förderte. Unter stetem Herzensgebet fütterte sie das Vieh, und wenn sie den Stall fegte, waren geistliche Lieder ihre Ermunterung. Mit kleinen Kindern wußte sie besonders geschickt und vorsichtig umzugehen, und versäumte nie etwas an ihnen, so sehr sie auch darauf aus war, unter der Arbeit stets mit Gott und seinem Wort sich zu beschäftigen. So anstrengend auch ihre Tagesarbeit war, so legte sie sich doch nicht zu Bette, ohne ein Kapitel aus der Bibel, oder ein altes Kernlied betrachtet zu haben. Nicht leicht war Jemand aufmerksamer bei'm öffentlichen Gottesdienste als sie, und nach ihrem Tode fand man eine Menge Predigten, die sie auf's Sorgfältigste nachgeschrieben hatte. So sehr sie von ihrer Dienstherrschaft wegen ihrer Treue und ihres Christensinnes geliebt und geschätzt wurde, so blieb sie doch derselben gegenüber stets in den Schranken des Gehorsams und der Ehrerbietung. Ihren Mitmenschen erzeigte sie viele leibliche und geistige Wohlthaten. Von dem Lohn, den sie in 9 Jahren eingenommen, hinterließ sie nicht mehr als 4 Groschen, denn ihr mitleidiges Herz suchte mitzutheilen und zu helfen, wo es ihr nur immer möglich war; insbesondere nahm sie sich ihrer 6 Taufpathen an, die von ihr recht mütterlich geliebt und reichlich beschenkt wurden. Ein besonderes Werk aufopfernder Barmherzigkeit erzeigte sie an einem derselben, das sie, während seine Eltern an einer umgehenden Seuche hart darniederlagen, mit Bewilligung ihrer Herrschaft zu sich nahm, und manche Nacht schlaflos über seiner Verpflegung verbrachte. Ihre Freistunden benützte sie gerne zum Besuche der Armen und Kranken, und wußte so erbaulich mit ihnen zu reden, daß ihr Herr an ihr eine sehr erwünschte Diaconissin hatte. Gegen Ende des Jahrs 1744 wurde sie von einer hartnäckigen und beschwerlichen Frieselkrankheit befallen, welche sie an ihre seit

einiger Zeit sich öfters wiederholende Ahnung erinnerte, daß sie nicht mehr lange in der Welt seyn, sondern bald sterben werde. Die leibliche Hitze und Bangigkeit war während der Krankheit überaus groß, aber ihre Seele hielt sich in stiller Glaubenszuversicht an den HErrn, und überließ es ganz seinem Willen, ob Er ihre Gesundheit wieder herstellen, oder sie bald zu sich nehmen wolle. Am letzten Tage sagte sie: „Heute wird ein harter Termin seyn. Ich habe lange am Heiland gebettelt, ob Er mich nicht länger wolle bei euch lassen, aber nun sehe ich, es ist das nicht sein Wille; ich gehe weg, hinauf zu Ihm; ach mein Heiland, vergib mir doch meinen Eigensinn, meinen Trotz, meine Untreue, meinen Hochmuth! Doch, ich weiß ja, Du bist auch mein Versühner, und in Dir habe ich Vergebung und Seligkeit.“ In dieser Fassung verschied sie getrost und ruhig.

785 Ich weiß keinen Andern, für dessen Treue ich mich verbürgen könnte.

Als man im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Frankreich die Protestanten mit aller möglichen Gewalt auszurotten suchte, wurden mehrere derselben auf die Galeeren verdammt, wo sie die grausamste Behandlung erdulden mußten; nichtsdestoweniger blieben sie standhaft und treu, und fuhren fort, ihren Herrn auch unter den härtesten Trübsalen zu verherrlichen. Selbst ihre heftigsten Verfolger sahen sich genöthigt, ihre Treue zu bewundern, und mußten sich wegen ihrer barbarischen Grausamkeit mehr als einmal beschämt fühlen. Dieß widerfuhr unter Anderem dem Ritter von Langeron Montevrier, welcher als Kapitän eine dieser Galeeren commandirte. In seinen Meinungen und Gesinnungen ein vollkommener Jesuit, haßte er die Protestanten im höchsten Grade und unterließ es selten, wenn diese armen Leute nackend ruderten, dem Rudervogt zuzurufen: „erfrische den Rücken der Hugenotten mit einer neuen Prügelsuppe!“ So grausam dieser Kapitän

aus=
lag
ber
zu
ick=
das
eri=
lter
cht
ten
er=
ich
ine
das
ner
nn
:en
ſch
in=
aß
en
hr
ıte
ie=
ıte
ie
50
ts
ch.
n,

in
d,

war, so verschwenderisch war er auch. Sein Einkommen von 500 Livres monatlich reichte kaum zur Hälfte seiner Ausgaben. Daher war die Aufsicht über seine Vorrathskammer ein sehr kitzliches Amt, doch bei den Ruderknechten darum beliebt, weil man dadurch von dem schweren Dienste befreit war. Einst wurde der Aufseher über die Vorrathskammer untreu befunden, er erhielt die Bastonade und dem Rudervogt wurde der Auftrag, für einen treuen Bedienten zu sorgen. Der Vogt beschwerte sich über das Wort treu, indem er sagte: »wie soll ich unter diesen Verbrechern einen treuen Mann heraussuchen? Ich wüßte zwar einen alten, zum Rudern untüchtigen Mann, für dessen Treue ich Bürge seyn könnte, aber ich weiß zum Voraus, daß Sie diesen nicht nehmen werden.« — »Warum denn nicht,« — fragte der Kapitän — »wenn er wirklich so ist, wie du ihn beschreibst?« — »Darum, weil er ein Hugenotte ist; aber ich muß es wiederholen, ich weiß keinen Andern vorzuschlagen, für dessen Treue ich mich verbürgen könnte.« — »Gut,« — sagte der Kapitän — »ich will es mit ihm versuchen, laß' ihn herkommen.« Es trat ein alter, ehrwürdiger Greis hervor, Namens Baucilhon, alle seine Züge trugen das Gepräge der Redlichkeit und Gottesfurcht. Der Kapitän fragte ihn: »Willst du mein Bedienter werden?« Er antwortete mit solcher Bescheidenheit und mit so edlem Anstande, daß der Kapitän sogleich Vertrauen zu ihm gewann, und ihn auf der Stelle in das Speisegewölbe führen ließ. In kurzer Zeit war der Kapitän so wohl mit ihm zufrieden, daß er Keinen mehr liebte als Baucilhon, und ihm sein ganzes Vermögen anvertraute. Pünktlich legte ihm dieser von Zeit zu Zeit seine Rechnungen vor, aber Langeron zerriß sie vor seinen Augen, ohne einen Blick darein zu thun. Indeß hatte der Kapitän einen Verwalter und einen Koch, die an einem besondern Tisch speisten, und zuweilen kostbare Weine und Speisen von Baucilhon für sich begehrten. Da er es ihnen aber abschlug, wurden sie so grimmig, daß sie ihn zu stürzen be-

schloßen; indem sie es listig so anlegen wollten, daß Baucilhon als ein Dieb erfunden würde. Allein der Anschlag wurde ihm verrathen; er beschloß daher, um nicht über kurz oder lang dennoch in die Hände dieser Bösewichte zu fallen, lieber wieder zu dem schweren Ruderdienste zurückzukehren. Er begab sich daher eines Morgens vor das Bett des Kapitäns, und bat ihn, daß er ihn des bisherigen Dienstes entlassen möchte, da mit zunehmendem Alter sein Gedächtniß und seine Augen abnähmen, und er nicht mehr so pünktlich, wie er wünschte, sein Amt verwalten könne. Der Kapitän verwunderte sich darüber, und erklärte ihm, bei Strafe seiner Ungnade, er solle sogleich angeben, was die eigentliche Ursache sey, warum er seine Entlassung wünsche. Nun erst gestand Baucilhon, was ihn eigentlich dazu bewege. Sogleich wurden seine Gegner herberufen und bedroht, sie würden in's Meer geworfen, wenn sie nicht Alles gestänben. Sie bekannten ihren frevelhaften Anschlag und baten tausendmal um Verzeihung. — „Ich werde euch“ — erwiederte der Kapitän — „mit nichts Anderem strafen als damit, daß ich euch bekannt mache, daß von diesem Augenblick an, wenn etwas von den Sachen verloren geht, die unter Baucilhon's Aufsicht stehen, ihr davon Rechenschaft abzulegen habt.“ — „Aber da könnte er uns ja alle Augenblicke in's Unglück bringen“ — erwiederten sie. „Baucilhon ist ein ehrlicher Mann,“ — sagte der Kapitän — „und ihr seyd nichtswürdige Leute, die geprügelt und in Ketten gelegt zu werden verdienen.“ So begaben sie sich bestürzt hinweg, und unternahmen nichts mehr gegen den treuen Diener, um dessen willen nun auch die vier andern Protestanten, die auf dem Schiffe waren, in eine erträglichere Lage kamen.

786. So lange ich lebe, sollen sie eine Mutter an mir haben.

Bei dem Pelzhändler Maignon in Paris diente in den Jahren 1765—1785 la Blonde, eine Dienstmagd,



deren Betragen ein seltenes Beispiel ausdauernder Treue gab. Nachdem sie eine so lange Reihe von Jahren das Glück ihrer Herrschaft getheilt, und sich nach und nach 350 Thaler erspart hatte, kam eine Zeit, wo es sich bewähren konnte, ob sie auch das Unglück derselben zu theilen vermöge. Maignon machte Bankerott, und gerieth in die bitterste Armuth. Ob sie nun gleich keine Hoffnung mehr hatte, einen Lohn zu bekommen, blieb sie dennoch ihrer Herrschaft treu. Bald darauf starb Maignon und hinterließ eine Wittwe mit zwei kleinen Kindern, welche alle drei außer Stand waren, ihr Brod zu verdienen. Aber la Blonde blieb auch jetzt noch bei der Wittwe und, statt von ihr ernährt zu werden, ernährte sie mit ihren Ersparnissen die arme Familie. Allein diese waren in kurzer Zeit aufgezehrt, und sie hatte bald nichts mehr als eine jährliche Einnahme von 50 Thalern aus einem ihr zugefallenen Erbe. Auch dieß theilte sie mit der Familie, und als in dem theuren Paris ihre Einnahme nicht zur Bestreitung aller ihrer Bedürfnisse zureichen wollte, verkaufte sie ihre Kleider und andere Sachen von Werth und verdingte sich die Nächte über bei Kranken als Wärterin, während sie den Tag über die kränkelnde Madame Maignon verpflegte. Dieß setzte sie fort bis zum 28. April 1787, da starb ihre Gebieterin, aber la Blonde, statt eine der ihr anerbotenen vortheilhaften Stellen anzunehmen, übernahm Mutterstelle bei den Waisen, obgleich die Obrigkeit dieselben in ein Hospital aufnehmen wollte, und erklärte standhaft: „So lange ich lebe, sollen die beiden Waisen an mir eine Mutter haben.“ Schon machte sie Anstalt, mit denselben nach ihrem Geburtsorte Rieul zu reisen, wo sie wohlfeiler leben zu können hoffte, als der Zuckerbäcker Charpentier die edle Pflegmutter sammt den Kindern aufnahm.

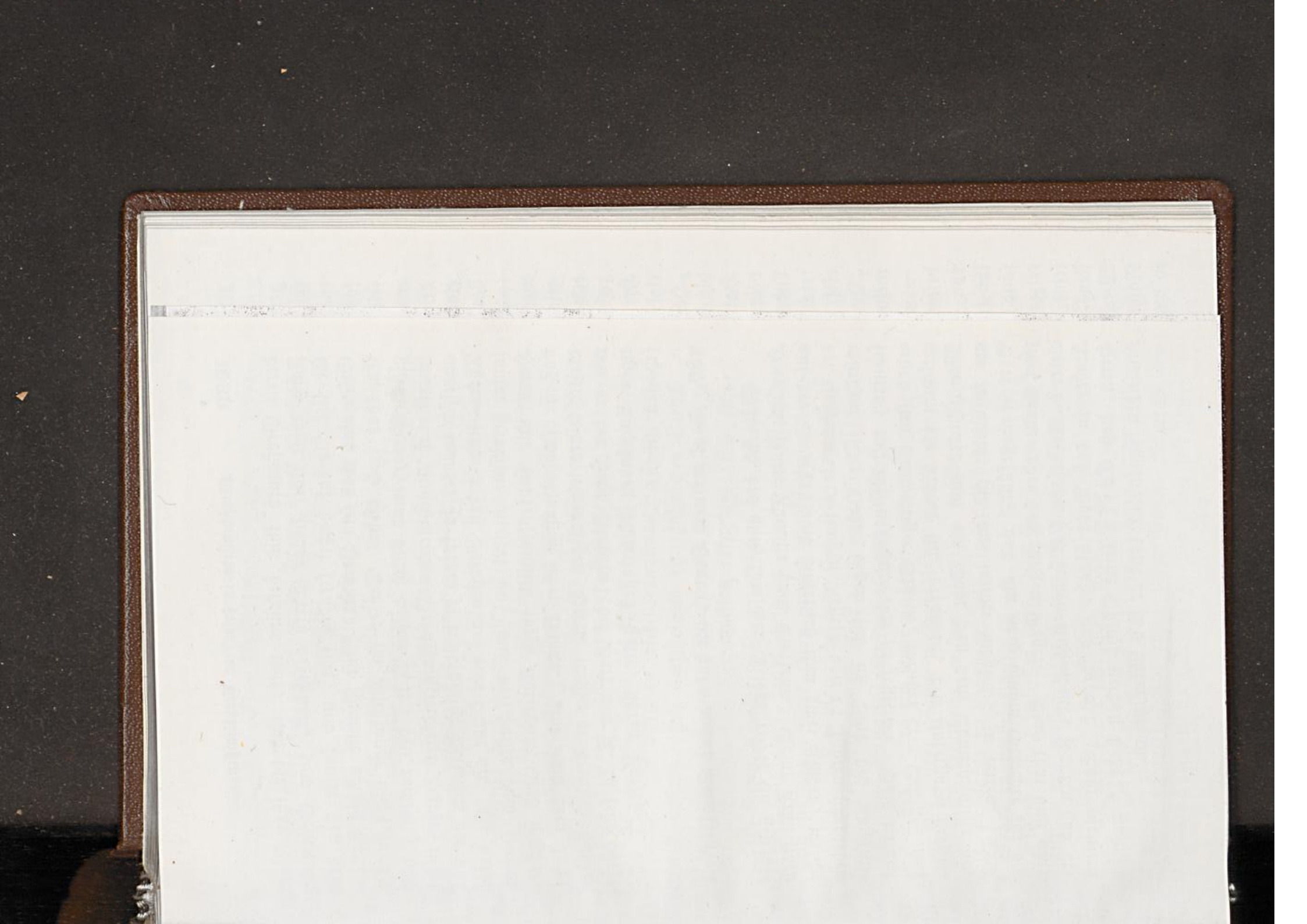
787. Die Schutzmauer eines Kindes.

Bei dem Erdbeben zu Port au Prince (Pohrt oh Preins, d. i. Prinzenhafen) auf der Insel St. Domingo im J. 1770

befand sich eine Negersklavin allein in dem Hause ihres Herrn mit dem Kinde desselben, das sie an der Brust hatte; Jedermann suchte sich durch die Flucht zu retten. Hätte auch sie es so gemacht, so wäre das Leben des ihr anvertrauten Säuglings in Gefahr gewesen. Sie opferte aber lieber das ihrige auf, bedeckte ihn mit ihrem Körper, und fieng mit unglaublichem Muthe alle herabfallenden Trümmer des Hauses auf. Das Kind wurde erhalten, aber sie ward wenige Tage darauf ein Opfer ihrer Treue.

788. Wie ein herabgekommener Herr durch seinen Bedienten erhalten wird.

Johann Voirey (Woareh) trat sehr jung bei dem Herrn von T. in Dienste, der ein rechtschaffener Mann war, und sich in guten Glücksumständen befand. Nach des Vaters Tode trat der treue Voirey in die Dienste des jüngsten Sohns desselben. Letzterer verheirathete sich nicht lange hernach, und erhielt durch diese seine Verbindung ein über alle seine Erwartungen großes Vermögen; aber seine unmäßige Liebe zu Ergötzlichkeiten und zum Wohlleben machte, daß er gar bald sein und sogar seiner Frau Vermögen durchbrachte, die ihm bei ihrem Tode Alles, was sie besessen, hinterlassen hatte. Bis dahin war Johann Voirey, der sich diese so unverantwortliche Haushaltung zu Herzen gehen ließ, nur für einen Bedienten angesehen worden, der seine Pflichten genau beobachtete, seinem Herrn, der ihn sehr liebte, treu ergeben und von allem Eigennutz durchaus entfernt war, indem er gar nichts von seinem Lohne aufhob. Aber von der Stunde an, da er sah, daß sein Herr sich nicht mehr helfen konnte, war er einzig darauf bedacht, wie er der Noth, in welche sich derselbe gestürzt hatte, durch seinen Fleiß abhelfen möchte. Da er an einem Flusse wohnte, in dem es viele schöne und gute Fische gab, so fischte er mit der Angelschnur, und so bald er das Glück hatte, einen Fisch zu fangen, der nur etwas in die Augen fiel, so brachte er ihn reichen Leuten,



deren Großmuth ihm bekannt war, und die ihm seinen Fang weit über seinen Werth bezahlten, zum Geschenke. Er lief hierauf höchst freudig fort, und kaufte von dem Gelde ein, was sein Herr und seine Familie nöthig hatten. Er that noch mehr. Da er im Fischfange nicht immer glücklich war, und durch dieses Mittel den täglichen und immer mehr zunehmenden Bedürfnissen dieses Hauses nicht abhelfen konnte, so sprach er mildthätige Personen vor den Thüren und in den Straßen um eine Gabe an. Er hatte lauter zerrissene Kleider an, und verschaffte doch seinem Herrn und seiner Familie ihren Unterhalt, und machte, daß sie standesmäßig leben konnte. Und nach dem Tode dieses seines ehemaligen Herrn sorgte er treulich dafür, wie er den sechs Kindern, die Herr von T. in sehr dürftigen Umständen hinterlassen hatte, ihren Unterhalt verschaffen möchte.

789. Sagt meinem Herrn, ich habe meine Schuldigkeit gethan.

Während des amerikanischen Kriegs reiste ein gewisser Herr mit seiner Familie nach England. Seine Frau starb auf der Seereise, und hinterließ ihm zwei Kinder, welche der Aufsicht eines jungen Negers von 17 Jahren übergeben wurden. Der Vater begab sich an Bord des Admiralschiffes, mit dessen Geschwader sie segelten. Bald darauf erhob sich ein heftiger Sturm, welcher dem Schiffe, auf welchem die Kinder sich befanden, den Untergang drohte. Man schickte nun ein Boot von dem Admiralschiffe ab, um so Viele, als nur immer möglich, zu retten. Das Boot war gefüllt, und nur noch Raum entweder für die zwei Kinder oder den jungen Neger. Was that nun aber dieser? Er besann sich keinen Augenblick, sondern hob die Kinder in das Boot hinab, und sprach: »Sagt meinem Herrn, daß Caffy seine Pflicht gethan habe!« und in demselben Augenblick sank er in's Meer hinab.

790. Wie Gott die ausdauernde Treue eines Knechts belohnte.

Gottfried Vogel diente viele Jahre nach einander bei einer Wittwe, welche mit ihren vielen Kindern ein mittelmäßiges Bauerngut besaß. Sein Lohn war nicht der ansehnlichste, und die gute Frau war oft nicht im Stande, ihm solchen zu gesetzter Zeit zu geben. Nichtsdestoweniger nahm er Alles so in Acht, als ob es sein Eigenthum wäre, und die Wittwe kam durch seine Treue und ihren Fleiß wirklich in gute Umstände. Es wurde ihm mehr als einmal ein ansehnlicher Lohn geboten, wenn er zu einem andern Herrn sich verdingen wollte; er aber konnte es nicht über's Herz bringen, eher von der Wittwe wegzuziehen, als bis ihr ältester Sohn die Arbeiten eines Knechts versehen könnte. Als dieser so weit herangewachsen war, und Gottfried anfieng, sich nach einem einträglicheren Dienst umzuthun, kam aus einem benachbarten Dorfe ein wohlhabender Mann zu der Wittwe und erkundigte sich sehr genau nach ihrem Knechte. Diese gab ihm das Lob, daß er ein gottesfürchtiger, gewissenhafter und treuer Mensch sey, dem sie nächst Gott ihren ganzen Wohlstand zu verdanken hätte. Diese Nachricht war ihm sehr angenehm, und er erklärte sich gegen sie also: „Ich habe ein hübsches Gut, und eine einzige Tochter, das arme Mädchen hat aber durch die Pocken ein Auge verloren, und muß daher fürchten, von einem Manne mißhandelt zu werden, der sie blos um ihres Gütchens willen heirathen würde. Ich wünschte, sie davor zu bewahren, und bin daher bereit, sie an G. Vogel zu verheirathen, da ich aus dem, was ich so eben gehört habe, schließen darf, daß sie an ihm einen rechtschaffenen und verständigen Mann bekommen wird.“

791. Dir danke ich Alles, was ich habe.

Ein Plantagenbesitzer auf der westindischen Insel St. Domingo (Hayti) hatte einen Negersklaven Namens Ludwig Desrouleaux (Deruloh), der schon seit lan-

ger Zeit seine Freiheit suchte, und sie auch wirklich durch seine Dienste verdiente. Sein Herr hatte sie ihm schon mehr als einmal versprochen; aber der treue und arbeitsame Sklave war ihm zu nothwendig, und der Neger, der seine Hoffnung stets vereitelt sah, entschloß sich nun, Etwas zu sammeln, womit er sich loskaufen könnte. In den westindischen Pflanzungen überläßt man den Negern einiges Land, zu dessen Anbau ihnen täglich zwei Stunden bewilligt werden, in welcher Zeit sie sich ihren ganzen Unterhalt verdienen müssen. Desrouleaux nützte diesen kümmerlichen Vortheil, und durch seinen unermüdeten Fleiß gelang es ihm, sich nebst seinem Unterhalte auch noch etwas Geld zu verdienen. Nachdem er die Ketten schon zwölf Jahre getragen hatte, fiel er eines Tages seinem Herrn, der ein Franzose war, zu Füßen. „Herr!“ — rief er, und eine helle Thräne glänzte in seinem Auge — „Herr! ich habe dir zwölf Jahre gedient; ich weiß wohl, die Vorsehung hat mein Leben und meine Freiheit in deine Hand gegeben; aber sprich, ob ich in diesen zwölf Jahren deinen Zorn verdient habe?“ — „Du bist mein guter Ludwig,“ — sagte dieser, und ließ ihm ein Glas Rum reichen. — „Ach, so nimm mir diese Fesseln ab!“ — rief der Neger, und umfaßte die Kniee seines Herrn. — „Du verlangst viel,“ — sagte der Franzose — du bist mir mehr werth als 500 Louisd'or. Indessen“ — fuhr er fort — „gehe nur wieder zu deiner Arbeit, ich will mich besser besinnen.“ — Ludwig gieng. Er erinnerte seinen Herrn von Zeit zu Zeit an sein Versprechen; allein dieser wies ihn immer wieder ab. Die Schwierigkeiten, die der Neger fand, machten ihm das Gut, wornach er strebte, immer reizender, und er suchte seine Kräfte zu vervielfachen, um seine Freiheit, die er nicht umsonst erhalten konnte, wenigstens um's Geld zu bekommen. Er schätzte sich also nach dem Werthe, den ihm sein Herr beigelegt hatte, und Tag und Nacht träumte er von den 500 Louisd'or. Endlich nach so manchem verseufzten Tage trat unser guter Desrouleaux,

der schon einen andern Neger zum Eintritt in seine Stelle beredet hatte, vor seinen Herrn, und zählte ihm die ganze Kaufsumme in Louisd'or hin. Sein Herr erstaunte. „Geh," — sagte er — „lange genug habe ich mit der Freiheit meiner Mitmenschen einen Handel getrieben; sey frei. Du machst, daß ich mich vor mir selbst schäme." — Bald darauf verkaufte dieser Mann alle seine Besitzungen, und schiffte sich nach Frankreich ein. Der Aufenthalt in Paris hatte für seine Vermögensumstände traurige Folgen, und da er die hohen Begriffe, die man von dem Reichthum eines Mannes, der in Amerika gewesen war, unterhalten wollte, überließ er sich ohne Ueberlegung allen Gelegenheiten zu Ausgaben, bis endlich sein ganzes großes Vermögen mit den genossenen Freuden verflogen war; er hielt es nun nicht mehr für gut, nach seinem Geburtsorte zu gehen, sondern schiffte sich wieder ein, um dahin zurück zu segeln, wo er reich geworden war. In seiner Verzweiflung hielt er es nämlich für weniger erniedrigend, in Amerika diejenigen, die ihm ihren Glücksstand zu danken hatten, um ihre Dienste zu bitten, als in Europa Unterstützung von denen zu erbetteln, die ihn zu Grunde gerichtet hatten. Unser armer Abenteurer kam auf Kap Français (Frah'nsä) an; allein seine Freunde, wenn er anders Freunde hatte, bekümmerten sich nicht um ihn; er mußte daher auf die erbärmlichste Art in den schlechtesten Wirthshäusern umherirren, die am Hafen stehen und in welcher nur Matrosen und Sackträger einkehren. Noch hatte er seinen ehemaligen Neger nicht aufgesucht, er wollte sich ihm in seiner traurigen Lage nicht gerne zeigen. Dieser vortreffliche Mann aber, der sich unterdessen ein schönes Wirthshaus angeschafft hatte, hörte von dem Unglück seines ehemaligen Herrn, suchte ihn sogleich in seiner elenden Herberge auf, warf sich zu seinen Füßen, nannte ihn noch immer seinen liebenden Gebieter, seinen besten Wohlthäter, und weinte über dessen traurige Lage, die ihm dieser nun auch ohne Rückhalt schilderte. Ludwig ließ es nicht bei bloßen

s ihn
dem
chick=
ienter
rden.
einen
auf
be=
) der
hlen,
eines
ihm
mer
rtete
ßge=
geh
l —
enge
Fü=
sem
chen
lieb
nne
die=
ng=
zu=
ck;
rb

en

ne
eil
en
ge

Mitleidsausrufungen bewenden; er nahm den Unglücklichen mit sich nach Hause und übergab ihm sein ganzes Hauswesen zu seinem uneingeschränkten Gebrauche. Bald aber fühlte der edle Neger, wie sehr dessen Eigenliebe durch einen solchen Wechsel gekränkt werden und wie widrig jede Art von Abhängigkeit dem seyn müsse, der vorher Gebieter gewesen war; und nun zeigte der ehemalige Sklave, eine Seele, die eines königlichen Thrones werth wäre. „Mein Herr!“ — sagte er eines Tages zu ihm, und umfaßte seine Kniee — „ich habe Dir Alles, was ich bin und habe, zu danken; nimm Alles, was ich habe, verlaß dieß Land, wo Du Dich immer an Dein Unglück erinnerst.“ — „Wovon soll ich aber in Frankreich leben, mein Sohn?“ — sagte der Kaufmann. — „Ach mein guter Herr!“ — antwortete der Neger — „wolltest Du wohl von Deinem Sklaven etwas annehmen, was er Dir lange aus Dankbarkeit zugedacht hat; wolltest Du mir nicht die Gnade erweisen?“ — Der Herr stand lange da, und wußte nicht, was er antworten sollte. Der Neger fuhr fort: „Würdest Du wohl mit 1500 Livres (beinahe 700 Reichsgulden) jährlicher Einkünfte auskommen?“ — „O, ich halte es nicht aus!“ — rief der Herr — und brach in Thränen aus. Der Neger lief fort, und brachte ihm in Zeit einer Stunde den gerichtlichen Aufsatz, worin ihm auf Lebenszeit ein Einkommen von 1500 Livres ausgesetzt wurde. Der Kaufmann in Frankreich erhielt, so lange er lebte, seine Pension stets sechs Monate vorher, ehe sie fällig war, ausbezahlt.

792. Ich schätze mich glücklich, mit meinem Herrn in die Verbannung zu gehen.

Der ehemalige Direktor Barthelemy in Frankreich, der im J. 1795 auf die gewaltsamste Art seiner Stelle entsetzt, und nach Cayenne verwiesen wurde, hatte einen Bedienten, der le Tellier hieß, und mit ungemeiner Liebe an seinem Herrn hieng. Das Unglück desselben än-

derte seine Gesinnungen gegen ihn nicht, und da Alles ihn verließ, wankte seine Treue dennoch nicht. — In dem Augenblick, da Barthelemy mit den Gefährten seines Schicksals sollte eingeschifft werden, fand sich auch sein Bedienter ein, und verlangte in das Schiff aufgenommen zu werden. Man wies ihn mit Härte zurück, er aber zeigte einen Befehl des Direktoriums vor, nach welchem es ihm auf seine Bitten erlaubt seyn sollte, seinen Herrn zu begleiten. Der General, der den Zug kommandirte, und der wenig fähig war, das Edle in diesem Verhalten zu fühlen, sagte darauf zu ihm: „Du willst also das Schicksal eines Mannes theilen, der auf immer verloren ist? Was ihm auch bevorstehe, so kannst Du gewiß seyn, daß er nimmer zurückkehret.“ „Mein Entschluß ist gefaßt:“ — antwortete der Bediente, — „ich schätze mich glücklich, das Mißgeschick meines guten Herrn theilen zu können.“ „So geh denn mit ihm in's Verderben!“ — versetzte der General — „Soldaten, bewacht diesen Menschen mit eben der Strenge wie jene Bösewichter!“ Le Tellier stürzte sich zu den Füßen seines erschütterten Herrn, der sich selbst in diesem schrecklichen Augenblick überglücklich fühlte, einen solchen Freund an sein Herz drücken zu können. Le Tellier blieb der treue Gefährte Barthelemy's, so lange er in Cayenne war, und trug Vieles zu seiner Erleichterung während dieser traurigen Verbannung bei. Als Barthelemy nach England entfloh, erlaubten es die Umstände nicht, ihn mitzunehmen. Le Tellier kehrte also nach Frankreich zurück; allein er sah sein Vaterland nicht wieder — denn er starb während der Ueberfahrt nach Europa.

793. Ich bin bereit, mit dir in's Gefängniß und in den Tod zu gehen.

Zur Zeit der französischen Revolution ward Madame Lepinai in's Gefängniß nach Nantes gebracht, dieweil ihr Gatte gegen die Republik in der Vendée gefochten hatte, und man hierin schon Grund genug fand, auch seine



Gattin zum Tode zu verurtheilen. Die Frau hatte aber ein Dienstmädchen, welches so anhänglich an sie war, daß es ihr in's Gefängniß folgte. Allein das Mädchen that noch mehr als das. Einst war, von Angst und Sorge, Kummer und Unruhe ermattet, Madame Lepinai eingeschlafen, da trat ein Soldat herein, um sie zum Blutgerüste zu rufen. Madame Lepinai! ertönte der Ruf. Hier! antwortete das Mädchen, und folgte statt ihrer dem Soldaten vor das Blutgericht. Sie wurde verurtheilt und augenblicklich in den Fluthen der Loire ersäuft. Ihre Frau aber, die man für das Dienstmädchen hielt, wurde freigelassen.

794. Er ist von ganzem Herzen ein Christ.

Zu Ende des Jahres 1837 wurde Missionar Hallbeck beauftragt, eine Besuchsreise bei den Missionsstationen Enon und Silo in Afrika zu machen. Der Weg war weit und gefährlich, konnte daher nicht unternommen werden ohne einen wohlerfahrenen, zuverlässigen Wagenführer, der nicht allein des Wegs genau kundig war, sondern es auch verstand, bei allen vorkommenden Fällen die zweckmäßigsten Maßregeln zu treffen. Wo sollte man aber diesen finden? Hallbeck wußte dazu keinen tauglicheren Mann aufzufinden als den Hottentotten Friedrich Moritz, welcher seit 16 Jahren der Brüdergemeinde in jenen Gegenden die nützlichsten Dienste geleistet. Dieser Moritz ist nicht allein ein sehr guter Kutscher, der für seine Passagiere und sein Zugvieh auf eine musterhafte Art sorgt, sondern auch sehr geschickt in allerhand kleinen Handreichungen, bei'm Kochen, bei'm Ausbessern der Wagengeschirre u. dgl. Er besitzt ein so außerordentliches Gedächtniß, daß er jede Anhöhe und jede Vertiefung des Weges in der ungeheuren Entfernung von der Kapstadt bis nach Grahamstadt so genau kennt, daß es ihm ziemlich gleich ist, diesen Weg in dunkler Nacht oder am hellen Tage zu fahren, und er versteht es, seine Berechnungen so genau zu machen, daß er nicht selten im Voraus sagt, wo er nach einigen Wochen auszuspannen,

oder zu übernachten gedenkt. Dabei ist er stets munter und aufgeräumt, und bei dem stärksten Platzregen hört man ihn seine Kameraden ebenso vergnügt unterhalten als bei der freundlichsten Witterung. Sein Witz ist unerschöpflich, und seine Gewandtheit, mit Menschen aus allen Ständen umzugehen, bewundernswerth. Er ist höflich, ohne kriechend zu seyn, bestimmt und entschlossen, ohne Anstoß zu geben. Auch besitzt er eine unermüdete Dienstwilligkeit und ein zartes, theilnehmendes Gefühl, welches sich kund giebt, nicht bloß im Umgang mit seines Gleichen, sondern auch in der Behandlung des ihm anvertrauten Zugviehs. In Gefahren bleibt er gelassen und unerschrocken. Hiedurch ist es ihm vor einigen Jahren gelungen, mehreren Menschen das Leben zu retten, die er als ein guter Schwimmer aus den Fluthen eines reissenden Stromes glücklich an das Land brachte. Fragt man aber nach dem Grunde, auf dem alle diese guten Eigenschaften des braven Hottentotten ruhen, so ist die Antwort: »er ist von ganzem Herzen ein Christ, und gilt für eines der würdigsten Glieder der Gemeinde Gnadenthal, einer Missionsstation der Brüdergemeinde in Südafrika.«

793. Ich freue mich, für dich sterben zu dürfen.

Ein englischer Offizier erzählt folgendes Beispiel edler Aufopferung für seinen Herrn von einem Hindu. »Einst war ich mit mehreren Offizieren auf einer Jagd mit gezähmten Leoparden. Diese Jagd war eine der aufregendsten, die ich je mitgemacht. Sobald ich nach Calcutta gekommen war, legte ich mich zu Bette, denn ich war am ganzen Leibe wie abgeschlagen. Allein kaum hatte ich mich niedergelegt, so erhielt ich einen Brief, worin mir gemeldet wurde, daß ich von einem meiner Diener tüchtig bestohlen worden sey, und eilend nach meinem etwa 30 Stunden entfernten Wohnort kommen solle, um der Sache weiter nachzuforschen. So müde ich war, so raffte ich mich doch sogleich auf und bestellte Träger, welche mich in einer

ab mich
ich zu
gestürzt
meine
t glau=
endlich
glaubte
Diener
e Vor=
or mir
ewöhn=
ich mit
ufe ihn
n Arm,
be eine
and ich
. Auf
erhalte
einige
zekrizelt
e: »der
ich er=
daß du
n hatte
ung bis
rr, die
r Platz
ürfen.«
e mich

Sänfte hinbringen sollten, denn der Wasserweg, der sieben Tagreisen betrug, war mir zu weit, lieber ließ ich mir die Gefahren und Beschwerden der Landreise gefallen, bei der man bei Tag von der Hitze wie gebraten wurde, bei der Nacht jeden Augenblick fürchten mußte, von den Tigern angefallen zu werden. Sogleich nach meiner Ankunft ließ ich einen indischen Zauberer kommen, weil ich wußte, daß man durch ihre Hilfe am leichtesten einen Dieb entdecken kann. Er kam, stellte meine Diener im Kreise um sich her, murmelte einige Worte über eine Platte mit rohem Reis, und gab dann jedem der Diener eine Hand voll mit der Erklärung, der Gott Wischnu werde den Schuldigen sicher zu treffen wissen, wenn sie anfangen den Reis zu kauen. Als die Reihe an Einen kam, dem ich viel Vertrauen geschenkt hatte, sah ich, wie die Muskeln seines Gesichtes sich krümmten, als hätte er den Starrkrampf. Der Zauberer hieß ihn den Reis ausspeien, und ich sah, daß derselbe nicht gekaut war. Jetzt fiel der Schuldige mir zu Füßen, und gestand nicht nur diesen, sondern auch einige frühere Diebstähle. Dieser grobe Mißbrauch des Vertrauens empörte mich; da aber der Diener schon lange in meinem Dienste gewesen war, so begnügte ich mich damit, ihn wegzuschicken. Am Abend besuchte ich einen meiner Freunde, und wir saßen gerade traulich bei einander, als man mir ankündigte, daß mein Sänfteträger, derselbe, der mich durch meinen Freund von dem vorgefallenen Diebstahl hatte in Kenntniß setzen lassen, mich zu sprechen verlangte. Ich gieng hinaus und erfuhr hier, ein Freund in dem drei Stunden entfernten Murschedabad habe sagen lassen, ich möchte ihn doch unverzüglich besuchen. So seltsam mir die Sache vorkam, so reiste ich doch auf der Stelle ab, fand aber zu Murschedabad, daß alles erlogen sey, und kehrte augenblicklich um, fest entschlossen, meinen Sänfteträger tüchtig abzustrafen. Ich pochte meine Diener wach, fragte nach dem Schuldigen, aber keiner wollte etwas von ihm wissen. Endlich mußte ich mich entschließen, seine Bestra-

fung auf den folgenden Tag zu verschieben, und begab mich etwas unmuthig nach meinem Schlafgemach, wo ich zu meiner nicht geringen Bestürzung meine Comode umgestürzt fand und mich bald überzeugen konnte, daß alle meine Kleider geraubt worden seyen. Noch wollte ich nicht glauben, daß mein Sänfteträger der Dieb sey, bis ich endlich seinen Turban auf dem Boden liegend antraf. Nun glaubte ich meiner Sache gewiß zu seyn, und schickte die Diener hinweg. Wie ich aber vor mein Bett trat, und die Vorhänge auseinander zog, sah ich mein andres Ich vor mir auf dem Bette liegend und der Kopf war in mein gewöhnliches Foulardtuch eingewickelt. Ganz verblüfft trete ich mit dem Lichte näher, es ist mein Sänfteträger. Ich rufe ihn laut an, erhalte aber keine Antwort, ich fasse den Arm, um ihn wach zu schütteln, aber er ist kalt, ich habe eine Leiche vor mir. Als ich die Decke zurückschlug, fand ich einen Dolch bis an's Heft in seine Brust gestoßen. Auf mein Geschrei eilen meine Diener herbei, und ich erhalte von einem ein Blättchen, worauf der Unglückliche einige Zeilen in hindostanischer Sprache mit der Nadel eingekrizelt hatte, welche der Dolmetscher folgendermaßen deutete: „der Mensch, dessen Diebstahl du entdeckt hast, wollte dich ermorden. Seine Maßregeln waren so gut getroffen, daß du seiner Rache nicht hättest entgehen können. Man hatte mich schwören lassen, das Geheimniß der Verschwörung bis zu meinem Tode zu bewahren. Verzeihe mir, Herr, die Lüge, wodurch ich dich entfernte. Ich habe deinen Platz eingenommen, und freue mich, für dich sterben zu dürfen.“ Der Mörder, nicht daran zweifelnd, daß seine Rache mich getroffen habe, hatte die Flucht ergriffen.

XX.

Brave Kriegsleute.

Der HErr lehret meine Hand streiten.
Psalm 18, 35.

---

796. Vertrauet auf Gott, der wird helfen.

Kaiser Otto I., der Große (gest. 973 nach Christo), bedachte immer, wenn er zu Felde ziehen mußte, daß der Ausgang des Kriegs und der Sieg nicht in der Menschen, sondern in Gottes Gewalt stehe. Wenn er seinen Kaiserschmuck zu Hause und im Feld tragen mußte, bat er zuvor Gott um ein demüthiges Herz, damit er durch den Glanz der irdischen Pracht nicht verblendet und übermüthig gemacht werde. Als bei der Belagerung von Breisach einige seiner Bundesgenossen ihn verließen, und nun auch seinem übrigen Volke der Muth entfiel, so redete er seine Truppen also an: „Warum seyd ihr so verzagt? Vertrauet Gott, der kann und wird helfen. Der Sieg steht in Seiner Hand. Ist unsere Stunde gekommen, so wollen wir Alle lieber christlich und unerschrocken sterben, als mit Schande und Schaden flüchtig werden. Thut ihr nur das Eure, so wird Gott auch das Seine bei uns thun!“ — So machte er den Soldaten wieder Muth, und erhielt den Sieg.

797. Der schottische Leonidas.

Zu Ende des zehnten Jahrhunderts wurde Schottland von den Dänen, die sich dieses Königreich unterwerfen wollten, bekriegt. Sie fielen in's Land ein, und gleich bei'm ersten Angriffe erfochten sie entscheidende Vortheile über die Schotten. Alles gerieth in Unordnung. Die ganze schottische Armee floh über die Gebirge, und würde von den nachsetzenden Dänen völlig aufgerieben worden seyn,

wenn nicht an diesem, für die Freiheit entscheidenden Tage der Bauer Hay das Vaterland gerettet hätte. Die Fliehenden nahmen ihren Weg durch einen engen Paß, wo sich Hay gerade aufhielt. Wie einst der Spartaner Leonidas, stellt er sich mit seinen beiden Söhnen dem eindringenden Feinde entgegen, hält dessen Macht auf, und verschafft seinen Landsleuten Zeit, sich wieder zu sammeln. Durch Hay's Heldenmuth angefeuert, stürzen diese auf den Feind, zerstreuen ihn, und entreißen seinen Händen die Ketten, mit denen er ihr Vaterland bedrohte, und den Sieg, den er schon als ausgemacht angesehen hatte. Dem edlen Bauern verdankte der Staat seine Freiheit, und der König seinen wankenden Thron. Dieser beehrte den tapfern Mann mit der vornehmsten Adelswürde, und schenkte ihm so viel Ländereien, als der Strich eines Falken ausmachte. Man ließ nämlich auf dem Schlachtfelde einen Falken steigen, und von hier aus bis an den Felsen, wo sich der Vogel niederließ, war alles Hay's Eigenthum. Noch bis jetzt heißt der Felsen der Falkenstein, und noch im vorletzten Jahrhundert lebte ein Nachkomme dieses Bauern, Johann Hay, der als Connetable von Schottland starb.

798. Dem Mann ein Ei, dem Schweppermann zwei.

Kaiser Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne, Herzog zu Oesterreich, stritten sich um die Kaiserkrone. Der erbitterte Friedrich ließ sich den vor Eßlingen erhaltenen Verlust zu keiner Warnung dienen, sondern war auf die äußerste Rache bedacht. Er zog abermals eine starke Macht zusammen, gieng damit in das Land ob der Ens, fiel zugleich in Baiern ein und verwüstete die Ländereien zu beiden Seiten der Donau auf das Grausamste. Der Kaiser verstärkte sich möglichst und rückte seinem Feinde entgegen. Friedrich hatte sein Lager auf einem wohlverschanzten Berge bei dem niederbaierischen Flecken Ampfing, zwischen Mühldorf und Oettingen. Bei der kaiserlichen Armee sollen sich auch der König Johannes aus Böhmen, die Herzoge aus

en
te
se
nd
te
en
n
ra
er
la
Ga
n
ne
te
ch
uf
ne
st
te
ge
ß.
l=
ch
er
d=
n
te

Schlesien und viele Grafen und Herren, 15,000 Pferde stark, befunden haben; das Fußvolk wurde auf 20,000 Mann geschätzt. Da es nicht rathsam war, die Oesterreicher in ihrem Lager anzugreifen, zog sich der Kaiser mit der ganzen Armee zurück. Herzog Friedrich hielt Ludwigs Weichen für Furcht und halbe Flucht, und obgleich sein Bruder Leopold ihn mit mehrerer Mannschaft aus dem Oberlande zu verstärken im Anmarsche war, wollten ihm doch seine unzeitige Hitze und Streitlust keinen Verzug verstatten, sondern er verließ ganz unbesonnen sein vortheilhaftes Lager, und griff den listig weichenden Feind, als dieser endlich Stand hielt, beherzt an. Auf der sogenannten Wehm- oder Weinwiese fieng am 28. September 1322 die blutige Schlacht an. Auf beiden Seiten wurde mit der größten Tapferkeit gefochten; der Sieg schwankte lange hin und her, und schien sich auf Friedrichs Seite zu neigen. In solcher Noth nahm Seyfried Schweppermann, ein Rittmeister von Nürnberg, ein alter baierischer Ritter und Feldmarschall des Kaisers, 400 Reiter zu sich, und warf sich mit ihnen so tapfer auf den siegenden Feind, daß sich das Blatt im Augenblicke wendete, und die Ungarn in volle Flucht geriethen. Da nun Schweppermann beherzt nachsetzte, auch Herzog Friedrich nebst seinem Bruder, dem Coadjutor zu Mainz, gefangen wurde, erhielt der Kaiser nach einem zweistündigen Gefechte das Feld. Ueber 5000 Reiter, ohne das Fußvolk, lagen auf der Wahlstatt todt hingestreckt. Nach dem Treffen wollte man gern im Lager Tafel halten, fand aber weiter keinen Vorrath an Speisen als eine große Menge hartgesottener Eier, welche der Kaiser so austheilen ließ, daß Jeder eins, der tapfere Schweppermann hingegen, dem dieser Sieg meistentheils zuzuschreiben war, und der 18 Feinde eigenhändig niedergehauen hatte, zwei Eier bekam. Daher entstand das Sprüchwort: dem Mann ein Ei, dem Schweppermann zwei! Welche Worte den alten Ritter so vergnügten, daß er dieselben auf seinem Grabsteine, in dem in der Oberpfalz gelegenen Kloster Kastell im Kreuzgange, einhauen ließ.

799. Ich will euch eine Gasse machen.

In der für die Freiheit der Schweiz so entscheidenden Schlacht bei Sempach am 9. Julius 1386 konnten die österreichischen Truppen nicht angegriffen werden, weil diese in völliger Rüstung von den Pferden gestiegen waren, und sich dicht aneinander gestellt hatten, so daß ihre Vorderseite ganz mit Eisen bedeckt, und durch Piken und Lanzen gesichert war. Arnold von Winkelried, Bürger von Unterwalden, hörte in seinem Herzen den Ruf des Vaterlandes. »Ich will euch eine Gasse machen — sagte er — »theure Mitbürger! gedenket meines Weibes und meiner Kinder!« Zwar wußte er wohl, daß es ihn unausbleiblich das Leben kosten würde; aber dieß schreckte ihn nicht zurück. Mit ruhiger Unerschrockenheit stellte er seine Leute in die Gestalt eines Dreiecks, er selbst nahm die Spitze davon ein, und ermahnte sie, ihm nach und durch die Lücke zu dringen, die er ihnen öffnen würde. Hierauf warf er seine Waffen von sich, umfaßte und richtete gegen sich so viele Spieße der Feinde, als seine beiden Arme umspannen konnten, und indem er sie mit der ganzen Last seines Körpers niederdrückte, und in seinen Leib grub, machte er dadurch in den feindlichen Schaaren, die zuvor enge geschlossen, nicht angegriffen werden konnten, eine Oeffnung. Die Schweizer, durch das entschlossene Beispiel ihres heldenmüthigen Mitbürgers angefeuert, stürzen sich mit Wuth ihm nach, hauen ein, drängen zurück, werfen nieder; der Tod geht vor ihnen her, allenthalben verbreiten sie Unordnung; die Niederlage der Feinde wird allgemein, und von dem Augenblicke an erklärte sich der Sieg für die gute Sache der Schweizer.

800. Flieht! ich will die Mauer vertheidigen.

Als im Jahr 1472 Karl der Kühne, Herzog von Burgund, die Stadt Beauvais (Bowäh) in der ehemaligen Picardie belagerte, wehrten sich die Bürger so tapfer, daß er, der Gegenwehr überdrüssig, beschloß, sie stürmen zu lassen. Die Burgunder wagten einen sehr heftigen Angriff,

überstiegen glücklich die ersten Verschanzungen, und kamen bis an die innerste Stadtmauer. Alles in der Stadt gerieth in Verwirrung und floh. Nur Wenige thaten noch dem eindringenden Feinde Widerstand. Da warf sich ein Weib, Hachette (Haschett) mit Namen, den Fliehenden entgegen. „Ihr flieht!“ — ruft sie. — „Habt ihr keinen König, keine Kinder mehr? Feige! flieht von den Mauern; ich allein will sie vertheidigen.“ Auf der Heldin Ruf kehrte wieder Muth in die Herzen der Bürger zurück. Sie folgen ihr, und stürzen dem andringenden Feinde auf's Neue entgegen. Aber drei Mal zurückgeworfen, fliehen sie schändlich zurück in die Stadt, und hören nicht auf den Zuruf ihrer Führerin. Von Neuem ertönt Heulen und Wehklagen in den Straßen. Man eilt zu den Kirchen und versteckt sich. Hachette erscheint. „Bürgerinnen! Ihr winselt“ — ruft sie — „da ihr handeln könnt? Die Furcht überlaßt den Männern! Kommt, ergreift die Waffen, die sie wegwarfen. Wenn sie Weiber sind, laßt uns Männer seyn! Folgt mir!“ Wie durch einen heiligen Enthusiasmus ergriffen, raffen die Weiber die Waffen auf, und Hachette an ihrer Spize habend beginnen sie wieder einen heftigen Kampf. Der Feind staunt über die neuen Amazonen, und wankt. Hachette erobert eine burgundische Fahne, die Karl selbst beschützte. Karl flieht, und die Burgunder mit ihm. Beauvais ist gerettet, durch ein Weib gerettet. — Zur Verewigung dieser glorreichen That befahl König Ludwig XI., daß jährlich eine Procession gehalten werden sollte, welche die Weiber anführten. Hachette erhielt die eroberte Fahne zum Geschenk, und führte, so lange sie lebte, den jährlichen Zug an, und als sie starb, ward das Siegeszeichen in der Dominikanerkirche über ihrem Grabe aufgehängt.

801. Gott sey mir gnädig in der letzten Stunde!

Am Anfange des Krieges, den Kaiser Karl V. mit den Protestanten in Deutschland führte, war Konstanz noch eine freie Reichsstadt. Sie war der eben angefangenen

Kirchen-Verbesserung treu ergeben, und suchte deßhalb in Augsburg bei dem Kaiser, der jetzt mehr in der Gestalt eines Feldherrn als des Reichsoberhauptes einen Reichstag daselbst hielt, um die Erlaubniß an, nach ihrer Ueberzeugung handeln zu dürfen. Kaiser Karl, der schon lange Absichten auf den Besitz dieser Stadt gehabt haben mochte, wollte diese Widersetzlichkeit zu einem Vorwande benützen, um sich ihrer zu bemächtigen. Der General Alphons Vives, der mit spanischen Völkern im Württembergischen lag, erhielt dießfalls die nöthigen Aufträge. Die Spanier wollten List mit Gewalt vereinigen, und ersannen daher folgenden Anschlag: Zwei spanische Lanzenknechte, die der deutschen Sprache mächtig waren, schlichen sich einzeln in die Stadt, und kehrten in zwei verschiedenen Wirthshäusern ein. Auf einmal stellten sie sich, als ob sie sich von ungefähr auf der Gasse erkennten. Der Eine fiel den Andern mit heftigen Worten an, behauptete gegen das zusammenlaufende Volk, daß dieser ihm eine ansehnliche Summe Geldes schuldig sey, und gab zugleich seine Freude zu erkennen, daß er endlich so glücklich gewesen sey, seinen Schuldner, der ihn mit der Bezahlung so lange aufgezogen habe, zu erwischen. Der angebliche Schuldner wurde vor Gericht gebracht, und die Sache anhängig gemacht, welche, was der Kläger schon eingeleitet hatte, nicht sogleich entschieden werden konnte. Während dieser Zeit kundschafteten die beiden Spanier die Lage und Stärke der Stadtmauern, ihre Zugänge, die Zahl der Bürgerschaft und was sonst zu ihrem Zweck diente, aus, und ehe man sich's versah, waren Kläger und Beklagter verschwunden. Bald darauf, an einem Montage, als die Stadt ein besonderes Fest feierte, und daher die meisten Bürger sich in der Kirche befanden, begann die Ausführung des feindlichen Planes. In aller Stille rückten die Spanier gegen die Stadt an, und drangen unbemerkt bis an die Vorstadt Petershausen vor, die auf der andern Seite des Rheines liegt, aber durch eine Brücke mit der eigentlichen Stadt verbunden ist. Plötzlich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

lles
der
nd
ten
rs,
end
fer=
hen.

ken
ist=
Ni=
end
hm
Ab=
nen
vä=
nde
ent=
ben
ung
ern
ent=
mit
and
er=
die
ief.
iche
nuß
die
ent=
und
nen

stürmten sie in die Vorstadt ein. Ungefähr 200 Bürger, die in dieser Gegend wohnten, eilten mit ihren Waffen herbei, und thaten tapfern Widerstand. Aber sie mußten der Uebermacht weichen. Nur wenige kamen davon; die meisten fielen als Opfer für die Freiheit und Unabhängigkeit der Stadt auf dem Kampfplatze. Jetzt stürmten die Spanier mit Macht auf die Rheinbrücke zu. Aber einige Bürger, die sich aus dem blutigen Handgemenge noch gerettet hatten, machten, unterstützt von andern aus der Stadt, die in der Nähe der Brücke wohnten und den Lärmen gehört hatten, ihnen jeden Fußbreit streitig. Es begann ein wüthender Kampf. Die geringe Breite der Brücke erlaubte nur Wenigen, neben einander zu fechten; auf persönliche Tapferkeit kam Alles an. Ein Rückzug in die Mauern der Stadt war nicht möglich, weil durch Verrätherei die Fallgitter am Thore unbrauchbar gemacht worden waren. Aber auch hier zeigte es sich, wie sehr der von Patriotismus und Freiheitsliebe begeisterte Krieger besoldeten Streitern an ausdauerndem Muthe überlegen ist. An der Spitze der Konstanzer focht ein gemeiner Bürger, ein Wagner, aus der Stadt. Lange schien der Ausgang des Gefechts von ihm allein abzuhängen, und das Glück begünstigte den Tapfern, daß keine der Wunden, die er erhielt, tödtlich war oder nur seinen Arm lähmte. Endlich entschloßen sich zwei der tapfersten Spanier, ihr Leben an diesen kühnen Bürger, der mit so ungemeiner Tapferkeit ihren ganzen Haufen aufhielt, zu wagen. Sie giengen mit vorgehaltenen Speeren herzhaft auf ihn los, und hinter ihnen drängten ihre Kameraden nach. Der entscheidende Augenblick war da. Da umfaßte der edle Bürger mit starken Armen die beiden Spanier, rief mit lauter Stimme Gott um Vergebung seiner Sünden an, und — stürzte sich mit den beiden Feinden in den Rhein. Alle drei fanden ihren Tod in den Wellen. Die spanischen Soldaten stutzten bei dieser außerordentlichen That; die Konstanzer Bürger wurden durch das große Beispiel von Neuem zur

Tapferkeit begeistert, und der Aufenthalt, den dieses Alles machte, hatte unterdessen sämmtlichen Bürgern, die in der Kirche waren, Zeit verschafft, die Waffen zu ergreifen und ihren bedrängten Brüdern zu Hilfe zu eilen. Sie hörten von der heldenmüthigen Aufopferung ihres Mitbürgers, und, von edler Nacheiferung begeistert, stürzten sie wüthend auf die Feinde. Diese konnten einer so überlegenen Tapferkeit nicht länger widerstehen. Sie mußten sich zurückziehen und ihr ganzes Unternehmen aufgeben.

802. Wir weihen uns dem Tode für's Vaterland.

Im Jahr 1566 ward Deutschland von den Türken unter Sultan Soliman II. hart bedrängt; das christliche Heer war geschlagen, zerstreut und geflüchtet. Nikolaus Graf von Zrini warf sich mit dritthalbtausend Streitern in die starke ungarische Festung Sigeth. Ihm folgten 100,000 Türken, und boten ihm einen freien Abzug an, wenn er die Festung übergebe. Er aber wies einen so schimpflichen Antrag mit Verachtung zurück, und erwägend wie viel damit gewonnen sey, wenn er die Feinde auch nur aufhalte, erklärte er seinen Gefährten den Entschluß, bis auf den letzten Mann für den Christenglauben zu kämpfen und sich unter den Trümmern der Festung begraben zu lassen. Sie aber schwuren ihm einen theuern Eid, mit ihm unerschütterlich zu verharren in dem entscheidenden Kampfe, und ihr Gelübde zu besiegeln mit dem Tode. Wie der Feind den grimmigen Widerstand der kleinen Heldenschaar durch den Tod von Tausenden erkennt, droht er dem General mit dem Tode seines in die Gefangenschaft gerathenen Sohnes. Zrini zerriß den Brief, lud ihn in seine Flinte, und schoß ihn zurück in's feindliche Lager. Der immer gewaltiger herandringenden Menge muß endlich das Häuflein weichen. Die Türken dringen in die Stadt, die Tapfern stellen ihnen eine eherne Brust entgegen, weichen kämpfend zurück bis in's obere Schloß, und bezeichnen ihren Weg mit den Leichnamen der Erschlagenen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

Nur 300 der Getreuen waren noch übrig. „Wir weihen uns dem Tode“ — ruft der heldenmüthige Graf — „und sterben im Namen JEsu für das liebe Vaterland und unsern heiligen Glauben. Dir, Allmächtiger! empfehlen wir die scheidende Seele!“ Damit stürzt der Tapfere durch das geöffnete Thor hin in die dichten Haufen der Feinde, die Fahne in der einen, das Schwert in der andern Hand. Die Feinde weichen zurück vor dem Anblicke des Entsetzlichen, dem Tod und Verderben aus dem glühenden Auge sprüht. Dann aber stürzen sie von allen Seiten auf die Gott geweihte Schaar, und einer der Brüder sinkt nach dem andern unter dem Geschosse und Schwerte der Feinde, bis der edle Zrini mit dem letzten seiner Heldenschaar unter der blutigen Menge fällt.

803. Die vierhundert Bürger von Pforzheim.

Im dreißigjährigen Kriege rückte Georg Friedrich, Markgraf von Baden, ein Fürst groß an Geist und Herz und Waffenruhm, der in der allgemeinen Noth nicht an sich dachte, sondern allein an das Vaterland, mit 20,000 Mann eigener Krieger aus, um der fürchterlichen Uebermacht Kaiser Ferdinands die Spitze zu bieten. In der Schlacht bei Wimpfen am Neckar (6. Mai 1622) stieß die vereinigte österreichisch-spanische Macht, überzählig an Schaaren und wohl ausgeruht, auf des Markgrafen kleineres abgemattetes Heer. Die Badenser, von Georg Friedrich selbst angeführt, rangen mit Riesenkraft für deutsche Freiheit, indeß die Feinde herzlos, ohne begeisternden Zweck, für fremde Unterdrückung kämpften. Unterstützt durch Herzog Bernhard von Weimar und durch Prinz Magnus von Württemberg, unter welchem dreimal das Streitroß fiel, bis er selbst mitten im Schlachtgetümmel den Heldentod starb, hatte der Sieg schon ganz für die Tapfern entschieden, als dennoch zuletzt durch den unglücklichen Umstand, daß Feuer unter ihrem Pulverwagen auskam, und die Geleitswagen Georg Friedrichs in tausend Trümmer

zerstäubten, ein Theil seines Heeres sogleich zerschmettert in den Tod hinsinkt, der andere wankt, in Verwirrung kommt und flieht. Der Markgraf weicht endlich, durch die Bitten der Seinigen gedrängt, mit blutigem Schwerte von dem Schlachtfelde, nachdem er alle Kunst des Feldherrn und alle Kühnheit des Kriegers umsonst erschöpft hatte. Nur 400 Bürger von Pforzheim, die ihm unter dem Bürgermeister Deimling, als Hauptmann der Leibwache (das weiße Regiment genannt), gefolgt waren, stellten sich, um den Feind von der Verfolgung ihres Fürsten zurückzuhalten, allein noch gegen das ganze siegreiche österreichisch-spanische Kriegsheer, und fochten da mit dem Muthe Solcher, die ein für alle Mal ihrem Leben entsagt haben. Zweimal wird ihnen von dem kaiserlichen Feldhauptmann Tilly Leben und Gnade angeboten, die sie aber jedes Mal kalt und ruhig von sich abwiesen. Voll von dem Gedanken: „Du hast uns Alles gegeben, du theures, heißgeliebtes Vaterland! Hier, wo es dir gelten muß oder uns, in der schweren Stunde der Prüfung — sieh, wir unterliegen ihr nicht — hier nimm deiner Gaben größte von uns zurück — unser Leben und unsern Fürsten!“ — kämpfen und sterben Vierhundert, als wär's Einer.

804. Verliert nur meinen Federbusch nicht aus dem Gesichte.

Als Heinrich IV. den erledigten Thron von Frankreich besteigen wollte, sah er sich in der traurigen Nothwendigkeit, solches mit der Gewalt der Waffen zu thun, indem die Ligue (Lig) ihn, als einen protestantischen Fürsten, durchaus nicht als König anerkennen wollte. In dem Kriege, den er deßhalb führen mußte, kam es am 14. März 1590 zu der berühmten Schlacht bei Ivry. Der König hatte nur 10,000 Soldaten, das Heer der Ligue hingegen zählte 16—17,000 Mann. Als er das feindliche Heer erblickte, rührte ihn der Gedanke, daß so viele tausend Menschen meist von einerlei Volke, und alle seine Unter-

Universitäts- und Landesbibliothek Bonn

thanen, im Begriffe stünden, sich bloß seinetwegen das Leben zu nehmen. Er seufzte daher zu Gott, und nach dem öffentlichen Gebete, welches der reformirte Prediger verrichtete, brach er selbst laut in folgende Worte aus: „O Herr! der Du mein Herz und das Herz meiner Feinde bis auf den Grund durchschaust, und der Du alle Begebenheiten und alle Dinge in der Welt nach heiligen und weisen Zwecken leitest, wenn Du siehest, daß meine Regierung Deinen Ruhm und das Wohl Deines Volkes befördern werde, wenn Du weißt, daß ich keine andere Absicht habe, als zu der Ehre Deines heiligen Namens und dem Besten dieses Staates Etwas beizutragen, so begünstige, o großer Gott! die Gerechtigkeit meiner Waffen; bringe jetzt alle Anführer dahin, daß sie denjenigen anerkennen, den ihnen Deine heiligen Schlüsse und die rechtmäßige Reichsfolge zu ihrem Landesherrn setzen. Wenn es Dir aber gefallen hat, es anders zu ordnen, oder wenn Du siehest, daß ich von der Zahl derjenigen Könige seyn sollte, die Du in Deinem Zorne gibst, so nimm mir nebst der Krone das Leben. Laß es geschehen, daß ich heute das Opfer Deines heiligen Willens werde; mache, daß mein Tod Frankreich von dem Elende des Krieges befreie, und daß mein Blut das letzte sey, welches in diesen Händeln vergossen werde!“ — Dieß Gebet munterte sein Heer dergestalt auf, daß es mit einem unbegreiflichen Eifer rief: »Es lebe der König!“ Nachdem er hierauf seinen Helm aufgesetzt hatte, auf welchem ein Busch von drei weißen Federn in die Höhe ragte, so redete er die Schwadron, welche er selbst anführte, mit diesen Worten an: „Meine Gefährten, wenn ihr heute euer Leben für mich wagt, so wage ich auch das meinige für euch; ich will entweder siegen oder mit euch sterben. Ich bitte euch, behauptet eure Stellung tapfer, und wenn die Hitze des Gefechtes macht, daß ihr sie verlaßt, so vereinigt euch geschwind wieder; denn davon hängt der glückliche Erfolg der Schlacht ab. Euer Vereinigungspunkt sey der Platz zwischen den

drei Bäumen, welche ihr hier oben zur rechten Hand sehet, und wenn ihr eure Fahnen und Standarten verlieren solltet, so verliert nur meinen weißen Federbusch nicht aus dem Gesichte, ihr werdet ihn beständig auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden!" — Mit diesen christlichen Gesinnungen gieng Heinrich seinen Feinden entgegen, und sein Sieg war vollkommen!

803. Wollt ihr sagen, ihr hättet mich mitten unter den Feinden gelassen?

Ritter Sebastian Schertel von Burtenbach (geb. 1495 gest. 1577) erhielt den Auftrag, mit 70 Auserlesenen zu Pferde und 100 Schützen die Besatzung von Augsburg zu verstärken. Abends neun Uhr machte er sich mit diesem Haufen aus dem Lager bei Nördlingen auf, um in der Dunkelheit der Nacht unbemerkt nach Augsburg zu kommen. Als er in der Gegend von Lauingen anlangte, hörte er schießen. Er stutzte, konnte aber weder erfahren noch errathen, was dieß zu bedeuten haben möchte; er wußte nämlich kein Wort davon, daß Lauingen schon von dem kaiserlichen Heere belagert und beschossen werde. Er glaubte daher, das Schießen sey Freudenfeuer der Besatzung über die Verstärkung, die sie, wie er wohl wußte, noch vor Kurzem erhalten hatte, und ritt also ruhig mit seinen Leuten auf die Stadt zu. Auf einmal sah er sich mitten unter kaiserlichen Wachen und Schanzen; hinter und vor ihm loderten Wachfeuer auf. Seine Leute wurden unruhig, und wollten zurück. Aber Schertel trat rasch zu Pferde mitten unter sie, und stellte ihnen vor, daß die Wachen, die sie hineingelassen, ihnen den Rückweg gewiß versperren würden. Wahrscheinlich, — setzte er hinzu, hätten sie ihn für einen kaiserlichen General gehalten. Diesen Irrthum so gut als möglich zu benützen, und sich unter dessen Begünstigung, wo möglich, durch's Lager zu schleichen, sey das einzige Mittel zu ihrer Rettung. Wenn sie jetzt umkehren wollten, würden alle herumstehenden Wachen auf diese plötzliche Wendung ihres Zuges aufmerksam werden.

Biblioteka Jagiellońska

n, und
e hätte
Mißver=
geschos=
uhe im
Vermu=
n, und
oten die
fall an=
ngener,
nur die
chon ein
e Stadt
diesem
hen ein=
rstlichen
tel jetzt
g hätte
»wagen
ertel an
Hans
Bürger
rzeugte.
Jubel
Vor der
ter Rit=
auszu=
zu blei=
stärken.
zen; er
ch hun=
ng be=
e Leute
h nach=
d hitzig
um die

Er stellte ihnen Davids Beispiel vor, der auch durch Muth und Entschlossenheit glücklich die Gefahr überwand. „Mir nach“ — schloß er seine Ermahnung — „mir nach, lieben Brüder! meiner Haut gilt es, wenn die Sache mißrathen sollte, so aber Gott nicht zulassen wolle. Wollt Ihr den Churfürsten, Landgrafen und Ständen die Antwort bringen: Ihr hättet mich mitten unter den Feinden gelassen? Euch habe ich zur Rettung meines Leibs vor allen Andern gewählt. Gilt Schertel bei Euch nicht mehr? Aber wenn ihr auch Alle mich verlasset, so bleibe ich doch bei meinem Entschluß! Ich rücke auf Lauingen; wo wollt Ihr hin?“ Diese kräftige Anrede that die gewünschte Wirkung. Beschämt folgten sie dem kühnen Anführer. „Wohlan denn!“ — riefen diese — „Gott, dem Vaterlande und dem Fürsten sey unser Leben geweiht!“ Er rückte jetzt mit seinem ganzen Haufen, ohne angehalten zu werden, durch die spanischen Völker und die Wolfsgruben, in denen sich die Feinde verschanzt hielten. Hier galt's! Seine Entschlossenheit benützte schnell den Umstand, daß das kaiserliche Heer aus so vielerlei Nationen bestand. Er that, als ob er sie nicht verstände, und befahl den Seinen, eine Oeffnung in die Wagenburg zu machen. Die Spanier ließen es zu, weil sie durch diese Zuversichtlichkeit auf den Gedanken kamen, er sey ein kaiserlicher General, der etwa die Stadt auffordern solle oder einen ähnlichen Auftrag habe. Schertel ritt nun ungestört mit den Seinigen an's Thor der Stadt, nannte seinen Namen und begehrte Einlaß. Schon glaubte er alle Gefahr überstanden zu haben; aber wie erschrack er, als man ihm antwortete, er könne unmöglich durch dieses Thor eingelassen werden, weil es zugeworfen und verschanzt sey. Er solle nur, hieß es, zwischen den Gärten an dem Bache hin zu dem nächsten Thor reiten, wo man ihn einlassen würde. Dem braven Schertel blieb nun nichts anders übrig, als dieser Anweisung zu folgen. An dem bezeichneten Bache traf er auf ein ganzes Regiment Spanier, das mit brennenden Lunten scharfe Wache hielt. Trotzig,

und ohne Jemand zu fragen, zog er durch sie hin, und kam glücklich bei dem andern Thore an. Beinahe hätte ihn aber, schon so nahe am Ziele, ein doppeltes Mißverständniß noch unglücklich gemacht. Da nicht mehr geschossen wurde, so brachte ihn dieses, so wie die Ruhe im kaiserlichen Lager, und andere Umstände auf die Vermuthung, daß die Stadt wohl schon übergegangen seyn, und kaiserliche Besatzung haben könnte. Eben so glaubten die Bürger, als die Wache vom ersten Thore den Vorfall anzeigte, der Einlaß-Begehrende sey vielleicht ein Gefangener, der unter dem Vorwande, als ob er Hilfe bringe, nur die Oeffnung des Thores bewirken solle, wo alsdann schon ein bereitliegender Hinterhalt hervorbrechen, und in die Stadt eindringen würde. Sie hatten auch alle Ursache zu diesem Argwohne, da die Stadt ringsum von den Kaiserlichen eingeschlossen, also ein Besuch von Leuten aus dem fürstlichen Heere nicht zu vermuthen war. Gewiß war Schertel jetzt in der gefährlichsten Lage, und der geringste Verzug hätte ihn unfehlbar den Kaiserlichen verrathen. Aber »wagen gewinnt!« Glücklicher Weise befand sich, als Schertel an dem zweiten Thore Einlaß forderte, dessen Eidam, Hans von Steinheim, auf der Mauer, der dann die Bürger von den ehrlichen Absichten des Ankommenden überzeugte. Er wurde jetzt von der Besatzung mit allgemeinem Jubel empfangen, und seine Kühnheit laut bewundert. Vor der Hand war er zwar in Sicherheit: aber als ein ächter Ritter war er nie gewohnt, ein Unternehmen nur halb auszuführen. Seine Bestimmung war nicht, in Lauingen zu bleiben, sondern die Besatzung zu Augsburg zu verstärken. Dieser Entzweck schwebte ihm beständig vor Augen; er wollte und mußte ihn zu erreichen suchen, wenn auch hundert Tausend Kaiserliche die Stadt und jeden Zugang bewacht hätten. Am folgenden Tage führte er seine Leute durch die Gärten in's Freie, und kam, ob ihn gleich nachher drei Schwadronen feindliche Reiter erkannten und hitzig verfolgten, glücklich davon, weil er die Gegend um die Stadt und alle Schlupfwinckel sehr genau kannte.

806. Ein Bürger, Held und Christ wie Gold.

Konrad Wiederhold wurde den 20. April 1598 zu Ziegenhain, im Hessen-Casselschen, geboren. Der Unterricht, den er in seiner Jugend genoß, war nicht viel besser, als ihn jetzt jeder Bauerknabe in einer ordentlichen Dorfschule erhält; denn die guten Schulen waren zu jener Zeit allenthalben noch gar selten. Dagegen aber empfieng er von seiner Mutter einen Schatz, wofür er ihr noch in seinem spätesten Alter von Herzen dankbar war. Dieser Schatz war nicht Geld und Gut, sondern eine fromme christliche Erziehung. Durch Wort und Beispiel hatte die treue Mutter ihre eigene aufrichtige Gottesfurcht dem zarten Knabenherzen eingepflanzt und damit den Keim zu allen andern Tugenden, durch die er später hervorragte und sich um Fürst und Vaterland, um die Menschen und um Gottes Sache verdient machte, durch die er mit Einem Worte zu einem christlichen Helden wurde. — Von Jugend auf offenbarte sich in ihm eine vorherrschende Neigung zum Soldatenstande; denn der HErr brauchte auch in jener bösen Zeit solche tapfere und treue Streiter, die das Schwert wohl zu führen wußten. Er trat zuerst in die Dienste der freien Stadt Bremen, später Venedigs, im Jahr 1619 in die des Herzogs Johann Friedrich von Württemberg. Da schwang er sich innerhalb zehn Jahren durch glänzende Beweise seines Muths und durch seine militärischen Kenntnisse vom gemeinen Soldaten bis zum Oberstlieutenant empor. Im Jahr 1633 ward er Commandant der Festung Hornberg, und nachdem er sich als solcher rühmlichst ausgezeichnet, im Jahr 1634 Commandant von Hohentwiel. Insbesondere bewies er seine Tapferkeit und Klugheit bei der Vertheidigung dieser Festung. Da er die Festung nicht in gehörigem Stande antraf, um eine Belagerung aushalten zu können, so war es sein erstes Bemühen, sich die nöthigen Kriegsbedürfnisse und hinreichende Lebensmittel zu verschaffen. Wie weise er daran gehandelt, das zeigt der Erfolg, da er in vierzehn Jahren fünf Belagerungen zu erstehen hatte. Kaiserliche, spanische, baierische Truppen

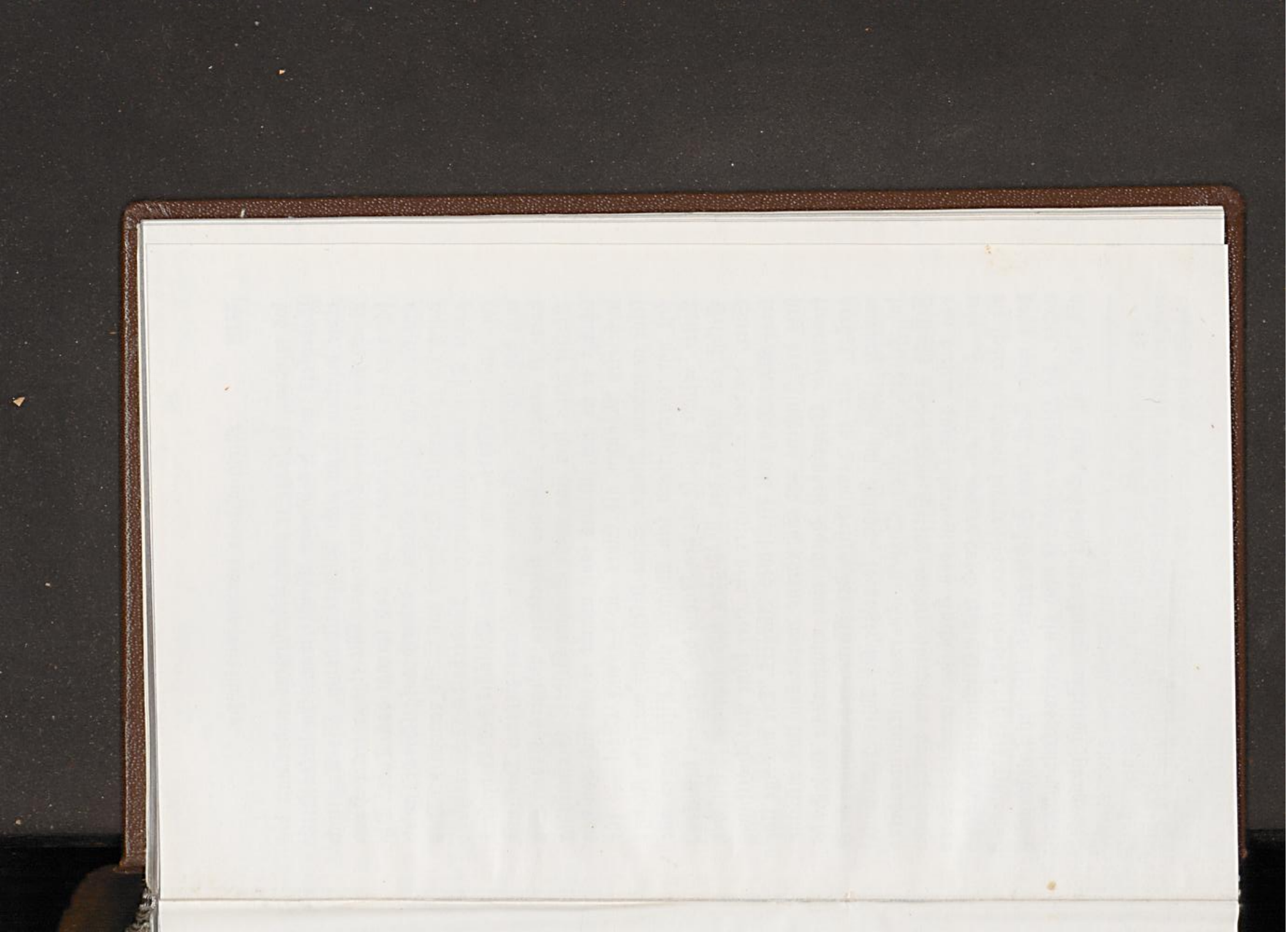
versuchten ihr Heil an der Festung, aber immer vergebens. Die merkwürdigsten Belagerungen waren die von den Jahren 1639 und 1641. Im ersten Jahre hatten die Feinde bereits die untere Festung, den sogenannten Vorhof, erstiegen und verbrannt, aber sie mußten, dieses errungenen Vortheils ungeachtet, bei der tapfern Gegenwehr Wiederholds mit großem Verluste wieder abziehen. Bei einem der Ausfälle, welche während dieser Belagerung aus der Festung gemacht wurden, zog auch eine heldenmüthige Jungfrau mit, und nahm einem feindlichen Unteroffizier sein Gewehr ab, das zum Andenken an diese That im Zeughaus der Festung aufbewahrt wurde. Noch ernstlicher war 1641 die Belagerung. Der österreichische Feldzeugmeister v. Sparr setzte Alles daran, Meister der Festung zu werden. Da jeder Versuch, sie mit stürmender Hand einzunehmen, an dem unerschütterlichen Muth der Besatzung scheiterte, so glaubte er durch Beschießen der Festung und durch angelegte Minen seinen Zweck erreichen zu können. Aber auch dieß war vergebens; durch häufige und tapfere Ausfälle brachte ihm Wiederhold einen großen Verlust bei, und machte alle seine Plane zu nichte. So mußte denn Sparr nach drei Monaten unverrichteter Dinge abziehen, nachdem er der Festung hart zugesetzt und manchen Soldaten verloren hatte. 1644 erschien der Churfürst von Baiern selbst vor der Festung, richtete aber eben so wenig aus. Wiederhold war nach und nach sowohl durch seine Tapferkeit als auch durch seine unerschöpfliche Erfindungsgabe in allerlei Kriegslisten der Schrecken der Feinde geworden. Er hatte einst wahrgenommen, daß ein Theil der Belagerer den Tag hindurch in einer nahe liegenden Kelter Wache hielt, Nachts aber die Kelter wieder verließ. Nun ließ er eine Granate dort eingraben. Als des andern Tages die Feinde nach ihrer Gewohnheit ein Feuer in der Kelter machten, entzündete sich die Granate, und sprengte die Kelter nebst einer großen Anzahl Soldaten in die Luft. Ein ander Mal ließ er lange mit Haken versehene Spieße verfertigen, und gab

Biblioteka Jagiellońska

einem
r Krieg
Schul-
ort und
sogleich
an den
ttlichen
er auf
auf im
er mit
vorlas.
eigener
orden,
f dem
ehalten
, ver-
Feinde
auenen
unter
d auf
schatz.
Feinde
r und
t. Ja
spar-
groß-
imlich
fe zu
n ein
hlten,
Die
eines
leder-
Bo-
einde
nicht

sie den kühnsten seiner Soldaten, welche sich in die Gebüsche am Fuße der Festung legen mußten. Wenn nun feindliche Reiter unten vorbeizogen, so wurden sie von den im Hinterhalt liegenden Belagerten unversehens von den Pferden herab- und zu ihnen hinaufgezogen. Solche Gefangene wurden bezeichnend Angelreiter genannt. So wie alle Angriffe an Wiederholds Tapferkeit scheiterten, so konnten auch die glänzendsten Versprechungen, durch welche ihn die Feinde zur Uebergabe der Festung bewegen wollten, ihn nimmermehr zur Untreue verleiten. Ja er weigerte sich sogar aus Patriotismus, nach dem ausdrücklichen, wiewohl durch die Noth abgedrungenen Befehl seines Herrn, Herzog Eberhards III., welcher 1638 in einen Theil seines Landes unter harten Bedingungen, zu welchen auch die Uebergabe Hohentwiels an den Kaiser gehörte, wieder eingesetzt worden war, die Festung an den Kaiser zu übergeben, indem er sich damit entschuldigte, daß er noch einen andern Herrn habe, dem er wegen der Festung verantwortlich sey, nämlich den Oberfeldherrn der Schweden, den berühmten Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Mit Letzterem hatte er nämlich, von seinem Herrn hilflos gelassen, ein geheimes Bündniß geschlossen. Erst nach Abschluß des westphälischen Friedens, welcher dem Herzog wieder den Besitz seines ganzen Landes verschaffte, übergab Wiederhold dem Herzog Eberhard den 4. Juli 1650 die Festung Hohentwiel, durch fünf Belagerungen erhalten, an Festungswerken und Gebäuden verbessert, an Geschütz bereichert, mit einer schönen, während der Kriegsunruhen erbauten Kirche ausgestattet, kurz in einem viel bessern Zustande, als er sie übernommen hatte. Noch mehr aber als seine tapfere Vertheidigung der Festung muß uns die väterliche Liebe und Fürsorge des Helden, womit er in derselben auf die leiblichen und geistlichen Bedürfnisse des Kriegsvolks und der übrigen Bewohner bedacht war, für den Mann gewinnen. Täglich war sein Tisch für Arme, Kranke und Verwundete gedeckt, welche Frau Wiederhold mit mütterlicher

Treue speiste und pflegte. — Einst fehlte es an einem Prediger in der Feste, und in jener Zeit, in welcher Krieg und Seuchen große Schaaren auch im Prediger- und Schulstande weggerafft und die Bildungsanstalten zerstört und entvölkert hatten, war es nicht möglich, die Stelle sogleich zu besetzen. Da gieng der fromme Held umher an den Betten der Kranken, um ihnen den Trost des göttlichen Worts und des Gebets zu bringen; ja oft gürtete er auf Stunden das Schlachtschwert ab, und trat selbst auf im Haus Gottes, und stärkte und nährte die Krieger mit Gottes Wort, indem er ihnen eine kräftige Predigt vorlas. Aber besser, denkt er, wäre es doch, wenn ein eigener ordentlicher Prediger da wäre, und da ihm kund geworden, daß ein solcher (M. Johann Eberhard Paulitz) auf dem Wege nach Hohentwiel sey, aber vom Feinde aufgehalten werde, sitzt der kühne Held nur mit 12 Reitern auf, verjagt die feindlichen Wachen, schlägt zwei angreifende Feinde nieder und kehrt mit zehn Gefangenen, den herausgehauenen Prediger in der Mitte, zur Feste zurück. — Mitten unter den Bedrängnissen der Belagerung erbaute der Held auf der Feste eine neue Kirche und stiftete einen Kirchenschatz. Nie eignete er sich selbst Etwas von der Beute der Feinde zu, sondern lebte genügsam von seinem Eigenthum und seinem Gehalte, in seiner Mäßigkeit und Nüchternheit. Ja die Geschichte erzählt, daß er sogar seinem nicht sehr sparsamen Herrn auf eine eben so klug ausgedachte als großmüthige Weise unter die Arme griff. Als dieser nämlich einst in großer Dürftigkeit mit seinem zahlreichen Hofe zu Straßburg saß, sandte ihm Wiederhold durch einen in ein Bettlergewand verkleideten Soldaten einen ausgehöhlten, dicken Knotenstock, den er mit Gold gefüllt hatte. — Die neue Kirche auf der Feste war nun zwar fertig, aber eines fehlte noch — eine Orgel. Lange schon hatte sich Wiederhold den Besitz der feindlichen Stadt Ueberlingen am Bodensee gewünscht; denn von dorther machten die Feinde fortwährend Ausfälle, und er konnte dieser Neckereien nicht



los werden, so lange er nicht Ueberlingens und damit des Bodensees und des Rheins Meister war. In tiefer Stille einer dunklen Nacht zieht Wiederhold dahin. Als Tag und Nacht sich scheiden, kommt er an. Mit eigener kecker Hand schraubt er eine Petarde*) an und sprengt das Thor. Die am Spieltisch sitzende Wache, dadurch aufgeschreckt, wird durch ein wiederholtes Drohwort zur Stille verwiesen. Das ganze Thor wird aufgehauen. Wiederholds Schaar zieht ein, und die Stadt, mit ihr der Schlüssel des Bodensees und des Rheins, ist sein, ohne Blutvergießen. Das nur hatte er gewollt, nicht des friedlichen Bürgers Habe. Ein Kloster bietet ihm eine große Summe Geldes. Großmüthig schlägt er sie aus. Nichts sonst nimmt er mit sich von den wehrlosen Mönchen als Eines nur — eine Orgel — für seine neuerbaute Kirche. Seine Kriegszucht war sehr streng; fest und durchgreifend sein Abscheu und Eifer gegen alle Laster, welche sonst so oft den Ruhm des Kriegers beflecken. Selbst ein Muster der Mäßigkeit und frommer, keuscher Sitte, duldete er auch unter dem Heer keine Ausschweifung, keine Bedrückung des friedlichen Bürgers. Die niedrige Unsitte des Fluchens und Schwörens wurde von ihm als eine frevelhafte Gemeinheit durch eine empfindliche Geldstrafe gerügt, die er zum Besten der Kirche und Schule verwendete. Wie im Kriege, so zeigte sich Wiederhold auch im Frieden als einen Christen, da er die treu bewahrte Festung 1650 dem Herzog wieder übergeben hatte, und von diesem zum Obervogt von Kirchheim ernannt worden war. Hier war es, wo er durch reiche Stiftungen noch für die späte Nachwelt sorgte, indem noch jetzt die Stadt Kirchheim unter Teck deren Früchte genießt. Als der Tod herannahte, da zeigte er, daß er noch ein anderes Heldenthum als das auf dem Schlachtfelde kenne. Getrost gieng er

*) Eine Art Geschütz in Gestalt eines abgekürzten Kegels, das man mit Pulver gefüllt, an ein Thor anschraubt, losbrennt und so das Thor sprengt.

seinem Tode entgegen, mit Muth, aber auch mit Demuth, in welcher er, was er Sündhaftes an sich kennen gelernt hatte, anerkannte und bekannte. Er starb den 13. Juni 1667, nachdem er noch in dem Leichentexte, den er sich gewählt hatte, seinen Trost und den Grund seiner Hoffnung im Leben und Sterben bezeugt hatte. Es war nämlich 1 Joh. 1, 7.: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden.“ — Er wurde auch zu Kirchheim begraben, wo im Jahr 1834 sein Denkmal erneuert und ihm von A. Knapp folgende Grabschrift gesetzt wurde:

Der Kommandant von Hohentwiel,
Fest, wie sein Fels, der niemals fiel,
Des Fürsten Schild,
Des Feindes Tort,
Der Künste Freund
Der Armen Hort,
Ein Bürger, Held und Christ wie Gold,
So schläft hier Konrad Wiederhold.

807. Ich will in meiner Hauptstadt siegen oder sterben.

Als Karl Gustav, König von Schweden, im Jahr 1658 zum zweiten Male vor Kopenhagen rückte, um diese Stadt einzunehmen, befand sich dieselbe nur in einem schlechten Vertheidigungsstande. Die Festungswerke waren an manchen Orten verfallen, kein Vorrath von Lebensmitteln war da, und die eigentliche Kriegsmacht in der Stadt belief sich kaum auf 1000 Mann. Da man auch kein anderes Mittel vor sich sah, diesen Mängeln schnell abzuhelfen, so schickte König Friedrich III. Gesandte ab, um Frieden zu erhalten; sie kamen aber unverrichteter Sache zurück, und brachten nur die Antwort vom Könige von Schweden: „Wenn das Reich erobert wäre, so solle die Veranlassung zum Kriege öffentlich erklärt werden.“ Diese Drohungen bewirkten eine so große Bestürzung, daß man dem König Friedrich rieth, sich je eher je lieber nach Norwegen oder Holland durch die Flucht zu retten; aber dieser

Universitätsbibliothek Heidelberg

rbei, und
rn. So=
urde die
die noth=
der kur=
nd Man=
n. Karl
nicht so
war dieß
inderniß,
er ließ
ie Rhede
in die
g. Die
. Brach
Löschen.
rgendwo
n anzu=
erjagen.
nehmlich
obei die
machte,
rn See=
uszogen,
wedische
ten und
unterte,
ten und
sterthore
Nahlzeit
Mannes
. Man
e gegen
ändische
Monate
. Die

wollte durchaus nichts davon hören. „Ich will siegen“ — sprach er — „oder in meinem Neste sterben, und verlange nicht zu leben, wenn ich mein Reich dem Verderben preisgegeben sehen muß.“ — Hierauf ließ er bei Trommelschlag in der ganzen Stadt verkündigen: daß jetzt jeder brave Däne und Norwege Einigkeit und Muth zeigen und nichts versäumen möchte, was zur Rettung des Vaterlandes dienen könnte; und wo irgend Jemand wäre, der nicht Muth genug hätte, da zu bleiben und zu streiten, der möchte jetzt, da es noch Zeit wäre, abziehen, um nicht den Streitenden zur Last zu fallen. Allein Keiner zagte, da der König selbst ein Beispiel der muthigsten Entschlossenheit gab. Alle riefen, daß sie bis auf den letzten Blutstropfen für das Vaterland und für den König fechten wollten. Der Vornehme vergaß seinen Rang, der Reiche seine Gemächlichkeit, der Gelehrte seine Bücher, der Handwerker seine Arbeit. Sie verließen Aemter, Studien, Werkstätten und Alles, um sich unter die Fahnen einschreiben zu lassen, so daß die Stadt, die nur wenig stehende Soldaten hatte, jetzt so viele Vertheidiger bekam, als sie Einwohner zählte, die stark genug waren, die Waffen zu führen. Sie theilten sich in vier Haufen: der Haufe der Adelichen, wozu die Reichsräthe und die königlichen Beamten gehörten; der geistliche, der aus Priestern, Professoren und Kirchendienern bestand; die Bürgerschaft und die eigentlichen Soldaten. Ein Jeder wartete nur darauf, daß ihm sein Posten angewiesen würde, und war bereit zu Allem, was ihm würde befohlen werden. Das Erste, worauf man bedacht seyn mußte, war, den Wall in Vertheidigungsstand zu setzen, so gut es in der kurzen Zeit möglich wäre. Hier stellte der tapfere Gyldenlöwe sogleich so viele Männer zur Arbeit an, als ihm nöthig schien. Aber die wenigsten warteten, bis sie den Befehl dazu erhielten; die meisten liefen herbei, boten sich freiwillig an, und waren froh, wenn ihre Dienste angenommen wurden. Selbst die Frauenzimmer nahmen an diesen Arbeiten thätigen Antheil; sie-

schleppten Erde, Baumstämme und Pallisaden herbei, und wetteiferten in der Geschäftigkeit mit den Männern. Sobald der Wall einigermaßen hergestellt war, wurde die Vorstadt angezündet, und man traf jede Anstalt, die nothwendig und nützlich schien. Dieß Alles geschah in der kurzen Zeit, während die Schweden heranrückten, und Manches wurde noch unter ihren Augen vorgenommen. Karl Gustav sah nun ein, daß sein großes Vorhaben nicht so leicht ausführbar sey, wie er gedachte, doch war dieß Alles in seinen Augen nur ein vorübergehendes Hinderniß, und er fürchtete keinen andauernden Widerstand; er ließ die Laufgräben öffnen und seine Flotte sich auf die Rhede legen, auch eine Menge Bomben und Granaden in die Stadt werfen, jedoch ohne den geringsten Erfolg. Die Einwohner blieben unverzagt, wachsam und thätig. Brach irgendwo Feuer aus, so waren Leute genug da zum Löschen. Näherte der Feind sich den Wällen, oder machte irgendwo eine wichtige Anstalt, so war Alles voll Eifer, ihn anzufallen, sein Unternehmen zu vereiteln und ihn zu verjagen. Oefters wurden Ausfälle zu Lande gemacht, vornehmlich unter Ylefeldt's und Gyldenlöwe's Anführung, wobei die Studenten eine Tapferkeit zeigten, die ihnen Ehre machte, so wie auch zu Wasser unter Anführung der wackern Seehelden Helt und Breetahl, welche bei Nacht auszogen, und eine Menge Schiffe, die bestimmt waren, schwedische Völker nach Amack hinüber zu bringen, verbrannten und versenkten. Der König selbst gieng umher, ermunterte, gab Befehle, und belohnte, wen er am arbeitsamsten und beherztesten sah. Er ließ sich ein Zelt bei dem Osterthore aufschlagen, worin er Nachts schlief und seine Mahlzeit einnahm, welche nicht besser als die des gemeinen Mannes war. So verstrich der erste Monat der Belagerung. Man arbeitete, um der Gefahr zu begegnen, und kämpfte gegen die Unfälle, stets in der Hoffnung, daß die holländische Flotte zu Hilfe kommen werde. Im folgenden Monate aber wuchs die Noth und die Hoffnung nahm ab. Die



Festung Kronburg (einer von den Schlüsseln Dänemarks) wurde erobert, und also der Sund noch mehr gesperrt. Die Lebensmittel, die nie im Ueberflusse vorhanden gewesen waren, wurden nun selten und theuer. Ein Theil des zu Kronburg dem Feinde in die Hände gefallenen Geschützes wurde von dort abgeführt und gegen Kopenhagen gerichtet, um das Feuer zu verdoppeln; der andere Theil desselben wurde in Bereitschaft gehalten, alle die Schiffe damit zu beschießen, welche, um der Stadt Lebensmittel zu bringen, durch den Sund gehen wollten. Es schien nun fast unmöglich, daß die holländische Flotte glücklich hindurch kommen könnte. Gleichwohl dauerten Muth und Kraft noch innerhalb der Wälle Kopenhagens fort. Immer noch war Alles auf der Hut, Alle wie zuvor für's allgemeine Beste eifrig besorgt. Die Reichen verschonten nichts von dem, was sie über die Nothdurft hatten, um die Armen in der Theurung zu unterstützen. Der König verkaufte einen Theil seiner Kostbarkeiten und verpfändete mehrere von seinen Gütern, um Geld zum Austheilen herbeizuschaffen. Man wagte von Neuem Ausfälle gegen den Feind, sogar an solchen Stellen, wo er seine meiste Stärke hatte. Diese Ausfälle gelangen, weil sie durch Leute ausgeführt wurden, die mit Eifer für's Vaterland fochten. Karl Gustav gerieth einst selbst in Lebensgefahr auf der Insel Amack, mußte in einem Boote flüchten, und sah sich um nichts weiter gekommen als zuvor. Nachdem Kopenhagen solchergestalt sich drei Monate lang durch eigene Kräfte vertheidigt hatte, drang die so lange sehnlich erwartete holländische Flotte durch den Sund, und brachte Mannschaft und Mundvorrath. Dieß gab den Belagerten neuen Muth und neue Kräfte. Von der Zeit an aber wurden Muth und Kräfte auch Tag für Tag nothwendiger. Jetzt froren die Gewässer rings um die Stadt, und der Feind machte Anstalt zu einem allgemeinen Sturme. Neue und wiederholte Angriffe, die täglich unternommen wurden, sollten die Belagerten ermüden, bevor der Hauptsturm vor sich

gehen sollte. Die Wachen mußten also verstärkt und Arbeiter zum Aufhauen des Eises angestellt werden, und Jeder mußte unter den Waffen bleiben, um auf den Augenblick, da gestürmt werden würde, Acht zu haben. Unter allen diesen großen Anstrengungen ermüdete man doch nicht. Man gieng von der Wache an seine Arbeit, und von der Arbeit auf die Wache, und in kurzer Zwischenzeit waren die Abgelösten doch stets bereit, so oft Lärm gemacht wurde, auf dem Walle zu erscheinen und dem Feinde entgegen zu gehen, und so hielten sie noch ganze Monate aus, mitten im Winter. Endlich kam die merkwürdige Nacht, welche das Schicksal der Stadt und des Reiches entscheiden sollte, die Nacht von dem 10. auf den 11. Februar 1659. Karl Gustav hatte große Zurüstungen getroffen, hatte Völker aus Polen, Deutschland und Schweden an sich gezogen; hatte große Maschinen, die er bei dem Angriffe brauchen wollte, herbeischaffen lassen; auch war er bei demselben selbst zugegen, und nun gab er seinen Leuten Befehl, anzugreifen und bis auf's Aeußerste zu fechten, damit sie als Sieger in die Stadt hineindringen könnten. Die Schweden kamen diesen Befehlen auf's Genaueste nach, stürmten die ganze Nacht hindurch, bald an der einen, bald an der andern Seite; allenthalben drangen sie mit Hitze ein; einige kamen sogar so weit, daß sie schon auf dem Walle standen. Aber überall stellten sich ihnen Leute entgegen, die lieber sterben als ihre Vaterstadt übergeben sehen wollten. Jedermann eilte gegen den Feind, Jeder schlug sich, wo und so lange er konnte; wer keine anderen Waffen hatte, griff zu Steinen und Klötzen. Die Schweden mußten weichen, nachdem sie einen Theil ihrer besten Offiziere eingebüßt hatten, und Karl Gustav verlor hierauf die Lust, die Belagerung mit Nachdruck forzusetzen. Der von den Einwohnern einmüthig bezeugte Eifer für die Erhaltung der Stadt war so groß, daß es schwer seyn würde, zu sagen, welcher Stand in dieser merkwürdigen Nacht, so wie während der ganzen Belagerung, sich am meisten ausge-

UNIVERSITY OF MICHIGAN

zeichnet habe: denn Alle waren für die Stadt und gegen den Feind als Ein Mann. Mit welchem Heldenmuthe der König Friedrich selbst handelte, davon zeugt unter Anderem das, daß er kurz vorher, ehe der Sturm beginnen sollte, dem englischen Gesandten, welcher ihm rieth, den Frieden zu verlangen und zu erkaufen, er möchte kosten was er wolle, mit beherztem Tone antwortete: „daß er sich keinen harten Frieden erbetteln wolle; daß er gewohnt sey, Gefahren entgegen zu gehen; daß Karl Gustav kommen möchte, wenn er wolle, aber versichert seyn könne, Leute vor sich zu finden, die ihn empfangen könnten und wollten.“ Hierauf ritt er umher, und ermunterte Alle und Jede, als Männer für das Vaterland zu streiten. Er betheuerte, daß er für sie wachen und streiten wolle, wie sie für ihn; und er hielt treulich Wort, denn so lange der Sturm währte, war er zu Pferde, und hielt sich immer da auf, wo der Angriff am hartnäckigsten und die Gefahr am größten war. So kam es denn, daß die Eroberung der Stadt vereitelt und den 27. Mai 1659 Frieden geschlossen wurde.

808. Der treue Wachtposten.

Der berühmte englische General Elliot (geb. 1717, gest. 1790) ritt eines Tages bei der Belagerung von Gibraltar (1779 — 1782), als die Festung gerade heftig beschossen wurde, selbst umher, die Posten zu besichtigen, und traf bei dieser Gelegenheit einen hannöver'schen Soldaten an, der weder sein Gewehr ergriff, noch dasselbe präsentirte, sondern unbeweglich wie eine Bildsäule da stand. „Kennst du mich nicht, mein Sohn!“ — redete der General den Soldaten an — „oder warum beobachtest du sonst deine Pflicht nicht?“ Der Soldat erwiederte mit aller Fassung: „Ich kenne Ew. Excellenz und meine Pflicht sehr gut; aber so eben sind mir einige Finger aus der rechten Hand geschossen worden, daher bin ich außer Stande, meine Pflicht zu beobachten.“ — „Warum gehst du denn nicht, um dich verbinden zu lassen?“ — fuhr der General-

fort. — „Weil es in Deutschland“ — antwortete der brave Soldat — „nicht erlaubt ist, seinen Posten eher zu verlassen, als bis man abgelöst wird.“ Mit sichtbarer Rührung stieg der gefühlvolle General augenblicklich vom Pferde, und sagte: „gib mir dein Gewehr und deine Patrontasche, ich will dich ablösen, damit du dich verbinden lassen kannst.“ Der Soldat gehorchte, gieng aber zuerst an die nächste Wache, zeigte an, daß der General auf seinem Posten stände, äußerte, man möchte denselben ablösen, und ließ dann erst seine verstümmelte Hand verbinden. Da er zu ferneren Kriegsdiensten nicht mehr tüchtig war, wurde er verabschiedet, und erhielt von dem General, der den Vorfall unverzüglich nach London berichtet hatte, ein ansehnliches Geschenk. Als nun die Invaliden und mit ihnen auch unser Hannoveraner in London ankamen, verlangte der König Georg III. den braven Deutschen zu sehen; und da er ihm vorgeführt ward, unterredete er sich mit ihm eine Zeit lang, beschenkte ihn königlich, und begnadigte ihn zugleich mit einer Fähndrichsstelle unter den hannover'schen Landtruppen.

809. Ich habe einen Vater verloren.

Der königlich-preußische Generalfeldmarschall, Graf von Schwerin, war ein eben so rechtschaffener Christ als tapferer Kriegsheld. Er besuchte fleißig den öffentlichen Gottesdienst, und genoß zum Oeftern das heilige Abendmahl. Seine Leute hielt er mit allem Ernste zur Kirche und zu geistlichen Uebungen an. Alle Morgen, ehe er zu Pferde stieg, verrichtete er sein Gebet in seinem Zimmer allein mit besonderer Andacht, und übergab sich und seinen Dienst der Aufsicht des Allerhöchsten. Er war immer vergnügt und haßte den Müssiggang und langen Schlaf, übermäßige Pflege und Weichlichkeit. — Nicht lange vor seinem Ende schrieb er an seine Gemahlin: „Ich habe mich in Etwas wieder erholt und in den Willen Gottes ergeben, ich erwarte von Seiner Gnade dasjenige,

Universitätsbibliothek Heidelberg

was ihm über mich zu verhängen gefallen wird. Der gute Feldmarschall Buddenbrock hat ehegestern seinen Lauf geendigt. Nichts wird ihn in dieser Welt mehr beunruhigen. Wie glücklich sind die, die bei Jesu Christo sind!" — Schwerin blieb im 73. Jahre seines Alters mit der Fahne in der Hand, im Treffen bei Prag, am 6. Mai 1757. Nach erhaltenem Siege besah der König das Schlachtfeld, er gieng an die Stelle, wo der mit Blut gefärbte Körper des gefallenen Helden lag; er stand eine Zeit lang da und sprach mit Thränen in den Augen: „Ich habe einen Vater verloren." Nachher ließ Friedrich diesem großen Manne zu Berlin eine marmorne Bildsäule errichten; und in der Geschichte seiner Zeit erwähnt er den Heldentod dieses seines Feldmarschalls mit folgenden Worten: „Schwerin war mehr als 10,000 Mann werth. Sein Tod machte die Lorbeeren dieses Tages welken; denn der Sieg war durch ein zu kostbares Blut erkauft."

810. Nimmt keinen Pardon an.

In einem der letzten französisch-preußischen Kriege hatte Prinz Ludwig (Louis) von Preußen die Brücke von Saalfeld zu vertheidigen, und dem jenseits stehenden Feinde den Uebergang zu wehren. Diesen Auftrag glaubte er am besten dadurch erfüllen zu können, wenn er den Feind angriffe und ihn zurücktriebe. Er besetzte daher die Brücke nur schwach, gieng mit seinem ganzen, gegen 7000 Mann starken Korps hinüber, und griff Morgens halb neun Uhr die Franzosen an, welche er auf 6000 Mann schätzte. Der Feind wich der Wuth dieses Angriffes, bis er sich an das Korps des Marschalls Lannes (Lann) anlehnen konnte, von dessen Ankunft der Prinz noch keine Kenntniß hatte. Ludwig bekam eine Wunde am linken Arme. Da er die Wichtigkeit dieses Passes kannte, so fuhr er fort, der französischen Tapferkeit lebhaften Widerstand entgegen zu setzen. Aber seine Preußen sanken Leiche an Leiche. Er selbst sah sich vom Feinde umgeben, mehrfach verwundet, und nur

Tod oder Gefangenschaft vor sich. Aus neun Wunden strömte bereits sein Blut, seine rechte Hand war gelähmt, und da er nicht mehr fechten konnte, so bat er nur die Krieger, nicht zu weichen. »Pardon!« — riefen ihm die Feinde zu, welche seinen Muth ehrten, und das Aeußerste vermeiden wollten. »Nimmt keinen Pardon an!« — rief er — »Kinder vorwärts!« Das Gedränge wurde dichter. Er kam zwischen die Feinde. Noch einmal bot man ihm Schonung — er verschmähte sie. Da sprengte ein Quartiermeister vom 10. französischen Husarenregiment heran, und stieß ihm seinen Säbel in die linke Brust. In dem nämlichen Augenblick fuhr ihm auch eine Gewehrkugel in's Herz. Er starb in den Armen seines Adjutanten v. Nostitz. Der König von Preußen ließ sich den Leichnam von dem französischen Befehlshaber jenes Corps ausbitten: aber man hatte die Ueberreste dieses Helden bereits in der Kirche von Saalfeld beigesetzt. Und er ruht nun neben der Leiche eines wackern Prinzen von Sachsen-Koburg, der einst für das Haus Oestreich im Türkenkriege, gleichfalls auf dem Schlachtfelde, den Tod der Ehre starb.

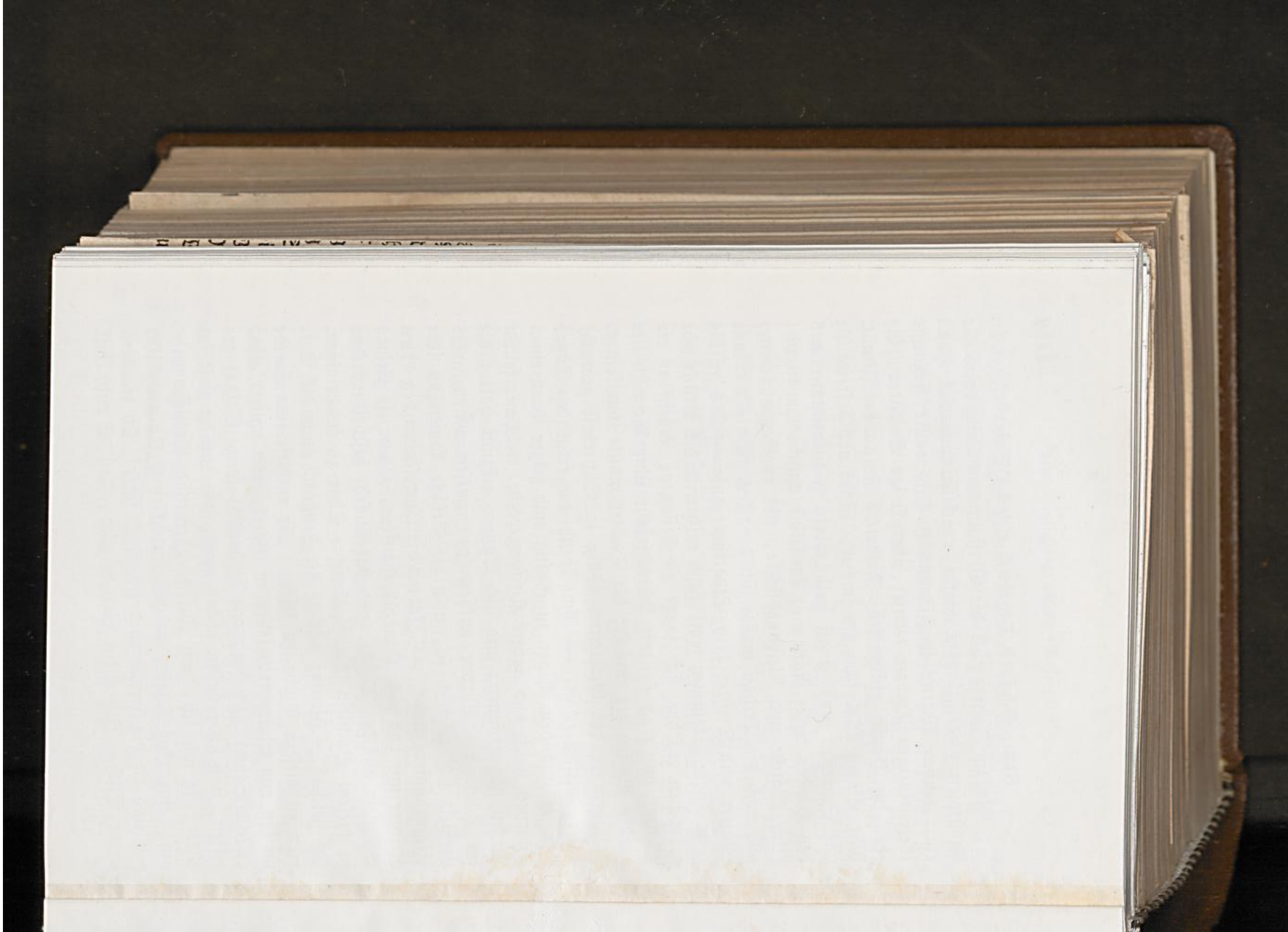
811. Ein Cavalerist läßt sich nicht mit seinem Pferde gefangen nehmen.

Friedrich Wilhelm Freiherr von Seydlitz (im Jahr 1722 in Westphalen geboren), einer von Friedrichs des Großen ruhmwürdigen Generalen, war schon in seinem zwölften Jahre ein unerschrockener Reiter. Im sechszehnten Jahre war Seydlitz Cornet (Fähnrich bei der Reiterei). Einmal ritt er von der Heerschau vor Berlin im Gefolge des Königs in die Stadt zurück. Mehrere Offiziere sprachen mit ihm über des Königs Gefangenschaft: denn er war ein Jahr zuvor von den Feinden gefangen genommen worden. Seydlitz sagte ganz laut: »ein Cavallerieoffizier hat keinen Muth, der sich gefangen nehmen läßt, wenn er sein Pferd noch hat.« Der König Friedrich II. hörte dieses, und dachte darüber nach, wie er Seydlitz auf

der Stelle prüfen könnte. Als er vor der Zugbrücke an dem Zeughaus ankam, ließ er sie aufziehen und sagte zu dem kühnen Jünglinge: „Sieht Er, nun ist Er mein Gefangener!“ — „Ich Ihr Gefangener?“ rief Seydlitz, gab seinem Pferde die Sporen, setzte von dem hohen Ufer in das Wasser, und schwamm glücklich hinüber zu einer Anfurth. Diese kühne That, welche er seiner Ehre schuldig war, erwarb ihm die Achtung des Königs. Friedrich II. ernannte ihn auf der Stelle zum Husarenrittmeister. Dieß geschah im Jahr 1740. So ward er endlich Kommandant des Rochow'schen Kürassirregiments, und der siebenjährige Krieg bereitete auch ihm seine Lorbeeren. Bei Collin, wo 1757 die Preußen zum ersten Mal weichen mußten, deckte er den Rückzug; in Zittau führte er das mit ihm eingeschlossene Regiment bei der Nacht glücklich durch und stieß zur Armee des Königs. — In Gotha verdarb er den 8000 Mann Franzosen unter Soubiese (Subis) das prächtige Mittagsmahl, das die Generalität eben bei Hofe einnehmen wollte, indem er mit nur 1500 Mann vor dem Thore erschien, jene aber ihre Köche, Haarkünstler, ihre Kisten mit Haarsalben und wohlriechenden Wassern im Stiche lassend, über Hals und Kopf vor ihm flüchteten. — An dem berühmten Siege bei Roßbach, den 5. November 1757, nahm Seydlitz sehr wichtigen Antheil, so daß der König ihn, damals erst 35 Jahr alt, zum Generallieutenant erhob. — Bei Zorndorf, wo er eine russische Batterie von acht Kanonen mit der bloßen Cavallerie, den Degen in der Faust, eroberte, sah man ihn überall siegend. — Bei Kunnersdorf gieng die Schlacht bloß dadurch, daß er auf des Königs wiederholten Befehl eine Batterie wegnehmen mußte, verloren. Als Generalinspektor der Reiterei leistete er dem preuß. Kriegswesen sehr große Dienste und ward vom König sehr geehrt. Seinen Tod (1773) mußten alle Offiziere der Cavallerie durch einen Flor um den Arm betrauern. Ein Standbild von Marmor, das der König ihm errichten ließ, ehrt sein Andenken auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin.

812. Schönes Tagebuch eines Offiziers.

Als im Jahr 1758 die Vorstadt von Celle durch die Franzosen niedergebrannt wurde, gerieth auch das Haus einer reichen Wittwe in Flammen. Sie wollte sich mit ihrer einzigen Tochter retten; aber einige Soldaten, die eben im Hause plünderten, hinderten sie an der Flucht. Mit Einem Mal kam ein junger Offizier und befreite die vor Schrecken und Angst halb todten Frauenzimmer aus den Händen dieser Räuber. Er selbst nahm nun so viel feine Wäsche und Kleidungsstücke, als er tragen konnte, und auch die Tochter mußte sich bepacken. So eilt er mit Mutter und Tochter dem Stadtthore zu. — Als er bis zum Thore gekommen war, fand er bereits die Brücke abgebrochen. Ohne sich lange zu besinnen, ergriff er die Mutter und trug sie mit Lebensgefahr über die noch liegenden Balken der Brücke; die Tochter mußte ihm folgen. Nachdem er die Geretteten völlig in Sicherheit gebracht hatte, verließ er sie. — Am Abend des folgenden Tages kam er aus dem Lager zu ihnen, und zeigte ihnen einen silbernen Kelch und andere Kirchengeräthe, welche er seinen Leuten abgenommen, und als Sachen erkannt hatte, die im Hause der Wittwe aufbewahrt gewesen wären. Es verhielt sich wirklich so, und die Gefäße kamen an ihre Eigenthümer zurück. — Indem die Anwesenden den edlen Krieger mit Lob und Dank überhäuften, zog er ein kleines Büchlein aus der Tasche, und bat sie sehr bescheiden, ihm in diesem Büchlein die vollbrachte That zu bescheinigen. Es geschah. Hierauf bat er die Zeugen, auch die Vorrede zu diesem Buche zu lesen. Sie enthielt eine Anrede an ihn von seinem noch lebenden Vater, und lautete also: »Mein Sohn! Ich bin, wie du weißt, lange Soldat gewesen, und ich wünsche nichts mehr, als daß du einst im Alter, so wie ich, mit Zufriedenheit und Gewissensruhe auf deine Jugendjahre mögest zurücksehen können. Um mir und dir die Freude zu verschaffen, schenke ich dir dieß kleine Buch. Ich bitte Gott täglich, daß er dich einst



Universitäts-Bibliothek Marburg

wieder in meine Arme zurückführe; aber dann erwarte ich, in diesem Buche untrügliche Beweise zu finden, daß du während deiner militärischen Laufbahn wenigstens einige ausgezeichnete, edle, menschenfreundliche Thaten vollbracht habest. Reichliche Gelegenheit wird sich dir dazu darbieten, wenn du auf sogenanntem feindlichem Boden stehst."

813. Fänd' ich ihn doch wieder!

Nach der Schlacht bei Marengo (J. 1800) ward ein östreichischer Offizier verwundet nach Alessandria geführt, wo man den Blessirten sieben Klöster zu Lazarethen eingeräumt, oder vielmehr ausgeräumt hatte; denn Tische, Stühle und Bänke waren sorgfältig weggetragen worden. Sie lagen — wenigstens die ersten Tage — in den Zellen, Gängen und gepflasterten Höfen, größtentheils auf den bloßen Steinen. Zwar wurden einige Wagen voll Stroh herbeigefahren, aber nur die, welche es selbst holen konnten, bekamen etwas davon; diejenigen hingegen, welche schwerere Wunden an den Boden fesselten, mußten der Unterlage entbehren, weil es an Krankenwärtern fehlte, um ihnen die Streue zu bereiten. „In dem Bernhardinerkloster, wo ich war," — so erzählt der obgedachte Offizier selbst — „lagen ungefähr 1500 Kaiserliche und 40 Franzosen. Ich hatte zwar tiefe, aber nicht sehr gefährliche Kopfwunden, und konnte den folgenden Tag noch im Kloster umhergehen. Im Hofe, nicht weit von der Hauptthüre, sah ich einen Franzosen, der unbeweglich auf dem Rücken lag. Die stechende Mittagssonne (es war im Junius) schien ihm in's Gesicht; eine Suppe, die schon vor zwei Stunden hingestellt worden war, stand unberührt neben ihm, und er stöhnte, als ob er heftige Schmerzen fühle. Er hatte einen Säbelhieb im Genicke. Ich fragte ihn, ob er nicht essen wollte; er suchte seine Augen aufzuschlagen, die Sonne hinderte ihn aber daran, und er antwortete kaum hörbar: ,,Ach, ich verschmachte; ich habe seit gestern nichts gegessen, da ich mich nicht bewegen kann, und Nie-

mand hilft mir!«« Ich versuchte, ihm mit dem Löffel etwas Suppe in den Mund zu bringen; es gieng aber nicht, weil ich selbst nur Eine Hand brauchen konnte. Meine Wunden am Kopfe hatten mir den linken Arm gelähmt. Nicht weit davon spielten Franzosen Karte, woraus ich schloß, daß sie nicht sehr blessirt seyn mußten. »»Kann mir denn Keiner von euch helfen,«« — fragte ich — »»eurem armen Landsmann da, der vor Hunger stirbt, seine Suppe zu geben?«« — »»Ah ba,«« — sagte einer von ihnen — »»Wir sind auch blessirt, und der da ist doch verloren!«« — Ich kehrte zu dem armen Menschen zurück, und machte noch einige vergebliche Versuche, ihm etwas Essen beizubringen; er konnte aber meinen Bemühungen nicht durch die geringste Bewegung entgegen kommen. — Schon stand ich traurig auf, ihn seinem Schicksale zu überlassen, als ein kaiserlicher Grenadier auf allen Vieren über eine Ecke des Hofes gekrochen kam, und mir, da er sah, daß ich eben weggehen wollte, zu bleiben winkte. Er ruhte alle zwei Schritte aus, und man sah ihm an, daß die Bewegung ihm heftige Schmerzen verursachte. Endlich war er bei mir, faßte, ohne etwas zu sagen, den Franzosen bei der Schulter, und brachte ihn, indem er ihn mit dem Rücken an seine Hüfte lehnte, in eine sitzende Stellung, wodurch es mir möglich wurde, ihm seine Suppe nach und nach einzugeben. Dem Grenadier schien seine Stellung sehr beschwerlich zu seyn; aber er verbiß seinen Schmerz, bis ich fertig war, dann half er mir Jenen so legen, daß sein Gesicht der Sonne nicht ausgesetzt bliebe, und streckte sich neben ihn hin, weil ihn der Schmerz so sehr erschöpft hatte, daß er nicht gleich nach seinem Platze zurückkriechen konnte. — »»Wo bist du blessirt, Bruder?«« — fragte ich ihn; er zeigte mir zwei Schußwunden; eine in der Seite, die andere in dem Schenkel. Ich sah ihn genauer an, und fand, daß er sehr edle Gesichtszüge hatte, und vorzüglich schön gewachsen war. Es fiel mir auf, daß er nicht sprach, und ich fragte ihn um die Ursache. »»Nicks



deutsch,"" — antwortete er; — ich sprach französisch, auch nicht. ""„Un poco italiano; sono Albanese"" (ein wenig italienisch; ich bin ein Albaneser), sagte er endlich. Als er wieder zurückkroch, begleitete ich ihn bis in seinen Winkel, und fragte ihn, ob es ihm nicht zuwider wäre, wenn ich auch dort Platz nehme. Er bat mich darum. Wir waren Freunde auf immer. — Auf meine Frage, wie er in östreichische Dienste gekommen sey, erzählte er mir seine Geschichte. — Sein Vater war ein Kaufmann; er hatte seines Vaters Geschäfte betrieben, aber ein Vergehen, im Augenblick der Leidenschaft begangen, zwang ihn, Eltern und Vaterland zu fliehen. Lange schweifte der unglückliche Jussuf in öden Gegenden umher, bis er endlich halb verhungert zu kaiserlichen Werbern kam, welche ihn zum Soldaten annahmen. — Der arme Jussuf schloß seine Erzählung mit den Worten: ""Ach, hätten mich die Franzosen besser getroffen!"" — und große Thränen rollten über seine braunen Wangen. — Ich bekam denselben Abend ein heftiges Fieber, und lag mehrere Tage ohne Bewußtseyn. Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich Jussuf nicht mehr neben mir, und fragte einen Wundarzt, der vor mir stand, wo er sey? — Er sagte mir, der Grenadier, der neben mir gelegen hätte, habe ihn vor einigen Tagen im Vorbeigehen angehalten, und durch Zeichen flehentlich gebeten, er möchte sich doch meiner annehmen; er habe mich immer brüderlich gepflegt, und als er ihm sagte, daß mein Zustand gefährlich sey, habe er geweint. Gestern habe man eine Anzahl Verwundeter in neu eingerichtete Spitäler gebracht, und natürlich seyen die gewählt worden, welche den Transport am besten aushalten konnten. Jussuf sey in Verzweiflung gerathen, als man ihm ankündigte, daß er fort müsse. Nachdem er lange vergebens gefleht hatte, man möchte ihn da lassen, riß er endlich — es fehlte an Leinwand zum Verbinden — ein Stück von dem Hemde, das er anhatte, und welches sein einziges war, legte es unter meinen Kopf, ragte noch, ob ich ihn kenne, und gieng, als ich deutsch

und verkehrt antwortete, mit Thränen fort. Der Wundarzt, dessen Gefühl sich durch den häufigen Anblick des Elends verhärtet hatte, schloß seine Erzählung mit den Worten: »»Ich begreife halter nicht, wie ein Grenadier so ein altes Weib seyn kann!«« — Das Stück von Jussufs Hemde fand ich unter meinem Kopfe, und bewahre es wie ein Heiligthum. Ich habe bisher durchaus nicht erfahren können, wo der gefühlvolle Albanese hingekommen ist. Fänd' ich ihn doch wieder!«

814. Die gerettete Frau.

Bei der Belagerung von Groß-Glogau wurde am 10. Nov. 1806 eine alte Frau mit einem dreivierteljährigen Kinde, ihrem Enkel, auf dem Arme auf die Oderbrücke gestoßen. Hinter ihr wurde die Fallbrücke aufgezogen, und vor ihr ein Theil der Brücke abgebrochen. Sie konnte also weder vor- noch rückwärts kommen, und mußte auf den Trümmern der Brücke eine Nacht hindurch Todesangst aushalten; auch war sie bei der damaligen durchdringenden Kälte noch der Gefahr ausgesetzt, in Schlummer zu gerathen und in die Tiefe zu stürzen, oder erschossen zu werden, indem die hinter der Fallbrücke stehenden Preußen die Nacht hindurch ununterbrochen über die Oder auf die baierischen Soldaten feuerten. Als man sie bei Tagesanbruch in dieser schauervollen Lage auf dem schmalen Raume zwischen den Kämpfenden erblickte, entschloßen sich der Korporal Ziegler und der Gemeine Anton Klaiber, vom königl. baierischen Infanteriebataillon Taxis, ihre Rettung zu versuchen. Sie gaben ihr Vorhaben dem Feinde zu erkennen, und die preußischen Offiziere versprachen, so lange man mit der Rettung der Frau beschäftigt sey, das Feuer auszusetzen. Mit der größten Lebensgefahr wagten Ziegler und Klaiber über einen schmalen schneidenden Balken und einige Pfeiler zu klettern und zu rutschen, und retteten so die Alte und das Kind glücklich. Der König von Baiern ließ dieses menschenfreundliche Unternehmen nicht unbelohnt. Ein Armeebefehl vom 14. März

e.
ar eine
Brand
en lag,
igel an
atte die
nit Ge=
umher=
ist, der
ıdsleute
da aus
ı. Sie
nachen;
finden.
schichte,
Suppe
Nittags=
eit, die
verhieß
chicksals
e er für
die sein
ı, und
l, son=
ldbeutel
ht eher,
and der
rznei zu
ı einem
tümmel
sie bald
arschaft.
enn die
auf ihn
Mutter

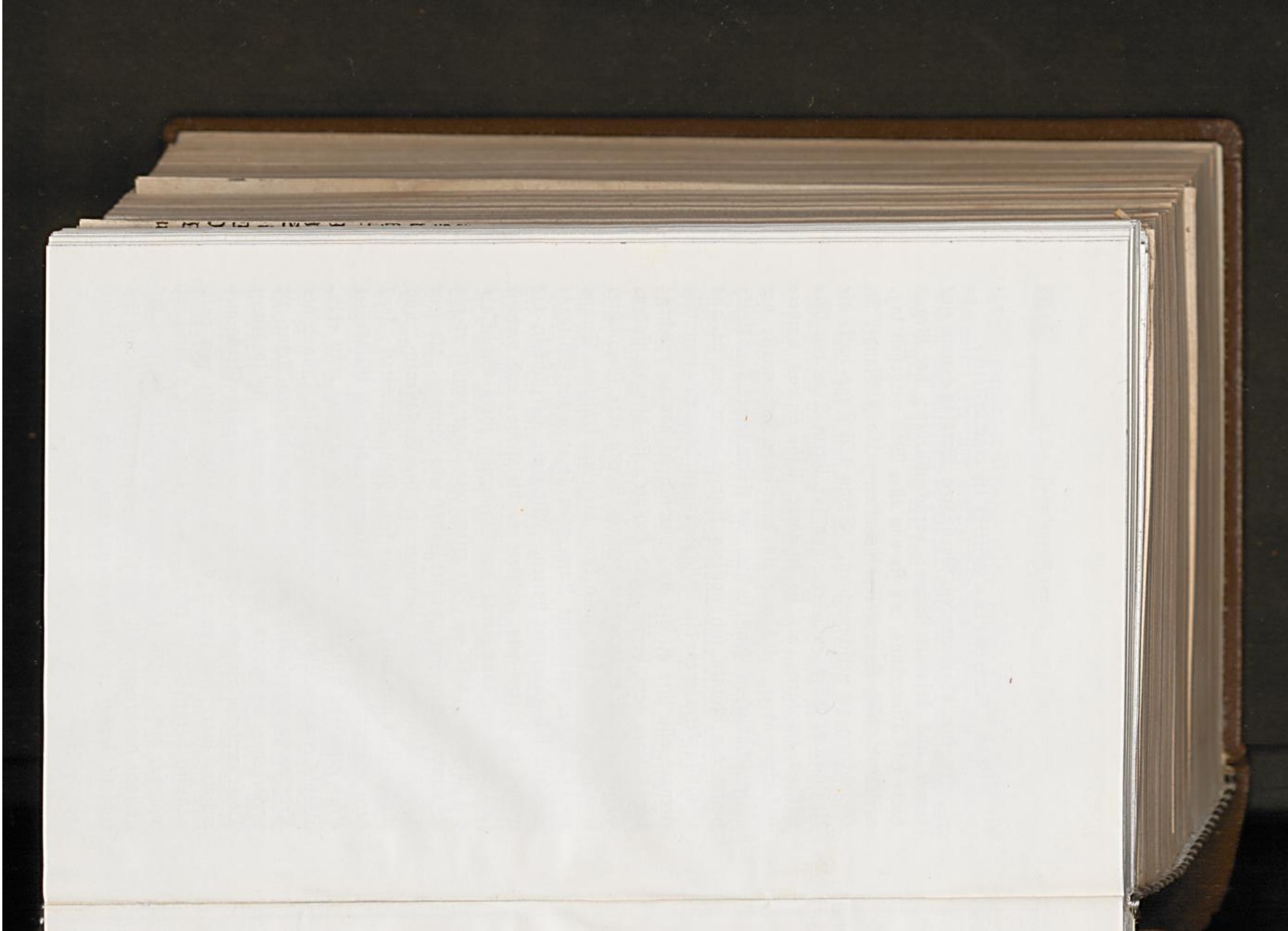
1807 bestimmte, jedem dieser beiden Männer solle ein Zeugniß über ihre edelmüthige Handlung mit einer genauen Beschreibung derselben, und ein Gnadengeschenk von 20 Dukaten zugestellt werden.

815. Kameraden, hier ist mein Sarg!

An dem nämlichen Tage, da die ersten Franzosen in Königsberg einrückten — es war am 23. Juni 1807 — marschirte auch schon eine Abtheilung derselben nach Pillau, wo der Obrist v. Hermann kommandirte. Dieser muthige Veteran ließ bei Annäherung der Feinde seine Garnison auf dem Platze der Festung einen Kreis bilden. In der Mitte desselben stand ein Sarg, und an dem Ende desselben der würdige 75jährige Greis. „Kameraden!“ — sagte er — „lebendig übergebe ich diese Festung nicht: Hier ist mein Sarg! Wer von euch mich überlebt, wird die Reste seines Befehlshabers, hoffe ich, darin einsenken. Hier, vor eurer Aller Augen, erneure ich den Schwur, den ich bei Beginn meiner militärischen Laufbahn meinem Monarchen und dem Staate leistete — wer ein braver Kerl ist, und es treu mit seinem Könige meint, wiederholt ihn mit mir: unbesiegt oder todt!“ — Angefeuert von dem Muthe des Helden, wiederholte die gesammte Garnison diesen Schwur, und Pillau genießt die ruhmvolle Ehre, nebst Colberg, Silberberg, Graudenz, Glatz und Kosel nicht eingenommen worden zu seyn. Vergebens war es, daß schon in Alt-Pillau — einem der Stadt und Festung nahe gelegenen Dorfe — die Franzosen ihre Batterien eröffneten; daß die Einwohner ihn flehentlich baten, sie durch einen hartnäckigen, bei aller Anstrengung doch fruchtlosen Widerstand nicht unglücklich zu machen: er hielt fest und unerschütterlich an dem, was Pflicht und Ehre geboten. Vier und zwanzig Stunden lang hörte man zu Königsberg die fürchterliche Kanonade so, als ob sie vor den Thoren der Stadt wäre, obgleich Pillau sieben Meilen davon entfernt liegt.

816. Auch meine Mutter ist eine Wittwe.

In den abgebrannten Vorstädten Breslau's war eine kranke und bejahrte Wittwe zurückgeblieben; der Brand hatte das Hinterhaus, wo sie von aller Welt vergessen lag, verschont, aber sie war nun nahe daran, aus Mangel an Erquickung zu verschmachten. Schon drei Tage hatte die Unglückliche Alles entbehrt, und sah ihrem Tode mit Gewißheit entgegen, als sie in ihrer Nähe Etwas umherschleichen hörte. Es war ein baierischer Infanterist, der einen schicklichen Platz suchte, wo einige seiner Landsleute hinter den Ruinen sich postiren könnten, um von da aus mit Musketenfeuer die Belagerten zu beunruhigen. Sie strengte alle ihre Kräfte an, um sich hörbar zu machen; der Krieger kam herbei, und staunte, sie hier zu finden. Kaum erfuhr er in abgebrochenen Tönen ihre Geschichte, so eilte er auch fort, und kam mit einer kräftigen Suppe zurück, die er und seine Kameraden so eben zur Mittagsmahlzeit sich zubereitet hatten. Mit jener Herzlichkeit, die wieder zu Herzen geht, tröstete er die Arme, und verhieß ihr, Alles zu thun, was zur Milderung ihres Schicksals nur möglich wäre. — Die ersten vier Tage wußte er für sie keinen sichern Zufluchtsort, aber jede Stunde, die sein Dienst ihm frei ließ, widmete er der Verlassenen, und theilte nicht nur willig mit ihr seine Nahrungsmittel, sondern verschaffte ihr auch Stärkungen, die dem Geldbeutel eines gemeinen Kriegers hart fielen; ja er ruhte nicht eher, als bis er einen Chirurgus vermocht hatte, den Zustand der Kranken zu untersuchen und sie mit der nöthigen Arznei zu versorgen. Späterhin fand er Gelegenheit, sie in einem Dorfe unterzubringen, das von dem ärgsten Getümmel entfernt war, und wo er das Vergnügen hatte, sie bald gänzlich hergestellt zu sehen. Fast seine ganze Baarschaft war für diesen edlen Zweck verwendet worden. Wenn die Wittwe die Augen voll heißer Thränen des Dankes auf ihn richtete, sprach er: »Laßt es gut seyn, auch meine Mutter



ist Wittwe und verlassen! Wer weiß, wie bald sie auch in den Fall kommt, solcher Rettung zu bedürfen? Dann hoffe ich zu Gott, Er werde zu rechter Zeit ihr einen Helfer senden."

817. Das gerettete Kind.

In der Schlacht bei Friedland, als die Russen geschlagen, zerstreut und in Unordnung eilig sich zurückzogen, sprengten einige Kosaken durch das brennende Dorf Kalwe auf der Straße nach Wehlau zu, um den nacheilenden Chasseurs à cheval (Schassöhr a Schwall) zu entkommen. Vor dem Dorfe hatten sich einige russische Jäger wieder gesammelt, welche die nacheilenden Chasseurs mit ihren Kugeln zurückwiesen, und sich langsam durch das brennende Dorf zurückzogen. Die flüchtigen Kosaken wurden mit den Chasseurs im Dorfe handgemein; während dessen sprengte ein Baschkir, der mit ihnen auf der Flucht war, in's Dorf, wahrscheinlich um einige Lebensmittel zu bekommen. Kaum bemerkte er, daß sich seine Kameraden mit den Chasseurs herumschlugen, so wandte er schnell seinen Renner, um zu seinen Kameraden zu eilen und Theil an dem Gefechte zu nehmen; aber in dem Augenblicke hörte er in dem Fenster eines brennenden Hauses ein Mädchen mit einem Kinde auf dem Arme jämmerlich um Hilfe rufen. Rasch hielt er sein Pferd an, sprang ab, steckte seine Lanze durch den Zügel in den Boden, und eilte durch die brennende Hausthüre in die mit Rauch und Dampf angefüllte brennende Stube, ergriff das Mädchen mit dem Kinde, und brachte Beide glücklich und unbeschädigt auf die Straße. Die Franzosen hatten sich unterdessen vermehrt, und die Russen mußten weichen. Der Baschkir hatte das Mädchen auf sein Pferd gesetzt, und mit dem Kinde sich hinter ihr hinaufgeschwungen, und als die Chasseurs ihm auf den Hals kamen, ritt er eilig mit seiner Beute davon. Hinter dem Dorfe her hatten sich die nachsetzenden Chasseurs und Husaren an der nicht weit davon

fließenden Aller gesetzt, um den Flüchtlingen die Passage durch den Fluß zu verwehren. Ein Husar kam auf den Baschkiren losgesprengt, um ihm seine Beute abzunehmen; der Baschkir warf ihm seine Lanze in die Brust, stürzte mit seinem Pferde in die Aller, schwamm durch, und eilte nach einem nicht sehr entfernt vor ihm liegenden Dorfe. Am Eingange desselben sprang er vor einem Hause ab, trug das vom Schrecken noch betäubte Mädchen mit dem Kinde in's Haus, schüttete seine ganze Baarschaft ihr in den Schooß, und gab der herbeieilenden Bauersfrau durch Geberden zu verstehen, daß sie dem weinenden Kinde Etwas zu essen geben und für Beide Sorge tragen solle. Er küßte das Kind, schwang sich wieder auf sein Pferd, und sprengte zurück. Der edle Mensch hieß Charmi-kigi.

818. Drei Preußen nach der Schlacht bei Jena.

Bei der allgemeinen Verwirrung der preußischen Truppen nach der Schlacht bei Jena waren drei Soldaten, von Geburt Brandenburger, von dem großen Haufen entfernt worden, und hatten ihren Weg in ein nur wenige Stunden vom Schlachtfelde gelegenes Gehölz genommen, um daselbst ihren vom Kampf und Hunger abgematteten Körper zu erquicken. Allein kaum hatten sie daselbst eine halbe Stunde ausgeruht, als unglücklicherweise fünf feindliche Jäger dahin kommen, und mit ihnen in ein hitziges Handgemenge gerathen. Zwei der Jäger sind bald zu Boden geworfen, und drei hatten es nur noch mit dreien aufzunehmen. Nach langem Kampfe erliegen endlich zwei, schon vorher stark verwundete Preußen, und mit ihnen zugleich ein Franzose. Nun hatte Ein Preuße allein den Streit mit den noch Uebrigen zu bestehen. Vom Gefechte ermüdet, hält er es doch, bei dem Tode seiner Kampfbrüder, für unrühmlich, sich zu ergeben, ob er gleich die Unmöglichkeit, im Kampfe gegen zwei seiner stärksten Gegner hier zu siegen, voraussehen konnte. Das einzige Rettungsmittel, das ihm in dem Augenblicke, wo er zwischen Tod

BIBLIOTECA NACIONAL

ıtſtand
ei der
, und
ht bis
guter
Brü=
erung
l auf,
Kom=
. Es
h an=
dnung
allge=
e von
Inter=
nfeſt.
dem
eifer=
Burde
echs=
Wi=
ſeine
An=
dem
n zu
hen.
gen,
iten=
ßbe=
von
nach
ſie,
nus,
olge

und Leben schwebte, einfällt, ist: sich zu stellen, als wolle er fliehen, und so Beider Streitkraft zu trennen, da er bemerkt, daß der eine von denselben eine stark blutende Wunde am Fuße hat. Er enteilt: Beide eilen ihm nach; allein, wie er es sich gedacht hatte, in ungleicher Entfernung. Glücklich erlegt er den Einen durch einen ihm geschickt beigebrachten Bajonnetstich. Als der Andere seinen Kameraden hinstürzen sieht, flieht er. Allein der muthige Brandenburger holt ihn bald ein, und auch er muß dem einmal entflammten Kraftgefühle des Streiters unterliegen. Zwar freudig über den glücklich überstandenen Kampf, aber auch in dem nämlichen Augenblicke über den Tod seiner beiden Schicksalsgefährten wieder traurig, sieht er sich von aller Welt verlassen, und weiß sich nun nicht zu rathen noch zu helfen, um nicht von Neuem in die Hände der Feinde, deren Getöse er von allen Seiten um sich hört, zu fallen. Nachdenkend streckt er sich hin auf den Rasen, und überlegt sein Schicksal. Doch bald fällt ihm ein — seine preußische Montur sammt der Rüstung mit einer seinem Körper angemessenen französischen, von einem der erschlagenen Feinde, zu vertauschen, um als französischer Jäger in sein Vaterland zu eilen, wenn es ihm unterdessen nicht möglich seyn sollte, wieder zu den preußischen Truppen zu stoßen.

819. Gott sieht uns auch bei Nacht.

Der preußische Grenadier Heinrich Sorge war als Soldat in seinem Berufe treu, nicht sowohl aus Furcht vor harten Begegnungen, wenn er etwa seine Schuldigkeit zu thun unterlassen hätte, sondern aus innerem Antriebe seines Gewissens. Bei einem nächtlichen Ueberfalle war einst die Kompagnie, bei der er stand, schon vom Feinde zurückgetrieben, und so in Unordnung gebracht, daß auch die, welche noch Widerstand thaten, bereits die Flucht nehmen wollten; und kein Mensch würde ihnen etwas gesagt haben, wenn sie auf diese Art ihr Leben oder ihre

Freiheit zu retten gesucht hätten. Aber bei Sorge entstand gleich der Gedanke: „sehen dich auch Menschen bei der Finsterniß der Nacht nicht, so sieht dich doch Gott, und du wärest in seinen Augen strafbar, wenn du nicht bis auf den letzten Augenblick als ein rechtschaffener und guter Soldat handeltest.“ Er rief seinen zuletzt fliehenden Brüdern zu, ihm zu folgen: munterte sie durch Versicherung des Beistands Gottes und durch sein eigenes Beispiel auf, den Feind, der sich bereits seitwärts nach den andern Kompagnien gezogen hatte, von Neuem selbst anzugreifen. Es geschah; dem Feinde war sein zweiter Angriff gleich anfänglich nicht so gelungen als der erste, die Unordnung ward durch den unvermutheten Angriff bei ihm bald allgemein; er wurde völlig überwunden, und nur wenige von den Feinden entkamen in's Lager, die mißrathene Unternehmung dort zu verkündigen.

820. Wenn Gott will, ist meine Nachtmütze bombenfest.

Bei der Belagerung von Neisse in Schlesien, in dem französisch-preußischen Kriege, zeichnete sich der Schleifermeister Johann Rieß daselbst besonders aus. Wurde die Festung beschossen, so kam er, dessen Haus der sechsten Bastion gegenüber lag, so lange man dem Feinde Widerstand leistete, nicht vom Walle; und sowohl er als seine Familie trugen, unaufgefordert und mit der größten Anstrengung, Munition zu den Geschützen herbei, um dem Feinde recht kräftig begegnen und sein Feuer dämpfen zu können. Doch noch weiter gieng sein rastloses Bemühen. Es erstreckte sich selbst auf die kleinsten Hilfleistungen, durch die er nützlich werden konnte. In der Laborantenkasematte (dem unterirdischen Gewölbe, wo der Schießbedarf bereitet wurde) sammelte er die abgesägten Enden von den Bomben- und Granatenzündern — deren Länge nach den Schußweiten bestimmt wird — sorgfältig, spaltete sie, und grub den darin befindlichen Zundersatz mühsam heraus, weil man ihm gesagt hatte, daß er noch in der Folge

BOSTON PUBLIC LIBRARY

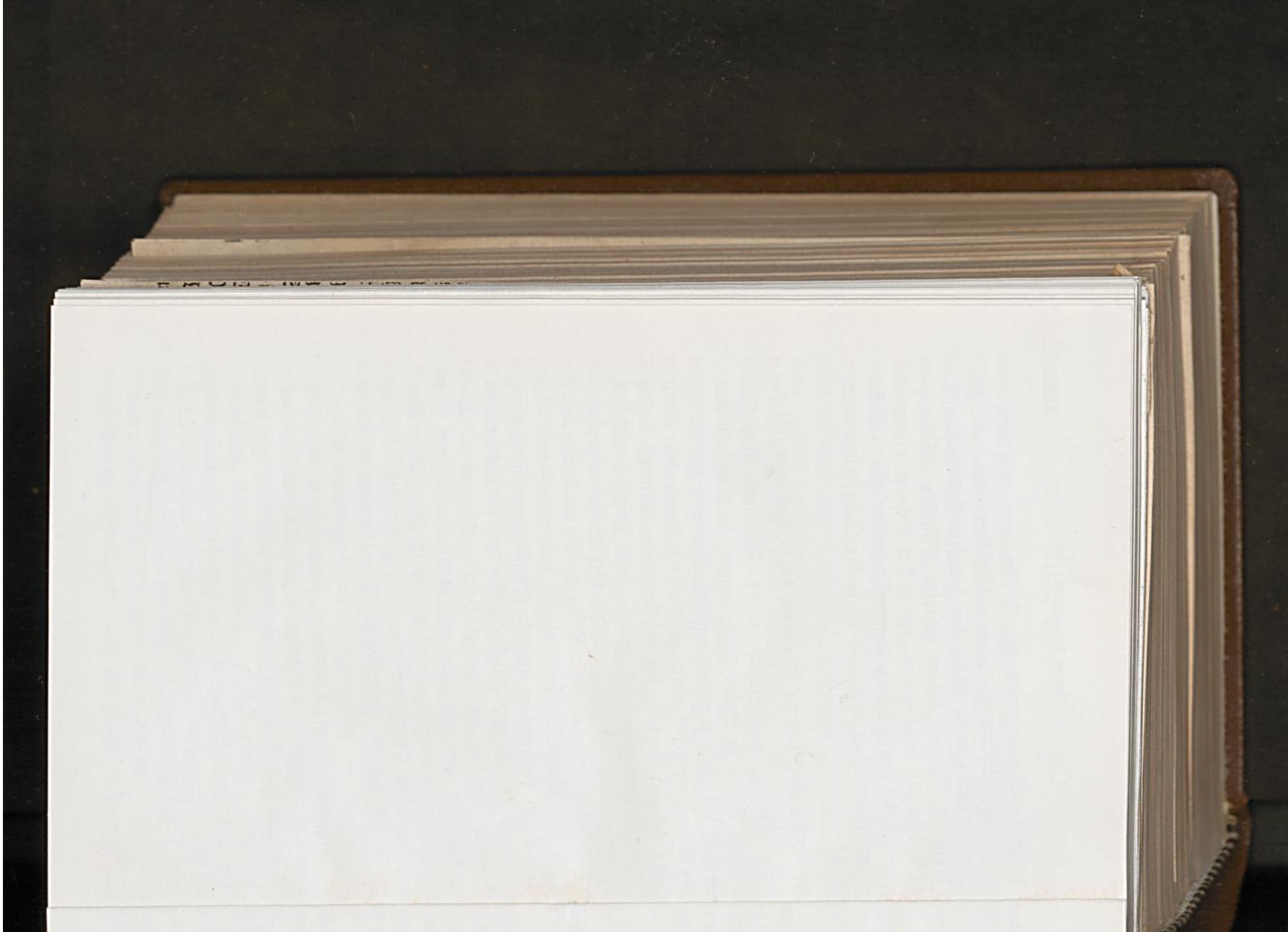


brauchbar sey. Mehrere Wochen hatte nun schon das feindliche Bombardement gedauert, und bei der heftigen Erwiederung war der vorräthige Zundersatz so wie der Salpeter aufgegangen. Man hatte sich so eben noch des letzten Vorraths davon aus den Apotheken und Kaufläden bemächtigt, und Zundersatz angesetzt, als man durch eine unglückliche Explosion denselben wieder verlor. Gänzlicher Mangel wäre nun eingetreten, und man hätte wenigstens nicht sogleich dem Feinde wieder mit Wurfgeschossen schädlich werden können, wäre nicht damals die Sorgfalt des braven Rieß in's Mittel getreten. Durch diese war man in den Stand gesetzt, jenen Satz zu stampfen, davon Zunder zu schlagen, und so den Feind ohne Unterbrechung nach wie vor mit Bomben und Granaten zu bedienen. — Zur Zeit des Bombardements, wo Alles sich in Kasematten und Keller flüchtete, war nur Rieß nicht zu bewegen, seine Wohnung — die nicht einmal sein Eigenthum war — zu verlassen, und in der einige Schritte entlegenen Kasematte der Bastion Zuflucht zu suchen. Mit einer seltenen Geistesgegenwart setzte er sich der größten Gefahr aus. Die Bastion Nro. 6. als Laboratorium dem Feinde bekannt, schien das eigentliche Ziel des feindlichen Geschützes zu seyn. Bomben und Granaten zerplatzten mit schrecklichem Krachen auf dem Hofe desselben um und neben der Wohnung des Rieß; Kugeln schlugen hier und dort ein, und beschädigten letztere zu mehreren Malen. Sein Muth blieb sich jedoch immer gleich. An der Thüre seiner Wohnung beobachtete er die Richtung der feindlichen Wurfgeschosse mit einer Gelassenheit ohne ihresgleichen, und dabei, doch immer mit gehöriger Vorsicht, beugte er jeder möglichen Gefahr vor. Selbst als ihm durch die Explosion einer Bombe sein Gartenzaun, wenige Schritte von ihm, zertrümmert wurde, rettete er das ihm anvertraute Grundstück, und sicherte dadurch seiner zahlreichen Familie den Erwerb, welcher bei Demolirung des erstern vielleicht auf einige Zeit gelitten hätte. Auf die Frage, warum er sich

so drohender Gefahr preisgebe, äußerte er: »er glaube an eine göttliche Vorsehung, ohne welche ihm kein Haar gekrümmt werden könnte. Wäre ihm hier sein Ende bestimmt, so könne es ihm — indem er seine Pflichten erfülle — nicht anders als willkommen seyn.« Im Scherze pflegte er zuweilen dabei den Offizieren der Artillerie zu sagen: »Meine Herren: wenn Gott will, so ist meine Nachtmütze bombenfest.«

821. Wer Lust hat zu plündern, trete aus dem Glied.

Zu Anfang des Jahrs 1807, während Napoleon mit seiner Armee in Polen stand, waren in dem hessischen Städtchen Hersfeld Unruhen ausgebrochen und ein französischer Soldat ermordet worden. Napoleon, beunruhigt durch mehrere solcher Vorfälle im Rücken seiner Armee, wollte ein abschreckendes Beispiel geben, und befahl, daß die Stadt rein ausgeplündert und an vier Ecken angezündet und abgebrannt würde. Mit Mühe wurde durch eingelegte Fürbitte das Schicksal der Stadt so weit gemildert, daß an vier Ecken vier einzeln stehende Häuser angezündet wurden, jedoch das Löschen durch die Franzosen nicht verhindert wurde, so daß nur wenige Häuser abbrannten. Die Ausplünderung aber war nicht erlassen worden, sondern dem mit einem badischen Jägerkorps gerade in Hersfeld in Besatzung liegenden Oberstlieutenant Lingg (dem am 21. Jan. 1842 in Mannheim gestorbenen Generallieutenant Lingg v. Linggenfeld) — aufgetragen. Zur bestimmten Stunde riefen die wirbelnden Trommeln seine Jäger auf den Sammelplatz, während die ganze Stadt von Klagegeschrei der flüchtigen und fliehenden Einwohner ertönte. Lingg trat vor die Reihen seiner Krieger, stellte ihnen mit kräftigen Worten das unglückliche Schicksal der Einwohner, unter denen so viele an dem Morde unschuldig, vor, schilderte, wie eine solche Handlung der Plünderung, wo die Zügellosigkeit freien Lauf hat, nicht ohne Gräuelthaten aller Art vorübergehe. Sodann sprach er: »der Befehl zur Plün-



franzd=
Brod in
war die
ganzen
sind zu
r ist ja
en Tor=
Brod,
anderes

Suther=
in den
stlichen
drång=
es Re=
ffizier,
er und
unter
weifle.
irmsten
wieder
Pfd.
an die
in Of=
ie Er=
gelegt,
Auch
s Re=
teuere.
nmen=
t war
el, es
ments
denn

derung ist gegeben, sie ist Jedem von euch erlaubt; wer Lust hat zu plündern, der trete aus seinem Glied und melde sich.“ Tiefe Stille! Nicht Ein Mann rührte sich. Ein zweiter Aufruf von Lingg erfolgte und die Soldaten standen wie Mauern in ihren Reihen; keiner wollte sich an der Habe seines deutschen Mitbruders vergreifen, und die geängstigte Stadt war gerettet.

822. Dieser Platz geziemt mir.

Der Prinz Leopold von Hessen-Homburg war in dem Feldzuge von 1813 mit dem preußischen General v. Ziethen bei'm ersten Sturme auf Groß-Görschen in das Dorf eingedrungen, wo das Gewehrfeuer so fürchterlich war, daß der General, um den Prinzen der Gefahr zu entziehen, ihn unter dem Vorwande einer Bestellung zu entfernen suchte; allein der Prinz errieth die Absicht, und sagte: er sey bereit, den Auftrag auszurichten, doch nicht eher, als bis das Dorf genommen sey. Nun bat ihn der General geradezu, nicht ohne Noth sein Leben zu wagen. „Dieser Platz geziemt mir!“ — sagte der hochherzige Prinz. — Wenigstens solle er doch seinen Stern abnehmen, wünschte der General; aber auch das wollte der wackere Fürst nicht, und empfieng die Todeswunde. „Lassen Sie mich nur nicht unter den Franzosen!“ — waren die letzten Worte, die er zum General Ziethen sagte. Ein Husar nahm ihn auf's Pferd, ein anderer hielt ihm die Füße; so brachte man ihn aus dem Dorfe. Hier begegnete ihm der Adjutant des Königs, v. Natzmer, dem er noch die zuckende Hand reichte, und — verschied. Er wurde begraben neben dem kleinen Hügel, von welchem der König von Preußen und der Kaiser von Rußland einem Theile des Gefechts zugesehen hatten.

823. Das letzte Stück Brod.

„Was will denn der Mensch da draußen?“ — fragte in den ersten Tagen nach der Schlacht bei Leipzig ein

preußischer Gardist seinen Wirth daselbst, als ein französischer Soldat lange am Fenster um einen Bissen Brod in seiner Muttersprache bettelte. „Ein Franzose!“ — war die Antwort — „aber wer kann ihm was geben, in der ganzen Stadt ist kein Brod zu haben, und der Bittenden sind zu viel.“ Dieß rührte das Herz des Preußen. — „Er ist ja ein hilfloser Mensch“ — sagte er — griff in seinen Tornister, und gab dem Hungrigen sein letztes Stück Brod, ungeachtet er wußte, daß ihm der Wirth kein anderes geben konnte.

824. Das seltene Regiment.

Ein Regiment Bergschotten, das im Distrikt Sutherland ausgehoben wurde, zeigte gleich bei'm Eintritt in den Dienst eine gründliche Ueberzeugung von den christlichen Heilswahrheiten. Ohne daß ein Offizier aufforderte, drängten sich, wo es ihnen möglich war, 600 Mann dieses Regiments zum Tische des HErrn. Ein wackerer Unteroffizier, der ein Bein im Feld verloren, war ihr Schulhalter und versicherte aus langer Erfahrung, daß er nur bei 12 unter diesen 600 an der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen zweifle. Als dieses Regiment, dessen Soldaten aus dem ärmsten Theil Englands kamen, vom Kapland in Südafrika wieder in einen andern Welttheil versetzt wurde, gab es 140 Pfd. Sterling (etwa 1680 fl.) zum Abschiedsgeschenk an die dortige Missionsgesellschaft. Und dazu hatte nicht Ein Offizier beigetragen. Ebenso hatte das Regiment für die Erziehung der Soldatenkinder eine Summe zusammengelegt, und eine weitere Kasse für die Wittwen und Waisen. Auch hatten sie unter sich ausgemacht, daß Jeder, der das Regiment verläßt, einen Tag Sold zum Abschied beisteuere. Dadurch waren in eilf Jahren andere 700 fl. zusammengekommen. Als dieses Regiment vom Herzog v. York war gemustert worden, äußerte ein General an der Tafel, es sey Schade, daß man dasselbe nicht in kleine Detaschements vertheile, und in die übrigen Regimenter einreihe; denn

BIBLIOTECA PUBLICA DE NUEVO LEON

Jeder könnte seiner Aufführung nach Unteroffizier seyn. Eben diese wackeren Soldaten haben in dem Gefecht bei Neu-Orleans, als ihre Landsleute alle vor dem überlegenen Feinde geflohen waren, so lange Stand gehalten, bis die Offiziere sie mit Gewalt zum Rückzug nöthigten. Zwei Drittheile des Regiments lagen auf dem Kampfplatze; als ihre Brüder abzogen, erhoben die Schwerverwundeten mitten unter den Leichnamen einen Lobgesang. Denen, die noch gehen konnten, war befohlen, alles Gepäck zurückzulassen; die Ranzen ließen sie zurück, aber die Taschenbibel nahmen sie unter dem Arme mit, und Viele, die unterwegs verbluteten, fand man, wie sie die aufgeschlagene Bibel mit den Händen krampfhaft festhielten. —

Anhang.

XXI.

Sorgfalt für Thiere.

Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes.
Sprüchw. 12, 10.

825. Die abgenommene Last.

Ein macedonischer Soldat führte einen Maulesel, der in einigen Säcken Gelder für Alexander trug. Er sah, daß das Thier beinahe unter der Last niedersank; mitleidig nahm er sie vom Rücken des Maulthiers, und schleppte die Last selbst bis zu des Königs Zelt hin. Alexander war unbemerkt Zeuge des Vorfalls gewesen. Jetzt trat er hervor, und rief dem Soldaten zu: »Fasse Muth, braver Mann! und trage die Geldsäcke vollends unter dein Zelt; du bist werth, sie zu besitzen!«

826. Das gerettete Lamm.

»Vor mehreren Jahren« — erzählt ein sehr achtbarer Schriftsteller — »reiste ich im Winter zu Schiff über den Bodensee. Ein für sein Alter wohlgebildeter Offizier, welcher aus Italien über den St. Gotthard kam und nach Schwaben gieng, stieg mit in das Fahrzeug. Es war so neblichtes Wetter, daß man kaum einige Schritte weit vorwärts sehen konnte. Die rudernden Schiffer richteten ihren Lauf nach dem Kompaß. Wir waren in der verfinsterten Luft bereits $^3/_4$ Stunden gefahren, als ein Flug ermüdeter Vögel sich ganz ohne Scheu auf die am Mastbaum ausgespannten Stricke setzte. — Die fremde Erscheinung bot uns zu verschiedenen Gesprächen Stoff dar. Der Steuermann bemerkte hiebei: daß die Strichvögel, wenn sie ein Schiff antreffen, sich wie jetzt ohne Scheu an den Mastbaum und an die Schiffstaue anklammern, um sich von ihrer Ermüdung zu erholen. Während dieser Bemerkung



erhob sich ein Schiffsjunge, und wollte einige der ermüdeten Vögel fangen; allein der Schiffsmeister verbot es ihm und sagte: „Der Schutzbedürftigen muß man schonen. Wenn wir das Unglück hätten, Schiffbruch zu leiden, und du könntest dich noch an ein schwimmendes Brett anklammern, wie würdest du in Verzweiflung gerathen, wenn ein Stärkerer dich hinunter stoßen wollte!“ Wir freuten uns über die Gutherzigkeit des mitleidigen Schiffers. „Das ist ein edelgesinnter Mann,“ sagte der junge Offizier zu mir, und fuhr fort: „Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, bei der ich im Feldzuge des verflossenen Jahrs, aus dem ich eben jetzt zurückkomme, Zeuge war: Wir standen zu Ende des Dezembers in der Gegend von Cremona auf freiem Felde, unter Frost, Stürmen und Regengüssen. So gut es uns möglich war, gruben wir uns in den Boden, errichteten Baracken, und bedeckten sie mit Baumzweigen, Stücken von Rasen, Schilf und Stroh, so wie wir etwas dergleichen vorfanden. Alle Bäume der Umgegend wurden niedergehauen, damit wir uns unser dürftiges Soldatenmahl kochen, unsere oft völlig durchnäßten Montirungsstücke trocknen, und bei den nächtlichen Wachen uns etwas erwärmen könnten. Die schöne lombardische Ebene stand in Gefahr, eine traurige Wüste zu werden. Am Ende gebrach es uns an Allem. Die Feinde hatten die umliegenden Ortschaften besetzt, und in den Zwischenräumen Feldbatterien aufgeworfen, die wir ungestraft nicht überschreiten konnten. Zufuhr war unmöglich, das Land hinter uns verheert, und wollten wir nicht verhungern, so mußten wir vorrücken, und die vom Feinde besetzten Ortschaften angreifen. Dieß geschah endlich an einem finstern Morgen. Die feindlichen Vorposten wurden nach der tapfersten Gegenwehr zurückgeworfen. Wir brachen in die von unsern Gegnern besetzten Dörfer ein, wurden aber überall aus Fenstern und von den Dächern herab mit Kugeln empfangen. Die Gefahr stieg; wir mußten zu unserer Rettung Alles wagen. Da zündeten einige Haubitzgranaten hie und da Gebäude an, und nun

zog sich der Feind unter dem Schutze des Nebels zurück. Eine Abtheilung unsers Corps verfolgte die Flüchtigen, eine andere aber, bei der ich mich befand, mußte zur Vertheidigung der genommenen Ortschaften, für den Fall eines wiederholten feindlichen Angriffs, zurückbleiben. Während des Brandes, der mehrere Häuser verzehrte, schleppten die Soldaten alles Eßbare zusammen, was sich nur vorfand. Früchte, Obst, Reis, Garben, und trieben das Vieh aus den Ställen fort. Ein Theil des Landvolks flüchtete sich in die benachbarten Gebirge. Wir aber zündeten sogleich mehrere große Feuer an, um uns einmal wieder recht zu wärmen. Da sah ich einen mir der Person nach schon bekannten wackern jungen Mann von unserm Truppentheile — sehr blutend, obschon nicht gefährlich, an der linken Hand verwundet, die er mit einem Schnupftuche zugebunden hatte, sich an ein benachbartes Feuer setzen, und in Erwartung eines Wundarztes, der ihn verbinden konnte, seine Pfeife anzünden. Er schaute nachdenkend und düster in die glimmende Kohlengluth, und manchmal darüber hin seufzend auf das mit Leichen besäete Feld. Auf einmal entstand von der Seite des Dorfes her Laufen, Rufen und Tumult. Die Soldaten schienen Etwas zu verfolgen; und warfen Steine, Säbel, Bajonnette und Stücke Holz darnach. Der junge Mann schaute traurig auf, blieb aber auf seinem Holzstoß sitzen. In dem nämlichen Augenblicke sprang ein verjagtes und hart verfolgtes Lamm auf ihn zu, und drang zwischen seine Arme ein, dort Schutz suchend. Der junge Krieger schloß das verschüchterte Thier fest an sich, und nahm seinen Mantel darüber hin. Da langten aber auch die Verfolger desselben an, und wollten es ihm entreißen. Unmuthig suchte er dieß zu verhindern, und rief: »Nimmermehr sollt ihr es erhalten; das arme Thier ist mein Gefangener; es hat meinen Schutz gesucht, und soll ihn finden.« Nun gab es Lärm, man erhitzte sich in heftigem Wortwechsel; Einige zogen sogar den Säbel. Aber auch der junge Mann war nicht müßig, und indem er das

Property of the Library
Royal College of Physicians
Edinburgh

ichen
rbei=
met=
uten
dann
tes;
ages
nem
ging
ab=
auf=
»Da
be=
cher
Nei=
Aber
ück,
des
este
bei
ein,
Eier
Klee
und
zu
öte,
in
en;
die
ges

den
und

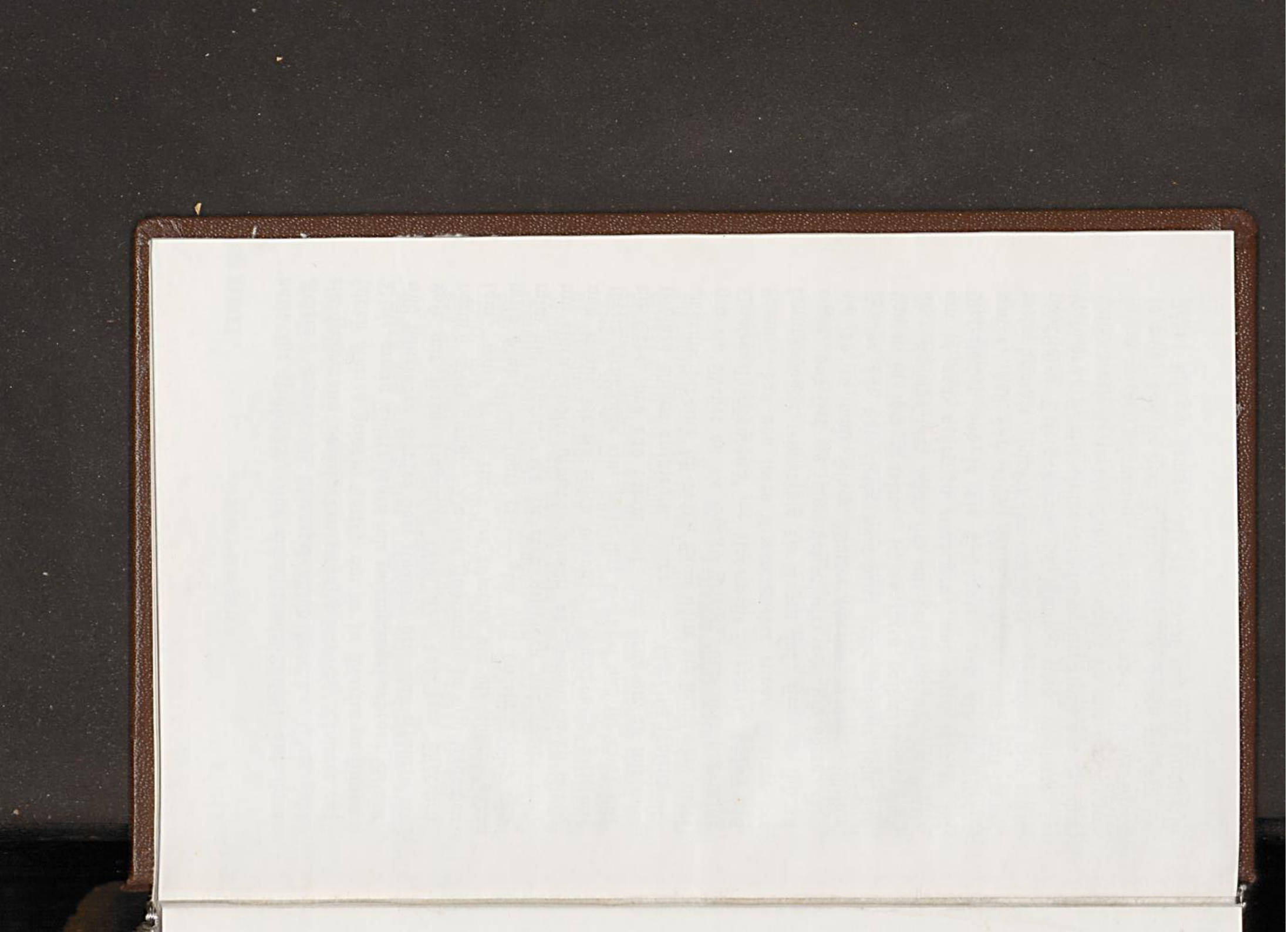
zitternde Thier zwischen seinen Füßen vom Mantel halb überdeckt hielt, schlug er mit seinem Seitengewehr jeden Angriff sehr gewandt zurück. Bald hätte man um eines armseligen Lammes willen einen ernsthaften Kampf und Blutvergießen gesehen. Die herbeigeeilten Offiziere legten sich in's Mittel, geboten Friede, und untersuchten den Streit. Die Soldaten behaupteten beharrlich, ihren Antheil an dem Thiere zu haben; der junge Mann aber griff in die Tasche und sprach: ich habe nichts mehr als dieses halbe Guldenstück, nehmt es hin und laßt mir meinen Gefangenen. Die Soldaten lachten, nahmen das Geldstück und zogen ihres Weges; die Offiziere aber, welche seit geraumer Zeit eben so wenig als jene einen guten Bissen genossen, vielmehr oft nicht minder als sie mit Mangel am Nothwendigsten gekämpft hatten, wollten dem jungen Krieger das Lamm nunmehr — um es schnell zubereiten zu lassen — abkaufen, und boten ihm, da er sich weigerte, einen bedeutenden Preis; allein er lehnte jedes vermehrte Gebot bescheiden, aber bestimmt, ab. Gegen Abend, als ich die Runde hatte, traf ich den jungen Mann am Ausgange des fast niedergebrannten Dorfes bei einem armen greisen Taglöhner und seiner fast erblindeten Frau an, die ihm, im Beiseyn vieler Kinder und Erwachsenen, mit thränenden Augen dankten, daß er ihnen ihr einziges Besitzthum, das bei dem Unglück des heutigen Tages ihnen noch übrig geblieben war, zurückbringe. Der wackere Mensch hatte nämlich so lange beharrliche Nachforschungen im Dorfe angestellt, bis er den Besitzer des zu ihm geflüchteten Thierchens entdeckt, und es demselben unversehrt wieder gegeben hatte.“ Es war keine große, glänzende, Ruhm und Andenken bereitende, aber gewiß eine edle That, die dem Herzen des jungen Mannes, zumal dasselbe im Kriege unter den Scenen des Blutvergießens, des Brandes, Plünderns und der Verfolgung so leicht gegen Milde und Mitleid, Schonung und Gerechtigkeit hatte verhärtet werden können, alle Ehre macht.“

827. Das Rebhühnernest.

Philipp Grieser, der Sohn eines vermöglichen Landmannes in Schwaben betrachtete oft bei seinen Arbeiten auf dem Felde die bunten Käfer, die schönen Schmetterlinge, die fröhlichen Vögel, wie sie sich alle erfreuten in Gottes herrlicher Schöpfung und sein Herz wurde dann voll des Lobes der Güte, Weisheit und Allmacht Gottes; sein Auge glänzte von Freude und Dank. Eines Tages erhielt Philipp von seinem Vater den Auftrag, auf einem Acker Klee für das Vieh zu mähen; froh und munter ging er an die Arbeit. Schon hatte er eine große Strecke abgemäht, als plötzlich nicht fern von ihm ein Rebhuhn aufflog, und in einem benachbarten Acker wieder einfiel. „Da ist gewiß ein Nest," dachte Philipp, legte seine Sense behutsam bei Seite, und schlich zu der Stelle, von welcher das Rebhuhn aufgeflogen war; er hatte sich in seiner Meinung nicht getäuscht, es lagen Eierlein im Neste. Aber was that nun Philipp? — Er zieht sich schnell zurück, nimmt seine Sense und geht auf eine andere Seite des Ackers, bedauernd, daß er die alte Henne von ihrem Neste verscheucht hatte. „Soll ich weiter mähen," dachte er bei sich selbst, „und die Eier mit nach Hause nehmen? Nein, das gute Thier soll sein Nest behalten, damit es seine Eier ausbrüten kann." Er trug sodann den abgemähten Klee nach Hause, erzählte dem Vater, was er gesehen habe, und bat ihn zugleich, nicht mehr auf jener Stelle mähen zu lassen, bis die Eier ausgebrütet seyen. Der Vater lobte, was sein Sohn gethan hatte, und sagte, sie wollen nun in einigen Tagen wieder an jene Stelle gehen und nachsehen; und als sie nach acht Tagen kamen, fanden sie nur noch die Schalen der Eier, die jungen Thierchen hatten ihr enges Gehäuse verlassen.

828. Nun sind deine Qualen überstanden.

Die kleine Flanchonette, Tochter eines französischen Landmannes, saß eines Morgens an der Landstraße, und



hatte ihr Frühstück, eine Schüssel mit Milch, auf ihren Knieen, worein sie schwarzes Brod brockte. Eben fuhr ein Fuhrmann vorbei, der zwanzig lebendige Lämmer auf seinen Karren geladen hatte, um sie zu Markte zu führen. Diese armen Thiere lagen mit zusammengebundenen Beinen und hängenden Köpfen über einander her, und erfüllten die Luft mit ihrem kläglichen Geblöcke, das dem Mädchen durch's Herz gieng. Da der Fuhrmann zu dem Mädchen kam, warf er ihr eines der Lämmer vor die Füße. »Da mein Kind!« — sagte er — »da hast du ein Thier, das mich nur ärgert. Es ist eben gestorben und macht mich um einen Thaler ärmer! Nimm es, wenn du es willst, und mache dir ein Essen davon!« Flanchonette hielt mit ihrem Frühstücke ein, setzte ihre Schüssel und ihr Brod auf die Erde, hob das Lamm auf, und fieng an, es mit mitleidigen Augen anzusehen. »Aber« — sagte sie sogleich — »warum bedaure ich dich? Man hätte dir heute oder morgen ein Messer an die Gurgel gesetzt; nun aber sind deine Qualen überstanden!« — Indem sie so redete, schlug das Lamm, das von ihren Armen wieder etwas Wärme bekommen hatte, ein wenig die Augen auf, fieng an sich zu regen, und ließ ein schwaches Blöcken von sich hören, eben als ob es nach seiner Mutter schreien wollte. Welche Freude für das kleine Mädchen! Sie wickelte jetzt das Lamm in ihre Schürze, schlug ihren halbwollenen Rock über dasselbe her, bückt sich mit der Brust auf die Kniee, um es noch besser zu erwärmen, und blies ihm in die Nasenlöcher und in die Schnauze; und als sie gewahr wurde, daß das arme Thier nach und nach sich immer mehr bewegte, hüpfte ihr das Herz. Durch diesen ersten glücklichen Erfolg bekam sie Muth, noch Weiteres zu versuchen; sie rieb einige Stückchen Brod mit den Händen klein, warf sie in die Schüssel, nahm sie mit den Fingerspitzen wieder zusammen, und brachte es mit vieler Mühe so weit, daß sie dem Thierchen etwas davon zwischen die Zähne bringen konnte, bis es, da es nur aus Hunger so

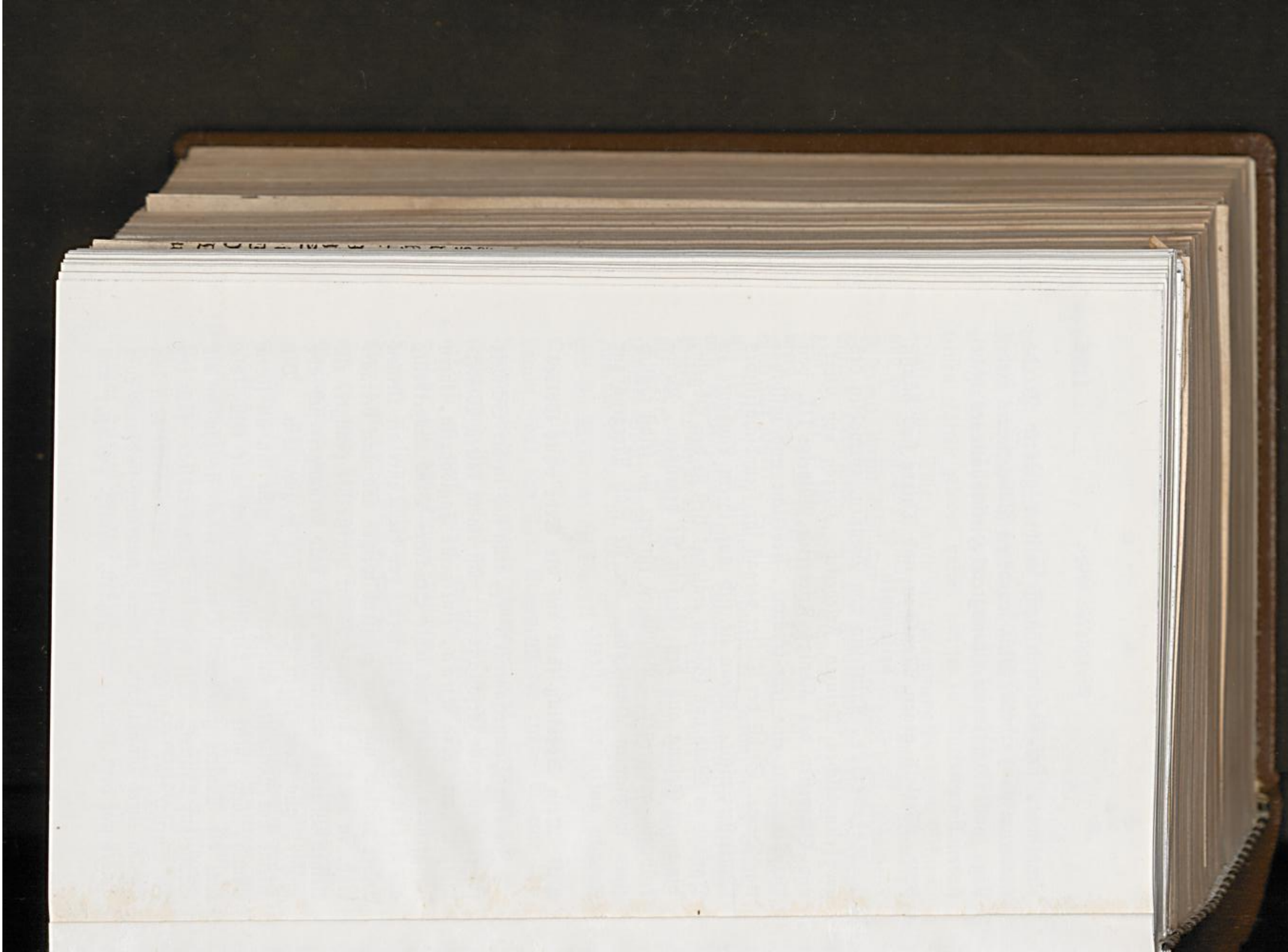
elend war, sich nach und nach zu ihrer größten Freude wiederum ganz erholte. Nun wurde es Flanchonettes Liebling, und eine treuere, besorgtere Hirtin hätte es nicht finden können.

829. Mitleid gegen Menschen und Thiere sind häufig beisammen.

Friederike, Prinzessin von Preußen, Gemahlin des großbritannischen Prinzen Friederich, Herzog von York, und Schwester des Königs Friederich Wilhelm III. von Preußen, war eine sehr fromme, liebreiche und mildthätige Dame. Selbst der Thiere vergaß ihr freundschaftliches Mutterherz nicht. Wenn sie sich auf ihrem Landgute zu Oatland in Wald und Gärten ergieng, ließ sie den Vögeln, die durch Gesang aus den Gipfeln sie begrüßten, Brodkrümlein ausstreuen. Besonders fütterte sie selbst täglich einen wachsamen Haushahn, der sie früh Morgens zur Andacht aufzuwecken pflegte.

830. Kein Sperling fällt auf die Erde ohne Gottes Willen.

In dem Hungerjahre $18^{16}/_{17}$ trug sich in der Schweiz folgende rührende Geschichte zu: An einem kalten Wintermorgen hatte eben Anna, eine arme Taglöhnerin, ihren hungernden Kindern das letzte Stückchen Brod ausgetheilt, als Lieschen, eines derselben, vor die Thüre der kleinen Hütte tretend und den glänzend weißen Schmuck betrachtend, in welchem die ganze Natur um sie her prangte, ein kleines Vögelein wahrnahm, das halb verhungert sich abmühte, aus dem tiefen Schnee sich loszuwinden. Die Kleine hat Mitleiden mit dem Vogel, hält ihn an ihren Mund, und theilt die kärglichen Bissen mit ihm, die ihm die Mutter gegeben. Darauf trägt sie ihn in die Stube zur Mutter. Wie diese den Vogel erblickt, fällt ihr der Spruch ein: Kein Sperling fällt auf die Erde ohne den Willen eures himmlischen Vaters; nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupte alle gezählt, Matth. 10, 29.; und



aß sie
Thier=
Gesetze
sind
d die
mmer
u be=
Da in
o wie
hier=
tlich
selbe
hren
men
fge=
urch
an
fge=
So=
und
bg=
en,
lon
rü=
el=
en
en
s=
m
ch
e

augenblicklich kehrt neues Vertrauen in ihre Seele zurück, so daß sie sich ermuthigt fühlt, mit ihren Kindern auf ihre Kniee niederzufallen, und Gott ihre große Noth zu klagen. Kaum hatte sie geendet, so trat ein reicher Nachbar in die Hütte ein, und sagte: »Ich komme so eben von der Kirche, wo der Herr Pfarrer so eindringlich von der Nächstenliebe sprach, daß ich dachte: Wenn ich nur gleich eine Gelegenheit wüßte, sie zu üben, ich wollte sie gewiß nicht übergehen. Da sah ich im Vorbeigehen, wie das kleine Lieschen des verhungerten Vogels sich erbarmte, und mit ihm seinen letzten Bissen theilte, und dachte, das ist ein Wink von Gott, wo du Liebe üben sollst. Ich eilte schnell nach Hause und komme nun wieder von da, um euch etwas Weniges zu bringen, und zu fragen, womit ich noch weiter dienen kann? Mit diesen Worten zog er ein Körbchen mit Käs und Brod hervor und gab es Lieschen zum Austheilen. Nun ward auf einmal Alles voll Freude und Jubel in der armen Hütte, und nicht nur an diesem Tage, sondern noch lange hernach; denn der reiche Nachbar hielt Wort und versorgte die Familie, so lange die Theurung dauerte.

831. Der Verein gegen Thierquälerei.

Im Jahre 1824 wurde zu London, vornehmlich durch die Thätigkeit Richard Martins, ein Verein gegründet, welcher sich die Verhütung der Grausamkeit gegen die Thiere zu seiner besondern Aufgabe macht. Der dreizehnte Jahresbericht dieses Vereins enthält folgende merkwürdige Thatsachen, welche zeigen, wie große Theilnahme diese Angelegenheit in England gefunden hat. Die Königin und die Herzogin von Kent haben sich an die Spitze desselben gestellt, und mehrere der höchsten geistlichen und weltlichen Beamten zeigen sich als thätige Beförderer desselben. Mehrere Zeitungsredaktionen unterstützen die Zwecke des Vereins dadurch, daß sie die ihnen bekannt werdenden Grausamkeiten gegen Thiere mittheilen und ihre Stimmen dagegen erheben. Der Verein hat den Joseph Willy

und einige andere Polizeibeamte dafür gewonnen, daß sie ein aufmerksames Auge auf die ihnen kund werdenden Thierquäler haben, und solche, die einem vorhandenen Gesetze entgegenstehen, zur amtlichen Anzeige bringen; es sind durch sie bereits 295 Fälle angezeigt worden, und die Folge davon ist, daß sich bei dem Publikum eine immer größere Scheu wahrnehmen läßt, Thierquälereien zu begehen oder auch nur vor seinen Augen zu dulden. Da in England vornehmlich die Stier- und Hahnengefechte, so wie die Hundbeißereien, als eine volksthümlich gewordene Thierquälerei zu beklagen sind, so hat der Verein namentlich ihre Abstellung zu seiner Aufgabe gemacht, und dieselbe auch schon an Orten erlangt, wo sie seit 200 Jahren ununterbrochen im Gange waren. Von den Einnahmen des Vereins sind abgeschundene und kranke Pferde aufgekauft worden, um sie der Fortsetzung ihrer Marter durch einen schnellen Tod zu entreißen; deßgleichen wurden an einigen Plätzen der Stadt Vorspannpferde von ihm aufgestellt, um überlasteten Pferden Beistand zu leisten. Sodann suchte man auf die Gesetzgebung einzuwirken, und nicht nur den Gebrauch der Hunde zum Karrenziehen möglichst zu beschränken, sondern auch es dahin zu bringen, daß die Viehtreiber keinen andern als von der Corporation gestempelten Stecken gebrauchen dürfen, indem sie sich früher mit Blei ausgegossener Knüppel bedienten, mit welchen sie den armen Thieren nicht selten die Beine zerbrachen oder die Augen aus den Köpfen schlugen. Endlich wurden Preise für populäre Schriften gegen die Thierquälerei ausgesetzt und eine Menge derartiger Schriften unter dem Volke verbeitet. Nach dem Vorgange Englands haben sich auch in andern Ländern mit glücklichem Erfolge ähnliche Vereine gebildet.

832. Wer hat ein solches Herz für die Leiden der Thiere?

Der im Frühjahr 1837 in einem Alter von 79 Jahren entschlafene Stuttgarter Prediger C. A. Dann war nicht

nur ein liebevoller Menschenfreund, der sich mit der aufopferungsvollsten Thätigkeit bis in's höchste Alter hinein auf's Treulichste bemühte, aller leiblichen und geistlichen Noth seiner Nebenmenschen abzuhelfen, sondern es gab auch nicht leicht Jemand, dem das mannigfaltige Elend, unter dem die Thierwelt durch Schuld der Menschen seufzet, tiefer zu Herzen gegangen wäre. Der Vogel, welchem der muthwillige Knabe seine Eier oder seine Jungen raubt; der Käfer, der an einen Faden gebunden zum Spielwerk des unverständigen Kindes sich hergeben muß; die Gans, welche die eigennützige Leckerei grausam zu todt füttert, die Katze, welche die Rohheit mit Steinen und Fußtritten verfolgt, das Pferd, das schweißtriefend und hungrig in empfindlicher Kälte vor dem Gasthaus warten muß, bis sein Peiniger sich gütlich gethan; kurz, die ganze Schaar von leidenden Kreaturen hatte sich seiner Theilnahme und seines Mitleidens nicht nur, sondern auch seiner eindringlichen Fürsprache zu erfreuen. Er redete für sie sowohl im Privatumgang bei jeder sich darbietenden Gelegenheit, als auch insbesondere im Jugendunterricht und auf der Kanzel; außerdem verfaßte er zu Gunsten der armen geplagten Thiere die zwei Schriftchen: »Bitte der armen Thiere an ihre Mitgeschöpfe und Herrn die Menschen, Tübingen 1822,« und »Nothgedrungener, durch viele Beispiele beleuchteter Aufruf an alle Menschen von Nachdenken und Gefühl zu gemeinschaftlicher Beherzigung und Linderung der unsäglichen Leiden der in unserer Umgebung lebenden Thiere, 2. Aufl. Stuttg. 1838.« Er beschreibt in denselben mit der rührendsten Theilnahme die vielerlei ihm bekannt gewordenen Mißhandlungen, welche die Thiere von Jungen und Alten erdulden müssen, und ermahnt zur Abstellung derselben mit solchen Gründen, daß schwerlich irgend ein Mensch von Gefühl kalt dabei bleiben kann. Und wie er redete und schrieb, so handelte er auch, indem er seine eigenen Hausthiere mit der gewissenhaftesten Sorgfalt verpflegen ließ.

Namenregister.

	Seite
Aaron, Martha, Wittwe	773
Abdallah, Türke	289
Abu Kusch, Beduine	464
Achmet, Sultan	918
Ada, Prinzessin	419
Adam, Franzose	793
Adam, Schultheiß	1057
Addisson, engl. Dichter	471
Adiatorix, Gallier	886
Agathokles, König in Sicilien	376
Agesilaus, König in Sparta	1043
Alba, Herzog von	306
d'Alègre, Offizier	467
Alexander, König von Macedonien	419. 949
Alexander, Kaiser v. Rußland	806. 866. 1035
Ali Iba Abas, Türke	492
Altdorfer, blinder Schaffhauser	102
Alfred von England	750
Allucius, Prinz	415
Alphons von Arragonien	50. 837. 841
Alphons von Neapel	1066
Amar in Bosnien	920
Amboise, G. v.	496
Ambrosius, Kirchenvater	829
Anna von Sachsen	435
Angelo, M., Maler	1077
Anger, Buchbinder	105
Answer, Missionar	237
Antes, Joh., Missionar	283
Antigonus, König in Kleinasien	365
Anton, Dr. Theol.	332
Antonio, Spanier	901
Apelles, Maler	545
Arcadius, Kaiser	666
Aristippus, gr. Philosoph	407
Aristagoras, Fürst v. Milet	408
Arria Pätus, Römerin	870
Artaphernes, Perser	885
Artaxerxes Memnon, König	737
Artemenes, Perser	885
Ashtey, Lord	641
Agrippa d'Aubigné, franz. Stallmeister 6. 10. 65.	678
Aubry, Schiffer	896
Augustinus, Kirchenvater	819
Aurelian, Feldherr	872
Backett, Robert, Kapitän	794
Badur, Sultan	669
Bala, Charles v.	603
Barr, Fabrikant	297
Bandevin, Pred. in Stralf.	92
Baum, General	633
Baumann, Pfarrer	278
Baumgarten, Prof.	471
Bayard, Ritter 467.	498
Beeroft, Kapitän	808
Bell Mac Vicor, Engländerin	955
Bengel, J. A., Prälat 12.	412
Bergmann, Dorothea	850
Bernhard von Sachsen-Weimar	1116
Bernhard de Monte Politiano, Mönch	961
Bernstorf, J. H. C. v., dänischer Minister 268.	1049
Bernstorf, A. P. v., raf	724
Berthold, Graf	787
Beroald, Gelehrter	10
Besenval, B. v., Offizier	183
Beutler, J. T., Landwirth	441
Beveridge, Bischof	233
Biel, G., Probst	641
Binder, J. C., Wirth	195
Blackwell, Engländer	728
Blomberg, Frau v.	397
Boden, v., Finanzrath	1029
Bodenstein, Rathsherr	1053
Boerhave, H., Arzt 56.	334

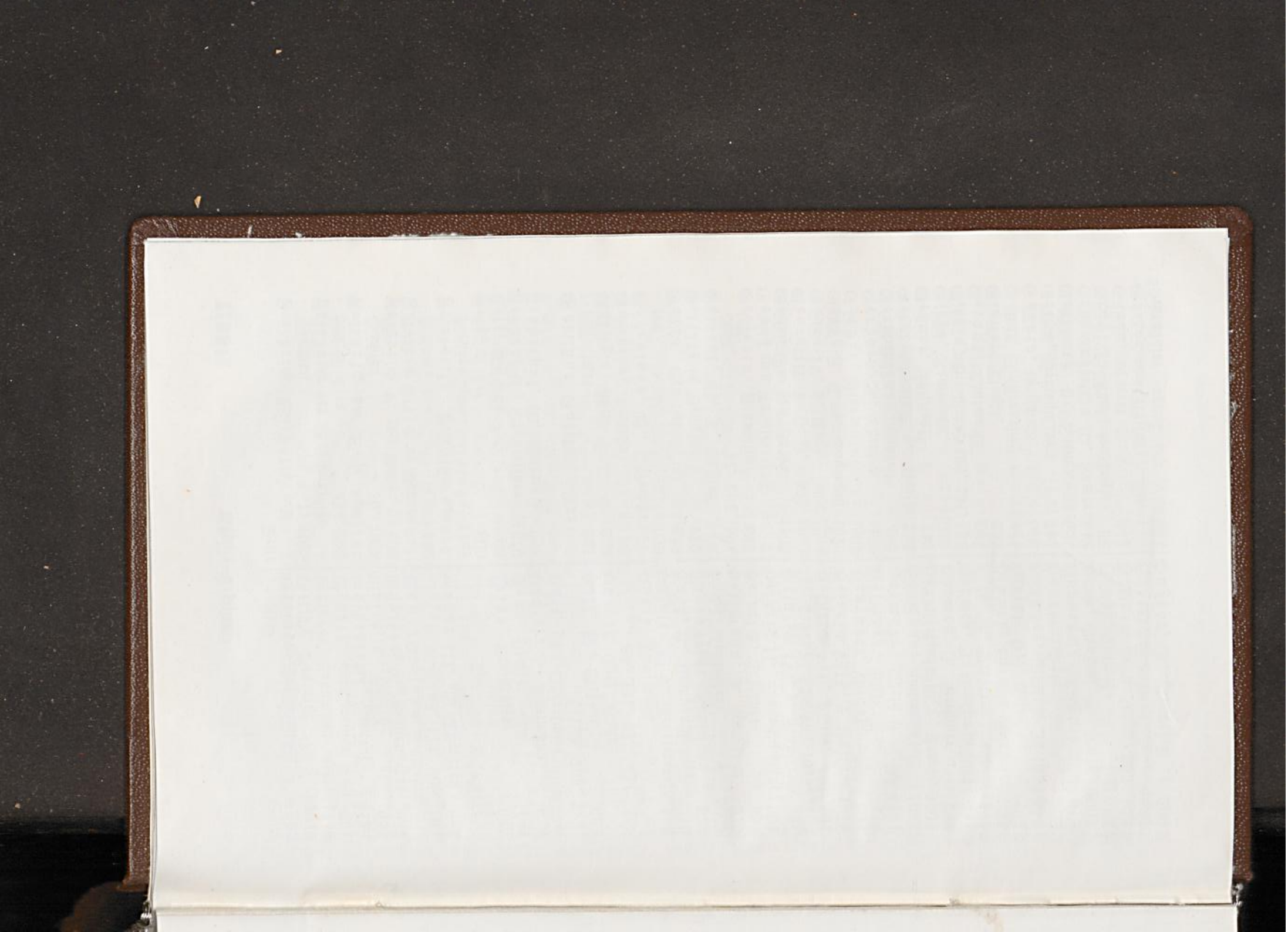
Seite
f. 255
427
555
505
145
hol.
71
356. 974
la
991
go=
337. 841
305
el 1066
nes
1149
74. 133
241
506
e 14
741
924
778
649
er 418
of.
32. 555
ts=
. 1013
2. 973
ſt=
. 1037
491
of
. 1034
er
0. 311
1108
b. 679
. 1028
t
. 704.
. 1127
t
. 1069
1119
1066
I.
1081

	Seite
Bohren, Chr., Wirth	460
Bolt, W., Knabe	461
Böm, Joseph	438
Bonnet, C., Naturforscher	396
Boos, M., kath. Pfarrer	233
Borromäus, Kardinal 417.	457
Bose, G. M., Prof.	403
Bossu, de, Graf	900
Bourgogne, General	633
Bourgogne, Herzog	627
Boyle, R., Naturforscher	328
Brenz, J., Reformator	1002
Brittler, Sekretär	800
Broschi, Carlo, Sänger	505
Breithaupt, J. J., Dr. Theol. 69.	1079
Breitkopf, B. Ch., Buchdrucker	354
Breuille, Abbé de la,	789
Browne, J., Pächter	462
Brown, Kapitän	855
Brunneck, W. v., Mädchen	852
Buchwald, v., Edelfrau	742
Bucer, Reformator	125
Bulgarin, Dichter	725
Burgleigh, Lord	451
Burk, Ph. D., Dekan	659
Burkhardt, Saisensieder	932
Busch, G. W. v. d., General	263
Byron, Marschall	1047
Cäcinna Pätus, Römer	878
Carl der Große, Kaiser 340.	489
Carl V. Kaiser 122. 274. 386. 1003.	1068
Carl I. König von England 391.	1069
Carl VIII. König von Frankreich	962
Carl IX. Kön. v. Frankr.	305
Carl X. Kön. v. Frankr.	654
Carl Gustav von Schwed.	1119
Carl Ferd. von Baden 652. 931.	1073
Carl von Oestreich	994
Caroline Aug. von Oestr.	1043
Carl W. F. von Braunschw.	241
Cambyses, Statthalter in Medien	48
Camerarius, Ph., Jurist	276
Camillus, Römer	365
Canchi, chinesischer Kaiser	1020
Caracalla, röm. Kaiser	637
Casas, Barth. de las	986
Casanova, L. di, General	841
Caserta, v., Fürst	502
Caspar, Bauer	676
Cauchier, Franzose	790
Celio, Secundo Curio, Prof.	456
Cellier, Steinhauer	778
Chanuts, franz. Gesandter	24
Chapin, Zimmermann	813
Chatelet, v., Franzose	901
Charmi-kigi, Baschkir	1137
Chateauneuf, Minister	648
Chlodwig, König	871
Chlotilde, Königin	871
Choiseul, v., Graf	373
Choquet, L., Bibelhausirer	616
Chretien, J., Schumacher	786
Christian III, von Dänem.	52
Christoph, Herzog v. Württemberg 962.	973
Cicero, Römer 365. 820.	1075
Cimon, Athener	707
Clarke, A., Prediger	108
Clairfait, General	770
Clarendon, Lord	1069
Clemens XIV. Papst	547
Clemens XVI. Papst	412
Cleobulus, gr. Philosoph	483
Cleomenes, Kön. v. Sparta	408
Clermont, Student	998
Cloe, Mädchen	607
Cnud der Große	702
Codelli, P., Kaufmann	517
Coligny, C. v., Admiral 51. 278.	677
Compian, N., Kaufmann	501
Constantia von Arragonien	467
Constantinus, d. Gr., Kais.	1018
Constantinus Chlorus	1018
Cornaro, Venetianer	420
Cornelia, Römerin	819
Cosa, M. v., Commandant	669
Cromwell, Th., Engländer	1078
Croze, La, Gelehrter	284
Cyrus, König	449

Dann, C. A., Prediger 1153
Dannenberg, H., Pfarrerin 29
Dapples, Pfarrer 31
Darius, König 544. 949
Davila, Spanier 987
Decius, Kaiser 750
Demetrius Poliorxetes, griech. Feldherr 486
Deimling, Bürgermeister 1109
Demosthenes, gr. Redner 357. 364
Desair, General 374. 697. 750
Desille, Iph., Französin 538
Dietrichs, J. P., Elberfelder Kaufmann 139
Dion, gr. Feldherr 364
Dionysius, König in Syrakus 637
Doddridge, Prediger 346. 657
Doria, A., Admiral 377
Dufresnoi, Französin 460
Duguet, Theolog 178
Dulis, Franzose 535
Dumont, Lieutenant 960
Dusquesne, Admiral 924
Duval, V. Ch., Bibliothekar 379
Dyhern, v., Offizier 583
Dytevus, Gallier 886

Eberhard von Württemberg 640. 1023. 1064
Eberstein, W. v. 1065
Eduard von England 672
Egede, Hans, Missionar 361
Egelhof, Beamtenfrau 404
Egetmaier, Schneider 736
Elisabethe Christ. v. Preuß. 22
Elliot, General 537. 890. 1124
Elliot, J., Missionar 671
Embert, E., Französin 60
Engelberger, Trommler 861
Eptrem, Einsiedler 417
Epiktet, gr. Philosoph 141. 419
Erbach, v., Gräfin 991
Erskine, Th., Lord 297
Ernst von Sachsen-Gotha 470. 646. 1027
Eudoxia, Kaiser 466
Exter, Ch. L. v., Knabe 13

Fabricius, J. A., Prof. 255
Fabricius, C., Römer 427
Falkland, L. v., Gräfin 555
Farinelli, Sänger 505
Febre, J. le, Advokat 145
Feneberg, M. N., kathol. Pfarrer 71
Fenelon, franz. Bischof 656. 974
Fenelon, Salignac de la Motte, Staatsmann 991
Ferdinand II. von Arragonien 837. 841
Ferdinand I. Kaiser 305
Ferdinand I. von Neapel 1066
Flanchonette, Tochter eines Landmanns 1149
Flattich, J. F., Pfr. 74. 133
Fletscher, Pfarrer 241
Fleury, F., Kaufmann 506
Fingerlin, J. Th., Knabe 14
Fontenelle, Dichter 741
Fourbis, Ritter 924
Fourmont, Pfarrer 778
Fouquet, Minister 649
Fugnano, L. v., fr. Pfarrer 418
Franke, Dr. A. H., Prof. Theol. 245. 332. 555
Franklin, B., N.A. Staatsmann 347. 1013
Franz I. von Frankr. 962. 973
Franz I. Kaiser von Oestreich 321. 654. 1037
Franz der Schöne 491
Franz Ludwig, Fürstbischof von Bamberg 829. 1034
Fresenius, J. Ph., Pfarrer 130. 311
Friedrich, Kaiser 1108
Friedrich I. von Württemb. 679
Friedrich I. von Preußen 572. 844. 1028
Friedrich II. von Preußen 98. 281. 367. 552. 658. 704. 950. 1033. 1126. 1127
Friedrich Wilhelm von Brandenburg 1028. 1069
Friedrich III. von Dänem. 1119
Friedrich von Neapel 1066
Friedrich Wilhelm III. König von Preußen 1081



	Seite
Friedrich Wilhelm von Preußen	574. 647. 1028
Friedrich der Sanftmüthige von Sachsen	324. 887
Friedrich der Weise von Sachsen	36. 1025
Friedrich V. von Baden	839
Friedrich Ulrich v. Braunschweig	142
Friederike, Prinzessin von Preußen	1151
Fritz, Küster	800
Friz, Missionar	90
Froben, E., Stallmeister	1070
Frühtrunk, R., Wittwe	953
Galiläus Galiläi, Naturforscher	341
Gallizin, Fürst	964
Gambier, Kapitän	88
Gascoigne, W., Oberrichter	639
Gates, General	633
Gelinke in Bosnien	920
Gellert, Ch. F., Dichter	17. 284. 594
Geoffrin, Französin	690
Georg von Anhalt	7
Georg Fr. von Baden	1108
Georg III. v. Engl.	579. 1033
Georg IV. v. Engl.	1014
Georg F. C. v. Bayreuth	1026
Gerber, Pfarrer	807
Gerhard, J., Theolog	459
Germanicus, Römer	488
Gersdorf, Cath. v., Edelfr.	285
Geßner, Antistes	145
Gieße, Kaufmann	316
Gilpin, B., Pred.	128. 451. 569
Giraud, Kaufmann	693
Glocker, Magd.	235
Gobat, Missionar	464
Gohard, Greis	866
Gotha, Herzogin von	743
Gotthard, H., Wittwe	681
Gracchus, C. u. T., Römer	819
Gray, J., König in Engl.	38
Green, Pfarrer	242
Gregor von Nazianz, Kirchenvater	961
Greiner, Hofkommissär	696
Grillo, Genueser	1070
Grieser, Landmann	1149
Gruber, Schulmeister	994
Guldenlowe, General	1120
Guise, v., Herzog	655
Günther, F., Saifensieder	932
Gustav Adolph v. Schweden	53. 129. 308. 703
Gustav III. von Schweden	862
Haas, Procurator	660
Hahn, Pfarrer	186
Häuser, J., Kaufmann	628
Hale, M., Oberrichter	182. 706. 725.
Hall, W., Metzger	693
Handel, Chr., Bäcker	84. 131. 335. 431. 557
Hänel, Kaufmann	81
Häseler, G. v., Geheimerath	155
Hayd, J., Componist	70
Haudaudine, Kaufmann	634
Hecht, Apotheker	1053
Heilmann, J., Jungfrau	910
Heinrich, Indianer	987
Heinrich II., v. Montmorency	901
Heinrich IV., v. Frankreich	307 499. 570. 638. 963. 1045. 1109
Heinrich VII., Kaiser	490. 961
Heinrich VIII., v. England	1078
Hennuger, Bischof	305
Helmers, Hirte	436
Hermann, Obrist v.	1134
Hermann, Amtmann	1053
Herrnschmid, G. L., Pfarrer	1009
Herweg, J., Prediger	232
Herwig, J. C., Taglöhner	857
Hill, R., Prediger	197
Hippel, Th. G., Gelehrter	21
Hirzel, Dr., Arzt	103
Hofacker, C. Ch., Jurist	159
Honain, Arzt	358
Hoppenworth, Hirte	618
Horn, Graf v.	576. 1005
Hough, Bischof	564
Howard, John, Engl.	553. 723
Hubert, Grenadier	532
Hughes, J., Feldwebel	200

	Seite
Hungard, M., Gemsenjäger	659
Husseck, Türke	709
Hutton, Dr., Bischof	98
Jablonsky, Oberhofprediger	393
Jakob I., von England	1078
Jahrs, Chev. du, Franzose	648
Jarousseau, Pfarrer	1011
Jakson, A., Präsident	41
Ibrahim, Kalife	942
Jenneval, Engländer	891
Ignatius, Kirchenvater	271
Wlkyannin, Bischof	198
Innocenz von Carthago	61
Johann der Beständige von Sachsen	821
Johann von Arragonien	841
Johannes, Altvater	366
Johannes, Apostel	566
Johann Georg v. Sachsen	332
Johann Friedrich v. Sachsen	276. 386. 1068
Johns, J. N., Landmann	156
Joseph II., Kaiser	413. 552. 706. 784. 1037
Isambard	490
Isenburg, S. Ch. v.	650
Isert, Arzt	849
Iugudumba, Hinduwittwe	472
Jung (Stilling) bad. Hofrath	103
Jouvenit, Maler	350
Jukermann, Hofprediger	142
Julius von Braunschweig	279
Jussuf, östr. Grenadier	1130
Justin der Märtyrer	49. 621
Kaibel, Prediger	317
Kaisersberg, J., Prediger	1023
Karamsin, Dichter	475
Karkert, Bergmann	473
Karver, Kapitain	59
Kassel, B., Verwalter	755
Keer, D., Prediger	291
Kempten, H. v., Ritter	331
Kießling, J. T., Kaufmann	25. 383. 601
Kießling, W., Bauer	79
Kießling, Missionar	699
Kind, Ph., Barbier	109
Kingston, Herzogin v.	454
Kirn, J. H., Landmann	461
Kirchner, Ath., Astronom	286
Klaiber, bair. Soldat	1133
Klambaur, Bauer	237
Klauß, Hirte	436. 742
Klevesahl, Professor	825
Klopstock, Dichter	471
Klyjogg, Bauer	548
Kodrus, König	1016
Köllner, A. M., Bäuerin	695
Kranach, L., Maler	1068
Krappenberger, Jüngling	858
Kressel, Baron v.	858
Krummacher, G. D., Prediger	85. 613
Kruse, H., Schäfer	41
Kuchius, A., Kanzler	277
Kugler, Missionar	464
Kuff, Neger	88
Kühze, J. L., Diaconus	153
Kurzhagen, Rittmeister	845
Lactantius, Kirchenvater	750
Lamezan in Mannheim	318
Lange, J., Prior	124
Lange, N., Prediger	575. 576. 1005
Lannaire, Franzose	790
Lannes, General	1126
Lastigne, Roberjol de, Bankier	693
Lauer, J. H., krüppelhafter Mensch	352
Laurentius, Diacon	750
Launeras, Feldprediger	636
Lavater, J. C., Pfarrer	9. 13. 662. 954. 968
Leibach, G. W., Philosoph	342
Leighton, R., Erzbischof	308
Leisenberg, L., Wirth	258
Leopold von Anhalt-Dessau	369
Leopold von Braunschweig	154. 766. 787
Leopold von Hessen	1142
Leopold von Lothringen	1030
Leopold II. von Oesterreich	1037
Lieberkühn, B., Arzt	1051
Lindenmann, Dr., Prediger	92
Lingg, bad. Oberstlieutenant	1141
Lippe, K., Gräfin von der	260
Lippersohn, J., Brillenm.	342
Littleton, G., Ritter	289

Seite

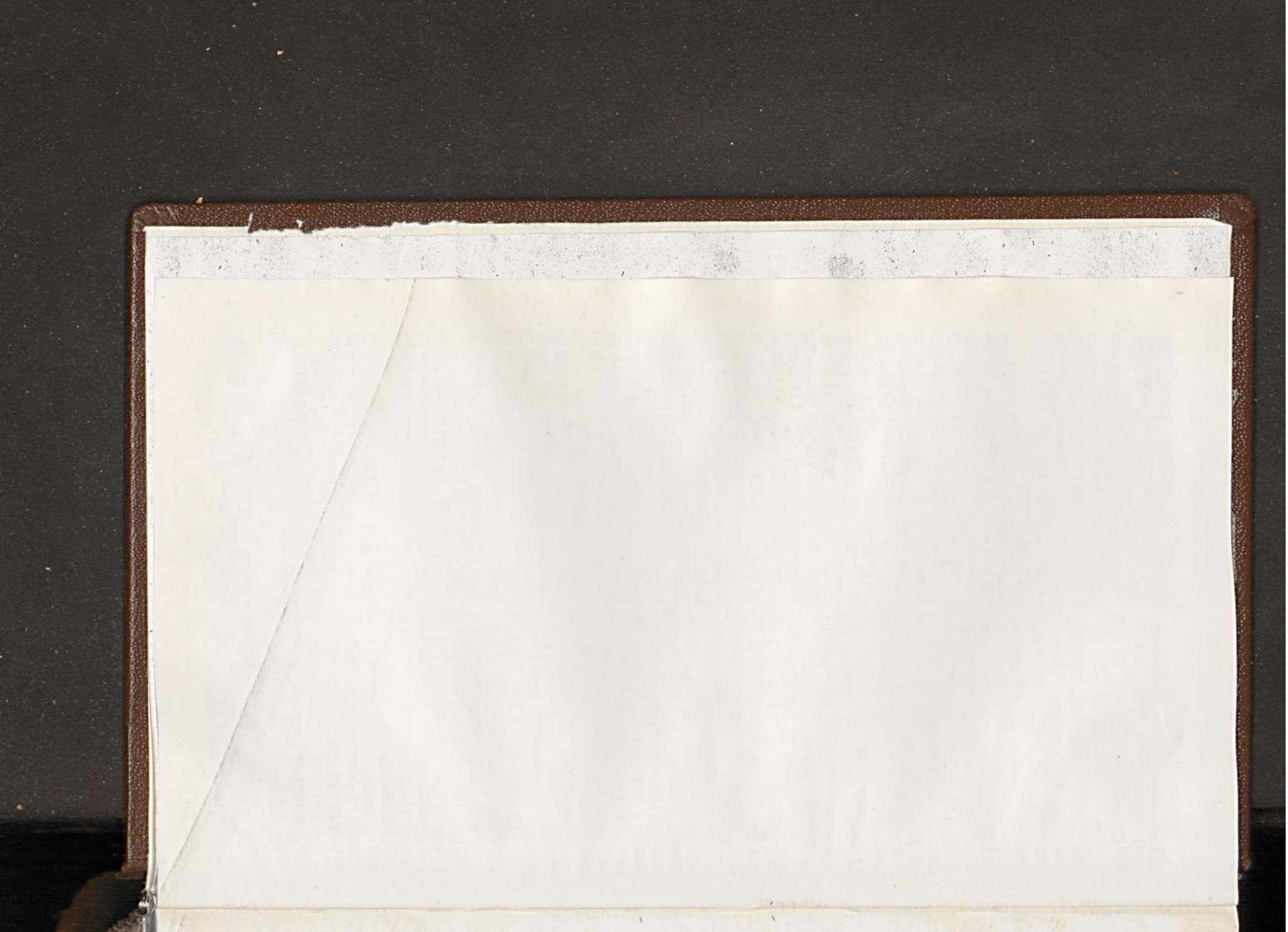
Locke, Philosoph 641
Loskiel, Bischof 333
Louise Magdalene von Hessen-Darmstadt 768
Louis, Prinz von Preußen 1126
Louise, Königin v. Preußen 993
Ludwig I. von Thüringen 667
Ludwig VI. von der Pfalz 1027
Ludwig XI. von Frankreich 323. 427. 546. 1044
Ludwig XII. von Frankreich 497. 962
Ludwig XIII. von Frankreich 901
Ludwig XIV. von Frankreich 648. 649
Ludwig XV. von Frankreich 627
Ludwig XVI. von Frankreich 1011
Ludwig von Baiern 491. 973
Ludwig von Württemberg 1020
Ludwig Eugen von Württemberg 548. 745
Luther, M., Dr., Reformator 62. 121. 434. 822. 1068

Maan Bezaid, König von Arabien 943
Macarius, Einsiedler 50. 567
Machtolf, Pfarrer 665. 948. 969
Magnus, Prinz von Württemberg 1108
Magu, Bischof 1014
Mahler, C., Steuereinnehmer 840
Maintenon, Marquisin v. 925
Mamoun, Kalif 492
Manderstierna, General 301
Manglon, Chinese 828
Manuel, port. Priester 350
Marcus Aurelius, Kaiser 982
Marie Josephine von Frankreich 877
Maria Theresia, Kaiserin 649. 704. 1010
Marivau, Gelehrter 740
Maroni, M., Sekretär 909
Marsigli, A. F., Graf 918
Martin, Bischof 5
Martini, A., Hofprediger 53
Martini, D. J. H. W., Naturforscher 556
Martins, Richard 1152

Seite

Massenbach, Obrist v. 89
Mashow, Kaufmann 835
Matthew, Priester 423
Maximilian I. von Oesterreich 1023
Maximilian II. 1103
Maxwell, J., Kapitän 809
Mecklenburg Schwerin, Herzog von 1174
Melanchthon, Ph., Reformator 62. 127. 304 450. 562. 622. 1068
Medicis, Catharine von 677
Mello, E. v., Kapitän 892
Mende, Ch., Nachtwächter 1058
Menger, M., Mädchen 82
Mendelsohn, M., Philosoph 349
Menzikof, A., Marschall 822
Meuthe, Obsthändlerin 520
Mochaux, Offizier 500
Miconius, F., Reformator 64
Miflin, W., Quäker 529
Miller, J. P., Prediger 744
Mirbach, Edelmann 712
Mitri, Graf v. 635
Mittenmaier, Pfarrer 325
Moffat, Missionar 218
Molière, Dichter 333
Molter, F., Lehrer 984
Monica, Mutter des Augustinus 819
Monthausier, Herzog v. 333
Montmorency, Connetable 516
Moreau, General 994
Möre, C. v., Edelmann 1064
Morington, Engländer 726
Mornay, v., französischer Staatsbeamter 307. 1045
Morvilliers, Kanzler 547
Mose, Altvater 303
Moser, Ch., Pfarrer 298
Moser, J. J., Jurist 131. 311. 401
Müller, H., Pfarrer 296
Müller, N., Dr., Arzt 475
Münnich, Graf v. 402
Muak, J., Kapitän 457
Musculus, W., Reformator 125
Mutewekul, Kalif 358

	Seite
Nagno da Cunha, Vicekönig	669
Napoleon, Kaiser 243. 292.	1042
Negeli, F., Schultheiß	563
Nicolaison, Missionar	464
Nostiz, Adjutant	1127
Nott, Missionar 107.	700
Nugent, General	552
Oberlin, J. F., Pfarrer 22. 318.	443
Oluf, der Heilige	1063
Ortenburg, J. C. v., Graf	991
d'Orville, Obrist	172
l'Ospital, Kanzler	678
Otto, Kaiser 121.	331
Oxenstierna, schwed. Graf	40
Parche, Bibelhausirer	970
Pachomius, Altvater	410
Palm, Ch. H. v., Edelmann	983
Palmer, H., Missionar	615
Pambo, Altvater	410
Pamkaunit, Indianer	94
Park, Murgo, Reisender	756
Paula, Vinc. de, katholischer Pfarrer	752
Paulitz, J. E.	1117
Paulus Aemilius, Römer	377
Patricius, Vater des Augustinus	820
Pechon, C., Weingärtner	700
Pelagia, Schauspielerin	161
Pelisson, Sekretär	649
Perdin, Kaufmann	509
Perron, A. du, Gelehrter	352
Peter I. von Rußland 58. 622. 780. 822.	964
Peter II.	823
Peterborough, General	670
Pez, B., Domherr	284
Pfauser, J. S.	1003
Pfenninger, J. C., Pred.	661
Pfenninger, Cath., Pfarrfr.	913
Pflugfelder, Schulmeister	192
Pfuhl, Lieutenant	933
Philipp V.	505
Philipp L. v. Hanau	468
Philippine Ch. v. Braunschweig	154
Pius V., Papst	428
Pizarro, F. 986.	1076
Platen, v., Gutsherr	755
Plato, gr. Philosoph 544.	636
Poinse, Franzose	898
Pöllnitz, Baron v.	658
Polycarpus, Märtyrer 465.	749
Pomponius Atticus, Röm.	721
Pourtales, v., Edelmann	429
Pramier, A. L., Näherin	691
Preis, Hirte	436
Price, Pfarrer	68
Purgold, D. H., Pfarrer	521
Pütter, Jurist	296
Pyra, J. J., Dichter	842
Pyrrhus, König	427
Quintus, Römer	410
Quizow, v., Baron	281
Raikes, R., Buchdrucker	594
Rappoldstein, v., Gräfin	8
Ratzenberger, M., Arzt	37
Regulus, Römer 321.	501
Reichard, Bauer	209
Reichel, K. R., Pfarrer	95
Reichenbach, Pfarrer	585
Reichstadt, Herzogin von	103
Reimann, A. E., Missionarsfrau	140
Remonsat, v., Baron	895
Renaudet, Kapitän	696
Rendenschwender, Holzhändler	444
Repnin, Fürst	965
Reuchlin, Joh., Gelehrter	1025
Retzow, v., Schriftsteller	97
Richardson, Kapitän	929
Richter, D. J., Schulmeister	976
Ridgeley, Gutsbesitzer	606
Ried, General	1053
Rieß, Schleifermeister	1139
Rigault, General	697
Robinson, Schiffer	813
Rochlitz, F., Schriftsteller	292
Rodney, Admiral	1047
Roger, Franzose	901
Rosenstrauch, Pfarrer	474
Röth, Ch. F., Professor	978



Seite

Rottenburg, Reinh. v., Edelmann 126
Rühr, Bauer 694
Rumanzoff, Graf 1036
Ruytter, Admiral 66. 368. 680

Saami, Hindu 30
Sabat, Türke 289
Sachsen-Altenburg, Herzog von 301
Saubiese, franz. General 1128
Saussure, Lieutenant 793
Schickard, H. 676
Schinz, A., Mädchen 27
Schlipp, Prediger 153
Schmettau, General 281
Schmidt, J. A., Knabe 98
Schertel, S., General 1111
Schölting, Landmann 1048
Schomberg, v., Offizier 499
Schöner, Pfarrer 336
Schrembke, Bürger in Stralsund 690
Schröder, v., General 977
Schubert, Prediger 574
Schubert, v., Hofrath 831
Schüler, Taglöhner 881
Schulz, Kirchenrath 130
Schwarz, Missionar 533. 1050
Schweppermann, General 491
Schwerin, v., General 551. 1125
Scipio Africanus, Römer 358. 414
Seneca, Römer 339
Seydlitz, General 552. 1127
Senneterre, Marschall 1011
Shaw, B., Missionar 616. 1015
Silchmüller, Hofprediger 1026
Simon, Neger 230
Smit, J., Schneider 904
Sokrates, griech. Philosoph 330. 365. 407. 419
Soliman II., Kaiser 1107
Solis, Cardinal 421
Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz 1032
Sorge, preuß. Grenadier 1138
Spadara, v., Gräfin 828
Spalding, Prediger 168
Spanochi, General 994

Seite

Spaur, v., Kammerrichter 660
Spener, Ph. J., Hofprediger 8. 66. 310. 437. 629. 572. 964
Spread, Landmann 629
Stahl, Arzt 550
Stainville, v., Rittmeister 682
Starke, General 633
Stedmann, amer. Landmann 632
Steiger, J., Schultheiß 563
Steinmetz, Abt 997. 1006
Steinkopf, Dr., C. F., Prediger in London 320. 603
Steudel, Dr. J. Ch. F., Professor 478
Stöffler, G., Pfarrer 647
Storr, Dr. G. St., Hofprediger 265
Strafford, Graf 391
Strato, König von Sidon 425
Sturm, B., Jungfrau 952
Sturm, C., kaiserl. Herold 122
Swift, Th., Engländer 1069
Szechenyi, A., Graf 960

Talay, Baron 678
Tamerlan, Eroberer 708
Theobaldus, P., Gärtner 947
Theodosius, Kaiser 272. 666. 1001
Theun, Rittmeister 875
Theusing, Schneider 846
Thomson, Dichter 739
Tiberius, Kaiser 487
Tiffernus, M., Lehrer 972
Tilly, General 1109
Tilo v. Trotta, Offizier 386
Titus, Kaiser 561. 1017
Todd, W., Kapitän 1055
Tode, Lootse 782
Tott, Baron 944
Trajanus, Kaiser 1062
Turenne, Marschall 554. 738
Turner, Engländerin 955
Typhon, Grieche 483

Ulrich von Württemberg 1065
Urlsperger, S., Pfarrer 1007
Ust Hazan, Perser 160

	Seite
Valerius Corvus, Römer	409
Valentinianus, Kaiser	416
Vanlo, Maler	690
Vaquirie, la, Parlaments-präsident	1044
Vassent, Cath., Mädchen	789
Velten, Bauer	676
Vergenhaus, Gelehrter	1025
Villa cerf, v., Marquisin	526
Vives, A., General	1105
Wacknitz, v., Hauptmann	553
Wagner, Oberamtmann	800
Wagner, Pfarrer	43
Wagner, Sattler	931
Washington, General	76
Watson, J., Nordamerikan.	816
Weber, L., Meier	892
Weise, J. A., Pfarrer	169
Weller, J., Hofprediger	1004
Weller, Nic., Bürgermeist.	324
Welitz, G., Bauer	170
Wendeler, Kanonier	879
Werner, Ph. L., Lehrer	981
Werthern, v., Gräfin	742
Wiebe, Knopfmacher	531
Wiederhold, General	1114
Wiedeck, Taglöhner	1075
Wieland, Dichter	292
Wießner, St., Schneider	188
Wilhelm von Sachsen	887
Wilhelm von Holland	1046
Wilhelmsen, D., Mennonit	307
Williams, J., Engländer	890
Willmann, Goldarbeiter	984
Wilms, Bauer	440
Wilson, J., Kapitän	46
Wittgenstein, Car. v., Gräfin	666
Wolf, Jude	807
Wolf v. Wunnenstein	1065
Woronitzky, Fürst	927
Xenophanes, gr. Philosoph	368
Xerxes, König in Persien	885
Ylefeld, General	1121
Zaleucus, gr. Philosoph	702
Zeb, Aureng, Kaiser	1031
Zeman, Schah von Kabul	290
Zeno, Altvater	656
Ziethen, General	844. 950
Zigan, Tatare	516
Ziegler, B.	380
Ziegler, Korporal	1153
Zochenus	960
Zois	517
Zrini, Graf	1107

